

10





-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 1

Sonntag, den 3. Januar

1915

Aus den Kriegserinnerungen eines heftigen Militärarztes.

Von Dr. Kappesser, Generalarzt a. D.
(Nachdruck verboten.)

Von mir Nahestehenden ist schon öfters der Wunsch an mich herangetreten, einiges von dem, was ich in den Feldzügen 1866 und 1870/71 erlebt habe, zu dauerndem Gedächtnis aufzuschreiben. Wie ich schon anderswo bemerkt habe, so bin ich militärisch zu wenig veranlagt und wenig vorbereitet, um derartige Dinge, wie sie sich um mich herum zgetragen haben und die viefach mit meiner fachmännischen Tätigkeit nichts zu tun hatten, in richtiger und gemeinsamer Weise wiederzugeben. Um jedoch meinen guten Willen zu zeigen, will ich nachstehend eine Episode aus dem Winterfeldzug 1870/71 aus dem Gedächtnis niederschreiben, wobei ich mir durch die Begleitumstände eher wie ein abenteuerlicher Schlachtenbummler denn als aktiver Teilnehmer vorstelle.

Nach der Katastrophe von Sedan und nach Besetzung von Straßburg und Metz hatten wir gehofft, daß es nunmehr genug sei des grausamen Spiels. Statt dessen begann schon den Tag nach dem letztgenannten Ereignis der eilige Weitermarsch nach Südwest, wo durch den rastlosen Eifer des Agitators Gambetta an der Loire sich neue Gewitterwolken zusammenballten. So eilig hatte man es, daß in den ersten zehn Tagen des November nicht einmal ein notwendiger Rasttag gewährt werden durfte, und als wir endlich, südlich von Paris, an der Seine angekommen, einen solchen haben sollten, wurden wir schon am dunkeln Morgen alarmiert zum Weitermarsch, da in der Nacht Nachricht gekommen war von der schweren Bedrängnis, in welcher die Bayern bei Coulmiers geraten waren. Und gerade in dieser Nacht gemahnte uns der mit Schnee eintretende Frost daran, daß wir dem Winterfeldzug entgegengingen, und wenn uns auch kein Moskau und kein Beresina in Aussicht stand, so machte doch der scharf vom Atlantischen Ozean her uns entgegenwehende Schneewind sich recht fühlbar.

Rastlos ging es dann weiter. Einmal, als wir in einem ansehnlichen, aber fast menschenleeren Städtchen kurzen Halt machten, um die Pferde zu füttern, trat ich in ein Haus. Da entdeckte ich

in der glühenden Nähe des Kamins ein paar köstlich duftende, gebratene Kartoffeln, die wohl von Vorgängern dort im Stiche gelassen worden waren, und wie ich sie aus den Herbfestern von meiner Knabenzeit her kannte. Und die habe ich dann in raffinierter Weise ausgenützt, indem ich sie bei dem alsbaldigen Weitermarsch in den beiden Seitentaschen meines Paletots versteckte und sie zuerst als Wärmespender ausnützte, indem ich abwechselnd mit einer Hand die Bügel führte und die andere in dem warmen Plätschen unterbrachte, bis ich endlich die gefundene Göttermahlzeit verzehrte. Wir zogen dann weiter durch den herrlichen Wald von Fontainebleau, wobei wir aber von dem Schlosse nichts zu sehen bekamen, und jenseits führte der Weg durch eine Steinwüste wie unser Felsenmeer am Melibotus, nur viel, viel ausgebehtener, und es war unheimlich zu denken, wie es uns Kavalleristen wohl ergehen würde, wenn da zwischen den ungeheuren Felsblöcken ein paar Kavalleriere uns aufgelauert hätten.

In Malesherbes (von den Kosen des Herrn von Malesherbes habe ich dort nichts gesehen) traf uns der Befehl, daß, während die heftige Division weitermarschierte, von den beiden Reiterregimentern je drei Eskadronen direkt nach Süden gehen sollten, dem zehnten Korps entgegen, dessen Marschlinie am weitesten nach Süden und parallel mit dem nördlichen Bogen der Loire und dem davor lagernden Wald von Orleans ging und daher des aufklärenden Dienstes der Kavallerie doppelt bedurfte, während es einen Teil der eigenen, die in den Kämpfen vor Metz zu sehr gelitten hatte, zur Erholung an die Pariser Belagerungsarmee abgegeben hatte. Es war ein unheimliches Reiten, so ohne begleitende Infanterie, mitten durch eine von Agitatoren bis zur Siedhige erregte



Schmecks gut?

feindliche Bevölkerung.

Vor Montargis kam ich zum erstenmal in Tätigkeit, als die dortige Bevölkerung, verhebt durch einen jungen Menschen, den Gambetta dort als Unterpräfekten hingeschickt hatte, sich mit Massengewalt einer unserer, unter Führung des Leutnants, jetzigen Generaladjutanten von Scholl dort einbringenden Patrouillen widersetzte. Das sollte ihnen freilich übel bekommen; denn durch den Einjährigen Renz, der mit dem jetzigen deutschen Gesandten in Paris, Herrn von Schön, beides Wormser Kinder, den Feldzug als Freiwilliger mitmachte, war die Verbindung mit dem heranziehenden zehnten Korps hergestellt worden, und nicht lange

nachher sah man den Herrn Unterpräfecten in elegantem Frackanzug, aber mit mittels Striden auf den Hüften gebundenen Händen, abführen, während das Städtchen für seine unbefangene Kriegsteilnahme tief in den Sad steigen mußte.

Der März ging dann im Korpsverband weiter, bis er in der Nähe des Städtchens Beaune la Rolande zeitweise zum Stillstand kam, da sich die Nähe des Feindes fühlbar machte. Unsere in einzelne Abteilungen aufgelösten Reiter machten weite Vorstöße zur Erkundung der feindlichen Stellung, und am 21. November hatten Teile von beiden Regimentern ein glänzendes Gefecht gegen französische Lanciers, deren Oberst schwer verwundet von den Unseren gefangen genommen wurde.

Da also das Korpskommando unsere Schwadronen in alleinige eigene Verwendung nahm, schwebte das Brigadefeldkommando wie das Kommando des Garde-Chevaulegers-Regiments einmüde in der Luft, man konnte sich aber vorerst nicht von dem medizinischen Gesolge trennen. Erst am anderen Tage wurde man sich klar, daß wir eigentlich nur ein unnützes Anhängsel seien, für dessen Unterhalt es an den benötigten Mitteln fehlte. Spät am Abend erhielten wir dann noch Befehl, die Infanterie-Brigade Valentini aufzusuchen, um dort den Aufenthaltsort unserer Schwadronen zu erkunden, um bei ihnen Unterkunft zu suchen. Da dachte ich an die Worte des Apostels Petrus (1. Petr. 2. 18): „Ihr Anrechte seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht nur den gütigen und geübten, sondern auch den wunderlichen“, und zog hiemit meinem Hauptein diejenige, wo die genannte Brigade ihre Zelte aufgeschlagen hatte.

Dort wurden wir etwas unwohl empfangen, da man zurzeit mit Nachrichten von einem drohenden Angriff des Feindes beschäftigt war, und mit der Mitteilung, daß die heftige Reiterei schon seit einigen Tagen nach dem gegen vier Stunden rückwärts gelegenen Chateau Ladon zur Hüdenbedeckung gesandt und also zurzeit für uns nicht erreichbar sei. Einstweilen sollten wir uns auf der rechtswinklig abbiegenden Straße nach einem Gehöft begeben, um dort Unterkunft zu suchen, doch sollten wir uns im Falle eines Angriffs auf demselben Wege wieder zurückbegeben.

Bekanntlich ist dem einen sein Wohl, was dem andern sein Nachteil ist. Gerade am Tor des stattlichen Anwesens, das wohl einmal einer weltlichen oder geistlichen Herrschaft zugehört haben mag, trafen wir mit einer Patrouille zusammen, die, aus dem Wald kommend, einen Verwundeten mit sich führte. Es war ein ungefährlicher Schuß in die rechte Schulter, und die Kugel, die hinter der Schulterhöhe dicht unter der Haut lag, konnte ich durch einen kleinen Hautschnitt leicht entfernen. Sie war merkwürdig in der Form verändert, sie schien erst auf einen harten Körper, vielleicht einen Baumstamm, aufgeschlagen zu sein und dann abspringend den Mann getroffen zu haben, weshalb sie auch nur wenig Schaden getan hatte. Einer der Zugenden meinte, die Kerle hätten wohl Blei von Kirchenkesseln in ihre Schloßfellen geladen. Meine gute Tat hatte uns aber sofort die Herzen aller Anwesenden zu Fuß wie zu Pferd erobert, und bereitwillig räumten sie uns sofort die beiden Staatsstuben der abwesenden Besitzer oder Pächter ein, während eine Anzahl Dragoner in einem geräumigen Vorraum an den reichlich vorhandenen Borräten sich labten. Das waren nun herrliche Ausflüchten. Zwei prächtige Betten, wie man sie eben nur in Frankreich findet, und wie wir sie seit Monaten nicht mehr gehabt hatten, befanden sich da, und auf den glänzenden Zimmernöbeln stand ein prachtvolles Porzellanervice, von dem wir uns nur einige Teller und Tassen zu unserem Gebrauch entliehen, alles übrige aber wegen möglicher Beschädigung in einen Wandschrank verstaute. Da uns am Tag vorher auch der Führer einer Probantkolonne aus Mitleid mit uns Verwaisten aus seinen Borräten eine richtige Ochsenleber spendiert hatte, so fand uns nun mitten in den Vorposten ein „Leben wie Gott in Frankreich“ in Aussicht.

Am Morgen des dritten Tages rief mir mein Stiefkollege aus der anderen Stube zu: Heute ist Sonntag, heute wird richtig ausgeschlafen! Im Gefühl meiner Verantwortlichkeit stand ich aber doch auf, und da sah ich durch das Fenster drüben im Walde eine helle Flamme. Mein Durchein meinte: Da drüben schießen sie sich wieder einmal den ganzen Morgen herum und jetzt haben sie wohl wieder zum Zeitvertreib einen Holzhaufen angezündet. Ich ging aber dann in den Hof, wo mir eine merkwürdige Unruhe auffiel, und wie ich einen gerade mir Begegnenden Unteroffizier fragte, was dem los sei, jagte er: Herr Doktor, 's is Alarm, machen Sie, daß Sie hinauskommen, die Bude wird da vorn gleich zu sein! Nun hieß es aber sich spüren. Ich hatte all die Zeit unsere Pferde, die auf einem vollen Heuschaber ein richtiges „Burenleben“ führten, zur Vorzüge immer nur für kurze Zeit zur Abkühlung abstellen, sonst aber stets marschbereit halten lassen. Wegen meine Männerchen aber, die gerade wieder statt Kaffee einen Topf Rotwein vor sich hatten, mußte ich fast Gewalt gebrauchen, um sie aus diesem Capua herauszureißen. Und es war hohe Zeit. Wie wir nach erhaltener Weisung unseren Müdzug antraten, knallte es von links her immer näher, und da an der Straßenkreuzung die Wagen zu Boden begannen, beschloß ich, außen um das Dorf herum zu reiten, schickte aber doch den Dragoner Philipp Fahr* von Wonsheim, der sich bei mir befand, als Begleiter mit dem Sanitätswagen, und das war gut; denn gleich nachher fiel der Führer eines Bagagewagens von einer französischen Kugel getroffen vom Bod, und da hätte es leicht reichen können, daß die mich begleitende

Mannschaft, von einer etwaigen Panik ergriffen hätte, in Mitleidenschaft gezogen werden könnten, und mein Kriegsgerät, wie meine persönliche Habe wäre in Gefahr geraten. Wir machten dann, daß wir schleunigst weiter kamen bis zu dem Bahnhof zwischen Beaune la Rolande und einem anderen Städtchen, dessen Namen mir entfallen ist, und wo man gerade die beginnende Schlacht vorbereitete. Der Bahnhof, wie das Städtchen Beaune, das mit zum Teil noch erhaltenen Ringmauern und seiner hochragenden Kirche einen romantischen Anblick gewährte, lagen etwa ein bis zwei Kilometer von einander entfernt auf dem steil abfallenden Rand eines langgestreckten Hü-



Ein Divisionspfarrer an der Front.

Unter Bild zeigt einen Franziskanerbruder als Divisionspfarrer auf dem westlichen Kriegsschauplatz an der Front im Gespräch mit Verwundeten.

gels, so recht geeignet zur Abwehr eines aus dem tieferen Land aufsteigenden Feindes. An dem Bahnhof, der einen bequemen Ausblick auf das Vorgelände gewährte und dessen Fenster mittels Matrosen und Hausgerät zu Schießscharten eingerichtet waren, hatten der kommandierende General und sein Stabschef Caprivi, der spätere Reichskanzler, mit einem kleinen Gefolge Aufstellung genommen, da man von hier die Gegend weit übersehen konnte. Man soll aber nicht denken, daß man da etwas von „Schlachtengevähl“ gesehen hätte, wie man solches auf den Bilderbogen sieht. Die Vorgänge spielten sich meist unsichtbar zwischen Bäumen und Waldparzellen ab wie hinter Kulisien. Wir selbst aber trieben uns den ganzen Tag, von niemanden beachtet oder behelligt, als richtige Kriegsvagabunden herum.

Einige Male lehrten wir nach dem dahinter liegenden Städtchen zurück, um für Lebensnahrung und Noldurst zu sorgen, und da traf ich unseren Sergeanten Schmidt, der mit fest verbundenem Halse auf einer Kirchentreppe saß**. Er war, gerade so wie wir, am dunklen Morgen auf weit draußen liegendem Vorposten von einem plötzlichen Angriff der Franzosen überrascht und von einer Kugel quer durch den Hals geschossen worden, die merkwürdigerweise zwischen Luft- und Speiseröhre durchfahrend keines der großen Gefäße oder Nervenstränge verletzt hatte.

(Schluß folgt.)

* Gestorben am 21. März 1911 zu Gießen.

** Schmidt diente noch lange Zeit als Feldell bei der Darmstädter Technischen Hochschule.

Der alte Bleicher.

Ein Lebens- und Zeitbild von Hein Stessel.

(Nachdruck verboten.)

Ich sehe ihn noch immer vor mir, den großen hageren Mann, wie er mit seinem Pferdchen, eingekleidet in eine lange Karre, die Straßen der Stadt langsam durchzog, um das frisch gewaschene Linnen der Bürger nach seiner Bleiche „auf der Erft“ zu fahren.

Das war damals noch eine schöne paradiesische Zeit im Städtchen; noch zogen sich rings verschwegene Pfade und Wege zwischen grünenden Breden und schillernden Weibern um die altfällige Felsung; noch tauschte eine halbe Stunde vom Städtchen entfernt die klare Erft im alten vielverschlungenen Bett. Zwischen verkrüppelten Weiden, schlanken Erlen, fernigen Ulmen klang des Flusses geschwägig Plaudern.

Damals lebte die Stadt nur sich selbst und Fremde, die zuzogen, erhielten als Stigma den Namen des Landes woher sie gekommen; der Esifer, der Rafjaner, der Montjoier. Aber auch jeder Bürger hatte seinen Beinamen, der nicht immer ein Schimpfname war, auf den der Betroffene aber eher hörte, wie auf seinen Taufnamen.

Damals bleichten noch alle Bürgerfrauen, die etwas auf sich und ihre Wäsche hielten, nur auf der Erft. Der alte Bleicher kam mit seinem Pferdchen und seiner Karre zu jeder Stunde Wäsche abholen. Nur Sonntags war Ruhe. Der Bleicher war groß und schlant gemacht, vom Alter schon ein wenig gebeugt; bartlos war sein Runzelgesicht und sein Gang infolge der langen Weine statig. Er war nicht immer guter Laune und dann war nicht gut kirschen mit ihm essen. Das kam vom störrischen Pferdchen, das erblüdet, sehr gerne seine eigenen Wege ging; besonders in den fastigen Alceader hinein. Das kam von den schwaghafsten wichtig tuernden Waschfrauen; vom Wetter auch, denn ihn plagte die Gicht; und von des Lebens Nadelstichen überhaupt. Auch lebte der alte Mann der festen Meinung, daß in seinen jungen Jahren an ihm ein ungeheurer Betrug verübt worden sei. Lange war es her, da besaß er eine Bleiche (noch heute heißt es dort „auf der Bleiche“), ganz nahe bei der Stadt, da ließ er sich beschwären und verkaufte sie an einen großmächtigen Tuchfabrikanten, der baute eine riesige Fabrik dort und wie er die Fundamente auswarf, fand der Fabrikant dann viele Töpfe mit Geld, unmenlich viel Geld, und von der Stunde an war der Fabrikant ein Millionär und der Bleicher war arm geblieben. Das erzählte er jedem, der es anhören wollte. Oft habe ich die Erzählung vernommen, an lauen Sommerabenden, wenn der Bleicher Feierabend hatte und vier Jungens um an ihn herandrückten. War er mit seiner Erzählung zu Ende, spie er aus oder zählte zwischen den zusammengebissenen Zähnen: „Die Speckbove, die Speckbove, dat Geld wor ming.“

Die neue Bleiche lag nun eine kleine halbe Stunde vor dem Städtchen am Ufer der Erft, sie hatte einen großen Vorteil vor der alten, weder Rauch noch Ruß, noch Staub verdrab das weiße Linnen. Frische feuchte Luft gab der Wäsche einen wunderbaren Geruch und die Bürgerfrauen betrachteten jeden Bleichtag als einen Tag der Sommerfrische. Einsam war's hier sonst, mütterlehen allein lag das kleine einspindige Häuschen am Wieserand, beschränkt von hohen Weiden zwischen dunklem Erlengebüsch. Die Wipfel der Weiden rauschten mit dem Wasser um die Wette und sangen den Bleicher und seine Frau und all' seine Kinder in Schlaf und Vergessen. Es war ein wunderlichlich, idyllisch Plätzchen, dieses Heim der Bleicherfamilie.

Hier herrschte ein echter Winter mit all' seinen Beschwerden, wie man sie nur damals kannte, aber auch mit all' seiner Beschaulichkeit; denn dann ruhte meist das Geschäft und des Sommers Ernte mußte über die gewinnlose Winterzeit hinweghelfen.

Jrgendwo erblühte schöner der Frühling mit Weidenkätzchen, Weichen und Schlüsselblumen, mit Nachtigallenschlag, Esfern- und Krähengezetter. Im Frühjahr hob sich das Geschäft und jauchzend mit den Vögeln um die Wette, kamen die Bürgerfrauen, ihre Töchter und Waschfrauen im trauten Verein heraus aus dem Städtchen. Froh, der Gassen Gage, des Winters Ode wieder für

ein Jahr hinter sich zu haben, gaben sie sich eifrig an die Arbeit, des Winters Gölbe mit der Frühlingssonne und dem klaren Wasser des Flusses aus dem Linnen zu bleichen.

Und der Sommer! Ja, wo konnte er schöner, geruchlicher und kühler sein, als bei dem alten Bleicher. Aber der Stadt, den Wiesen und dem Wege brütete die Sonne; in den engen Gassen lag dröhnende Schwüle. Am Weidgrande aber wanderte der Schatten der Weiden umher; würzige Luft strich durch ihr Gezweig, feuchte Kühle zog vom Fluß daher und das Linnen duftete so einzig, wohlrig und gut. Dann war nimmer Platz auf der Bleiche, und des Bleichers Frau hatte großes Leid, all denen ein Plätzchen zu verschaffen, auf dem grünen Rasen anzudecken, die hinausliefen. Von morgens in der Frühe bis zum späten Abend, ohne Unterlaß ging die Karre dann zwischen der Stadt und der Erft; das Geschäft blühte.

Nam dann der Herbst und schillerte das Laub der hohen kanadischen Weiden im herrlichsten Orange und Rot und Gelb, so ließ mit den kürzer werdenden Tagen auch die Bleicherei nach, um so langsam nach dem Winter zu erstehen, zur Ruhe zu kommen.

Dann rastete der grüne Arien, überzog sich mit gelbem Schimmer und die Blätter der Weiden legten sich auf ihn, gaben noch ein Decklein darauf. Dann hatte das Pferdchen gute Tage. Nur wenige Male im Tage machte es noch den Weg zur Stadt, die übrige Zeit tummelte es sich auf der Weide umher. Dann hatte auch die Bleicherfamilie gute Tage, allerdings mit einiger Einschränkung. Der alte Bleicher war ein etwas schwierig zu nehmender Mann, der absonderliche Eigenschaften hatte und die jetzt in der besäftigungslosen Zeit schärfer denn je hervortraten. Aber die Frau wußte ihn zu nehmen. Allzeit war sie seine treue Gehilfin gewesen.

Viele Kinder hatte die Bleiche aufwachsen sehen, und wie die Kleinen von unten nachdrängen, mußten die Großen hinaus in die Welt. Das Häuschen faßte immer nur seine bestimmte Zahl und die auf die Art nach draußen kamen, wird's nicht gereut haben, sie sind teilweise sehr gut untergekommen, und wenn im Städtchen Festtage waren, Kirmes oder Schützenfest, fanden sie sich alle wieder auf der Erft ein, dann war dort ein besonders großes Fest.

Ruhig ging der alte Bleicher durch das Leben und die Jahre. Er zog früh morgens aus, seine Stunden zu holen, schaffte ihre Körbe mit Wäsche nach der Erft, holte neue, brachte die gebrauchte und aufgewaschene und meist auch getrocknete wieder nach der Stadt. Tag für Tag. Das fing Montags klein an, schwoll zum Donnerstag zur bedrohlichen Welle und flaute Freitag und Samstag wieder ab. Sonntags war Ruhe, dann lag nur hin und wieder ein langges Stück selbstgesponnenen Linnens auf der Bleiche, aber dies war schon damals eine Seltenheit, wer spann noch und webte sein Linnen selbst? Sonntags zog der alte Bleicher

allein nach der Stadt, ganz in der Frühe zur Kirche und um die Sonntagbedürfnisse für die Familie herauszuholen. Im Arme trug er ein Henkelkörbchen, das war schneeweiß, drinnen barg er seine Ware. Vor allem ein gut Stück Dosenfleisch von Appels Zoodel, dem Schlächter. Dann enthielt das Körbchen neben anderem unzweifelhaft auch einige Liter Bier wohl verfort in Sauerwassers Krügen. Dies lieferte Meyers Bitte, und während der die Krüge füllte, trank der alte Bleicher noch ein oder zwei Glas Bier auf Vorrat, dann wanderte er langsam, wie er auch gekommen, heim. Lange sah man die hohe etwas verkrümmte Gestalt des alten Bleichers mit dem Körbchen im Arm über den freien Erftweg dahinstelzen; wie an der Schmir gezogen lief der Mann über die Wegeböfhe.

Lange Jahre, über ein gewöhnliches Menschenleben hinaus, spielte sich das Leben der Bleicherfamilie in diesem Kreislaufe ab.

Das Schicksal war manchmal mit schwerem Schritt über die Bleiche gegangen. Wo kehrte es nicht ein? Beim armen Mann aber haben keine Schläge stets eine breitere Angriffsfläche. Da brach hin und wieder ein Rad an der Karre, zermürbt von Sonnenbrand und Regen; ab und zu erkrankte ihm ein Pferdchen und wanderte zum Schinder, obschon noch kein Erneuerungsfonds vorhanden war. Schwere Verluste für einen armen Mann. Zweimal



Ein Stabsquartier im vordersten Schützengraben 80 m vor dem Feind, aufgenommen auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Der Unterstand des Vortrupps weist sogar den Luxus einer Schiebetür und einer Strohdachmit Salzkübeln im Inneren auf.

brach der alte Bleicher ein Bein, aber die alten brüchigen Knochen ließen immer wieder.

Dann kam etwas sehr schlimmes, etwas das nie wieder ausheilen sollte, das Verderben kam über die klaren Wasser der Erst. Daran ist im Laufe der Zeit und letzten Endes die Bleiche zu Grunde gegangen, daran krankt noch heute die Erst mit ihren modernen Anlagen. Oberhalb ward eine Zuderfabrik errichtet, und deren Verbrauchswasser verpefete das Wasser der Erst, verwandelte den klaren Fluß in einen stinkenden Schlammstrom. Das fing an im frühen Herbst und dauerte in der Hauptsache bis Ende Januar, solange die Rübenverarbeitung anhielt; aber es genügte, um den Fluß und seine Umgebung und auch die Bleiche für das ganze Jahr zu verderben. Zum Aufwaschen, zum Gießen der Wäsche konnte das Wasser nicht mehr gebraucht werden.

Da ging der alte Bleicher mannhalt gegen die große Fabrik und ihre mächtigen Signer vor, und er hatte Erfolg. Als Gehalt für die verschwundenen klaren Wasser bohrte man ihm einen Brunnen und setzte eine Pumpe darauf. Ein schlechter, ein wohlfeiler Ersatz. Ein Glück schon, daß die Fabrik im Frühjahr und Sommer keine Abwässer in den Fluß gab.

Es war aber durch diese Fabrik der Erst im landschaftlichen Sinne alles genommen. Eine üble Luft lag fortan über der herrlichen Muenlandschaft. Die klaren Niesbänke verschlammten, der

Da legte sich eines schönen Tages die Frau des Bleichers hin und stand nicht mehr auf. Und es ging das Gerüde: „Das war eine treue Seele, ein gutes Weib, die hielt den Alten zusammen — und es soll mich wundern, wenn er seiner Frau nicht nachtrauere.“

Und man sollte recht behalten; der alte Bleicher staute; der Tod des treuen Weibes ging ihm nahe, und dann blieb auch er eines Tages im Bett liegen. Es war im Vorfrühling, wenn so ein seltsam unruhig Treiben durch die Natur geht, wenn neues Leben mit Macht zum Durchbruch drängt, und alles so gern von hinnen geht. Sechsendachtzig Jahre zählte er, als er seine müden Augen für immer schloß und man ihn von der geliebten Erst wegtrug.

Wenn ein freier Tag mich in die Heimat führt, sehe ich den Alten im Geiste noch immer seine Pfade wandeln, sehe ihn mit Pferdchen und Wäschelarren und ohne diese mit seinem Körbchen auf dem hohen Erstwege wandeln, trotzdem heute sich alles von Grund auf verändert hat.

Er ist zur rechten Zeit gestorben. Nach ihm ging die „Verschönerung“ über die Erst, die Erst wurde gestreckt, freiert, modernisiert und heute ist es keine Erst mehr; heute sind es „Promenaden“. Schurgerade die Baumreihen; schurgerade das Bett des Flusses. Der Begriff „Erst“ hat seine Bedeutung verloren.

Der alte Bleicher ruht schon lange in der kühlen Erde und schon lange bleicht man nicht mehr auf der Erst. Nach



Aus den Kämpfen an der Yser:

Die Trümmer der von den Deutschen aufkommengeschossenen Stadt Muisport, die von den Engländern, Belgiern und Franzosen mit außerordentlicher Hartnäckigkeit gehalten wird.

schöne Fischbestand starb ab. Ein Verwesungsgeruch, ein Fäulnis- odem zog durch die Niederung.

Dann versuchte man des öfteren den Lauf des Flüsschens zu korrigieren; es kostete jedesmal schweres Geld und brachte wenig Segen. Auch half die Erst sich meist wieder selbst; ein Wellenbruch droben in den Bergen und die Wasser stürzten wütend zu Tal, durchbrachen die neuen Schranken, warfen die Niesbänke über den Haufen und brachten dem Fluß wieder die alten, lieben Ufer. Dann geschah es aber, daß die Wasser sich auch über die Bleiche stürzten und das einsame Häuschen der Bleicherfamilie wild umbrandeten, aber bald verließen sie sich wieder und ungeschoren ließen sie ihren alten Freund.

Der alte Bleicher ging aufrecht, wenn auch mit manchem derbern Kluch, durch diese Argernisse und Neuerungen, er sah wohl die neue Zeit von allen Seiten aufstürmen und ahnte, daß die auch der Erstbleiche ein Ende bereiten würden. Denn auch die Stadt sprengte ihren schönen Gürtel von Heden, Gärten, Bächen und Weibern und troch mit neuen Straßen, riesigen Fabriken und öden Steinhäusern der Erst immer näher und nach allen Richtungen immer weiter ins Feld hinein.

Kopfschüttelnd sah der Bleicher die großen Änderungen, zählte seine Jahre und dachte: „Mir hält es aus.“

Und es hat ihm tatsächlich ausgehalten, trenn standen zu dem alten Manne und der Erstbleiche die däftigen Bürgerfrauen und die Junft der Wäschfrauen, der echten, anerkannten; obgleich auch andere Bleichen in und um der Stadt entstanden.

ihm ist ein anderer gekommen, mit gutem Willen, aber es war nicht der alte Bleicher mehr und es war nicht mehr die alte Zeit, sie war mit ihm ins Grab gesunken.

Wie bald wird der alte Mann und seine Bleiche auch der Erinnerung gestorben sein? Die dem Alten als junge Leute nahe gestanden, stehen nun selbst in den vordersten Reihen, die den Nachdrängenden Platz machen müssen.

Die Erbin.

Von Ruth W h s s e n b a c h - B e r n.

(Nachdruck verboten.)

„Welches Glück,“ sagten die Leute, „hat dieses Mädchen nur. Hundertzwanzigtausend Mark hat sie letzte Woche von einer alten Verwandten geerbt. Nun kann sie ja ihren Architekten heiraten. Die beiden lieben sich ja schon lange und nur, daß sie kein Geld hatte, hat ihn wohl von einer Ehe Abstand nehmen lassen? Ein Architekt braucht eben eine reiche Frau, außerdem ist er Oberleutnant der Reserve, sogar von der Garde.“

Aber Edith Wieland dachte gar nicht daran, Peter Fischer jetzt zu heiraten.

So groß war die Liebe von seiner Seite wohl nie gewesen und jetzt, da sie das viele Geld bekam, jetzt wollte sie erst ihr junges Leben genießen. Däßer war ihr bisheriges Leben gewesen —

fanz bemessen waren die Tage des Glückes, und jetzt sollte sie heiraten, nein, das tat sie nun nicht.

Auch Peter Fischer hatte von dem Glück, das Edith betroffen, gehört. „Donnerwetter“, sagte er ganz laut in seinem Privatkontor, „da habe ich ja nun großartiges Schwein. Jetzt will ich diese Erbin schon zur Frau nehmen, sie ist ja ein liebes, kleines Mädel und dazu nun das nötige Kleingeld“. Am mittag teilte er seinem Freunde Müller die Freudenbotschaft mit.

„Na also, alter Bruder, ich gratuliere“, jagte Müller lachend. „Lange genug bist du nun Junggeselle gewesen, bist bald vierzig, also hopp!“

„Nur nicht so stürmisch, mein Lieber, alles mit Ruhe,“ erwiderte Peter Fischer bedächtig, wie es seine Art war.

Mit deiner Ruhe wird dir Edith in die Brüche gehen, es handelt sich doch jetzt um dein Lebensglück, verstehst du denn das nicht?“

„Ja, ja, wird so schlimm nicht sein, das Mädel wird ja nun nicht gleich davonlaufen?“

„Früher war es was anderes, aber jetzt würde ich nicht zaudern“, sagte Paul Müller ernst. „Solche Partien wird dir nicht so bald wieder quasi vom Himmel fallen.“

„Na, den Fröhlichschoppen wollen wir aber deswegen nicht fahren lassen, was? Ni Prost und so.“

Welche Aufregung doch solche Nachricht mit sich brachte.

Peter Fischer klug genug, tat auch nicht dergleichen.

Sie unterhielten sich von ganz gleichgültigen Dingen.

Endlich sagte Edith: „Nächste Woche fahre ich weg, Herr Fischer.“

„So, wohin denn?“ erkundigte er sich.

„Nun, zuerst besuche ich Bekannte in Leipzig, dann fahre ich in die Schweiz, wann und ob ich wiederkehre, weiß ich noch nicht.“

Fischer war ganz perplex dieser Eröffnung gegenüber, und wußte nichts zu sagen, als: „Aber Fräulein Edith, ist das Ihr Ernst? Bleiben Sie doch lieber hier. Was wollen Sie in der Schweiz?“

„Nein, ich fahre, Herr Fischer, was soll ich im Sommer in dem kauligen Berlin?“

Was sollte er ihr erwidern, er wußte rein gar nichts, sie von diesen Plänen abzubringen, hatte er auch ein Recht dazu? Er war wie vor den Kopf geschlagen.

Also war ihre Liebe zu ihm doch nicht so groß, wenn sie ihn so ohne weiteres aufgeben konnte. Und er hatte sich eingebildet, daß sie ohne ihn nicht leben könne.

Er bedachte nicht, daß auch die innigste Liebe erblaßt, wenn sie stets nur Kränkungen erleidet. Und er hatte ihr oft weh getan.

Es war im Anfange anders gewesen. Gewiß, Edith hatte ihn sehr lieb gehabt, hatte es ihm auch, offen wie sie war, wohl zu sehr gezeigt, dann aber war doch ihr Stolz erwacht, als sie fühlte



Aus den Kämpfen am Hferkanal: Gebildete deutsche Infanteriestellung bei Neuport.

Heute morgen hatte er noch gar nichts davon gewußt, und am mittag war man in Aufregung deswegen.

Er konnte der Edith aber nicht gerade um den Hals fallen. Eigentlich hatte er ihr gegenüber kein ganz gutes Gewissen. Er hatte sie öfter in der letzten Zeit schlecht behandelt, hatte sie sogar verkehrt, letzten Sonntag hatte sie ihn erwartet, und er war nicht hingegangen, er hatte sich zwar am Montag brieflich entschuldigt, aber trotzdem, er wußte, daß sie getränkt war, hätte er eine Ahnung von der Erbschaft gehabt, hätte er für sie wohl Zeit gehabt.

Sie hatte darüber auch keine Andeutung gemacht und überhaupt, wer weiß, ob das alles stimmte. Fremde Leute faheln viel. Jedenfalls wollte er nicht so tun, als ob er jetzt so eilig hätte.

Er wollte warten, bis sie ihm schrieb, oder bis er sie traf, dann konnte er ja noch immer Nählung gewinnen, die Sache würde sich schon machen lassen. Peter Fischer ließ sich nicht gerne aus seinem Phlegma aufrütteln. Nur alles mit der Ruhe, war sein Wahlspruch.

Als er Edith am Mittwoch traf, tat er sehr erfreut, sie zu sehen.

Sie dagegen war sehr kühl ihm gegenüber. Sie war noch böse, wegen letzten Sonntag. Ihr war es jetzt ganz gleichgültig, sie hatte ja ihr Schicksal in der Hand, konnte tun und lassen, was sie wollte und hatte es wirklich nicht nötig, auf Peter Fischer zu warten, bis es ihm beliebte, mit ihr auszugehen. Sie hatte keine Ahnung, daß er es schon wußte, wegen der Erbschaft und sie vertiet es auch mit keiner Silbe. Was brauchte er das auch zu wissen!

daß sie ihm doch nichts war. Es gab ja so viel hübschere Mädchen, als sie, elegantere. Oft genug hatte er durchbliden lassen, daß er schöne Toiletten liebe. Es war ja etwas taktlos von ihm, denn er wußte, wie mühsam sie sich durchbringen mußte, mit den schlecht bezahlten Schreibarbeiten und sie sich absolut keine Extravaganzen erlauben durfte. Sie sah ja stets hübsch und niedlich aus, sie hatte viel Geschick, sich Hüte und Blusen zu machen, aber es waren halt doch nur billige Sachen, die sie sich hatte anschaffen können.

Und nun? Ja, nun konnte sie sich auch bald kleiden, das Teuerste und Schönste sich anschaffen, wenn sie wollte. Jetzt konnte sie nachholen, was sie veräußert hatte, was sie all die Jahre entbehrt hatte, sie, die arme Waise war ja nun reich.

Kast übermütig ging Edith an Peter Fischers Seite. Das Glück hatte ihre Wangen gerötet, ihr die Augen klar gemacht und ihr Begleiter schaute sie an, als ob er sie das erstmal sähe. „Man merkt“, dachte er, „daß das Glück bei ihr eingetroffen ist, sie ist ein ganz anderer Mensch heute, es stimmt also wohl mit dem vielen Mammon.“

Wie dumm er doch gehandelt hatte! Das gute Kind hatte um ihn gelitten, vielleicht gar geweint, wenn er sich mit Freunden in faden Lokalen herumgetrieben und sie abgepeißt hatte, mit dem ewigen: „Ich habe keine Zeit heute“, wenn sie ihn antelephonierte.

Nun hatte er den Salat. Nun ging sie auf und davon und er hatte das Nachsehen.

„Wollen Sie wirklich so ohne weiteres weg, Fräulein Edith?“ fragte er nach längerem Schweigen.

„Gewiß, wer wird mich denn auch hier vermissen? Kein Mensch!“

„Sagen Sie das nicht, wir alle, die Sie kennen, werden Sie vermissen.“

Ihr glückseliges Lachen tat ihm weh, als sie ihm erwiderte: „Gehen Sie, Herr Fischer, Sie scherzen wohl? Sie am wenigsten werden mich vermissen, Sie hatten ja stets so schrecklich viel zu tun in der letzten Zeit, hatten nie mehr Lust, mit mir zusammen zu sein, Ihnen wird es nichts verschlagen, wenn ich gehe.“

Er hätte sagen können: „Im Gegenteil,“ aber die Phrase glaubte sie ihm doch nicht mehr.

„Was doch so ein Geldsack anmacht,“ dachte er.

Jetzt hatte sie ihn in Händen. Früher war es anders gewesen, da hatte er sie beiseite geschoben, wenn es ihm nicht paßte, und es hatte ihm gar oft nicht gepaßt. Und nun hätte er alles Mögliche darum gegeben, um ein liebes Wort von ihr zu erhalten. Er fühlte, sie war ihm jetzt verloren.

Von Leipzig schrieb Edith ihm verschiedene schöne Karten, auf denen ihre Bekannten ebenfalls unterschrieben. Da sagte er sich ein Herz und teilte ihr mit, daß er nächsten Sonnabend dorthin kommen werde. Er wollte doch sehen, ob er sein Schicksal nicht zwingen konnte.

Sie schrieb ihm zurück, daß es nicht ginge, sie hätte keine Zeit. „Kevauche.“

Später schrieb sie noch ein paar-mal aus der Schweiz, von Basel, Genf und Lausanne.

Dann hörte er lange nichts mehr von ihr, bis eines Tages im Herbst eine Karte von Neapel eintraf. Sie teilte ihm mit, daß sie mit einer Verwandten dort weile, daß sie ein wenig Sehnsucht nach Berlin hätte.

Umgehend schrieb er, sie möchte doch im Winter wieder nach Berlin kommen, er würde sich sehr freuen.

Dann hörte er nichts mehr von ihr, fast ein Jahr lang. Umsomehr dachte er die ganze Zeit an sie, wo sie wohl weilen möchte, was sie wohl trieb und vieles andere.

Er hätte nun heiraten können, er tat es nicht. Auf was wartete er wohl noch? Gewiß war auch Edith inzwischen in den Ehestand getreten, hatte irgendwo ein Glück gefunden, sie konnte ja nun auswählen. Was war er ihr noch? Er war ja weder hübsch noch jung, was wollte er von ihr? Sie hatte ihn wohl längst vergessen.

Dem war aber nicht so. Edith hatte bald genug die Fadaisen der Stավalliere, die sie umschwärmten, fast bekommen, sie fühlte, daß alles nur ihrem Gelde galt, aber sie wollte um ihrer selbst willen geliebt werden, und schließlich hatte sie keinen gefunden, den sie nur annähernd hätte lieben können. —

Eines morgens erhielt Peter Fischer ein Telegramm. Es enthielt die Aufforderung, zu dem und dem Zuge zu kommen, weiter nichts.

Er hatte keine Ahnung, wer es sein könne. An Edith dachte er nicht, er glaubte sie weiß Gott wo.

Zur angegebenen Zeit ging er auf den Anhalter Bahnhof. Am Ausgang des von Frankfurt kommenden Zuges hielt er Ausschau.

„Wer in aller Welt kann es sein,“ dachte er.

Auf einmal gab es ihm einen Knick. Vor ihm stand Edith Wieland.

War es wirklich die Edith, die er kannte? Wie schön war sie geworden, viel schöner, als früher, voller und einfach, aber geschmackvoll gekleidet.

Ihr herziges Lachen hatte sie in der Welt draußen nicht verloren, kuschelte er, als sie ihm die Hand gab.

„Also Sie sind es, Fräulein Edith?“ sagte Peter Fischer endlich. „Sie lieben aber die Überraschungen. Nun, wie geht es Ihnen? Aber was frage ich, das sehe ich ja so.“

„Ja,“ erwiderte Edith frohgemut, „mir geht es gottlob gut. Und Ihnen Herr Fischer? Wohl unterdessen Ehemann geworden?“

„Nein, Fräulein Edith, keine Spur, noch ebenso ledig, wie früher.“

„So, so, ich dachte, Sie hätten sich in der langen Zeit verheiratet.“

„Es war keine da, die mich wollte,“ stöttele der Meistert. „Das glaube ich Ihnen ganz bestimmt nicht, ein Mann, wie Sie.“

„Gewiß lag es an mir, ich wollte ja gar nicht heiraten. Ich wartete auf die eine, die mir jederzeit ausgehoben ist, und nun habe ich sie hier und lasse sie nicht wieder fort, das schwöre ich.“ Beglückt sah Edith Wieland in das alte, liebe Gesicht. Ja, von allen den Herren, die sie zwischen keinen gelernt hatte, war ihr doch keiner so lieb, wie dieser große, böse Mensch hier.

„Ist das auch wahr?“ fragte Edith und sah zu ihm auf, in gläubigem Vertrauen, und etwas wie Heimatgefühl und Geborgenheit kam über sie.

„Kleine Zweiflerin,“ sagte er nur, nahm ihren Arm und führte sie nach einem hübschen, ruhigen Weinrestaurant, das um diese Zeit noch vollständig leer war.

Dort fragte Peter Fischer, als sie bei einer Flasche Mosel waren, ob sie nun gewillt sei, seine liebe, kleine Frau zu werden. Edith war so gerührt, daß sie nichts anderes tun konnte, als seine Hand drücken.

Und später bekannte sie ihm, daß sie oft schreckliche Sehnsüchte nach ihm gehabt hätte; „denn ich habe dich ja von Anfang an innig lieb gehabt, aber mit deinen Lieblosigkeiten hast du mich vertrieben, und ich habe oft an dir gezweifelt.“

„Ja, ich war oft recht ruppig zu dir, liebe Edith, aber ich will mir nun Mühe geben, durch doppelte Liebe alles wieder gut zu machen.“

„Also, es sei alles vergessen und vergeben,“ sagte Edith in ihrer alten, liebevollen Art.

Und dann vertraute sie ihm an, daß sie ja nun reich sei, daß er keine Angst zu haben brauche, daß er eine arme Frau bekäme. Peter Fischer tat, als ob er noch nichts davon wüßte und Edith freute sich, daß sie ihn damit hatte überraschen können.

Und dann, trotz allem Sträuben nahm er sie in die Arme und küßte ihre süßen Augen und den roten, weichen Mund. Diesmal meinte er es ehrlich, denn es war auch gar zu lieb geworden, das kleine Mädchen.

Ein Borneishauer floß Edith über ihre ganze Gestalt, und sie schloß die Augen in festem Glück.

Endlich telephonierte Peter Fischer an seinen Freund Müller und bat ihn, doch schnell herzukommen, er hätte ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen.

„Seht sich der Mensch am hellen Mittag schon in die Weinkneipe,“ räpnierte dieser, aber da es gar so etwas Wichtiges war, was ihm Fischer mitzuteilen hatte, ging er hin.

Die Überraschung war vollkommen. Müller schaute nicht schlecht, als er seinen Freund in Damengesellschaft traf, als er aber in dem hübschen Mädchen Edith Wieland erkannte, da erriet er, was ihm Fischer mitzuteilen hatte.

„Nun kannst du ein Glas auf unser Wohl trinken, alter Freund, Edith und ich haben uns soeben

verlobt. Kellner, noch ein Glas, bitte.“

„Ich gratuliere von Herzen,“ rief Müller und als sie dann zu dritt beim Wein saßen, da ließ er das Brautpaar hochleben.

Als die beiden Herren später den Heimweg zusammen antreten, da sagte Müller: „Du hast mehr Glück, als Verstand, Fischer. Sie kam also wirklich zu dir zurück, die Edith? Ubrigens, du kannst nur stolz sein auf sie, die gibt ein prachtvolles Weibchen. Ich gratuliere nochmal. Du hast wirklich in den Glidstopf gegriffen, alter Anabe.“

„Ja, ja,“ erwiderte Fischer und ein eigenes Lächeln umspielte den hübschen Mund. — Im Herzen gelobte er sich, Edith sehr glücklich zu machen. Sie hatte es um ihn verdient, und er hielt Wort.

Merkspruch.

Mag unsern Seelen auch Großes fehlen,
Was and're hoch erhoben,
Ein reines Meinen und Treu' im Keinen
Es trägt uns auch nach oben.



Ein deutscher Landsturmman in Winterausrüstung auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Neben warmer Unterbekleidung und Hosenhans hat die Beeres- verwallung auch für die Ausrüstung der Truppen mit Pelz- manteln vorgesorgt, die unsere Feindtruppen der Winterlandschaft anwaschen.

Der Kriegsfreiwillige.

Von J. Freigen.

Bist du es wirklich, der vor mir steht
Mit Schleppe und klirrenden Sporen!
Vogelstausend! Wie doch die Zeit vergeht!
Du bist ja wie flammende geboren!
Wie strectest früher du riesig lang
Die Beine durch kurznappe Hosen!
Wie fein doch früher die Stimme klang!
Ein Klitzch wie Milch und wie Rosen!
Jetzt spannt die Hose sich tief zu Fuß,
Und rauh dröhnt die Stimme, die harte;
Es fährt die Hand an die Stirn zum Gruß,
Die Lippe trägt Spuren vom Barte.
Muß mich bestimmen — zwölf Wochen bloß!
Da kamst du, die Mütze im Nacken,
Auf sprang die Läre: „Nun geht es los!“
Schon flog in die Ede der Paden.

„Nun geht es los! Und ich helfe mit!
Probieren geht über Studieren!
Laßt mich! Kein Mahnen, kein Rat, ich bitt'!
Ich muß für mein Deutschland marschieren!“
Zwölf Wochen bloß! Aus dem Most ward Wein,
Aus Wolken ward stählerner Wille;
Der Knabenhimmel fiel früh schon ein,
Du reißtest zum Mann in der Stille. —
Nun willst du gehn, denn ihr rücht ins Feld —
Mein Junge, was soll ich dir sagen!
Ich weiß, 'ne Predigt dir nicht gefällt,
Und auch nicht das häßliche Klagen.
So geh! Dem Feind schau frei ins Gesicht!
Laß fühlten ihn Jungdeutschlands Schlage!
So geh! Bleib treu der Soldatenpflicht!
Der Himmel behüt' deine Wege. —
Du gehst! Ich schau dir noch lange nach —
Dein Gruß klingt mir weich in den Ohren —
Und durch den grauen Wintertag
Ein Ton schwebt von klirrenden Sporen. —



Ein Beobachtungsposten am Scherenfernrohr.

Dein Bild!

Ich sah dein Bild — ich hab's im Traum geseh'n —:
Du mußttest abschiednehmend von uns geh'n,
Du voller Mut — und doch — das Auge tränenreicher:
„Laßt mich! — Den Abschied nicht ertrag ich mehr!“

Ich sah dein Bild — ich hab's im Traum geseh'n —:
Ich sah dich kampfbereit dem Feinde gegenübersteh'n,
Ich sah dich zielen — lichten immer mehr der Feinde Reih'n,
Ich hört des Feindes Angeln pfeifen — sah sie um dich schlagen ein!

War das dein Bild, das ich im Traum geseh'n? —
Den Todesengel sah' ich still vorübergeh'n,
Auf einer Bahre eine teure Last —
Die Hand noch's Kreuz von Eisen faßt! —

Das war dein Bild! — Ich hab's im Traum geseh'n —
Du mußttest abschiednehmend von uns geh'n,
Du aus der Gruft — da unser Auge tränenreicher:
„Laßt mich! — Den Heldentod beweint nicht mehr!“
P. Schreiber.

Seeschlacht.

„Der Feind ist in Sicht! Drei sind es an Zahl!
Wir sind ihm gewachsen, ihr kennet die Wahl!
Mit Vollbampf voraus dem Feinde entgegen!
Ein Hurra! Matrosen, auf, haut euch nicht schlecht;
Marsch, an die Geschütze, nun klar zum Gefecht.
Mit Vollbampf voraus dem Feinde entgegen!
Drauf ist die Losung, den Feind zu zerschmettern,
Dazwischen gefahren mit Donnern und Kettern!
Frisch auf denn zur blutigen Siegesfahrt,
Ich kenne ja meiner Matrosen Art!“
Und wir glitten hin auf bewegtem Meer
Gleich Wolken, stumm und gewitterstürm.
Der Himmel schaute zerrissen und fahl,
Bald glänzet im Westen der letzte Strahl.
Und wir glitten dahin... da... plötzlich ein Witz...
Hurra! Sie ließen das erste Geschütz!
Doch donnert vernichtende Antwort schon...
Ein Wutgeheul... ein Lachen voll Hohn...
Ein Ringen im Pulverdampf, Feuersglut,
Erhöhte Gesichter, das Auge blüht Mut.
Die Geschütze feuern, der Donner kracht,
Wild heulte der Sturm sein Lied zur Schlacht!
Keriffene Leiber... ein letzter Hauch...
Kraftstrotzender Rede, bald blutest du auch...
„Die Hand, Kamerad!“... Du kennst mein Gebot
Wenn rings der blutgierige Feind uns droht!
Ein Volltreffer nun... der Koloß erbebt...
Sein Achterdeck hoch gegen Himmel sich hebt.
Das donnert und kracht, das schäumt und zischt,
Haushoch springt auf der schlohweiße Gesicht...
Die Flamme prasselt... loht riesengroß...
sein Halt... Die Tiefe gähnt bodenlos...
Er neigt sich zur Seite und stürzt in die Flut
Und reißt mit sich nieder viel junges Blut...
Der Donner verhallt, rings alles schweigt,
Am Himmel ein blasser Stern sich zeigt...
Wir stehen zur Wehr, der Sieg unser Lohn!
Der Feind geschlagen, besiegt entflohn!
Wir fahren in Frieden der Heimat zu...
Doch vielen blühet die ewige Ruh!
Am Kiel schäumen gurgelnd die Wellen hoch...
Und leise auf Flügeln kommt dämmernd die Nacht!
Benedikt Lippes.

Unsere Bilder.

Schmeckt's gut? Deutsche Soldaten verteilen in Belgien ihr Mittagessen an die Kinder ihrer Quartierleute. Die Kinder sind schon sehr zutraulich zu den deutschen Soldaten geworden, zumal diese die Bevölkerung gar nicht spüren lassen, daß sie die verächtlichen Barbaren sind, für die sie unsere Feinde hinzustellen versuchten. Wenn die Verhezung nicht gewesen wäre, hätte der Krieg in Belgien lange nicht den blutigen Charakter angenommen.

Ein Beobachtungsposten am Scherenfernrohr. Das wichtigste Amt der kämpfenden Truppen hat u. a. auch der Beobachtungsoffizier, der sich meist hinter irgend einer Bedung mit seinem Scherenfernrohr postiert, um dort seine Beobachtungen anzustellen und diese sofort durch das in der Nähe befindliche Telefon an das Kommando weiterzugeben. Hier sehen wir einen derartigen Beobachtungsposten auf dem Dache eines flämischen Bauernhauses.

Das tragbare Feldtelefon. Eine der wichtigsten Verkehrs-truppen unserer Armeen, die Fernsprech-Abteilung, hat durch ihre glänzende, auf gründliche Schulung aufgebaute Tätigkeit, viel zu der Schlagfertigkeit unserer Armeen beigetragen. Unser Bild zeigt das tragbare Feldtelefon, das eine Fernsprech-Abteilung bis in die vordersten Schützengräben ermöglicht.



Ernst und Scherz.



Sprüche.

Du bist zur Arbeit gerade Mut,
Geh schnell daran, so wird sie gut;
Fällt dir was ein, so schreib' es auf,
Ist heiß das Eisen, hämmere drauf!

Arbeit, Mühe, Schweiß und Frost
Sind des Ruhmes und der Tugend Kost;
Mit Müßiggang und Gemächlichkeit
Man keinen Namen nicht berecht.
Aber von ernstlichem Fleiß
Wußt der Stahl schmelzen wie das Eis.

Ein gefeierter Hindenburg vor hundert Jahren. Der Name Hindenburg, einer der berühmtesten unserer Tage, wurde schon vor hundert Jahren mit Ehren bedacht. Kein Geringerer als Heinrich v. Klei schreibt unter dem 3. Juni 1801 über seine Reise von Leipzig nach Göttingen an seine Braut Wilhelmine v. Zenge: „Wir suchen uns in jeder Stadt immer die Würdigsten auf, in Leipzig Plattner, Hindenburg, in Halle Stügel, in Göttingen Blumenbach, Weisberg u. s. w. Aber Du kennst wohl diese Namen nicht? Es sind die Lehrer der Menschheit.“ Und in einem vom 18. Juli 1801 datierten Briefe an Karoline von Schlieben heißt es: „Ich habe auf meiner Reise so viele gute liebe Menschen gefunden, in Leipzig einen Mann (Hindenburg), der mir wie ein Vater so ehrwürdig war.“ Besonders bezeichnend aber für den großen Einfluß, den der wiederholt gerühmte Hindenburg auf den Dichter ausgeübt hat, ist ein vom 13. März 1803 datierter Brief an die Schwester Ulrike. „Vorgestern faßte ich ein Herz,“ hieß es da, „und ging zu Hindenburg. Da war große Freude. Nun, wie steht's in Paris um die Mathematik? — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Wid zur Erde von der seinigen. — So sind Sie bloß so herumgereiset? — Ja, herumgereiset. — Er schüttelte wehmütig den Kopf. Endlich erhörte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. Woran arbeiten Sie denn? Nun! diesen Winter bei Wieland zu; gewiß, gewiß. — Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn so lange, bis er lachend mit mir übereinkam; der Mensch müsse das Talent anbauen, das er in sich vorherrschend fühle.“ Der Hindenburg, dessen der Dichter hier mit soviel Reigung und Verehrung gedenkt, war der Mathematiker Karl Friedrich Hindenburg, der am 13. Juli 1741 zu Dresden geboren wurde und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den Berühmtheiten der Leipziger Universität zählte. Er gehörte der Hochschule seit 1781 an und war von 1786 bis zu seinem Tode (1808) ordentlicher Professor der Physik; man schätzte ihn hoch als den Er-

finder der „kombinatorischen Analysis“. Es wäre interessant zu erfahren, ob das bürgerliche Geschlecht der Hindenburg, dem der Meister der mathematischen Kombination angehörte, mit der Familie, der der Feldherr entstammt, verwandtschaftlich zusammenhängt.

Schlachtfelder und Wild. Die Scheu des freilebenden Wildes läßt von vornherein erwarten, daß es vor dem Schlachtenlärm flüchtig wird und sich anderweitig in Sicherheit zu bringen sucht. In erster Linie gilt dies für Rot-, Reh- und Schwarzwild. So ist zum Beispiel auch aus dem gegenwärtigen Kriege in Weßen bekannt geworden, daß das Schwarzwild aus den Ardennen, dem Argonner Wald und den Vogesen nach dem Innern Frankreichs und auch nach der Schweiz gewechselt ist, wo es in seiner Massenhaftigkeit auffällig wird. Mehr der Deckung vertrauend, weichen sich Hasen, Kaninchen, Fasanen und Feldhühner aus. Als die Schlacht bei Rossbach am 5. November

gen, meist vergeblich, vorangegangen waren hat die Heeresleitung die angesehensten Männer eines Ortes als Geiseln festzunehmen und mit aller Mühsicht als Kriegsgefangene behandeln lassen, aber auch, um den Zweck der Fassung nicht zu verfehlen, strengere Strafen und, falls die Sicherheit der Truppen gefährdet wurde, den Tod angedroht. Bisher hat sich dieses zum Kriegsbrecht gehörende Abschreckungsmittel ebenso wie 1870/71 (wo durch Festnahme eines einzigen Bürgermeisters ganze Banden von Kantonswehren in Schach gehalten wurden) bewährt und oft Schlimmeres verhütet.

Kein Getränk. Handwerksbursche: „Ich bitt', meine Herren, geben S' mit eine kleine Unterstützung, damit ich etwas trinken kann; vier Tag' hab' ich wegen Bettelns sitzen müssen, ohne was zu trinken!“ — Einer der Gäste: „Aber ein Krug mit Wasser wird doch wohl in der Zelle gewesen sein?“ — Handwerksbursche: „Ja a Wasser war schon da — aber nix zum Trinken!“

Gastfreudlich. Das Geburtstagskind (getränkt zum Gast): „Sie wollen schon aufhören zu essen, Herr Kommer? Nein, da beleidigen Sie mich — bis jetzt haben Sie sich noch jedes Jahr bei meinem Geburtstag den Magen verdorben!“

Kindermund. „Fräulein, ich muß nun auch Strümpfe stricken für Vater, der im Krieg ist.“ — „Warum denn jetzt gerade?“ — „Nun, jetzt kommt doch der Landsturm und da wird's so furchtbar kalt!“

Also daher. „Denke nur!“ sagte der über die Gelahrtheit der Gelehrten erstaunte Peter; „denke nur, die Leute können Sonnen- und

Mondfinsternisse vorauswissen!“ — „Ei, das ist was Rechts,“ antwortete Döffel: „Sie sehen's ja aus dem Kalender!“

Ihre Krankheit. A.: „Wie geht's deiner Frau?“ — B.: „Ach, die hat fortwährend mit ihrem Kopf zu tun.“ — A.: „Und kann ihr der Arzt nicht helfen?“ — B.: „Nein, nur die Pflumacherin!“

Rätsel.

Ein Kind der Ersten ist das Ganze,
Ihm dient der Zweiten eh'ne Schar;
Das Neue bringt's mit bunten Kranze,
Und neu beginnt's mit jedem Jahr.

Es lehrt die Erste überwinden,
Das größte wie das kleinste Leid;
Sie schwindet schnell und läßt verschwinden
Den Schein, die led'iche Herrlichkeit.

Doch fest in allen Ewigkeiten,
Ein lichter Stern, ein treuer Hort,
Führt uns das goldne Wort der Zweiten
Im Lebensdrang zum sichern Port.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Reiten, Verleger: (Rudr.) Gedruckt u. herausgegeben von Tredebeck & Avenen, St. n. (Nabe).



Das tragbare Feldtelefon.

1757 begann, so wird erzählt, wurden durch den Donner der Geschütze alle in der Gegend befindlichen Hasen aus ihrem Lager aufgeschreckt. Zwischen beiden Heeren hin und her laufend, suchten sie Deckung im Gebüsch zu finden. Als eine Kanonenkugel einen Hasen zerschmetterte, machte ein preussischer Soldat die gewöhnliche Bemerkung: „Der Sieg ist unser; die Franzosen schießen sich schon gegenseitig tot!“ Aber bei dem einen Hasen war es nicht geblieben. Auf dem verlassenen Schlachtfeld wurden noch viele tote Hasen gefunden, so daß die Landleute meinten: „Nun wird's wohl bald besser mit uns werden, denn die Franzosen haben uns nicht allein von den Franzosen, sondern auch von den Hasen befreit, die unsere stohlköpfe auf-fraßen!“

Die Festnahme von Geiseln hat sich, namentlich in Belgien, als eine durchaus notwendige Maßregel gegen eine aufrührerische und zu heimtücklichen Mordtaten greifende Bevölkerung erwiesen. In der Felddienstordnung von 1908 ist die Geiselnahme ausdrücklich als Maßregel angeführt zur Sicherung des deutschen Heeres in feindlichen Ländern gegen Überfälle unter Mitwirkung der bürgerlichen Bevölkerung und als Sicherheit für die Bezahlung notwendiger Kontributionen. Nachdem Strafandrohun-

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 2

Sonntag, den 10. Januar

1915

Aus den Kriegserinnerungen eines hessischen Militärarztes.

Von Dr. Kappesser, Generalarzt a. D.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Indem wir dann immer wieder zu unserem Beobachtungs-
posten zurückkehrten, sind mir drei Bilder besonders im Gedächtnis
geblieben: Das erste war neben der
StraÙe auf einem zum Teil frisch unge-
pflügten Acker ein Haufen noch glimmen-
der Asche, aus dem die zum Teil ver-
brannten Reste eines Pflugs und einer
Egge hervorragten. Der Pflüger hatte
wohl, mitten in der Arbeit von der be-
ginnenden Schlacht überrascht, mit sei-
nem Bugtier die Flucht ergriffen, und
die zurückgelassenen Ackergeräte mußten
dann den hungrigen und frierenden Sol-
daten als Brennmaterial dienen. So-
dann sah ich ein edles Pferd daher
führen, das mit tief gesenktem Kopf nur
mühsam sich fortbewegte. Es hatte kurz
vorher im Gefecht unter seinem Herrn
einen Schuß durch den Bauch erhalten,
und da ihm doch nicht mehr zu helfen
war, ließ ihm sein Besitzer durch einen
Schuß hinter dem Ohr ein Ende be-
reiten. Das dritte habe ich nicht mit
eigenen Augen gesehen, wir kamen aber
dazu, wie es eben geschehen war. Die
Gambettasche Aufmachung der Volks-
leidenschaft hatte nachgerade zu einer
gefährlichen Vermischung der Zivilbe-
völkerung in die Kriegsführung ver-
leitet, die strenge Maßregeln notwendig
machten. Da war nun gerade mit einem
Trupp französischer Gefangener einer in
Zivil mit eingebracht worden, ein hoch-
gewachsener, vielleicht dreißigjähriger
Mann, dessen Äußeres und Kleidung ihn
als den besseren Ständen angehörig,
etwa als höheren Forstmann oder Guts-
besitzer kennzeichneten. Er hatte sich
wohl, von patriotischer Begeisterung hin-
gerissen, mit seiner Büchse der Jagd
auf deutsches Wild angeschlossen und war
mit der Waffe in der Hand gefangen worden. Der Begleitoffizier
machte unter Hinweis auf denselben eine Meldung an den Chef,
dieser an den Kommandierenden, ein paar kurze Worte und ein
Kopfnicken, und ehe der Unglückliche sich selbst über seine Lage
klar wurde, machten hinter dem Hause ein paar Schüsse dem kurzen
Ruhmestraum ein Ende.

Am Mittag verbreitete sich die Schreckenskunde, Beaune sei
in Feindeshand, und wirklich sah man aus dem Städtchen Rauch-
säulen aufsteigen, und die Batterien, die, seither vor denselben
aufgestellt, den Feind beschossen hatten, taten es jetzt von einer
Stelle rückwärts und schienen in das Dorf hineinzufeuern. Das
wäre sehr fatal gewesen, denn Beaune war gleichsam der Schlüssel
der Stellung, und in seinem Besitz hätten die beiden uns an-
greifenden französischen Armeekorps das nur etwa 12 000 Mann
Infanterie zählende achte Korps von seiner Verbindung mit der

Armee des Prinzen Friedrich Karl abgedrängt. Selbst das unde-
wegliche Gesicht des Generalstabschefs schien etwas bewegt und
der Hals schob sich beunruhigt aus der hohen Kraussattel empor.
Der Kommandierende aber, ohne eine Miene zu verziehen, gab
einen kurzen Befehl und setzte dann das angefangene Gespräch
ruhig wieder fort. Glücklicherweise brachte bald einer unserer
Chevauleger die Nachricht, daß der Feind nur in den kleineren
unteren Teil des Städtchens eingedrungen war, der obere Teil
aber und der hochgelegene Kirchhof von den tapferen Rheinländern
unerschütterlich festgehalten worden war.

Wiederholt war dringend Botschaft
wegen Beistand an die etwa zwei Stun-
den westlich stehende Armee des Prinzen
Friedrich Karl gesandt worden. Dort
hatte man aber hartnäckig an der Idee
festgehalten, daß der Angriff, der ja be-
tänntlich laienhafter Weise von Gam-
betta hinter dem Rücken des kommandie-
renden Nurelles de Palabines in Szene
gesetzt worden war, eigentlich ihnen gelte
und der dermalige Kampf nur Demon-
stration sei. Erst gegen Abend entschloß
man sich zum Eingreifen. Die schwere
Artillerie der Brigade Hartmann bezog
eine Flankenstellung, und die Franzosen,
welche bis zuletzt hartnäckig auf Sieg
gehopt hatten, mußten unter deren
Feuer unter fürchterlichen Verlusten den
Rückzug antreten.

Nach einer kalten, furchtbaren Nacht
in dem von Truppen und Verwundeten
überfüllten Städtchen machten wir uns
wohlgemut auf, um womöglich unser
altes Quartier, aus dem wir so jäh ver-
trieben worden waren, wieder aufzu-
suchen. Aber wie sah es da aus? Vor
dem kleinen Treppenaufgang vom Gärt-
chen aus lag ein toter französischer Ar-
tillerist, den eine Kugel gerade in die
Magengegend getroffen hatte. Und die
schönen Puffstühle! Die Betten, auf-
gerissen und zerschnitten, hatten ihre Fe-
dern in dem ganzen Raum zerstreut, die
schön polierten Möbel von Eism oder
Säbelhieben zerplittert, und das herr-
liche Porzellan Service lag in kleinen
Trümmern zerstreut umher. Da haben
wohl die Patrioten sich ihr Bedürfnis
nach Kampfgetös selber beschafft, da ihnen vielleicht das Knallen
und Pfeifen der Kugeln zu sehr auf die Nerven fiel? Ähnliche Zei-
chen fast kindlicher Zerstörungswut habe ich auch später wieder
gesehen beim ersten Rückmarsch auf dem rechten Voire-Mer in
einem vornehmen Hause in Beaune, wo die Franzosen im
Anfang Dezember in tagelangen Rückzugsgefechten sich aufge-
halten hatten. Wie wäre es unserem Süddeutschland ergangen,
wenn Bourbaki mit seinen Scharen an der Vihaine Sieger geblieben
wäre?

Die Ställe und Wirtschaftsgebäude lagen voll französischer
Verwundeten, für welche der bei ihnen zurückgelassene Arzt von
mir die Beschaffung von Bouillon verlangte, welche ich ihm leider
nicht geben konnte. In einem Doppelbett lag nebeneinander ein
ungleiches Paar, welches merkwürdigerweise die fast gleiche Ver-
wundung aufwies, nämlich eine Schußwunde dicht unter dem



Vizeadmiral Maximilian Graf v. Spee.

54.8 1042

Schlüsselbein. Wie mir der genannte Arzt erklärte, war der eine, der kaum dem Knabenalter entwachsene Sproß eines hochadligen Hauses und der andere der Sohn des Gutschäfers, den man ihm wohl zu Schutz und Pflege beigegeben hatte. Während die brechenden Augen in den seinen Zügen des ersten keinen Zweifel ließen, daß die Kugel den Nerv des Lebens getroffen hatte, lag der andere mit brennendem Eisenstummel im Mund mit stupidem Ausdruck da, als ob ihn das alles gar nichts mehr angehe.

Wir wurden dann noch einmal zu beschleunigtem Rückzug auf dem schon bekannten Weg verjagt, da der Feind anscheinend durch einen plötzlichen Vorstoß seinen Rückzug maskieren wollte. Dabei hatte ich Gelegenheit, ein eigentümlich ingenieußes Verfahren zu bewundern. Da man die massenhaft umhergestreuten Gewehre, deren Herkunft von den Freunden jenseits des Kanals man an den noch kenntlichen Nummern englischer Milizkompagnien erkannte, zur Zeit nicht mitnehmen konnte und auch nicht als gefährliche Gabe der feindlich gesinnten Bevölkerung zurücklassen wollte, so hatte man sie in langen Ketten nebeneinander über den tiefen Chausseegraben mit beiderseits gleichen Uferändern gelegt und war dann mit einem beladenen Gepäckschiff so nahe an Hand hingefahren, daß die Räder der einen Seite über diese improvisierte Brücke glitten. Da wurden die Ketten alle mit einem Male krumm gebogen und unbrauchbar gemacht.

Ich konnte übrigens wiederholt während des Krieges die Tatsache wahrnehmen, daß bei den Franzosen, sobald der erste Gian vorüber war, eine rasch zunehmende Voderung des militärischen Verbandes und Pflichtgefühls sich zeigte. Schon bei einem abendlichen Gang über das Gefechtsfeld oberhalb der Spicherer Höhe sah man erst massenhaft Gewehre liegen, dann kamen Tornister mit Zeldecken und Akerwesten, und zuletzt hatten sie die Patronentaschen und Seitengewehre weggeworfen, deren plumpe Eisenheiden auch wohl beim Laufen besonders hinderlich sein mochten. Ich hatte mir ein Exemplar der letzteren aufgehoben, und das tat uns während des Feldzuges vor treffliche Dienste beim Holzspalten.

Nach später konnte ich noch einmal Ähnliches wahrnehmen. Als wir nach der Einnahme von Orleans rasch die Stadt durchzogen, jenseits des Flusses die Verfolgung des in die Sologne sich zurückziehenden Feindes aufnahmen und derselbe an einzelnen Waldabschnitten hier und da noch Widerstand versuchte, aber doch bald wieder aufgab, da folgte ich, um mir die kalten Füße zu vertreten, eine Zeit lang zu Fuß den langsam vorrückenden Truppen. Dabei habe ich durch meinen Vorstoß auf ein dazu angehaltenes Bauernschwert eine ganze Ladung weggeworfener Chassepois auflesen lassen. Das hätte doch 1866, trotz des deprimierenden Rückganges keiner unserer Soldaten sich nachsehen lassen, daß er von seinem Gewehr sich getrennt hätte, so lange er es noch mit seinen Händen halten konnte.

Jetzt, zu unserer notgedrungenen Flucht zurückkehrend, will ich noch ein kleines Intermezzo berichten. In der Mitte des Weges, zwischen dem Dorf und dem Bahnhof, der weiteren Dinge harrend, sah ich, an der Landstraße gelegen, ein einzelnes Haus, das sonst vielleicht als Wirtschaft oder als Landhaus dienen mochte, vor welchem zahlreich umhergestreute Trümmer von Hausrat an den Tag zuvor erinnerten. Zwischen denselben schlüpfen zwei hagere Frauengestalten schweigend einher, von Zeit zu Zeit kleine Gegenstände aufhebend und sich zeigend, vielleicht Erinnerungen an ein fröhliches Fest. Drinnen aber saßen lärmend eine Anzahl Kranken-träger, sich wärmend an einem lebhaft brennenden Backofen, dessen Feuer sie gerade durch Einschleichen des schweren Fußes eines runden Fisches neue Nahrung zuzuführen suchten, dessen breite Basis aber solchen Widerstand leistete. Sie beklagten sich, daß sie da bleiben müßten wegen eines im Nebenraum liegenden Landwehmannes, der, in die Brust geschossen, nicht mehr transportiert werden könne und dessen baldigen Tod sie hier abwarten müßten. Während ich mich nach dem Verwundeten umfah, der in einem Nebenraum, welcher nach vorhandenen Geräten zu urteilen zeitweise als Stall dienen mochte, aber sauber gehalten war, auf einem improvisierten Lager offenbar sterbend lag, sah ich oben an einer Art Heurause eine rotgestreifte Kasse sitzen, welche mit gierigen Blicken lauernd nach abwärts schaute. Dort sah ich, wie gerade ein junges Kaninchen, etwa von der Größe einer Ratte, unter einem Trog hervorkroch und offenbar nach seinen Anverwandten umschauen wollte, die jedenfalls alle ihr Ende in einem Feldfessel gefunden hatten. Das Tierchen mochte die Mordlust des Raubtieres erregt haben. Jörnig scheuchte ich dieses weg, so daß es laufend nach dem Dachgelims sprang. Das Kaninchen wird aber doch seinem Schicksal nicht entgangen sein.

Wie wir dann am anderen Abend auch wieder unter dem Saug der braven rheinischen Dragoner gerade einen notdürftigen Unterchlupf gefunden hatten, fand uns spät noch einer unserer

Unteroffiziere auf mit dem Befehl, sofort nach dem etwa vier Stunden nordöstlich gelegenen Chateau Lebon anzubringen und uns wieder mit unseren Schwadronen zu vereinigen, welche während der vergangenen Schlachttag dort ein scharfes Leben geführt haben sollen. Nachdem wir uns dann in dunkler Nacht, einem eisigen Nordostwind entgegenreitend, dorthin gleichsam durchgetastet hatten, suchte ich mir auf Geradenwohl eine Unterkunft und hatte gerade etwa eine halbe Stunde auf einem Strohsack geschlafen, da rüttelte mich mein Vordache, der mich lange geschüttelt hatte, wach, weil niemand wußte, wo ich untergekommen war, und meldete mir, daß soeben Befehl des Brigadeführers gekommen sei, daß alles sofort wieder dahin zu marschieren hätte, wo wir gerade hergekommen waren. Da mußte ich erst recht wieder des Apostels Petrus gedenken. Aber es bewahrte sich doch wieder die alte Wahrheit: man soll nicht glauben, was der Mensch alles kann, wenn er muß. Unterwegs mußte ich mich von meinem Nebenmann öfters anstoßen lassen, um nicht vom Schlaf übermannt vom Pferd zu fallen. Mit Tagesgrauen dort wieder angekommen, wo wir uns seither aufgehalten hatten, lag ich bei zweifelhafte in totenähnlichem Schlaf auf einem Haufen blutiger Lumpen in einer Loreinfahrt, dann ging es wieder weiter.

Wie wir dann über das Schlachtfeld von Orleans zwischen brennenden Häusern hindurchzogen und tapfer bei der Einnahme von Orleans mitgewirkt, und dann den Winter über, um mich des Ausdrucks meines waderen Wagenführers wahr zu bedienen, das Land auf beiden Ufern der Loire „auf- und abkilometert“ haben, das erzähle ich vielleicht noch ein anderes Mal, wenn mir Gott dazu Frist gewähren will.

Ich will hier nur noch berichten, wie durch eine merkwürdige Laune des Schicksals, als wir endlich im März 1871, nach Beginn des Waffenstillstandes den Heimmarich angetreten hatten, unser Regiment noch einmal zu Beaune ins Quartier kam. Die größten Schäden von der Schlacht her waren schon einigermaßen verwischt, doch zeigte das steile Dach der Kirche ein paar gewaltige Löcher, welche hindurch-fahrende Kanonenkugeln hineingerissen hatten. In dem Hause des Bürgermeisters, wo ich mein Quartier erhielt, war während der Schlacht eine Granate eingeschlagen und hatte die innere Stützmauer zertrümmert, so daß man, um den Einsturz zu verhindern, das Haus provisorisch mittels des noch mit der Rinde bedeckten Stammes eines Birnbaums hatte stützen müssen. In dem Zimmer, in dem ich übernachtete, war in einer der großen Fensterscheiben ein fingerbreites, rundes Loch zu sehen, und gerade über meinem Kopfe zeigte eine Rinde an der Wand die Stelle, wo die Spitzkugel eingeschlagen hatte. Die Frau Bürgermeister, eine nette, verständige Dame, welche zur Zeit der Kämpfe mit ihrer Tochter fern im Süd zu Pau geweilt hatte, erzählte mir, daß der in dem früheren erwähnten Gefecht unserer Chevaulegers mit französischen Lanciers schwer verwundet gefangene Oberst in ihrem Hause Pflege gefunden habe und daß er wunderbarerweise trotz seines von heftigen Klingen so schwer verhaltenen Schädelbuchs wieder genesen und eine Woche zuvor nach dem Süden abgereist sei.

Ferner noch berichtete die Frau Bürgermeister, wie ganz im Beginn des Angriffs gerade neben dem seit verammelten Südausgang des Städtchens, dessen ich mich selbst noch wohl erinnerte, man plötzlich entdeckte, daß das anstossende Haus von Franzosen wimmelte, welche durch eine offen gebliebene Hintertür sich dort eingeschlichen hatten. Da haben die grimmen Westfälinger in wildem Nahkampf alles niedergehauen und erstochen, was sich nicht schlüssig durch die Stadt rettete.

Und somit will ich mich für diesmal von meinen geduldigen Lesern verabschieden.

Sprüche.

Erwartetes Glück verliert durchs Warten,
Wenn's endlich kommt, an Schimmer und Glanz.
Wird's aber unerschöpflich beschert uns,
Dann ist das Glück erst voll und ganz.

Daniel Sanders.

*

Suche andere zu erfreuen, zu trösten, zu unterhalten!
Ihnen zu schenken, zu danken, zu helfen, mit ihnen recht
freundlich, recht liebevoll, zuvorkommend, in allem recht ge-
fällig, lieb- und rücksichtsvoll zu sein.



Ein türkischer Brigadegeneral.

Das Wunderbare

Von Ruth Wippenbach-Bern.

(Nachdruck verboten.)

Jahrelang hatte sie gewartet. In alle Länder der Welt hatte sie das Glück geföhrt. Sie hatte gesucht und gehofft, daß auch ihr einmal die blaue Blume des Glückes leuchten würde.

Alle ihre Sehnsucht hatte sie in dieses Warten gelegt. Es sollte kommen, wie ein Licht, wie das ewige Licht, brausend, wie der Wind, der von den Bergen rauscht, wie lauter Blumen, die der Frühling gab, duftend, in silberglänzender Schönheit, so dachte sie sich das Glück.

Man muß es nicht suchen, es muß zu einem kommen, wie der Dieb in der Nacht, unverhofft, so sagte sie sich oft.

Aber ihre großen, grüngrünen, unergründlichen Augen waren in die Ferne gerichtet und sie verzehrte sich in Sehnsucht nach Liebe. Jeden Tag meinte sie, jetzt, aber es war nichts, es war nicht das, was sie suchte.

Aber es wird kommen, dachte sie weiter und mir die Finsternis meines Lebens erhellten; denn ich bin ja schön, so sagen mir alle, die ich kenne.

Leise wird das Glück anpochen, gewiß, einmal im Abendstrahl, oder früh des Morgens, wenn die Sonne über die Berge kam, mit allem Glanze. In ihr war großes, dürftendes Warten. Ihr Leben war so dunkel, sie war so allein. Ihre Eltern hatte sie früh verloren, sie mußte bei Fremden ihr Leben zubringen, die ihr nichts gaben, als Kälte und Berechnung. Was wußten diese Menschen, wie sie einsam war, daß sie, die Elternliebe kaum genossen, sich nach einer starken Hand sehnte, die sie die dunklen Lebenswege führte.

Wenn die Nachtigallen klagten, fühlte sie ihr Weh nur tiefer, ihre Heimatlosigkeit bereicherte ihr Schmerzen. Ihre Verwandten waren ihr fremd, denn diese kümmerten sich kaum um sie, sie war ihnen gleichgültig.

Da beschloß sie, zu reisen. Zuerst führte der Weg sie nach Verona und in alle die herrlichen Städte Italiens.

Sie sah die Schönheiten und nahm sie auf wie Gnaden.

Ihre Seele war leuchtend wie Blüten, ihr Herz rein und klar wie ein Vergle.

Nur die Sehnsucht schlief nie in ihr, war ewig wach und forternd in ihr.

Und so zog sie dahin über die Erde. Kein Land, keine Stadt war ihr zu fern. Kaum hatten sich die Tore eines Ortes ihr geöffnet, kaum hatten ihre müden Glieder ausgerastet, zog es sie weiter. Ein weiblicher Masover irte sie umher.

So sah sie alle Wunder der Welt.

Ohne Ruhe, ohne Raß zog sie von Land zu Land, die Augen in die Weite gerichtet.

Das Schicksal führte sie über Meere und wieder zurück, nirgends fand sie das erträumte Glück.

Sterbensmüde kehrte sie endlich heim in die Heimat, in die alte Stadt, wo die Glocken immerwährend lauten, des Tages und auch des Nachts, wo die Kathedralen und Kirchen des fünfzehnten Jahrhunderts gen Himmel starren, wo in den Nischen alter Häuser Heiligenbilder angebracht waren, vor denen nachts der rote Schein ewiger Lampen flackerte.

Die stille, kleine Stadt, wo man sich fast scheute zu gehen, da der Laut der eigenen Tritte widerhallte wie etwas Furchtbares. Diese Stadt der ewigen Trauer, die nichts Lautes, Frohes duldete, was gibt mir die, dachte sie, höchstens die Stump, die wie ein Schah gehütet wurde.

Ging sie über die mühsamen, verwiterten Bogenbrücken, an Grachten entlang, an traurigen, grauen Regentagen, da fröstelte sie, ihr Herz war unagbar bedrückt. Mit bleicher Stirn und schweren Augen lebte sie an solchen Tagen, kaum, daß sie Speise zu sich nahm.

Wald, dachte sie, werde ich diese Stadt wieder verlassen, die selbst im Sonnenschein nicht ihre Schwermut verlor.

In einem klaren Novembertage, nachdem sie noch der alten Beguinage einen Besuch abgestattet, bei einem der alten Fräulein einige Meter sechszehnteckiger Spitzen gekauft hatte und der

Greßin Freunde, drei laute, muntere Kanarienvögel, bewundert hatte, beschloß sie, am nächsten Tage nach England zu fahren. Am Morgen war sie noch auf dem Friedhofe gewesen, hatte Blumen auf die Gräber ihrer Eltern und Großeltern gelegt, nun hatte sie hier nichts mehr zu tun. Zu Tante Gabriele wollte sie am Abend noch gehen, um Abschied zu nehmen, es war doch die Schwester ihrer Mutter.

Und dann fort aus dieser Stadt der ewigen Klage. —

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Mit sanfter Stimme bat die alte Dame sie, doch bei ihr zu bleiben.

„Sieh, liebe Bianta, ich bin am Ende der Tage, siehe mit einem Auge schon im Grabe, und bald werde ich Abschied nehmen von dieser Welt. Du bist meine einzige Erbin; die Rosa, die mir fünfundsiebzig Jahre treu gebient hat, bekommt die Möbel und ein Legat. Du mußt auch endlich einmal zur Ruhe kommen, nicht wie ein Frevler in der Welt herumzogen.“

Mit sanfter Stimme, lieb und gut, hatte Tante Gabriele zu ihr gesprochen, so wie eine Mutter zu ihrem Kinde spricht.

Die Güte der Tante hatte sie zu Tränen gerührt, sie, die niemals eine liebende Hand geföhrt, es tat ihr wohl, endlich einmal ein gutes Wort zu vernahmen.

Sie hatte vergessen, daß die Lieblosigkeit ihrer Verwandten sie in die Welt getrieben hatte.

Und sie blieb . . .

Einige Jahre rauschten noch so vorüber, wie ein Traum, da ereignete sich folgendes:

In der Heimat, in dieser dunklen, schwermütvollen Stadt, mit den Häusern, mit Stufengiebeln an den Kanälen entlang, fand sie das Glück, das sie jahrelang in fremden Ländern gesucht hatte.

Und es kamen Jahre des wönigsten Glückes und dann Leid und Weh, wie jedes Menschenleben es durchkosten muß.

Wie eine Welle nahm das Leben sie in die Arme, das große, ereignisvolle Leben hatte sie endlich geföhrt.

Sie war Braut . . .

Die Braut eines guten, treuen Mannes, eines berühmten Arztes, der sie liebte und auf Händen trug. Später wurde sie sein Weib.

Zum zweitenmal fuhr sie nun an der Seite ihres geliebten Mannes nach Italien.

Zum zweitenmal sah sie mit ihm, der nun ihr alles war, die Wunder der Kunst, die architektonisch-harmonischen Bauten der Renaissance Venedigs, die in ihrer entzückenden Reinheit den Augen so wohlthat.

Nach Monaten kehrten sie heim. Die Jahre enteilten eines nach dem andern.

Sie war Mutter.

Fünf blühende, gesunde Kinder schenkte sie ihrem Gatten, drei Knaben und zwei Mädchen.

Seine Sorgfalt war immer um sie. Zarte Worte gab er ihr, er streichelte oft ihre Hände, die nun ein wenig rauher geworden und nicht mehr so zart und weiß wie früher waren.

Aber sie war noch fast so schön wie früher, die Kinder hatten ihr nichts genommen.

Das sagte ihr Mann oft, sie freute sich, daß sie ihm noch so gefiel wie im Anfang ihrer Ehe. Ihre Liebe war groß und stark, und eines lebte für das andere, und sie gingen beide auf in ihren Pflichten, und sie war ihm nicht nur Gefährtin, sondern auch Geliebte.

Zehn Jahre des Glückes, zehn lange, wunderbare Jahre der tiefsten, innigsten Liebe, da nahm ihr der Tod den Gatten.

Und sie weinte bittere Tränen, starrs Entsetzen hatte sie erfasst, Sterben, Tod, welch gräßlicher Traum . . . Da sah sie nun an der Bahre dessen, der ihr bisher alles war, ihr Licht und ihr Lebensinhalt, und nun, ein zertrümmerter Baum . . .

Sie küßte die bleichen Lippen, die ihr nun nie mehr ein süßes Kostwort sagen würden. Sie konnte es kaum fassen, daß das alles nun zu Ende sein sollte.

Sie hielt getrenntlich Wache bei ihrem geliebten Toten, und nie hatte ein Weib bitterere Tränen vergossen.

Müde und gebrochen kehrte sie vom Friedhofe heim, kaum der Kinder achtend, die sich weinend an sie hängten.



Kroatischer Landsturm.

Endlich richtete sie sich wieder auf, sie hatte ja Pflichten, aber es war keine Freude mehr in ihr.

Noch zweimal kehrte der Tod bei ihr ein. Das erstemal entriß er ihr geliebtes, jüngstes Mädchen, die Elisabeth, das zweitemal Karl-Heinz, den ältesten Sohn.

Nun aber hatte er nichts Erschreckendes mehr für sie, das Leid hatte sie starr gemacht, sie hatte zu viel weinen müssen.

Ihre andern Kinder, die ihr noch geblieben waren gute, schöne, große Menschen geworden, die ihr nur Freude bereiteten. Ihr Herz sehnte sich nun nach Ruhe, nach Frieden — und sie rüstete sich allmählich auf das Wiedersehen mit denen, die sie verloren hatte.

Sie war jetzt eine alte Frau, mit silberglänzenden Haaren, und das Schicksal hatte sie gezeichnet mit vielen Runzeln; von der einstigen Schönheit war nicht mehr viel zu sehen.

Und so war das Herrliche, das sie erwartet hatte, gekommen, sie hatte das Leben, die Liebe, das Leid kennen gelernt, und sie hatte alle drei kosten müssen, bis zur Reize, um zu erfassen — das Wunderbare . . .

Erfinderschnurren.

Von Dr. Rosenherg. (Nachdr. verboten.)

Drei Glücksfälle sind's vor allen, durch die gar manches Menschenkind, das bislang nicht von der Mühe einer umfangreichen Vermögensverwaltung belastet ist, in den nützlischen Stand der Rentner und Zinsschemaschneider aufzurücken hofft: eine Erbschaft machen, oder in der Lotterie gewinnen, oder — etwas erfinden. Nur haften leider dem ersten dieser drei oft genug Begleitumstände an, die einem die ganze Freude verderben können; die sichere Aussicht auf den zweitgenannten Glücksfall verträgt sich gar so wenig mit den Lehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung; und der dritte? — Ja, wenn der „Erfinder“ nur wüßte, was er denn eigentlich erfinden soll! Etwas Praktisches, für keinen Kulturmenschen Entbehrliches muß es schon sein, damit alle Welt es auch kauft und der Erfinder seinen obersten Hauptzweck erreicht.

Und etwas ganz Neues muß es sein, etwas, woran noch kein Mensch gedacht hat; denn eben die Neuheit der Idee ist es nicht zum mindesten, die den gewinnbringenden Absatz schafft. Ein Glück ist es, daß unsere modernen Staaten die Einrichtung der Patentämter haben. Sie sichern dem grübelnden Geist den Lohn seiner Mühe und bewahren ihn davor, daß geschäftstüchtige Freibeuter ihm den klingenden Nutzen einer wirklich wertvollen Neuheit rauben. Aber sie tun daneben auch noch etwas anderes, dessen Endwirkung freilich ganz und gar nicht in ihrer Antspflicht liegt, aber doch mitunter recht erfreuend ist: sie veröffentlichen ihre Patentlisten, Rechenschaftsberichte oder dergleichen und — geben darin Kunde von der Tatsache, daß der Dichtung „etwas zu erfinden“ zumeilen auf Neben einen Ausweg sucht und nach Zielen strebt, die an selbstlicher Schnurigkeit kaum mehr zu überbieten erscheinen. Laut lachen möchte man oft, wenn man aus irgend-einer Veranlassung alte Patentschriften durchstöbern muß. Hin und wieder kann man sich gelinder Zweifel nicht erwehren, ob es den Leuten, die da ihre Ideen aufs ausführlichste darlegen, immer so ganz Ernst mit ihren „Erfindungen“ war, oder ob sie nicht vielleicht doch das Patentamt, die Mitmenschen und auch sich selber ein klein wenig zum besten haben wollten. Das letztere möchte man freilich auch wieder nicht recht glauben, denn für solche Scherze sind in allen Ländern die Gebühren denn doch zu hoch.

Was soll man z. B. davon sagen, daß im Jahre 1854 das Patentamt in Washington dem Antrag eines Unbekannten auf Erteilung eines Patentes für die von ihm erfundene — Band-

wurmfalle stattgab und nach Lage der Sache stattgeben mußte? — der Leser wird hoffentlich nicht verübeln, das gleich das erste Beispiel so unappetitlich ist; die nachfolgenden sollen auch besser ausgewählt werden. — Eine ausführliche Wiedergabe der mit Zeichnung u. verlebener Patentbeschreibung wird man hier wohl schwerlich erlangen. Der Apparat war eine ganz komplizierte Vorrichtung und steckte in einem Behälter etwa von den Abmessungen eines modernen Infanteriegewehrs. Der Patient hatte das Ding zu verschlucken und konnte es, wenn der Wurm sich gefangen hatte, an einer Schnur wieder herausziehen! Von erfolgreicher Anwendung der ingenüsen Vorrichtung steht allerdings nichts geschrieben.

Das Schnarchen kann arg unangenehm werden, nicht so sehr für denjenigen, der es tut, sondern für diejenigen, die er mit seinem Schnarchen und Sägen um den Schlaf bringt. Solchem Übel hat mehr als ein findiger Kopf abhelfen wollen. Erwähnt sei nur einer: der Mann hat allerdings keine eigenen anatomischen Ansichten und meint, daß „das Schnarchen durch das Öffnen mit offener Munde verursacht wird, so daß eine große und ungeteilte Luftmenge in den Kehlkopf eintreten kann“. Um die läbliche Ungelegenheit zu brechen, soll dem Schnarcher ein mehrfach durchbohrtes Stück Holz vor dem Munde festgebunden werden, so daß der Luftstrom zerteilt und abgelenkt wird.

Ein anderer will seinen Mitmenschen warme Füße verschaffen und baut einen „Pedalcalorifactor“ — der wissenschaftliche Name



Dom österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz: Ein Geldgottesdienst nach einem Begräbnis.

ist eine Hauptsache —, der aus einem Paar Röhren besteht, die von dem Munde bis zu den Füßen reichen, oben ein Mundstück tragen und unten erweitert sind, so daß sie den ganzen Fuß umschließen. Der Besitzer braucht bloß kräftig nach wohlbekannter Art in die Röhren zu hauchen, dann wird er die wohlthätige Wirkung am untersten Körperende schon spüren. Wie wird es aber, wenn die Temperatur seines Atems nicht zu den vom Erfinder veranschlagten 37 Grad Celsius stimmt und auch der Wärmeverlust in den Röhren größer als die verrechneten drei Grad ist? Nun, jedenfalls erspart der Apparat das für einen Erwachsenen sehr anstrengende Akrobatentunstück, die Füße gewaltsam bis zum Munde zu führen und dort warmzublasen. Ungemein praktisch muß sicherlich auch ein Ding sein, um das sich gleich zwei Leute gemeinschaftlich den Kopf zerbrochen haben, nämlich ein Schuh, der nach Belieben länger oder kürzer gemacht werden kann und darum für Füße verschiedener Nummern verwendbar ist. Nun sonderbar und nicht recht erklärlich, daß er unter der Bezeichnung „Begräbnisschuh“ zum Patent angemeldet worden ist.

Ein Stiefel ist unter Umständen eine ganz gefährliche Waffe, wenn er nämlich heftig und schwer genug ist, und wenn er mit der nötigen Wucht geschwungen oder geworfen wird. Gefährlich kann auch ein Stiefelnecht werden, am allergefährlichsten jedoch ein Revolver. Wenn es aber nur nicht so bedenklich wäre, mit Schießgewehr umzugehen! Vielleicht ist es diese vorläufige Erwägung, die einen gewissen Platzwart auf den Gedanken gebracht hat, einen Stiefelnecht zu erfinden, mit dem man sich zuerst der Fuß-

belleidung entledigen kann, den man dann aber so zusammenklappt, daß er genau wie ein Revolver auszieht. Wenn das nicht gegen nächtlichen Diebsbesuch hilft —! Noch dazu ohne Gefährdung des Handhabenden! Eigentlich ist es doch recht häßlich und undantbar, daß nicht jeder Hausvater zu solchem Schutzmittel greift, wie es auch von den Bahnverwaltungen ein unverantwortlicher Leichtsinns ist, daß sie die Erfindung eines Mannes namens Toomen unbeachtet gelassen haben; der wollte die Trittbretter der Post- und Gepäcktswagen mit Öffnungen versehen und aus diesen glühend heißen Dampf ausströmen lassen, sobald jemand aufstieg, der dort nichts zu suchen hatte, so daß jeder Bahnräuber jämmerlich verbrüht werden konnte. Das Verfahren erinnert einen an die zuweilen erzählte Geschichte von dem geheimnisvollen, viele Meter im Durchmesser zählenden Wasserbehälter, der die unterirdischen Schatzgewölbe der Bank of England in London unten und an den Seiten umziehen soll, und dessen Inhalt jeden, der als Einbrecher den Goldbarren und Banknoten nahen will, ebenfalls erkauft.

schaftliche Dinge; es ließe sich darüber ein umfangreiches Sonderkapitel schreiben. Da hat sich z. B. ein deutscher Bauer aus der hiesigen Meßer Gegend oft darüber geärgert, daß das Pflügen parallel mit den Höhentämmen so schlecht vom Fiedel rückt, weil die beiden Zugtiere ungleich hoch stehen. Eine Besserung sucht er dadurch zu erreichen, daß er das „untere“ Pferd mit Stelzen versieht! Ein Patent auf die entschieden neuartige Idee hat er zwar angemeldet, aber nach den strengeren Bestimmungen der deutschen Gesetzgebung nicht erhalten.

Viele Haustiere scheuern sich gerne an Pfählen oder dergleichen, gewöhnlich um irgendeinen quälenden Hautreiz los zu werden. Wie viele „Scheuerpfosten“ hat diese Beobachtung nicht erfinden lassen! Alle sollen sie die Bewegung des Tieres dahin ausnützen, daß der Haut eine heilende Einsetzung oder Salbung zuteil wird. Das Wie kann hier unmöglich geschützt werden. Großenteils sind die Vorrichtungen lächerlich kompliziert und erfordern zur Betätigung ein Quantum Überlegung von Seiten des betreffenden Gauls oder Dajhen, wie es ihre Herren beim Er-



Die Stadt Gurnes (Deurne) in Westflandern.

In der Mitte das Landhaus, dahinter der Velfried. Von der St. Walburgis-Kirche (rechts) in Gurnes ist nur der Chor mit seinem Umgang und Kapellenkranz vollendet. — Gurnes (Deurne), wosin Adina Albert nach dem Fall von Amwerpen sein Hauptquartier verlegt hatte, ist längst in den Feindbereich der welttragenden deutschen Weisfüße gelangt.

Das Bett, das zusammenknickt und den Kaulpelz, der auf den ersten Ruf des Beders nicht hat aufstehen wollen, auf den Fußboden spediert, besteht nicht etwa bloß in der scherzenden Phantasie der Wühlblätter, ist im Gegenteil in allerlei Ausgestaltungen mehr als einmal patentiert worden, zuletzt einem George Seaman (d. h. Georg Seemann) aus Chicago. Hingegen kommt dem Verfahren Karwowstis, das den Schlaf der Toten vor der Störung durch Verwesung und ähnliche unerwünschte Zwischenfälle schützen soll, entschieden der Vorzug der Originalität zu. Von der mühseligen Behandlung durch Chemikalien, wie sie bei den alten Lappiern in Übung war, ist keine Rede mehr. Der Körper wird vielmehr zuerst mit einem Überzug von kiefelsaurem Natrium — das klingt gelehrter als das alltägliche Wasserglas — versehen und dann in einen Behälter voll flüssig geschmolzenen Glases gelegt. Nach dessen Abkühlen und Erstarrn ist die Statue fertig. Gerade wie Schneewittchen im Glasfarge! Als besonderen Vorzug preist die Patentbeschreibung, daß auf diese Weise nicht nur der Leichnam als Ganzes, sondern auch einzelne Teile für sich vor dem Verderben bewahrt werden könnten, zum Beispiel der Kopf zur Verwendung als Zimmerstumpf. Greulich!

Eine große Rolle spielen in diesen Erfinderschmurren landwirt-

finden des Apparates nicht gezeigt haben. Nicht viel Mühe und Scharfsinn ist ferner vor allem darauf verwendet worden, dem Federvieh seine Unarten auszutreiben, und ihm eine gesundheitsgemäße Lebensweise anzugewöhnen. Wie man weiß, fressen die Hühner gerne ihre Eier selber auf, anstatt sie pflichtgetreu abzuliefern. Darum müssen sie zunächst einmal auf ihre Erzeugungsfähigkeit kontrolliert werden. So sagte sich wenigstens jener Landwirt, der im Jahre 1895 ein Patent auf eine Vorrichtung beantragte, die „einen Zählapparat zur Aufzeichnung der Gesamtzahl der von einer Henne oder anderem Geflügel gelegten Eier darstellt, unmittelbar an dem Tier befestigt wird und unbeschränkt lange getragen werden kann“. Sie unsaft neben anderen Einzelheiten „eine Art Register, welches durch das aus der Henne austretende Ei betätigt wird, einen verschlossenen Behälter und eine Vorrichtung zum Festbinden des Registers am Körper des Vogels“. Gelingt es nun trotz alledem solch einem pflichtvergessenen Huhn, an ein Ei heranzukommen, dann soll ihm das Näschen dennoch bald verleidet werden. Entweder findet es ein künstliches Erzeugnis, das mit einer etelhaften Mischung gefüllt ist — über derartiges gibt es Patente in Menge — oder es gerät an einen heimtückischen Apparat, den ein Landwirt namens Shanahan

erdacht hat: das Ei liegt auf einer Metallplatte, die wieder mit einer elektrischen Batterie verbunden ist; will das Huhn es erreichen, so muß es auf diese Platte treten, aber nur, um im nächsten Augenblick ob des empfangenen Schlags zu Tode zu erschrecken. Ein einziges solches Erlebnis genügt, um die Tiere für ihr ganzes Leben von allem unrechtmäßigen Genießen abzuhalten. Mitunter arbeitet der Apparat aber auch in unerwünscht gründlicher Weise, wie der Erfinder am eignen Geflügel erfahren mußte, denn der größere Teil der Hühner wurde ihm durch die schlaue Einrichtung kurzerhand „mit Elektricität hingerichtet“. Nicht gar so großen Schaden wie das Eierfressen stiftet die Gewohnheit mancher Federträger, sich die Federn auszurupfen. Um das zu verhindern, wollte ein gewisser Schild an den Schnäbeln der Tiere Drahtklammern anbringen, die nur ein geringes Öffnen des Schnabels gestatteten. Ob er sie zur Fütterungszeit abnehmen ließ? Ein Patent hat er nichtsdestoweniger bekommen. Ein anderer empfand es als Notwendigkeit, den Hühnern das Scharen im Garten unmöglich zu machen, durch eine Erfindung, die er sich im Jahre 1871 gesetzlich schützen ließ, suchte er das auf ganz eigene Art zu erreichen. Den Tieren wurde um das Fußgelenk jedes Beines ein Ring gelegt, an dem zwei lange, starke, federnde Drähte saßen. Gewiß, die Beete zerfcharren konnten sie nun nicht mehr, denn sie blieben mit den Spitzen fortwährend im Erdboden oder im eignen Hinterteile hängen. Im letzteren Falle gab es Verletzungen als unerwünschte Nebenfolgen; außerdem aber stellte es sich zur heiteren Überraschung der Zuschauerinnen heraus, daß die federnde Wirkung der Sporen die armen Hühner ins unfreiwillige Hopfen und Sprünge brachte. Mit der schönen „Erfindung“ war es also nicht.

Gerade solche Überlegtheiten, dieser Mangel an Überblick, das Fehlen technischen Einfühlens sind es, durch die sich der Auch-Erfinder von seinem ernst zu nehmenden Genossen unvorteilhaft abhebt. Könnte ein solcher Mann klar denken, dann kämen nicht Patentansprüche zustande, wie jener eines Amerikaners, Göing, nach dessen Wortlaut die Vorrichtung „eine Schale in Stücke bricht u. dann so lange Material von dem Umfang eines der besagten Stücke wegnimmt, bis dasselbe auf passende Größe gebracht ist“. Oder das Verfahren eines anderen, welches „das Material vermischt, um die Plastizität zu verfeinern, und der plastischen Masse konkrete Form gibt“. 1895 beschreibt wieder ein anderer ein Verfahren, Material von einem aufgeschapelten Haufen wegzuschaffen, das darin besteht, „zunächst einen radialen Kanal in dem Haufen zu bilden und dann das Material auf kreisförmigem, an der Radiallinie beginnenden Wege zu transportieren“. Versteht ein Leser, was diese Leute eigentlich wollen? Die Sätze sind nicht etwa aus dem Zusammenhang gerissen und deshalb unverständlich. Rätselhaft klingt auch die 1906 patentierte Absicht, „Kohlenstoff unter Druck mit Marmor zusammenzubringen und das entlehende Gas mit einer Flüssigkeit zu vermischen“. Woher in aller Welt soll da Gas kommen? Das vergißt der Patentinhaber zu erläutern.

Nun, lassen wir den günstigsten Fall gelten und nehmen wir an, ein solcher Erfinder habe eine Idee gehabt, die ihm selber noch nicht klar vor dem Blick stand, in der er aber mit Zuversicht einen nutzenbringenden Kern zu sehen glaubte, den er vor der unerwünschten Mitarbeit anderer schützen wollte! So gut oder so schlecht es ging, brachte er die von der Behörde verlangte Patentbeschreibung zustande. Wenn sie nur etwas neues enthielt, war das Amt zufrieden; ob die Geschichte nachher auch funktionierte, danach fragte es nicht. Ein Patent ist noch lange kein Vortrefflichkeitszeugnis, wenn auch dem Unkundigen die drei Buchstaben D. R. P. gar oft gleichbedeutend mit mindestens einem Ehrendiplom erscheinen. Heutzutage sind freilich die Bestimmungen wohl aller Staaten viel strenger gefaßt als früher und lehnen offenbaren Unsinn von vornherein ab. Was soll man aber über

ein Patentverlangen denken, das 1874 in Washington eingereicht wurde und folgendes Verfahren zur Kartoffelzucht schilderte: „Erstens einen harten, ungepflügten Boden ausheben; zweitens ihn mit Sand bedecken; drittens die Knollen in die obere Schicht des Sandes einpflanzen, infolge dessen die Wurzeln der Knollen in den Boden eindringen und im Sande und ein wenig über dem unterliegenden Boden sich neue Knollen bilden“. Mit nicht ungeringem Spott steht in der geschichtlichen Denkschrift des Amtes dahinter die Frage: „Warum nicht gleich Eisen und Trinken patentieren lassen?“ Ärger noch macht es ein anderer, der — man möge es schier nicht glauben — für sich ganz allein ein Verfahren vorbehalten sehen will, „Teig zu Scheiben zu formen, diese mit querlaufenden Nüssen zu versehen und dann entlang den Endrändern der Nüssen zusammenzuklappen“. Der Mann vergißt aufeinander, daß die Dinger auch gebaden werden müssen; roh wird er sie doch kaum essen wollen. Wäre er nicht abgewiesen, wahrscheinlich auch ausgelacht worden, dann dürfte heute keine Mutter mehr ihren Kindern Pfannkuchen oder Waffeln backen, ohne daß dieser Mr. Carr seine „Lizenzgebühr“ bekäme!

Ins schier Endlose ließe sich die Reihe der Beispiele verlaufen. Aber schon das, was hier Platz

finden konnte, wird wohl ausreichen, um dem Leser zu zeigen, daß der Erfinderdrang sich mitunter auf ganz seltsame Gebiete verläuft und dann mancherlei unträgt — bloß tein Geld. Das aber ist doch die Hauptsache, wenigstens wenn man die materialistische Denkweise gelten läßt, die zu Anfang dieser Zeiten entwickelt ist. Schade ist's nur um all die Mühe und auch den Kapitalaufwand, um denen doch nur Unbrauchbares oder gar Lächerliches zustande gebracht wird. Immerhin: ganz und gar unnützlich sind letzten Endes auch sie nicht vertan, denn wirklich entseemintes Streben geht nicht spurlos unter. Wir vermögen nur nicht allzuweit die Zusammenhänge zu erkennen



Aus dem Gefangenenlager in Ohrdruf in Thüringen.
Russen, Franzosen und Turkos.

Sprüche.

Freudig rannst an der Mure
hinauf die wachsende
Rebe:
So nach des Lehrers Hand
greifst das strauchelnde
Kind.

Menschen, wollt ihr glücklich
sein,
Seid's durch euer Herz!
Alles andre ist nur Schein,
Ist wie Schnee im März.

Sey stille.

Laß dich nur nichts tanzen
Mit trauern,
Sey stille,
Wie Gott es fügt.
So seh vergnügt,
Mein Wille.

Was willst du heute sorgen,
Auf morgen,
Der Eme
Steht allem für,
Der giebt auch dir
Das deine.

Sey nur in allen Handel
Dhn Wandel.
Steh' feste.

Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt,
Das beste.

Aus „D. P. Flemings Deutsche Poëmata“

Wann?

Wann trifft mich des Feindes Stachel,
Wann der blanke, harte Stahl?
Ach, vielleicht in nächster Stunde
Setzt man mir ein schlichtes Mal.

Wenn auch keine Rosen sprechen
Aus der Erde, die mich deckt —
Vaterland, für dich zu bluten
Hat mich nimmer abgeschreckt.

Die ihr fern in sicherem Hafen,
Meine Lieben, seid gegrüßt,
Und habt Dank für alle Liebe
Die mein Leben so verjüßt.

Weinet nicht, wenn ich muß sterben
In der fernem Normandie.
Gibt mir doch der Himmel wieder
Was mir Lust und Glück verlieh.

Venedikt Hippes.



Der Prinz von Wales.

O weine nicht!

Du weinst, weil vom Todespfeil getroffen
Dein Liebstes laut ins Jotenreich hinab. —
„Umsonst“, wählst du, „ist nun mein Beten, Hoffen, —
Mein Glück begrub ein allzu frühes Grab.“

Doch weine nicht, und trockne deine Tränen;
Um den du klagst, er wohnt im ew'gen Licht.
Er weilet dort, wohin wir all' uns sehnen: —
Drum hoffnungsfroh den Blick emporgerichtet,
Und weine nicht.

O weine nicht! Ist auch für dieses Leben
Verjümt der Mund, der oft dich heiß geküßt.
Das edle Herz, das stets nur Lieb gegeben
Steht es auch still, — 's ist nur für kurze Zeit, —
Drum weine nicht!

O ihm ist wohl. — Von Siegesglanz umflossen
Ging er als Martyrer zur ew'gen Ruh.
Sein Blut ist ja fürs heil'ge Recht geflossen.
Er war ein Held. — Sei eine Heldin du! —
Und weine nicht.

So raff dich auf aus deinen tiefen Wehen,
Ob dir vor Jammer auch das Herz fast bricht.
Ring dich empor zu der Entfagung Höhen
Bis leise bann dein Mund das „Niat“ spricht
Und weine nicht.

Sieh, wie aus Paradieses lichten Auen
Er mit der Siegespalm dir winket zu,
„Harr aus, mein Lieb! — Bald werden wir uns schauen,
Dann eint uns ewig himmlisch süße Ruh.“ —
So weine nicht. —

Soldatenkirchhof.

Weit draußen im Nacher Walde,
Da liegt ein Friedenshain!
Da fanden viel treue Kämpfer
Zur letzten Ruh sich ein!

Weit draußen im Nacher Walde
Ein stilles Mägdlein steht,
An jedem der dreihundert Hügel
Es spricht ein kurz Gebet!

Und flüstert: O, hier im Walde,
Da find' ich der Heimat Ruh';
Soldatenkirchhof hört allen —
Er hört auch mir — Fremden — zu!

Denn, die dort ruh'n unterm Hügel,
Sie zogen aus für dich,
Sie kämpften für Deutschlands Freiheit,
Sie bluteten auch für mich!

Weit draußen im Nacher Walde
Da liegt ein Friedenshain!
Soldatenkirchhof sie sagen —
Ich fühl dort — die Heimat mein! —
T. Schreiber.

Des Kindes Flehen.

„Sag', Mutter, sag'! kommt Vater nicht nach Haus?
Er blieb doch schon so lange, lange aus? —
Ist denn der böse Krieg noch nicht zu Ende? —
Ach faltete doch jeden Tag die Hände
Und betete: Herr, hilf uns in der Not . . .
Was weinst du, Mutter? — Ist der Vater tot? —
Und zärtlich hält das Bübchen sie umfangen,
Sein Wänglein schmiegt's an ihre nassen Wangen,
Sein Auglein schaut in ihrem Aug' das Leid,
Sein Herzchen öffnet sich in Liebe weit. —
Und stammelnd fängt die Mutter an zu sprechen,
Ihr möchte ja das Herz vor Jammer brechen.
„Ach, Kind, — — der Vater starb — — er starb als Held
Den Kriegertod im weiten, weiten Feld;
Du wirst ihn nimmer, nimmer wiederhaben —
Wie kehrt er heim zu seinem süßen Knaben.
„Ne, Mutter? . . . nie? . . . werd' ich ihn nie mehr seh'n?“
„Ach, liebes Kind, er wohnt in Himmelshöh'n;
Dort oben, wo die gold'nen Sterne scheinen,
Will uns der liebe Gott mit ihm vereinen.“
„Und wann, lieb Mütterlein, wann wird das sein?
Wann geh' ich zu ihm in den Himmel ein?“ —
„Das darfst du nur nach einem frommen Leben.“ —
Und leise sich des Kindleins Hände heben:
„O lieber, lieber Gott, mach' du mich fromm,
Daß ich zum Vater in den Himmel komm'!“
W. Peitt.

Unsere Bilder.

Die Bundesbrüder: Russen, Franzosen und Türken. Der bei Ohrdruf im Herzogtum Sachsen-Gotha gelegene Truppenübungsplatz des 11. Armeekorps ist gleich nach Kriegsbeginn als Gefangenenerlager eingerichtet worden und hat sich binnen kurzer Zeit mit Zehntausenden von Gefangenen der verschiedensten Nationalitäten und Rassen angefüllt. Da die umfangreichen Barackengebäude dem Zustrom der neuen Gefangenentransporte nicht mehr genügen, werden jetzt Erweiterungsbauten vorgenommen, die weiteren 20 000 Insassen Raum gewähren sollen. Der Wachdienst im Ohrdruffer Lager wird von Landsturmbatallionen aus Meiningen und Mühlhausen i. Th. besorgt.



Ernst und Scherz.



Sprüche.

Des neuen Jahres Worte tat sich auf.
Wiß froh hinein!
Nach manchen Tagen, die im Dunkel lagen
Winkt Sonnenschein.
Im Wechsel rauscht der starke Strom des
Lebens
Vorbei, dahin!
Daß jede Strömung hoch dich, höher trage,
Sei dein Gewinn!

Durch Sagen und Wiederlagen
Wird ein Geheimnis durch die Stadt ge-
tragen.

Die Ohrfeige im Schützengraben. Zu den deutschen Kriegszeitungen, die jetzt auf französischem Boden erscheinen, ist nun auch eine getreten, die in Lille herausgegeben wird und gar noch Zeitlagen enthält. Sie bringt Aufsätze, Gedichte, Schilderungen und lustige Geschichten. Als Probe des guten Humors, den sich unsere Feldgrauen im feindlichen Lande bewahrt haben, sei im Folgenden eine kleine Schnurre wiedergegeben. Es hörte sie einer, der an Schützengräben vorüberkam, in denen Bayern, Märker und Sachsen lagen. Die sprachen nämlich so:

„Also wi id dir sage: For und Balina (Berliner) da jibt et keene Bange nich. Also id raus aus mein Schützenloch. Ganz alleine. Et is ne tohlfinstere Nacht. Mensch, sone tohlfinstere Nacht jibt et jar nich. Aber id immer janz fidel vorwärts auf'm Bauche. Zweihundert Meter. Neen Was von Franzose steht mir. Ja russische und russische. Uff eemal lunt id mit det Fehliche in en Loch. Wat denste, wat jagte: der feindliche Schützengraben. Und nicht riecht sich. Die Kerks liegen da und schnarchen. Und id sage dir, Mensch, bei meine Niedigkeit, wie id die Kerks da so schnarchen höre, da wirkt det eilig inschlafend uff mir, det id mir sage: doischlagen dhuit du ihnen hernach. Und id lasse die Kefe uffs Gewehrstoß fallen und schlafe imt. Uff eemal judt sich der eene Franzose im Schlafe und stößt mir an. „Vielleicht lassen Sie das!“ sag' id, und da hau ich ihm eene runter . . . Und von det Geräusch da wach id uff.“

„Und die Backpfeife? Die hatte dem Franzosen im Schlafe seeben?“

„Oder Duffel. Mir hatte die ganze Schöfe doch bloß jedräumt.“

„Da haste eene, die de dir nich jedräumt hast.“

„Mensch, biste varidrt?“ . . .

Der Löwenmut der Bayern, der 1870/71 schon die „Blauen Teufel“ so furchtbar machte, bricht auch jetzt wieder mit solchem Ungeßüm hervor, daß die Franzosen bezeichnenderweise jeden Kolben Schlag „einen bayerischen“ nennen. Schon dem alten Mäcker fiel diese unerbittliche Tapferkeit auf, als er mit einer Halbestadron des kurlpälz-bayerischen Chevauleger-Regiments, fünfzig Schmettauischen Dragonern und ebensoviele preussischen Husaren am 7. September 1794 bei Gelnhausen ein französisches Bataillon niederritt. Er dankte danach den Bayern: „Jungens, ihr seid ausgezeichnet brav, nur zu hitzig, ihr haut die Andern alle zusammen und gebt zu wenig Rardon, ihr müßt menschlicher sein und mehr gefangen nehmen.“ — eine Mahnung, die er freilich sofort wieder abgeschwächte

durch seine an die versammelte Attadenestadron gerichtete Belehrung: „Ich sage euch, die Kerks mit den bloßen Geächttern immer von oben herunter gehauen und die mit den Hälmen, denen der didde Pferdgeschwanz so um die Ohren herumsummelt, allemal in die Quere!“ Das Wort „Fleischhader“ aber, das er rühmend dem Obersten des Chevauleger-Regiments gegenüber prägte, blieb in der Zeit der Koalitions- und Napoleonischen Kriege den Chevaulegers als ein soldatischer Ehrentitel.

Das Kriegskonzert. Ein vom Gesangverein Viederfranz im Felde stehender Sänger schrieb an den Vorstand eine Feldpostkarte, sich für das erhaltene Paket bedankend, mit der Bemerkung: Auch wir haben einen großen Gesangverein: Die Infanterie singt ersten Tenor, die Feldartillerie zweiten Tenor, die Fußartillerie ersten Baß und den zweiten Baß singen

Wasser g'fallen. Seh'n Sie, Herr Messuaris, seitdem bringt den Ochsen niemand mehr über'n Steg. Unser Herr Vorstand aber, der ist schon zehnmal vom Steg ins Wasser g'fallen und geht immer wieder d'rauf.“

Schlechter Trost. Weshalb sträubst du dich so sehr, den Braumeister zu heiraten? Er ist doch ein immens reicher und sehr gelehrter Mann! — Das schon, Mutter — aber die feuerrote Nase! — Nun, die glüht doch nur für dich allein!

Gutgegenkommend. Reisender: „Gar keine Vestüre mehr da, Herr Wirt?“ — Wirt: „Leider nicht. Soll ich Ihnen vielleicht die Rechnung schreiben?“

Unter Mäntelmardern. Donnerwetter, da hast du ja einen prachtvollen Mantel an. Die Frucht der gestrigen Nacharbeit?“ — „Nichtig; und sieh nur, wie ausgezeichnet er sitzt.“ — „Ja, wirklich, man möchte sagen — nach Maß gestohlen!“

Militärische Rechenkunst. Der Leutnant meldet sich beim General zum Urlaubsantritt. „Sie sind Artillerist, also sicherlich guter Mathematiker?“ fragt die Erzellenz. — „Ja . . . Ja . . . Jawohl, Erzellenz.“ — „Also sagen Sie als Artillerie-Leutnant: 12+8 macht . . .?“ — „20.“ — „Gut; und 20+6 . . .?“ — „26.“ — „Ausgezeichnet. 12 für die unvorchriftsmäßigen Hahnenstude, 8 für den ungeputzten Säbel und 6 für den zu hohen Kragen — macht 26 Tage Stubenarrest — nun gehen Sie.“

Ein Augenarzt hatte einem Schneider den Haar geschoren, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß der Mann alle seine Arbeit in kurzer Zeit wieder verrichten und die feinste Nadel einfädeln konnte. Aber der Arzt machte die sonderbare Bemerkung, daß der Mann, wenn man ihm ein Buch vorhielt, die Buchstaben nicht zu unterscheiden vermochte. Die sämtlichen Ärzte des Ortes besprachen sich über diese sonderbare Erscheinung und hielten lange Zusammenkünfte und Beratungen deswegen; aber sie wurden um nichts klüger. Sie waren eben im Begriff den merkwürdigen Fall durch öffentliche Blätter bekannt zu machen, als sie zufällig von der Wad eifuhren, daß der Mann niemals lesen gelernt habe.

Vorsichtig. Ein Gutsherr traf einen Knaben aus seinem Dorfe an, als derselbe im Begriff war einen jungen Baum abzuschälen. Für diese Bosheit wollte er den Knaben züchtigen, welcher aber die Flucht nahm, sobald er den Herrn gewahrt ward. — „Komm doch her, mein Schöndchen,“ rief ihm der Gutsherr mit vertellter Freundlichkeit nach! „Lohn doch her, ich will Dir etwas sagen!“ — „Ach, mein gnädiger Herr,“ rief der schlaue Böfewicht: „solche kleine Jungen wie ich bin, brauchen nicht alles zu wissen.“

Die Hauptfrage. Wie, in eurem Loverein habt ihr schon wieder einen neuen Vorstand?“ — „Ja, wenn wir nichts gewinnen, wählen wir immer einen andern.“

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Zeitschrift.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Wredensy (Kub). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess n (Mübe).



Russen in Czernowit.

unsere 42er Mörser; aber unsere Zuhörer sind von unserem Gesang nicht recht erbaut.

Im Kinderhort. An jedem Abend beim Hortschluss fallen sich die Kinderhände zum Gebet, daß Gott die Väter beschützen möge und daß Deutschland siege. Tief und ergreifend sind solche Momente und entbehren doch oft nicht der Komik. Fragt da neulich ein neunjähriger Knabe: „Fräulein, in England gibt's doch auch Kinder, nich?“ „Aber natürlich, mein Junge!“ „Weten die abends auch?“ Als die Leiterin dies bejaht, stemmt er empört das Fräulein in die Seite: „Dett schreibe ich aba meinen Vata, wenn er rüber kommt, delt er dir verbieten tut. Den lieben Gott auch noch damit zu quälen, wo sie doch anfingehen haben.“

Unverbesserlich. „Huberbauer, Ihr seid angeklagt, den Herrn Vorstand beschimpft zu haben; Ihr habt gesagt, er sei dümmer als der Hofochse. Gesteht Ihr das zu, Huberbauer?“ — „Ja, ja, Herr Messuaris, ich hab's gesagt, aber seh'n Sie, ich hab' auch recht. Voriges Jahr nämlich ist der Hofochse vom Dorfsteig g'stürzt und ins

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 3

Sonntag, den 17. Januar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von N. Sorowik.

(Nachdruck verboten.)

H., den 15. Februar 19..

Liebste Hilbe!

Vier Monate sind vergangen, seitdem ich Dir zuletzt geschrieben! Vier Monate! Eine kurze Spanne Zeit für den, der

glücklich, aber endlos lang für den vom Schicksal Heimgeführten! Verzeih — daß ich nicht schon früher zu Dir kam! Deine treuen, liebevollen Worte, die Du mir ab und zu sandtest, haben mir unendlich wohlgetan und hätten eine frühere Antwort verdient! Aber — ich mußte erst ruhiger geworden, mußte mit mir selbst im Klaren sein, ehe ich mich zu einer Aussprache entschloß. Und ich weiß, Du zürst mir nicht. Deine häufigen Liebeszeichen, die keine Erwiderung verlangten, bewiesen mir aufs neue, daß uns eine innere Gemeinschaft verbindet, deren Beteuerung es nicht erst bedarf.

Heute bin ich endlich so weit, daß ich Dir von meinen Wünschen und Plänen reden kann.

Mit der Vergangenheit bin ich fertig! Das klingt zu Papier gebracht sehr einfach und nüchtern; daß dabei viel Kummer, schwere Seelenkämpfe und bittere Enttäuschungen überwunden werden mußten — das weißt Du! Liegt doch mein bisheriges Leben wie ein offenes Buch vor Dir!

Der Tod unseres heißgeliebten Vaters, der uns so unvorbereitet wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, war eine furchtbare Katastrophe. Du weißt, wie sehr wir alle an ihm hingen und welch inniges Zusammenleben, dessen Seele er im wahren Sinne des Wortes war, uns alle verband.

Fast noch furchtbarer aber war die traurige Tatsache, daß wir keine Zeit fanden, uns dem Schmerz um den teuren Entschlafenen hinzugeben, da die Verhältnisse uns zwangen, früher, als es sonst bei Leidtragenden unseres Standes der Fall, dem wirklichen Leben ins Auge zu sehen.

Daß wir nicht reich waren, das wußten wir. Das Gehalt, als unser guter Vater als höherer Beamter bezog, die Neben-

einnahmen, die ihm aus seinen fachwissenschaftlichen Arbeiten erwuchsen — dazu die Zinsen des bescheidenen mütterlichen Vermögens — das alles ermöglichte uns, so lange mein Vater lebte, ein unserer gesellschaftlichen Stellung angemessenes Leben zu führen. Nun änderte sich das Bild mit einem Schlag. Die Pension, die meine liebe Mutter beziehen wird, ist so gering, daß man nur von einem Zuschuß reden kann. Dazu eine Familie von vier Köpfen — drei unversorgte Kinder! Du kannst mir glauben, Mama und ich haben so manche Nacht durchwacht, gerechnet und gegrübelt, wie man's zuwege bringen soll. Das waren schwere, kummervolle Stunden, in denen man beinahe dem geliebten Toten die ewige Ruhe neidete!

Das waren schwere, kummervolle Stunden, in denen man beinahe dem geliebten Toten die ewige Ruhe neidete!

Doch — wer lebt muß kämpfen und handeln. Und so haben auch wir uns durchgerungen und den Grundstein zu einem neuen Leben gelegt.

Anfang nächsten Monats siedeln wir in ein kleines, hübsch gelegenes Gartenhäuschen vorstadt über, wo Mama, Ilse und Fritz, mit unserer treuen Marie, die uns nicht verlassen will, eine freundliche Arbeiterwohnung mit kleinem Gärtchen bewohnen werden. Fritz fährt dann täglich in die Stadt hinein, um das Gymnasium weiter zu besuchen und bleibt, falls er nachmittags Schule hat, bei Onkel Franz zu Tisch. Wir haben sehr reiflich erwogen, ob wir ihn auf dem Gymnasium lassen sollten, uns aber zuletzt doch dafür entschieden. Es werden heutzutage an die Leistungsfähig-



Vorposten vor Reims.

N. Senned, Phot.

Auf den kalten, wenn auch schneefreien Höhen vor Reims sieht es wenig winterlich aus, aber eine kleine Fische mit einigen Silberfäden aus einem Liebesgaben-Vater erfüllte die einsamen Feldarbeiten doch mit Weihnachtsstimmung.

keit der jüngeren Leute auf allen Gebieten so hohe Anforderungen gestellt, daß es jedenfalls besser ist, er bekommt durch eine tüchtige Schulbildung eine feste Grundlage, die ihm später die Wahl eines jeden Berufes erleichtert.

Ilse bleibt vorerst bei Mama und wird zweimal die Woche einen Kursus in Buchführung und Stenographie durchmachen. Vielleicht kann sie später einmal ihre Kenntnisse einem Bureau zur Verfügung stellen.

Und was macht meine Freundin? höre ich Dich fragen. Ja, Liebste, für die ist kein Platz in der kleinen Dreizimmerwohnung! Die fliegt in die Welt hinaus und will einmal versuchen, sich ihr Leben selbst zurechtzuzimmern.

Anfang März schon — also in etwa drei Wochen, trete ich meine Stellung als Gesellschafterin bei Frau von Seeren in Wiesbaden an.

Durch einen Hüfs-Verein in Berlin bin ich an die Dame gewiesen worden. Sie hat mir meine Anfrage sehr freundlich und entgegenkommend beantwortet. Frau von Heeren ist seit einigen Jahren Witwe, hat einen Sohn, der viel auf Reisen lebt, fühlt sich daher oft vereinsamt, besonders da sie etwas leidend zu sein scheint. Sie will nun den Versuch machen, eine ihr zuzugende Dame bei sich aufzunehmen und hat das Angebot Deiner Freundin unter so und so vielen anderen bevorzugt. Die Art, wie sie mir schrieb — Inhalt sowohl als Stil ihres Briefes — hat mir wie auch meiner Mutter sehr gut gefallen, und da sie mich bat, bald zu kommen, habe ich mich schnell entschlossen und mich für Anfang März bereits gebunden.

Durch eine hiesige Familie, die wohl auch über mich die geeignete Auskunft gegeben, hörten wir, daß die von Heeren's zu den besten Familien der Rheingegend gehören; ich weiß also, daß ich es gut getroffen habe. Alles andere möge Gott zum guten führen! Glaube mir, liebe Hilde, so weh mir die Trennung von den Meinen wird, es ist für mich doch gut, daß ich fortkomme. Du allein kennst ja die bittere Enttäuschung, die ich kurz vor dem Tode meines geliebten Vaters erfahren. Ich sage mir zwar jetzt selbst: es ist am Ende besser so! Unter den gegebenen Verhältnissen wäre der schöne Traum wohl nie zur Wirklichkeit geworden! Aber — es wäre mir der Schmerz erspart geblieben, sich eingestehen zu müssen, daß man seine Zuneigung einem Unwürdigen geschenkt!

Doch — es ist besser, ich schweige davon! Ich will nicht mehr zurückdenken; ein neues Leben liegt vor mir und hoffentlich werden mir mein neuer Beruf, die fremde Umgebung und vor allem das Bewußtsein, den Meinen eine Stütze sein zu können, erneuten Lebensmut und den Glauben an die Menschheit wiedergeben.

Schreibe mir doch noch einmal hierher; sowie ich mich in Wiesbaden etwas eingelebt, hörst Du von mir. Grüße Deinen lieben Mann und behalte weiter lieb

Deine Marianne.

Wiesbaden, den 26. März 19...

Liebste Hilde!

Fast drei Wochen bin ich hier und erst heute sende ich Dir ein Lebenszeichen! Das liegt weniger an Zeitmangel als an dem Wunsch, Dir ein richtiges Bild von meinem jetzigen Leben geben zu können. Und dazu mußte ich mich erst in meiner neuen Umgebung eingewöhnt haben.

Doch vor allem, Dir und Deinem lieben Manne herzlichen Dank für die liebevollen Zeilen, die Ihr mir vor meinem Scheiden aus der Heimat gesandt. Ich weiß, wie treu und auf sie gemeint sind.

Aber den Abschied von den Meinen will ich Dir nicht erst berichten. Daß viele Tränen geflossen und ich die Hälfte der Reise in melancholischem Dahinbrüten verbracht, das wirst Du Dir ohnedem vorstellen können. Aber als ich nach einigen Stunden der Fahrt den Blick zum Wagenfenster hinaus schweifen ließ und auf einmal grüne Wiesen, umräumt von waldigen Höhen, in reizvoller Abwechslung vorbeigleiten sah, da gab ich mir einen energischen Ruck und hielt mir eine kleine Standrede, die ungefähr in den Worten ausklang: Schäm' Dich, Marianne, die Welt ist so schön und bietet dem Geringsten vor uns ein Anrecht auf Glück und Zufriedenheit! Hast Du mit Deinen fünf und zwanzig Jahren wirklich Ursache so trostlos zu sein? Wer weiß, was Dir noch Gutes bevorsteht! Sei stark und heiter, und sieh zu, daß Du Dir Dein Los nicht selbst erschwerst!

Und da fing ich an, all die schönen wechselnden Bilder in mich aufzunehmen, ließ mich mit einer lieben alten Dame, die mein Wagenabteil teilte, in eine kleine Unterhaltung ein, und ehe ich mich verah, ließ der Zug in Frankfurt ein, wo ich mich von meiner Reisegefährtin trennte und den Wiesbadener Zug bestieg. Nach einer knappen Stunde traf ich an meinem Bestimmungs-ort ein.

Am Bahnhof erwartete mich der Wagen der Frau von Heeren, der mich schnell meinem neuen Heim zuführte. Frau von Heeren gestel mir gleich sehr. Sie ist eine feine, gebildete

Dame, die eine außerordentlich gewinnende Art hat. Sie versteht es, einem das Gefühl der Abhängigkeit zu rauben. Gleich am ersten Abend war sie so liebevoll und herzlich mit mir, ließ sich viel vor Mama und den Geschwistern erzählen, daß, als ich mich zurückzog, ich unter dem Gefühl des Geborgenseins einen heiteren und zufriedenen Brief an mein besorgtes Mütterlein schreiben konnte. Seitdem sind drei Wochen vergangen und mein erster Eindruck hat vorgehalten. Ich fühle, daß auch ich Frau von Heeren zusage, und wäre sie nicht oft so leidend, daß sie niemand bis auf ihre Kammerfrau um sich sehen kann, so bliebe mir wirklich nichts zu wünschen übrig.

So aber bin ich viel auf mich angewiesen und verbringe manch einsame Stunde, die ich mit Lesen und meinen schwachen Talenten nicht genügend ausfüllen kann. Ich sprach gestern mit Frau von Heeren darüber und bat sie, mir im Hause mehr Beschäftigung zu geben. Doch das wird schwer zu machen sein. Das Dienpersonal — Wirtschaftsmamsell, Köchin, Jungfer und Diener — ist schon so viele Jahre im Hause, daß es mich leicht als Eindringling in seine Rechte ansehen könnte.

„Gedulden Sie sich noch ein paar Tage, liebe Marianne,“ sagte Frau von Heeren etwas später; (sie nennt mich beim Vornamen, was mir ein heimatisches Gefühl gibt), „mein Sohn kehrt Ende des Monats zurück und wird gewiß bei seinen schriftlichen Arbeiten eine Hilfe gebrauchen können.“

„Schriftsteller Herr von Heeren?“ fragte ich überrascht. „Er schreibt nach jeder Reise seine Erlebnisse und Eindrücke nieder,“ gab mir Frau von Heeren zur Antwort. „Ich hoffe und wünsche sehr, daß er diese interessanten Aufzeichnungen später einmal veröffentlicht. Jedenfalls denke ich, wird es ihm lieb sein, eine ständige Sekretarin im Hause zu haben,“ fügte sie dann noch freundlich hinzu.

So beschäftige ich mich so gut es geht und warte. Hoffentlich ist Herr von Heeren, wenn er erst da ist, mit den Plänen seiner Mutter einverstanden. Denn — im Vertrauen, mein Liebling, die vielen Stunden des Alleinseins wirken nicht günstig auf mein gefaltetes Befinden. Die Dame Erinnerung fängt an, sich einen zu breiten Spielraum in meinem Denkbereich anzumaßern und ich will nicht — nein, ich will nicht unterliegen. Es soll und muß alles, alles vergessen sein. Ich habe ein neues Leben begonnen — die alte Marianne ist tot!

In Treuen

Deine Marianne.

W., den 14. April 19...

Meine beste Freundin!

Ich danke Dir für Deinen lieben Brief. Er war mir nicht nur ein erneuter Beweis Deiner Freundschaft, nein, er gab mir viel, viel mehr, nämlich Ruhe und Frieden. Ich will Dir folgen, meine geliebte

Freundin, das verspreche ich Dir. Sollten mich je wieder die dunklen Schatten der Vergangenheit beunruhigen, dann will ich es so machen, wie Du mir rätst. Ich will mich bemühen, an dem Glauben festzuhalten, daß eine höhere Macht unsere Geschicke leitet und alles, selbst das Leid, zu unserm Besten wendet!

Inzwischen hat sich mein Leben hier auch wesentlich geändert. Herr von Heeren ist Ende März eingetroffen und mit ihm eine Reihe abwechslungsreicher Tage und Stunden. Du möchtest nun gewiß gern hören, was für ein Mann Herr von Heeren ist. Ja, liebste Hilde, das ist nicht mit wenigen Worten gesagt. Aber sein Äußeres kann man sich kurz fassen. Er ist ein hoher, kräftig gebauter Mann, gegen Ende der Dreißig, mit unüßlichen Gesichtszügen. Doch verliert sich dieser Eindruck immer mehr, wenn man ihn sprechen sieht und hört. Das scharf geschnittene Antlitz bekommt dann durch den lebhaften, wechselnden Ausdruck der Augen etwas ungemein Interessantes und sein tiefes, volles Organ hat einen angenehmen Klang.

Trotzdem gestehe ich Dir offen, es wäre mir lieber gewesen, ich wäre mit Frau von Heeren allein geblieben. Der Sohn gleicht seiner lebenswürdigen Mutter im Wesen durchaus nicht. Er hat mir gegenüber eine so fühle, zurückhaltende Art, daß es mich oft



Weihnachtsbrief von Mutter. H. Semede, Phot.

Auch im Osten wurde Weihnachten mit einem Tannenbäumchen im Schützengraben gefeiert.

verstimmt. Im Geiste sehe ich Dich den Kopf schütteln. Du hältst mich gewiß für eingebildet und eitel und glaubst womöglich, ich sei enttäuscht, daß sich Herr von Heeren nicht zu meinem Kavaliere hergibt. Aber Du irrst; das ist es nicht. Um Gotteswillen, nichts wäre mir lässiger und unangenehmer als zu große Liebenswürdigkeit. Was mich verstimmt, das ist eine Art Nichtachtung von seiner Seite, die ich kaum näher beschreiben kann.

Er ist nun seit vierzehn Tagen hier. Wir sitzen mittags und abends mundenlang beisammen! Dann erzählt er unaufhörlich von seinen Reisen, und seine Mutter und ich hören ihm gespannt zu. Die Zeit entflieht oft nur zu schnell. Aber an all diesen Tagen hat er es noch nicht der Mühe wert gefunden, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, so daß ich das niederdrückende Gefühl nicht los werden kann, meine Anwesenheit sei ihm nicht nur gleichgültig — was ich leicht verschmerzen würde — sondern auch lästig. Ob Frau von Heeren etwas davon merkt, weiß ich nicht. Sie ist immer gleichmäßig freundlich zu mir und daß sie in diesen Tagen nach dreiwerteljähriger Abwesenheit des Sohnes, nur Auge und Ohr für ihn hat, ist nur zu begreiflich.

Von meinem Amt als Sekretärin war bisher noch nicht die Rede. Ob unter diesen Umständen überhaupt noch etwas daraus wird, bleibt abzuwarten. Einestheils würde ich es unendlich bedauern. Herr von Heeren spricht so fesselnd, daß ich mir seine schriftlichen Schilderungen außerordentlich gehaltvoll denke. Andererseits ist mir vor diesem näheren Zusammensein etwas bange, da unsere Persönlichkeiten so gar nicht zueinander zu passen scheinen. Aber — noch ist kein Wort darüber gefallen, also will ich mich seinen überflüssigen Bedenken hingeben.

Es scheint, daß wir jetzt etwas geselliger leben werden. Gestern hörte ich, wie Frau von Heeren ihren Sohn fragte, ob sie nicht ihre Freunde zu einem kleinen Abend einladen sollte. Mir selbst liegt nicht viel daran, neue Menschen kennen zu lernen. Dazu fühle ich mich innerlich noch zu müde und wund. Ich hoffe, Frau von Heeren wird mein Trauerkleid als genügenden Grund für meine Zurückhaltung gelten lassen. Nun sind bereits fünf Monate seit dem Tode unseres geliebten Vaters vergangen! Ach, Hilde, ich habe in den letzten Tagen wieder sehr mit Seimweh gekämpft! Es ist doch nicht so leicht, das Brot der Abhängigkeit zu essen! Auch dazu muß man besondere Eigenschaften haben und ich fürchte — Deine Freundin hat solche nicht!

Von den Meinen höre ich, gottlob, nur Gutes, Freig und Gise scheinen sehr fleißig zu sein; und dabei ihr möglichstes zu tun, um die liebe Mutter aufzuheitern. Natürlich schreibe ich ihr auch nur Erfreuliches. Wie sie sollen sie erfahren, wie schwer es mir oft ums Herz ist. Sie hat schon genug zu tragen, die arme Mama, und ich — ich habe doch Dich, mein zweites Gewissen, meine treue Freundin. Du allein darfst in meinem Inneren lesen, sollst immer wissen, wie es mir ums Herz ist!

Gib bald wieder Nachricht

Deiner Marianne.

W., den 16. Mai 19..

Recht hast Du, meine liebe Hilde, daß Du mich ob meines Meinmuts schiltst! Nachdem mein Brief an Dich abgegangen, machte ich mir gleich Vorwürfe, daß ich, einer augenblicklichen Stimmung nachgebend, Bedenken und Zweifel ausgesprochen, die Dich womöglich denuncirten und Dir eine falsche Vorstellung meines jetzigen Jäh geben mußten.

Du hast, wie immer, recht. Warst Du doch immer die Besonnenere von uns beiden! Nur gar zu leicht lebe ich mich in Gedanken und Tagen hinein, die der Wahrheit gar nicht entsprechen, oder zum mindesten einer falschen Auffassung unterliegen. So

gestehe ich reumütig, daß ich mich wieder einmal in eine Idee hineinveramte, die sich nachträglich als gänzlich eingebildet herausstellte.

Einige Tage, nachdem ich Dir geschrieben, machte Frau von Heeren nach dem Essen beim Staffee ihrem Sohne den Vorschlag, mich als Sekretärin zu verwenden. Ich versichere Dir, ich war auf die Antwort mehr als gespannt. Zur Augenblick befiel mich das Gefühl, daß, wenn sie verneinend lauten sollte, meines Weibens hier im Hause eine Unmöglichkeit sein würde. Bildete ich mir doch ein, Herr von Heeren könne mich nicht leiden und sein Wesen mir gegenüber mühte mit der Zeit auch der Freundschaft seiner Mutter Eintrag tun.

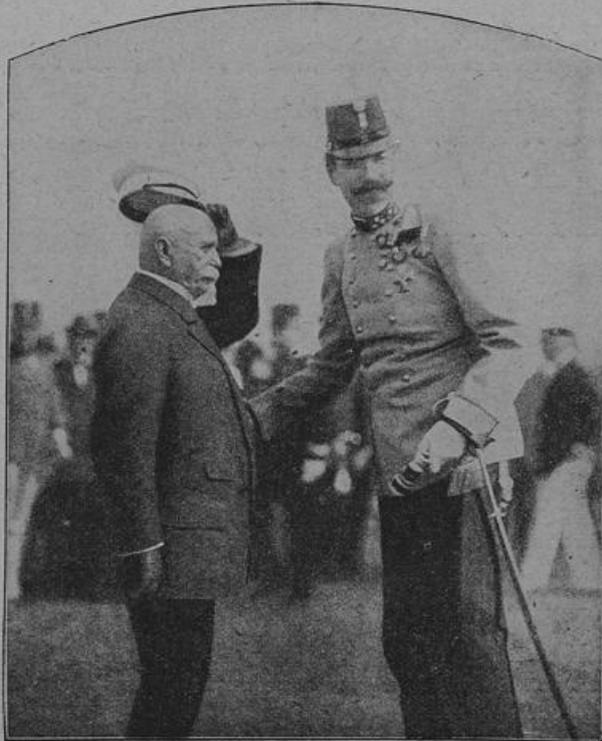
Du kannst Dir daher mein Ersauern, oder richtiger gesagt, meine Freude vorstellen, als Herr von Heeren die Idee seiner Mutter sofort aufgriff und mich in zuvorkommender Weise fragte, ob ich auch damit einverstanden wäre. Ich war im ersten Augenblicke so überrascht, daß ich mich wie ein kleines Schulmädchen benahm. Ich fühlte, wie ich erröthete, stotterte etwas von sich Mähe geben wollen und Gewissenhaftigkeit und erklärte mich sofort bereit, mein Amt anzutreten.

Frau von Heeren sprach den Wunsch aus, daß die Nachmittags- und Abendstunden ihr gehören sollten; des Vormittags muß sie meist lange das Bett hüten, da kann sie mich leicht entbehren. Wir vereinbarten nun, daß ich täglich einige Vormittagsstunden Herrn von Heeren zur Verfügung stehen soll.

Heute sind es nun schon über vierzehn Tage, daß ich mein neues Amt ausübe. Hilde, wie froh und glücklich bin ich, daß der Zufall — oder soll ich sagen ein gütiges Geschick — mich in dieses Haus geführt! Ich fand nicht nur ein Heim bei feinen gebildeten Menschen, nein — eine neue Welt wird mir hier erschlossen, und mit Begeisterung und Entzücken nehme ich alles in mich auf. Wie eng und begrenzt war doch bisher mein geistiger Gesichtskreis!

Wenn Herr von Heeren mir nicht diktirt oder mich schon Aufgezeichnetes abschreiben läßt, so beschäftigen wir oft zusammen eine Sammlung Bilder, die er selbst im Laufe der Jahre aufgenommen und die ein beredetes Zeugnis seiner großzügigen Auffassungsabe sind. Bald befinden wir uns dann in Indien, bald in Japan, bald treiben wir uns verkleidet in den chinesischen Vierteln umher, bald sitzen wir träumend an den Ufern des Nils. Aber — wo es auch sei — welchen Weltteil wir auch durchqueren, diese geistvolle Sprache, dieses verständnisvolle Eindringen in den Volksgestalt der verschiedenen Länder — alles dies gibt immer wieder Zeugnis davon, daß ein besonderer Mensch sich das Ganze zu eigen macht.

Im Geiste sehe ich Dich lächeln, sehe sogar, wie es spöttisch um Deine Mundwinkel zuckt! Du denkst an meinen letzten Brief — und nun diese Begeisterung! Ich gestehe Dir, meine Teuere, ich bin mir selbst ein Räthsel. Wie, nie hätte ich geglaubt, daß dieser Mann mich so für sich einnehmen könnte! Aber — verstehe mich ja nicht falsch! Denke nicht, daß meine Begeisterung irgendwelchen persönlichen Charakter trägt. Herr von Heeren und ich stehen uns rein freundschaftlich gegenüber. Er ist in den Stunden unseres gemeinsamen Arbeitens ganz aus seiner Zurückhaltung herausgetreten; noch weiß ich nicht, weshalb er mir in der ersten Zeit so sonderbar begegnete. Doch im übrigen glaube ich, ist es ihm ganz gleichgültig, welchem Geschlecht ich angehöre. Und das ist mir gerade recht. Würde er mir jetzt mehr Aufmerksamkeit erweisen als sie seiner Sekretärin und Hausgenossin zuläuft, so wäre mir das ebenso unangenehm wie seine vorherige kühle Nichtachtung. Ich bin für schöne Redensarten und übertriebene Höflichkeitsbezeugungen nicht mehr empfänglich; deren hatte ich genug, als ich noch die Tochter meines angesehenen Vaters war. Ich habe mein Lehrgeld bezahlt — daß es mich manche bittere Stunde gekostet, will ich nicht leugnen — aber nun will ich auch nichts mehr davon wissen. Ich bin jetzt ein Mensch, der im Leben



Erzherzog Eugen,

der neue Oberkommandierende der Armee gegen die Serben, mit dem Grafen Seppelin.

sieht, der sein eigenes Schicksal in die Hand genommen und als solcher geachtet und wohl auch beachtet sein, der aber auch alles vermeiden will, was zu seelischen Zerwürfnissen führen könnte! Damit habe ich abgeschlossen.

Der Verkehr im Hause ist seit Herrn von Heerens Rückkehr ein viel lebhafterer geworden. Dazu kommt, daß sich verschiedene Verwandte und Freunde der Familie zur Kur hier aufhalten. Unter diesen häufigen Gästen befindet sich ein Onkel Frau von Heerens, Ezzeleus von Bente, ein lebenswürdiger alter Herr, der mir besonders gut gefällt. Natürlich beruht das ein wenig auf Gegenseitigkeit. Er verkehrt mit mir in solch väterlicher und dabei ritterlicher Weise, daß es ihm bald gelang, meine Zuneigung zu gewinnen.

Frau von Heeren neckte mich kürzlich mit meinem alten Verehrer und meinte dann scherzend, ein junger würde mir wohl lieber sein. Als ich lachend Protest einlegte, sah sie mich einen Augenblick prüfend an und sagte dann: „Sie sind noch jung, liebes Kind; zu Ihnen kann das Glück noch kommen.“

„Ach, gnädige Frau,“ erwiderte ich, „die Jugend glaubt nur ein Recht auf Glück zu haben, aber an wie Vielen geht es vorüber, ohne sie auch nur zu streifen.“

Frau von Heeren schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht. Einmal im Leben tritt das Glück wohl an jeden heran, nur, daß wir Menschen oft erst zu spät wissen und fühlen, was eigentlich unser Glück ausmacht.“

Das Gespräch wurde in der Dämmerung auf der Gartenterrasse geführt. Die milde Luft des Frühlingsabends umwehte uns, und der süße Duft des Kieiders nahm fast betäubend die Sinne gefangen. Träumend saßen wir eine Weile stumm nebeneinander, jedes seinen Gedanken nachhängend, als in der Tür des Speisezimmers, die auf die Terrasse führte, Herr von Heeren erschien.

„Guten Abend,“

sagte er heiteren Tones.

„Ich glaubte schon, der Diener hätte sich geirrt, als er mir sagte, die Damen befänden sich hier. Darf ich fragen, weshalb man so schweigsam ist?“

Bei diesen Worten beugte er sich ritterlich über die Hand seiner Mutter und begrüßte mich dann freundlich.

„Wir sprachen vom Glück mein Sohn,“ erwiderte Frau von Heeren, „und darüber sind wir ins Träumen gekommen.“

Herr von Heeren sah uns mißbilligend an.

„Vom Glück darf man überhaupt nicht sprechen. Wer kann auch wissen, was das Glück des andern ausmacht? Und wer wäre so vermessend, laut einzugesehen, daß er glücklich sei? Müßte er nicht gleich den Neid und die Rache der Götter befürchten?“

„Sie sind so abergläubisch, Herr von Heeren,“ warf ich scherzend ein.

„Nicht mehr und nicht weniger als andere Menschen,“ entgegnete er. „Ich lehre mich weder an die gesürchtete 13, noch nehme ich Anstand, an einem Freitag irgend etwas zu unternehmen. Aber, — je älter man wird, desto mehr fühlt man, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir nicht nur nicht begreifen, sondern an die wir auch nicht rühren dürfen, und zu diesen gehören die Stimmungen der Seele, die uns ein ewiges Geheimnis sind und bleiben werden. Fortuna ist eine launische Göttin. Sie verläßt uns bald, wenn wir uns ihres Besitzes zu sehr rühmen. Darum — wer sein Glück gefunden, der hüte schweigend seinen Schatz!“

Die Worte klangen eigentümlich, fast schmerzlich. Sollte er aus Erfahrung gesprochen haben?

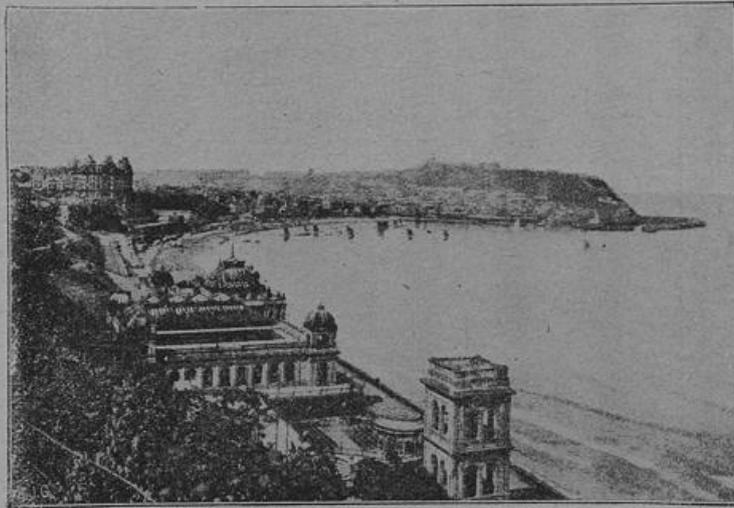
Der Diener meldete, daß das Abendessen angerichtet sei, und damit nahm das Gespräch eine andere Wendung.

Bei Tisch kam Herr von Heeren auf den Herrensabend zu sprechen, den er in den nächsten Tagen geben wollte und hat seine Mutter, wenigstens bei Tisch anwesend zu sein. Frau von Heeren willigte ein und sich an mich wendend sagte sie:

„Sie, mein liebes Kind, müssen mir dann helfen, die Herren ein wenig zu unterhalten.“

Noch ehe ich eine Antwort geben konnte, sprach ihr Sohn ruhigen Tones:

„Ich denke, Fräulein Bode wird es lieber sein, geselligen Ver-



Die Südseite der Befestigungen von Scarborough.

anstaltungen fern zu bleiben. In Trauerkleidern fühlt man sich in heiterem Kreise nicht am Plage.“

Ich stimmte natürlich sofort zu und bat Frau von Heeren, mich für den Abend zu beurlauben. Aber — soll ich's Dir gestehen — es ärgerte mich doch ein wenig, daß Herr von Heeren so ungefragt über mich verfügte. Ich war ja innerlich vollkommen seiner Ansicht; ich bin sogar froh, daß meine Trauer mir das Zusammentreffen mit vielen gleichgültigen Menschen erspart, und doch — traut er mir nicht so viel Feingefühl zu, daß ich von selbst das richtige gefunden, oder denkt er, meine Abhängigkeit gestalte mir nicht, selbständig zu handeln? Da kennt er mich schlecht. Aber — woher sollte er mich auch kennen?

Eben merke ich, daß es bereits Mitternacht geschlagen. Da ist es Zeit, diese lange Epistel zu schließen. Ich grüße Dich, meine Getreue, viele Male. Welch ein Segen, einen Menschen zu besitzen, dem man alles, was einen bedrückt, sagen kann!

Deine Marianne.

(Fortsetzung folgt.)

Blinde Passagiere auf Ozeandampfern.

Von D. Nautilus.

(Nachdruck verboten.)

Es kommt viel häufiger vor, als man meint, daß sich sogenannte „blinde Passagiere“ auf den großen Dampfern aller Linien und aller Nationen einschmuggeln. Vorwiegend ist es auf der Reise nach Amerika der Fall, da eine solche heutzutage mit den Schnelldampfern in fünf bis sechs Tagen zurückgelegt werden kann und der Zwang, sich verborgen zu halten, nicht gar zu lange dauert. Aber auch nach bedeutend ferneren liegenden Weltgegenden kommen solche Dinge vor, nur mit dem Unterschiede, daß diese Passagiere immer entdeckt werden, während es einem sündigen Kopf auf der Amerikatour trotz der strenger und strenger werdenden Kontrolle gelingen kann, mal unentdeckt durchzuschlüpfen.

Oft sind es Leute, die aus sehr dringenden Gründen eine derartige Reise machen müssen und entweder nicht genügend Reisegehalt besitzen, oder dieses für Ausgaben der nächsten Zukunft in dem fremden Lande retten wollen, meistens sind es aber arme Schelme, die da draußen ihr Glück versuchen wollen und überhaupt kein Reisegehalt besitzen.

Wenn solche Leute es verstanden haben, sich vorher des Schutzes der Schiffsmannschaft zu versichern, dann kommen sie ziemlich sicher unentdeckt an das Reiseziel an, denn „Jan Raat“ hat im Durchschnitt ein weiches, warmes Herz, und es macht ihm hinterher auch ein Bombenvergnügen, seinem Kapitän und den Offizieren ein Schnippchen zu schlagen, denn — er ist Gemütsmensch! — Außerdem ist der Matrose im Durchschnitt immer gerne bereit, dem Hilfsbedürftigen beizustehen, ohne dabei zu fragen, ob dieser es wert ist oder nicht.

In solchen Fällen also, wo er Helfershelfer hat, hält sich der „blinde Passagier“ am Tage in seinem ihm von den Blaujaden zugewiesenen Schlupfwinkel auf und erst bei vollkommener Dunkelheit kommt er zum Vorschein, um sich Bewegung zu machen, frische Luft zu schöpfen und von seinen Beschützern zunächst warmes Essen und ferner die nötigen Lebensmittel für den folgenden Tag in Empfang zu nehmen.

Wird er entdeckt, und kann sich durch seine Papiere gut ausweisen, dann kann es auch noch unter Umständen gut abgehen. Der Kapitän muß es natürlich im Anfunfshafen melden, aber wenn der „Gratisreisende“ unterwegs die ihm aufgetragenen Arbeiten — denn arbeiten muß er unter allen Umständen — gut und willig verrichtet hat, dann legt wohl der „Gestrengere“ für ihn ein gutes Wort ein und es geht vielleicht noch alles gut ab.

Ganz anders liegt die Sache natürlich, wenn man es vielleicht mit einem Verbrecher zu tun hat, der irgend etwas Schweres auf dem „Kerbholze“ hat. Der wird drüben dann gleich warm empfangen! —

Über es gibt noch eine andere Art von Einmugglern, und von diesen möchte ich heute den freundlichen Lesern einen Fall aus meiner Seemannsaufbahn in jungen Tagen erzählen, der mir besonders gut einleuchtet ist. Obwohl die Sache einen sehr ernstlichen Hintergrund hatte, entbehrte sie doch nicht eines humorvollen Anfluges; denn der Held dieser Begebenheit hatte sich ganz auf sich selbst und seine unerhörte Frechheit verlassen. Ich konnte für diesen Fall die Überschrift wählen:

„Ich muß mit!“

„Können Sie mir nicht sagen, wo der „erste Offizier“ ist und wie er heißt?“ fragte mich ein feingekleideter, etwa zweiundzwanzigjähriger junger Mann, als ich auf dem Hafen von Newyork liegenden Dampfer „Indiapolis“ am Tage vor der Abfahrt nach Europa an der Landungsbrücke Wache stand.

Sein Gesicht war von Bodenarbeiten ganz zerrissen und machte mit seinen kleinen listigen, unverschämten dreinblickenden Augen keinen angenehmen Eindruck; sonst trat er aber ganz höflich auf.

„Zunächst“ erwiderte ich also; „dort steht er. Sein Name ist Fermor.“

Der Offizier stand ganz in unserer Nähe.

Mit wenigen Schritten fand der Fremde auch schon vor dem Offizier, lästete mit aller Grazie den Hut, stellte sich unter dem Namen „Schwippmann“ vor und bat Herrn Fermor, ihn in einer dringenden Angelegenheit einige Minuten anzuhören, was der wirklich lebenswürdige auch bereitwillig zusagte.

„Ich habe,“ so begann Schwippmann, „wenn ich auch nicht

in Hamburg geboren bin, doch lange Zeit bei meiner dort wohnenden reichen Tante gelebt und bin vor einigen Jahren hierher nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Diese Tante ist nun gestorben und hat mir eine namhafte Summe vermacht. Um dieses Geld wollen mich nun die anderen in Hamburg lebenden Verwandten und Erben bringen; besonders diejenigen, die nicht mit einem Erbe bedacht worden sind. Sie werden auch ihr Ziel erreichen, wenn es mir nicht rechtzeitig gelingt, den Schutz der Gerichte in Anspruch zu nehmen.“

Bei diesen Worten zog er mehrere Briefe aus der Tasche und begann, Fermor die ihm wichtigsten Stellen vorzulesen, was dieser aber mit der höflichen Bemerkung abwies, daß es ihm aufs Wort auch ohne diese Beweise glauben wollte.

Ohne Zweifel müssen Sie nach Europa hinüber, und zwar je schneller, je besser,“ erwiderte er noch.

„Nicht wahr?“ Sie sind ganz derselben Meinung; das freut mich,“ antwortete Schwippmann. „Aber das Ding hat noch einen bösen Haken. Ich bin nämlich leider in dem strengen, langen Winter mehrfach ohne Beschäftigung bzw. ohne Verdienst gewesen und meine Ersparnisse sind nahezu leider aufgezehrt. Es bleibt mir also nichts weiter übrig, als mich hinüberzuarbeiten. Und daher bitte ich Sie nun dringend, mich als „Arbeiter“ ohne irgend welche Bezahlung mitzunehmen, denn ich muß hinüber nach Hamburg, ich muß mit.“

„Gern, sehr gern hätte ich Ihren Wunsch erfüllt, Herr Schwippmann, und Sie unter dieser Bedingung mitgenommen, wenn Sie nur schon gestern gekommen wären,“ antwortete Fermor. „Aber wir haben eben schon gestern das noch fehlende Personal vollständig ergänzt und angemustert.“

„Das hilft aber nichts, mein Herr, ich muß eben mit,“ erwiderte der Fremde.

„Tut mir leid, ist aber ganz unmöglich,“ war die Antwort.

„Aber ich muß ja mit. Sie können doch nicht wollen, daß ich ein Vermögen verliere?“ entgegnete der Fremde.

„Gewiß nicht; ich bin aber nicht in der Lage, Ihnen helfen zu können, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Entschuldigen Sie mich, die Pflicht ruft. Morgen früh um acht Uhr gehen wir in See, und es ist noch viel zu tun. Ich wünsche Ihnen das beste und einen guten Morgen.“ Mit diesen Worten verbeugte sich der erste Offizier leicht und ging.

Schwippmann aber sagte nur noch: „Und ich sage Ihnen, ich muß mit.“ Dann ging auch er davon.

Am andern Morgen von sechs Uhr an fuhren unter den lustigen Klängen der Schiffkapelle die Passagiere heran. Jene, welche die erste Kajüte bewohnten, stiegen mit schiffss eine Brücke herauf, die geradeaus nach dem Hoch- und Promenadendeck führte; die Fahrgäste des zweiten Salons, der am Hinterteil des Schiffes lag, bestiegen eine dort vorhandene Landungsbrücke und die Zwischendeckspassagiere gingen vorne über das tiefer gelegene Hauptdeck.

Während an den beiden Brücken für die Kajütspassagiere Unteroffiziere, Offiziere und die Oberstewards (Oberkellner) die Honneurs machten, standen auf dem Vorderdeck an der Landungsbrücke der erste Zahlmeister mit seinen Unterzahlmeistern, um von diesen Passagieren sogleich die Fahrkarten sich vorzeigen zu lassen. Endgültig abgenommen wurden sie erst auf hoher See, wenn der Lotse bereits das Schiff verlassen hatte.

Alles ging soweit glatt vonstatten, und während die vom Generalagenten der betreffenden Schifffahrtsgesellschaft am Lande aufgestellte und unsere auf dem Promenadendeck stehende Kapelle gemeinsam das schöne „Deutschland, Deutschland über alles“ spielten, setzte sich die „Indiapolis“ in Bewegung.

Die Barre bei Sandy-Hook an der Mündung des Hudsonstromes lag hinter uns; der Lotse hatte das Schiff verlassen und die beiden Zahlmeister begannen — bei den Zwischenbedeckern zuerst — die Fahrkarten abzunehmen.

Ich wollte gerade nach der Kommando-Brücke gehen, als

plötzlich, wie aus dem Deck herausgewachsen, Herr Schwippmann mit seinem unangenehmen Gesichte vor mir stand und mich höflich bat, ihn zum ersten Offizier, Herrn Fermor, zu führen.

Aha, dachte ich; der Junge hat also doch noch Geld genug zu einer Fahrkarte gehabt und nur versucht, die Überfahrt so billig wie möglich zu machen, und will das Herrn Fermor jetzt mitteilen.

Bei diesem angekommenen, begrüßte er ihn artig und sagte: „Sie sehen, Herr Fermor, ich bin zur Stelle und gern bereit, leichte Arbeiten zu übernehmen.“

Fermor befaß sich einen Augenblick, dann erinnerte er sich der Unterredung am vorhergehenden Tage und sagte unwillig: „Aber ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, ich kann Sie nicht mitnehmen. Und nun

sind Sie doch da?“

„Gewiß, das stimmt. Aber ich habe Ihnen darauf auch erwidert: „Ich muß mit“, entgegnete der andere.

„Ob Sie müssen oder nicht, Herr, darauf kommt es hier gar nicht an, sondern einfach darauf, daß ich Ihnen klar gesagt habe, ich kann Sie nicht mitnehmen, weil alle Arbeitsplätze bereits besetzt sind,“ fuhr Fermor zornig werdend fort.

„Allright, und ich habe Ihnen gesagt, ich muß mit, und damit ist die Sache erledigt, denke ich,“ erwiderte Schwippmann so ruhig, daß es schon mehr frech klang.

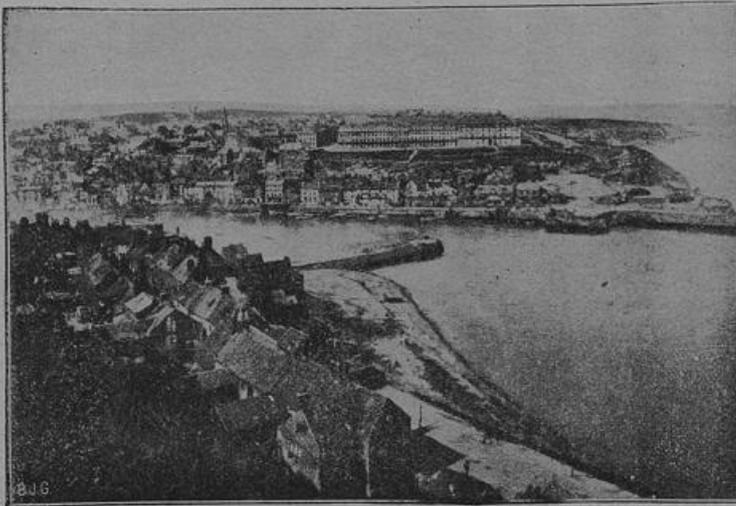
Das ging denn doch unserm gutmütigen Fermor gegen den Wind, und wütend rief er: „Die Sache ist damit gar nicht erledigt. Sie werden für Ihre bodenlose Unverschämtheit beim Koch die Kessel putzen usw.; und in Hamburg werde ich Sie wegen Einschleppens verhaften lassen.“

„Das können Sie getrost tun,“ sagte Schwippmann. „Die Hauptsache ist, daß ich nach Hamburg gelange. Und die Kessel putze ich auch nicht; ich werde Sie wegen Mißhandlung verklagen, wenn Sie von mir Arbeiten verlangen, die über meine Kräfte gehen,“ entgegnete er frech.

Schwippmann wurde nun sogleich zum ersten Koch gebracht und hatte es der Gutmütigkeit und Leichtgläubigkeit dieses biederen Mannes zu danken, wenn er während der Reise nur Kartoffeln schälen mußte.

* * *

Schon in der ersten Nacht tauchte der begründete Verdacht auf, daß Schwippmann ein sogenannter „schwerer Junge“ wäre; denn als er in dem Schlaflogis, wo er schlafen sollte, die anderen eingeschlafen glaubte, erhob er sich leise, kleidete sich wieder an,



Blick auf Whitby, mit der historischen Abtei.

nahm aus einem kleinen, höchst eleganten Koffer verschiedene kleine Kasette und begab sich damit an Deck. Er war aber doch beobachtet worden und einer der Stewards (Kellner), ein smarter (d. h. heller), schlich ihm in der tiefen Dunkelheit nach und sah, wie der Fremde sich nach dem Promenadendeck der zweiten Kajüte begab. Dort hatte er mit einer Dame eine längere Unterredung, von der er merkwürdigerweise ohne jene Kasette etwa nach einer Stunde zu seiner Schlafstätte zurückkehrte. Dieses Manöver wiederholte sich fast in jeder Nacht. Der Steward erkannte auch die Dame an ihrer Stimme und Figur wieder: sie hatte ein merkwürdig raffiniertes Gesicht und war unzweifelhaft eine schlechte Person. Das mußte auch den anderen Passagieren aufgefallen sein, denn trotzdem man an Bord nicht gerade wäherlich in seinem Umgang ist, wenigstens nicht so, wie am Lande — verkehrte doch fast niemand mit ihr.

Auch dem Oberkoch verriet Schwippmann die Erbschaftsgeldscheite aufzubinden, was ihm leider auch völlig gelang. Ja, er wußte den Vertrauensseligen so zu bereben, daß der Koch sich erbot, ihm behilflich zu sein, das Schiff schon in Brunsbüttel zu verlassen und somit der heiligen Hermandad (der Polizei) zu entweichen. Die Koffer sollte der Koch in seiner eigenen Kabine aufheben. Später wollte man sich in Hamburg treffen, und der Koch sollte jetzt sofort dreihundert Mark vorstrecken, was dem Mann ein Leichtes war, damit Schwippmann sich in Hamburg sofort einen Advokaten nehmen und seine Erbschaftsansprüche zu einem schnellen und sicheren Ende bringen könnte. Dafür wollte er dem Koch notariell tausend Mark zusichern und das Darlehn noch extra zurückzahlen.

Auf des Oberkochs Frage, wie er denn eigentlich an Bord gekommen wäre, erzählte er listig lächelnd und frechen Tones, er wäre, in jeder Hand einen seiner feinen kleinen Schlängelkoffer, dreißig nach dem Hochsee gegangen, und niemand hätte ihn aufgehalten. Dann hätte er sich so unauffällig als möglich nach dem Zwischendeck begeben und getan, als wenn er sich nur diese Räume mal ansehen wollte. Als dann aber die Fahrtafeln abgenommen worden wären, habe er sich beim „ersten Offizier“ gemeldet.

Das war ja nun alles ganz fein ausgeklügelt und bisher auch durchgeführt worden; allein in Brunsbüttel wurde ihm unverhofft ein Strich durch die Rechnung gemacht; denn die „Zaridianopolis“ durfte der Cholera wegen nicht nach Hamburg hinaufdampfen; so kam es, daß der erste Offizier schon in Brunsbüttel sofort die Anzeige machte, als das Polizeiboot an das Schiff kam.

Wie erstaunte aber Schwippmann, als ein Herr in Zivilkleidung auf ihn zutrat, ihm eine Photographie vor die Augen hielt, mit der er eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte, und zu ihm sagte: „Nun, Mister Heideck, glücklich angelangt mit Ihrer Dame? Sie werden mit dem nächsten Schiffe nach dem Schauspiel Ihrer traurigen Heldentaten, nach Boston, über Newyork zurückkehren. Leugnen hilft Ihnen hier nichts; wir haben bereits die Brillanten in dem Koffer der Miß Zoe gefunden.“

Selbstverständlich leugnete Schwippmann hartnäckig. Das half ihm aber nichts. Es wurden ihm eiserne Manschetten angelegt, dann wurde er mit seiner Helfershelferin zunächst nach Hamburg befördert und dort festgesetzt.

Die beiden hatten nämlich etwa vierzehn Tage vor ihrer Abreise von Amerika in Boston einen äußerst verwegenen Diebstahl von Brillanten ausgeführt und sich dann auf Umwegen nach Newyork begeben. Heideck hatte sich aber gesücht, für sich eine Fahrkarte zu lösen, weil er mit Recht annahm, er sei auf allen Schiffsbureaus bereits gemeldet. Seine Helferin hatte es gewagt, auf einen gefälschten Paß hin, sich ein Billett zu lösen.

Beide wurden nun etwa vier Wochen später nach Newyork zurückbefördert.

Bei uns hatte Schwippmann Heideck gesagt: „Ich muß mit.“ Auf der „Columbia“ sagte der inzipischen von Newyork eingetroffene Detektiv: „Sie müssen mit.“ Ein meilenweiter Unterschied.

Und wär's der Tod.

Und wär's der Tod — wir wollen ihn begrüßen
Wie einen Bruder aus dem Heimatland —
Wir wollen fest den Ring der Treue schließen,
Stehn — oder fallen für das Vaterland.

Und wär's der Tod — wir wollen tapfer streiten
Wie Heldenjöhne, die der Väter wert,
Wir wollen unserm Deutschland neu bereiten
Des Friedens Heil am heimatischen Herd.

So steig' empor aus unserer Liebe Gärten
Du heil'ger Kampf, nach dem die Herzen schrei'n!
Und laßt uns, bei der Todeswunde Bluten,
Des neuen Sieges ewig würdig sein.

Dof. Nichtenberg

Muggel.

Skizze von Ilse E. Fromm.
(Nachdruck verboten.)

In den ersten Tagen der Mobilmachung sah man es auch dem Muggel an, daß er, wie alle Menschen von jener unerträglichen fieberhaften Spannung erfüllt war, die die sich drängenden Ereignisse heraufbeschworen. Er lief trotz der glühenden Hitze in seinem dicken Wintermantel herum, den er in Ermangelung eines Rockes trug und horchte überall nach politischen Neuigkeiten aus, die er dann schleunigst weiter zu verbreiten trachtete. Er mußte gerade einen Tennisplatz reinigen. Noch bevor er die Arbeit vollbracht hatte, kamen die Spieler, bei denen Muggel in gutem Ansehen stand, teils seiner ehrlichen Augen, teils seiner Originalität willen.

„Nun, Muggel, was hältst du denn vom Krieg?“ fragte ihn Assessor Bachmann.

„Ich — Herr Assessor — ? dat et wirklich un wahrhaftig losgeht. Aber dat sag ich, et is mich ganz egal — mich halte keine zehn Pferde hier. Ich zieh mit in't Feld.“

„Recht so, Muggel. Majestät wird sich freuen, wenn er dich in der Front weiß. Sag' mal, warst du überhaupt Soldat?“

Aber Muggels gutmütiges struppiges Gesicht ging ein verlegener Zug. Er stemmte den Besen unter den zerrißenen Ärmel seines Mantels.

„E — na — Herr Assessor — Soldat bin ich ja g'rad nich gewesen — aber schieße taun ich doch, wenn't sein muß. Un wenn die Franzose komme —“

Der Assessor hatte keine Gelegenheit, Muggels Ausführungen weiter

zu folgen, da einige Herrschaften begrüßend auf ihn zutamen. Muggel begab sich wieder an seine Arbeit. Aber er tat sie nicht so gleichgültig wie bisher. Es schien ein neuer Geist über ihn gekommen. Etwas trieb ihn von innen heraus an, und in seinen Augen war ein begeistertes Ausleuchten, wenn er an den Krieg dachte.

Die Franzosen haßte er am meisten. Vielleicht aus dem Krieg 1870 und 1871 her, den er, wenn auch nicht selbst mitgemacht, so doch miterlebt hatte. Dagegen standen ihm die Engländer ferner. Er begriff es nicht, warum sie mit in die kriegerischen Ereignisse hineingezogen waren.

Wenige Tage später meldete er sich als Kriegsfreiwilliger beim Bezirkskommando. Eine blendendweiße Tennishose schaute unter dem zerchlissenen Mantel hervor und seine äußere Erscheinung erregte allgemeine heitere Aufmerksamkeit. Ein Offizier, der im Zivilleben Akademieprofessor war, und der den Muggel von dessen Modellaufbahn her kannte, begrüßte ihn erfreut.

„Na, Muggel — du willst auch in den Krieg?“
„Sawohl, Herr Professor, Herr Leutnant wollt' ich sagen. Ich hab' mein Haus bestellt und will den Franzosen mal zeigen, was ein ordentlicher deutscher Handschlag is. Ich werd' ihnen schon den Buckel verfeilen, darauf können Sie sich verlassen.“
„Gut, Muggel, ich werde die eine Aufforderung zukommen lassen, wenn du an der Reihe bist.“



Die Drei-Königs-Zusammenkunft in Malmö.

Links: König Christian X. von Dänemark; rechts: König Haakon VII. von Norwegen; in der Mitte: König Gustaf V. von Schweden.

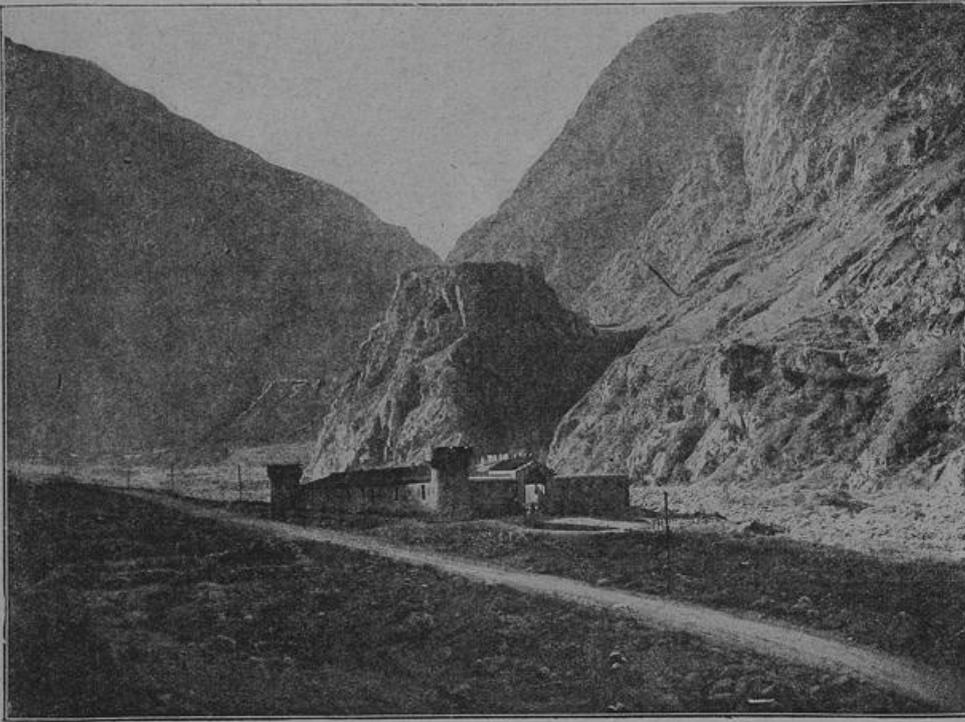
Muggel schlich betrübt von dannen. Seine lodrende Begeisterung sank in nichts zusammen. Er konnte die Enttäuschung nicht verwinden, daß man ihn nicht sofort in eine Uniform gesteckt und an die Front geschickt hatte.

Nachdenklich fristete er sein Leben weiter, schaufelte Kohlen ein, klopfte Teppiche und verrichtete sonst noch allerlei Dinge, die ihm hier ein Mittagessen, da ein Abendbrot eintrug. Nachts kroch er in seine Feldhütte, ein wulstiges, verwittertes Ding, das ihm über den Kopf zusammen zu stürzen drohte, und wenn der Herbststurm ihm vom Rhein herüber Gräße durch die breiten Bretterfugen sandte, träumte er von herrlichen Siegen, sah sich an der Spitze eines Regiments, und heimkehrte als Sieger, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz.

Aber der Herbst verging. Die ersten Schneeflocken fielen in die grauen Fluten des Rheins, in die Muggel betrübt hineinschaute, und man hatte ihn noch immer nicht gerufen. Trotzdem wartete er noch.

Wir erzählte er vor einiger Zeit, daß er sich nun endlich stellen müsse, er habe sich nochmal erkundigt — und während er wortreich über den Krieg sprach, leuchtete wieder jenes Licht in seinen

Vaterland?" „Für die nationale Ehrensache“, erwiderte dieser. „Wenn wir nicht siegen, dann werden wir vernichtet werden, sowohl das Land wie der Einzelne.“ Ich fragte einen russischen Soldaten, der mir mehr als durchschnittliche Intelligenz zu haben schien und der auch etwas reinlicher war, als es gewöhnlich die Russen sind, warum sein Land Krieg führe. „Osterreich tötete Serbiens König und Serbiens Prinzen (!)“, erwiderte er mir, „und jetzt will es Serbien ganz verschlucken. Die Serben sind aber unsere Brüder, und so kämpfen wir denn gegen die Osterreich. Deutschland stützt Osterreich den Rücken, weil es hofft, dann später Osterreich zu verschlucken, und so kämpfen wir auch gegen die Deutschen.“ Ich fragte einige französische Gefangene, die im Lazarett von Montmedy arbeiteten, welche Gründe Frankreich in den Krieg gezogen hätten. Einer sagte mir: „Sie haben uns zwar erzählt, wir müßten Krieg führen, weil wir ein Bündnis mit Rußland haben, aber ich und meine Kameraden, wir wissen, daß wir kämpfen, um Elsaß und Lothringen zurückzuerobern.“ Ein Sergeant des schottischen Regiments der Gordon Highlanders, mit dem ich im Gefangenenlager zu Döberitz sprach, erwiderte mir auf meine Frage: „Uns geht es ja jetzt noch nicht an den Krieg, mit uns tun können, was sie mit Belgien taten, so werden sie uns dasselbe Schicksal bereiten. Früher aber später mußte der Krieg ja doch kommen und so mag's gut sein, daß er jetzt da ist.“



Eine alte Siedlung bei Tiflis.

Augen auf, das vergessen läßt, daß der alte Muggel wohl nie in den Krieg gehen wird.

Und dann zog er eine kleine graue Kugel aus seinem Mantel heraus, strich sie zärtlich und legte sie mir vertrauensvoll in die Hand.

Ich pflege das halbverhungerte Tierchen, das Muggel im Feld gefunden, und empfinde tiefes Mitgefühl mit ihm, weil er das Vaterland nicht verteidigen darf.

Was die Soldaten über den Kriegsgrund sagen.

Ein amerikanischer Kriegsberichterstatter, Herbert Bayard Swope, der sieben Wochen die deutschen Heere auf dem östlichen und westlichen Schauplatz begleitet hat, gibt in der „World“ interessante Äußerungen von Soldaten der miteinander kämpfenden Armeen wieder, die er über den Kriegsgrund befragt hat. „Aber die Ursachen des Krieges herrschen in den Geistern derer, die da kämpfen, sehr verschiedene Ansichten“, so erzählt er. „Ich fragte einen Deutschen, wofür er kämpfe. „Für das Vaterland“, antwortete er ohne Zaudern. „Ja, aber wofür kämpft denn Ihr

Wer ein freundliches Leben liebt, der suche ein Weib, das nicht um vieles reicher sei als er, damit sie nicht etwa ihres Reichtums sich brüste. Er suche eine, die mehr durch ihre guten Werke, als durch den Wert ihres Schmuckes sich empfehle.

Du willst mehr scheinen als du bist?
Freund, auf die Dauer wird's nicht geh'n;
Kein Mensch kann eine läng're Frist
Auf seinen Zehenspitzen seh'n.

„Schuster bleib' bei deinen Leisten“ — heißt nicht: du kannst nicht viel; sondern: tue das, was du ordentlich gelernt hast. Sei ein tüchtiger Mensch in deiner Arbeit und hüte dich davor, ein Dilettant zu werden.

Verachte keinen, den du nicht kennst. Auch das Blatt des Kaktus sieht schlecht aus, aber auf dem stacheligen Blatte wächst die Blüte schwellend in Purpur.

Sprüche.

Leicht überschätzt der
edle Mann
Das, was er selbst
nicht machen kann;
Verteuernd unter
das Seine
Herabzieht's der Ge-
meine.

Nur vorwärts! frisch
und frei den Blick,
Darfst ihn nicht trübe
sehen:
Dir ward beschieden
dein Geschick,
Doch — selber kannst
du's lenken.

Die Welt ist eitel,
Aber nur für die Et-
teln.

Beneide nicht die Gro-
ßen dieser Welt!
Der Strauch hebt sich
im Sturm, die Eiche
liegt gefällt.



Sprüche.

Die sich auf Faulheit legen,
Gehen einer traurigen Arbeit entgegen.

Ausbauer und Geduld
Gewinnen des Glückes Huld.

Die erste Türkengesandtschaft in Berlin. Die Waffenbrüderschaft der Türken und Deutschen erinnert daran, daß die erste Türkengesandtschaft in Berlin vor rund anderthalb Jahrhunderten den Zweck hatte, den König von Preußen zu seinen Vasallenfolgen zu beglückwünschen. Es war nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, in welchem Friedrich der Große einer Welt von Feinden gegenübergestanden hatte, und niem. ohne Bewunderung für den großen König blieb, da wollte auch der Sultan dieser Bewunderung Ausdruck geben. Er schickte dem siegreichen Preußenkönig kostbare Geschenke. Am 14. November 1763 traf diese türkische Gesandtschaft in Berlin ein. Unter Führung von Achmed-Effendi, der ein feingebildeter Mann war, zog die zahlreiche Türkenschar mit Janitscharenmusik in Berlin ein, und die Berliner waren vollzählig auf den Beinen, die für sie seltsamen bunten Gestalten zu sehen. „Am Tage unseres Einzuges waren die Straßen und die Häuser dicht besetzt“, so berichtet Achmed-Effendi. „Das frohe Gesicht und die Ehren, mit welchen man uns bewillkommnete und die Freundlichkeit und die Deutlichkeit, die man an den Tag legte, überstieg alle Maßen.“ Der Zufall wollte es, daß kurz zuvor ein reicher griechischer Kaufmann, Manduka mit Namen, mit vier Schiffen auf der Spree angekommen war, die nun in Berlin vor Anker lagen. Auch dieser ließ zum Empfang der Türken seine Schiffe mit bunten Wimpeln prächtig schmücken und veranstaltete dann zu Ehren der türkischen Gesandtschaft ein Fest, bei dem die türkische Janitscharenmusik für die musikalische Unterhaltung sorgte. Der König gab eine Festvorstellung durch die königliche Theatertruppe, die sich damals in Berlin aufhielt, und die Akademie der Wissenschaften trat zu einer Festigung zusammen, in der Achmed-Effendi festlich begrüßt wurde. Auch veranstaltete man in dieser Sitzung allerlei chemische und physikalische Experimente und, als Achmed-Effendi das Gebäude verließ, ein chemisches Kunstfeuerwerk.

Goethe über Kriegslieder. In Edermanns „Gesprächen mit Goethe“ findet sich eine Äußerung des Dichters über Kriegslieder, die gerade in unseren Tagen von besonderem Interesse ist. Am 14. März 1830 ließ sich Goethe Edermann gegenüber folgendermaßen vernehmen:

„Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Binda! heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern

hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht in e i n Leben und nicht in e i n e Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich

türkischen Spielteuten die erste Janitscharenmusik, die jemals in nordtischen Landen erklang, in Berlin aufführte, und richtete später ein Musikorchester ein. Auch in Preußen wurde die Musik durch Herzog Albrecht, den Hohenzollernherzog, treulich gepflegt. Er selbst komponierte mehrere Lieder; er förderte den Kirchenchor und bezog den als Lieberdichter bekannten P. Speratus nach Königsberg. Die Hohenzollern haben also überall, wohin sie kamen, die schönen Künste gepflegt, sowohl in der Mark, als auch im fernem Ostpreußen.

Schweres Leid. Vor einem Hause steht ein kleines Mädchen und heult zum Götterbarmen. Ein mitleidiger Herr fragt, was denn geschehen sei. Das Kind kann vor Schluchzen nicht sprechen, es heult nur immer lauter. Nach und nach hat sich eine ganze Menschenmenge um das Kind versammelt. Alle sind gespannt, was für ein Unglück dem armen Wurm widerfahren ist, schon gehen die gräßlichsten Gerüchte von Mund zu Mund. Schließlich kann das heulende Mädchen denn doch ein paar Worte herausbringen: „Der Junge von nebenan,“ schluchzte es, „der hat gesagt, ich wäre schuld am Kriege!“

Kindermund. Kleine Tochter: „Mama, bitte, noch ein Stück Kuchen.“ — „Aber Kind, hast du denn noch nicht genug?“ — „Genug habe ich schon, aber es ist ja noch so viel da.“

Boshast. Vater (zum Polizisten, dem er einen falschen Zahn statt des schmerzenden gezogen hat, und der nun mörderischen Strahl macht): „Nur stad, wirst auch schon oft den Falschen erwischt haben!“

Berschnapp. Besucherin: „Schade, daß die Frau Direktor nicht zu Hause ist; sagen Sie ihr, bitte, daß ich hier war!“ — Dienstmädchen: „Ist nicht nötig... Das weiß sie schon!“

Mißvergnügen. Richter: „... Mußten Sie sich denn einen Kaban bestellen, wenn Sie kein Geld haben?“ — Beschweller: „Die billigen Sachen waren ja alle schon gestrichen.“

Das Thema. Frau (an der Tür): „Ich habe mich etwas verspätet, sind die Damen schon lange beisammen?“ — Dienstmädchen: „O ja, die sind schon bei den Dienboten.“

Bon der Schmiere. „Sagen Sie 'mal, warum wurde denn die Stuar heute schon im zweiten Akt geköpft?“ — „Auf ihren Wunsch; sie hatte nämlich so rasende Zahnschmerzen.“

Rätsel.

Gelehrte Finger, guter Wind
Sind Dinge, die mir nötig sind,
Dann spiß den Mund und nimm mich vor,
Und spiß ein anderer das Ohr.

Nachdruck aus dem Buchhalt dieses Blattes verboten, (Hef. vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Kellen, Breseney (Nürb). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Off u. Nürb).

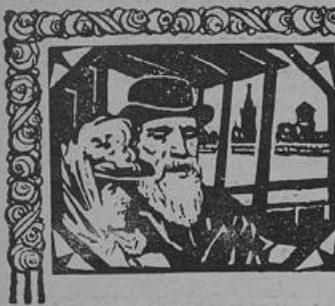


Deutscher Marine-Infanterist in der neuen Winter-Kleidung.

nicht lebte und was mir nicht auf den Nägeln brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß!...

Musen und Grazien haben in der Mark allezeit eine Stätte gefunden, selbst im sogenannten kaiserlichen Mittelalter. Der Askanier Dito IV. galt als Minnesänger, und die Hohenzollern waren schon im Zeitalter der Reformation Pfleger der Gesangskunst. Das Hohenzollernmuseum bewahrt noch heute die Laute der kurfürstlichen Elisabeth, Gemahlin Joachims I.; Joachim II. ließ von

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 4

Sonntag, den 24. Januar

1915

Frühlingsfürme.

Roman von N. S o r o w i j.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wiesbaden, den 30. Mai 19..

Mein liebes Gewissen!

Wieder komme ich zu Dir in meiner Not. Ach, Hilde, wie hart und unerbittlich ist doch das Schicksal und wie schwer ist es, sich damit abzufinden! Was nützt es, daß ich große Worte mache und Dir wiederholt die Versicherung gab, ich wolle nicht mehr zurückblicken!

Da kommt so eine kleine gedruckte Karte ins Haus geflogen und unser ganzes Ich wird in Aufruhr versetzt. Und leider Gottes stellt es sich dabei heraus, daß alles, was man überwunden geglaubt, nur in uns schlummert, und die mühsam erworbene Ruhe beim geringsten Anstoß aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Doch — laß Dir erzählen!

Als ich gestern nachmittag mit Frau von Heeren und ihrem Anteil von einer Spaziersfahrt heimkehrte, meldete der Diener, daß Besuch da gewesen. Er überreichte Frau von Heeren eine Visitenkarte und sagte hinzu, daß die Herrschaften in den nächsten Tagen wieder vorsprechen wollten. Frau von Heeren warf einen Blick auf die Karte und sagte dann erfreut zu Erzellenz von Bente: „Ach, das ist Frieda mit ihrem Mann. Ich freue mich, ihn kennen zu lernen.“

Den Worten weiter keine Beachtung schenkend, suchte ich mein Zimmer auf, um Hut und Jade abzulegen und setzte mich, da ich wusste, daß Frau von Heeren meiner nicht bedurfte, hin und schrieb einen langen ausführlichen Brief an mein Mütterlein. Bald darauf rief man mich zum Abendessen. Die alte Erzellenz speiste, wie so oft, mit uns, und auch Herr von Heeren war anwesend.

Man sprach bei Tisch über alles mögliche. Die Herren unterhielten sich sehr lebhaft, während wir Frauen meist interessiert zuhörten. Da wendete sich plötzlich Frau von Heeren mit einer Frage an mich.

„Liebe Marianne, haben Sie in G. vielleicht einen Assessor Reinhardt kennen gelernt?“

Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie mich die Erwähnung dieses Namens erschütterte. Es war mir, wie wenn alles unter mir wankte, wie wenn ich selbst zu Stein erstarre! Mühsam beherrschte ich mich, daß ich nach einigen Sekunden zu antworten imstande war. Dann sagte ich möglichst ruhig, ich hätte den eben erwähnten Herrn öfters in Gesellschaft getroffen.

„Ach, das freut mich. Da können Sie sich ja mit ihm von Ihrer Heimat unterhalten.“ Frau von Heeren ahnte nicht, welchen Schrecken sie mir mit diesen Worten einjagte. „Assessor Reinhardt“, setzte sie erklärend hinzu, „hat die Tochter einer lieben Freundin von mir geheiratet und ist soeben mit seiner jungen Frau hier.

Leider habe ich heute ihren Besuch verfehlt, aber ich denke, das junge Paar wird mich bald wieder aufsuchen.“

Hilde, kannst Du es fassen, wie mir zumute war? Ich fühlte ordentlich, wie sich der hell erleuchtete Raum vor meinen Augen verdunkelte; ein anhaltendes Brausen in den Ohren ließ mich die Stimmen der Anwesenden nur aus weiter Ferne vernehmen. Kein Zweifel — ich kämpfte mit einer Ohnmacht.

Da nahm ich meine ganze Willenskraft zusammen, führte mit zitternder Hand ein Glas Wein an die Lippen und hatte, dem Himmel sei Dank, die Schwäche überwunden.

Die Herren sprachen anregend über irgend ein politisches Ereignis, so daß ihnen der ganze Vorgang entgangen war.

Nach dem Essen setzten sich die Herrschaften zum Kartenspiel nieder, und das gab mir die günstige Gelegenheit, mich frühzeitig zurückziehen zu dürfen. Ich schloß etwas Stoffweh vor und ging auf mein Zimmer.

Da saß ich nun stundenlang und fragte mich immer wieder: „Was kann ich tun, um diese Begegnung zu vermeiden?“ Aber so viel ich auch nachdachte — ich fand keinen Ausweg.

Ich habe Reinhardt seit unserem letzten Beisammensein, wenige Wochen vor meines Vaters Tode, nicht mehr gesehen. Damals traf ich ihn auf der Straße und er begleitete mich ein Stück Weges, wie er es früher so oft getan. Er sprach von einer Reise in seine Heimat, von Sorgen und Kämpfen, die das Leben mit sich brächte, von Auszügen und Vertreibungen. Wie im Rausche war ich nach Hause gekommen! Wußte und fühlte ich doch, daß diese inhaltsvollen Worte an mich gerichtet, von besonderer Bedeutung waren! Ich wußte, daß Reinhardt einer guten, wenn auch

nicht gerade wohlhabenden, so doch in geordneten Verhältnissen lebenden Familie entstammte und begriff mir zu gut, daß ihm von seiten der Seinen manch Hindernis in den Weg gelegt werden würde, wenn die Wahl seiner Frau auf ein Mädchen fallen sollte, das nicht mit irdischen Gütern ausgestattet war.

Acht Tage verlebte ich in unbeschreiblicher Aufregung, auf ein Lebenszeichen von ihm wartend. Unaufhörlich beschäftigte mich der Gedanke: Wird seine Liebe den Sieg davontragen und die Bedenten der Familie zu überwinden wissen?

Da — eines Tages von einem Besuch heimkehrend — lag ein Brief in großem Format auf dem Tisch im Wohnzimmer. Ahnungslos, ohne auf den Poststempel zu achten, öffnete ich den Umschlag, irrend eine gleichgültige Anzeige vermutend; doch schon im nächsten Augenblick glaubte ich, die Welt stürze über mir zusammen. Das Blatt enthielt die Verlobungsanzeige Reinhardts.

Du allein, Hilde, weißt, welche Zeiten ich damals durchlebt und nur mein Stolz, mein fester Vorsatz, niemanden die Wahrheit ahnen zu lassen, haben mir geholfen, diese bittere Enttäuschung leichter zu tragen. Sieh' — wäre Reinhardt zurückgekehrt, hätte er eine Aussprache zwischen uns herbeigeführt und mich schonend von der unmöglichen Erfüllung unserer Wünsche unterrichtet — gewiß, es wäre ein großer, tiefer Kummer für mich gewesen,



Hussein Kamel Pascha,

der von den Engländern um Abediven von Ägypten ernannt wurde.



Dschemal Pascha,

der Führer der neuen Ägypten vorrückenden türkischen Armee

aber seine Persönlichkeit wäre dieselbe geblieben. Ich hätte mich wehen Herzens in das Unvermeidliche gefunden; wir wären im Bewußtsein geschieden, daß äußere Verhältnisse uns trennen, unsere Liebe jedoch wahr und treu geblieben. Und glaube mir, Hilde, ich hätte später, wenn ich erfahren, daß er sich gebunden, ihn und seine Frau segnet.

So aber — nachdem er unsere Beziehungen in so rücksichtsloser, ich möchte fast sagen, brutaler Weise gelöst, mußte ich mir allmählich zugestehen, daß ich seinen Charakter überschätzt und ihn auf eine fittliche Höhe gestellt hatte, die ihm augenscheinlich nicht gebührte.

Und nun — nachdem ich redlich gekämpft und beinahe gehofft, daß diese Lebensperiode endgültig zum Abschluß gekommen — nun muß ich erfahren, daß die Welt nicht groß und weit, sondern klein und eng, und daß man stets mit Möglichkeiten rechnen muß, wenn sie auch noch so unmöglich erscheinen.

Noch ist mir das Wiedersehen erspart geblieben. Reinhardts waren bis jetzt nicht da. Heute vormittag arbeitete ich wie gewöhnlich mit Herrn von Heeren. Er ging im Zimmer auf und ab, wie er es gern zu tun pflegt und distillierte aus losen Blättern, die er in der Hand hielt. Ich schrieb aufmerksam nach, doch muß ich gestehen, daß es mir schwer wurde, meine Gedanken beisammen zu behalten.

Das scheint Herrn von Heeren nicht entgangen zu sein. In einer Pause, in der er an den Schreibtisch trat, um, wie ich glaubte, einen Einblick in das Geschriebene zu gewinnen, sah er mich forschend an und fragte:

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein Bode?“

Ich fühlte, wie ich errötete und verneinte die Frage.

Er machte darauf ein etwas verstimmt Gesicht, zögerte einen Augenblick und sagte dann:

„Ich hoffe, Sie leiden nicht an übertriebenem Pflichtgefühl oder halten uns nicht für rücksichtslos. Wenn Sie sich körperlich oder auch seelisch angegriffen fühlen, so bitte ich Sie, das unumwunden zu sagen, ohne irgend welche überflüssige Rücksichtnahme.“

Ich versicherte nochmals, daß mir ganz wohl sei, worauf er das Diktat wieder aufnahm. Übrigens — ich vergaß Dir zu schreiben — daß Herr von Heeren so freundlich ist, meine Sekretärdienste besonders zu bezahlen, so daß ich in der glücklichen Lage bin, der lieben Mama einen größeren Zuschuß senden zu können. Frau von Heeren hat diese Angelegenheit gleich in der ersten Zeit auf Wunsch ihres Sohnes geregelt. Ich kränkte mich erst dagegen; es widerstrebt mir, eine besondere Vergütung für die freie Zeit, die mir doch einmal zur Verfügung stand, zu nehmen; aber Frau von Heeren erklärte, ihr Sohn würde sonst meine Dienste nicht annehmen, und da fügte ich mich.

Ah, Hilde, wie könnte doch alles so gut und schön sein, wenn das Herz zur Ruhe käme! Aber — bange Dich nicht zu sehr um mich.

Ich verspreche Dir vernünftig zu sein. Was liegt schließlich an einer Begegnung? Wir sind uns jetzt doch nur noch Fremde!

Deine Marianne.

W., den 1. Juni 19..

Es ist vorüber, Hilde! Ich meine das Wiedersehen! Wie unvernünftig ist man doch, sich so grenzenlos aufzuregen! Sind wir denn nicht alle Kulturmenschen, die mit der äußeren, überlänglichen Höflichkeit großgezogen werden?

Es ging alles so glatt und einfach, ich könnte beinahe sagen, so nüchtern vorüber, daß ich später — als ich allein war — lachen mußte. Ja, lachen, wirklich lachen! Nicht gerade heiter und befreit, wie ein Mensch, der Grund hat sich seines Lebens zu freuen, sondern wie einer, der sich sagt: Wie nichtig ist doch alles im Leben und wie überflüssig, sich unnützen Gedanken hinzugeben! Es kommt ja doch alles so ganz anders! Reinhardts kamen gefahren und trafen Frau von Heeren zu Hause. Ich war gerade bei ihr, als sie gemeldet wurden. Aber beruhige Dich, ich hatte mich in den letzten Stunden so unangenehm mit dieser Begegnung beschäftigt, daß ich ganz gefaßt war. Ja, als Frau von Heeren

mich nach freundlicher Begrüßung des jungen Paares mit den Worten vorstellte: „Meine liebe Hausgenossin, Fräulein Bode, die Ihnen, Herr Major, ja nicht fremd ist,“ da trat ich mit vollendeter Ruhe und Sicherheit entgegen, wie wenn es sich um das Wiedersehen eines alten Bekannten handelte.

Anderes erging es ihm. Die Begegnung traf ihn unvorbereitet und — so ist nun einmal das weibliche Herz — fast fühlte ich etwas wie Mitleid, als ich seine fassungslose, erschrockene Miene sah. Deshalb sprach ich ruhig weiter, während Frau von Heeren die junge Frau in Beschlag nahm, gratulierte ihm sogar nachträglich zu seiner Vermählung und fragte, ob er sich schon in seinem neuen Wirkungskreise eingelebt habe.

Meine Unbefangenheit ließ ihn die Fassung wiedergewinnen. Mit höflichen, bedauernden Worten erwähnte er den Verlust, den ich erlitten, sprach von seiner reichen Verlegung, die es ihm unmöglich gemacht, sich persönlich zu verabschieden und gar bald bewegte sich unsere Unterhaltung in jenen gleichmäßigen ruhigen Bahnen zweier Menschen, die sich um so weniger zu sagen haben, je mehr sie miteinander reden.

Die junge Frau, die einen ganz sympathischen Eindruck machte, mengte sich dann ins Gespräch, die Unterhaltung wurde allgemein und als Reinhardts uns nach einer halben Stunde verließen, da suchte ich mein Zimmer auf und — lächelte. Was ist das Leben doch für eine Komödie, und wie vortrefflich verstehen wir Menschen

Theater zu spielen! Bei Tisch — wir waren mit Herrn von Heeren allein — wurde natürlich des Besuches Erwähnung getan. Frau von Heeren sprach sich sehr erfreut darüber aus, daß die junge Frau augenscheinlich eine gute Wahl getroffen, und ihr Sohn schlug vor, man möge das Ehepaar bald einladen, damit auch ihm dessen Bekanntschaft zuteil würde. Worauf Frau von Heeren in lebenswüdriger Weise erklärte: „Dann lade ich niemand dazu ein, damit Sie, liebe Marianne, auch dabei sein können.“

Und ich saß daneben und lächelte und tat, wie wenn mich das Zusammensein mit einem alten Freunde beglücken würde! Komödie nichts als Komödie!

Aber noch ist die Einladung nicht erfolgt, noch kann ich hoffen, daß irgend ein Hindernis sie unmöglich macht! Zwischen habe ich mir seit vorgenommen, meine Erregung zu bemessen und meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Und sollte mir doch noch einmal ein Wiedersehen bestimmt sein — in Gottes Namen — ich werde stark sein! Auch diese Stunde der Prüfung wird vorübergehen und dann wird sich Deine Freundin schon wiederfinden! Also sei unbesorgt!

Schrieb ich Dir übrigens schon, daß sich unser enger Kreis um eine Erscheinung mehr vergrößert? Und zwar in Gestalt einer Frau von Nother, der Witwe eines Rittmeisters? Besagte Dame, die ebenfalls zur weitläufigen Verwandtschaft der von Heeren zählt, ist eine außerordentlich schide Frau, ungefähr Anfang der Dreißig. Ihre wunderbare, ebenmäßige Figur, das feingeschnittene, von prachtvollem kastanienbraunem Haar umrahmte Antlitz, aus dem ein paar dunkle ausdrucksvolle Augen hervorleuchten, machen sie zu einer wirklich fesselnden Erscheinung.

Frau von Nother scheint in früheren Jahren viel bei Heeren gewesen zu sein — sie lebt jetzt in Köln und ist auch wohl von dort gebürtig — denn sie nennt Frau von Heeren tante und schlägt Herrn von Heeren gegenüber einen sehr vertraulichen Ton an. Ob ihm das recht ist, weiß ich nicht. Er begegnet ihr in seiner ruhigen, ritterlichen Art, gibt oft heiter ihre kleinen Redereien zurück, aber bisher — die Dame ist jetzt acht Tage hier — habe ich nichts bemerkt, daß er ihre ins Auge fallende Vertraulichkeit erwidert. Und was Frau von Heeren anbelangt, so kommt es mir beinahe vor, wie wenn ihr am Besuche der jungen Witwe überhaupt nicht viel liege. Doch kann ich mich darin auch irren, und vielleicht denke ich's, weil mir selbst der Gedanke sympathisch ist. Ich bekenne Dir unumwunden, daß ich Frau Lisa von Nother nicht mag, und natürlich beruht das Gefühl auf Gegenliebigkeit. Ah, denkst Du gewiß: Marianne sieht wieder einmal Gespenster! Aber diesmal irre ich mich nicht. Frau von Nother macht kein Hehl daraus, daß ich ihr unsympathisch bin! Was ich ihr getan, weiß ich nicht. Jedenfalls macht sie aus ihrem Herzen keine Wör-



Auf einem Verbandplatz in Nordfrankreich.

denkruhe; sie zeigt täglich deutlich ihr Mißfallen an meiner Person und ihre Art mit mir zu verkehren — wenn sie es überhaupt tut — hält die Mitte zwischen Hochmut und beleidigender Gleichgültigkeit.

Daß ich mich daher — wenn sie anwesend — sehr zurückhaltend benehme, wirst Du begreifen. Frau von Heeren, der das nicht entgangen, ist infolgedessen in Gegenwart besagter Dame noch mehr als sonst darauf bedacht, mir die Zugehörigkeit zu ihrem Hause fühlen zu lassen. Das ändert aber nichts an der feststehenden Tatsache, daß Frau von Nother und ich uns nicht leiden können.

Gestern abend — es war ein herrlicher Abschluß des schönen leuchtenden Sommertages — saßen wir alle im Garten bei einer Maibowle; Frau von Nother, Erzellenz Bente, Frau von Heeren, ihr Sohn und ich. Ich war ruhiger als gewöhnlich; das Ereignis des Tages lag drückend auf mir, und die Anwesenheit der jungen Frau hatte auch nicht gerade meine Stimmung gehoben. Da kam zufällig das Gespräch auf mein Amt als Sekretärin, und Herr von Bente fragte scherzend, ob ich nicht auch für ihn Zeit hätte, um seine ausgedehnte Korrespondenz mit Kindern und Enteln zu führen. Er würde froh sein, wenn ich ihn dieser Last entheben wollte! Ich ging auf den scherzenden Ton ein und stellte mich ihm selbstverständlich mit meinen schwachen Kräften zur Verfügung, er brauchte nur zu sagen, wieviel Duzend Briefe ich täglich für ihn zu schreiben hätte.

Inzwischen hörte ich, wie Frau von Nother sich an Frau von

Ich bin bloß müde. Es ist auch Zeit, zur Ruhe zu gehen. Gute Nacht, Herr von Heeren!"

Damit wollte ich an ihm vorüber. Er nahm meine Hand und hielt mich zurück.

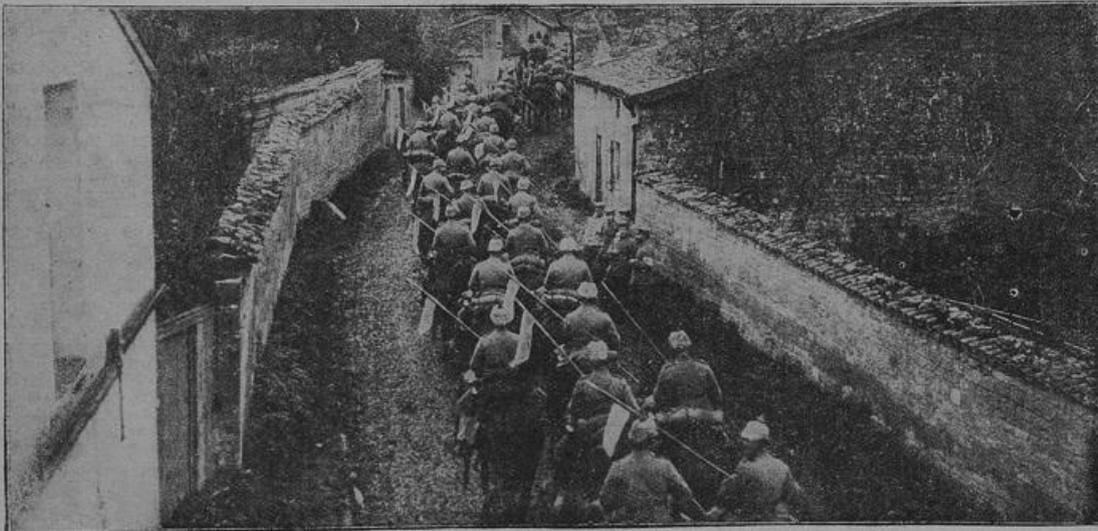
"Gute Nacht!" Seine Stimme klang so gütig, daß mir dabei schon freier im's Herz wurde. „Ruhen Sie sich morgen mal ordentlich aus, Fräulein Bode. Ich beurlaube Sie, lassen Sie einmal Ihre Arbeit liegen."

"Auf keinen Fall nehme ich das an," entgegnete ich rasch. „Ich melde mich pünktlich um zehn Uhr. Diese Arbeit ist mir nur eine Erholung."

"Wirklich?" Wie erfreut das klang. „Nun, dann darf ich sie Ihnen nicht entziehen. Aber — dann muß ich Sie schon bitten, erst gegen elf Uhr in die Bibliothek zu kommen. Ich habe eben Frau von Nother versprochen, morgen mit ihr auszureiten, und da dürfte es vielleicht etwas später werden."

Damit wünschte er mir nochmals „Gute Nacht", und wir trennten uns. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß ich keine gute Nacht gehabt und stundenlang dalag, ohne Schlaf zu finden.

Die Vergangenheit suchte mich heim mit allen glücklichen und glücklosen Stunden, und als ich endlich ihr energisch den Rücken zuzukehren versuchte und meine Gedanken der Gegenwart zu wandte, da mußte ich mich über mich selbst ärgern. Dieser un-



Deutsche Dragoner in Frankreich.

Heeren mit der Frage wandte, worin meine Sekretärdienste beständen, und als diese ihr die Erklärung gegeben, traf mich ein solch feindseliger Blick aus den schönen Augen, daß ich ganz betroffen sitzen blieb.

Herr von Heeren schien die ganze Unterhaltung nicht gehört zu haben. Er tauchte schweigend seine Zigarre und war in Gedanken verloren.

Frau von Nother blieb den ganzen Abend von einer sichtlich gemachten Lustigkeit, die immer mehr zunahm. Sie erzählte heitere Episoden, Erlebtes und Gelesenes und brachte oft die ganze Gesellschaft zum Lachen. Das behagliche Besamensein, der schöne Abend, die gute Bowle taten ihre Wirkung.

Nur ich fühlte mich nicht wohl. Das Wiedersehen mit Reinhardt und das Bewußtsein mit einem Menschen zusammen zu sein, der mir augenscheinlich nicht wohl will, lasteten auf mir und machten mich traurig.

Als die Herrschaften gegen elf Uhr aufbrachen, zog sich auch gleich Frau von Heeren zurück, während ich noch einen Augenblick auf der Terrasse verweilte. Die mühsam erworbene Beherrschung verließ mich, und mein Antlitz mag wohl einen schmerzlichen Ausdruck getragen haben, nun ich mich allein glaubte. Da stand plötzlich Herr von Heeren neben mir.

"Können Sie sich auch noch nicht von dem schönen Abend trennen, Fräulein Bode?" fragte er. Dann entzündete er ein Streichholz, um seine Zigarre in Brand zu setzen, und der helle Lichtschein fiel auf mein trübseliges Gesicht.

"Um Gotteswillen, sind Sie krank? Sie sehen ja geisterhaft bleich aus!" rief er, noch näher an mich herantretend.

"Nein, nein!" Ich wehrte heftig ab. „Mir fehlt gar nichts.

glückselige Tag hatte mich so nervös gemacht, daß mich sogar Dinge, die mich nichts angingen, verstimmten.

So z. B. Herrn von Heeren's Morgensritt, der mir doch ganz gleichgültig sein kann. Was kümmert es mich, ob er mit seiner schönen Kusine ausreitet oder nicht!

Aber ich weiß — es ist ja nur Ärger und Bedauern gewesen, daß dadurch unser Zusammenarbeiten leiden könnte.

Und darin habe ich recht gesehen; denn als ich heute früh gegen elf Uhr mich ins Bibliothekszimmer begeben wollte, meldete der Diener, daß Herr von Heeren noch nicht von seinem Ausflug heimgekehrt sei. Als er dann kam, war es zu spät zur Arbeit geworden und wir mußten für heute damit ausliegen.

Herr von Heeren entschuldigte sich bei mir mit den Worten, der schöne Morgen habe ihm zur Pflichtversäumnis verleitet, worauf ich ziemlich kühl erwiderte, es bedürfe gar keiner Entschuldigung, da er ja in dieser Angelegenheit alleiniges Bestimmungsrecht habe. Er sah mich darauf etwas bestrebt an, und hinterher mußte ich mir selbst sagen, daß meine Antwort nicht gerade freundlich geklungen haben mochte, aber — ich konnte es nicht ändern. Wäre Herr von Heeren mit wer weiß wem ausgeritten, ich glaube, sein verpatetes Nachhausekommen wäre mir gleichgültig gewesen, nur diese Lisa von Nother — die wirkt so aufreizend auf mich — wie bei den Stieren das rote Tuch.

Ich fürchte, liebste Hilde, dieser Brief wird Dir nicht gefallen. Es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte erst meine erschütterten Nerven beruhigt, ehe ich mich zum Schreiben hinsetzte. Aber ich weiß, Du in Deiner allzeit teilnehmenden Liebe zu mir wirst auch diese Zeilen nachsehen!

Deine Marianne.

W., den 8. Juni 19..

Mein lieber Schatz!

Ich melde Dir gehorfsam, daß ich Deine Strafpredigt reuig angenommen habe und mich bußfertig vor Dir beuge. Du zankst mich aus, weil ich meine üble Laune an anderen auslasse und wie alle unzufriedenen Menschen in den Fehler verfallte, ungerecht zu sein.

Was kann ich mehr tun, als Dir versprechen, mich zusammen nehmen zu wollen, damit ich nicht noch mehr dieser Schwäche nachgebe. Ob es mir gelingen wird — das muß die Zeit erst lehren. Man sagt, der gute Wille tue alles! Ich sage Dir, die Verhältnisse sind härter als wir, und wohl dem, der es versteht, sich in all die Unebenheiten des Lebens zu finden.

Doch ich will nicht philosophieren. Da kommt auch nicht viel dabei heraus; denn zum Schluss nützt uns doch bloß die Lebensphilosophie und die muß sich ein jeder selbst zurechtimmern. Seit meinem letzten Brief ist gar manches vorgefallen, was Dich interessieren dürfte. Ich komme mir jetzt vor wie ein Boot, das vom Sturm herein und her geschleudert, vergeblich sucht, das Land zu erreichen. Unter „Land“ verstehe ich in diesem Falle die friedliche Ruhe des Gemüths, die ich schon zu erlangen gehofft, während sich bereits neue Wolken am Horizont meines Daseins aufstürzten.

Vorgestern waren Reinhardts bei uns zu Tisch. Frau von Heeren hatte die Einladung noch auf die Verwandten des Hauses, Herrn von Bente und Frau von Rother, ausgedehnt. Muß ich Dir erst sagen, wie wenig erbaut ich davon war, zu gegen sein zu müssen, wie froh, als die Stunden vorüber waren? Ein Glück, daß ich die alte Erzellenz hatte. Herr von Bente plauderte bei Tisch in seiner gemüthvollen, scherzhaften Art und gab mir dadurch das seelische Gleichgewicht wieder. Reinhardt unterhielt sich viel und angeregt mit Frau von Heeren und Frau von Rother, zwischen denen er saß, während Herr von Heeren sich der jungen Frau widmete.

Letztere sprach sehr entzückt von Wiesbaden, das sie erst kennen gelernt, und Herr von Bente, der ihr gerade zugehört, stimmte mit ein in das Lob. Dann wandte er sich an mich mit der Frage:

„Nun und Sie, Fräulein Bode, was sagen Sie denn zu unserm schönen Wiesbaden? Sie sind doch auch zum ersten Male hier. Gefällt es Ihnen auch so gut?“

Ein Zufall wollte es, daß im Gespräch der anderen eine Pause entstanden war und alle meine Antwort hören mußten. Zögernd sagte ich: „Ich muß im voraus betonen, daß mein Urtheil über den Ort nichts mit meinem Leben hier im Hause zu tun hat.“

Frau von Rother lachte auf:

„Das nenne ich vorsichtig sein, Fräulein Bode.“

Doch die etwas späte Bemerkung wurde durch die gütigen Worte Frau von Heeren gemildert:

„Sagen Sie nur ruhig aus, was Sie denken, liebe Marianne. Wir werden Sie schon nicht mißverstehen.“

Da fuhr ich fort:

„Die Stadt Wiesbaden als solche mit ihren schönen Bauten und Anlagen, mit der wundervollen Umgebung muß wohl gefallen. Es gibt gewiß auch nicht viele Städte, die sich durch eine solch glückliche Lage auszeichnen. Aber — so schön ich auch den Ort an und für sich finde — ich muß bekennen, mir ist das Leben und Treiben zu unruhig und zu wechselnd. Ich kann wohl verstehen, daß es auf Fremde, die nicht dauernd hier wohnen, einen großen Reiz ausübt. Was mich selbst betrifft, so kann ich, wenn ich durch die Straßen gehe, das Gefühl nicht los werden, daß hier immer Sonn- oder Feiertag herrscht, und diese Massensammlungen gepulster und müßiggelender Menschen sagen mir auf die Dauer nicht zu, wirken zum mindesten befremdend auf mich.“

Frau von Rother verzog spöttlich den Mund: „Aus Ihnen spricht das nüchtern norddeutsche Empfinden“. Das veranlaßte Herrn von Bente fortzufahren:

„Oder vielmehr, dieses Empfinden ist in erster Linie auf Ihre Trauerstimmung zurückzuführen. Wenn man schmerzlichen Gedanken nachhängt, wenn wir Schweres erlebt und noch nicht

überwunden haben, dann tragen äußerer Glanz und das heitere Aussehen der Umgebung nur noch dazu bei, uns trauriger zu stimmen.“

Ich schüttelte, wie mich bei diesen freundlichen Worten die mühsam erworbene Beherrschung zu verlassen drohte. Fast wäre ich in Tränen ausgebrochen.

Da sah ich, wie Reinhardts Blick teilnehmend und gepannt auf mir ruhte, und das gab mir sofort die Fassung wieder.

Herrn von Bentes Worte galten selbstverständlich der Trauer um meinen Vater; daß ich sonst noch Schweres erlebt, das konnte er ja nicht wissen. Aber er — Reinhardt — mußte es, und nicht um alles sollte er mich schwach und bedrückt sehen.

Daher raffte ich all meinen Mut zusammen und stimmte ruhig bei. „Sie mögen recht haben, Erzellenz. Wenn man so zurückgezogen lebt, kann man sich wohl kein richtiges Urtheil bilden. Wer weiß — wenn ein halbes Jahr vergangen —“

Da fiel Frau von Heeren lachend ein:

„Dann werden Sie am Ende so sehr vom Wiesbadener Klatten Leben angeleckt sein, daß Ihnen mein Haus zu still erscheinen wird. Aber ich gebe Ihnen nicht so ganz unrecht. Wenn meine Gesundheit es nicht erforderte, wer weiß, ob ich hier immer wohnen würde. So sehe ich ja ganz außerhalb des Trübels und weiche ihm aus, wo ich kann. Nur tut es mir leid,“ fügte sie dann ablenkend hinzu, „daß wir Ihnen bisher so wenig von den Schönheiten der Umgebung zeigen konnten. Leider konnte ich mir in letzter Zeit so gar nichts zumuten.“

„Wie wär's, liebes Fräulein,“ meinte sich da die junge Frau Reinhardt ins Gespräch, „wenn Sie sich an einem Ausflug nach dem Niederwald denken, den wir in den nächsten Tagen unternehmen, beiteiligen wollten? Mein Mann und ich würden uns sehr darüber freuen.“

Du kannst Dir meinen Schreck vorstellen, als diese Aufforderung an mich erging. Ich suchte nach Ausflüchten, sprach davon, daß ich nicht gerne Frau von Heeren allein lassen wollte und dürfe. Aber diese unterkühlte nichts ahnend eifrig den Plan, war erfreut, daß sich mir solch günstige Gelegenheit bot, und als Herr von Heeren und Frau von Rother sich auch noch bereit erklärten, an der Partie teilzunehmen, blieb mir nichts anderes übrig, als zuzustimmen. Reinhardt hatte der Einladung seiner Frau nur mit einer Verbeugung und ein paar höflichen Worten zugestimmt. Auch er befand sich ja in

einer unvorhergesehenen Zwangslage, und ich kann mir denken, daß ihm ebenso wenig an einem öfteren Zusammensein mit mir gelegen, wie es umgekehrt der Fall ist. So wurde für den zehnten, also übermorgen, der Ausflug verabredet und zwar soll der ganze Tag dazu genommen werden, da wir gleichzeitig Schloß Rheinstein besichtigen wollen. Herr von Heeren reitet jetzt fast täglich mit Frau von Rother aus und insgedessen fallen unsere gemeinsamen Arbeitsstunden öfters weg. Seiner Mutter scheint das nicht sehr recht zu sein. Ich hörte, wie sie gestern, nachdem er mich wieder einmal für den vormittag freigegeben, zu ihm sagte:

„Glaubst Du, daß Dir diese Morgenritte zuträglich sind?“ Es war nach dem Abendessen im kleinen Salon. Wir waren ausnahmsweise nur zu dreien. Am Fenster stehend, blätterte ich in einer illustrierten Zeitschrift, während Frau von Heeren und ihr Sohn nebeneinander auf dem Sofa saßen und sich unterhielten. Frau von Heeren's Frage veranlaßte mich, hinter der Zeitung nach Herrn von Heeren zu sehen.

Auf seinem Antlitz lag ein humorvolles Lächeln, als er erwiderte:

„Aber gewiß, Mama, die Bewegung tut mir sehr gut. Für mein Körpergewicht ist das Reiten beinahe eine Nothwendigkeit.“

Frau von Heeren meinte ärgerlich: „Du willst mich nicht verstehen. Aber schließlich — Du mußt ja wissen, was Du tust.“

„Das denke ich auch.“ Diese kurze Zwiesprache hat mir viel zu denken gegeben. Kein Zweifel, Frau von Heeren sieht Frau von Rother's augenfälliges Koffettieren nicht gern — das habe ich schon längst gemerkt. Nun aber kommt es mir fast vor, als ob sie sich Sorgen machte, als ob sie eine Gefahr befürchtete.



Strasse in Dirmuiden, das nach heißen Kämpfen von unsern Truppen erobert wurde.

Und dann wieder frage ich mich: Was kann sie eigentlich befehlen? Etwa, daß dieses häufige Zusammensein zu ersten Folgen führen könnte? Und wenn dem so wäre? Was könnte sie dagegen haben? Ist nicht Frau von Rother jung, schön und reich und außerdem eine Frau, die frei über sich verfügen dürfte? Wenn Herr von Heeren sie heiratete, wer sollte an der Verbindung etwas auszuweichen haben?

Er selbst scheint sich jedenfalls in seinen Mitterdiensten sehr wohl zu fühlen. Er ist viel heiterer und lebhafter als in der ersten Zeit seines Hierseins, und die schöne Frau Lisa mag wohl einen großen Reiz auf ihn ausüben, denn er widmet sich ihr unaufhörlich. Naun, daß er die Mahlzeiten im Hause einhält, wenn sie nicht ebenfalls anwesend ist.

Nun — mir kann es recht sein. Wenn sie nach seinem Geschmack ist, so mag er sie nur nehmen. Ich bin zwar überzeugt, daß er keine besonders gute Frau an ihr haben wird, aber einst sagte mir eine kluge alte Dame: Jeder Mann bekommt die Frau, die er verdient! Also — verdient er nichts Besseres.

Heute früh ließ mich Herr von Heeren bitten, in die Bibliothek zu kommen. Ich war so wenig darauf vorbereitet — gewöhnlich sagt er mir jetzt den Abend vorher, ob er mich braucht, — daß ich noch im Morgenrod war, als mich seine Botschaft erreichte, und mich erst schnell umziehen mußte.

Als ich eine Viertelstunde später ihn aufsuchte, stand er am Fenster und blickte in den Garten hinaus. Ich sagte einige entschuldigende Worte wegen der Verzögerung, die er kurz zurückwies:

„Bitte, lassen Sie doch die Höflichkeit! Wir sind ja Hausgenossen; da spielt das doch keine Rolle, ob der eine oder der andere ein paar Minuten zu warten hat.“

Ich entgegnete nichts darauf, sondern holte die Papiere und Bücher aus dem Schrank, der an der Wand des Zimmers stand, setzte mich an den Schreibtisch und nahm die Feder zur Hand. Herr von Heeren war am Fenster geblieben, ohne meinen Vorbereitungen irgend welche Beachtung zu schenken.

Eine Weile wartete ich geduldig. Als ich aber merkte, daß er immer noch sinnend zum Fenster hinaussah, sagte ich ruhig: „Ich bin bereit, Herr von Heeren.“

Da wandte er sich langsam um und trat an den Schreibtisch. Und plötzlich schlug die unvernünftige Frage an mein Ohr:

„Wie finden Sie eigentlich Frau von Rother?“

Überrascht sah ich ihn an. Alles andere hätte ich im Augenblick eher zu hören erwartet, als diese Frage.

Natürlich war ich klug genug, mir nichts von meiner Abneigung gegen die schöne Frau merken zu lassen, sondern sagte ziemlich gleichgültig:

„Frau von Rother ist eine schöne, geistvolle Frau. Darüber herrscht wohl nur eine Meinung.“

„Die Sie auch teilen?“

„Gewiß.“

„So, so! Ich bildete mir ein, Sie mögen sie nicht recht.“ Ich fühlte, wie ich rot wurde. Doch möglichst gefaßt erwiderte ich:

„Wie käme ich dazu?“

Herr von Heeren sah mich durchdringend an.

„Sagen Sie immer die Wahrheit, Fräulein Bode?“

Da schwieg ich beschämt.

„Ich weiß“, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß Ihnen die schöne Frau gar nicht gefällt.“

Jetzt war ich empört. Wenn er das wußte, wozu fragte er mich aus?

„Nun“, ich sah ihn jetzt kampfbereit an — „und wenn es der Fall sein sollte, wen kümmert das? Frau von Rother und ich sind ganz entgegengesetzte Naturen. Wären wir uns auf fremdem Boden begegnet, wir wären uns sicherlich ausgewichen. Hier im Hause ist das natürlich ausgeschlossen. Aber — was tut das?“

Man kann doch nicht alle Menschen lieben, die man im Leben trifft.“

Herr von Heeren sah mich lächelnd an. Mein Eifer schien ihn zu belustigen.

„Also eine ausgesprochene Abneigung! Und der Grund dafür?“

Da riß mir die Geduld.

„Bitte, Herr von Heeren, wenn Sie sich dafür so sehr interessieren, so wäre es vielleicht einfacher, Sie fragten die Dame selbst, weshalb sie mich mit ihrem Haß beehrt. Meine Gefühle für Frau von Rother sind wohl erst die Folge ihres seltsamen Benehmens. Ich weiß nicht, was sie gegen mich hat; daß sie mir aber nicht wohl will, das fühle ich.“

Zu meiner größten Überraschung wurde mir darauf die Antwort: „Da könnten Sie schon recht haben.“

„Ja, aber weshalb denn?“ Erstaunt sah ich ihn an.

Er blickte zur Seite und sagte ruhig:

„Es gibt Menschen, die keine anderen Götter neben sich bilden.“

Ich lachte belustigt auf.

„Lieber Gott, wie könnte ich Frau von Rother gefährlich werden? Sie, diese elegante, vornehme, unabhängige Frau und ich — ein einfaches Mädchen, das für seinen Lebensunterhalt sorgen muß.“

Er warf mir einen sonderbaren Blick zu. Dann meinte er lachend: „Vielleicht paßt es ihr nicht, daß die alte Erzellenz Ihnen so den Hof macht.“

Doch ich war nicht zum Scherzen aufgelegt. Ich hob ihm die Papiere, aus denen er diktiert hatte, zu und fragte kurz: „Wollen wir nicht anfangen? Was geht mich auch Frau von Rother an!“

Und er — statt, daß ihn meine unhöfliche Art verlegen sollte, stimmte ruhig bei:

„Ja eben, was geht Sie auch Frau von Rother an!“

Damit nahm er die losen Blätter auf und fing an zu diktieren. Jetzt, wo ich Dir das Gespräch wiedergebe, muß ich mich von neuem fragen: Was hat er eigentlich damit bezweckt. Kann es ihm nicht mehr als gleichgültig sein, was ich von Frau Lisa denke? Oder wollte er mich gar nur ärgern, wollte mir zeigen, daß ihn meine Abneigung belustigte?

Unwillkürlich fange ich an, auf den ersten Eindruck, den Herr von Heeren auf mich gemacht, zurückzukommen. Ich glaube, er macht sich doch nichts aus mir, und seine deutliche Vorliebe für diese unangenehme Frau wird wohl das Gefühl nur noch bestärken. Nun — ich kann's nicht ändern, selbst wenn

dem so sein sollte! Es tut mir auch gar nicht leid, daß ich ihm so unumwunden meine Ansicht gesagt! Er hat ja die Wahrheit hören wollen! Übermorgen geht's also auf's Niederwalddenkmal! Wenn ich denke, wie oft ich mir in früheren Jahren gewünscht, solch herrliche traute Stätten unseres Vaterlandes aufsuchen zu können, und wie wenig mir heute, da es mir geboten wird, daran liegt!

Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß mir dieser Genuß durch Reinhardt und seine Frau zuteil werden soll?

Doch was soll ich tun? Ich kann mich nicht ausschließen und habe niemand, dem ich mich darin anvertrauen könnte!

So heißt's eben, weiter Komödie spielen! Dabei fühle ich mich so als fünftes Rad am Wagen! Reinhardt mit seiner jungen Frau — Frau von Rother mit Herrn von Heeren — nur Deine Freundin bleibt einsam und für sich.

Dafür will ich mich um so mehr der Natur und Kunst widmen und verspreche, Dir einen getreuen Bericht zu senden.

Deine Marianne.

(Fortsetzung folgt.)



Abwehr der Russen in Ostpreußen: In Feuerstellung bei Darkehmen.

Spiel-Bahn.

Ein rheinischer Prophet.

(Nachdruck verboten.)

In einem schönen sonnigen Herbsttage wanderte ich die breite Frankfurter Straße hinab, die den Westerwald überquerend, die beiden Handelsplätze Köln und Frankfurt verbindet.

Der erste Napoleon hat die schöne Kunststraße angelegt und ausgebaut; als einfacher Weg ist die Straße uralt. Auf ihm marschierten die Heterericher zu ihren damaligen Besitzungen in den Niederlanden, und auf derselben Straße zogen sie später ab, als die Heere der jungen französischen Republik ihnen auf den Fersen saßen. Links und rechts der Straße fanden wechselvolle Gefechte und Schlachten statt, so vor allem die auf der Kirchheimer Heide, die sich bis Uderath hinzog. Heute ist die schöne Straße fast verlassen. Doch blüht eine sonderliche Romantik in diesen Landschaften und lebendig ist die Erinnerung an die alten Zeiten geblieben.

Hier hörte ich zuerst von Spiel-Bahn, dem Wahrsager.

Diese Straße war ich gewandert den ganzen Tag und kam gegen Abend an die Stelle, wo sie den Rücken des Westerwaldes hinabsteigt, in die fruchtbare Sieggegend. Hier liegt die Bauerschaft Käsberg, und der letzte Höhenrücken heißt auch der Käsberg. Fern über dem Rhein ging die Sonne zur Rüste. Scharf hoben sich vom Abendrot die Konturen der Siegburger Abtei und drünten lag im kalten Schein der Abendsonne das schöne Land, drin die blühende Siege floß.

Ich warf mich auf den Grabenrand und genoss in vollen Zügen das herrliche Landschaftsbild. Da näherte sich mir ein feinalter Mann, der eine weidende Kuh am Stride führte. „Schön ist die Gegend“, fing er ein Gespräch an.

„Wunderschön“, sagte ich. Dann gab ein Wort das andere und der Alte, er trug die Last von sechsundachtzig Jahren auf dem krummen Rücken, erzählte eine seltsame Geschichte. Der Straßenaufstieg auf den Käsberg sei früher, vor hundert Jahren, viel steiler gewesen wie jetzt. Damals nun habe im Sieglande ein seltsamer Mann gelebt, den man den Spiel-Bahn geheßen, und dieser habe das, was komme, vorhergesagt können. So habe er auch prophezeit, daß, wenn die Straße bequemer gelegt und der Käsberg abgetragen werde, dann ein mächtiger Kirchenfürst gefangen fortgeführt würde. Die Straße sei nun wirklich 1837 verlegt und der Käsberg abgetragen worden. Zu gleicher Zeit aber habe man den Erzbischof Clemens von Köln gefangen gelegt. „Das hat Spiel-Bahn“ vorhergesagt.“

Ich lächelte ein wenig und meinte: „Das wird sich wohl so getroffen haben. Wer aber war Spiel-Bahn?“

„O nein, das war kein Zufall. Der Bahn hatte auch dem Mütter von Geistigen das Sterben angesagt, wenn der Käsberg abgetragen würde. Und als er abgetragen ist worden, ist der Mütter gestorben. Der hieß Haupt. Das weiß ich noch alles ganz genau. Ich war damals ein kleiner Junge und habe ihn mit begraben.“

„Das ist aber seltsam. Aber wer war Spiel-Bahn?“

„Spiel-Bahnchen! Der ging mit einer Violine. Es war ein armer Mensch, der kein Dach über seinem Kopfe hatte. Der schlug sich mit Spielen so durch die Welt. Überall aber war er gern gesehen, weil er prophezeiten konnte. Das vom Käsberg hat er vorhergesagt und es ist auch eingetroffen, und noch vieles andere.“

„Glaubten ihm denn die Leute seine Prophezeiungen?“

„Nicht alle, die haben es aber dann am eigenen Leibe spüren müssen.“

„Wieso denn?“

„Da war in Birlinghoven zum Beispiel ein reicher Schöffe. Bei dem fand Spiel-Bahnchen oft Unterkunft. Der lachte den alten Musikanten nur aus. Dem Schöffen aber hat Bahn prophezeit, daß er nicht auf dem Bette sterben werde. Und siehe, als der von einer Kintauße abends nach Hause kam, ist er am Wege liegen geblieben und erfroren in der kalten Winternacht. Noch heute steht dort am Wege ein Steinkreuz, worauf das zu lesen ist. Es ist am zweiten Januar 1792 passiert.“

Der alte Pirte erzählte mir noch vieles von dem Manne, der vor mehr denn hundert Jahren raslos das Land durchzogen und so seltsam wahrfragen gekonnt. Der Abend war längst hereinge-

brochen, als ich Abschied von dem Alten nahm und Hommes zu wanderte.

Nach Bonn hat Spiel-Bahn in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Zu seiner Zeit pflanzte man hier am Rheinufer eine Anzahl Bäume. Als er das auf einem seiner Streifzüge gewahrte, rief er aus: Wenn die mal groß sein werden, kommen die Franzosen und binden ihre Pferde daran fest; dann aber werden sie in die Stadt gehen und diese plündern, und die Bewohner drangsaliieren.

Als nun die Franzosen in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Rheinlande überschwemmten und auch die gute Stadt Bonn in Not brachten, erinnerten sich die Leute der Prophezeiungen Spiel-Bahns und sagten: Das hat Bahnchen vorhergesagt. Seht, die Bäume sind groß am Rhein und angebunden stehen an ihnen die Pferde der Franzosen.

Im Laufe der Zeit habe ich dann auf Geschäftsreisen fast alle Dörfer der Sieggegend und des Westerwaldes berührt und überall fand ich das Andenken an den rätselhaften Spielmann und Propheten noch wach. Da fielen mir eines Tages auch einige vergilbte Blätter in die Finger, die vor einem halben Jahrhundert erschienen und das Leben Spiel-Bahns besprachen. Ein merkwürdiges Lebens- und Zeitbild erwuchs mir aus dem allen, und mit tiefem Staunen ersah ich, wie manches von den Vorherhersagen Spiel-Bahns eingetroffen und wie zahl überall das Volk die Glaubwürdigkeit des längst verstorbenen Musiklers und Wahrsagers festhielt.

Tatsächliche Urkunden melden, daß Spiel-Bahn am 23. Februar 1783 auf dem Kirchhofe St. Marien-Abtei in Köln beerdigt wurde. Er war etwa um 1690 in Eichmar an der Siege geboren, mit hin dreihundneunzig Jahre alt geworden. Sein Vater war dort Leinwandweber und mit dem dachzog er von der Zeit an, daß er laufen konnte, das Land, um die Leinwandstücke mit abziehen zu helfen. Hier legte sich wahrscheinlich der Grund zu seinem späteren rastlosen Wanderleben. Er lernte die Geige spielen und wurde Musiker. Da er viel mit Leinwand auf die Siegburger Abtei kam, gewannen ihn die Mönche lieb und es scheint, als ob er eine Zeit lang als dienender Bruder und Landbote unter ihnen gelebt habe.

Er soll sogar im späteren Lebensalter im Auftrag oder als Begleiter der Franziskaner von Köln nach Rom zum Heiligen Vater gewandert sein. Mit seinem richtigen Namen hieß er Bernhard Kemnitz. Aus Bernhard ist dann das Bahn oder Bahnchen entstanden und seine Tätigkeit als Musiker lieferte das „Spiel“ — Spiel-Bahn war fertig. Seine Wahrhersagen sollen seinerzeit aufgezeichnet, und diese Aufzeichnungen noch vorhanden sein. Sie weisen einige hundert-



Nach dem Kampfe. Gefangene Russen auf dem Transport.

zwanzig Verse oder Sätze auf. Sie sind so allgemein gehalten, wie die Weissagungen des delphischen Orakels und können auf die verschiedenste Weise gedeutet werden. Da war es denn kein Wunder, daß die Vorherhersagen vielfach eingetroffen sind.

Allgemeiner bekannt, auch auf der linken Rheinseite, ist seine Vorherhersage einer furchterlichen Salsucht im Naderthal bei Köln. Noch vor zwanzig Jahren bildete dieses blutige Zukunftsereignis das beliebteste Gesprächsthema in den Fuhrmannsherbergen. Man graute und fürchtete sich davor; man fand auch einige die darauf hofften. Von später tatsächlich eingetroffenen Ereignissen hat Spiel-Bahn angeblich vorhergesagt: den Brand der Siegburger Abtei im Jahre 1772 am ersten Januar, die Grausamkeiten während der französischen Kriege, die Zerstörung von Kloster Heisterbach, die Errichtung eines optischen Telegraphen, jetzt Forthaus Telegraph auf der Wahner Heide, und die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Rhein. Letztere Prophezeiung kleidet er in die Worte: Die schwersten Schiffe werden den Rhein hinauflaufen ohne Pferd und Wind.

Zu den mehr allgemeinen und unsicheren Vorherhersagen sind zu rechnen: die Verlegung einer Irrenanstalt in die Gebäude der Siegburger Abtei um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Auch finden sich dunkle Andeutungen auf die Einigung des deutschen Reiches und auf die Regierung eines mächtigen Kaisers, der der Menschheit den Frieden geben soll. Sogar die Luftschiffahrt wird vorausgesagt, und zwar mit den Worten: „Die Menschen werden den Vögeln nachahmen und durch die Lüfte fliegen.“ Sehr viel spricht der Wahrsager von der Glaubens- und Sittendiosigkeit der kommenden Welt. Spiel-Bahn sieht auch bei Mondorf eine Brücke über den Rhein bauen. Dann sei es raffam, mit den ersten hinüber zu gehen ans andere Ufer; doch soll man nur so lange sich dort

auffhalten, bis man ein siebenpfündiges Brot aufgezehrt, und dann schlenkig wieder umkehren.

Die letztere Prophezeiung ist bezeichnend für die Art, wie Spiel-Bahn die Zukunft voraussagte: ganz allgemein gehalten, auf hundertelei Fälle anwendbar, sodas es leicht eintreffen konnte, und wenn es nicht eintraf, stand man noch in Erwartung, das es kommen werde. Bei Mondorf ist viele Male von den Pionieren eine Brücke geschlagen worden, auch war es gewiß für manchen Zeit, dann auf die andere Seite zu kommen, weil er eben hinüber mußte, und wenn er drüben war, konnte er höchstens ein siebenpfündiges Brot verzehren, weil dann die Pioniere die Brücke wieder abtrugen.

Spiel-Bahn hat von sich selbst vorhergesagt, daß seine Gebeine nicht lange in der ersten Ruhestätte verbleiben würden, und hierin hat er recht behalten. Als der Friedhof Maria-Ablass in Köln aufgehoben wurde, kamen seine sterblichen Überreste nach Melaten. Wegen der eingetroffenen Vorhersage des Brandes der Siegburger Kloster-Abtei wurde Spiel-Bahn sogar als Brandstifter verdächtigt und hinter Schloß und Miegel gesetzt. Nach Jahresfrist mußte man den Unschuldigen freilassen. Bei dieser Gelegenheit quälten ihn drei Amtsverjonen, er möge doch auch ihnen die Zukunft vorher-sagen. Nach langem Drängen gab er nach und prophezeite dem ersten einen Beinbruch infolge Sturz mit dem Pferde, der zweite sollte im Glend verkommen, und der dritte würde eine zweite Frau nehmen, zwei Kinder erhalten und zu einer bestimmten Zeit sterben. Diese Vorhersagungen sollen auch tatsächlich eingetroffen und sogar beurkundet sein.

„haben“ schließe alles Glück der Welt ein, ersetze, was der Mensch sonst entbehren muß.

Freilich gilt dieses „hätte ich“ nicht immer Geld und Gut, auch Glück und Erfolg ist dabei gemeint und wird nicht minder sehnsüchtig erstrebt. Es gibt Menschen, die mit scheelen Augen auf andere sehen, die das besitzen, was sie selbst trotz aller angewandten Mühe nicht erreichen und die dann in ihrem Herzen dem Neid Raum geben, die Hände ringen und stöhnend sprechen: „Ach, hätte ich“.

Wenn wir uns ernstlich Mühe geben über das Leben nachzu-denken, so werden wir manche gesunde Lehre empfangen. Ein jeder hat sein Kreuz zu tragen, wir können nicht durch die glänzende Außenseite in das Menschenherz sehen. Vielleicht gäbe mancher gern sein Hab und Gut her, um das er beneidet wird, wenn dadurch das geheime Weh, das seine Seele leidet, gelindert würde.

„Ach, hätte ich dieses oder jenes doch anders gemacht“, hört man auch oft sagen. Und das Menschentum, das so spricht, ringt die Hände und malt sich aus, wie es wäre, wenn es anders gehandelt hätte. In nutzlosen Klagen vergeht die Zeit, die niemals wiederkehrt. Sich sein Leben in den gebotenen Verhältnissen angenehm zu gestalten ist eine Kunst, die sich jeder Mensch selbst erringen muß. Wir sollen nicht tatenlos die Hände in den Schoß legen und auf das Glück, den Erfolg warten, nein, mutig aufwärts streben und selbständig handeln. Alle „hätte ich“, alle „wenn“ führen nicht zum Ziele, wenn wir nicht unsere eigene Kraft, unser Willen daransetzen.



Der König von England (1) und der König von Belgien (2) inspizieren die belgischen Truppen in Veurne. Hinter dem König von England der Prinz von Wales (5).

Nach allem erklärt es sich, daß noch heute der Glaube an die Gabe der Vorhersage Spiel-Bahns hart verbreitet ist. Das Volk geht aber noch weiter. Bedeutende Unglücksfälle, Hagel und Welterschlag, verheerendes Hochwasser, Kriege und Revolutionen, die vorgekommen sind, soll Spiel-Bahn vorhergesagt haben. Bei solchen Gelegenheiten heißt es: „Das hat schon Spiel-Bahn prophezeit.“

Lange ruht der wandernde und wahr-sagende Spielmann schon im Grabe, hundertfünfunds-wanzig Jahre fast, und noch immer gehen seine Wahrsagungen unter den Landeuten seiner Heimat um. Kein Denkmal von Erz oder Stein wurde ihm gesetzt, aber tief eingegraben ist in den Herzen seiner Landsleute seine seltsame Geschichte und seine allerdings nicht unbestrittene Sehergabe.

Ich durchwandere die Dörfer der Grafschaft, der Rheinbacher Gegend, die der Sieg und des Westerwaldes: Wo ich nach dem Alten frug, leuchteten die Augen und das Herz ging auf und die Leute erzählten ohne Ende. So eigentümlich der Mann, sein Leben, seine Vorhersagungen waren, so seltsam sind auch diese noch lebenden Überlieferungen. Es läßt sich dies wohl nur dadurch erklären, daß man auf dem Lande nach harter Tagesmühe auch für das Geheimnisvoll-Unfaßbare noch ein Plätzchen im Gemüte hat.

„Hätte ich.“

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

Wie oft hört man diesen Ausruf — sehnsüchtig — verlaugend, klagend von jungen und alten Lippen. Man sollte meinen, das

Wir sollen unsere Wünsche auf erreichbare Dinge richten und dann frohen Herzens unsere Pflichten ausüben in Haus und Welt und für jede Freude, die in unser Leben fällt, Gott dankbar sein, das gibt innere Zufriedenheit, frohen Mut und wir brauchen nicht in die Worte auszubrechen „hätte ich“.

An Deutschland.

Die Welt ward neu geboren,
Da Alle dir geschworen
Der Treue Eid,

In's blut'ge Todesringen
Laßt helle Funten springen
Der Freudigkeit,

Die heil'gen Fahnen fliegen,
Wahrheit will siegen — siegen
In Ewigkeit.

Josef Lichtenberg.

Unsere Bilder.

Suffein Samel, der neue ägyptische Sultan von England: Gnaden, ist ein Oheim des Khediven Abbas II. Hilmi und ein Sohn Ismail-Paschas, der von 1863 bis 1879 in Ägypten herrschte.



Sprüche.

Die Gefahr erkennt einen königlichen Gelehrten an: er heißt Auf.

Du seist wer du seist,
Das sei dein größt Geschäft,
Daß du die besten Kräfte
Dem besten Zwecke weihst.

Die Bestattung der Feinde einft und jetzt.
Kürzlich ist zum erstenmal in diesem Kriege
eine Waffenruhe gefordert und bewilligt

wesen. Wir wissen, daß Achilles den Leichnam Hektors schleifte und den Sünden preisgab und ihn erst gegen ein Lösegeld seinem Vater Priamos auslieferte, der ihn dann feierlich bestatten ließ. Auch von Kerges wird überliefert, daß er an dem Leichnam des Leonidas noch unwürdige Rache nahm, indem er anordnete, daß dieser verstümmelt und gekreuzigt werden sollte. Die Nichtgewährung eines Grabes im Altertum erscheint um so grausamer bei der damaligen Annahme, daß ein Unbestatteter hundert Jahre ruhelos umherirren müsse; daher bei den Griechen denn auch die Sitte bestand, jedem zufällig gefundenen Toten durch Auf-

Anzeichen. „Das macht denn euer Chef?“ — „Nicht groß ist er in der letzten Zeit.“

„Aha — da wird er bald wieder was!“
Die Scheinwerfer. Flieger (als er über Paris fliegt): „Wie nett, die ganze Stadt hat meinewegen illuminiert.“

Ein langer Gruß. Hausherr: „Meine Frau war schon aufgestanden, als ich diese Nacht aus dem Wirtshaus kam; sie begrüßte mich gleich mit einem fröhlichen „Guten Morgen!“ — Nachbar: „Hab's gehört . . . von vier bis sechs Uhr.“

Englische Spionenfurcht. Der „Evening Standard“ veröffentlicht folgenden Dialog: „Was machen Sie hier? Sie wollen doch



Belende Türken an Bord eines Kriegsschiffes.

worden: die Engländer durften ihre Toten begraben, ohne durch unsere Kugeln gestört zu werden. Uns ist es bisher nicht so gut gegangen. Wir haben oft im feindlichen Geschützfeuer dieser traurigen und doch so liebevollen Pflicht genügen müssen. Aber wir haben ihr genügt. Den Bedürfnissen einer zivilisierten Nation entsprechend, haben wir die Leichen unserer Kameraden und die Leichen unserer Feinde, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, beerdigt.

In früheren Zeiten war das anders. Der primitive Mensch, von Natur grausam, konnte den Haß, den er dem lebenden Gegner gegenüber empfand, auch dem Toten gegenüber nicht unterdrücken, und dieser Haß zeigte sich mit Vorliebe in der Verweigerung eines Begräbnisses. Selbst bei einem so kultivierten Volke wie die Griechen ist die Verweigerung der Bestattung lange Zeit mit ein berechtigtes Kampfmittel ge-

streuen von drei Handvoll Erde zur Ruhe zu verhelfen. Die Griechen waren wohl auch das erste Volk, bei dem sich die völkerverrechtliche und religiöse Pflicht entwidelte, auch den gefallenen Feinden Bestattung zu gewähren. Mit der zunehmenden Gesittung ist dieses Pflichtbewußtsein auf fast alle Völker übergegangen. Schon Hannibal ließ im ersten punischen Krieg dem gefallenen Tiberius Gracchus ein feierliches Leichenbegängnis bereiten und seinen Leichnam nach der damaligen Sitte auf dem Schlachtfelde verbrennen. Die Römer folgten erst später, doch wissen wir schon von Julianus, daß er 375 n. Chr., nach der Schlacht bei Strassburg, die gefallenen Freunde und Feinde ohne Unterschied bestatten ließ. Heute ist, wie erwähnt, diese Sitte, die auf der Achtung von Tapferkeit und Pflichttreue auch beim Feinde beruht, wohl allen zivilisierten Völkern gemein.

sicherlich spionieren!“ fragt ein Schutzmann ein verdächtiges Individuum. — „Nein, ich wollte nur einbrechen!“ — „Dann entschuldigen Sie, bitte!“

Rästel.

Die erste such' im A. B. C.,
Die letzten beiden birgt die See;
Der Fischer holt sie heraus,
Beliebt sind sie in jedem Haus;
Das Ganze ist der Treu' Symbol
Und jedes Pärchen kennt es wohl.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Flöte.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur:
E. Aellen, Bredenech (Nür.). Gedruckt u. herausgegeben von F. Reubert & Koenen, G. u. Nürb.

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 5

Sonntag, den 31. Januar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Goro w i k.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

W., den 11. Juni 19..

Liebste Hilde!

Die Ereignisse der letzten Tage veranlassen mich, Dir schon wieder zu schreiben. Meinen Brief vom 8. wirst Du erhalten haben. Fast ist es mir unbegreiflich, daß seitdem erst drei Tage vergangen seien! Wie ahnungslos stehen wir Menschen der Zukunft gegenüber!

Ich erzählte Dir neulich von dem geplanten Ausflug nach dem Niederwald, den ich volens volens mitmachen sollte. Auch von der eigentümlichen Unterhaltung, die Herr v. Heeren mit mir geführt, schrieb ich Dir.

Der Zufall wollte es, daß noch denselben Abend — ich war mit Frau v. Heeren allein — letztere dasselbe Thema berührte. Wir hatten uns nach einem Rundgang durch den Garten auf eine Bank in der Nähe des Hauses niedergelassen, und Frau v. Heeren teilte mir ihre Sommerpläne mit. Danach beabsichtigt sie, im Juli, wo in Wiesbaden eine unerträgliche Hitze herrschen soll, mit mir einen Höhenort des Schwarzwaldes aufzusuchen. Zu einer weiten Reise kann sie sich ihres wechselnden Befindens halber nicht entschließen. Mitte August will sie dann ihren Sohn, der inzwischen nach dem bayerischen Hochland zu gehen denkt, in Baden-Baden treffen.

„Sie, liebe Marianne,“ fügte sie freundlich hinzu, „können, wenn Sie wollen, auf 14 Tage zu Ihren Lieben reisen. Ich denke mir, daß Ihre liebe Mutter sich gewiß nach Ihnen sehnt, und ich fürchte, daß die Saison in Baden-Baden Ihnen während Ihrer Trauer lästig sein dürfte. Im September wollen wir uns dann in Wiesbaden, in unserem gemütlichen Heim, wiedersehen.“

Dankbar lächelte ich ihr die Hand und gab meiner Freude über die Heimreise Ausdruck. Dabei nahm ich mir vor, gleich am nächsten Tage meinem Mütterchen die frohe Botschaft zugehen zu lassen. Was wird sie für Augen machen, wenn sie hört, daß ich schon so bald zu ihr darf!

Frau v. Heeren plauderte noch eine Weile von den Meinen, erkundigte sich nach Mlle und Fritz und fragte, ob erstere mir ähnlich sei, und als ich dies verneinte, sagte sie:

„Schade, das wäre mir ein lieber Gedanke! Sollten Sie mich eines Tages verlassen, so würde ich, im Falle ich Ihre Schwester zu mir nähme, den Tausch nicht so sehr empfinden.“

Überrascht sah ich sie an.

„Aber, gnädige Frau, weshalb sollte ich Sie verlassen? Wenn Sie selbst mich nicht fortzuschicken — ich bin ja so froh, daß das Schicksal mich zu Ihnen geführt.“

„Das freut mich.“ Sie drückte mir herzlich die Hand. „Nedoch — Sie sind jetzt in den Jahren, wo meistens das Leben junger Mädchen eine Wandlung erfährt. Wie lange noch und Sie verheiraten sich!“

Etwas befremdet, erwiderte ich darauf ernst:

„Gnädige Frau, ich begreife nicht, wie Sie auf diese Vermutung kommen. Aber ich kann Ihnen versichern — mir liegt nichts ferner als der Gedanke an eine Heirat.“

Da fragte sie leise:

„Haben Sie eine unglückliche Liebe?“

Ich schwieg.

„Verzeihen Sie, liebe Marianne, wenn ich Ihnen vielleicht aufdringlich erscheine. Glauben Sie mir, ich frage aus wirklicher Anteilnahme, nicht aus Neugierde. Ich habe Sie in den letzten Monaten herzlich lieb gewonnen; da ist es nur natürlich, daß ich auch alles, was Ihr Leben bewegt und beeinflusst, wissen möchte.“

Die warmen Worte drangen mir ins Herz. Jetzt hatte ich die beste Gelegenheit, mich einer verständnisvollen, wohlwollenden Seele anzuvertrauen. Und sicher wäre das auch geschehen, wenn mich nicht der Gedanke an Reinhardt, das Gefühl, ihn bloßzustellen, beherrscht hätte. Wäre er für Frau v. Heeren ein Fremder geblieben, ich würde ihr alles bekant haben. So aber stand ich davon ab und sagte nur, nach kurzem Zögern, daß ich im letzten Jahre eine schwere Enttäuschung erlitten, die alle meine Hoffnungen und Wünsche zu Grabe getragen.

Frau v. Heeren drang nicht weiter in mich, sie fragte nicht nach näheren Einzelheiten. Liebevoll streichelte sie mir die Wange und sagte herzlich:

„Junge Menschen sollen und dürfen immer hoffen; das sagte ich Ihnen schon neulich einmal. Es mag wohl sein, daß sich Ihre Zukunft einst anders gestaltet, als Sie es erwartet; deshalb braucht sie aber keine weniger glückliche zu sein. Nur wer in späteren Jahren seine Enttäuschungen nicht überwunden, der steht auf gefährlichem Boden und kann sich vieles, ja alles verherzen.“



Generaloberst von Madensen,

der Sieger von Lodz, Lovics, Plovo und Wlostitze, auf einem Inspektionsritt mit seinem Adjutanten.

Sie sprach die letzten Worte so ernst, daß ich annehmen mußte, sie seien auf etwas Bestimmtes gemünzt.

Und ich irrte mich nicht, denn gleich darauf fuhr sie fort: „Ich mache mir in den letzten Tagen rechte Sorge um meinen Sohn.“

Ich entgegnete nichts, wußte aber sofort, worauf sie hinielt, „Wolf“ — ich glaube, ich habe bisher Herrn v. Heeren's Vornamen nie erwähnt — „Wolf ist mit einem Male wie ausgewechselt. Ich fürchte, er spielt mit einer großen Gefahr.“ Sie stockte. „Gnädige Frau, die Gefahr, von der Sie sprechen, könnte doch auch sein Glück sein,“ wagte ich einzuwerfen.

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Nein,“ sagte sie fest, „Lisa Rother ist sicher nicht die Verkörperung seines Glückes. Sie werden überrascht sein, daß ich das so offen ausspreche, Marianne. Es ist auch sonst nicht meine Gewohnheit, über so intime Dinge zu sprechen. Aber — ich habe Sie lieb, und mein besorgtes Mutterherz bedarf einer Erleichterung. Sie denken gewiß, mein Sohn sei alt genug, um zu wissen, was er tut. Aber glauben Sie mir, Kind, in Liebesfachen ist ein Mann von 37 Jahren auch nicht reifer, als einer von 25. Da geht das Herz zu leicht mit dem Verstande durch.“

„Aber Frau v. Rother scheint sich doch sehr um Herrn v. Heeren zu bemühen?“

„Das ist es eben, und das gefällt mir nicht. Ich will Ihnen auch die Erklärung für mein Mißfallen geben. Sie sind mir jetzt wie ein liebes Töchterchen, weshalb sollen Sie nicht die volle Wahrheit wissen? Mein Sohn hat sich bereits vor zehn Jahren um Lisa Rother beworben. Sie war damals wochenlang bei uns zu Besuch und tat wie heute alles dazu, ihn in ihre Netze einzufangen, und ich — von ihrem berüchelten Kußer'n auf ihr Inneres schließend — unterstützte meines Sohnes Werbung von ganzem Herzen. Da — ich erwartete täglich, daß sie sich gefunden — reiste sie ab und zeigte 14 Tage darauf ihre Verlobung mit Rother an. Später erst erfuhr ich, daß sie bereits so gut wie verlobt gewesen, als sie zu uns gekommen, daß ihre Eltern, die damals beide noch lebten, sie weggeschickt, weil sie eine Heirat mit Rother, der von Haus aus unvermögend war, für ausichtslos gehalten. Nun war Herr v. Rother eine unvorhergesehene große Erbschaft in den Schoß gefallen, und die hübsche Lisa eilte heim und verlobte sich doch noch mit ihm. In der Zwischenzeit hatte ihr mein Sohn als Lückenbüßer gedient, und wäre Rother nicht zu Gelde gekommen, ich bin überzeugt, sie hätte ihn auch geheiratet.“

Frau v. Heeren sprach die letzten Worte in bitterem Tone, der verletzten Mutterstolz langsam aus ihnen heraus

Wir saßen beide einige Minuten stumm da, dann fuhr sie fort:

„Mein Sohn war damals sehr unglücklich, und ich habe sehr um ihn gebangt. Von jener Zeit datiert auch sein kühles, oft schroffes Benehmen, was Ihnen wohl auch in den ersten Tagen seines Hierseins aufgefallen sein mag. Ich selbst redete ihm damals zu, auf Reisen zu gehen. Seitdem war er immer nur auf kurze Zeit hier, um mich wiederzusehen, und in den letzten Jahren glaubte ich annehmen zu können, daß er die einstige Liebe überwunden. Wir hatten Lisa nicht wiedergesehen, und jede Verbindung zwischen uns war zu Ende gewesen. Sie hatte wohl auch ein heimliches Zusammentreffen bisher vermieden. Seit anderthalb Jahren ist sie Witwe, und ihr unerwartetes Sterbeterkommen, ebenso

wie ihr Benehmen zeigen mir nur zu deutlich, welchem Ziele sie entgegenstrebt.“

Frau v. Heeren senfte auf und blickte sorgenvoll vor sich hin. Dann erhob sie sich, und im Gehen meinen Arm nehmend, sagte sie:

„Kommen Sie, liebe Marianne, es ist Zeit zum Schlafengehen. Es hat mir gut getan, mich einmal auszusprechen, und ich weiß, Sie verdienen mein Vertrauen und sind mir zugetan.“

Als wir das Haus erreichten, küßte sie mich und wünschte mir herzlich „Gute Nacht.“

Den nächsten Vormittag ging ich in die Stadt, um einige Besorgungen zu machen. Ich wußte, daß man mich im Hause nicht brauchte. Herr v. Heeren war wieder einmal dem Rufe der schönen Lisa gefolgt.

So machte ich mich gegen elf Uhr auf den Weg, kaufte verschiedene Kleinigkeiten für mich ein, ging in eine Buchhandlung, um nach einem Buche für Frau v. Heeren nachzufragen und schlug dann den Nachhauseweg ein.

In der Absicht, dem unruhigen, bunten Straßenleben auszuweichen, bog ich in eine Seitenstraße ein, die nach dem Kurpark führt. Hier, in den Anlagen, war es jetzt nicht so belebt. Die Sturgäste hatten bereits ihre Morgenpromenade beendet. Wer sich nicht von Brunnenkur und Bädern ausruhte, der fand mehr Zeitvertreib in den breiten Straßen mit ihren eleganten Läden, deren reiche

geschmackvolle Auslagen das Auge aller Vorübergehenden auf sich zogen.

So suchte ich einsame, schattige Wege, wo ich mit meinen Gedanken allein sein konnte. Immer wieder beschäftigte ich mich mit dem vorabendlichen Gespräch, das Frau v. Heeren mit mir geführt, und je mehr ich daran dachte, desto rätselhafter erschien mir Herrn v. Heeren's Verhalten. Wie war es möglich, daß ein Mann, dem eine Frau einst so deutlich gezeigt, wie gleichgültig er ihr sei, sich so schnell wieder gefangen gab? War er dann nicht ein Schwächling, ein Mensch ohne jeden Charakter? War es denkbar, daß dieser ernste, gediegene Mann so leicht wieder den Lockungen einer zwar schönen Frau, aber doch einer Frau, deren Falschheit offenkundig, erliegen konnte? Aber —

Frau v. Heeren hatte es ja ausgesprochen: In der Liebe sind alle Männer gleich. Also hatte auch ich ihn wohl zu hoch bewertet. „Wieder eine Enttäuschung mehr,“ sagte ich mir im Stillen; „das kommt davon, Marianne, daß du immer noch zu gut von den Menschen denkst. Wann wirst du endlich anfangen, vernünftig zu werden?“

Darüber kehrte ich zur großen Enttäuschung meines eigenen Lebens zurück. Mit Wangen gedachte ich des geplanten Ausfluges. War es dann gar nicht möglich, mich davon zu befreien? Was habe ich getan, um auch noch verurteilt zu sein, Reinhardt in seinem jungen Eheglück zu sehen und — fortwährend

Zeuge des Liebesspiels zwischen Frau v. Rother und ihrem Ausgewählten zu sein — das erschien mir auch nicht gerade sehr verlockend. Da — aus einem schmalen Nebenweg heraustrittend — stand ich plötzlich Reinhardt gegenüber, der allein, lesend, auf einer Bank saß.

Natürlich sah er mich sofort, sprang auf und eilte auf mich zu. „Marianne, Fräulein Marianne, welches Glück, Sie zu treffen!“ rief er mit leiser, etwas zitternder Stimme aus.

Ich hatte mich rasch gefaßt. Stuhl und förmlich erwiderte ich seinen Gruß, ohne meine Schritte anzuhalten.



Das völlig zerstörte Gbelwelt, der Schauplatz schwerer Kämpfe. Rechts Kirche, links Straße nach Overn.



Vom Kampf um Overn: Deutsche Offiziers- und Soldatengräber in Roelenberg bei Gbelwelt.

„Mein — es nützte mir nichts. Er blieb an meiner Seite und überschüttete mich mit einem Schwall von Schmeichelnworten. Du kannst Dir denken, wie empört ich war. Wie konnte er es wagen, so zu mir zu sprechen! Zu mir, der Tochter eines angesehenen Hauses, die mit ihm auf gleicher, gesellschaftlicher Stufe steht! War ich denn eine Liebhabin von ihm gewesen, ein kleines Spielzeug, das er ruhig beiseite geschoben, um es, wenn es ihm passte, wieder in Gnaden aufzunehmen? Mit dem ganzen Hochmut, der mir zu Gebote stehen kann, unterbrach ich seine überstürzte Rede.“

„Herr Assessor“ — scharf und hart klang meine Stimme — „Sie scheitern in einem großen Irrtum befangen zu sein. Ihr einseitiges Werben um meine Gunst gibt Ihnen noch keine Berechtigung, mit mir in diesem Tone zu verfahren. Sie vergessen, daß wir jetzt Fremde, gänzlich Fremde füreinander sind. Als Sie darnach strebten, meine Neigung zu gewinnen, da waren Sie ein freier Mann und vor allem ein Mann, den ich achtete. Das Bild hat sich, wie Sie einsehen müssen, jetzt geändert. Sie sind nunmehr verheiratet und ich persönlich habe keinen Grund, Sie hochzuschätzen.“

Er war bis in die Lippen erbleicht. Dann stammelte er: „Es war ein Mißgeschick, unglückselige Verletzungen, die mich zwangen, diese Ehe einzugehen. Ich verrechere Ihnen, Marianne.“ „Bitte, Herr Assessor, für Sie bin ich Fräulein Bode“, unter-

„Wenn es Sie zufrieden macht, so nehmen Sie meine Vergebung.“

Er nahm meine Hand und führte sie an die Lippen.

„Ich danke Ihnen, Marianne. Sie wissen nicht, wie sehr ich gelitten.“

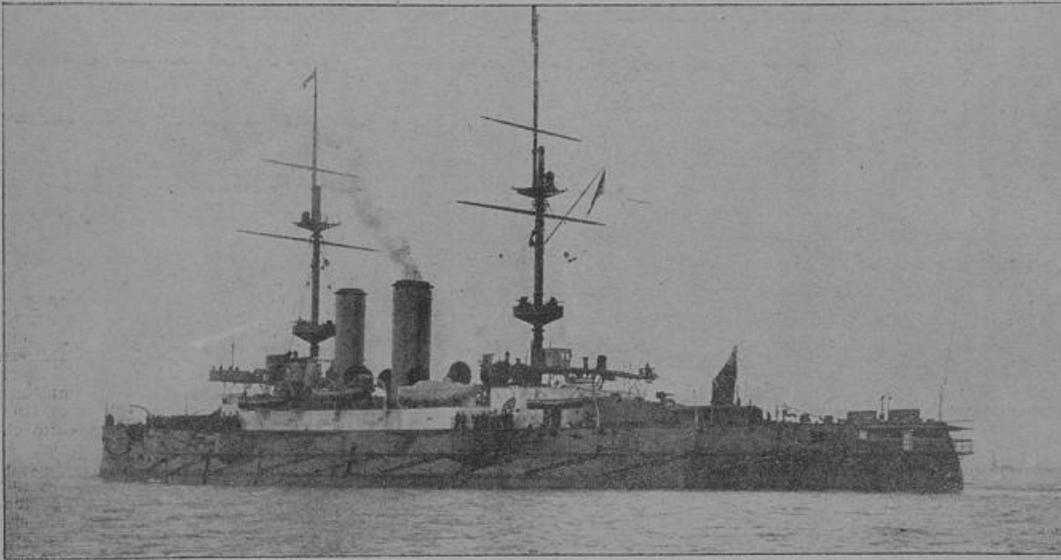
„Und ich erst!“ wollte ich sagen; aber ich sprach es nicht aus. Dagegen erwiderte ich, mich möglichst zur Ruhe zwingend: „Wir wollen denken, daß das Schicksal uns nicht füreinander bestimmt hatte. Sie haben eine liebe kleine Frau, Reinhardt; sie ist mir sehr sympathisch; sehen Sie zu, daß sie auch glücklich wird. Und ich — ich finde schon meinen Weg. Doch“ — ich ärgerte — „wenn ich Sie noch um einen Gefallen bitten dürfte“ —

„Was kann ich tun?“

„Sorgen Sie dafür, daß aus dem morgigen Ausflug nichts wird. Ich bin jetzt gar nicht in der Stimmung für derartige Vergnügen — auch denke ich, es ist besser für Sie und auch für mich.“

Er neigte sich nochmals über meine Hand.

„Sie wissen, ich habe nichts dazu getan, daß diese Verabredung getroffen wurde, aber ich verspreche Ihnen, daß ich einen Grund finden werde, um den Ausflug abzufragen. Haben Sie Dank, Marianne, daß Sie mir eben beweisen, daß Sie doch nicht an meinem Charakter zweifeln. Ich wünsche Ihnen alles, alles Gute für die Zukunft. Sie sind eine Frau, die nicht unbemerkt dahin lebt; Sie werden noch glücklich werden und glücklich machen.“



Das englische Linienschiff „Formidable“, das am 1. Januar im Kanal unterging.

brach ich ihn kühl. „Es interessiert mich auch heute gar nicht mehr zu erfahren, was Sie veranlaßte, sich Hals über Kopf zu verheiraten. Ein Ehrenmann muß für seine Handlungen immer einstehen; ich hoffe, daß Sie es auch können. Und nun bitte ich Sie, diese unerquickliche Unterhaltung zu beenden.“

Wir waren an der hinter dem Kurpark liegenden Willenstraße angekommen, und ich blieb stehen, um ein weiteres Zusammengehen in der von Fußgängern und Wagen belebten Gegend zu vermeiden.

Reinhardt stand mit gesenktem Kopfe vor mir. Leise mit schmerzlichen Tone sagte er dann:

„Ich sehe, Sie wollen keine Rechtfertigung hören; Sie wollen unverzeihlich sein. Doch glauben Sie mir, Fräulein Marianne, hätte ich nicht aus Familienrücksichten so handeln müssen, ich wäre lieber ans Ende der Welt gegangen, ehe ich Ihnen entsagt hätte. So war der Zwang der Verhältnisse härter als ich, und ich mußte diese Ehe schließen, um meine Angehörigen vor dem Zusammenbruch zu retten. Daß ich auch so feige gewesen, Ihnen nicht gleich die Wahrheit gesagt zu haben, daß ich immer noch gehofft, daß es anders kommen könne, das ist das Einzige, was mich Ihnen gegenüber schuldig macht, und ich begreife es, daß ich Ihre Achtung dadurch verletzete. Aber — unsere Wege trennen sich, wer weiß, ob wir uns je wieder allein sprechen — sagen Sie mir wenigstens, daß Sie mir verziehen haben, daß Sie nicht mit Groll meiner gedenken wollen und jener Zeit, die für mich die schönste meiner Jugendzeit gewesen.“

Stehenden Blickes sah er mich an. Und da, Hilde, fühlte ich, wie meine Härte nachließ, wie der eiserne Reif, der bisher mein Herz umklammert, sich dehnte und abspang.

Ich reichte ihm die Hand und sagte ruhig:

Und ich — ich will alles tun, damit Sie sich dereinst sagen können: Es war kein Unwürdiger, dem ich zugetan gewesen.“

Wir reichten uns die Hände und sahen uns fest und vertrauensvoll an.

Ich wußte es, es war ein Abschied für's Leben, aber er machte mich nicht unglücklich. Eine sonderbare Ruhe war in mir. In dem Augenblick, da wir uns trennten, jagte in scharfem Galopp eine Reitergesellschaft an uns vorbei, eine dichte Staubwolke hinter sich zurückerlassend. Als letzte der kleinen Gesellschaft konnte ich Frau v. Nothher erkennen; ihren Partner sah ich nicht mehr.

Ich eilte beflügelt Schrittes nach Hause. Durch das Gespräch mit Reinhardt hatte ich mich etwas verspätet und sorgte mich, ob nicht Frau v. Heeren nach mir verlangte.

Auf meinem Zimmer angekommen, legte ich meine Sachen ab und kleidete mich für's Mittagessen um. Da geschah etwas Entsetzliches! Mit blutendem Kopfe, bapflos, wurde Herr v. Heeren nach Hause gebracht. Er war beim Reiten gestürzt. —

den 12. Abends.

Ich wurde gestern abgerufen und komme erst heute abend dazu, den Brief zu beendigen. Die Schreckensbotschaft, die ich oben erwähnt, hat unser sonst so stilles Haus in unbeschreiblichen Aufruhr versetzt.

Gott sei Dank, nach Aussage der Ärzte können wir jetzt wieder aufatmen. Herr v. Heeren hatte durch den Sturz eine leichte Gehirnerschütterung erlitten; die Wunde am Kopfe stellte sich als belanglos heraus. Wahrscheinlich war er im Fallen auf einen spitzen Stein gestoßen, der ihn an der Schläfe verletzt und die

Blutung herbeigeführt hatte. Dazu kommt noch eine starke Sehnenzerrung am rechten Fuß, die ihn voraussichtlich einige Wochen ans Lager fesseln dürfte. Trotz allen Mißgeschickes fangen wir doch an ruhiger zu werden, nun wir hoffen dürfen, daß der Unfall keine schlimmen Folgen nach sich ziehen wird.

Es waren entsetzlich qualvolle Stunden, bis der Verunglückte die Besinnung wiedererlangte und die arme Mutter Gewißheit über seinen Zustand bekam.

Frau v. Heeren wich und wankte nicht vom Krankenlager. Es ist erstaunlich, wie diese zarte, leidende Frau sich zu beherrschen weiß.

Ach, Hilde, es ist etwas Großes und Heiliges um die Selbstlosigkeit der Mutterliebe!

Wie nichtig und klein kommen mir jetzt meine Kümmernisse vor, gegen den Schmerz, den die arme Frau getragen, ohne auch nur ein Wort der Klage laut werden zu lassen; nur umsichtig waltend und anordnend, um dem Sohne das Schmerzenslager zu erleichtern.

Ich habe das Krankenzimmer nicht betreten. Natürlich bot ich mich sofort zur Hilfeleistung an. Allein Frau v. Heeren lehnte es ab. Sie hat eine vorzügliche Krankenschwester, die ihr bei der

sie sei im Krankenzimmer nicht abkömmlich und die schöne Frau mußte täglich mehrmals unverrichteter Dinge abziehen. Gestern fandte sie für den Kranken einen großen Strauß gelber Marechal-Niel-Rosen. Sie stehen unten im Salon und verwelken unbeachtet. Ich glaube kaum, daß Herr v. Heeren darum weiß. Wie mir der Diener sagte, liegt er ganz ruhig, er darf noch nicht sprechen und seine Mutter sitzt ebenso schweigend stundenlang neben ihm.

Frau v. Heeren teilt die Mahlzeiten mit mir; sonst sehe ich sie fast den ganzen Tag nicht. Aber ich bin doch vollauf beschäftigt. Die Dienerschaft ist angewiesen, sich in allen häuslichen Angelegenheiten an mich zu wenden und jetzt erste sehe ich, wie fest Frau v. Heeren von ihrem stillen Zimmer aus die Zügel der obersten Führung in der Hand gehabt.

Aber Alles und Jedes, was im Hause vorging, mußte ihr Rechenschaft abgelegt werden. Die Abrechnungen, die ich jetzt jeden Morgen an ihrer Stelle mit den Leuten zu machen habe, die Anordnungen, die für den Tag getroffen werden, zeigen mir, wie viel Umsicht und Kopfarbeit dazu gehört, ein so großes Hauswesen zu leiten. Wie naiv sind die Menschen, die da glauben, ein großer Haushalt mit vielen Untergebenen sei eine Bequemlichkeit. Es gehören ungeheure Mühen und scharfer Verstand dazu,



Russen, die aus ihren Schützengräben hervorkommen und sich durch Handhochheben ergeben.

Pflege zur Hand geht, was sollte ich da auch tun?

Im Hause herrscht vollkommene Ruhe. Kein Besuch wird vorgelassen, jede Nachfrage nur durch die Dienerschaft vermittelt und beantwortet. Herr v. Bente ist der einzige, der Zutritt hat und mit dem ich, wenn Frau v. Heeren nicht abkommen kann, täglich ein Stündchen verplaudere.

Gestern, als wir wieder einmal den Unglücksfall besprachen, sagte der alte Herr kopfschüttelnd:

„Es ist mir doch rätselhaft, wie Wolf das passieren konnte. Er ist einer der besten Reiter, die ich kenne.“

„Das Pferd wird vor irgend etwas gescheut haben,“ entgegnete ich.

„Und wenn auch — bei seiner sicheren Hand — was hat das zu sagen? Man könnte aber glauben, er selbst wäre seiner Sinne nicht mächtig gewesen.“

Ich sah ihn fragend an. Er zuckte die Achseln. „Was kann man da wissen? Eine Augenblickliche Erregung — das ist doch nichts Unmögliches.“ Dann schwieg er.

Was kann er damit gemeint haben? Glaubt er etwa, daß Frau v. Nothor — Aber weshalb sollte sie ihn aufgeregt haben? Sie tut doch alles, um seinen Beifall zu gewinnen.

Übrigens — die schöne Lisa ist wütend. Trotz unaufhörlichen Kommens und Nachfragens ist es ihr bisher noch nicht gelungen, Frau v. Heeren zu sprechen. Diese läßt sich immer entschuldigen;

ein wohlgeordnetes Haus führen zu können. Natürlich wäre ich beim besten Willen nicht imstande, den mir auferlegten Pflichten nachzukommen, wenn nicht die Dienerschaft selbst mich darin möglichst unterstützte. Ich kann jetzt sehen, wie zugetan ein jedes von ihnen seiner Herrin ist, wie sehr sie alle darauf bedacht sind, ihr in diesen schweren Tagen eine wirkliche Stütze zu sein.

Heute vormittag wurde mir eine unangenehme Überraschung zuteil. Der Diener meldete, daß Frau v. Nothor im Garten sei und mich zu sprechen wünsche. Ich war nicht sehr erbaut davon, hatte aber doch nicht den Mut, mich verleugnen zu lassen. Es wäre besser gewesen, ich hätte das getan.

Hier die Wiedergabe unseres Gesprächs:

„Sie wollen mich sprechen, gnädige Frau?“

„Ja, ich ließ Sie herbitten, Fräulein Bode. Sie werden begreifen, daß mir viel daran liegt, Näheres über Herrn v. Heeren's Befinden zu erfahren. Die Leute wissen doch nicht so Vieles.“

„Ich bedauere, gnädige Frau, aber ich kann da auch nicht viel anderes sagen. Daß Herr v. Heeren seit gestern außer Gefahr — das haben Sie doch wohl gehört.“

„Ja, selbstverständlich, Gott sei Dank! Und haben ihm meine Blumen Freunde bereitet?“

„Ich vermute es — ich weiß es nicht —“

Ihre Augen bohrten sich jetzt förmlich in die meinen.

„Hat er es nicht gesagt?“

„Gnädige Frau, das kann ich nicht wissen. Ich sah Herrn v. Heeren, als er nach Hause gebracht wurde — seitdem nicht mehr. Ich betrete nie das Krankenzimmer, da genügende Pflege vorhanden ist.“

Ein Ausdruck des Triumphes überflog ihre Züge.

„Natürlich, was sollten Sie auch dort! Sie sind doch keine Krankenschwester.“ Sie stand auf. Ich muß gehen, Fräulein Vode, ich danke Ihnen. Abgesehen — ich sah Sie neulich mit Assessor Reinhardt. Sie waren aber sehr vertieft in ihr anscheinend interessantes Gespräch, so daß Sie niemand weiter beachteten.“

Ich fühlte, wie ich errötete. Doch sagte ich ruhig:

„Assessor Reinhardt und ich haben früher in ein- und derselben Stadt gelebt. Da ist es nur natürlich, daß wir gemeinsame Anknüpfungspunkte haben.“

Sie lachte. „So, so! Nun mir kann es ja auch gleich sein, wenn Sie sich mit ihm treffen.“

Ich unterbrach sie scharf:

„Gnädige Frau, ich kann kaum annehmen, daß Sie mich rufen ließen, um mich zu beleidigen. Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe.“

Reinhardts haben sich bis heute täglich nach Herrn v. Heeren erkundigt. Heute kam ein sehr lieber Brief von der jungen Frau an Frau v. Heeren, worin sie ihrer Freude Ausdruck gibt, daß Herrn v. Heeren's Unfall ohne ernste Folgen vorübergegangen und sie sich gleichzeitig auch in ihres Mannes Namen verabschiedet. Sie hätten sich entschlossen, noch eine kleine Rheinreise zu unternehmen, ehe sie in ihr Heim zurückkehrten. Auch mir sandten sie herzliche Grüße!

So wäre denn dieser Zwischenfall beendet. Und — ich bin jetzt froh, daß sich alles so gefügt. Wenigstens kann ich ohne Groll an Reinhardt zurückdenken. Ob wir uns wohl je im Leben wiedersehen werden?

Doch nun will ich schließen, sonst kommt der Brief nicht fort. Er wird Dir viel Neues bringen! Schreibe bald und ob Du zufrieden bist mit

Deiner Marianne.

(Fortsetzung folgt.)



Sortieren der Siegesbeute auf den Schlachtfeldern durch Österreichisch-ungarische Truppen.

Nach der Heerischen Schlacht bei Simanowa.

Da lenkte sie ein.

„Aber, liebes Fräulein, wie kann man einen Scherz so auffassen! Wo werde ich denn etwas Schlimmes von Ihnen denken! Nur müssen Sie zugeben, die Situation sah etwas verhänglich aus. Zwei aufgeregte junge Menschen, der junge Mann die Hand des Mädchens in der feinen haltend — wirklich, wäre Reinhardt nicht verheiratet, noch dazu ein frischgebadener Ehemann, man hätte annehmen können, er habe Ihnen einen Antrag gemacht.“ Sie lachte wieder spöttisch auf.

Mich mühsam beherrschend, erwiderte ich kühl:

„Es täte mir leid, wenn mein Benehmen zu solcher Auffassung Veranlassung gegeben hätte. Doch glaube ich kaum, daß noch jemand außer Ihnen diesem Gedanken Raum geben würde.“

„Wer weiß? Sie sind noch sehr naiv, mein liebes Fräulein. Aber ich will Sie nicht länger in Anspruch nehmen. Bitte, grüßen Sie meine Tante und sagen Sie ihr, ich hoffte sie bald einmal zu sehen.“

Damit rauhste sie davon.

Ich kehrte langsam ins Haus zurück.

Es ist mir peinlich, daß gerade sie mich mit Reinhardt gesehen, Sie hat jetzt eine Waffe gegen mich, und eine innere Stimme jagt mir, die schöne Lisa wird schon gelegentlich davon Gebrauch machen. Hilde, diese Frau haßt mich, das ist kein Zweifel! Aber — weshalb? Kannst Du es verstehen?

Fog, der englische Fuchshund.

Eine Geschichte aus dem Hundeleben von Hein Kessel.
(Nachdruck verboten.)

Es war um die Zeit, da die englischen Fuchshunde, die Foxterrier, hier zu Lande in Aufnahme kamen, zum großen Schreden der schwarzen, weißen und grauen Spitze, zum Schreden aller anderen Hundetiere, die damit auf den Aussterbe-Glat gefest schienen.

In einem rheinischen Tuchmacherkädtchen verfiel auch der Sohn eines Tuchfabrikanten der Fog-Leidenschaft. Er war von jeher ein Hundefreund gewesen und über die unterschiedlichen Rassen war er auf einen Fog gekommen.

Die waren damals noch eine Rarität, und wo einer auftauchte, wurde er entsprechend gewürdigt.

Die Würdigung des Tuchfabrikanten-Fog seitens der Weber und Arbeiter der Fabrik war allgemein; sie steigerte sich zu schrankenloser Bewunderung, als bekannt wurde, daß der kleine Kerl, er war ein stämmiges, wenn auch nicht gerade schönes Stück seiner Rasse, seinem Vorbesitzer, einen ausgestopften Fuchs, vom hohen Schranke heruntergeholt hatte. Bei dieser Gelegenheit war allerdings nicht nur der ausgestopfte Fuchsbalg zum Teufel gegangen, sondern auch noch einige kostbare chinesische Vasen. Sehr wahr-

scheinlich war der „echte“ Foz dieserhalb auch freundschaftlichst dem Fabrikantensohn zugeeignet worden.

Der neue Wirkungskreis des Fozes sollte diesen nun vor weitere noch schwierigere Stammesprobleme stellen.

Im neuen Heim des Fozes gab es keine Fuchsbälge zu zerreißen und infolgedessen auch keine zerbrochenen Nasen; doch bald zeigte sich der Hund von einer anderen, sehr interessanten Seite, die allerdings bedenkliche Schlaglichter auf seine reine Abstammung warf.

In Ermangelung von Füchsen ging er Menschen an den Stragen, das heißt, an die Beine.

Hierbei ging nun meist nur ein Stück der Hose flöten; zweifellos im falsch verstandenen Interesse seines Herrn, der ja Hosenstoffe fabrizierte.

In der kritischen Zeit arbeitete ein Webstuhl auf Erbstuch für zerrissene Hosen, die wohl oder übel der Fabrikant ersehen mußte; so erfolgreich war des kleinen Hundes Tätigkeit im Kontor, auf dem Fabrikthofe und auf der Straße.

Dabei war dem Hunde noch lange nicht jedes recht; er würgte nicht jeden der Ehre, von ihm mit zerrissenen Hosen heimgeschickt zu werden.

Da war ein Wollagent zum Beispiel; seit der Foz da war, konnte der kein Geschäft mehr anbringen, ohne einen ordentlichen Riß im Hosenbein von dessen Zähnen davonzutragen. „Wo ist

einen Gang aufs Kontor zur Erlangung einer neuen Hose antreten. Das gab meist eine lange und erregte Auseinandersetzung, wobei der Hund zu allen Teufeln gewünscht und ihm baldiger Tod prophezeit wurde.

Sogar den Gendarmen attackierte eines Tages der Nichtsnutz von Hund, gerade als dieser zum ersten Male die neue hechtgraue Pelertine trug. Ein gut Stück des geheiligten Stoffes blieb in seinen Zähnen. Was das gekostet, mag man sich denken.

Nach jeder Untat, tagtäglich kamen sie mehrfach vor, rannte Foz spornstreichs zum Heizer. Der war sein Vertrauter; hier fand er Schutz vor allen Nachstellungen seiner Feinde, sanftes Fellstreicheln für geschenehe Sachen, und liebevolle Aufmunterung für kommende Untaten.

Wachte der Fabrikant auf dem Hofe und in den Arbeitsfälen wütend nach dem Hunde schreien und ihm Tod und Verderben androhen, — dieweil lag er ruhig beim Heizer, sorgfältig zwischen Ballen versteckt.

Seine Streiche wären nun gar nicht so lange hingegangen, wenn er nicht an seinem eigentlichen Besitzer, dem Fabrikantensohn, einen mächtigen Beschützer gehabt. Dieser schlug ihm wohl mal hin und wieder das Fell voll, aber der vom Schrauf heruntergeholt Fuchs hatte ihm zeitlebens in dessen Herz ein Denkmal gesetzt und da der junge Herr zur Zeit auch noch jung



Wollstraße im Kaukasus.

der Sauhund?“ erkundigte sich der Agent erst vorsichtig bei den Arbeitern in der Manufaktur, wo er meist die Fabrik betrat. Erhielt er hier keinen günstigen Bescheid, so ging er lieber wieder seiner Wege, als daß er dem Foz entgegengetreten wäre.

Das war mißlich, denn der Agent hatte eine bestimmte gute und preiswerte Wolle an Hand, worauf das Geschäft, die Fabrik angewiesen war. Schließlich einigte man sich, daß der Agent sich auf dem Kontor durch einen Arbeiter anmelden ließe, dann würde Foz in Sicherheit gebracht und der Handel konnte vor sich gehen. Oft aber war der Hund schlauer als die Menschen, vielleicht hatte er auch heimlich schadenfrohe Verbündete, kurz, meist, wenn das Geschäft gemacht und die letzten Medensarten gewechselt wurden, tauchte Foz auf und riß dann ein besonders großes Stück aus der Hose des Agenten.

Dann hatte er weiter einen Fadenjungen auf der Liste; ging der mittags oder abends heim, seltsamer Weise ließ Foz ihn ganz ruhig und unbehelligt in die Fabrik, so drängte er sich mit der größten Seelenruhe durch den Schwarm der anderen Jungen, sah die Nase des armen Schelms mit den Zähnen und — riß ab!

Auf der Straße hatte Foz wieder eine andere Passion; nicht daß er die Schwachen und Wechlofen angriff, nein; im Kampfe lag er hier mit dem starken, hochbewehrten gefürchteten Furchhü. So oft der die Straße passierte, ging ein tödlicher Kampf los; der Hund suchte an des Feldhüters Beine zu kommen auf allen nur möglichen Wegen; dieser brauchte seinen derben Stod, schlug Tiefquarten und Quanten in der Luft, aber öfter als der Hund einen Hieb, erhielt des Mannes Hose einen Riß.

War der Riß gerissen, so herrschte aboluter, streng gehaltener Waffenstillstand und unbehindert konnte der Hüter des Feldes

war, legte er die Hosenattaden seines Hundes eher zu dessen Ruhm, als Schande aus. So blieb denn Foz in den Augen seines Herrn, dessen Familie, der ganzen Arbeiterschaft und auch in der Nachbarschaft der vielbewunderte, wenn auch oft geschmähte englische Fuchshund. Ein Varry seiner Klasse.

Da auf einmal änderte der Spibub von Hund sein ganzes Wesen. Er ließ die Menschen und ihre Hosen in Frieden. Der Wollagent atmete auf; der Fadenjunge pfiß wieder fröhlich sein Liedchen, und der Furchhü schaute jedesmal verwundert nach dem Fabrikthofe, ob Foz nicht gerannt käme und einen Gang mit ihm wage. Viele atmeten auf — einigen wäre der Hosen schindende, und doch wieder Hosen verschaffende Foz lieber gewesen.

Der lag jetzt ruhig mittags auf dem Fabrikthofe; blinzelte in die Sonne und tat nichts.

Das war ein fauler, unschöner Zustand und hätte er lange gedauert, so wäre Foz zuletzt ruhmlos in die Grube gesunken.

Bei dieser Massenreinheit des Hundes konnte es nicht lange andauern; es war zweifellos ein Übergangsstadium, wie man dies bei Menschen und Tieren hat.

Und Tatsache! Es war nur ein Übergangsstadium; Foz bejaunt sich zuletzt doch wieder auf sein eigentliches Blut. Der Fuchshund brach wieder durch. Dazu verhalf ihm ein Weber, von den Kameraden Josef geheißten. Der hatte prächtiges, rotes Haar, dieserhalb nannte man ihn auch der „Fuß“. Seit Menschengebenten arbeitete der Weber in der Fabrik, unzählige Hunde hatte der kommen und gehen gesehen. Auch Foz war aufgetaucht, hatte Hosen zerrissen, gelebt und gelitten. Alle Hunde, einschließlich Foz, hatten den roten Josef niemals behelligt. Wozu auch!

Wer hätte nun gedacht, daß der nichtsnutzige Fox auch hier wieder der Friedensförderer werden sollte!

Er wurde es.

Eines Mittags liegt Fox wieder auf dem Fabrikhofe faul in der Sonne; ohne jedes Interesse läßt er die Arbeiter an sich vorbeigehen. Da kommt Josef die eiserne Außentreppe herunter, ruhig, gemächlich wie immer, seit langen Jahren.

Als der Teufel von Hund den Mann mit den roten Haaren nun sieht, geht eine große Veränderung mit ihm vor. Zweifellos hat er ihn hunderte Male schon gesehen; aber ob diesmal die Haare brennender rot leuchteten, oder wer weiß, was dem Hunde in den Kopf gefahren; genug, Fox reißt beim Anblick des roten Webers verwundert die Augen weit auf, sein Haar fräunt sich, mit einem Ruck erhebt er sich, und verbellt den Mann nach allen Regeln der Hundekunst. Der steht auf der untersten Treppstufe und kann nicht an dem wütenden Hunde vorbei; bei jedem Tritte, den er verücht weiterzugehen, stürzt der Hund auf ihn zu und tut, als ob er ihn freies wollte. Er beißt ihn jedoch nicht und läßt auch die Hufe in Ruhe.

Am gegenüberliegenden Kontorfenster erscheinen lachende Gesichter; die heimgehenden Arbeiter bleiben stehen und lachen. Josef aber wird böse: „Was fällt dem Hunde ein? Der läßt mich ja nicht vorbei! — Ruft den Fox doch zurück.“

Da erscheint in der Kontortür der Fabrikantenjohn: „Gehen Sie doch voran; der tut ihnen nichts; Sie müssen nicht bang sein. Voran! — gehen Sie doch voran!“

Kawohl! gehen Sie voran! Josef versucht es, aber Fox duldet es nicht. Da ruft ihn sein Herr zurück. Fox gehorcht widerwillig, und der Weber kann heimgehen.

Andern Tags, als um die Mittagszeit die Maschinen zum Stillstand kommen, sitzt Fox nach Hundebart auf den Hinterbeinen und mustert die heimgehenden Arbeiter. Arglos geht unter ihnen auch der rote. Kaum sieht der Hund ihn, so stürzt er auf ihn los, bellt ihn wütend an, zuckt fortwährend mit der zahnbeehrten

Schwänze nach seinen Beinen und treibt den Weber wieder in die Fabrik hinein. Vor der Türe sagte er Posto; versucht der heraus zu kommen, so fährt der Hund wütend auf ihn los. Der Mann ist ratlos.

Da erscheint ein Lehrling vom Kontor, lockt Fox an sich, spielt mit ihm und derweil schlüpft der rote Weber behende aus der Fabrik über den Hof auf die Straße.

Der arme Mann wußte nicht mehr ein noch aus; mit Schreden begrüßte er den sonst so heiß ersehnten Feiertag und die Mittagspause.

In der Not verfällt er auf einen Ausweg; er verläßt durch ein abgelegenes Hintertor die Fabrik und vermeint nun Frieden, den Hund gefascht zu haben — Frieden! und Fox gefascht! — Dann müßte der kein echter englischer Foxterrier sein, der schon mal einen ausgestopften Fuchs vom Schranke heruntergeholt —

Fox lauert einige Mittage und Abende vergebens auf den rothaarigen Weber. Ganz verwundert schnüffelt er die Scharen der Arbeiter durch; Josef ist nicht darunter. Der Hund ist starr und aus Ärger und in Ermangelung des Rotkopfes, reißt er dem Webmeister, mit dem er sonst sehr gut stand, eine große römische „V“, „Fünf“, in die Hufe. Das trägt ihm zwar einen mächtigen Fußtritt ein, so daß er heulend zu seinem Freunde, dem Heizer, hint und diesem sein Leid klagt.

Unglücklicher Weise hatte der Webmeister an dem Tage die aller, allerbeste Hufe von dem feinen Kammgarn an, die war dessen Stolz und kostete schweres Geld — die römische „Fünf“, stammend von des Foxes Zähnen, hat dem Kontor 20 Mark gekostet. — Da ging das Gerüde, daß bald eine Exekution stattfinden werde, in einer Ecke des Gartens. — Fox aber wußte aufs neue seine Feinde zu rückhaltloser Anerkennung durch einen Geniestreich erster Klasse zu zwingen.

Zwei Tage lang suchte und verhoffte er den Rotkopf von der Haupttreppe aus; da gab er es drann und schlug eine andere

Taktik ein. Er nahm seinen Anfs vor dem Haupttore in der schmalen Gasse; von hier konnte er auch den Weg vom Hintertore aus überschauen. Und siehe da! schon beim ersten Male erspähte der Hund den roten Josef auf seinem „hinter“liegenden Heimwege; es war eine Strecke von mindestens 200 Metern.

Fox stieß zuerst ein langgezogenes Freudengeheul aus, ehe er seinem so schmerzlich vernünftigen Streitobjekte nachsetzte. Mit mächtigen Sägen holte er den Weber ein und wie sonst, ließ er ihn nicht vorbeigehen. Zähnefletschend und mit wütendem Gebell stieß er fortwährend nach den Beinen des Mannes; der flog zuletzt in ein Haus und einige Spulungen der Nachbarfabrik trieben Fox mit Steinwürfen in die Flucht.

Andern Mittags aber saß Fox vor dem Hintertore; Josef, der sich vor dem Austritt nach dem Hunde umgesehen, entschleppte durch das Haupttor. Der Hund sah sich abermals gefascht und zog ärgerlich ab. Andern Mittags war Fox nirgendes zu sehen; der Rotkopf dachte, sein Feind huldige nun anderem Sport, aber kaum trat er durch das Haupttor auf die Straße, so empfing ihn mit wütendem Gebell wieder der Hund, der sich bis dahin im Hintertore gehalten.

Für die Folge entspann sich nun ein heiteres Spiel zwischen Hund und Mensch. Der Rotkopf mochte die Fabrik verlassen, wie und wo er wollte; Fox war bereit, ihn zu empfangen.

Schon dachte der Weber daran, auszuwandern, die Stätte langer, treuer Arbeit zu verlassen, da begab es sich, daß ein großes fuchsrotes Automobil die Straße daher gefahren kam. Drinnen saß ein struweliger Mann, der seine Hände in einem Fuchspelz

vergrub. Eine Fuchshaut in einem roten Auto — das war zuviel für Fox, den echten, englischen Fuchshund, der einen ausgestopften Fuchs vom Schranke heruntergeholt. Mit einem einzigen Wutschrei stürzte er sich auf das doppelt verhaßte Ungeheuer und dieses — hart, unbarmherzig, war kein Weber Josef, war kein Furchschuß, war kein Wollagent, kein Fadenjunge u. keine Fuchshufe — Fox holte sich den Tod.

Der Rotkopf atmete endgültig auf; wie ein Stein fiel es dem armen geplagten Weber vom Herzen, als die Nachricht vom Tode des Fox, wie ein Lauffeuer durch die Fabrik eilte. Still legte er dem toten

Hunde noch ein Bündel Verwünschungen auf die Grube; still; — das durfte niemand erfahren; denn der Fabrikantenjohn müdete: „Wenn ich den Kerl hätte, der das fertig gebracht . . . So ein fluges Tier tot zu fahren . . .“

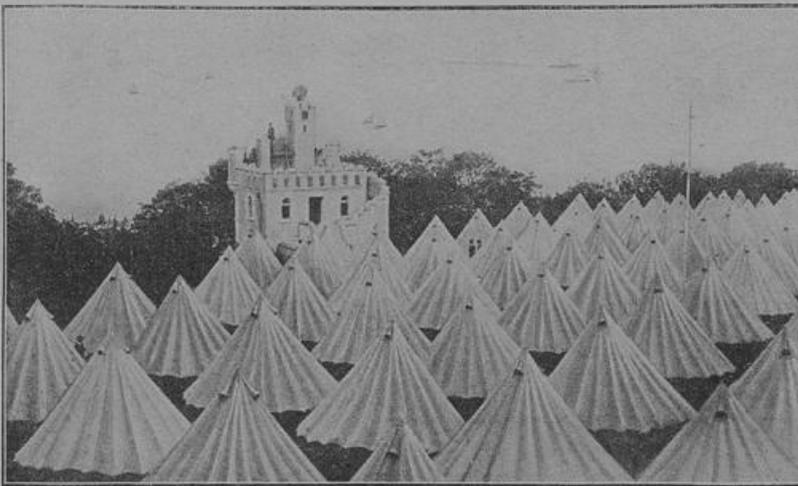
Der zerfetzte Körper des kleinen Fox ruht an der Stelle im Garten, wo er damals, zur Zeit seiner kostspieligen Missetaten exekutiert werden sollte.

Noch heute, wenn der Fabrikantenjohn, der nun schon längst selbst die Fabrik besitzt, mit seiner jungen Frau durch den Garten geht, zeigt er der den Ort, wo Fox begraben liegt und erzählt der Aufhorchenden die eine oder andere Geschichte, die der Hund angestellt.

Noch heute lebt auch unter den Webern und Arbeitern des Foxes Ruhm weiter. Wenn die Weber gut frühstücken, das geschieht meistens Montags und in Gesellschaft, leben oft der Fox und seine Streiche wieder auf: „Das war ein Hund, ein echter, englischer Fuchshund, der hatte einen ausgestopften Fuchs vom — — —“

Spruch.

Zwei Schiffer im kleinen, morschen Schiff
Die sollen einander nicht küssen und schlagen,
Das ist der Weisheit Inbegriff,
Daß wir der Eine den Andern ertragen,
Mit vieler Geduld und großer Huld
Um dann: Vergiß uns uns're Schuld
Zum lieben Gott zu sagen.



Das Lager der gefangenen Deutschen auf der Insel Man (England).



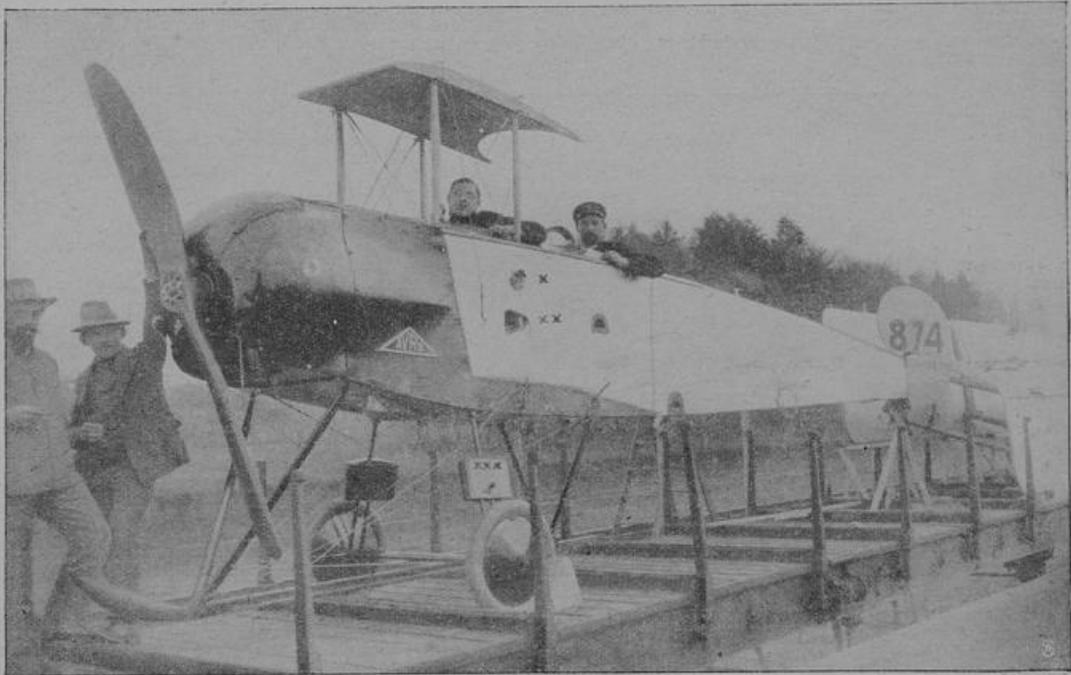
Sprüche.

Ich preise dich und singe,
Herr, deine Wunderthat',
Die mir so große Dinge
Bisher erwiesen hat.
Denn das ist meine Pflicht:
In meinem ganzen Leben
Dir Lob und Dank zu geben,
Mehr hab' und kann ich nicht.
* Paul Gerhardt.

Arbeit macht des Lebens Lauf
Noch einmal so munter,
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

lungen in seiner bekannten „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ ein sehr anschauliches Bild, das auch heute noch Geltung hat. Die Kalmüden, die am Kriege teilnahmen, schildert er, waren entweder die christlichen Stawropol-Kalmüden oder die dalailamischen Wolga-Kalmüden. . . . Alle waren vorzügliche Reiter und für den kleinen Krieg vortrefflich geeignet. Ihre Bewaffnung bestand zum Teil aus blanken Waffen und Feuerwaffen, zum Teil noch aus Bogen und Pfeilen. Die Wolga-Kalmüden, die in fortwährendem Kampfe mit den Kirgisen standen, waren die weitaus kriegstüchtigsten. Dieses Urteil begründet Reichenholz mit uns heute sehr merkwürdig klingenden Worten: „Sie besaßen noch weniger Manneszucht als die Kosaken und wa-

„Ich bin gesund . . .“ Die Lodzer Zeitung erzählt: Neben den Verdananzungen liegt abgerissener Stacheldraht, und davor liegen zahlreiche Leichen. In der Nähe liegt die Leiche eines russischen Soldaten, eines Polen. Er ist gestorben, während er betete: denn in seinen Händen befindet sich noch der Rosenkranz, und neben ihm liegt eine Medaille mit dem Bildnisse der Mutter Gottes. Nicht weit davon liegt die Leiche eines deutschen Soldaten, ebenfalls eines Polen. Ihn traf die tödliche Kugel in dem Augenblick, als er einen Brief an seinen Vater schrieb. Er hatte gerade erst den Brief datiert und den Anfang geschrieben: „Lieber Vater! Ich bin gesund . . .“



x und x x zeigen die Treffer an, die das Flugzeug zum Landen zwangen.
Das englische Flugzeug, das die Zeppelinwerft in Friedrichshafen bombardierte.

Kalmüden im russischen Heere. Als Friedrich dem Großen wenige Tage vor der Schlacht bei Zorndorf von seinen Husaren die ersten gefangenen Kosaken eingebracht wurden, betrachtete er sie „wegen ihrer besonderen Gestalt und ihres elenden Aufzuges sehr ernsthaft“ und äußerte dann zum Major Wedel: „Sehe Er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen.“ Auch diesmal wieder haben wir schon mehrfach Gelegenheit gehabt, einzelne Truppenteile des russischen Heeres ihrer besonderen Gestalt und ihres seltsamen Aufzuges wegen zu bestaunen, und namentlich sind es die Kalmüden gewesen, die zu mancherlei Betrachtungen in der Presse Anlaß gaben. Man sah in ihrer Verwendung eine besondere Barbarei, da man offenbar nicht wußte, daß diese in der Gegend von Astrachan seit Mitte des 17. Jahrhunderts angesiedelten Mongolen längst zu den regulären russischen Truppen gehören und als solche bereits am Siebenjährigen Kriege teilnahmen. Reichenholz entwirft von den Kalmüdenabtei-

ten im eigenen Lande wegen ihrer Raublust derartig gefürchtet, daß man sich während ihres Durchmarsches zu besonderen Schutzmaßregeln veranlaßt sah.“ Daß sie auch in Preußen fürchtbar hausten, versteht sich danach von selbst. „Kosaken und Kalmüden verheerten das Land schon während des Vormarsches in der barbarischsten Art. Die höheren Vorgesetzten suchten dieser Zerstörung im Interesse der Verpflegung teilweise zu steuern, aber mit sehr geringem Erfolge. Die meisten Drischastten, die sie durchzogen, brannten sie nieder, mordeten Kinder vor den Augen ihrer Eltern und begingen auch sonst die unmenschlichsten Grausamkeiten.“ Glücklicherweise brachen unter ihnen damals (1757) schon auf ihrem Vormarsch die Wallern aus, die eine große Anzahl von ihnen hinrafften. Heute wie damals gliedern sich die Kalmüden, deren Kopfzahl nur wenige Tausend betragen dürfte, der Kosakenorganisation ein, die nicht nur Kavallerie, sondern auch Infanterie und Artillerie umfaßt.

Rätsel.

1. Was mag das für ein Reiter sein?
Der Sattel ist von Fleisch und Bein;
Er hat zwei Augen groß und licht,
Doch sieht er selber durch sie nicht.
Er rettet ohne Baum und Sporen,
Und — meiner Treu! —
Er hat dabei
Die Füße — hinter den Ohren.
2. Am Ersten wird uns offenbar,
Daß etwas fehlt.
Am Zweiten zeigt sich uns klar:
Schwer ward gefehlt.
Das Ganze bietet als Ersatz sich dar
Für das was fehlt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
E—hering.

Haftdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur:
L. Heilen, Bredeneß (Mübe). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Offen (Mübe).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 6

Sonntag, den 7. Februar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Korowik.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

W., den 31. Juni 19..

Mitten in der heillossten Unordnung bemerke ich einen freien Augenblick, um Dir, Liebste, einen Gruß zu senden. Wir sind im Begriff W. zu verlassen, und wenn wir auch nur in die Nähe, nach Homburg a. d. Höhe, übersiedeln, so bringt doch die Veränderung viel Unruhe und jede Stunde bis zur Abreise ist mit allen möglichen Vorkehrungen und Anordnungen ausgefüllt.

Du wirst aus dieser Nachricht ersehen, daß unsere Sommerpläne eine Aenderung erfahren haben. Aber als Frau v. Heeren jene Anordnungen getroffen, war ihr Sohn noch gesund und ein jeder glaubte seinen Neigungen folgen zu können. Heute liegt die Sache anders. Herr v. Heeren ist gar nicht mehr ausgesprochen krank, aber er ist doch noch gezwungen, den größten Teil des Tages liegend zu verbringen und wird voraussichtlich noch einige Zeit den verletzten Fuß sehr schonen müssen.

Seine Mutter wollte sich nicht von ihm trennen, und der Arzt bestand darauf, daß sie die heißen Sommermonate außerhalb Wiesbadens verbringen. Da war gutes Mat teuer. Die Schwarzwaldhöhen, die sie aufsuchen wollte, waren in dem Falle ausgeschlossen. Den Wiedererholenden, der allmählich Gehversuche machen soll, in eine Gegend zu bringen, wo kaum ebene Wege vorhanden, schien nicht zweckmäßig.

So fiel die Wahl nach langem Hin und Her auf Homburg, das trotz seiner verhältnismäßig geringen Höhenlage durch seine außerordentliche kräftige Luft, seinen leicht zu erreichenden Wald und die reichen Bequemlichkeiten, die es in Wohnung und Verpflegung selbst den Bewohnten bieten soll, einen in jeder Hinsicht angenehmen Sommeraufenthalt gewährt.

Vor einigen Tagen war Frau v. Heeren mit mir dort und hat dicht am Walde eine kleine Villa mit Veranden und Garten gemietet. Unsere ganze Dienerschaft bis auf den Gärtner, der zur Aussicht hier zu Hause bleibt, geht mit. Wir wollen dort

ebenso bequem und behaglich leben, wie hier. — Herr v. Heeren erholt sich zusehends. Er sieht allerdings noch recht angegriffen aus und ich finde ihn — so oft ich mit ihm zusammen bin — recht verstimmt und mißgelaunt. Doch Frau v. Heeren ist guten Mutes. Der Arzt hat sie vollständig beruhigt und sie bringt die schlechte Laune ihres Sohnes, seine oft so unbegründete reizbare Art damit in Verbindung, daß es für einen Mann, der sonst gesund ist, unerträglich sein muß, sich so unbeholfen zu fühlen.

Es ist ein rechtes Glück, daß die Zimmer Herrn v. Heeren's zu ebener Erde liegen. Dadurch ist es ermöglicht, daß er täglich

mehrere Stunden auf der Gartenterrasse, wo ein bequemer Ruhestuhl feinerhart, verbringen kann.

Frau v. Rother ist Mitte Juni abgereist, nachdem sie sich wohl gefühlt haben mag, daß der Zustand ihres Verehrers ihrem Ziele vorerst wenig dienlich sei. Ich habe sie nicht wiedergesehen, und Frau v. Heeren, die sie vor ihrer Abreise gesprochen, erwähnte mir gegenüber nichts von dem Besuche.

Wer weiß, vielleicht ist Herr v. Heeren so griesgrämig, weil die schöne Lisa nicht bei ihm geblieben ist, um ihn gesund zu pflegen?

Auch der liebe gute Herr v. Bente ist seit 8 Tagen fort und seine Abwesenheit macht sich recht bemerkbar. Besonders ich fühle es, daß ein Mensch, der mir wirklich wohl wollte, mich verlassen hat. Er war sehr herzlich, als er sich von mir verabschiedete, versicherte mir, wie sehr er sich erfreut, mich kennen zu lernen, und daß er bald auf ein frohes Wiedersehen hoffe.

Wir waren alle auf der Terrasse versammelt — Herr v. Heeren lag in Decken eingehüllt auf dem Ruhestuhl — als die alte Erzellenz uns verließ. Mir war ganz wehmütig ums Herz; ich habe den alten Herrn wirklich lieb gewonnen. Nachdem ich ihn noch durch den Garten bis zum Tor geleitet, lehrte ich langsamen Schrittes zu den anderen zurück.

„Nun, Marianne, Sie sehen ja ganz traurig drein,“ empfing mich Frau v. Heeren freundlich. „Geht Ihnen der Abschied von Ihrem alten Freunde so nahe?“

Lächelnd erwiderte ich: „Herr v. Bente war immer so gut zu mir. Ich glaube, er wird mir sehr fehlen.“

„Dafür werden dann wir anderen Sterblichen mehr von Ihnen haben,“ klang es gereizt vom anderen Ende der Terrasse



Königin Wilhelmine von Holland mit Gefolge,
bei der Beschäftigung einer holländischen drahtlosen Telegraphenstation.

herüber, wo Herr v. Heeren lag. „Die alte Erzellenz tat ja gerade, als ob Sie nur für ihn da wären.“

Ich mußte nichts darauf zu antworten und schwieg eingeschüchtert. Dagegen meinte Frau v. Heeren beschwichtigend:

„Aber, Wolf, es war ja ein rechtes Glück, daß der Dintel solches Gefallen an Marianne fand. Denke Dir, wie oft sie in letzter Zeit ohne ihn einsam gewesen wäre, wo ich doch meine ganze Zeit Dir widmen mußte.“

Er entgegnete nichts, und ich benutzte die Gelegenheit, mich zu entfernen.

Weißt Du, Hilde, ich freue mich gar nicht auf Homburg, Herr v. Heeren ist unausstehlich zu mir und ich fürchte mich fast vor einem Zusammenstoß mit ihm. Wie hätte ich denken können, daß dieser Mann in seinem Wesen so unberechenbar sein könnte! Bald unterhält er sich mit mir, höflich und gleichmäßig, bald behandelt er mich mit solch absichtlich zur Schau getragener Unfreundlichkeit, findet an allem und jedem, was ich sage, irgend eine Spitze, so daß ich mich oft ganz ratlos ihm gegenüber fühle.

Was will er eigentlich von mir? Wenn er mich schon nicht mag, kann er mich da nicht in Ruhe lassen?

Gleich unser erstes Wiedersehen nach seinem Unfalle war so sonderbar.

Frau v. Heeren ließ mir eines Tages — es war etwa 10 Tage nach dem Sturze — sagen, ihr Sohn wünsche mich zu sehen. Erstreut über diese Aufforderung folgte ich sofort dem Rufe. Als ich das Krankenzimmer betrat, lag er auf dem Divan, und die Pflegschwester verließ ihn mit den Worten:

„Aber, bitte, nicht zu viel sprechen, Herr v. Heeren.“

Ich trat auf ihn zu, nahm seine Hand und drückte meine Freude darüber aus, ihn schon so weit auf dem Wege der Genesung zu finden.

Er sah mich seltsam durchdringend an und behielt dabei meine Hand so lange in der seinen, daß ich ganz verlegen wurde. Erst als Frau v. Heeren, die sich im Nebenzimmer aufgehalten, hereinkam und sagte: „Ich hätte Sie schon früher einmal gerufen, Marianne, aber der Arzt wünschte nicht, daß unser lieber Patient irgend wie aufgeregt wird.“ da ließ er meine Hand los, wandte den Blick von mir ab und meinte verdrießlich: „Wie lächerlich vom Arzt, zu denken, Fräulein Vode könne mich aufregen!“

Du mußt zugeben, Hilde, das klang nicht gerade sehr lebenswürdig, und da er sich dann auch an meinem Gespräch mit Frau v. Heeren nicht beteiligte, verließ ich bald unter irgend-einem gleichgültigen Vorwand das Zimmer.

Seitdem ist der Verkehr zwischen uns nicht erquicklicher geworden. Hilde, Gott bewahre mich vor einem solch launenhaften, ungerechten Manne! Diese Sorte ist mir jetzt genugsam bekannt!

Mama schrieb mir kürzlich, daß Ilse so gleichgültig sei. Sie habe sie auch infolgedessen aufhören lassen, den Kursus in der Handelsschule zu besuchen. Das macht mir viel Sorge. Ich denke jetzt oft, wie viel besser wäre es, wenn Ilse statt meiner die kräftige Homburger Luft einatmen dürfte. Ihr wäre damit gedient und mir — so lieb ich Frau v. Heeren habe — bangt vor den kommenden Wochen. Doch — wer kann's im Leben so haben, wie er's gerne möchte?

Tausend Grüße Dir und den Deinen!

Marianne.

Homburg v. d. Höhe, d. 15. Juli.

Mein lieber Schatz! Nun sind wir schon 14 Tage hier, und noch hast Du kein Lebenszeichen von mir erhalten! Sei nicht böse — ich kam nicht dazu!

Die ersten Tage gab es viel zu tun, bis wir alle eingerichtet waren und der Haushalt seinen geregelten Gang nahm. Und dann — fing ich an mich hier umzusehen und benutze jeden freien Augenblick, um das schöne Homburg kennen zu lernen.

Mißverstehe mich nicht. Wenn ich vom schönen Homburg spreche, so denke ich dabei nicht an das elegante Weltbad Homburg. Ich meine nicht den vornehmen Kurort mit seinen prächtigen Hotelbauten, nicht den großen, herrlich gepflegten Kurpark mit seinen berühmten Tennisplätzen, auch nicht die promenaden-

artigen breiten Straßen und deren Pensionshäuser mit ihren in- und ausländischen Besuchern, die hier die Sommermonate gemächlich dahinleben, Brunnwasser trinken, Bäder nehmen, oder sich langweilen.

Mit diesem Homburg komme ich wenig in Berührung. Unsere kleine Villa liegt ein gutes Stück hinter dem Kurpark, ganz abseits von allem Bäderleben, und wenn ich aus dem Hause trete, befinde ich mich mitten im schönsten dichtesten Wald.

Ahnt Du es, Hilde, was das heißen will für ein Menschenkind, das aus dem Flachland stammt, aus der weitgestreckten Tiefebene, wo man sich schon damit brüftet, wenn sich im Umkreis von einer Stunde eine kleine Baumanlage befindet, die man mit dem liebevollen Namen „Waldchen“ bezeichnet, und die ein paar Mal im Sommer zur Erholung aufgesucht wird?

Da weiß man erst solch herrliches großes Waldgebiet richtig zu würdigen und unterliegt dem Zauber dieser jahrhundert alten hohen Bäume, die in dichten schwarzen Reihen stundenlang unsere Wege begleiten. Der Wald und ich sind gute Freunde geworden, und jeden Tag verbringe ich im Schatten dieser Tannenriesen frohe, glückliche Stunden. Ich benutze die Morgenstunden zu meinen Spaziergängen; da kann mich Frau v. Heeren am leichtesten entbehren, und kein Laut stört mir die Waldesruhe.

Querst wollte mich Frau v. Heeren nicht allein ausgehen lassen; die Jungfer sollte mich begleiten. Aber ich wehrte mich energisch dagegen und habe meinen Willen durchgesetzt. Was sollte mir auch passieren? Man trifft um diese Zeit, zwischen 8 und 10 Uhr kaum jemanden an, höchstens einfache Landleute, die zur Arbeit oder zur nächsten Bahnstation gehen, um die Erzeugnisse ihres Grund und Bodens nach der Großstadt zu bringen. Die sogenannte bessere Gesellschaft ist um diese Stunde hier nicht zu treffen. Und wenn auch? Wäre es nicht traurig, wenn man annehmen müßte, daß eine Dame nicht ungehindert einsame Wege aufsuchen dürfte? Ich hatte, nachdem wir ungefähr 5 Tage hier waren, diese Waldspaziergänge begonnen und sehr immer, zwar erholt und müde, aber so beglückt, wie wenn ich einen Schatz gehoben, nach Hause zurück.

Doch seit gestern sind sie mir verleidet. Und wer trägt die Schuld daran? Herr v. Heeren — der mir täglich unbegrifflicher wird!

Denke Dir, als ich gestern früh — es war gegen 10 Uhr — nachdem ich mich auf einer Bank ein wenig ausgeruht, den Rückweg antrat, bemerkte ich in einiger Entfernung auf dem oberen Waldweg, der mit dem meinen parallel lief, einen Mann, der dieselbe Richtung wie ich einschlug. Natürlich glaubte ich, es sei gleich mir, ein Spaziergänger, der den köstlichen Waldesmorgen genießt und bekümmerte mich nicht weiter um ihn.

Doch ein Zufall wollte es, daß wir gleichzeitig — er oben und ich unten — bei einer Lichtung zusammentrafen, und da erkannte ich zu meinem größten Erstaunen, daß es unser Diener Karl war. Ueberrascht rief ich ihn an. Er fuhr erschrocken zusammen und machte eine solch schuldbehaftete Miene, daß ich erst lachen mußte. Dann aber fragte ich ihn doch im ernststen Tone, wieso er jetzt von Hause abkommen könne.

Nun wurde er noch verlegener, fing an, ungerulmtes Zeug hervorzujottern und endlich gestand er, daß er bereits seit mehreren Tagen mein ständiger, ungesehener Begleiter sei. Herr v. Heeren habe es so angeordnet, allerdings ihm auch strengen Befehl gegeben, sich vor mir nicht blicken zu lassen.

Nun hat er himmelhoch, ihn nicht zu verraten; er sei in Gedanken gewesen und habe sich dadurch diese Unachtsamkeit zu Schulden kommen lassen. Was sollte ich tun? Natürlich gab ich mein Versprechen, nichts über diese Begegnung zu äußern, aber — Du wirst begreifen — meine Waldspaziergänge haben jetzt, da ich mich beobachtet weiß, ihren Reiz zum größten Teil verloren. Dabei ist mir Herr v. Heeren wieder einmal ein Buch mit sieben Siegeln. Die ganze Zeit — seitdem wir hier sind — sieht er mich kaum, und wenn er sich schon herabläßt mit mir zu sprechen, so geschieht das in so kühler, zurückhaltender Weise, daß ich mich oft fragen muß: Kann das derselbe Mann sein, der Dir einst sein ganzes reiches Ich offenbarte?

Und nun auf einmal diese Fürsorge, diese Besorgnis, daß mir nichts zustößen könnte! Dazu um eine Zeit, wo ich weiß, daß



Der Palast des Brigadefeldmarschalls General v. Gollmann auf dem Kriegschauplatz in Frankreich.

er des Dieners bedarf, daß er dessen Hilfe sucht, wo er noch nicht ganz seiner Glieder mächtig, in Anspruch nehmen muß. Verkehrt Du das? Ich nicht! Denn — das sage ich mir immer wieder — wenn ich um einen Menschen besorgt bin, dann muß er mir doch etwas sein! Und Herr v. Heeren ist deutlich bemüht, mir das Gegenteil zu beweisen.

Oder — traut er mir am Ende nicht? Denkt er vielleicht, ich ginge geheime Wege? Doch nein — dazu ist er zu sehr Mitter vom Scheitel bis zur Sohle. Wer vornehm denkt, der traut auch anderen nichts Niedriges zu. Also fort, mit diesen häßlichen Gedanken!

Nichts desto weniger hat er es erreicht, daß ich von nun an meine lieben Morgen Spaziergänge etwas einschränken werde, denn schon das Gefühl, jemand andern dadurch zu beeinträchtigen, ist mir unangenehm. Und Karl gegenüber muß ich Wort halten und darf nichts sagen.

Wir leben hier nicht viel anders als in W. Jeden Nachmittag fahre ich mit Frau v. Heeren aus und lerne dadurch auch die weitere Umgebung Homburgs kennen. Wir genießen beide diese Ausfahrten sehr, und Frau v. Heeren macht es Freude, mich mit den Schönheiten des Taunusgebirges vertraut zu machen.

Frau v. Heeren freundlich zu mir mit den Worten: „Sätten Sie Lust, mal eine Partie zu versuchen?“

„Ich möchte schon,“ entgegnete ich, „aber ich fürchte, das Schachspiel ist sehr schwer zu erlernen.“

„Wenn man Interesse dafür hat und seine Gedanken gut zusammen zu halten versteht, dann lernt man es bald. Was meinst Du, Wolf, glaubst Du nicht auch, daß Marianne es schnell erlernen würde?“

Herr v. Heeren sah gleichgültig von seinen Figuren auf: „Das kann schon sein.“

„Wie wär's, wenn Du versuchtest, es ihr beizubringen,“ schlug Frau v. Heeren vor.

Da sah er finster vor sich hin und sagte abweisend: „Ich habe keine Geduld zum Unterrichten. Vielleicht probierst Du es selbst, Mama.“

Ich fiel schnell ein, noch ehe Frau v. Heeren etwas erwidern konnte:

„Ich denke, ich mache erst gar nicht den Versuch. Ich habe kein großes Spieltalent und möchte Sie, gnädige Frau, nicht unnütz bemühen.“

Frau v. Heeren schweig darauf.

Sie schien wieder ganz in ihr Spiel vertieft zu sein. Aber ich merkte wohl an ihrem Gesichtsausdruck, daß auch sie sich über ihres Sohnes wenig entgegenkommende Art ärgerte.

Kein Zweifel — sein Benehmen mir gegenüber grenzt beinahe an Ungezogenheit. Ich kann mir's nicht verhehlen, er will mich verletzen. Deshalb ich ihm auf einmal so unsympathisch geworden, das verstehe ein anderer. Kann ich etwa etwas dafür, daß er beim Reiten stürzte und sich den Fuß verstauchte, so daß er, statt im Hochgebirge herumzufliegen, hier in Homburg Trübsal blasen muß? Kann ich etwas dafür, daß Frau v. Mother auf und davongegangen und noch nichts wieder von sich hören ließ? Und wieder — wenn ich ihm so unleidlich bin, wozu spielt er sich als mein Beschützer auf und behütet meine einsamen Spaziergänge? Da soll einer darausfliegen werden!

Gestern hatten wir einen angenehmen Besuch, für mich zugleich eine neue Bekanntschaft: Die Tochter unseres Wiesbadener Hausarztes, Frau Dr. Werner, die in Frankfurt an einem Gymnasialoberlehrer verheiratet ist, machte Frau v. Heeren ihre Aufwartung. Ihr Vater hatte ihr geschrieben, daß wir in Homburg seien. Ihr Erscheinen rief große Freude hervor. Die junge Frau kam schon als Kind in das Heerensche Haus, sie und Herr v. Heeren sind Spielgefährten und haben sogar bis auf den heutigen Tag das vertraute „Du“ beibehalten. Er war auch seit langer Zeit zum ersten Male wieder heiter und gesprächig, neckte sich mit dem Besuch herum und unterstützte eifrig Frau v. Heerens freundliche Aufforderung, daß Frau Dr. Werner so oft als möglich herkommen möchte.

Der gern gesehene Gast gefiel mir sehr gut. Frau Dr. Werner hat ein sehr lebenswürdiges Wesen und macht außerdem einen tüchtigen Eindruck. Von mir behauptete sie, schon viel gehört zu haben, natürlich nur Schlechtes, wie sie scherzend betonte und als sie schied, da hatte ich das Gefühl, wie wenn eine gute Bekannte mich verließ. Auf Frau v. Heerens Wunsch begleitete ich Frau Dr. Werner gegen Abend zur Bahn. Sie plauderte lebhaft, schilderte mir in beredten Worten ihr Leben in Frankfurt, ihre Häuslichkeit, die schöne vornehme Stadt, bat mich, sie dort einmal zu besuchen und kam dann auf die Familie Heeren zu sprechen.

„Tante Hermine“ — so nennt sie Frau v. Heeren — „ist ein Engel, sie war immer meine Liebe, und als Kind und Bastisch habe ich sie buchstäblich angebetet. Es ist traurig, daß sie jetzt so leidend ist und ich bin froh, daß sie jemand um sich hat, dem sie



Eine Trümmerstätte in Lille mit Blick auf das erhalten gebliebene Theater.

Diese starke Festung in Nordfrankreich, die seit Monaten fest in deutschen Händen ist, war im ersten Drittel des Krieges der Schauplatz erster Kämpfe.

Cronberg mit Schloß Friedrichshof — jetzt im Besitz der Schwester des deutschen Kaisers — Königstein mit seiner alten malerisch gelegenen Bergruine, Eppstein, Lorschbach, mit ihren großartigen Wäldern, an all diesen Orten sind wir schon gewesen, und mit Entzücken hat mein Auge diese schönen Landschaftsbilder in sich aufgenommen. Und überall, wohin man auch kommt, stößt man, tief im Wald verborgen, auf wunderbare große Besitzungen, entzückende kleine Villen, schöne Ruhesitze der Städter, hauptsächlich der Frankfurter und Wiesbadener, die hier, fern vom Getriebe der Großstadt, ein behagliches Landleben führen; jene Glücklichen, die sich ihre eigene Sommerresidenz leisten können!

Für die Saalburg, den neuesten Anziehungspunkt Homburgs, kann ich mich nicht begeistern. Diese Idee, die Antike zu neuem Leben zu erwecken, ist in meinen Augen keine glückliche. Mir hätte es genügt zu wissen, daß hier einst ein römisches Kastell gestanden. So — in der urdeutschen, modernen Umgebung, im Reichen der elektrischen Bahnen und der Automobile, wirkt das Ganze wie eine Theaterdekoration.

Des Abends, wenn wir nach dem Essen noch ein Stündchen auf der Veranda verweilen, spielt Frau v. Heeren mit ihrem Sohne eine Partie Schach, während ich mich mit Lesen oder einer Handarbeit beschäftige.

Manchmal macht es mir auch Vergnügen, dem Spiele zuzusehen. Als ich es gestern Abend wieder tat, wandte sich

gut ist. Und Wolf — ist er nicht ein lieber Kerl? Wir haben uns immer sehr gut verstanden. Er hat sich auch in all den Jahren kaum verändert. Natürlich, das Leben hat ihn ernster und reifer gemacht, aber ich glaube, es gibt selten Menschen, die so gleichmäßig im ihrem Wesen sind, wie Wolf es ist. Doch, das mag wohl daran liegen, daß er schon früh eine ausgeprägte Persönlichkeit war."

Ich sagte nichts, und da sie zu merken schien, daß ich keine Lust hatte, auf dieses Thema näher einzugehen, lenkte sie ab, erkundigte sich, wie mir Homburg zusagte und versprach mir, beim nächsten Kommen neue schöne Spaziergänge zu zeigen.

Als ich nach Hause ging und mir ihre Worte über Herrn v. Heeren einfielen, mußte ich lachen. Das Bild, das sie von ihm entworfen, paßte so gar nicht zu seinem jetzigen launenhaften Wesen. Allerdings, während Frau Dr. Werners Anwesenheit hat er ja glänzend Komödie gespielt! Oder spielt er sie sonst, wenn wir allein sind?

Aber ich habe mir vorgenommen, mich gar nicht mehr mit ihm zu beschäftigen. Was Herr Wolf v. Heeren kann — das kann Marianne Gode auch! Wenn mir die Leute nicht passen — nun so sind sie eben für mich Lust!

Mama schreibt, wie schön immer noch sehr blaß aus, sei aber wieder munter. Wenn man doch erst so weit wäre, daß man wohlverpackt ein Köstchen gute Gebirgsluft verenden könnte! Das wäre eine herrliche Erfindung! Leider versteht man sich nicht darauf.

Deine Marianne.
(Fortf. folgt.)

Fräulein Klein

Von Erika
Walden.

(Nachdruck verboten.)

„Auf den letzten Wunsch eines Verstorbenen hin, teilte ich Ihnen mit, daß Leo Gerrens seiner schweren Verwundung tiefer im Kampfe lei Verdan erlitt, erlegen ist. Er läßt Sie grüßen und Sie bitten für ihn zu beten.“

Schwester Rosalie vom hl. Franziskus.“

Gertrud Eichmann ließ das Briefblatt sinken und faltete die Hände. Nun war er tot, ihr Verlobter, dem sie in wenigen Monaten zum Ahne folgen sollte. Tot! Wie hart, wie bitter das klang! Ihr Auge blieb tränenlos, obwohl ihr Herz vor Weh zitterte. Sie hatte nur den einen Wunsch, auch in fuhler Erde zu liegen, fernab allem Menschenleid.

Gertrud war eine Witwe. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte eine verheiratete Base ihr ein Heim angeboten. Sie war eine Geschäftsfrau und konnte sich nur wenig ihren vier Kindern widmen. Dazu schien ihr Gertrud geeignet, und so brachte diese den größten Teil des Tages in der Kinderstube bei den durchaus nicht immer artigen Kindern zu.

Leo Gerrens war Buchhalter eines großen Warenhauses. Die jungen Leute lernten sich bei gemeinsamen Bekannten kennen und gefielen einander. Mit Sehnsucht warteten beide auf die Zeit, da sie ein eigenes Heim gründen konnten, denn auch der junge Buchhalter war elternlos. — Da brach der Krieg aus. Mit bangem Ahnen sah Gertrud ihr Liebste ziehen, und nun hatte sie die Bestätigung dessen, was sie gefürchtet, in Händen. Fernab von ihr hatte man ihm ein Grab geschaukelt.

„Tante Gertrud, wir haben gesiegt.“ Zwei Knaben, sieben- und neunjährig, stürzten herein mit Papiermützen und Fähnchen, die sie voll Eifer schwenkten. „Der Franz und Heim waren Küssen, aber wir haben sie gepackt.“ Siegesfreude leuchtete aus den übermütigen Knabenaugen. „Ja Kinder,“ sagte Gertrud und nun fühlte sie, daß ihr die Tränen in die Augen schossen. Hört mal was ich euch sage. Ihr habt ja den Herrn Gerrens gekannt, der in dem Warenhaus Buchhalter war. Der ist tot, die Franzosen haben ihn erschossen.“

Die Knaben waren plötzlich ganz still und Willi, der Jüngere zerrte die bunte Mütze vom Kopfe, er hatte das unbefohlene Gefühl, sein kriegerisches Aussehen täte der Tante weh, die mit bescheiden Lippen zu ihnen sprach.

„Ist er maueretot?“ forschte Adolf. „Weißt du, von dem Ridders Michel hat man es auch gesagt, und er ist doch noch lebendig.“ — „Das war eine Namensverwechslung,“ sagte Gertrud, „die leicht vorkommen kann, aber die Schwester, die Herrn Gerrens gepflegt hat, schrieb mir heute. Er ist schon begraben.“

„Huh,“ sagte Willi und die Tränen tollerten von seinen Waden herunter. Langsam schlichen sie sich aus dem Zimmer, um draußen einen Wettlauf zu beginnen. „Mutter,“ schrien sie in die Küche, „weißt du schon, der Herr Gerrens ist tot, und Tante Gertrud weint.“ Wenige Minuten später stand Frau Verlenbach bei Gertrud und hielt ihr eine Trostrede. Sie war oberflächlicher Art und wußte den Schmerz des Mädchens nicht zu würdigen. Daß sie nicht verheiratet gewesen, sei ihr Glück, meinte sie.

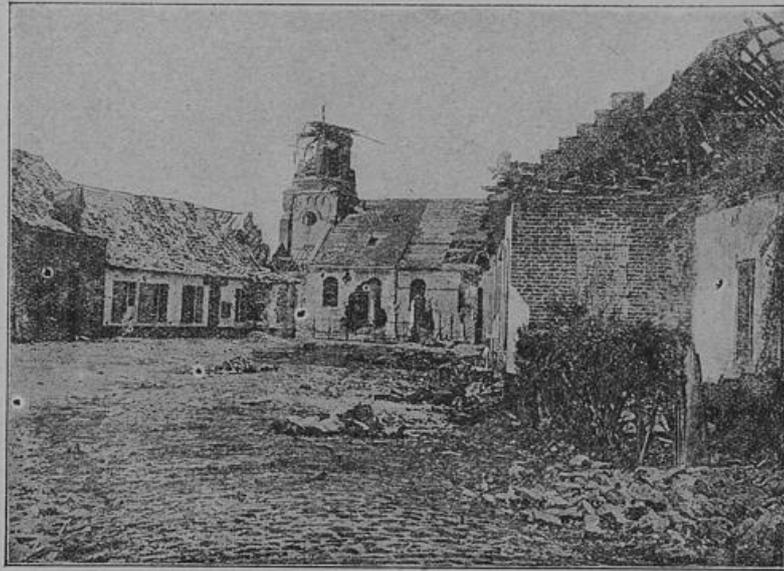
Es hatte geregnet. Noch tropfte es von allen Zweigen, aber ein schüchtern Sonnenstrahl irte wieder über das rotbraune Laub. Gertrud Eichmann war auf dem Wege zum St. Anna-Stift. Dort wohnte eine alte Pensionärin, Fräulein Klein, der Gertrud sehr zugezogen war. Sie war eine Bekannte ihrer Mutter gewesen, und für Gertrud war es stets ein feierlicher Augenblick gewesen, wenn sie die Mutter zum Anna-Stift begleiten durfte. Immer rief Fräulein Klein mit dem gleichen freundlichen Lächeln

„Herein“, wenn es an ihrer Türe pochte und ohne, daß sie viele Worte machte, wußte man, daß man willkommen war. Als Gertrud heute zu ihr kam, las sie den Gram in deren Zügen. Bald wußte sie alles. Es war so wenig zu erzählen und es bedeutete doch so viel. „Kindchen“ sagte sie und strich mit ihrer weichen Hand über Gertruds Haar. „Kindchen, nicht bitter werden. Ich weiß das Weh reißt an dir, aber du mußt standhalten, stark sein, den Glauben und den Mut nicht verlieren.“

„Das ist leicht gesagt, Fräulein Klein,“ schludzte Gertrud, „Sie haben immer so ruhig und friedlich gelebt und wissen nicht, was es heißt, sein Einziges hergeben zu müssen.“

Ein eigener Ausdruck trat in den Wie-

nen des alten Fräuleins, dann sagte sie leise: „Kind, mich hat der Ernst des Lebens ruhig und friedlich gemacht. Ich hatte keine frohe Kindheit. Meinen Vater verlor ich, als ich fünf Jahre alt war. Meine Mutter heiratete wieder, aber ich konnte meinem Stiefvater keine Liebe entgegenbringen. Er war heftig und aufbrausend, und ich fühlte, daß auch meine Mutter unter seinem wenig freundlichen Wesen litt. Da sie oft tränkete, mußte ich schon früh im Haushalt nützlich machen und die Sorge für meine beiden Stiefschwester übernehmen. Die Freuden der Jugend lernte ich nicht kennen, denn mit sechzehn Jahren verlor ich die Mutter und mußte nun allein dem Hauswesen vorstehen. Mein Stiefvater fragte nicht, ob ich entbehrte, er bekümmerte sich weder um mich, noch um seine eigenen Kinder. Ueber meine Pflichten vergaß ich, daß ich jung war, ich empfand auch meine Mühen nicht als Opfer, denn meine beiden Stiefschwester hingen mit Liebe an mir. Da lernte ich einen jungen Arzt kennen. Bald empfand ich, daß er mein Schicksal war, denn wenn ich ihn sah, schlug mir das Herz vor Freude. Ich war jung und weisfremd, und ich trug ihm alles entgegen, was an Sehnsucht und Liebe in meinem Herzen war. Er war wie das sonnige Leben, ein echter Lebenskünstler, voll Liebenswürdigkeit und Frohsinn. Was soll ich dir erzählen Kind? Er lernte mich auch lieben und an einem sonnigen Maitage gelobten wir uns Treue. An eine Heirat war noch nicht zu denken, denn wie konnte ich meinen Stiefvater und meine Schwester verlassen? Die ältere war dreizehn Jahre ich mußte warten, bis diese verständig genug war, dem Haushalt vorzustehen. Es hieß also sich gedulden und manches schweigend hinnehmen. Das Leben, das für mich nun folgte war unergleichlich schön gegenüber der Vereinsamung der früheren Jahre. Ich wußte, daß es einen Menschen gab, der in Liebe an mich



Von Kriegsschauplatz in Westlandern: Dorfstraße in Gheluvelt nach dem Kampf.

dachte und mit mir übereinstimmte. Ich hatte so lange darbeden beiseite gestanden, nun nahm ich hungrig alles auf, was mir geboten wurde. So vergingen drei Jahre. Anita, meine jüngere Schwester, hatte eine Haushaltungsschule besucht, und ich durfte hoffen, daß sie bald meine Stelle übernehmen könnte. Dann war ich frei. Wenn ich daran dachte, kam eine stille Herzensfreude über mich, denn nun wollte ja das Glück bei mir Einkehr halten. Da kam der Krieg mit Frankreich 1870, und mein Bräutigam zog ins Feld. Alles was du erlebt und erlitten in den letzten Wochen, Gertrud, ich habe es vor dir empfunden. Ich habe gebetet und geweint und Gott hörte mein Flehen, mein Bräutigam kam unverfehrt zurück, als Zeichen seltener Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz. Er sah mich forschend an, als er mich nach Monaten wieder sah. Und da wußte ich, er empfand, wie ich mir schon selbst gesagt in den traurigen Tagen und Wochen: meine Jugend war dahin, ich war alt geworden. Wohl häumte mein Herz sich auf, es forberte sein Recht, aber in den stillen Nächten bin ich ruhig geworden. Und als der Tag kam, da Anita zu mir trat und bat: „Sammi, ich hab' ihn so lieb, nicht wahr, du läßt ihn mir“, da habe ich fest, wenn auch innerlich bebend „Ja“ gesagt.

Vier Monate später fand die Hochzeit des jungen Paares statt, und in unserem Hause wurde es still. Paula, unsere Jüngste war ein ernstes, verschlossenes Mädchen. Mit neunzehn Jahren ging sie ins Kloster und ich blieb mit dem Stiefvater allein.

Der Feigling.

Eine Erzählung aus der Kriegszeit
von M. Blank.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Feigling! So war er zum ersten Male genannt worden, als die Freunde verabredet hatten, dem Obstkarten des Gutsherrn von Westerland einen Besuch abzustatten, um die schweren Früchte des sorgsam gepflegten Spalierobstes zu verringern, wozu Martin Holländer seine Beteiligung verweigert hatte.

„Er hat keine Schneid! Er fürchtet den Stecken des Pächters.“
Feigling!

Am nächsten Tage hatten sie ihm dann die Siegesbeute gezeigt, als diese im Weidengebüsch beim Flußufer geteilt und verzehrt wurde. Martin Holländer hatte dabei gestanden und hatte zugegesehen und wieder das Wort hören müssen:

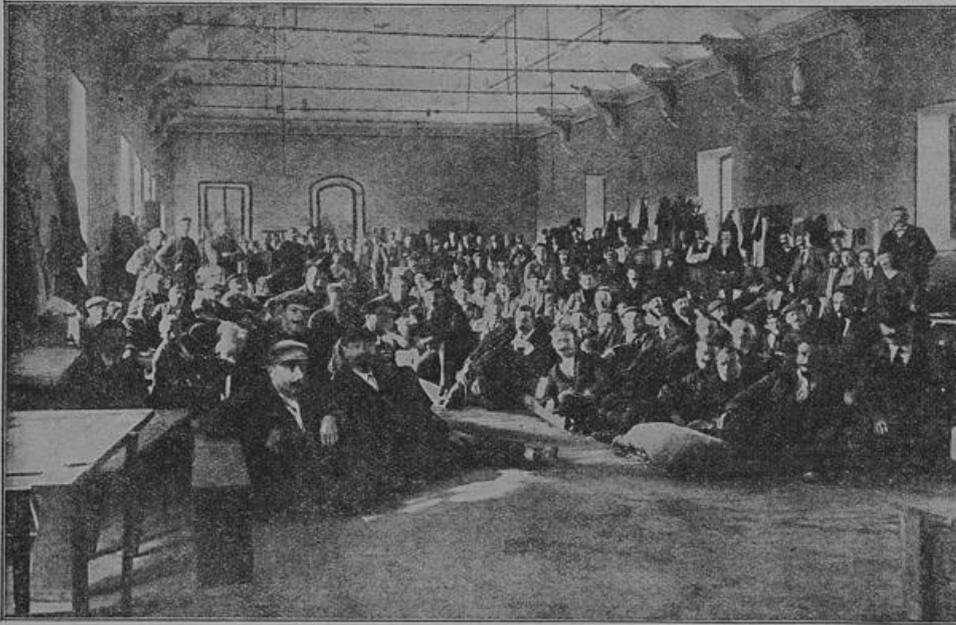
„Der Feigling! Wer nicht mithilft, bekommt auch nichts.“
Damals waren sie achtjährige Burschen gewesen, die sich zu gemeinsamen Spielen zusammengefunden hatten.

So war es immer gewesen; er hatte sich an solchen Tollheiten nie beteiligen können, er hatte stets abseits gestanden, wenn ein Streich ausgeführt werden sollte, der irgend jemandem Schaden bringen sollte. Einmal hatte die Feindschaft der Dorfjugend dem Kater der alten Liesbeth gegolten, der auch eingekapfen wurde; und da war es wieder Martin Holländer gewesen, der den Kater entlaufen ließ, so daß der beabsichtigte Plan nicht ausgeführt werden konnte.

„Der Feigling! So einer darf gar nicht mit uns. Der soll mit den Mädels und ihren Puppen spielen.“

Deshalb war er geachtet worden und die jungen Kameraden duldeten seine Gegenwart gar nicht mehr.

Dann war er in die Stadt geschickt worden, wo er beim Onkel Viktor aufgenommen worden war, um das städtische Gymnasium zu besuchen. Dort war Martin Holländer der gleiche geblieben. Meist war er allein und konnte bei den ausgeheckten Plänen der anderen nicht mitwirken. Ob ihm der Mut dazu fehlte? Er hatte wohl selbst daran glauben müssen, da er wieder das gleiche Wort zu hören bekam, das ihn bereits drau-



Deutsche Zivilgefangene im Kloster Garaison in Südfrankreich.

„Glaubst du, Kind, daß ich immer ruhig war? Gott sei's geklagt, ich hab' mit dem Geschick gehadert, das mich einlam leben ließ. Ich hätte so gern einem Gatten sein Heim behaglich und sonnig gestaltet. Es war mir nicht vergönnt. Dreimal war ich in Anitas Heim, jedesmal wenn sie ein Kindchen bekam. Nach dem dritten kränkelte sie und es war noch kein Jahr alt, als die junge Mutter demselben Abel erlag, dem auch unsere Mutter zum Opfer fiel. Anitas Gatte heiratete wieder, ich keune seine Familie kaum. Als mein Stiefvater starb, war ich vierzig Jahre alt, da mietete ich mich zunächst für kurze Zeit hier ein. Später siedelte ich ganz hier über und bin ruhig und friedlich geworden. Ich habe längst eingesehen, daß der liebe Gott alle unsere Geschide lenkt und sie zum guten wendet, wenn wir es in menschlicher Kurzsichtigkeit auch nicht verstehen.“

Gertrud hatte längst zu weinen aufgehört. Sie streichelte die Hand des alten Fräuleins und sagte gerührt: „Armes Fräulein Klein“. „Mein Kind, nicht arm,“ entgegnete diese. „Wenn ich zurückschaue, muß ich denken, daß mein Leben dennoch ein reiches war. Ich durfte Liebe geben, und wo wäre ein Mensch arm, über dessen Leben die Liebe als Sonne steht? Sei nur nicht kleinmütig, Kind, der liebe Gott weiß, was dir not tut, er vergißt dich nicht. Hörst du, es läufet zur Abendandacht. Wir wollen zusammen be' en. Und wenn es dir noch mal schwer wird, dann sage wie eine Dichterin, die auch viel gelitten hat:

„Es hätte können anders sein,
Doch Gott der Herr ließ es so zu.“

hen in dem kleinen Dorfe verfolgt hatte.

Der Feigling!

Er war es, weil er bei einer Schulaufgabe seine Lösung nicht an den Nebenschüler zum Abschreiben weitergegeben hatte, weil er nicht mit den anderen heimlich zur Vorstadtschenke gezogen war, wo gezécht und geraucht wurde. Er blieb der Feigling.

Später dann war er als Student keiner Verbindung beigetreten.

Man hatte wohl gewußt, daß Martin Holländer Fechtunterricht genommen hatte, daß er von dem Fichtlehrer sogar als ein Meister der Waffe genannt worden war, was Martin Holländer auch dadurch bewiesen hatte, daß er bei Fichtturnieren sogar gegen bedeutende Auslandskonkurrenz wiederholt erste Preise erzielt hatte. Aber er nahm keine Mensur an; als er einmal dazu gepreßt werden sollte, da wich er aus.

Und er hörte das Wort, das ihn schon oftmals verfolgt hatte, wohl nicht wieder, aber er hatte es an dem verächtlichen Juden der Mundwinkel ablesen können: Der Feigling!

Er hatte nicht anders handeln können! Er hatte die Arbeiten jenes andern, dem er sich zu einer Mensur hätte stellen sollen, stets bewundert, er hätte jenen anderen sogar gerne als Freund gesehen, warum sollte er also gegen diesen die Waffe gebrauchen? Er verstand die anderen alle! Er hatte stets die Motive der studentischen Gebräuche und Gesetze begrifflich gefunden, aber er hätte nicht ebenso handeln können. Und weil er abaelehnt hat'e,

so hatte er es fühlen müssen, wie viele deshalb auf seinen Gruß gar nicht mehr antworteten.

Er fand deshalb auch nie einen Freund. Er ahnte es wohl, warum von allen Studenten jeder einer verächtlichen Annäherung auswich. Er war für alle der Feigling, der nicht den Mut bewahrte, sich einer Herausforderung zu stellen. Daß er trotzdem die Waffen zu gebrauchen verstand, das rechneten sie ihm als eine Spielerei aus.

Vald hatte es Martin Holländer vergessen, daß er doch immer schon seine eigenen Wege gegangen war, da er ja schon als Knabe unter den Kameraden der gewesen war, der den Laten auswich, die von diesen als mutvoll angesehen worden waren. Martin Holländer arbeitete: seine wissenschaftlichen Forschungen beschäftigten ihn bald so sehr, daß er darüber lächelte, daß er den Formalitäten studentischen Wesens auch nur für kurze Zeit eine zu große Bedeutungslosigkeit beigelegt hatte. Er glaubte erkannt zu haben, daß im Leben nur der Erfolg entscheidend sein müsse.

Den aber wollte er erzwingen; und in den Kreisen der Wissenschaftler auf chemischem Gebiete begann sein Name wiederholt genannt zu werden.

Martin Holländer selbst war in seinem Wesen der gleiche geblieben; in Gesellschaft anderer war er stets wie verschüchtert und konnte sogar verlegen werden, wenn er vor mehreren eine eigene Ansicht behaupten sollte. Ihm fehlte der Mut des Widerspruches. Nur in seinen Schriften setzte er stets seine scharfen Beweisführungen durch.

Da hatte es der Zufall gefügt, daß er Marga von Tondern begegnet war, die sich ebenfalls mit dem Studium der Chemie beschäftigte und die bei einem experimentellen Versuche die Lösung einer bisher unentschiedenen Frage erreicht hatte. Die wiederholte Begegnung und so manches Gespräch hatten auf Martin Holländer dann so sehr gewirkt, daß er nicht nur die Leistungen von Marga von Tondern allein bewunderte und anerkannte, sondern daß ihm deren Nähe wie etwas Unentbehrliches wurde; er liebte sie, ohne daß er den Mut zu einem solchen Geständnis gefunden hätte.

Wenn er allein an seinem Schreibtische saß, dann geschah es oftmals, daß er sich zurücklehnte, die Hand, die eben noch die Feder geführt hatte, ruhen ließ und über die halbbeschriebenen Blätter hinweg irgendwohin in die Ferne schaute; da sah er nicht die Wände, die ihn einschlossen, da irten seine Gedanken zu dem Mädchenkopfe mit den scharfen Zügen, die an die feingeschnittenen Linien alter, griechischer Gemmen erinnerten, mit den verträumten Augen, dem entschlossenen Munde und den goldblonden Haaren. In solchen Stunden wußte er es, daß er liebte, daß er an keine Zukunft denken konnte, die nicht gleichzeitig die Marga von Tondern gewesen wäre. Und Martin Holländer, dessen Wissenschaft nur auf Tatsachen aufbaute, um neue Tatsachen dadurch zu schaffen, wurde dabei zu einem Träumer, der an Luftschlössern eine Freude fand.

Doch das waren nur die Gedanken und Wünsche seiner Einsamkeit.

Wenn er Marga von Tondern begegnete, wenn er an ihrer Seite ging und mit ihr plauderte, meist über physikalische Erscheinungen, dann gewann er dabei nie den Mut, über sich selbst zu sprechen, dann erging es ihm wie dem Jungen, der damals nicht zum Obfisteln mitgehen konnte; die Mehle war ihm stets wie zugeschnürt. Wenn sie sich dann getrennt hatten, war es ihm wohl erschienen, als wäre ihr Händedruck fester, wärmer gewesen als gleichgültigen gegenüber, dann wußte er auch, was er hätte sagen müssen und wie er die glücklichsten Worte hätte anwenden sollen.

Aber wenn die Begegnung auch wieder gekommen war, dann wiederholte sich doch nur das gleiche.

Er erschrak immer vor der Möglichkeit, daß ihr sein Geständnis vielleicht lächerlich erscheinen könnte. Er konnte sich geirrt haben,

als er ihren Blick wie eine Aufmunterung gefühlt hatte, als ihm ihre Fragen mehr als wissenschaftliches Interesse erschienen waren. Marga von Tondern kamnte aus altem Geschlechte; ihre Eltern waren wohl längst schon tot. Sie wohnte mit dem Bruder zusammen, der als Offizier diente.

Martin Holländer dagegen war aus dem kleinen Dorfe gekommen und hatte nur durch seine Arbeit den Namen erreicht, der vielleicht eine Zukunft bedeuten konnte. Hatte er aber jetzt schon ein Recht, begehrtlich ein Glück zu fordern, das mit Marga von Tondern beginnen sollte?

Feigling! Er nannte sich selbst so, ohne daß er dadurch mehr Mut gefunden haben würde.

Aber deshalb wurden seine Wünsche nicht stiller; die Sehnsucht ließ sich so nicht zum Schweigen bringen.

Um nun einen Weg zu finden, der ihn zu einer Erfüllung führen könnte, suchte er eine Annäherung an den Bruder von Marga von Tondern. Dem Manne glaubte er sich eher anvertrauen zu dürfen, der Bruder würde ihm eher verraten können, ob er an Marga von Tondern selbst die entscheidende Frage stellen sollte. Er wollte erst die Gewißheit, ob seine Werbung nicht als Unbescheidenheit angesehen würde. Freiz von Tondern war älter als seine Schwester und unterstützte diese sicherlich mit seinem Räte, wie Marga von Tondern ohne dessen Einverständnis auch keine Entscheidung fällte. So dachte Martin Holländer.



Don den Kämpfen in Galizien.

Ein Massentransport russischer Gefangener, die die österreichischen und ungarischen Truppen in den Kämpfen von Dunajec machten.

Und an einem Vormittage stand er Freiz von Tondern gegenüber.

Er hatte es wirklich ausgesprochen, was ihn hergeführt hatte; bewegungslos war das bartlose Gesicht des Offiziers geblieben; es verriet weder Abweisung noch Zustimmung.

„Sie haben darüber mit Marga noch nicht gesprochen?“

„Nein! Ich wollte erst ein Urteil des älteren Bruders hören. Ich wollte erst wissen, ob Sie eine Zustimmung geben könnten, wenn Fräulein Marga —“

Da unterbrach ihn Freiz von Tondern:

„Ich weiß nicht, ob Marga ahnt, was Sie beabsichtigen, ob Marga jemals mehr als nur wissenschaftliches Interesse empfunden hat. Ich setzte nur ein solches voraus, wenn von ihr wirklich einmal Ihr Name genannt worden war. Ich glaube auch jetzt an nichts anderes.“

„Auf meine Frage wird sie mir wohl antworten. Ich kann mich ja getäuscht haben; und ich leugne es nicht, daß mir dies weh tun würde. Ich will nur hören, ob gegen meine Werbung keine Bedenken vorliegen, ob ich von Seiten der Träger des Namens von Tondern auf Aufnahme hoffen darf.“

„Diese Frage spricht für Sie. Deshalb werde ich auch mit aller Offenheit antworten. Ihren Namen kannte ich schon. Sie waren es doch gewesen, der vor zwei Jahren den Zwischenfall mit Manfred Sassenfeld von der Brunswigia hatte?“

Die Brauen Holländers schoben sich hoch. Warum wurde er gerade daran erinnert?

„Ja!“
„Und Sie müssen zugestehen, daß Sie die Annahme jener Menfur unter einem Vorwande verweigert hatten, der von dem studentischen Ausschusse nicht anerkannt werden konnte, sondern als Feigheit bezeichnet wurde, so daß Ihnen die Folgen einer solchen Entscheidung auch fühlbar geworden sein mußten.“

Martin Holländer antwortete nichts; er starrte nur vor sich hin; ja, er wußte es. Deshalb war ihm oftmals ein Gruß verweigert worden, weil man ihn dadurch als einen Feigling gekennzeichnet hatte. Ihm war es, als läge aus einer fernem Jugendzeit der Vorwurf herüber; Er hat keine Scheid, der Feigling.“

Antworten konnte er nichts.

Aber er hörte bereits wieder die Stimme Fritz von Tonderns:

„Ich bin Offizier; in unserer Familie befinden sich noch mehrere Mitglieder in militärischen Stellungen. Wie wir darüber denken müssen und daß wir unsere Zustimmung nie geben könnten, einen Mann anzuerkennen, der als Feigling bezeichnet worden war und der dazu hatte schweigen können, das muß ich Ihnen kaum betonen. Marga weiß nichts von jenem Vorfalle; aber als die Tochter eines Offiziers würde sie sicherlich ebenso urteilen.“

Das war es gewesen!
Der Feigling!

Wieder hatte er es hören müssen; und er hatte doch gehandelt, wie es an diesem Tage von ihm abermals geschehen wäre. Und Marga von Tondern konnte nur ebenso denken wie der Bruder.

Wie ein Dieb war Martin Holländer fortgeschlichen.

Und um Marga von Tondern so rasch nicht begreifen zu müssen, ließ sich Martin Holländer einen vierzehntägigen Urlaub geben. Er hatte nicht den Mut gehabt, ihr in die Augen zu sehen.

Geflohen war er, der sich ein Feigling nennen lassen mußte.

* * *

II.

Die Brigade stand in Bereitschaftstellung.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war der Krieg gekommen, den niemand in Deutschland gewollt hatte, der aber von neiderfüllten Gegnern erzwungen worden war. Und weil dies jeder Deutsche gefühlt hatte, so waren alle in dem Augenblicke der Gefahr einig gewesen, so loderte in allen der eine Wille, den Feinden zu beweisen, wie gefährlich es sei, den Frieden Deutschlands zu stören. Alle meldeten sich freiwillig zum Kampfe. Ein hartes Kaffeevort hatte alle gerufen.

Und wie ein Sturm segelten deutsche Seere über die Grenzen, damit kein Feind deutschen Boden zerstören konnte.

Lüftlich war schon genommen. Die Schlacht in Lothringen war vorüber; auf dem Schlosse in Brüssel wehte flatternd im Wind die Fahne schwarz-weiß-rot.



Wirkl. Geheimrat Prof. Anton v. Werner, Direktor der Berliner akademischen Hochschule, erlag im 71. Lebensjahre einem langwierigen Leiden. Er war der Vater des Krieger 1870/71, und seine monumentalen gefaltetenreichen Gemälde sind weit bekannt.



Dr. Karl Goldmark,

der Senior der Hererischen Komponisten und zugleich einer der erfolgreichsten Tondichter der letzten Jahrzehnte, starb in Wien im Alter von 85 Jahren. Seine „Lauten von Saba“ und „Das Heimchen am Herd“ haben ihm feinerzeit glänzende Erfolge gebracht.

In den undurchdringlichen Argonnen Wäldern hatte sich der Feind verchanzt.

In blutigem Ringen mußte dort Schritt um Schritt gestürmt werden; auch die französischen Truppen hatten sich zu der bitterlichsten Gegenwehr aufgerafft.

Da war der Befehl gekommen, eine Höhe zu nehmen und beim Gelingen den Feind nach Möglichkeit zu verfolgen. Die Kommandos wurden leise weitergegeben.

Der Hauptmann war als erster aufgesprungen.

Und keiner war dabei, der ihn im Stich gelassen hätte.

Aber weite Flächen eines Kartoffelackers mußte gestürmt werden; drüben war ein dichtes Unterholz zu sehen, das dann Dedung geben konnte, wenn es möglichst schnell gewonnen wurde.

Aber das Geratter der Maschinengewehre erklang zu deutlich; der Hauptmann brach zusammen, rechts und links fürzten die Tapferen.

Die Maschinengewehre! Das waren die gefürchtetsten Gegner. Wenn es die zu erobern gelingen sollte, dann mußte der Kampf entschieden sein.

Aber so viele auch sanken, der Ansturm kam nicht zum Stillstand.

Das dicke Gestrüpp war erreicht.

Alle suchten Dedung; und ein ruhiges Feuer wurde gegen den Feind eröffnet, kein zielloses Schießen, sondern ruhig wie auf einem Scheibenstand.

Wie toll knatterten dagegen die Feinde. Unter den vordersten deutschen Schützen, immer den Gegner suchend, ehe die Kugel pfeifend aus dem Laufe hurtte, lag auch Martin Holländer.

(Schluß folgt.)

Unsere Bilder.

Anton von Werner †. Gerade zu einer Zeit, da die Taten der Ahnen herrlich wieder auferstehen, die er so glänzend geschildert hat, ist Anton von Werner in seinem Berliner Heim zur ewigen Ruhe eingegangen. Die Bilder, von denen „Bismard und Napoleon auf der Straße bei Donchery“, „Moltke mit seinem Stabe vor Paris“, „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Douan“ und die „Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie zu Versailles“ die bekanntesten sind, hat man vielfach jetzt in den Schaufenstern der Kunsthandlungen gesehen. Sie sind nicht nur dem kunstliebenden Publikum der großen Städte, sie sind dem ganzen deutschen Volke ans Herz gewachsen. Schon die Ausstellung der großen Sedan-Dioramen im August vorigen Jahres im Kriegsehrensaal der Großen Berliner Kunstausstellung hatte diese Überzeugung aufs neue bekräftigt. Und diese Überzeugung mag auch den Meister reichlich entschädigt haben für manchen scharfen Angriff, den er wegen des strengen Realismus seiner Bilder, vor allem wegen der fast peinlich getreuen Wiedergabe der Einzelheiten, zu Lebzeiten erfahren. — Von Haus aus stammte Anton von Werner aus einer Handwerksfamilie. Er wurde als der Sohn eines Tischlers zu Frankfurt a. O. geboren und kam mit dreizehn Jahren zu einem Stubenmaler in die Lehre. Ganz auf sich angewiesen, entwickelte er in harter Arbeit seine außerordentliche Begabung, kam als Sechzehnjähriger an die Berliner Akademie, später nach Düsseldorf zu Karl Friedrich Lessing und verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Illustrator, u. a. zu Scheffels Dichtungen. Werners großes Belarum vor dem Brandenburger Tor beim Einzug der siegreichen Truppen und sein Fries für die Siegessäule wurden von der Künstlererschaft so beifällig aufgenommen, daß diese den Kultusminister in einer Eingabe bat, dem Künstler die seit Schadows Tode verwaiste Stelle eines Akademie-Direktors zu übertragen. Die siebziger und achtziger Jahre waren Anton von Werners Glanzzeit.

Das Schicksal deutscher Zivilgefangener im Kloster Garaison in Südfrankreich. Während die in Deutschland lebenden Franzosen in den ersten Kriegsmontaten ganz unbehelligt ihr Leben wie bisher fortführen durften, hat das französische Kulturvolk die in Frankreich lebenden Deutschen sofort gefangen gesetzt und behandelt sie teilweise scham- und würdelos. Einen Einblick in ein solches Gefangenenlager gewährt unsere Aufnahme: In dem seit Jahren verlassenen, gänzlich verwahrlosten, von Ungeziefer, Mäusen und Ratten wimmelnden Kloster Garaison bei Pau in Südfrankreich ist eine große Zahl gefangener Deutscher zusammengesperrt. Kein Tisch, kein Bett, keine Waschegelegenheit war vorhanden. Die Gefangenen liegen auf faulenden Strohsäcken und erhalten eine ganz ungenügende, zum Teil unappetitliche und ungenießbare Ernährung. Die Behandlung spottet jeder Beschreibung. Die geringste Übertretung der zahlreichen Vorschriften wird mit Gefängnis bestraft. Ähnliche schwere Klagen kommen auch aus anderen deutschen Zivilgefangenenlagern in Frankreich.





Sprüche.

Ein verzagtes und betrübtes Gewissen wieder aufzurichten, ist viel mehr als ein Königreich erobern.

Willst du im Alter dich wärmen in Ruh',
So bau' dir als Jüngling den Ofen dazu.

Deutschlands Krieger.

Ein Ritter des Malteser-Ordens, der die schweren Leiden der Verwundeten auf den Transporten zu beobachten Gelegenheit hat, schildert, wie er nirgends und niemals weiche Klagen gehört habe über das Schicksal, leiden zu müssen, — nur darüber, jetzt nicht mehr dabei sein zu dürfen. Die armen Kameraden draußen, die müssen entbehren, wir werden von so viel Liebe vernahmt. Niemals ein Verwünschtes des Krieges. Stets und überall das Bewußtsein, daß auch das Opfer des Einzelnen in den Bereich seiner Notwendigkeit gehört. In allen der sittlich erhabene Gedanke der Hingabe an das Vaterland — oft in rührend einfachen Worten ausgesprochen, aber gerade darum von zwingender Beweiskraft dafür, wie tief unser ganzes Volk von der Gewalt der Stunde aufgerüttelt worden ist, wie es bis in die letzten Seelenfasern einheitlich fühlt und in einer Richtung und auf einen Punkt alle seine Kräfte vereinigt. — Allgemein ist die naive Bescheidenheit, mit der die Leute ihre Taten erzählen. Kein Schwelgen: ein schlichtes Bericht und ein selbstloses Hervorheben dessen, was die andern, vor allem die Offiziere, geleistet haben. Wie oft kehrt „unser Hauptmann“ wieder und was wissen die Mannschaften vom Todesmut ihres Leutnants zu erzählen. Aus allen Erzählungen spricht das unbedingte Vertrauen des Mannes zu seinen Führern und noch mehr — die Tatsache, daß die unerhörten Anstrengungen dieses Feldzuges, die von jedem Mitstreiter das letzte an Körperkraft und Energie verlangen, Truppe und Vorgesetzte zu einem Willen zusammengeschweißt haben, der sich unwiderstehlich durchsetzen muß. Auch darin liegt eine Quelle unserer ungeheuren Überlegenheit. Aus den Erzählungen der Verwundeten vor allem geht hervor, wie der von der ganzen Welt geschmähte deutsche „Militarismus“ die lebendigen keine wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in sich trägt, in dem der königliche Prinz neben dem einfachen Landwehmann im Feuer liegt und kämpft und für das Vaterland blutet.

Die amerikanische Zeitungswelt und der Krieg. Die schwierige Lage, in die die amerikanischen Zeitungen durch den Krieg und ganz besonders durch den jetzigen großen europäischen geraten, hat unlängst der Vorlesende der „Associated Press“, Frank W.

Noyes, geschildert. Nichts ist falscher, so führte er aus, als die Annahme, daß ein großer Krieg den Zeitungen durch die erhöhte Auflage großen Erfolg bringe. Das Gegenteil ist der Fall, die Zeitung ist in der amerikanischen Geschäftswelt das Unternehmen, das durch den Krieg am meisten leidet. Die Blätter mit großer Auflage kosten in den Vereinigten Staaten einen Cent das Exemplar; das Papier, das für

hält sie Vertreter in allen großen Hauptstädten, und sie muß für diesen Zweck außerordentliche Summen aufwenden. In außerordentlichen Zeiten tritt aber eine ganz erstaunliche Erhöhung dieser Ausgaben ein. Der spanisch-amerikanische Krieg kostete z. B. der „Associated Press“ 275 000 Dollar mehr als die gewöhnlichen Ausgaben bereits betragen. Für den jetzigen großen Krieg hat das Unternehmen sein Berichtshatterheer in allen Nachrichtenzentren von London bis Tokio stark vermehren und besonders die Ausgaben für Stabellipsen vervielfältigen müssen. Dabei sind die großen amerikanischen Zeitungen, die sämtlich ihren Sonderdienst unterhalten, noch gar nicht berücksichtigt. Diese geben, um ihre Leser möglichst immer mit den neuesten Nachrichten zu bedienen geradezu fabelhafte Summen aus. Sie könnten sich allerdings einen großen Teil davon sparen, wenn sie sich nicht soviel Lügennachrichten fabeln ließen.



In den Kämpfen in den Dogejan: Deutsche Infanterie hebt einen Laufgraben aus.

jede dieser umfangreichen Nummern gebraucht wird, kostet bereits mehr, so daß durch jeden Verkauf eigentlich ein Verlust entsteht. In gewöhnlichen Zeiten wird der Verlust aber aufgewogen durch die Einnahmen aus den Anzeigen; in außergewöhnlichen Zeiten, in solchen großer wirtschaftlicher Verunruhigung, nimmt das Anzeigenwesen merklich ab, die Einnahmen aus diesen werden immer geringer, und so erhöht sich der Verlust in dem Maße, wie die Auflage steigt. Aber damit sind die Schwierigkeiten für die Zeitungen nicht erschöpft. Für die amerikanischen Zeitungen bedingt der Krieg eine ungeheure Vermehrung der Unkosten. Nimmt man die „Associated Press“ als Beispiel, die eine Vereinigung von etwa 900 amerikanischen Zeitungen zur Vereinfachung des Nachrichtendienstes darstellt, so zeigt sich folgendes: In Preisenszeiten unter

Schwäbische Antwort.

Als vor einiger Zeit in Württemberg verschiedene neue Regimenter gebildet wurden, trugen die dort eingereichten Merkmalen und Kriegsfreiwilligen als einziges Regimentsabzeichen anfänglich nur ein totes Band mit der Regimentsnummer um den Arm. Da fragt jemand einen mit diesem Abzeichen ausgestatteten Bekannten: „Du, was ist denn dds?“, worauf die prompte Antwort erfolgte: „Da woißt, mir send d' Feldordner für de' Einzug in Paris!“

Ironie des Schicksals.

„Hören Sie, was mir passiert ist! In jeder Ziehung kaufe ich mir ein Los! Neulich ist wieder Ziehung, doch da mir momentan meine Varmittelausgegangen sind, verlege ich kurz entschlossen meine Uhr und gelange noch glücklich in den Besitz eines Loses. Und was meinen Sie welche Nummer wird mit dem großen Los gezogen?“ — „Ihre Losnummer?“ — „Nein, meine Pfandscheinnummer!“

Die patriotische Familie. „Eßt ihr auch sogenanntes Kriegsbrot?“ — „Ja, und ob! Wir sind sogar so patriotisch gemut, daß wir jetzt doppelt soviel Brot essen wie früher!“

Rätsel.

Wer in den zwei Ersten gefesselt liegt,
Ist doch noch äbler dran,
Als wer sich in den zwei Letzten betrügt,
Weil er nicht rechnen kann.
Man rechnet nach dem Ganzen leicht,
So schwer's auch anfangs manchem dünkt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
1. Brille. 2. Linsenbüßer.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
E. Kellen, Bredney (Ruh). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Schulz & Korten, Ebn (Ruh).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 7

Sonntag, den 14. Februar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Sorowik.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

S. v. d. S., den 22. Juli 19 . .

Skaun acht Tage, seit Du von mir gehört, mein liebes Gewissen, und schon komme ich wieder mit einem Sack voll von Neuigkeiten. Du bist selbst schuld daran; wenn ich Dich mit meinen häufigen Briefen langweile; forderst Du mich doch auf, Dir alles zu berichten, was mir durch Kopf und Herz geht.

Also — höre und laune — die schöne Frau Lisa ist da! Vorgestern nachmittag, es war gerade unsere Teestunde, und wir waren alle auf der Veranda versammelt; Frau v. Heeren, ihr Sohn und ich. Da fuhr ein Wagen vor, und ihm entstieg, strahlend von Schönheit und Jugendlust: Frau v. Noth. Angeblich ist sie auf der Durchreise nach der Schweiz, und hält sich hier ein paar Tage auf, um sich mit eigenen Augen von der Wiederherstellung „ihres lieben Vettters“ zu überzeugen.

Wir wird das große Vergnügen zuteil, der Begrüßung zwischen den beiden beizuwohnen. Frau Lisa schien nicht übel Lust zu haben, ihren

„lieben Vetter“ zu umarmen. Wenn es dennoch nicht geschah, so lag es sichtlich nicht an ihr! Wahrscheinlich widerspreche ihm solch Zärtlichkeitsaustausch im Beisein einer Fremden; jedenfalls blieb es nur bei einem vielstündigen Händedruck. Frau v. Noth ließ sich darauf an seiner Seite nieder und überschüttete ihn mit Liebenswürdigkeiten, duldete nicht, daß er sich von seinem Lager erhob, brachte ihm selbst den Tee — sonst für gewöhnlich mein Amt, das ich ihr aber gern überließ, — kurz, sie hatte nur Auge und Ohr für ihn.

Frau v. Heeren verhielt sich sehr ruhig. Innerlich wünschte sie die schöne Frau wahrscheinlich ins Pfefferland. Aber es wird ihr nicht viel nützen.

Mich sah Frau Lisa kaum. Ein kühles Kopfnicken, das war alles; denn existierte ich nicht mehr für sie.

Inzwischen war unser Wagen vorgefahren, um uns zur gewohnten Spazierfahrt abzuholen. Frau v. Heeren wollte ihn erst des Besuchs halber wieder fortsticken, aber Frau v. Noth duldete es nicht. Sie bestand darauf, daß wir fahren. Sie würde ja die

liebe Tante noch morgen sehen, meinte sie, und eine Aufforderung mitzufahren, nahm sie auch nicht an. Sie zog es vor, „dem lieben Vetter“ noch etwas Gesellschaft zu leisten. So fuhren wir denn allein fort, aber unsere sonst so angenehme Spazierfahrt war diesmal durchaus nicht anregend. Ich merkte Frau v. Heeren's einfüßiges Wesen wohl an, daß ihre Gedanken bei den beiden, die sie zurückgelassen, geblieben waren. Bei unserer Rückkehr zog sie sich sofort zurück; Herrn v. Heeren sah ich auch nicht, Frau Lisa schien nicht mehr da zu sein.

Ich ging auf mein Zimmer und blieb dort, bis ich zum Abendessen gerufen wurde. Als ich das Speisezimmer betrat, — es hatte geregnet und es war infolgedessen zu kühl auf der Veranda,

wo sonst immer gedeckt war — fand ich nur Herrn v. Heeren vor. Er sagte mir, seine Mutter sei etwas abgepannt und zöge es vor, sich etwas früher zu legen; sie nähme die Mahlzeit auf ihrem Zimmer.

Es war seit langer Zeit das erstemal, daß ich mit Herrn v. Heeren allein war. Früher hatte mir das sicher nichts ausgemacht. War ich doch oft stundenlang bei ihm in seinem Arbeitszimmer gewesen, ohne irgend welche Befangenheit dabei zu empfinden. Aber damals standen wir uns noch anders. Herr v. Heeren hatte, nachdem er aus der Zurückhaltung der allerersten Tage herausgegangen war, freundschaft-

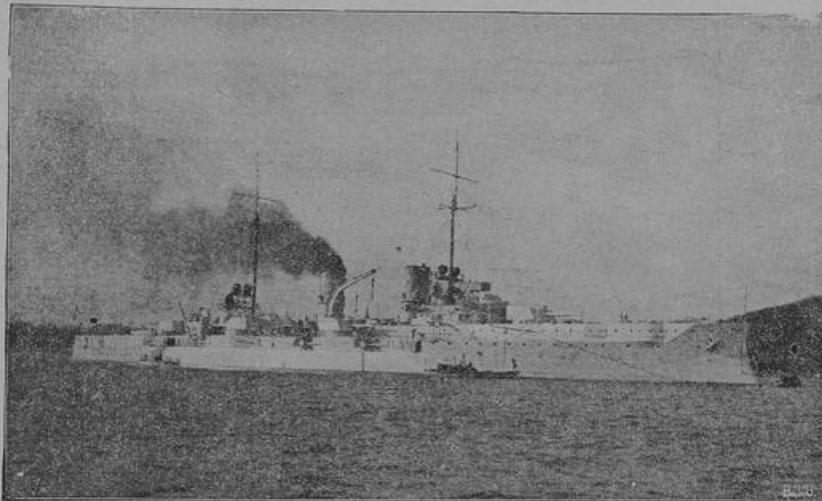
lich, fast kameradschaftlich mit mir verkehrt. Heute ist das anders. Seiner ungläublichen Launenhaftigkeit gegenüber kann ich den rechten Ton nicht mehr finden.

Ich nahm daher ziemlich verlegen meinen Platz ein, mit dem festen Vorsatz, mich gleich nach dem Essen zurückzuziehen. Herr v. Heeren fragte nach unserer Spazierfahrt, ließ sich erzählen, wo wir gewesen, bedauerte, daß sein Fußleiden ihn noch immer hindere, eine Wagenfahrt zu machen, da zu langes Sitzen ihn zu sehr ermüde; kurzum — ich fühlte es, er mochte lediglich deshalb Unterhaltung, damit die Mahlzeit nicht stumm verlaufen sollte. Den Nachmittagsbesuch — was ihn jedenfalls am meisten beschäftigte — erwähnte er nicht. Wahrscheinlich hielt er es nicht für passend, mit mir von seiner Angebeteten zu reden.

Skaun war das Obst aufgetragen und der Diener hatte sich zurückgezogen, so stand ich auf.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte Herr v. Heeren.

„Auf mein Zimmer.“ erwiderte ich kurz. „Ich will noch Briefe schreiben.“



Das Seegefecht in der Nordsee. S. M. S. Panzerkreuzer „Blücher“.

Er schwieg einen Augenblick; dann sagte er zögernd:

„Sind es sehr wichtige Briefe?“

„Das nicht gerade — aber da Frau v. Heeren mich nicht braucht —“

„Also nichts unumgänglich Notwendiges. Da wäre es am Ende nicht zu annähernd, wenn ich Sie bäte, mir die Abendstunden ein wenig zu verkürzen. Sie sehen — ich bin heute ganz auf mich angewiesen. Selbst Mama läßt mich mit der Schachpartie im Stich. Wollen Sie sich nicht ein klein wenig meiner erbarmen?“

Sehr erstaunt über dieses plötzliche Entgegenkommen meinte ich ziemlich läßt:

„Wenn Sie es wünschen, so bleibe ich natürlich unten.“

Er lachte kurz auf.

„Natürlich wünsche ich es — sonst würde ich's doch nicht sagen. Was soll ich denn den ganzen Abend anfangen? Meinen Sie nicht, daß ich schon tagsüber genug davon habe, wenn ich unaußsächlich lese? Denken Sie, es sei ein Vergnügen, immer nur von einem Berg von Zeitungen und Büchern umgeben zu sein?“

Das Wiedereintreten des Dieners überhob mich einer Antwort. Er führte seinen Herrn ins angrenzende Wohnzimmer, das bereits hell erleuchtet war. Was blieb mir anders übrig, als zu folgen?

Herr v. Heeren setzte sich in einen bequemen Sessel, Karl schob ihm einen Schemel unter den kranken Fuß, legte eine Decke darüber und entfernte sich wieder.

Zögernd nahm ich am Tische Platz. Du kennst mich ja, Hilde, ich gehöre an und für sich durchaus nicht zu den schüchteren Naturen. Aber diese Situation war mir doch etwas ungemütlich. Und nun — da ich mich bereit erklärt hatte, bei ihm zu bleiben, — da kam es mir vor, wie wenn Herr v. Heeren gar kein Bedürfnis hätte, sich zu unterhalten. Er sah eine ganze Weile still und nachdenklich da, und ich — ich fühlte mich namenlos befangen.

Da wandte er sich plötzlich mit rascher Bewegung mir zu und sagte ruhig, wie wenn er den Habitus eines längst geführten Gesprächs wieder aufnahm:

„Sie korrespondieren, wie es scheint, sehr viel?“

„Ich schreibe wöchentlich einmal an meine Mutter und dann habe ich noch eine liebe Freundin —“

„Ah, eine Freundin —“ warf er ein und sah mich dabei scharf an.

„Ja, eine Freundin,“ bestätigte ich, etwas verwundert über seine Unterbrechung. „Wir sind miteinander zur Schule gegangen, haben Kindheit und Jugendjahre zusammen verlebt. Sie ist seit vier Jahren verheiratet und lebt jetzt in H.“

„Und hat die Heirat Ihrer Freundschaft keinen Abbruch getan? Man sagt gewöhnlich, Mädchenfreundschaften zerfliegen wie Spreu im Winde.“

„Das trifft bei uns, Gott sei Dank, nicht zu. Das wäre auch ein großes Unglück für mich. Meine Freundin Hilde ist mein zweites Ich. Sie teilt alle meine Leiden und Freuden, und ist der einzige Mensch, dem ich alles, was in meinem Innern vorgeht, offenbare.“

„Ah, wie interessant! Das könnte einem schon reizen, einen Einblick in diese Korrespondenz zu gewinnen.“ Der spöttische Ton ärgerte mich. Bismarck hochfahrend entwortete ich:

„Ich wüßte nicht, inwiefern Sie meine Briefe interessieren könnten.“

Er lächelte vor sich hin. „Meinen Sie? Nun, diese Beurteilung müssen Sie schon mir überlassen. Aber wir schweifen vom Thema ab. Mit wem korrespondieren Sie sonst noch?“

Die Frage war eigentlich etwas zudringlich. Aber ich sagte nur ruhig:

„Sonst — mit niemanden.“

Herr v. Heeren sah mich gespannt an. Jetzt beugte er sich vor, so daß sein Gesicht dem meinen etwas näher kam.

„Darf ich Ihnen glauben?“

„Nüchternen Tones entgegnete ich:

„Ich wüßte nicht, was mich veranlassen sollte, Sie zu belügen. Im übrigen dürfte es Ihnen wohl ziemlich gleichgültig sein, mit wem ich in Briefwechsel stehe.“ Beinahe hätte ich noch hinzugefügt: „Kümmern Sie sich doch um Frau Lisa Korrespondenz, — die ist gewiß interessanter als die meine.“

Da fragte er auf einmal unvermittelt:

„Sind Sie in H. oft mit Professor Reinhardt zusammen getroffen?“

Ich war sprachlos. Wie kam er auf einmal auf Reinhardt? Und was hatte das mit meinen Briefen zu tun? Ich konnte es nicht verhindern, daß mir bei dieser unvorhergesehenen Frage die Röte ins Gesicht stieg. Doch nahm ich mich zusammen und sagte möglichst ruhig:

„Ja, Professor Reinhardt verkehrte viel in mir befreundeten Familien. Es war nur natürlich, daß wir uns oft sahen.“

Eine Pause entstand. Dann sprach Herr v. Heeren langsam: „Sonderbar. Ich hatte bei Ihrem Zusammensein in unserm Hause gar nicht das Gefühl, daß Sie sich sehr gut kennen!“

Ich schwieg, was sollte ich auch sagen?

„Und doch“ — fuhr er fort — „an jenem Morgen, als ich starzte —“

Da war es um meine Ruhe geschehen. Also hatte sich Frau Lisa mühselig gemacht! Nun, ich hätte es voraussehen können. Erregt sprang ich auf und alle Selbstbeherrschung vergehend, rief ich empört aus:

„Ich weiß nicht, was Frau Rothe Ihnen gesagt hat. Aber da sie allein es war, die mich damals gesehen, kann ich wohl annehmen, daß sie Ihnen von meinem Zusammentreffen mit Reinhardt gesprochen. Es ist ja rührend, wie die schöne Frau sich für mein Tun und Lassen interessiert! Im Uebrigen bin ich weder Ihr noch sonst jemand Rechenschaft schuldig.“

Damit wandte ich ihm den Rücken, trat ans Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus. Nach einer Weile klang Herrn v. Heeren's tiefe Stimme zu mir herüber:

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß ich an jenem demütigen Morgen ebenfalls in Frau v. Rothe's Begleitung war. Sie brauchen deshalb nicht zu zürnen. Ich war selbst Augenzeuge Ihrer Begegnung.“

„Nun, und was sehen Sie da so Besonderes?“ Ich trat wieder zu ihm an den Tisch und blickte ihn herausfordernd an.

Ohne mich anzusehen, erwiderte er:

„Ich sah, wie sie sich von Reinhardt verabschiedeten. Gewiß, daß war an und für sich nichts Besonderes, aber die Art, wie es geschah, konnte wohl die Vermutung aufkommen lassen, daß sie sich näher fanden, als man anzunehmen das Recht hatte.“

Er schwieg einen Augenblick. Er schwieg einen Augenblick, wie wenn er eine Entgegnung erwartete, dann fuhr er fort:

„Daß mich das eigentümlich berührt hat, müssen Sie bei näherer Ueberlegung einsehen, denn wenn ich auch selbstverständlich nie Ihren Handlungen einen unlauteren Beweggrund unterzulegen würde —“

Ich unterbrach ihn spöttisch auflachend. „O, das haben schon andere für Sie besorgt, dessen dürfen Sie versichert sein. Aber — ich sagte schon vorher, ich gebe niemanden das Recht, sich in meine Angelegenheiten hineinzuwagen, ich weiß selbst, was ich zu tun habe, und selbst wenn ich Herrn Reinhardt absichtlich getroffen hätte —“

„Marianne!“ Erschrocken hielt ich inne. Konnte dieser wehe Ausruf von Herrn v. Heeren gekommen sein? Scheu sah ich zu ihm hin. Doch er begegnete meinem Blick nicht, nur seine Stimme klang etwas gepreßt, als er wieder zu reden anfing.

„Ich weiß, daß Sie keiner schlechten Handlung fähig sind, Marianne. Davon ist hier nicht die Rede. Wenn ich damals jener Anblick erregt hat, so geschah es aus einem ganz anderen Grunde, einem Grunde, den ich Ihnen nicht angeben kann und will, wenigstens vorläufig nicht. Doch — abgesehen davon — berührte es mich peinlich, ich möchte beinahe sagen schmerzhaft, daß mir die Erkenntnis ward, daß wir Ihnen trotz allem so fremd geblieben waren. Ich dachte, Sie fühlten sich im Hause meiner



3u Graf Haefelers 79. Geburtstag.

Mutter heimlich, ich hoffte, Sie wären sich unserer Freundschaft für Sie bewußt — nun mußte ich erfahren, daß in Ihrem Leben wohl so manches ist, was Sie vor uns zu verheimlichen für gut befinden. Hätten wir eine Abnung gehabt, daß Ihnen ein Zusammentreffen mit Reinhardt nicht erwünscht sein könnte — wir hätten Mittel sicher und Wege gefunden, es zu verhindern."

Diese einfachen, freundlichen Worte entwaффneten mich. Schon fühlte ich meinen Zorn schwinden, und eine innere Stimme drängte mich, ihm frei und offen ein Geständnis abzulegen.

Herr v. Heeren hatte sich mühsam von seinem Sitz erhoben und stand mir jetzt gegenüber. Zum ersten Male fiel es mir auf, welch außergewöhnlich fesselnde kraftvolle Gestalt er hat. Ueberragt er mich doch um mehr als Haupteslänge, und ich gehöre doch auch nicht gerade zu den Kleinen.

Auf seinen Stod sich stützend, trat er dicht an mich heran und sagte gedämpften Tones:

"Wollen Sie es mir nicht anvertrauen, Marianne, was Sie an jenem Morgen mit Reinhardt gesprochen? Sie täten mir einen großen Gefallen und würden damit alle bösen Einflüsterungen zu nichte machen."

Diese letzten Worte warfen alle meine guten Vorsätze wieder über den Haufen. Die Anspielung auf Frau v. Nothers Verleumdung schloß mir von neuem den Mund.

Stolz mich von ihm abwendend, erwiderte ich kalt:

"Es gibt da wirklich nichts zu erzählen, Herr v. Heeren. Sie scheinen mit Hilfe von Frau v. Nothers Phantasie Dinge gesehen zu haben, die gar nicht vorhanden waren." Dann auf die Uhr am Stamm sehend — fügte ich hinzu:

"Es ist bald zehn Uhr. Ich denke, ich werde jetzt hinaufgehen; ich bin etwas müde. Gute Nacht!" Ich trat an ihn heran und reichte ihm die Hand. Mit finsterner Miene stand er vor mir. Meine Hand schien er nicht zu sehen.

"Gute Nacht!"
"Soll ich Ihnen den Diener schicken?" fragte ich höflich.

"O bitte, bemühen Sie sich nicht. Karl wird schon kommen." Darauf entfernte ich mich.

Natürlich habe ich mich nachher über mich geärgert. Mein unglücklichstes Temperament war wieder einmal mit mir durchgegangen. Schließlich — er hatte es doch gut mit mir gemeint und wäre diese Frau v. Nother nicht — ah bah! er ist genau so falsch wie sie! Erst behandelt er mich wochenlang ganz werfend, dann spielt er sich auf einmal als Freund und Berater auf! Er soll mich in Ruhe lassen; ich kümmer mich ja auch nicht um seine Liebesgeschichten! Nichts desto weniger ging ich diesen Abend recht vermüdet zu Bette.

Gestern hatten wir das zweifelhafte Glück, Frau v. Nother

den ganzen Tag im Hause zu beherbergen. Als ich von meinem Morgen Spaziergang heimkehrte — es war zehn Uhr — da fand ich sie schon vor, und erst am Abend verließ sie uns wieder.

Sie stützte Herrn v. Heeren bei seinem täglichen Rundgang um den Garten, las ihm vor — was ich recht überflüssig fand, denn sein lahmer Fuß hindert ihn doch nicht am Lesen — kurz, sie war von aufopferndster Fürsorge. Und als ich gegen Abend mit Frau v. Heeren spazieren fuhr, blieb sie noch da, um ihrem getreuen Verehrer Gesellschaft zu leisten.

Herr v. Heeren war zu mir, wie immer. Nichts in seinem Wesen ließ darauf schließen, daß wir den Abend vorher ein so vertrauliches Gespräch geführt hatten. Er war von seinem Gast sehr in Anspruch genommen und schien in außerordentlich heftiger Stimmung zu sein. Die Scherze und Redereien zwischen den beiden flogen nur so hin und her, so daß sogar Frau v. Heeren von der Lustigkeit angesteckt wurde und öfters herzlich lachte. Ich selbst war nur bei den Mahlzeiten anwesend. Ich benutzte die freie Zeit, um meine Kleider gründlich auszubessern und scheine auch nicht vermist worden zu sein.

In meiner Abwesenheit suchte Frau v. Nother ihren getreuen Vetter zu überreden, daß er sie einige Wochen später, wenn sein Fuß wieder in Ordnung wäre, am Genfer See treffen sollte. Sie war Feuer und Flamme für den Plan und schien ein wenig verstimmt, daß er nicht gleich zusagte. Er sagte, er müsse sich erst ganz gesund fühlen; früher könne er keine Verabredungen treffen. Ich merkte, daß diese Antwort Frau v. Heeren Freude machte. Ob sie immer noch hofft, daß aus der Sache nichts wird? Was mich anbetrifft, so glaube ich, daß die beiden längst einig sind. Nur verstehe ich nicht recht, weshalb sie es geheim halten. Doch mag das wohl auch seinen besonderen Reiz haben.

Ich erhielt eine liebe Karte von Frau Dr. Werner, in der sie mich auffordert, sie morgen in Frankfurt zu besuchen. Frau v. Heeren hat mir sofort in freundlicher Weise für den ganzen Tag Urlaub gegeben, und ich freue mich sehr auf diesen Ausflug. Frau Dr. Werner ist eine reizende Frau, und Frankfurt kennen zu lernen, habe ich mir schon immer gewünscht.

Als Frau v. Heeren bei Tisch meines beabsichtigten Ausflugs Erwähnung tat, sagte Frau v. Nother:

"Wie geht es denn Frieda Werner? Ist sie gut verheiratet?"

Frau v. Heeren bekräftigte es und lobte Doktor Werner als außerordentlich tüchtigen und seinen Mann.

"Gott, wenn ich noch an die Zeiten denke, wo ich gleich, daß Du es dabei nur darauf abgesehen hattest, mich eifersüchtig zu machen."



Don den Kämpfen um Verdun.
Das Kirchhofstör von Damoullers nach der Eroberung durch die deutschen Truppen.



Straße in Donchery nach der Einnahme durch die deutschen Truppen.

Herr v. Heeren blickte sich in dem Augenblick, um seine Serviette, die ihm vom Schoß gegliiten, aufzuheben. Daran lag es wohl, daß sein Gesicht so stark gerötet war. Lachend meinte er dann:

„Du hast wirklich ein gutes Gedächtnis, Lisa. Daß Dir all diese Dummheiten noch nach zehn Jahren einfallen.“

Die schöne Frau biß sich auf die Lippen. Augenscheinlich war die Antwort nicht nach ihrem Geschmack.

Aber — wozu soll ich Dich mit all diesen Nichtigkeiten langweilen? Ich fange wirklich an flatschföchtig zu werden. Ist das der Anfang des Alljüngferntums?

Leb' wohl, mein Schatz! Nächstens mehr!

In Treue Deine Marianne.

Der Feigling.

Eine Erzählung aus der Kriegszeit
von M. Blaut.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Ruf des Kaisers hatte Martin Holländer gegen Ende seines Urlaubs erreicht; und er hatte sich dann sofort zu dem



Der österreichische Thronfolger in Berlin.

Truppenteil begeben, bei dem er gedient hatte. Für ihn war das auch am besten gewesen, denn er hatte schon vor der Stunde geglaubt, wo er Maria von Tondern wieder begegnen sollte. Er durfte ja nichts hoffen! Aber so oft er sich dies auch gesagt und so oft er sich die Worte ihres Bruders wiederholt hatte, so war damit das andere Gefühl doch nicht zum Schweigen zu bringen gewesen, das sich nach den verträumten Augen, dem goldblonden Haar und nach der weichen Stimme sehnte. Ihr wieder begegnen! Der Gedanke hatte ihn während des Urlaubs immer geängstigt. Er hätte die Augen vor ihr niederschlagen müssen. Da sie jetzt auch wissen mußte, daß er als ein Feigling galt. So war er durch den Krieg fortgeholt worden und er hatte dorthin nicht zurück gemußt, wo er sich kaum zurückgewagt hätte.

Aber in diesen Kämpfen, in den Stunden im Schützengraben, während der anstrengenden Märsche war Maria von Tondern doch nicht zu vergessen gewesen; es lebte also doch etwas in ihm, das noch härter war als alle die erschütternden, furchtbaren Eindrücke des Krieges, als dieses gewaltige Ringen, bei dem der Tod die reinste Ernte hielt. Ohne Zögern, mit dem Empfinden der Selbstverständlichkeit seines Tuns hatte Martin Hol-

länder in den gefährlichsten Augenblicken standgehalten, mit der gleichen Gewißheit, mit der er die Wundur verweigert hatte, mit der er beim Obstehlen fortgeblieben war, mit der er jener Feigling geworden war; er gehorchte nur der Pflicht in sich. Die Pflicht war sein Gesetz. Deshalb hielt er jeder Gefahr im Striege stand.

Da hatte das Feuer der Franzosen etwas nachgelassen.

Von Mann zu Mann ging leise der weitere Befehl: „Jetzt keinen Schuß mehr. Anschluß nach der Mitte, Seitengewehr pflanzt auf! Lautlos vorwärts.“

Das dichte Gestrüpp ermöglichte ein unbemerktes Vorwärtkommen.

Seitwärts rechts knatterten die Maschinengewehre, immer nach dem Untergehölz zu, das schon verlassen worden war.

Ein Querspad wie ein Hohlweg sammelte die Truppe. Gegen dreißig Leute waren es noch, aber die entschlossensten der Kompanie, außerdem noch Verstrengte, die ihre eigene Abteilung verloren hatten, aber doch nirgends zurückbleiben wollten. Kein Kommando erklang, keine Weisung ertönte.

Da sah Martin Holländer, daß sie den letzten Offizier verloren hatten. Da gab es kein Besinnen, da konnte nur ein rasch entschlossenes Handeln helfen.

„Lautlos mir nach! Die Maschinengewehre müssen unser werden.“

Ein dichtes Ginstergestrüpp lag oben auf dem Hügelkamm; ob er besetzt war? Die kleine Truppe hatte ihn erreicht.

Martin Holländer schlich voran, nachdem er noch die schärfste Weisung gegeben hatte: „Jetzt keinen Schuß, wenn nicht alles verloren sein soll.“

Er sah, daß er mit seinen Leuten hinter die französische Schützenlinie, die sie versprungen hatten, gekommen war. Den rechten Flügel bildeten drei Maschinengewehre, die fast ohne jede Deckung standen und immer noch Tod und Verderben hinunter sandten.

Martin Holländer konnte auch noch erkennen, daß ein deutscher Sturm gegen diese Schützenreihe und gegen diese Maschinengewehre bereits ergebnislos versucht worden war, denn er sah bis dicht vor den Gewehren feldgraue Gestalten liegen.

Er aber war im Rücken.

Martin Holländer machte eine Bewegung nach rückwärts. Seine Leute hatten ihn verstanden.

Auf zum Sturm!

Aber da hatten die Feinde sie entdeckt; und es waren ebenso entschlossene, tapfere Soldaten. Sie drehten die Maschinengewehre bei und wetterten auf die Stürmenden los.

„Deckung und zielicheres Schießen.“

Der Ginstler stand prächtig. Wie auf dem Schießplatze wurde das Ziel gelucht; und es waren bei Martin Holländers Leuten so manche mit den Schützenläuren. Da fiel einer nach dem andern der Bedienungsmannschaft. Dabei kamen die Stürmenden durch den Ginstler immer weiter nach vorne.

Jetzt noch achtzig Meter.

„Hurra!“

Martin Holländer sprang als erster auf und mit dem gefällten Bajonett nach vorne.

„Hurra!“ brüllten dicht hinter ihm die Tapferen. Keiner wollte ihn verlassen.

Da waren sie schon bei den Maschinengewehren. Keiner sollte entkommen, und die drei Wundinstrumente mußten die Leute werden.



Der neue österr.-ungarische Minister des
Aeußern Baron Burian in Berlin.

Ein Franzose erkannte dies; und aus der letzten Kraft riß er eines an sich, umflammerte es und versuchte es den Hang hinunterzuführen, damit es wenigstens nicht den Feinden zufiel. Aber das Bajonett Martin Holländers war rascher.

Die Maschinengewehre gehörten ihnen.

Was nun?

Mehr als zwanzig tote Franzosen lagen auf dem Boden. Und Martin Holländer gab den Hang hinunter: das Signal, daß sie im Besitze der Höhen waren; sofort kam Unterstützung herauf, während Holländer die Maschinengewehre, bei denen noch zahlreiche Munition lag, nach der Richtung dem Feinde zulehrte, der mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden sollte.

Die Unterstützung traf ein.

Und jetzt erst schaute Martin Holländer nach den auf dem Hange liegenden Gestalten, nach den Feldgrauen, die das Stürmen bereits einmal ergebnislos versucht hatten. Waren es nur Tote? Oder gab es noch Schwergeloffene zu retten? Jetzt durfte er daran denken, da die Höhe gewonnen und auch geschützt war.

Einer richtete sich auf und schien Holländer zu winken. Es war ein Offizier.

Als Holländer herangekommen war, erkannte er das nun etwas hager gewordene, sonnenverbrannte Gesicht. Es war Fritz von Tondern; er hatte sich halb aufgerichtet und bot dem Herankommenden die Hand:

„Ich lag hier und konnte nicht fort. Ich sah daher, wie Sie die Höhe nahmen. Sie haben dadurch das Eisene Kreuz verdient. Sie haben sich als Held bewährt. Ich habe Ihnen gegenüber etwas gut zu machen.“

Martin Holländer nahm die dargebotene Hand.

„Das mußte geschehen. Kann ich Ihnen helfen?“

„Der rechte Fuß ist zweimal getroffen, der linke einmal. Ich kann mich daher nicht fort-schleppen.“

„Soll ich einen Notverband machen?“

„Das habe ich selbst schon be-sorgt. Ich muß eben warten, bis Sanitätsoldaten eintreffen.“

Aber da hatte Martin Holländer schon seinen rechten Arm unter die Schulter des Verletzten durchgezogen, griff auch noch mit der Linken zu und trug mit einer Kraft, die seine äußere Erscheinung kaum hatte vermuten lassen, den Verletzten wie ein Kind den Hang hinunter, um ihn zunächst aus der Kampflinie zu bringen, da immer noch feindliche Granaten und Schrapnellts einschlugen.

„Ich habe Ihnen einmal unrecht getan.“

„Reden Sie nicht so viel!“

„Marga aber soll es wissen.“

„Ich möchte keinen Dank für etwas, was nur die Pflicht getan hat.“

„Aber ich weiß, daß Marga Sie geliebt hatte und daß dies wahrscheinlich immer noch der Fall sein dürfte. Nur ich hatte Sie zurückgewiesen, weil —“

„Weil ich zu einem Feigling gemacht worden war. Ich verstand Sie, daß ich einem Offizier nicht erwünscht sein konnte.“

„Das möchte ich gut machen. Wie sehr ich Sie nun schätze, das möchte ich Ihnen zeigen. Ich denke, wir werden das Lazarett noch erreichen, damit ich Ihnen dort die Bruderschaft wie einem besten Kameraden anbieten kann.“

Marga hatte ihn geliebt!

Nur daran dachte Martin Holländer, während er den Verwundeten noch weiterschleppte. So hatte er das noch gehört, so hatte der Krieg ihm die große Hoffnung wiedergegeben. Und Fritz von Tondern bot ihm das „Du“ an.

Nun — war der Sieg oben auf der Höhe ein doppelter gewesen; nicht nur die Maschinengewehre hatte er sich erbeutet.

Schon sah er unten neben einer Walddedung die Flagge vom roten Kreuz.

Da spürte er mit einem Male einen heftigen, stechenden Schmerz in der Hüfte. Wie ein Schlag war es! Dann wankte er — der Verwundete entsank seinen Armen.

Marga —

Das war noch sein Gedanke; dann verlor er das Bewußtsein.

Als ein Schwerverwundeter war Martin Holländer nach einer Anstalt in einer kleinen süddeutschen Stadt gebracht worden. Niemand hatte ihm etwas sagen können, was mit Fritz von Tondern geschehen war. Niemand wußte etwas, wie man ihn selbst aufgefunden hatte. Als ein Bewußtloser war er in einen Lazarettzug getragen worden.

Und da er zur Besinnung erwacht war, befand er sich schon im Bahnzug.

Die Verletzung war eine so schwere, daß der eine Fuß wohl für immer gelähmt bleiben würde.

Wie aber war es Fritz von Tondern ergangen? Das wußte er wohl noch alles, was dieser ihm

gesagt hatte, daß er von Marga von Tondern doch geliebt worden war, daß nur der Bruder ihn abschütteln wollte — weil — weil er als ein Feigling hatte gelten müssen.

Aber jetzt? Nun blieb er für sein Leben auf dem rechten Fuße gelähmt. Da konnte Marga von Tondern für ihn wohl auch nicht mehr empfinden als Mitleid.

Daran hatte er so oft gedacht!

Auch an diesem Tage, der in das Lazarett die frohe Botschaft des zweiten Sieges des Ostarmeeführers, des bewunderten Volkshelden Hindenburg über die Russen bei Mladow gebracht hatte, grübelte Martin Holländer diesen Gedanken nach.

Er war so versunken, daß er gar nicht darauf geachtet hatte, daß in den Saal ein Offizier eingetreten war, der sich beim Gehen noch auf zwei Krüden stützte, und dem eine schlaffe Frauengestalt nachfolgte.

Der Offizier näherte sich dem Lager Holländers; der blickte auf und erkannte den Besucher:

„Martin, ich habe Dich hier ausfindig gemacht und will mein auf dem Schlachtfeld gegebenes Wort einlösen. Willst du mir ein Bruder sein?“

Fritz von Tondern! Nur ihn sah Martin Holländer; noch bemerkte er die zweite Gestalt nicht.

„Du — so soll das wirklich geschehen?“

„Ja! Du hast es an mir verdient, als du mich fortgetragen hast, wobei du selbst eine Kugel bekommen solltest. Aber

noch etwas habe ich dir zu bringen; vom Kaiser wurde dir das Eisene Kreuz für die Erstürmung jener Höhe und der drei Maschinengewehre verliehen. Als erster möchte ich es dir mitteilen.“

„Ich weiß nicht, womit ich es verdient hatte. Ich tat immer nur, was mir als Pflicht erschien.“

„Nicht allzu bescheiden! Im übrigen habe ich vorerst meine Aufgabe erfüllt. Das weitere magst du dir von dort sagen lassen.“

Damit trat er zur Seite.

Und nun sah Martin Holländer Marga von Tondern.

„Sie!“

Eine dunkle Röte färbte sein Gesicht; er versuchte sich aufzurichten. Da stand Marga von Tondern bereits neben ihm; „Weiben Sie ruhig liegen. Sie dürfen sich nicht allzuviel zumuten.“

„Ich möchte Ihnen nur danken, daß Sie kamen.“

„Musste ich es nicht? Wären Sie gekommen?“

„Ich weiß nicht, ob ich noch den Mut gehabt hätte.“

„Den Mut? Sie haben doch bewiesen, daß Sie Mut hatten.“

„Das war etwas anderes. Aber Sie fragen? Und jetzt noch, da mein Fuß gelähmt bleiben wird?“

„Stolz müssen Sie darauf sein, denn damit zahlten Sie mit am deutschen Sieg.“



Ein Kirchgang nach den Kämpfen bei Soissons.

„Aber ob Sie sich nicht meiner schämen würden, wenn ich etwas mehr verlangen würde, wenn ich nach etwas anderem fragen könnte, ob Sie diesen Krüppel auch lieben könnten.“

Er wußte es selbst nicht, wie er das gesagt hatte. Aber nun war es gesagt.

„Ja, hoch würde ich sein, auf meinen Ritter vom Eisernen Kreuz.“

„Marga! So hat mir der grausame schreckliche Krieg den schönsten Sieg gebracht, wie er auch für unser Deutschland eine neue Zeit der reifsten Fülle und der größten Macht bringen wird.“

„Daß es so kommen möge, das waltete Gott!“

Sie reichten sich die Hände, blickten sich an und verstanden sich, daß sie damit einen Bund fürs Leben schlossen, Marga von Tondern und der „Keigling“ mit dem Eisernen Kreuz. —

Carmen.

Von Ruth Wiffenbach-Bern.

(Nachdruck verboten.)

Jessie Hunter war ein junges, siebzehnjähriges, sehr schönes Mädchen. Ihre wunderbaren, goldblonden, lockigen und reichen Haare kontrastierten seltam mit ihren tiefen, nachdunklen Augen. Dazu die vollendetste Gestalt, die man sich denken konnte. Grazie und schlank, wie sie war, dabei schön, wie der Tag, erregte sie oft den Neid ihrer Kolleginnen. Dabei war sie aber so arm, wie eine Kirchenmaus. Sie war von merkwürdiger Abstammung. Ihr Vater ein Schotte, ihre Mutter eine Indianerin.

William Hunter, Jessies Vater, war einst mit einem Gefährten in das Indianerlager verdrängt worden, wo er seine spätere Frau, eines der schönsten Indianermädchen, hatte kennen und lieben gelernt. Die Sechszehnjährige war trotz dem Verbote ihres Vaters, dem weißen Manne nach Colorado gefolgt.

Diesem Bunde waren fünf Kinder, drei Jungen und zwei Mädchen, wovon Jessie die jüngste war, entsprossen.

Ihre Schwester Mildred war mit einem biederen Schreinermeister verlobt. Obwohl auch sie sehr schön war, konnte sie doch Jessie nicht das Wasser reichen.

Jessie war in einer großen Zigarrenfabrik Packerin. Jedoch in dem kapriziösen Köpfchen kreuzten sich turmhohle Wünsche und Gedanken, und wenn jemand diese gemußt hätte, so wäre man wohl sehr erstaunt gewesen. In dem kleinen Hirne krabbelte es ganz unheimlich von Unerhörtem, Unmöglichem. Zu ihren Kolleginnen sagte sie stets: „Ihr werdet sehen, ich werde nicht ewig hier sitzen und Zigarren packen, das ist mir zu langweilig. Ich werde einmal in die Welt gehen und mir das Glück suchen, darauf könnt ihr euch verlassen.“

„Ach du, mit deinen verrückten Ideen,“ erwiderte die kleine, dicke Rosie Blad.

„Nun, wetten wir,“ rief die kleine Uebermütige led, und zeigte lachend ihre weißen, gesunden Perlenzähne.

„Ja, um was wollen wir wetten,“ sagte Elisabeth Larlin verächtlich.

„Wetten wir um hundert Dollar,“ erwiderte Jessie immer noch lachend.

„Du und hundert Dollar,“ rief Elisabeth Larlin böshast.

„Gut, wir werden ja sehen. Ich sage euch, ich werde gewinnen und werde euch allen an meinem Hochzeitstage, sagen wir von heute in einem Jahre, jeder hier hundert Dollar schenken,“ jagte Jessie, jetzt ernst werdend.

„Wir nehmen die Wette an,“ riefen die Mädchen im Chorus. Elisabeth Larlin aber drehte sich um und sagte bloß: „Verrückt, total verrückt.“

Jessies kleinen Oehrchen war dieser Ausspruch nicht entgangen. Wogenden Auges trat sie auf Elisabeth Larlin zu und erwiderte ebenso verächtlich: „Du allerdings wirst nie einen

bekommen, der mehr als zwölf Dollar die Woche verdient.“ Sie hatte Temperament, die Jessie.

„Und du wirst einen bekommen, der das noch nicht bekommt,“ jagte Elisabeth Larlin getränkt.

„Ruhe, Ruhe,“ mahnten die andern dazwischen. „Wir wollen uns doch nicht um des Kaisers Bart streiten,“ sagte Rosie Blad. „Das ist ja alles Unsinn.“

Alle aber waren sich einig, daß Jessie Hunter den Spieles hatte.

Von da an grübelte Jessie Tag für Tag darüber nach, wie sie alle ihre Freundinnen übertrumpfen könnte und wie sie ihre Wette gewinnen würde.

Und eines Tages hatte sie richtig eine Idee. Eine so sinnlose, tollkühne Idee, wie sie nur eine edle Fankeotchter haben konnte.

Eines Sonntags früh zog Jessie ihre schönste Bluse, es war eine weiße Spachtelbluse, an, die sie vorzüglich liebte, dazu den schönen, schwarzen Kostümrock, den sie sich nach langem Sparen für vierzehn Dollar gekauft hatte, und ging zum Photographen. Es war der erste der Stadt.

Ihre ganzen Ersparnisse gingen dabei flöten, aber die Bilder, die sie acht Tage später in Händen hielt, waren so unübertroffen,

daß Jessie beinahe einen Freudenprung auf der Straße riskiert hätte. Die Passanten schauten dem schönen, selb-lächelnden Mädchen verwundert nach, das in Gedanken die kühnsten Luftschiffe baute, die ihre Kolleginnen doch ganz anders als verrückt bezeichnet hätten.

Dann kam wieder eine Woche der Arbeit für Jessie, aber sie tat ihre Pflicht fröhlich und mit großer Zuversicht.

Am Freitag hatte sie einen Posten der teuersten, allerfeinsten Zigarren zu packen. Und in einer dieser auserwählten Kisten, die sich nur sehr reiche Amerikaner zu rauchen gestatten durften, bugierte sie, ehe sie diese schloß, fest schloß, ihr liebliches Konterfei, samt Adresse hinein.

Keines der jungen Mädchen hatte auf das Mannöver Jessie Hunters geachtet. So hatte sie unbemerkt diese unerhörte Tat begehen können, die ihr schwere Strafe, wenn nicht gar Entlassung zugezogen hätte, wenn es an den Tag gekommen wäre.

„Nun, Schicksal, gehe deinen Gang,“ flüsterten die süßen Mädchenlippen.

Es war noch kein Jahr vergangen, da fuhr eines Tages ein Automobil vor der Fabrik, in der Jessie beschäftigt war, vor und demselben entstieg ein junger, vornehmer Amerikaner.

Dieser ließ sich sofort bei dem Direktor melden. In dessen Kontor hatte er eine

lange, sehr ernste Unterhaltung mit diesem, und dessen Ende war, daß endlich Jessie Hunter geholt wurde.

„Was mag es gegeben haben,“ rief Rosie Blad ängstlich.

„Weiß Gott, was sie angestellt hat,“ erwiderte Elisabeth Larlin hämisch, denn sie beneidete Jessie schon lange wegen ihrer Schönheit; sie selbst mit ihrer dicken Nase und mit ihren Sommerhosen war nichts weniger als hübsch, und sie hätte Jessie das größte Unglück, ja sogar ihre Entlassung gegönnt.

Als aber Jessie nach langer Zeit, rot wie eine Mohnblume, lachend und das Glück in den schönen Augen, wieder auf der Bildfläche erschien, da schauten die jungen Mädchen sie ganz verbüßt an.

Was war geschehen, dachten alle.

Jessie aber weidete sich noch eine Weile an den entgeisterten Gesichtern ihrer Kolleginnen, dann aber kam es wie ein Sturzbad über ihre Lippen.

„So,“ sagte sie, „die erste Hälfte meiner Wette, liebe Kinder, habe ich schon gewonnen. Teile euch mit, daß ich mich eben mit dem Millionär Georg Jefferson aus Baltimore verlobt habe. Der Herr ist eigens von Baltimore hierher gefahren, um mich zu freien,“ sagte Jessie recht böshast, sich an Elisabeth Larlin wendend.

„Du bist übergeknapppt, Jessie,“ sagte diese nur. „Zieh' uns doch hier nicht auf, mit deinen Schreulichen.“



Das Einrücken ins Quartier nach der Schlacht bei Soissons.

„Aber keine Spur, es ist Tatsache, was ich euch mitteile.“ Und um der Wahrheit die Ehre zu geben, trat jetzt der Direktor in den Saal auf Jessie zu und tat so höflich und liebenswürdig, wie man das gar nicht an ihm kannte.

Die jungen Mädchen wurden noch erstaunter und endlich fingen sie an, das Unerhörte zu glauben.

„Fräulein Hunter, nachdem Sie hier Abschied genommen und Ihre Sachen gepackt haben, erwarte ich Sie in meinem Kontor. Sie haben zwar für den ganzen Monat Kontrakt, aber Mr. Jefferson hat eine so große Abstandssumme für Sie hinterlegt, daß ich Sie entlassen muß. Sie waren stets eine fleißige, tüchtige Arbeiterin, die ich nur ungern gehen lasse, aber ich will Ihrem Glücke nicht im Wege stehen,“ sagte der Direktor im Weggehen freundlich. Das kleine Mädchen, das einen solchen Staatsstreich gewagt, imponierte ihm.

Triumphierend schaute sich Jessie gleich einer Königin im Kreise um. Endlich kamen die Kolleginnen auf sie zu, um ihr zu ihrem Glücke zu gratulieren.

„Wie hast du das nur angestellt,“ fragte Rosie Blad neugierig.

„Allein, Jessie gab ihr Geheimnis nicht kund. „Du gehst also wirklich jetzt von hier fort, Jessie,“ sagte Rosie traurig, denn sie war noch die Aufrichtigste von allen und nicht neidisch.

„Ja, ich gehe und an meinem Hochzeitstage erhält jede von euch hundert Dollar, wie ausgemacht ist.“

Fräulein gekannt, das nach dem Tode ihrer Eltern 20 000 Mark erbt. Diese hat beim Anblick der Geldsumme bitterlich geweint und gefagt: „Das sind die Apfelsinen, die Zuckerbällchen, die Puppen, die Bälle, nach denen ich als Kind so sehnsüchtig ausgeschaut und die ich nie erhielt.“

Man kann alles zu weit treiben, und wenn die Sparjamkeit zur Last, zum Hemmnis wird, so ist sie kaum mehr eine Tugend zu nennen. Gewiß sollen Kinder zur Sparjamkeit angeleitet werden, aber sie darf ihr Gemüt nicht bedrücken.

Die weiße Sparjamkeit ist eine Kunst, die man aus Liebe zum Hauswesen erlernt. Man muß beobachten, vergleichen und Wert auf kleine Dinge legen, die Verwertung der Reste, die manche Neuananschaffung unnötig machen. Was alles läßt sich in einem Haushalte ersparen. Bei den Lebensmitteln sowohl wie bei den Kleidungsstücken. Es würde zu weit führen alles in Einzelheiten aufzuführen, hauptsächlich möchte ich doch über die Anleitung zur Sparjamkeit bei Kindern sprechen. Zunächst sollen diese angehalten werden, ihre Sachen zu schonen, sind es nun ihre Kleider, ihre Schuhe, ihre Schulsachen oder ihre Spielsachen. Dann lehre man sie, aus Unscheinbarem noch etwas zu machen. J. B. man kaufe eine Puppe nur mit dem Gedächtnis bekleidet und sage: „Nun wollen wir sie austaffieren.“ Dazu wird jedes kleine Mädchen bereit sein. Jeder Haushalt hat seine Müllkiste. Darin finden sich Resten von Weiß- und Wollzeug und der Stopfresten ergibt farbige Wollresten. Höschen, Röddchen, Mützchen, Kleidchen und Spürzchen, alles kommt aus den unscheinbaren

Resten zustande. Habt ihr schon mal so ein kleines Mädchen für ein armes, unbekleidetes Puppenkind nähen sehen? Es arbeitet mit dem ganzen Eifer einer zukünftigen Hausmutter. Die Kinder haben ein feines Gefühl dafür, daß im Hause nichts umkommen darf. Sie nehmen jeden Knopf, jede Nadel auf und bringen sie an ihren Platz. Das Beispiel der Eltern ist die beste Belehrung. Nicht eine Bürde darf die Sparjamkeit sein, sondern eine Freude, sie darf kein bedrückendes Gefühl im Herzen der Familienmitglieder wachrufen, denn es würde den Kindern ihre Jugend und ihre Freude vergällen.

Spruch.

Die Menschen müssen husten, wenn ihnen etwas Unrechtes in die Kehle kommt; müßten sie aber auch husten, wenn ihnen etwas Unrechtes aus der Kehle kommt, so wäre des Hustens gar kein Ende.

Unsere Bilder.

Das Seegefecht in der Nordsee.

Bei einem Vorstoß eines kleinen deutschen Panzer-Geschwaders kam es am 24. Januar zu einem Gefecht mit englischen Streitkräften. Hierbei wurde nach vorläufigen Nachrichten ein englischer Schlacht-Kreuzer in den Grund gehohrt; aber auch auf deutscher Seite ist ein Verlust zu beklagen, da der Panzerkreuzer „Blücher“ gesunken ist.

Zu Graf Haefelers 79. Geburtstag. Am 19. Januar 1915 feierte Graf Haefeler, der älteste Feldmarschall der deutschen Armee, in seinem Quartier in Cornay in Frankreich seinen 79. Geburtstag. Seine Soldaten hatten es sich nicht nehmen lassen, sein Quartier einfach und schlicht zu schmücken und dem Tage dadurch eine besondere Weihe zu geben.

Ein Kirchgang nach den Kämpfen bei Soissons. Wir sehen hier unsere Soldaten, die ein so überaus andrängliches Handwerk auszuüben gezwungen sind, in ihrer freien Zeit den Gottesdienst besuchen. Sie sind vor der Kirche in Neufchatel am Sonntag nach den Kämpfen bei Soissons aufmarschiert und haben im Gotteshaus Gott für die siegreiche Schlacht und Erhaltung ihres Lebens gedankt.

Das Einrücken ins Quartier nach der Schlacht bei Soissons. Müde und hungrig kehren die Soldaten nach der Schlacht in ihre Quartiere zurück und froh kann sich jeder preisen, der als Nachquartier noch ein Haus zugewiesen erhält und nicht im Unterlande des Schützengrabens oder in Erdhöhlen von den schweren Kämpfen ausruhen muß.



Rettingsarbeiten der Soldaten und Feuerwehrlente in Sora.

Sie zählte die Mädchen, es waren fünfzehn im ganzen.

„Also fünfzehnhundert Dollar,“ sagte sie großartig, aber sie hatte von dieser Summe keine blasse Ahnung.

Das Jahr war noch nicht ganz um, da war Jessie Hunter Mrs. George Jefferson, eine der schönsten und reichsten Damen von Baltimore.

Die beiden liebten sich bald abgöttisch. Dann machten sie große Reisen, nach Europa und Japan, und George Jefferson schmückte seine kleine, entzückende Frau mit dem Schönsten, was die Welt bieten konnte. Er war total vernarrt in Jessie. Namentlich im Gespräch auf die Zigarettenliste zu reden, dann lachten beide wie toll.

Und George sagte: „Duacker, solche Sachen machst du?“ Jessie aber fing an zu schmolzen und dann küßte Georg seine junge Frau, bis sie wieder lachte und wieder gut zu ihm war.

Sparjamkeit bei Kindern.

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

Sparjam sein! Diese Worte treffen so manche Hausfrau. Fast jede Frau des Mittelstandes ist mehr oder weniger gezwungen, Sparjamkeit zu üben. Wie nun sollen Kinder zu dieser Tugend angeleitet werden? Kürzlich hörte ich eine Dame äußern, daß in manchen Häusern ein solches Sparjamkeitssystem herrsche, daß es die Kinder förmlich bedrücke. Immer wurde ihnen vorgehalten „sparen, sparen“, nie gab es ein kleines Geldstück zu einem unschuldigen Vergnügen. Die Dame erzählte, sie habe ein älteres



Sprüche.

Dir ist dein Haupt umkränzt mit tausend-
jährigem Ruhm;
Du hebst den Tritt der Unstreblichen
Und gehst doch vor vielen Landen her —
Ich liebe dich, mein Vaterland.

Stark des Auge,
Stark die Hand,
Treu dir selbst,
dem Vater-
land,
Lieber brechen,
als sich schmie-
gen,
So muß Recht
und Rechtes
liegen.

**Das Erdbeben
in Mittelitalien.**
Von der schwe-
ren Erdbebenka-
tastrophe in Mit-
telitalien sind
nach und nach
noch viele er-
schütternde Ein-
zelheiten bekannt-
geworden, und
es scheint leider,
daß die ersten
Angaben über
die Opfer an To-
ten und Verletz-
ten eher zu nie-
drig als zu hoch
gegriffen waren, da man
aus einer ganzen Reihe
entlegener und verkehrs-
armer Abzweignorte, die
fast völlig zerstört sind,
erst nach Verlauf mehrerer
Tage Nachricht erhielt.
Die Rettungsarbeiten
durch Militär und Gen-
darmerie gestalteten sich
sehr schwierig, da ganze
Berge von Schutt und
Trümmern fortzuräumen
waren.

**Der Stammbaum Hin-
denburgs.** Ein altnär-
tischer Familienforscher,
Oberarrer Wollesen, hat
in einem Schreiben an den
Schriftleiter des Vereins
„Derold“ darauf hinge-
wiesen, daß in einem kürz-
lich erschienenen Artikel
über die Familie von Be-
nedendorf und Hin-
denburg, der sich auf die dies-
bezüglichen Angaben des
Gothaischen Taschenbuches
stützt, Unstimmigkeiten
enthalten seien, insofern
als dort das Geschlecht von
Benedendorf als ein altnär-
tisches, aus der
Gegend von Salzwedel stammend, bezeich-
net wird. Generalleutn. v. Bardeleben hat
die Angelegenheit eingehend geprüft; nach
seiner Ermittlungen sind zwei Geschlechter
ähnlichen Namens zu unterscheiden: die von
Benedendorf, welche aus dem gleichnamigen
Ort bei Salzwedel stammen, auch in Salz-
wedel selbst ansässig waren und urkundlich
bereits im 13. Jahrh. erwähnt werden. Ihr
Wappen zeigt im gespaltene Schild einen
halben Adler, hinten drei Rosen. Dagegen
gehören die von Benedendorf mit einem
Widder- oder Büffelkopf im Schilde zum
alten Adel der Neumark, wo ihr Stammort

Aläden (Zit-Aläden) im Kreis Arnswalde
liegt. Auch in Pommern, Sachsen und
Ostpreußen erwarben sie reichen Güter-
besitz. Johann Otto Gottfried von Be-
nedendorf, dessen Großmutter eine von
Hindenburg, dem Letzten des Geschlechts,
erblte dessen preussische Güterbesitz und er-
hielt am 2. Januar 1789 die preussische Er-
laubnis, Namen und Wappen der von Hin-

teilt. Daß Graf Schmettow von seiner
Reittunnt nichts eingebüßt hat und sein
Pferd auch mit einer Hand zu meistern
versteht, geht aus einer Feldpostkarte her-
vor, auf der er der Sportwelt folgendes
mitteilt: „Ich bin nach meiner Verwundung
bei der Gardesavalleriedivision, wo ich
meine linke Hand verlor, seit Anfang No-
vember wieder draußen und nun zweiter
Adjutant bei ei-
nem Armeecorps-
kommando. Mit
einer von mir er-
fundene Ein-
richtung macht
mir jetzt auch das
Reiten keine be-
sondere Schwie-
rigkeiten.“

Begünstigt.

Fürstler Krause
hat mit einigen
Kameraden beim
Vordringen im
Osten eine feind-
liche Patrouille
abgefangen.
Beim Rücktrans-
port stellte es sich
heraus, daß einer
der Bojza-Du-
tels etwas
Deutsch rade-
brecht. Krause
fragte ihn aus,
und der Russe
erzählt seine
Kriegsabenteuer:

„Es sich schon zweites
Mal, was ich mach mit.
Hab' ich gefangen in ja-
panisches Feldzug unter
Kuropattin. Bin ich ge-
worden gefangen. Jetzt
hab' ich gefangen unter
Hennelamp, bin ich auch
geworden gefangen.
Zweimal gefangen. Glid!
Glid!“

Das versenkte Drahtseil.
Hänschen hatte von seinen
Eltern die Erlaubnis er-
halten, das Theater zu be-
suchen. Bei seiner Heim-
kunft wird er gefragt, wie
es ihm gefiel. „O, es war
sehr schön und kriegsmäßig
sogar die Musik spielte im
Schützengraben!“

**Eigenmütiger Patriotis-
mus.** Schuldner (ärgert-
lich zum Gläubiger, der
die Rechnung vorzeigt):
„Wie, da sind Sie auch
noch immer? So ein
kräftiger gesunder Mann
wie Sie, der müßte doch
langst im Felde sein!“

Rätsel.

Die Erste entsteht durch Störung der Rich-
tung,

Die Zweite durch jede dramatische Dichtung,
Das Ganze durch eines Ganzen Vernichtung.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Kettenrechnung.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Heftes verboten.
(Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
E. Nelson, Dresden (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von F. W. Schmidt & Co., G. H. (Ruhr).



Im Freien lagernde Einwohner von Avezzano.



Notzelt einer der Katastrophe entronnenen Familie in Avezzano.

denburg mit dem seinigen zu vereinigen.
Die von Hindenburg, ursprünglich Alt-
märker, waren auch in Pommern und
Preußen begütert. Das redende Wappen
zeigt im Schilde eine Hindin (Hirschkuh)
vor einem Baum.

Der einhändige Adjutant. Der deutsche
Herenreiter Rittmeister Graf Schmettow
erlitt bald nach Beginn des Krieges eine
Verwundung, die zur Abnahme seiner
linken Hand führte. Nach seiner Genesung
bewarb er sich darum, neuerdings im Kriege
verwendet zu werden, und er wurde trotz
seiner verminderten Diensttauglichkeit als
Adjutant einem Armeekommando zuge-

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt.



Nr. 8

Sonntag, den 21. Februar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. Horowitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

S. v. d. S., den 29. Juli 19...

Wieder eine Neuigkeit, Gilde — diesmal eine erfreuliche — die mir die Feder in die Hand drückt. Denke Dir, Anfang August kommt Ilse hierher; Frau v. Heeren hat sie eingeladen. Ist das nicht lieb und gut von ihr? Kannst Du es mir nachfühlen, mit welcher frohen Gefühlen ich die Freudenbotschaft nach Hause gelangt?

Gestern traf ein Jubelbrief meines Schwesterchens ein. Ganz berauscht ist sie von dem Gedanken, mich schon so bald wiederzusehen und dabei solch schönes Stück Welt kennen lernen zu dürfen. Ist es doch die erste größere Reise, die ihr nun bevorsteht! Und wie glücklich und zufrieden schreibt mein gutes Mütterchen!

Ilse's Herkommen machte sich ganz zufällig. So ohne alle Vorbedingungen ward mein heißer Wunsch erfüllt. Vor einigen Tagen, als wir gegen Abend von unserer Spazierfahrt heimkehrten, trafen wir am Gartentor den Briefträger, der uns die Post überbrachte. Noch durch den Garten nach dem Hause gehend, öffnete ich Mamas Brief. Während Frau v. Heeren gleichfalls ihre Briefschaften durchsah. Zu meinem Bedauern las ich, daß Ilse's Besinden immer noch viel zu wünschen übrig lieh. Mein Gesicht mag wohl infolgedessen einen sehr ernsten, vielleicht auch betrübten Ausdruck getragen haben, denn Frau v. Heeren fragte mich plötzlich, ob ich unangenehme Nachrichten von den Meinen hätte. Natürlich teilte ich ihr darauf unsere Sorgen mit.

Als ich später nach dem Abendessen mit ihr im Garten auf und ab ging — Frau v. Rother saß mit Herrn v. Heeren auf der Veranda — da machte sie mir den Vorschlag, Ilse kommen zu lassen. Sie meinte, mein Zimmer wäre geräumig genug, um noch ein Bett darin aufzustellen, und die Bomburger Luft würde der kleinen Patientin sicher von Nutzen sein. Ueberglücklich dankte ich ihr für diesen rührenden Liebesbeweis, konnte aber doch nicht umhin, sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Anwesenheit eines lebhaften jungen Mädchens vielleicht etwas mehr Unruhe ins Haus bringen würde und sie, vor allem auch Herrn v. Heeren, stören könnte.

„Ihre Befürchtung ist ganz überflüssig, mein liebes Kind,“ entgegnete Frau v. Heeren freundlich. „Mein Sohn hat heitere junge Menschen gern. Ihre Schwester wird nur noch zu seiner Berstreuung beitragen, und im übrigen — damit Sie aller Zweifel enthoben sind, will ich Ihnen anvertrauen, daß er selbst mich auf die gute Idee gebracht, Ihre kleine Schwester hierher einzuladen.“

Also ist er mittelbar schuld an Ilse's Herkommen! Nun, da ich ihm nicht zu danken brauche, kann's mir ja recht sein! Ach, ich freue mich unlagbar auf mein Schwesterlein und zähle die Stunden bis sie kommt!

Frau v. Heeren neigt mich und behauptet, ich ginge ganz verklärt umher. Herr v. Heeren scheint nichts davon zu merken; er gericht wieder einmal, mich gar nicht zu sehen. Als Frau v. Heeren ihm mitteilte, daß Ilse käme, da lagte er ganz trocken:

„Das ist schön. Da wird es bei uns lebhafter werden!“ Seine Angebetete ist nämlich gestern abgereist, nach Interlaken, wie ich hörte. Herr v. Heeren gab ihr das Geleit zur Bahn, — bis zuletzt ihr treuer Ritter! Er hat sich übrigens die letzten Tage merklich erholt, sein Fuß ist viel besser, und wenn er auch ein wenig hinkt, so kann er doch schon, auf den Stod gestützt, kleine Spaziergänge unternehmen.

Ob er doch noch Frau Ilse das Versprechen gegeben, sie später in der Schweiz aufzusuchen, weiß ich nicht. Ich begreife überhaupt nicht recht, weshalb die Sache immer noch nicht zum Klappen gekommen ist. Frau v. Rother machte während der letzten Tage ihrer Anwesenheit einen etwas nervösen Eindruck. Sie kam mir nicht sehr siegessticher vor. Jedenfalls hat sie einen anderen Abschluß ihres Besuches erwartet.

Zufällig war ich, am offenen Fenster meines Zimmers stehend, Ohrenzeuge eines kurzen Gesprächs zwischen ihr und Herrn v. Heeren. Es gab mir Stoff zum Nachdenken. Hier ist es: „Du kannst mir glauben, Wolf, sie ist genau so gefallsüchtig wie andere Frauen.“

„Reinst Du?“

„Aber gewiß. Es gibt zweierlei Arten, die Männer zu reizen. Entweder man kommt ihnen sehr entgegen, oder man beobachtet sie kaum. Die letztere Art ist die raffiniertere.“

„Ich beuge mich vor Deinem Scharfblick und halte die weiße Beurteilung Deines Geschlechts selbstverständlich für maßgebend.“

„Du brauchst das gar nicht so spöttisch zu sagen. Ich habe darin Erfahrung, und wenn man sozusagen mit den Augen der Liebe sieht —“

„Ah, Du liebst sie also?“

„Laß den Unsinn, Wolf. Du weißt sehr gut, daß das nicht auf sie gemünzt war. Aber ich sehe schon — es ist überflüssige Liebesmüh!“ —

Du willst nicht auf mich hören.“

Er lachte leise auf.

„Rege Dich nicht auf, Ilse. Es liegt ja gar kein Grund vor. Ich bin ja vorläufig noch ganz unverehrt.“

„Nein, das bist Du nicht. Ich kenne Dich besser. Aber ich hoffe, Du wirst doch noch einsehen, wie gut ich es mit Dir meine.“

„Aber natürlich, teure Cousine, das tue ich ja schon heute. Du machst mich ordentlich bange vor der großen Gefahr.“

In dem Augenblick klopfte die Jungfer an meine Tür, und ich trat hastig vom Fenster fort. So konnte ich nichts mehr hören. Doch unwillkürlich lehrten meine Gedanken immer wieder zu diesem Zwiegespräch zurück. Vor wem mag Frau v. Rother ihren Vetter so energisch gewarnt haben? Und dann wieder — fühlte sie sich seiner immer noch nicht sicher? Die Kapitulation scheint diesmal doch schwieriger zu sein, als vor zehn Jahren. Aber da schreibe ich alles mögliche gleichgültige Zeug hin und vergesse ganz, Dir von meinem schönen Frankfurter Ausflug zu berichten. Und es waren wirklich so besonders angenehme Stunden, die ich dort verbracht, daß es sich schon lohnt, davon zu sprechen.

Du kennst ja Frankfurt, also brauche ich Dir nicht erst ein Langes und Breites davon vorzuschwärmen. Mit Entzücken nahm ich die Schönheiten der Stadt in mir auf. Diese glückliche Vermengung neuer und alter Kultur, die einem überall entgegentritt, dieses vornehme, ruhig elegante Straßenbild, diese kostbaren Auslagen in den Geschäften, die darauf schließen lassen, daß hier



Generalleutnant Wild v. Hohenborn.

ein Publikum lebt, das das Beste vom Besten zu kaufen gewohnt ist, die wunderbaren Anlagen, die wie ein dichter grüner Kranz sich um die innere Stadt ziehen und nicht zu vergessen — der angrenzende Wald, der den Bewohnern aller Klassen die Möglichkeit gibt, die Natur in vollen Zügen zu genießen; ist es da zu verwundern wenn die Frankfurter sich mit unzagbarem Stolz ihrer Vaterstadt brüsten und die Fremden in Scharen dahingehen, um dann in allen Sprachen das Lob der alten Kaiserstadt zu verkünden?

Doktor Werners haben ein reizend gemütliches Heim, zwei wunderhübsche, lebhaft Kinder, zwei Knaben im Alter von vier und sechs Jahren, die sich gleich mit mir anfreundeten. Doktor Werner selbst gefallt mir sehr. Er scheint nichts vom kleinlichen Schablonentum seines Standes zu haben, ist sehr heiter und augenscheinlich sehr verlobt in seine allerdings besonders nette Frau. Unser Zusammensein verlief vergnügt und angeregt; es war mir, wie wenn ich eine langjährige Freundin des Hauses sei. Den Nachmittag verbrachten wir noch in angenehmer Gesellschaft im berühmten Palmengarten, und erst um 8 Uhr fuhr ich nach Homburg zurück. Das Ehepaar ließ es sich nicht nehmen, mich an die Bahn zu bringen. Beide trugen mir viele Grüße für Frau v. Heeren und ihren Sohn auf, und als ich schon in den Zug gestiegen, rief mir Frau Doktor Werner noch zu:

„Ach ja, richtig, beinahe hätte ich's vergessen! Bitte, Liebes Fräulein Wode, sagen Sie doch Wolf — ich meine Herrn v. Heeren — diesmal wäre ich mit ihm ganz „einlg“. Er wird mich schon verstehen.“

Zögernd versprach ich diese seltsame Botschaft auszurichten, während Doktor Werner lachend meinte:

„Meine Frau hat immer ihre Geheimnisse mit Herrn v. Heeren. Seit sieben Jahren ist es ihr höchster Ehrgeiz, meine Neugierde wach zu rufen, aber es gelingt ihr nicht.“

Diese lachend gesprochenen Worte, die heiteren Mienen beider begleiteten mich noch eine gute Strecke Wegs, als ich zwar etwas müde, aber doch befriedigt von den Ereignissen des Tages, im Wagenabteil saß.

In Homburg stand zu meiner nicht geringen Ueberraschung Herr v. Heeren mit einem fremden Herrn an der Bahn. Beide kamen mir — als ich aussteigen — langsamem Schrittes entgegen und — denke Dir — der Fremde entpuppte sich als der Regierungsrat v. Bente aus Karlsruhe und ist ein Sohn meiner lieben alten Erzellenz. Er überbrachte mir gleich Grüße seines Vaters, den er noch vor einigen Tagen gesprochen. Dann verabschiedete er sich, um sein Hotel aufzusuchen.

Jetzt merkte ich erst, daß auch Karl da war, dessen Arm Herr v. Heeren nahm, während er mich fragte, ob ich vielleicht zu müde sei, um nach Hause zu gehen. Da ich verneinte, machten wir uns langsam auf den Weg.

Herr v. Heeren mag wohl gedacht haben, daß er mir für sein unerwartetes Erscheinen an der Bahn eine Erklärung geben müsse, denn — als wir ein kleines Stück Wegs schweigend nebeneinander hergegangen — erzählte er mir, Herr v. Bente sei gegen Abend in der Villa erschienen und habe ihn dann veranlaßt, da Karl mich doch hätte holen müssen, noch ein wenig auszugehen. So wären sie auf die Idee gekommen, mich zu erwarten.

Als ich nichts darauf erwiderte, fragte er:

„Nun — und wie war's in Frankfurt? Und was machen Werners?“

Darauf nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm Frau Doktor Werners seltsame Bestellung auszurichten.

Er lächelte vor sich hin und sagte nur:

„Frieda ist und bleibt ein Nader.“

Daß mich diese Bemerkung klüger gemacht, kann ich nicht behaupten.

Herr v. Bente ist zur Kur hier. Natürlich sehen wir ihn täglich, und da er viel Ähnlichkeit mit seinem Vater hat, stehen wir

uns sehr gut. Durch Frau v. Heeren erfuhr ich, daß er seit drei Jahren verwitwet und ein kleines Töchterchen von vier Jahren besitzt. Seine Frau soll durch den Tod von langen Leiden erlöst worden sein. Wie schrecklich, so früh seine Lieben zu verlieren! Herr v. Bente geht jeden Morgen mit mir spazieren. Das erste Mal trafen wir uns zufällig am Eingang des Waldes, und es machte sich daher von selbst, daß wir unseren Weg gemeinsam fortsetzten. Seit drei Tagen holt er mich aber regelmäßig gegen 1/2 Uhr ab.

Ich bin sehr gern mit ihm zusammen. Er ist ein ernster, ruhiger Mann, in seiner Art sich zu geben, sehr einfach und doch ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle im besten Sinne des Wortes.

Wir unterhalten uns viel über Kunst. Herr v. Bente besitzt ein tiefgehendes Verständnis für die Malerei und steht in persönlichen Beziehungen zu vielen angeesehenen Künstlern.

Als wir gegen zehn Uhr in sehr belebter Unterhaltung nach der Villa zurückkehrten, fand Herr v. Heeren am Gartentor. Ich sah ihm an, daß er wieder einmal in schlechter Laune war. Wahrscheinlich hatte er immer noch seinen Brief von Frau Lisa. Herr v. Bente verabschiedete sich. Die etwas laue Aufforderung seines Vaters, noch einen Augenblick im Garten zu verweilen, lehnte er ab, meldete sich aber zum Nachmittagsstee an, den er fast stets mit uns nimmt. Mir die Hand reichend, sagte er:

„Es war wundervoll heute im Walde, nicht wahr?“

„Herzlich,“ stimmte ich zu, den Händedruck herzlich erwidern.

Als er gegangen, wollte auch ich ins Haus gehen, wurde aber von Herrn v. Heeren zurückgehalten.

„Sie scheinen der einsamen Morgenspaziergänge überdrüssig zu sein?“

Ich wollte nur, Du hättest wieder einmal den spöttischen Ton gehört. Kühl entgegnete ich:

„Ich habe die Gesellschaft nicht gesucht. Da Herr v. Bente die Freundlichkeit hat, mich zu begleiten, habe ich natürlich nichts dagegen.“

Er lachte wieder spöttlich.

„Natürlich! Herr v. Bente tut gewiß auch sein Möglichstes, um Sie gut zu unterhalten.“

Ich zog es vor, nichts zu erwidern.

Da trat Herr v. Heeren dicht an mich heran und sah mich durchdringend an.

„Nehmen Sie sich in acht, Marianne, im Walde ist schon manches Bild gespürst worden.“

Empört trat ich einen Schritt zurück.

„Bitte, Herr v. Heeren, beunruhigen Sie sich meinethalben nicht. Herr v. Bente ist kein Jäger — sicher nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen — und ich kein herrenloses Wild. Selbstverständlich bin ich aber bereit, meine Spaziergänge aufzugeben, wenn ich dadurch irgend wie Anstoß erregen sollte. Ich werde noch heute Frau v. Heeren danach fragen.“

„Und ich ersuche Sie, das zu unterlassen,“ lang es heftig zurück. „Sie wissen sehr gut, daß meine Mutter, im Falle sie etwas daran aufzusehen hätte, es Ihnen sagen würde. Da sie es nicht getan, so ist das ein Beweis, daß sie damit einverstanden ist.“

Bewundert sah ich ihn an.

„Also muß ich wohl annehmen, daß Sie allein etwas dagegen haben, Herr v. Heeren.“

Vergeßlich blickte er zur Seite. Die Antwort schien ihm nicht leicht zu fallen.

„Nun —“ zögernd kam es heraus — „wenn ich offen sein soll, ich bin nicht gerade entzückt davon.“

Das veranlaßte mich, meine hochmütigste Miene aufzusetzen. „Das bedaure ich. Nur müssen Sie einsehen, daß das kein Grund für mich ist, einem mir sympathischen Menschen unhöflich zu begegnen.“

„Ah, Herr v. Bente ist Ihnen sympathisch?“

„Gewiß. Mögen Sie ihn denn nicht?“

Er zuckte ungeduldig die Achseln.

„Darauf kommt es hier doch nicht an, ob ich ihn mag oder nicht. Sie wollen sich wieder einmal aus der heillosen Geschichte ziehen, Marianne.“

Ich mußte unwillkürlich lachen. „Tue ich das für gewöhnlich?“

„O ja. Sie verstehen es schon, einem ein Rätsel aufzugeben.“

„Ich?“

Sprachlos blickte ich ihn an. Bis jetzt hatte ich immer gefunden, daß es umgekehrt der Fall war, aber natürlich sagte ich nichts davon.

Er lächelte trübe vor sich hin.

„Das glauben Sie mir wieder einmal nicht, und doch ist es so.“ In dem Augenblick kam Karl mit einem Auftrag von Frau v. Heeren, und ich machte, daß ich weg kam.



Ein Vorkämpfer für französische Kultur.

Sieht Du, Silbe, so ist er nun! Nicht einmal diese harmlosen Spaziergänge mit Herrn v. Bente gönnt er mir!

Am 1. August kommt Ilse. Ach, wie ich mich freue!

Nun, und Herr v. Heeren kann sich beruhigen; dann werden wir zu dreien in den Wald ziehen!

Schreibe mir bald; auch was Du von Herrn v. Heeren's seltsamem Wesen hältst. Ich habe es aufgegeben, ihn zu verstehen.

In Liebe

Deine

Marianne.

P.S. Ich finde es eigentlich unverkämmt, daß er mich ungefragt Marianne nennt. Wenn ich nun Wolf sagen wollte! Hebrigens ein greulicher Name!

7

H. v. d. S., d. 10. Aug. 19 . .

Meine liebste Freundin! Kaum daß ich mir die Zeit nehme, um endlich wieder einmal mit Dir zu plaudern. Seitdem Ilse hier ist, trägt das Leben in unserm stillen Winkel ein ganz anderes Bild. Wunderbar, was solch junges sonniges Menschenkind von neunzehn Jahren für einen Lebensdrang in sich hat! Diese fortwährende Unternehmungslust, dieses, während des augenblicklichen Genießens, sich auf die kommenden Ereignisse freuen,

Frau v. Heeren ist ganz entzückt von ihr und verzieht sie auf ungläubliche Weise, von Herrn v. Heeren gar nicht zu reden, der sich von morgens bis abends mit ihr abgibt.

Herr v. Bente verbringt jetzt fast regelmäßig seine Nachmittage und Abende mit uns, und ich staune immer von neuem, wie lustig und geschickt mein Schwesterchen die Neckereien der Herren zu vergetten weiß. Es geht wirklich sehr heiter bei uns zu.

Somit sollte man glauben, daß ich jetzt eine glückliche Zeit verlese, aber — schilt mich nicht, Silbe, ich kann bei alledem doch nicht ganz froh werden. Immer deutlicher sehe ich's kommen, daß diese schönen Tage keinen harmonischen Abschluß finden werden. Und denke nicht, daß ich wieder einmal Gespenster sehe und mich mit grundlosen Vermutungen abquäle.

Silbe — ich fürchte, daß sich Herr v. Bente ernstlich für mich interessiert und beinahe kommt es mir so vor, wie wenn Frau v. Heeren die Sache unterfügte. Du kennst mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich nicht zu den Mädchen gehöre, die jede Annäherung eines Mannes mit Heiratsabsichten in Verbindung bringen.

Herrn v. Bentes Benehmen zeigt mir jedoch klar und deutlich, was er bezweckt.

Des Morgens sind wir jetzt nicht mehr allein, da Ilse stets mit mir in den Wald geht. Allerdings kann ich da nur ihre Anwesenheit feststellen, denn an unserer Unterhaltung nimmt sie wenig Anteil. Mein Schwesterchen hat keine Geduld, im Walde kunsthistorische Gespräche zu führen oder ihnen zu lauschen.



Deutsche Schlittenparonille in Polen.

hat etwas ungemein Herzerquickendes und Anstecendes. Dabei muß ich der Wahrheit die Ehre geben: Ilse ist nur die treibende Kraft. Der ausführende Teil, der, der alles gleich in Szene setzt, ist Herr v. Heeren. Er ist wie ausgewechselt. Keine Spur mehr von jenem mißgestimmten, unfrohen Manne der letzten Wochen!

Was doch solch lachendes, junges Geschöpf fertig bringt! Da sehe ich erst, wie alt und schwerfällig Deine Freundin ist! Frau v. Heeren hat Recht behalten — ihr Sohn scheint heitere Menschen sehr zu lieben!

Und Ilse, unser kleiner Hausknecht, versteht es, die Menschen zu nehmen. Im Handumdrehen hat sie sich die Zuneigung Frau v. Heeren's erschwemelt und mit Herrn v. Heeren — mit dem ich in der ersten Zeit kaum zu sprechen wagte — verkehrt sie, wie wenn er sie von Kindheit an gekannt.

Ilse steht übrigens schon viel wohler aus, was kein Wunder ist. Frau v. Heeren hat gleich am ersten Tage ihre Lebensweise bestimmt. Danach muß unser Wildfang jeden Morgen bis neun Uhr zu Bett bleiben; dann geht sie mit mir eine Stunde spazieren. Wenn sie nach Hause kommt, ruht sie sich auf der Veranda in einem bequemen Liegestuhl bis zum Mittagessen aus.

Und erst am Nachmittag werden Ausflüge und sonstige Vergnügungen unternommen; doch sieht Frau v. Heeren streng darauf, daß Ilse sich nicht übermüdet. Dabei muß sie, abgesehen von der kräftigen Kost, täglich ein bis zwei Liter Milch trinken. So ist es begreiflich, daß sich bei dieser Pflege und in der ozonreichen Luft ihre Wangen wieder rosig zu färben beginnen. Dir kam ich's ja sagen, Silbe, ohne eingebildet zu erscheinen: Unsere Ilse verspricht eine kleine Schönheit zu werden.

Bald ist sie uns flüchtigen Fußes weit voraus, bald bleibt sie von einem Vogel, einer Blume oder Pilzart gefesselt — zurück. Aber schließlich sind wir doch zu dreien; eine vertrauliche Zwiegesprache wäre somit ausgeschlossen. Anders liegt es am Nachmittag. Herr v. Heeren — nun beinahe ganz hergestellt — nimmt stets an unseren Ausflügen teil und Herr v. Bente schließt sich, wie selbstverständlich, an. Hier — im größeren Kreise — ist es ihm ein Leichtes, mich fast ganz in Beschlag zu legen, so daß ich oft ohne meinen Willen von den andern getrennt bin. Und das geschieht immer auf so einfache, unvorhergesehene Art, daß ich mich dieser Inanspruchnahme, ohne unhöflich zu sein, kaum entziehen kann.

Oft höre ich dann in der Entfernung Ilse's frische, heitere Stimme, Herrn v. Heeren's tiefes, wohlklingendes Organ und seiner Mutter herzliches Lachen und kann das beschämende Gefühl nicht los werden, daß sie mich gar nicht vermiffen. Es beschleicht mich dann — wie ich dagegen auch ankämpfe — eine tiefe Mißstimmung, und ich habe meine Not, Herrn v. Bentes Erzählungen aufmerksam zu folgen.

Sind wir später wieder alle beisammen, dann bemühe ich mich, soviel ich kann, in Frau v. Heeren's Nähe zu bleiben und ärgere mich, daß sie diese Versuche nicht zu bemerken scheint. Ja, letzterer Umstand hat mich sogar auf die Idee gebracht, daß sie Herrn v. Bentes so deutlich zutage tretende Interesse gut heißt. Und — lache mich nicht aus — der Gedanke hat für mich etwas Schmerzliches. Ich weiß es ja — sie meint es sicher nur gut und denkt dabei gewiß nur an mein Glück — aber, bin ich ihr so wenig, daß sie mich so leichten Herzens aufgeben kann?

Also hatte Herr v. Heeren doch recht, als er mich vor den

Spaziergängen mit seinem Vetter warnte. Sollte er am Ende schon damals Gewißheit darüber gehabt haben? Bin ich vielleicht grad der Mittelpunkt eines Anschlags?

Jedoch — noch ist kein entscheidendes Wort gefallen. Vielleicht irre ich mich doch! Aber nein — ich bin sicher, ein so ernstes Mann, wie Herr v. Bente es ist, ein Mann, der schon die Vierzig überschritten, würde sich nicht in so auffallender Weise einer jungen Dame nähern, ohne ernste Absichten zu haben!

Herr v. Heeren hat nur Auge und Ohr für Jse. Mir gegenüber legt er wieder einmal seine undurchdringliche Miene auf, und nur aus einzelnen, leicht hingeworfenen Bemerkungen kann ich entnehmen, daß er doch alles, was vorgeht, beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reklame.

Von Dr. Hans Koss.

(Nachdruck verboten.)

In der guten alten Zeit konnte man diese moderne Notwendigkeit, um Geld zu verdienen, so gut wie nicht. Die Kunst brachte höchstens über seiner Haustür ein Namenschild, eine Gießlampe, eine Bregel an zum Zeichen, daß hier Blechwaren od. Schmiedeln oder sonst etwas zu haben war. Da gab es keine Schaufenster, mit dem höchsten Raffinement zu Einkaufszwecken ausgestattet; kein Regierdrücker mit freundlichem Grinsen und blehenden Zähnen dem Vorübergehenden einen Reklamezettel in die Hand; keine bunten Plakate zogen den Blick des Verkaufers auf sich; an den Türen und Anschlagplätzen der alten Städte und Städtchen konnte man höchstens irgendeine hochwichtige vollzeitliche Bekanntmachung oder eine Steuernachricht entdecken. Damals war es noch eine Lust zu leben, die Reklame verfolgte niemanden auf Schritt und Tritt, wie das heute der Fall ist. Löse ein Straßenbahnбилет

und du findest auf der Rückseite eine Firma, die sich in allen Tonarten anpreist; durchs Fahrt mit der Bahn eine Landschaft und blicke in die schöne Gottesnatur, so erblickst du abwechselnd auf freiem Felde Plakatbänder, welche die unübertreffliche Güte von M's-Schokolade, von K-Stiefeln, von X-Café usw. anpreisen. Und wo in Stadt und Land irgendeine freie Wand sich findet, so kündigt sie irgendeinen unentbehrlichen, höchstnützlichen, nie dagesessenen billigen Gegenstand an. Erschreckt schaut das Auge plötzlich zu einem bald in grünem, bald in rotem Licht aufflammenden Transparent empor, welches die Weltberühmtheit eines Warenhauses oder eines Hotels dir in Erinnerung bringt. Neue Berufsarten haben sich zu Reklamezwecken gebildet; um den einträglichen Posten eines Reklamechefs würde mancher in Amt und Würden leuzende Akademiker seine Stellung dahingeben. Die Kunst und die Industrie haben sich in den Dienst des Plakats, der Reklame gestellt. Es gibt kaum mehr einen Trid, der nicht schon von kindigen Köpfen zu Reklamezwecken ausgeguckt und angewendet worden wäre. Die Reklame dringt überall hin, sie beherrscht die Mauern, Straßen, Plätze, Türme in Stadt und Land; sie ist ein ständiges Lärmittel in den Zeitungen; sie steht wie eine schlaue Verführerin hinter den Schaufenstern; sie verschandelt die herrlichen Landschaftsbilder und wenn man die Sterne zu großen Plakatbuchstaben zusammensetzen und dem Schweife eines Kometen ein Meilenpaket Seife anhängen könnte, unsere Reklamechefs würden sich die Kosten und Mühe nicht verdienen lassen, die Reklame droben am Himmelszelt recht augenfällig und marktschreierisch zu veranlassen.

Das Wort Reklame kommt vom lateinischen *reclamare* und heißt auf deutsch überlegt; schreiben und immer wieder schreiben. Das ist das Wesen der Reklame, sie will immer wieder die Auf-

merksamkeit des Publikums auf sich lenken. Das ist heute notwendiger als früher. Der arme Kulturmensch der Gegenwart wird von einer solchen Fülle von Gedrucks- und Luxusgegenständen, von Modeartikeln und sonstigen Kulturprodukten gequält, daß die überhandnehmende Nervosität zum guten Teile schon aus der alltäglichen und alljährlichen Befriedigung der zahlreichen Bedürfnisse sich erklärt. Früher gab es Leute, die in ihrem ganzen Leben nur einen einzigen Wintermantel besaßen und womöglich auch diesen noch auf ihre Nachkommen vererbten. Welch ein Aufwand wird dagegen heute allein an Kleidern getrieben! Da gibt es insbesondere in der Frauenwelt Morgenmäntel, Theatermäntel, Staubmäntel, Vormittags- und Nachmittagsausgehmäntel, und zwar während eines langen Lebens eine Riesengarderobe voll. Und dann die vielen nützlichen und überflüssigen Toilettegegenstände, den vielen Komfort in den Wohnungen und all den Plunder bei gesellschaftlichen Anlässen und Veranstaltungen. Diese gewaltige Bedürfnissteigerung und den seelischen Reiz nach Abwechslung und Neuheiten hat die moderne Reklame auf allen Gebieten in raffinierter Weise auszunutzen verstanden, indem sie Bedürfnisse befriedigt und neue Bedürfnisse schafft. Wer einen Zahnhocher zum Munde führt, wird daran erinnert, daß es sehr gute und gesunde Tafelwasser oder Weine gibt. Wer eine Zeitschrift abonniert, dem fallen mit jedem Hefte neue Reklamezettel von Zigarren, Wäscheartikeln, Büchern in die

Hand. Die alte Einfachheit, welche in früheren Zeiten in breiten Volksschichten ohne Zweifel bestand, ist heute dank der Reklame und der billigen Massenherstellung von tausendfältigen Gebrauchsgegenständen verschwunden; die Lebenshaltung hat sich in allen Gesellschaftsklassen verfeinert, der Genuß ist raffinierter und die Möglichkeit zu seiner Befriedigung ist bedeutend leichter geworden. Da ist es denn natürlich, daß im Zusammenhange mit der Reklame die deutsche Volkswirtschaft einen breiten Aufschwung nehmen mußte, daß die Produzenten in der Reklame den erhofften Massenablag erblickten und daß die Reklame psychologisch äußerst interessante Brücken zwischen Volkswirtschaft und Publikum, zwischen



Deutsch-polnische Verkündigungsversuche: Der Landsturmann in Lodz.

dem Drange des Kaufens und Genießens, erzeugt durch die Leistungen der Reklame, und dem Sparsamkeitstrieb und der einfacheren Lebensführung ins Leben rief.

Das Wesen und die Bedeutung der Reklame ist sonach sehr vielseitig und weittragend. Die Reklame ist ein Gegenstand der Volkswirtschaft, der Aesthetik und der Psychologie geworden. Auch hat sich natürlich die national-ökonomische und die künstlerische Literatur mit ihr befaßt. In der Sammlung „Kunst und Kultur“ hat Dr. Eduard Plaghoff-Bejeune eine kleine, charakteristisch gezeichnete Studie über die Reklame veröffentlicht, während ihr Dr. Viktor Mataja eine große Untersuchung über Wesen und Werbetätigkeit im Geschäftsleben gewidmet hat. Beide Monographien bieten eine Fülle volkswirtschaftlich wichtiger und ästhetisch-psychologisch interessanter Momente, daß eine kurze Vertiefung in ihren Inhalt sich sehr lohnt.

Die ursprüngliche Reklame, die heute noch in entlegenen Dörfern vorkommt, bestand im Ausrufen der Ware. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zogen z. B. die Schwarzwälder Uhrenhändler und Kündeten mit Glockenschlägen ihre Anwesenheit. Jede Menagerie, jeder Jahrmarkt pflegt heute noch die Reklame des Värmachens. Die persönliche Anpreisung spielt auch jetzt noch eine große Rolle. Jeder Geschäftsreisende ist eine lebendige Reklame großen Stils. Ohne seine Superlative beim Anpreisen der Waren hätten die Großisten nicht die Hälfte ihres Abjages. Andere Beispiele einer unausweichlichen Reklame sind die lebendigen zwei- oder vierfüßigen Plakattäger, von Ziegenböcken oder Ponys gezogenen Wagen mit leuchtenden Transparenten. Oder man läßt vor der Ladenfront einen Phonographen spielen, um die Passanten zum Betrachten der Schaufenster zu veranlassen. Diese einfachen Reklamemittel genügen aber nicht. Die richtige

Reklame will die Massen erreichen. Der eigentliche Reklameträger der Gegenwart ist die Presse, das Inserat. Eine Zeitung kann nicht ohne Inserate und die Reklame nicht ohne Zeitung leben. Hier legt nun der ganze Scharfsinn der Verkäufer ein; hier treten die tausendfältigsten Formen auffallender Inserate zutage, von der Zwanzigpfennigzeile bis zum ganzseitigen Rieseninserat für mehrere hundert Mark, welches womöglich nur einen einzigen Satz enthält. Es steckt viel Witz, Berechnung, Geriebenheit und Menschenkenntnis hinter den Inseraten. Der vom Jahrmarkt her bekannte superlativische Ton der Uebertreibung in der Anpreisung spielt auch im Zeitungsinserat noch eine große Rolle. Mit seiner Fronte schildert der Genfer Schriftsteller Gaspard Vallette die üblichen Reklametrommelschläge. „Ich lese Zeitungen, aber nur die vierte Seite, die Inserate . . . Alles ist hier darauf angelegt, den Leser für sich einzunehmen und ihm die Lektüre zu erleichtern. Druckfehler sind hier ausgeschlossen; der kleinste könnte ein Inserat unwirksam machen. . . Was ich vor allem an den Inseraten schätze, ist ihre durchgängig optimistische Weltanschauung. Glauben wir bisher unbequemem und ungesunden Wohnungen, ungernehen und faulen Diensthöfen, unwissenden und anspruchsvollen Gouvernanten, unfähigen Beamten, unwirksamen oder schädlichen

das Alter inbegriffen, finden binnen wenigen Tagen radikale Heilung.“

Diese geistreiche Blanderei enthält gar nicht viele Uebertreibungen. Jeder Zeitungsleser kennt diese Töne und Farben der Reklame. Wie schön und herrlich wären doch die Menschen, wenn sie alle die vielgepriesenen Toilettenartikel anwenden würden, vom Mittel, das blendend weiße Zähne garantiert, bis zu jenem, welches der Glase jugendliche Locken entzaubert! Wie krank und heilungsbedürftig ist nicht die arme Menschheit, wenn man die Apotheker- und Geheimmittlereklame ansieht, und wie rasch kann all diesen Uebelständen abgeholfen werden durch die marktstreichereischen Anpreisungen von den Hühneraugen bis zur Nervenschwäche! Da, wo die einfache Ankündigung nicht mehr zieht — denn die Schar der Dummen wird zwar nie alle, aber sie nimmt doch manchmal ab —, wird die Reklame verstickt und in spannende Form gebracht. Da liest man eine Anzeige über das Steigen der Milchpreise, die mit der warmen Empfehlung einer berühmten Milchphotoladenorte endigt. Eine andere Methode sieht es darauf ab, die Reklame kurz, aber auffallend abzufassen. In großem Druck ist da zu lesen: „Portemonnaies aus Menschenhaut zu fabrizieren ist verboten (winziger Druck), aber meine schweinsledernen oder krokodilhäutigen Geldtäschchen sind die besten.“ „Kleist hätte den zerbrochenen Krug nicht geschrieben, wenn er gewußt hätte, daß Kleistin nicht nur Krüge, sondern auch Eisenstücke wieder zusammensticht!“ usw. Da viele Zeitungsleser zu bequem sind, oder es für überflüssig halten, den Inseratenteil zu lesen, kriecht die Reklame unversehens in den Text des Hauptblattes, was freilich bei besseren Zeitungen nicht vorkommt. Wir lesen entzückt einen wundervollen Spaziergang, der mit einem ausgezeichneten Mahle im unvergleichlichen Hotel X. schließt. Oder das Inserat drängt sich mitten in den Text und zerreiht den Zusammenhang, was dann den Zeitungsleser wohl kaum zu einer wohlwollenden Bemerkung über die betreffende Reklame veranlaßt. Daß natürlich betrügerischer, unlauterer Wettbewerb und Unmoral bei der Reklame auch mit unterläuft, braucht nicht eigens gesagt zu werden.

Da es im Wesen der Reklame liegt, überall hinzudringen, so geht sie auch über die Zeitungen weit hinaus. Gegenstände des täglichen Ge-

brauchs, Fahrpläne, Theaterzettel, Konzertprogramme, Kalender, Kataloge, Jahrbücher usw. benutzen stark die Reklame und bezahlen durch diese Inserate einen guten Teil ihrer Herstellungskosten. In kleineren Theatern ist sogar der Vorhang über und über mit Inseraten verpflastert. Ja, die Reklame schenkt sogar dem Publikum allerhand nützliche Sachen, wenn nur der Name einer Firma auf den Abreißkalendern, Löschblättern, Papierervietten usw. aufgedruckt ist. „Man erzählt von einem klugen Männlein,“ so schreibt Plaghoff Lejeune, „das jeden Morgen auf dem Markt unter dem Vorwand des Kaufes ein paar Duzend Käseforten durchprobiert und sich so ein Pfund Gratistase zu Gemüte geführt hatte. Der Mann sieht heute nicht mehr allein. Wer es klug anfängt, kann heutzutage sich wochenlang von zu Reklamezwecken versandter Warenproben und von dem Verkauf nicht eßbarer Reklameobjekte ernähren.“ Ferner werden Prämien ausgesetzt für den, der die meisten z. B. Schokoladentafeln beiliegenden Nummern am Ende eines Jahres einliefert; dieser erhält sodann ein Automobil, der zweithöchste Nummernträger eine Saloneinrichtung usw. Oder große Hotels in Badeorten haben sogenannte Stimmungsmacher engagiert, welche Ausflüge veranstalten, Bälle und Verlobungen arrangieren, nebenbei Hotels und Geschäfte empfehlen, und zwar alles aus Liebe zur Menschheit — gegen hohes, festes Gehalt.

Ihre harmlosen Formen verläßt die Reklame, wenn sie in



Der deutsche Kriegesriedhof in Laon.

Der hinter der Allee in die Friedhöfe in Laon in seiner ganzen Anlage ein neuer Beweis für die Pietät, mit der die deutschen Truppen inmitten der Schrecken des Krieges ihrer gefallenen Kameraden gedenken.

Heilmitteln zu begegnen, haben wir von unsicheren Geschäften, zum Bankrott verurteilten Handelsunternehmungen oder unglücklichen Ehen gehört, so brauchen wir nur die Anzeigen zu lesen, um plötzlich in eine bessere Welt versetzt zu werden. . . Hier sind alle Häuser schön gelegen, geräumig, schattig, nahe bei der Stadt, aber doch auf dem Lande, gesund, lustig und mit herrlicher Aussicht. Aber sie sind natürlich zu verkaufen oder zu vermieten. . . Alle Geschäfte sind blühend und bedeutend, genießen einen alten Ruf, spotten jeder Konkurrenz, sind aber abzugeben oder suchen eine Anleihe aufzunehmen. Alle offenen Stellen sind angenehm, leicht und gut besoldet. Alle Angestellten sind ernsthaft, ehrlich und tüchtig; sie machen bescheidene Ansprüche, reden drei Sprachen oder mehr, haben glänzende Zeugnisse, feine Manieren und — suchen eine Stellung. Die Heilmittel sind alle leicht zu nehmen, unfehlbar wirksam, angenehm, im Geschmack, niedrig im Preise und allen verwandten Erzeugnissen unstreitig überlegen. Alle Heiratskandidaten haben seltene oder wertvolle Tugenden, angenehmes Aussehen, eine gute Stellung, Diskretion ist Ehrensache. Alle Erzieherinnen sind erfahren, die Kassierer treu, die Witwer untrübselig, die Gattinnen tugendhaft und die Pferde von reiner Vollblutrasse. Die Krankenpfleger sind hingebend und erfahren, das Familienleben in den Pensionen ist heimelig und bequem, die Preise stets niedrig. Das Olivenöl ist garantiert rein, die Petroleumlampen geruchlos und alle Krankheiten der Menschheit,

wildem Gebaren das Publikum zwingt zur Beachtung. An den Decken, Scheiben und Fußböden der Tram- und Eisenbahnwagen, auf dem Pflaster in Mosaikform, an den Seitenwänden der Häuser, auf langen Bergeshöhen finden Platten in allen Farben, immer wieder die Güte aller möglichen Waren. Dieser aufdringliche Reklamevandalismus schreit nach Abwehr. Heimatschutzvereine haben sich dieser Ausartung bereits angenommen. Der schweizerische Kanton Waadt hat sogar gesetzgeberische Maßnahmen gegen die Unverschämtheiten der Reklame ergriffen. Gegenüber den zahlreichen Geschmadslosigkeiten der Reklame konnte es nun nicht ausbleiben, daß auch die Kunst in ihren Dienst stellte. Sie schuf Reklamebilder, um den Sammeleifer der Käufer zu erhöhen. Vor allem ist es die internationale Monogeschäft, die die Reklame auf ein wirklich künstlerisches Niveau hob. Diese verfertigt kleine Kunstblätter, welche eine Monographie ihres Reklamegegenstandes, geschichtliche, fachtechnische Notizen über die Ware, ihren Erfinder usw. enthalten. Auf dem Kunstwert beruht die Bedeutung dieser Reklame neuesten Stils.

Eine weitere und wohl auch die wichtigste Aufgabe verbleibt der Kunst hinsichtlich des Plakats. Das Plakat ist das wirksamste und zukunftsreichste Reklamemittel. Seinen Abscheulichkeiten und Geschmadslosigkeiten kann nur die wahre Kunst gegenüber treten. Die moderne Plakatkunst hat schneuliche Leistungen erzielt. Lange Zeit verschmähten es die Künstler, für Stiefelwische, Waschpulver und Gummiräder ihr Können aufzuwenden. Allein nach und nach wiesen nicht bloß die Schaubuden und Landentüren Plakate auf, das Plakat wurde allgemein ein Stück Volkskunst und Tagesgespräch. Jedes Schützen-, Sänger- und Turnfest, jedes Pferde-, Velo- und Autorennen, jede landwirtschaftliche, gewerbliche und industrielle Ausstellung, jeder Bade- und Kurort will sein Plakat haben. Preisausschreiben mit bedeutenden Einsätzen werden veranstaltet. Da eröffnete sich für die Künstler ein großes Arbeitsgebiet, und Namen von hohem Klang haben für die Plakatkunst gearbeitet. Bahnbrechend für diese neue Kunst war die erste Dresdener internationale Plakatausstellung von 1896. Sie eröffnete neue soziale und ästhetische Möglichkeiten. Viele öde und häßlich wirkende Flächen konnten mit künstlerischen Plakaten überdeckt werden, so daß in verfeinerter Form dem Plakat sogar eine hohe Kulturmission zuerkannt werden muß. Auf diesem Wege muß die Kunst und die Veredelung des Volksgeschmacks weiterarbeiten.

Die Reklame, welche so breitspurig und als riesige Massenerscheinung auftritt, spielt naturgemäß in volkswirtschaftlicher Beziehung im Verkehrsleben der Gegenwart eine große Rolle. Eigene Zeitschriften und Bücher orientieren über die Reklame-technik und über die Wirksamkeit und die finanzielle Seite des Reklamewesens. Soll eine Reklame für einen Artikel nützlich sein, dann muß der Artikel selbst wertvoll sein und unbezweifelbare Vorzüge besitzen. Sonst ist der Geldaufwand für Reklame verloren. Schundware wird recht selten in Massenmengen und auf die Dauer Absatz finden. Daß dieser Grundsatz auch in der Geschäftswelt zu heftiger Konkurrenz führte, ist eine Lichtseite des Reklamewesens. Dann hat die Reklame aber auch viele Schattenseiten. In der Hauptache ist sie ein Spekulationsunternehmen, das glücken und fehlschlagen kann. Hätte der berüchtigt gewordene Peter Ganter-Roman eingeschlagen, dessen Ankündigungsbrief Hunderttausende zum Kauf reizen sollte wegen angeblichen persönlichen Vorkommens im Roman, — der Mann wäre mit einem Schlag reich geworden. Weitere Schattenseiten der Reklame bestehen darin, daß sie an sich noch brauchbare Gegenstände entwertet und Neuanfassungen veranlaßt. Der Modewechsel wäre ohne Reklame trommel gar nicht durchführbar. Die Reklame scheint sich auch nicht, beim Lesen die Vorstellung des Besitzes eines Lebens zu erzeugen durch geschickte Abfassung der Kennzeichen einer Krankheit, und es ist eine gutbetamte Tatsache, daß auf dem Gebiete der Geheimmittel, Patentmedizin,

Schönheitspflaster Reklame und Schwindel förmliche Triumphe feiern. „Gebt uns nur die Frauen, wann immer,“ sagte einmal ein amerikanischer Patientinnen auf dem Annoncenwege suchender Arzt, „wir können sie mehr Frauenleiden in einem Jahre fühlen machen, als sie in Wirklichkeit zu haben vermöchten, auch wenn sie hundert Jahre lang lebten.“

Daß das heutige Reklamewesen naturgemäß einen hohen Kostenaufwand erfordert, ist klar. Frau Reklame ist eine kostspielige Dame. Für Frankreich hat man die jährlichen Reklamekosten auf etwa 100 Millionen Franken, für die Vereinigten Staaten auf etwa 500, 600 bis 1000 Millionen Dollars geschätzt. In Deutschland hat man 1908 den Anzeigenertrag aus Zeitungen und Zeitschriften auf 412,3 Millionen Mark geschätzt. Bei einzelnen Firmen steigt der Reklameaufwand bisweilen ins Gigantische. Eine amerikanische Tabakgesellschaft hat im Jahre 1903 allein eine Million Dollars, darunter für die Verbreitung einer Fünf-Cent-Zigarre allein in einem Jahre 400 000 Dollars ausgegeben. Nach den Ermittlungen des Schweizer Hoteliervereins betragen die Reklamekosten der Schweizer Hotels 1894 1,35, 1905 2,84 Millionen Franken; sie sind also beträchtlich und im Steigen begriffen. Nach Glahn ist in Deutschland bei älteren Detailgeschäften am besten ein Prozentsatz vom Umsatz — etwa 2 bis 3 Prozent — als Reklameaufwand festzusetzen. Ohne einen eigenen Reklameapparat und Reklamechef kann ein größeres Geschäft nicht leben. Nathan Fowler schätzt das Jahreseinkommen amerikanischer erfi-



Die gefangenen Garibaldianer.

klassiger Reklameleiter von Firmen, die auf Allgemeinpropaganda angewiesen sind, durchschnittlich auf nicht über 5000 Dollars, im einzelnen aber steigend bis zu 20 000 Dollars; die Reklameleiter der großen Detailgeschäfte erhielten 1000 bis 10 000 Dollars. Nach Kroppe erhalten in Deutschland Reklamechefs bei Mittel-firmen 5000 bis 6000, bei den großen Häusern 6000 bis 12 000 Mark Jahresgehalt und darüber. Welchen Geldaufwand die Reklame für einen einzelnen Empfänger verursachen kann, zeigt das Beispiel eines Landgeistlichen, der im Jahre 1899 sich die Mühe gab, alle in diesem Jahre bei ihm einlaufenden Offertbrudrachen auszuführen. Es ergaben sich insgesamt auf Oktavformat umgerechnet 13 557 Seiten bei 11,29 Mark Porto.

Aus all den angeführten Mitteilungen über die Reklame ergibt sich, daß wir es hier mit einer volkswirtschaftlich tief eingreifenden Erscheinung zu tun haben, die aber auch eines psychologisch und ästhetisch bedeutsamen Interesses nicht entbehrt.

Was ein Amerikaner sagt

Daß Deutschland nur Ruhe und Frieden für seine wirtschaftliche Entwicklung wünsche, weiß jeder, der einigermaßen mit dem inneren Leben von Deutschland vertraut ist. Selbst junge Offiziere, die in jedem Lande eine gewisse Gefahr bilden, denn die jungen Leute möchten zeigen, was sie können, wissen in Deutschland nur zu gut, was Krieg bedeutet und wie groß das Risiko ist, um ihn nutzlos heraufzubeschwören. Es ist der sehnlichste Wunsch des Deutschen Kaisers gewesen, als Friedensstifter zu leben und zu sterben. Er hat deutsche Geschichte gründlich gelesen und wollte

publich Deutschland nur Ruhe verschaffen, denn Deutschland hat seine natürlichen Grenzen, sondern ist eingeklemmt zwischen dem Barbarentum und der Brutalität des russischen Reiches auf der einen Seite und der grenzenlosen Eitelkeit und Ueberhebung der Pariser Bevölkerung auf der anderen. Aber Deutschland hat die Wissenschaft als eine Braut erworben. Sein Handel und seine kriegerischen Vorbereitungen sind nicht zufällige Erscheinungen, sondern wissenschaftliche Leistungen, wie seine Wörterbücher, seine Universitäten und seine Kultur. Der Handel hob sich, die schönsten Schiffe, die die Welt je gesehen hat, wurden sein Stolz und seine berechtigte Freude. Englischer Brotneid begleitete jeden Schritt vorwärts, und englische Unfähigkeit weigerte sich, sich der eisernen Disziplin, die dem Deutschen eigen ist, zu unterwerfen.

Es ist kraßer Unsinn, zu behaupten, daß Oesterreich und Deutschland diesen furchtbaren Weltkrieg frevelhast entfacht haben. Alle beide wollten keinen Krieg, aber Russlands Aristokratie hatte ihn nötig, um die Revolution womöglich aufzuschieben. Und Englands blinde Ratgeber wollten ihn, um noch im Amt zu bleiben, die Arbeiterpartei totzuschlagen und um die niederträchtige Mißgunst einer unwissenden Klasse in England zu befriedigen. Anstatt eine edle Konkurrenz in der Bildung und Leistung anzufangen, hat die sogenannte „liberale“ Regierung die verwerfliche und kurzfristige Politik von Eduard VII. fortgesetzt und hat versucht, auch mit gewissem Erfolg, durch Lügen und politische Versprechungen Deutschland zu isolieren. Vergebens und mit schwerem Herzen hofften bis zu allerletzt Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber, England könnte Freundschaft schließen und den Weltfrieden herstellen. England und Deutschland hätten zusammen in edlem Wettstreit an der Spitze der Kultur gehen können und hätten Zivilisation und Frieden für unabsehbare Zeiten der Welt sichern können. Aber England hat es nicht gewollt.

Einfach erstaunlich ist die Machtentfaltung Deutschlands. Seine militärische Kraft hat noch keiner bezweifelt, aber seine wirtschaftliche Kraft und noch mehr seine moralische Stärke sind staunenerregend. Die Haltung des Volkes ist eine Offenbarung gewesen.

Kaum wird es einen deutschen Soldaten geben, dem das Leid und die Ehre der unsterblichen Erinnerungen, die unzertrennlich mit dem Soldatengrabe verbunden sind, nicht zuteil wird. Die deutsche Mutter, Frau und Schwester hassen allen Krieg. Haben sie nicht in früheren Jahren bittere Tränen über Massengräber weinen müssen, in denen das Beste, Edelste und Geliebteste begabten liegt, weil ihre Väter, Männer und Söhne frei sein wollten, und das Vaterland ihr höchstes Gut war! Aber jetzt geben diese deutschen Frauen ohne Tränen ihre Männer, Väter, Brüder und Söhne in den Krieg, denn wenn jetzt Deutschland sein Schwert mit Ehren in die Scheide steckt, wird kein Weltkongress es seines Lohnes berauben, und kein heuchlerischer Vorwand von dem „Gleichgewicht in Europa“ wird es England ermöglichen, die Kapitulation zu stellen, die andere aus dem Feuer geholt haben. Und diese deutschen Frauen werden ruhig schlafen können in dem festen Bewußtsein, daß der Friede, der so viel gekostet hat, in den starken Händen von deutschen Brüdern und Söhnen liegt.

Die Sozialdemokraten stehen Schulter an Schulter mit allen anderen politischen Parteien, sie opfern ihre Gelder, ihre Häuser, ihre Söhne und ihre Führer für das gemeinsame Vaterland. Und der Kaiser schickt sie nicht hin, für ihn, sondern mit ihm zu kämpfen, denn er ist mit seinen sechs Söhnen vor der Front, und diese Söhne kämpfen nicht im sicheren Hinterhalt, sondern führen ihre tapferen Soldaten, wo die Gefahr am größten ist, zu Land und See.

Prinz und Graf, Baron und Bauer wetteifern miteinander im Kampfe freudiger Hingebung.

Ein jeder, der die Lage der Vorbereitung und grenzenlosen Spannung erlebt hat, hatte das Gefühl, als wohnte er einer heiligen Handlung bei. In diesen Tagen gab es kein lautes Lachen in den Straßen. Die Luft vibrierte mit der allgemeinen Spannung,

und jeder suchte eine Gelegenheit, dem Lande zu dienen. „Ein feste Burg ist unser Gott“ hörte man in jeder Kirche und auch auf der Straße. Männer, die vielleicht seit ihrer Kindheit nicht gebetet hatten, versammelten sich um die Feldprediger und sangen die mächtigen alten deutschen Choräle aus vollem Herzen. Alte Männer holten ihre Uniformen hervor; die Schwerveren wurden geschliffen, und die Kämpfer von Wörth, Metz und Sedan fühlten sich wieder jung. Jede Frau fand irgend etwas, das geschehen mußte, und ging ruhig hin und unternahm die Arbeit.

Keiner unterschätzt die furchtbaren Geuer und die ungeheure Aufgabe. Das Ringen ist ernst, aber keiner zweifelt an dem Endresultat. Ernst und gefaßt, aber mit glänzenden Augen ging das deutsche Volk in den tödlichen Kampf hinein, und mit Ruhe und feierlicher Dankbarkeit wird Deutschland das siegreiche Schwert zurück in die Scheide stecken, und wird der Welt einen langen, wohlbewachten Frieden schenken.

Professor Thomas C. Ho 11, Newyork.

Unsere Bilder.

Geuerallieutenant Wild v. Hohenborn, dem vor kurzem erst das Amt des Generalquartiermeisters übertragen worden war, wurde zum preussischen Kriegsminister ernannt; er ist als solcher der Nachfolger des jetzigen Chefs des Generalstabes General der Infanterie v. Falkenhayn. Der neue Kriegsminister ist der Sohn des Obermedizinalassessors Dr. Wild in Kassel und trat 1883 als Fahnenjunker in das 83. Infanterieregiment ein. Nach dem Besuch der Kriegsakademie wurde er 1898 Generalstabsoffizier. Später war er Kommandeur verschiedener Regimenter, zuletzt der 3. Garde-Infanteriebrigade, und gehörte dem Kriegsministerium als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements an.

Ein Vorkämpfer für französische Kultur. Unsere Abbildung stellt einen der zahlreich in der französischen Armee kämpfenden Nezer aus Französisch-Guinea dar. Er fiel verwundet in deutsche Kriegsgefangenschaft, wurde im Kriegslazarett I in Brüssel photographiert und sagte bei seiner Vernehmung vor dem Feldkriegsgericht in Brüssel unter anderem aus, daß in seinem Heimatdorf die Menschenfresserei üblich sei.

Die gefangenen Garibaldianer. Bei Ausbruch des Krieges regte sich in einem kleinen Kreis des italienischen Volkes die Abenteuerlust, und es gelang den Enten Garibaldis, eine Freischar zusammenzustellen, die auf französischer Seite kämpfen sollte. Die Truppe erlebte bald nach ihrem Eintreffen in Frankreich infolge der Behandlung, die ihr die Franzosen angedeihen ließen, lebhaftes Enttäuschung. Trotzdem ließen sie sich nach den Argonnen befördern, wo sie in die gefährlichsten Schützengräben vorgeschoben wurden. Hier fielen zahlreiche von ihnen, darunter auch Garibaldis Entel, bei einem Sturmangriff, während eine noch größere Zahl von den Deutschen gefangen genommen wurde. Diese Gefangenen zogen, als der Deutsche Kaiser Ende Januar mit dem Kronprinzen die Fortschritte in den Argonnen besichtigte, mit 1000 gleichzeitig gefangenen Franzosen an dem Kaiser und dem Kronprinzen vorüber.

Spruch.

Wer nicht gelernt in jungen Tagen
Zu seinen Wünschen Nein zu sagen,
Der ist sich selbst der schlimmste Feind
Und bringt sich um, bevor er's meint.



Der Zar Nikolaus und Großfürst Nikolai Nikolajewitsch auf dem Kriegsschauplatz im Osten.



Sprüche.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt,
Was gilt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehen,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn!
Ja! glücklich und frei sind die Toten.

Theod. Körner (Letzter Trost).

Geduldig, stetig vorwärts dringend,
Beharrlich dich zur Arbeit zwingend,
Bescheiden, stille, eingezogen:
So machst du dir das Glück gewogen!

„Nu wüßt wi aber na London!“ Aus
Niel wird geschrieben:
Ein ergötzlicher Vorfall
ereignete sich auf dem hiesigen
Bahnhof. Dort
waren, wie immer, wenn
Truppentransporte ins
Feld gehen, zahlreiche
hiesige Damen an-
wesend, die Liebesgaben
verteilten, unter anderen
die Prinzessin Heinrich
von Preußen, die bei
diesen Anlässen nie
fehlt. Kurz vor Abfahrt
des Zuges bahnte ein
Marineunteroffizier, der
zum Abschied scheinbar
nicht nur gut gegessen,
sondern auch gut ge-
trunken hatte, durch das
Gedränge auf dem Bahn-
steig sich seinen Weg, und
als er dabei von ungefähr
eine Dame in weißer
Schürze, eine Hand leicht
in die Seite gestützt, vor
sich stehen sah, glaubte er,
an diese gütige Spende-
rin ein freundliches Ab-
schiedswort richten zu
müssen. Er schob also
ohne viel Umstände seinen
Arm unter den ihren,
und als dieser sich löste,
klopfte er ihr ganz kame-
radchaftlich auf die
Schulter und sagte ver-
gnügt: „Siso, mien
Deern, wat seggst du
nu? Nu wüßt wi aber
hin na London!“ „Das
tun Sie nur!“ war die
Antwort, und als die
Sprecherin sich dem Ma-
ten zuwandte, erkannte dieser zu seinem
Schrecken — die Prinzessin Heinrich. Aber
die gute Stimmung half ihm auch über seine
anfängliche Verlegenheit hinweg, und er
wiederholte, wenn diesmal auch ohne
handgreifliche Bekräftigung: „Ja, König-
liche Hoheit, nun wollen wir nach London
und die Engländer verdrängen!“ „Das
tun Sie nur!“ nidte nochmals freundlich
die Prinzessin, und wohlgenut bestieg der
unternehmungslustige Vaterlandsverteidi-
ger den Zug.

Eine amtliche Belehrung über die
Aufbewahrung von Kartoffeln. Die Art
der Aufbewahrung der Speisekartoffeln ist
jetzt besonders wichtig. Die Kaiserliche
Biologische Anstalt für Land- und Forst-
wirtschaft hat deshalb eine eingehende Be-
lehrung darüber aufgestellt. Sie ist um so
wichtiger, als schon jetzt darüber geklagt
wird, daß die diesjährigen Kartoffeln sehr
wenig haltbar seien. Insbesondere ver-
fügen die Verbraucher häufig nicht über

geeignete Lagerräume. Alle Vorräte
müssen aber jetzt tauglich erhalten werden.
Voraussetzung ist die vollkommene Ge-
sundheit der Kartoffeln. Sie müssen gleich
nach dem Einkauf sorgfältig verlesen
werden. In jedem Jahr befinden sich unter
den geernteten Kartoffeln angefaulte
Knollen, diesmal sogar ziemlich viele.
Auch während der Verlesung kann noch
Schadnis eintreten. Die kranken Knollen
bilden eine ständige Ansteckungsgefahr für
die gesunden. Die kranken Knollen sind
aber nicht immer leicht zu erkennen, be-
sonders, wenn ihnen Erde und Schmutz
anhafelt. Kranke Knollen zeigen nasse,
eingesunkene Flecken oder bläuliche,
ebenfalls eingesunkene Stellen, unter
denen beim Durchschneiden das Fleisch

faul eine französische Patrouille in einer
verlassenen Mühle halbwegs zwischen den
beiden Fronten ein Paket deutscher Zei-
tungen, das aus Hauptquartier geschickt
wurde. Von dort kamen abends die neu-
esten französischen Blätter, die an gleicher
Stelle niedergelegt wurden und alsbald
verschwanden. Seitdem werden die De-
pots regelmäßig erneuert und abgeholt.
Einmal lag bei den Zeitungen das Billett
eines deutschen Offiziers des Inhalts:
„Ihre Zeitungen hochinteressant, wir glau-
ben aber kein Wort.“ Als bald erfolgte die
Antwort: „Ist Ihr gutes Recht, vielleicht
finden bestiegende amerikanische Blätter
mehr Glauben.“ Angeblich blieb es hierauf
vier Tage lang still, dann begann der Aus-
tausch wieder.

Passendes Amt. Wie
nachträglich bekannt wird,
befand sich unter den
Kriegsfreiwilligen auch
der „Hauptmann von
Köpenick“. Auf beson-
deren Wunsch ist er der
Kommission zur Beitrei-
bung der Kriegskontri-
bution zugewiesen worden.

Sehr richtig. Man
erzählt sich, daß der
deutsche Kaiser kürzlich
einen Artilleristen an-
rede, der bei einem Ge-
schütz stand, und ihn
fragte: „Nun, mein
Sohn, weißt du auch,
was dazu gehört, solch
ein schweres Geschütz in
die rechte Position zu
bringen?“ — „Jawohl,
Majestät,“ war die An-
wort, „ein Eisernes
Kreuz.“

Mitätsichts voll. „Hän-
gen Sie denn eine
Fahne heraus, wenn eine
Siegesnachricht ein-
trifft?“ — „Ach ja, na-
türlich; aber ich tue es
nur immer des Nachts.“
Für den Tag ist sie näm-
lich schon zu schlecht!

Auch ein Verdienst.
„Na, Herr Schuhmacher,
haben Sie auch einen
Sohn im Felde?“ —
„Nein, aber sechs Paar
Stiefel, die ich gemacht
habe, sind in Frankreich
mit dabei.“

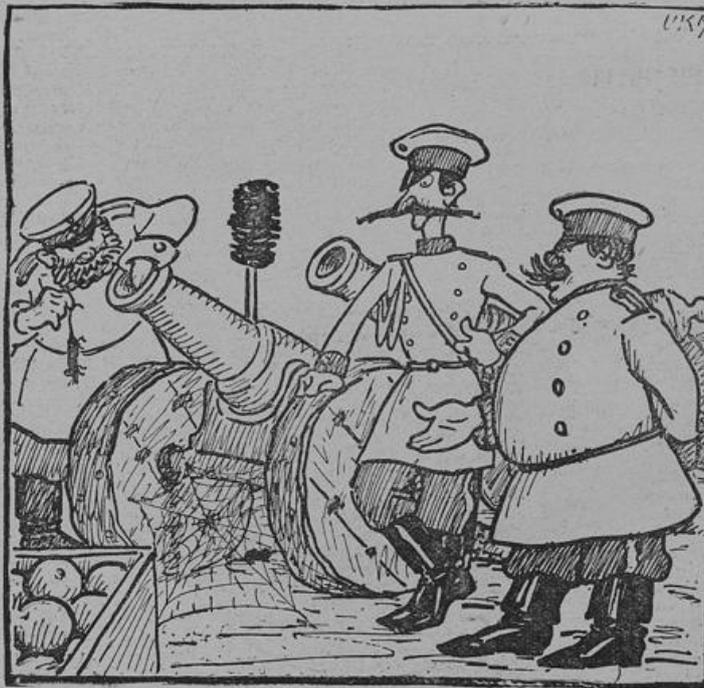
Empfindlich. Gey:
„Gefekt den Fall —“ — König der
Belgier: „Hören Sie auf. Ich will von
keinem Fall hören.“

Böshaft. Schwester: „Wo ich das Los
nur hinlege, damit ich's morgen nicht
mitzunehmen vergesse?“ — Bruder: „Ganz
einfach, vor den Spiegel!“

Rätsel.
Wer die Dritte ist, wie die Ersten es wollen,
Der steht fest, mag des Geschickes Grollen.
Mit tausend Schreden ihn umdrän.
Den Namen eines Dichters läßt das Ganze
lesen,

Der, wenn auch seine Laufbahn kurz gewesen,
Doch hochgeehrt im deutschen Dichterhain.
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Bruchstück.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kelen, Breiteny (Mähr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von F. Reichen & Koenen, Gf. n. (Mähr).



„Wladimir Petrowitsch, mit diesen Kanonen werden wir die Deutschen schlagen!
Mit ihnen hat schon Peter der Große bei Pultawa gesiegt!“

braun verfärbt ist. Gefärbt sind vor allem
die Knollen, die angefressen oder sonstwie
verleht, gedrückt oder angefroren sind.
Diese müssen also sorgfältig ausgelesen und
rasch verbraucht werden. Die Kartoffeln
sollen an einem kühlen, luftigen, dunkeln
Orte aufbewahrt werden, am besten in
rostfreien Kellern oder Speicherräumen.
Sinkt die Wärme des Raumes auch nur
einige Tage auf den Gefrierpunkt, so er-
friern die Kartoffeln. Lagern die Kar-
toffeln zu warm, so keimen sie leicht aus.
Ist die Luft sehr trocken, so werden sie
bald welk. Die Kartoffeln sollen nicht in
Säcken aufbewahrt werden, da diese keinen
genügenden Luftwechsel gestatten. Sie
müssen öfter nachgesehen werden usw.

Zeitungsanstand zwischen den Fein-
den. In einem Feldbrief des Pariser
„Temps“ wird erzählt: Neuerdings werden
zwischen den deutschen und französischen
Schützengräben der Front beiderseitige
Zeitungen ausgetauscht. Eines Morgens

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 9

Sonntag, den 28. Februar

1915

Frühlingsstürme.

Roman von R. S o r o w i k.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Den 12. August.

Ich komme erst heute dazu, den Brief zu beenden. Gestern weilten den ganzen Tag Dr. Werners bei uns. Frau v. Heeren hatte sie eingeladen, ebenso Dr. Geller, Frau Werners Vater, der von Wiesbaden herübergekommen war.

Sie sah in ihrem weißen Batistkleid wirklich reizend aus, ich konnte es verstehen, daß alle von ihr entzückt waren. Dr. Werners luden sie gleich nach Frankfurt ein, aber Herr v. Heeren erhob dagegen Einspruch.

„Nein, daraus wird vorläufig nichts! Städtebesuche erlauben sie sehr und Fräulein Ilse ist zur Erholung hier.“

Worauf Frau Werner lachend erwiderte:

„Deine Fürsorge, lieber Wolf, ist doch nur Egoismus. Du willst ganz einfach nicht die angenehme Gesellschaft missen.“

Nach Tisch, als alle andern sich ausgeruhten, saß ich mit ihr an einem schattigen Plätzchen im Garten. Ich mag wohl einen etwas ernsten Eindruck gemacht haben. Herr v. Bente hatte bei

Tisch neben mir gesessen und so viel von sich und seinem Leben in Karlsruhe gesprochen, daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, schon bald der Stunde der Entscheidung gegenüberstehen zu müssen. Frau Werners Stimme entzog mich meinen Träumen.

„Ihre Schwester ist ein liebes Geschöpf, Fräulein Marianne. Wie froh müssen Sie sein, sie hier zu haben!“

„Gewiß, ich bin Frau v. Heeren unendlich dankbar, daß sie mir und den Meinen diese große Freude bereitet.“

Sie sah mich prüfend an.

„Und doch — darf ich offen sein? Sie müssen es ja gemerkt haben, daß ich Ihnen von Herzen zugetan bin?“

„Bitte!“

„Es kommt mir vor, wie wenn Sie trotz dieser großen Freude etwas bedrückt. Ich vermisse Ihr sonst so ruhiges, gleichmäßiges Wesen. Ich sehe, es lastet etwas auf Ihnen —“

Unter ihrem teilnehmenden Blicke erröte ich.

„Es ist nichts,“ sagte ich abwehrend, „jedenfalls nichts von

Belang. Ich mache mir leicht Gedanken und Sorgen, wo kein besonderer Grund dazu vorliegt.“

Da entgegnete sie langsam:

„Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen. Aber es ist nicht schwer zu merken, was Sie so sehr beschäftigt. Darf ich Ihnen, trotz unserer kurzen Bekanntschaft einen Rat erteilen?“ Und als ich nickte, fuhr sie fort: „Liebes Fräulein Marianne, lassen Sie sich nicht von äußeren Umständen zu irgendwelchem Entschluß bestimmen. Hören Sie nur auf die Sprache Ihres Herzens, und treffen Sie keine Entscheidung, die mit Ihrem innersten Wesen nichts gemein hat.“

Bei diesen liebevollen Worten vertief mich meine mühsam zurückgedrängte Beherrschung, ich konnte es nicht hindern, daß meine Augen sich mit Tränen füllten. Frau Werner legte zärtlich den Arm um mich. Nach Fräulein Marianne sah ich:

„Sie sind gut, und ich danke Ihnen. Was Sie mir sagen, das habe ich die ganze Zeit selbst gefühlt. Ich kann mich nicht hindern, wo mein Herz nicht mit spricht, wie es hier der Fall ist. Aber ich habe niemand, der mir hilft. Frau von Heeren scheint die Angelegenheit zu begünstigen —“

„Und Wolf?“

warf sie dazwischen.

„Herr v. Heeren — der kümmert sich nicht um mich. Das heißt — ich stotterte und ärgerte mich über mich selbst, daß mein Gesicht sich

mit heißer Röte bedeckte — er machte mir wohl vor einiger Zeit eine Andeutung. Er hat es merkwürdigerweise vorausgesehen. Aber schließlich ist es ihm ganz gleichgültig, welche Wendung mein Leben nimmt.“

„So? Meinen Sie? Nun — ich stimme darin nicht ganz mit Ihnen überein. Wenn Sie vernünftig wären, so sagten Sie ihm, er solle dafür sorgen, daß man Sie in Ruhe läßt.“

„Um Gottes willen, wie käme ich dazu, Herrn v. Heeren mit meinen Angelegenheiten zu behelligen?“ rief ich aus.

Sie rüde unpedulda von mir fort.

„Sie beurteilen Wolf ganz falsch, das habe ich schon bemerkt. Er ist der beste Mensch von der Welt und hilft jedem, der sich vertrauensvoll an ihn wendet, selbst — es hülte ein seltsames Lächeln über ihr Gesicht — „selbst wenn er sich nichts aus dem Betroffenen macht.“

Ich schwieg. Vom Hause her klangen Stimmen zu uns herüber, Gleich darauf traten die Herren auf die Veranda. Frau Dr. Werner



Die Waffenbrüder.

Deutsche und österreich-ungarische Offiziere eines Generalkommandos in Polen, rechts ein katholischer Feldgeistlicher mit dem Eisernen Kreuz.

stand auf, und mir die Hand reichend, sagte sie in eindringlichem Tone:

„Seien Sie klug, Marianne, und folgen Sie meinem gut gemeinten Rat.“

Dann suchte sie die übrige Gesellschaft auf, ohne meine Entgegnung erst abzuwarten. Ich folgte ihr zögernd.

Der Tag verlief noch sehr hübsch. Wir fuhren in zwei Wagen nach Cronberg und Königstein, von wo aus uns unsere Gäste gegen Abend verließen.

Wir andern verbrachten, nach Homburg zurückgekehrt, den Abend auf der Terrasse des eleganten Parkhotels, in dem Herr v. Vente zurzeit wohnt. Ilse war befehlgt. Das abwechslungsreiche Baderleben übt einen ungeheuren Reiz auf sie aus, was ja auch leicht verständlich ist. Ist es doch das erste Mal, daß sich solcher Glanz und Reichthum vor ihren jungen Augen entfaltet! Herr v. Heeren neigt sie unaufhörlich mit ihrer augenscheinlichen Vorliebe für elegante Kleider und kostbaren Schmuck. Es wurde viel gelacht, und Frau v. Heeren schien sich sehr über die gute Laune ihres Sohnes zu freuen.

Heute früh machte ich seit langer Zeit wieder zum ersten Male einen einsamen Spaziergang. Ilse blieb länger zu Bett, um sich von den Anstrengungen des gestrigen Tages auszuruhen, und Herr v. Vente teilte mir schon gestern mit, daß er heute einen durchreisenden Freund erwarte.

So habe ich Zeit, mich zu sammeln. Was soll ich tun, Gilde? Soll ich mich Herrn v. Heeren doch anvertrauen? Ich kann Herrn



General von Lochow,
der nach den Kämpfen bei Soissons den Orden
Pour le mérite erhielt.

v. Vente nicht heiraten. Täglich fühle ich das mehr. Seitdem ich weiß, daß er mir mehr als ein Freund sein will, gefällt er mir längst nicht mehr so gut. Und doch — die Vernunft sagt dagegen: wie froh und zufrieden wäre mein Mütterchen, wenn wenigstens eins ihrer Kinder so gut versorgt sein könnte! Ach, das Leben ist schwer, und wie wenig habe ich bisher von der vielgepriesenen Sorglosigkeit der Jugend kennen gelernt! Oder liegt das am Ende nur an mir? Ilse! Ilse! zu schweres Blut in meinen Adern? Ilse — dieser lachende Sonnenstrahl —

je würde sich gewiß nicht wegen einer Heirat solche Gedanken machen!

Ich fange an, an mir selbst zu zweifeln. Immer mehr fühle ich, daß ich einer stützenden Hand bedarf.

Deine Marianne.

H. v. d. S., den 15. Aug. 19**

Der Würfel ist gefallen, Gilde! Herr v. Vente ist gestern abgereist. Er schickte mir zum Abschied einen Strauß herrlicher Rosen. Ilse bekam eine prachtvolle Bombontüte, über die sie sich wie ein Kind — das sie ja ist — freut. Schneller als ich erwartet, kam die Sache zum Abschluß.

An demselben Tage, da ich Dir noch voller Sorgen und Zweifel geschrieben, war ich am Nachmittag allein zu Hause geblieben, vielmehr — ich glaubte allein zu sein.

Frau v. Heeren fand mich mittags blaß aussehend, und als ich eingestand, von starken Kopfschmerzen geplagt zu sein, riet sie mir, mich ein wenig hinzulegen und bis zum Abend zu ruhen.

Da ich mich wirklich sehr elend fühlte — die starke innere Aufregung mag dazu beigetragen haben — befolgte ich den gutgemeinten Rat und zog mich gleich nach dem Essen auf mein Zimmer zurück.

Dort, auf dem Kuchelsofa ausgestreckt, mich so viel als möglich zur Ruhe zwingend, hörte ich, wie sich Herr v. Heeren und Ilse auf der Veranda lebhaft unterhielten, dann, wie dort etwas später der Tee aufgetragen wurde und auch noch wie Karl den Auftrag erhielt, den Wagen auf die fünfte Stunde zu bestellen.

Danach muß ich wohl eingeschlafen sein und ziemlich fest geschlummert haben; denn beim Erwachen merkte ich, daß Ilse, ohne mich gestört zu haben, im Zimmer gewesen und sich für die Ausfahrt fertig gemacht hatte. Auf meiner Uhr sah ich, daß es schon $\frac{1}{2}$ 6 Uhr war.

Ich stand auf, kühlte mir Stirn und Augen mit frischem Wasser und öffnete das Fenster. Mein Kopfweh hatte bedeutend nachgelassen, ich war nur noch etwas matt und beschloß daher, in den Garten zu gehen, um ein wenig Luft zu schöpfen.

Als ich die Veranda betrat, fand ich dort zu meinem Erstaunen Herrn v. Heeren vor, der sich höflich nach meinem Befinden erkundigte.

Doch wartete er kaum meine Antwort ab, sondern schob mir gleich Ilses bequemen Liegesessel zu, es wie selbstverständlich annehmend, daß ich in seiner Gesellschaft bleiben wollte. Ich sah auf dem Tisch Papier und Schreibzeug und benutzte dies als Vorwand, indem ich angab, ihn nicht stören zu wollen, ich hätte sowieso die Absicht gehabt, in den Garten zu gehen.

Darauf meinte er ruhigen Tones:

„Ich vertrieb mir nur ein wenig die Zeit. Sie stören mich durchaus nicht. Aber, wenn Sie lieber im Garten sitzen wollen, dann können wir ja hinunter gehen.“

Natürlich blieb mir nun nichts anderes übrig, als den mir angebotenen Sitz einzunehmen.

Ein Blick auf die vor mir liegenden Blätter zeigte mir, daß sie von meiner Hand waren; Abschriften, die ich vor Herrn v. Heeren's Unfall für ihn gemacht.



Graf Zeppelin (links) im Felde.

Während der letzten Wochen war nie mehr von diesen Arbeiten die Rede gewesen; ich hatte Grund genug, anzunehmen, daß meine Sekretärdienste nicht mehr willkommen waren.

Aberhaupt war es das erste Mal, daß ich Herrn v. Heeren in dieser Weise beschäftigt sah, und unwillkürlich kehrten meine Gedanken zu jener schönen friedlichen Zeit zurück, da ich mich in der Ausübung meiner Pflichten so glücklich gefühlt, jener Zeit, wo ich noch nicht geahnt, welche neuen Seelenkämpfe mir bevorstanden.

Als ob Herr v. Heeren meinen Gedankengang verfolgte, sagte er jetzt:

„Ich habe eben überlegt, wie ich meine angefangene Arbeit am besten zu Ende führen könnte. Es ist noch vieles zu ordnen und zu sichten.“ Dabei nahm sein Gesicht wieder jenen finsternen Ausdruck an, der mich immer von neuem einschüchtert.

Ich antwortete nichts. Ihm sagen, daß ich mir nichts Besseres wünschte, als ihm wieder behilflich zu sein, fand ich überflüssig. War er es doch gewesen, der meine Dienste beiseite geschoben. Also lag es an ihm, das erste Wort zu sprechen.

Er durchmaß einige Male die Veranda. Dann blieb er vor mir stehen.

„Glauben Sie, daß Fräulein Ilse Vergnügen daran finden dürfte, nach Diktat zu schreiben?“ Dabei huschte ein flüchtiges Lächeln um seinen Mund.

Ich sah ihn einen Augenblick erstaunt an. Dann erwiderte ich, den Kopf schüttelnd:

„Nein, das glaube ich nicht. Ilse kann nicht lange stillsitzen, das müssen Sie ja auch schon gemerkt haben. Aber — wie kommen Sie überhaupt darauf? Ilse bleibt doch nur noch kurze Zeit hier.“

„Nun, wer weiß! Meine Mutter hat sich sehr an sie gewöhnt. Und — über kurz oder lang — wird sie doch vor die Notwendigkeit gestellt werden, einen Erlass für Sie zu suchen.“

Silbe, ich kann es Dir nicht sagen, wie weh mir diese kühlen, gleichgültig hingeworfenen Worte taten. Alle Fassung verlierend barg ich den Kopf in die Hände und brach in haltloses Schluchzen aus.

„Marianne, um Gotteswillen, Fräulein Marianne!“ Erschreckt über diesen unvorhergesehenen Gefühlsausbruch rief Herr v. Heeren meinen Namen. Ich weinte lautlos weiter. Da beugte er sich zu mir nieder.

„Fräulein Marianne, wollen Sie mir nicht sagen, weshalb Sie weinen?“

Da stieß ich leidenschaftlich heraus: „Was kümmert es Sie, wenn ich unglücklich bin? Haben Sie mir nicht eben deutlich gesagt, wie entbehrlich ich hier bin? Frau v. Heeren hat Ihre und Sie — Sie sind ja nur froh, wenn Sie mich nicht zu sehen brauchen! Was habe ich Ihnen getan, daß Sie mich so hassen.“

Er war bei meinen heftigen Worten ganz bleich geworden. Eine schwüle Pause entstand. Endlich erwiderte er mit leiser Stimme:

„Es tut mir leid, daß Sie so erregt sind. Sie haben mich wieder einmal mißverstanden. Daß ich Ihnen feindselig gesinnt wäre — diese Annahme ist so ungewöhnlich, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, sie widerlegen zu wollen. Sie sind ein kluges Mädchen, Marianne, aber Sie besitzen gar keine Menschenkenntnis, sonst —“ er brach ab, durchmaß mit raschen Schritten die Veranda und fuhr dann fort: „Sie irren auch, wenn Sie glauben, meine Mutter würde Sie nicht vermissen. Sie ist Ihnen sehr zugetan, und die Aussicht, Sie zu verlieren, ist ihr — das verliere ich Ihnen — sehr schmerzhaft. Doch, es ist so, ich hatte traurig den Kopf geschüttelt; meine Mutter ist eine ungewöhnlich selbstlose Natur. Sie will vor allem die, die sie liebt, glücklich sehen.“

„Sie irrt sich aber —“ rief ich eifrig aus — „sie will mir zu einem Glück verhelfen, das ich gar nicht als solches ansehe. Ich bitte Sie, Herr v. Heeren, helfen Sie mir!“ Mit bittender Miene trat ich auf ihn zu und sagte: „Wenn ich Ihnen unrecht getan, Sie vorhin verlegt habe, so verzeihen Sie mir; halten Sie es meiner Erregung zugute. Ich bin so allein. Ich weiß mir nicht zu raten. Ich stehe Sie an, befreien Sie mich aus der unangenehmen Lage, in die ich geraten bin. Herr v. Bente wird sicher in den nächsten Tagen ein entscheidendes Wort an mich richten. Helfen Sie mir, daß es nicht geschieht. Ich will und kann ihm nicht angehören.“

Er sah ernst, fast traurig auf mich nieder. „Sie wissen, Marianne, ich habe die Lage, in der Sie sich jetzt befinden, vorhergesehen.“ Beschämt senkte ich die Augen. „Damals wollten Sie mich nicht hören und allmählich —“ er senkte auf — „blieb mir nichts anderes übrig, als annehmen zu müssen, daß die Werbung meines Vetzters Ihnen willkommen sei.“

Er ist ja auch ein Mensch, der die Zuneigung einer guten, feingesinnigen Frau verdient.“

„Gewiß! Nur daß ich nicht diese Frau bin, denn ich liebe ihn nicht,“ warf ich ein.

„Darf ich fragen“ — gespannt ruhten jetzt seine Augen auf mir, „ob das der einzige Grund Ihrer Ablehnung ist?“

„Ja, es ist der einzige. Bitte, sagen Sie nicht, daß er nicht sichhaltig sei. Sprechen Sie mir nicht von Verforgung, von glücklich machen usw., ich kann nicht anders handeln.“ „Marianne,“ — er nahm meine Hand fest in die seine — „Sie haben mir eben einen großen Beweis Ihres Vertrauens gegeben. Ich danke Ihnen dafür, und Sie sollen sehen, daß ich dessen wert bin. Wollen Sie mir nur noch eine Frage beantworten, eine Frage, an der mir unendlich viel liegt, mehr als Sie sich denken können?“

„Bitte, fragen Sie.“

„Steht die Entscheidung, die Sie soeben getroffen, in Zusammenhang mit einer Neigung, de-

ren Sie nicht Herr werden können?“

Ich konnte es nicht verhindern, daß mein Gesicht sich bei diesen Worten mit heißer Röte bedeckte, aber ich schlug die Augen offen zu ihm auf, als ich ernst erwiderte:

„Ich versichere Ihnen, daß das nicht der Fall ist. Ich weiß, worauf Sie anspielen, und ich will offen gegen Sie sein. Wollen Sie mir zuhören?“

Damit nahm ich wieder im Liegestuhl Platz und er setzte sich mir gegenüber. Und — kannst Du es glauben, Silbe — es fiel mir gar nicht schwer, ihm alles zu sagen. Ich sprach ihm von meiner Bekanntschaft mit Reinhardt, von der traurigen Zeit, die ich dann verlebte, von dem unvorhergesehenen Wiedersehen und unserer letzten Aussprache im Kurpark von Wiesbaden. Alle Scheu war von mir gewichen; es war mir ordentlich ein Bedürfnis, ihm mein Herz auszuschütten.

Gesenkten Hauptes, das Gesicht von der Hand beschattet, hörte er mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Auch als ich zu Ende gesprochen, blieb er eine Weile still und in sich gekehrt.

Endlich wandte er mir sein Antlitz zu. Seine Augen richteten sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf mich, einem Ausdruck, der mich verwirrte.

Dann trat er auf mich zu und reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen. Sie ahnen es nicht, Marianne, wieviel Sie mir heute gegeben. Ich war von einem Wahn befangen, ich fürchtete, — man hatte mir zu verstehen gegeben —“ er stockte.

„Ich weiß“ — unterbrach ich — „unterbrach ich Ihnen jenes Zusammentreffen im Park anders auszulegen.“

„Nun“ — ich warf den Kopf zurück — „was Frau v. Kother denkt, ist mir ganz gleichgültig. Aber — ich hoffe, Sie schenken mir gleichfalls Glauben.“

Er sah mich mit lächelnder Miene an. „Seien Sie unbesorgt! Ich glaube Ihnen — trotz Frau v. Kother



Kast vor der Kirche in La Bajée.



Der Seelforger unseres Kaisers im Felde.

Geb. Konfistorialrat D. Georg Goens. — Im Großen Haupt-Quartier, befindet sich auch der Feldprediger Geb. Konfistorialrat D. Georg Goens, der seit über 25 Jahren im Dienste der Militärseelforge steht.

Da erklang fernes Wagenrollen. „Mama und Ilse kommen zurück,“ sagte er aufhorchend. „Wollen wir sie am Gartentor empfangen?“ Dabei nahm er wie selbstverständlich meinen Arm.

„Nein, nein,“ Ich wich betreten zurück. „Ich will lieber auf mein Zimmer gehen; ich kann jetzt niemand sehen.“

Aber sein Anblick flog ein leichter Schatten. Aber er sagte gütigen Tones:

„So gehen Sie, Marianne, und vergessen Sie nicht, daß wir gute Freunde geworden.“

Ich nickte ihm zu und flüchtete nach oben.

Gleich darauf hörte ich den Wagen vorfahren und Ilse's helle, fröhliche Stimme.

„Haben Sie sich sehr gelangweilt, Herr v. Heeren? Aber es geschieht Ihnen schon recht, weshalb sind Sie nicht mitgekommen.“

Seine Antwort konnte ich nicht verstehen.

Den Abend verbrachten wir Damen allein. Herr v. Heeren war ausgegangen und kam erst nach Hause, als wir uns schon zurückgezogen hatten.

Gestern früh machte ich mit Ilse den gewohnten Spaziergang, ohne Herrn v. Bente zu treffen. Auch Herr v. Heeren ließ sich den ganzen Vormittag nicht sehen; ich wußte nicht, ob er ausgegangen oder sich in seinem Zimmer befand.

Frau v. Heeren saß mit Ilse und mir im Garten. Wir machten Handarbeiten und plauderten.

denn sie hatte jedenfalls gedacht, mir zu einem großen Glücke zu verhelfen.

Kurz vor dem Abendessen traf Herr v. Heeren ein. Er brachte Grüße von Herrn v. Bente und Dr. Werner's, mit denen er den Nachmittag verbracht. Er war heiter und angeregt und scherzte wie gewöhnlich mit Ilse.

Beim „Gute Nacht“ sagen hielt er einen Augenblick meine Hand fest und fragte leise:

„Sind Sie mit mir zufrieden?“ Und als ich erröthend nickte, fuhr er fort: „Es war keine angenehme Aufgabe, das versichere ich Ihnen. Der arme Kerl hat mir recht leid getan.“

„Denken Sie, mir etwa nicht?“

Er sah mich prüfend an. „Reut Sie Ihr Entschluß am Ende?“

Doch gleich, als er meine entrüstete Miene sah, fügte er hinzu: „Nein, nein, ich weiß, es war Ihnen Ernst. Gute Nacht!“ Damit gab er meine Hand frei und trat auf Ilse zu.

Während ich noch mit Frau v. Heeren einige wirtschaftliche Angelegenheiten besprach, hörte ich, wie er zu Ilse neckend sagte: „Gute Nacht, kleine Schwester!“

„Gute Nacht, großer Bruder!“ erklang die prompte Antwort der frohen kleinen Person.

Oben, in unserm Zimmer, machte ich ihr Vorwürfe, daß sie sich Herrn v. Heeren gegenüber zu viel herausnahme. Er sei doch



Arbeit im Schützengraben.

Kurz vor 12 Uhr erschien Karl und überreichte seiner Herrin ein Briefchen. Nachdem Sie es gelesen, sah sie einen Augenblick nachdenklich vor sich hin; dann blickte sie mich an.

Herr v. Bente teilt mir eben mit, daß ihn wichtige Amtsgeschäfte zwingen, schon heute seine Kur zu beenden und abzureisen. Er findet leider nicht einmal die Zeit, sich persönlich zu verabschieden und läßt sich Ihnen und Ilse empfehlen. Mein Sohn speiß heute mit ihm und begleitet ihn wahrscheinlich bis Frankfurt.“

Ich sammelte einige bedauernde Worte, ohne recht zu wissen, was ich sprach. Frau v. Heeren schien meine Verlegenheit nicht zu bemerken. Auch später, bei Tisch, unterhielt sie sich so zwanglos, wie wenn sie keine Ahnung von meinen Seelentämpfen hätte.

Am Nachmittag wurden uns die Abschiedsgrüße Herrn v. Bentes — die Blumen und die Bonbonnüte — gebracht. Auf der Visitenkarte, die zwischen den Rosen steckte, stand geschrieben: „Herzliches Lebwohl! Bewahren Sie mir Ihre Freundschaft!“

Es beschlich mich doch ein Gefühl der Trauer, als ich diese Worte las. Weshalb mußte ich diesem guten, lieben Menschen weh tun?

Frau v. Heeren fuhr dann mit mir allein aus. Ilse wollte Briefe schreiben, und Herr v. Heeren war noch nicht zurückgekehrt.

Wir waren beide recht still und verkommen. Aber, wenn Frau v. Heeren auch sehr ernst war, so glaube ich doch nicht, daß sie mir zürnt. Eine kleine Enttäuschung mag ich ihr wohl bereitet haben,

kein so junger Mann mehr und ihr gegenüber jedenfalls eine Respektsperson.

Aber mit dem Wildfang ist nichts anzufangen. Sie drehte sich lachend auf dem Abfage herum und meinte:

„Laß es gut sein, Alte; Herr v. Heeren nimmt mir nichts abel. Den kenne ich besser als Du, und wenn er mich „Schwester“ nennt, da wäre es ja geradezu unhöflich, wenn ich den Verwandtschaftsgrad nicht anerkennen wollte.“

Dabei blinzelte sie mich pfliffig an und gab mir einen Kuß. Wie gesagt, es ist nichts mit ihr anzufangen. Sie behält immer Recht. Und andererseits muß ich ja zugestehen, daß Herr v. Heeren diese Vertraulichkeit herausfordert. Wäre er wirklich damit zufrieden, wenn Ilse sein Schwesterchen wäre? Oder sollte er gar — doch nein — das ist ja alles Scherz. Ilse ist ein harmloses, natürliches Kind, das ihn ansieht. Wenn sie fort ist, dann wird er doch nur an Lisa Rothes denken.

Nun — wenn sie ihn glücklich macht — mir soll es recht sein. Ich will sogar versuchen, ihr gerecht zu werden und mich bemühen, vorurteillos zu sein.

Leb wohl, Silde! Ich bin jetzt wieder ruhig. Ich weiß, Du wirst froh sein, es zu hören.

Deine Marianne.

(Schluß folgt.)

Heldentod.

Von Ruth W y s s e n b a c h - Bern.

(Nachdruck verboten.)

Wie so viele Mädchen ihr einziges Glück ziehen lassen mußten, hinaus ins Feld und Holz und handhaft ausharrten, bis zuletzt und ihren Tränen erst später im stillen Kämmerlein freien Lauf ließen, wenn es keiner sah, denn man wollte doch den Ausrückenden nicht das Herz schwer machen. Also geschah es auch der blühend-schönen, blonden Anne-Marie von Rosen, deren Verlobter, Assessor Horst von Sternfeld, nun ebenfalls hinaus mußte. Er war Reserveoffizier bei einem der Garderegimenter in Berlin.

Mit blaffen, zitternden Lippen sagte das junge Mädchen zu ihrem Verlobten: „Geh mit Gott, Horst, tue deine Pflicht, ich werde für dich beten.“

„Gewiß, Liebster, ich werde mehr tun, als nur meine Pflicht, gilt es doch, das ganze Deutsche Reich zu verteidigen, gegen furchtbare und abscheuliche Feinde, die uns wie die Räuber überfallen und Deutschland nun mit Gewalt vernichten wollen, aber wir lassen uns nicht vernichten. Ach, Anne-Marie, mein teuerstes Kleinod, ich muß dich nun verlassen, vielleicht auf immer von dir gehen, denn man weiß ja nicht, was kommen kann?“

„O nicht doch, Horst, ich bitte dich, sei nicht so grausam, du zerreißt mir das Herz,“ rief Anne-Marie entsetzt.

„Mein Lieb, verzeih, wenn ich dir weh tue, aber nicht wahr, man muß doch mit allen Eventualitäten rechnen, denn es geht in den Krieg und nicht ins Mandöver?“

„O Horst, wie ist das alles so schrecklich, und doch, ich will nicht jammern,“ rief sie tapfer, aber dann weinte sie plötzlich laut auf und warf sich ihrem Verlobten an die Brust, der sie wie ein Vögelchen in seinen Armen hielt.

„Sei stark, Anne-Mi, sei tapfer,“ sagte der junge Offizier und streichelte seiner Braut über ihre schönen, goldblonden Haare und dann küßte er plötzlich diesen vor Leid zuckenden Mund mit einer Leidenschaft, ob der das junge Mädchen bis ins innerste Herz erbehte; es ging wie Flammen durch sie.

Und lange, lange hielten sich die beiden jungen, schönen Menschen umschlungen, als ob sie sich nie wieder trennen wollten und der alte, breitflügelte Apfelbaum unter dem sie standen, schüttelte dazu sein ehrwürdiges, fruchtbeladenes Haupt. Endlich machte sich Anne-Marie von Horst los und schaute mit ihren noch tränennassen Braunaugen zu dem Riesen im Waffenrock, der breit und stark vor ihr stand, empor, in sein schönes, liebes Gesicht.

„Geh mit Gott, Horst, und lehre mich gesund und wohl zurück.“

Horst von Sternfeld versprach seiner Braut alles Gute, redete von Hoffnungen und späterem Glück und sagte, er wolle sich das Eisener Kreuz holen. Darüber vergaß sie fast ihren ersten, großen Kummer.

Bald darauf gestellten sich noch Anne-Maries Eltern zu ihnen, und dann trank man den Nachmittagskaffee, den Abschiedskaffee, wie das junge Mädchen wehmütig betonte, im Gartenhaus, denn es war ein prächtiger Augusttag; kein Wölkchen trübte den weiten, blauen Himmel.

Die Vienen summten, die Vögel sangen in den Bäumen, sonst herrschte rings auf dem Gute die größte Ruhe. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß draußen an Deutschlands Grenzen sich mächtige Kriegswolken aufzutürmen begannen, und doch war es nur zu wahr, Feinde, Feinde ringsum, Russen, Franzosen, Engländer, sie alle wollten das deutsche Land vernichten, aber Gott sei Lob und Dank, ganz Deutschland rüstet sich zur Wehr. . . .

Auch an dem friedlichen Kaffeetisch drehte sich die Unterhaltung um den Krieg, wer sprach auch von etwas anderem jetzt?

Herr von Rosen, der Siebziger als ganz junger Offizier mitgemacht, erzählte von den Schlachten bei Weß, Gravelotte und Sedan. „Aber was war Siebziger gegen jetzt, wo die ganze Welt in Flammen steht,“ sagte er und schüttelte sein graues Haupt.

„Wir sind bereit, und wenn neun mal neunzig Teufel uns

den Krieg erklärten, wir sind bereit, sie zu empfangen,“ entgegnete der Offizier begeistert.

Herr von Rosen schaute in seines zukünftigen Schwiegersohnes hellleuchtende Augen, dann sagte er fast betrübt: „Ach, etwas schönes ist es doch um die Jugend, ich bedauere unendlich, nicht mit hinaus zu können, dem Feinde entgegen und hier still sitzen zu müssen, während draußen die Schlacht brandet.“

Frau von Rosen sah still und bedrückt da, kaum daß sie ein paar Worte erwiderte, sie war von jeher eine stille, zurückhaltende Natur gewesen, um so mehr fühlte ihr gutes Herz all das Schreckliche, das jetzt über die ganze Erde ausgebrochen war, diese Uneinigkeit aller Völker und Länder. Aber auch ihr armes Mutterherz fühlte in tiefster Liebe mit ihren Kindern, die sich jetzt trennen mußten, vielleicht für immer; es waren grenzenlose Augenblicke, die sie durchkostete. Wenn sie nun auch ihren geliebten Mann hergeben sollte, es wäre ihr fast undenkbar.

„Laß du nur uns Jungen kämpfen, wir werden es schon schaffen,“ erwiderte Horst und drückte die Hand des alten Herrn an seiner Seite.

„Ja, ja, du hast recht, lieber Junge, was sollte ich alter Knabe auch dort, aber wenn es sein sollte, da würde ich mich doch keinen Augenblick bestimmen, und mich sofort meinem Regimente zur Verfügung stellen, sollte Not an Mann kommen.“

„Wir wollen hoffen, daß es auch so geht,“ sagte Frau von Rosen zuversichtlich.

Anne-Marie sah da, wie ein ängstliches Vögelchen. Ach die Stunde des Abschiedes rückte ja immer näher. Bald war sie allein, kaum konnte sie ihre Tränen zurück halten, doch blieb sie standhaft, bis zuletzt.

Als es für den jungen Krieger galt aufzubrechen, da ließen die alten Herrschaften das junge Paar noch einmal allein, sie hatten sich gewiß noch verschiedenes zu sagen.

Anne-Marie klammerte sich noch einmal innig an ihren Verlobten, sie tauschten noch einmal alle ihre Gedanken aus, gelobten sich Liebe und Treue bis in den Tod, sie küßten sich nochmals und noch einmal, und dann sah Horst von Sternfeld im Wagen und fuhr nach der Station.

Anne-Marie winkte oben von der Terrasse, bis der Wagen endlich hinter einer Wegbiegung verschwand und auch Horst winkte, so lange er seine Braut noch sah und dann schloß er tief auf: „Was ist so ein Abschied schmer.“

Herr von Rosen, der ihn zur Bahn begleitete, fühlte tief mit dem jungen Mann und er redete ihm zu, wie ein Vater seinem Sohne nicht tiefer zu Herzen reden konnte.

Horst von Sternfeld fühlte das und drückte ihm dankbar die Hand.

Auf dem Gute des Herrn von Rosen war es still geworden, sehr still.

Anne-Marie sah meist in ihrem Mädchenstübchen und ihre Gedanken schweiften von ihrer Arbeit ab, zu Horst. Jede Stunde, jede Minute dachte sie an ihren Liebsten, der nun draußen stand im Felde.

Lage der Erwartung.

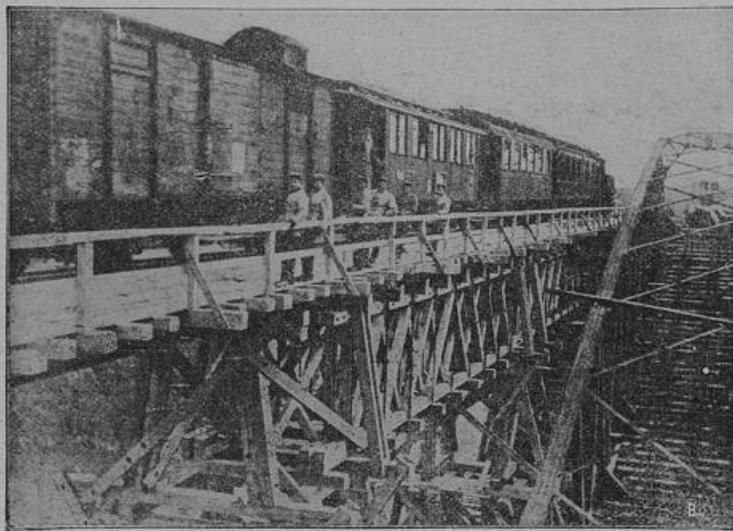
Kriegsnachrichten flogen durchs Land und berichteten, daß es gut stand um die Sache des deutschen Volkes, daß der deutsche Heldennut neu emporgeflammt war und Wunder der Tapferkeit und des Opfermutes verrichtete.

Jedesmal, wenn eine Nachricht kam von Horst, lag es wie Sonnenschein auf Anne-Maries verklärtem Gesichtchen.

Und sie schrieb ihm wieder und wieder und klagte über ihre Einsamkeit, schrieb von ihrer grenzenlosen Sehnsucht und daß sie an ihn dachte, Tag und Nacht und für ihn betete.

So flogen die Briefe hin und her zwischen Gutshaus und Schlachtfeld, aber langsam genug für Anne-Maries ungeduldiges Herzchen, aber dann dachte sie daran, daß Horst noch andere Pflichten habe, als nur an sie zu schreiben, und sie zügelte ihre Ungebild, wußte sie ja doch, daß er gesund war und wohl auf.

Lange, lange Herbsttage rückten heran. Still und in sich gekehrt schritt die junge Braut im Hause umher, mechanisch verrichtete



Eine von deutschen Pionieren errichtete Holzbrücke bei Eugenberg (Ostpr.).

sie die Dinge des Alltags und wie ein schwerer Druck lag es auf ihrem Gemüte.

Wie lange hatte sie keine Nachricht mehr von Horst. Frau von Rosen tröstete ihr einziges Kind so gut es ging, aber sie fühlte selbst, daß ihre schwachen Worte nur sehr wenig halfen.

Auch Herr von Rosen versuchte seine Tochter auf andere Gedanken zu bringen, allein umsonst. Anne-Marie ließ ihr Köpfchen von Tag zu Tag mehr hängen. Ihre Tränen sahen nur die Sterne, zu denen sie so oft in schlaflosen Nächten aufschaute, in tiefem Gebet Gott bat, ihr ihr Liebste zu erhalten.

Von Tag zu Tag wartete sie, vergebens, es kam keine Nachricht mehr von ihrem Verlobten.

Da schrieb Herr von Rosen an die Musikantstube des Kriegsministeriums in Berlin. Nach etwa drei Wochen erhielt er die Nachricht, daß Horst von Sternfeld verwundet sei. Näheres nicht bekannt. Herr von Rosen schrieb zurück, ihm mitzuteilen, wo Horst von Sternfeld läge, in welchem Lazarett. Wieder vergingen Wochen, lange, qualvolle Wochen, da traf die Nachricht ein: Oberleutnant der Reserve Horst von Sternfeld gefallen fürs Vaterland auf dem Felde der Ehre; und mit Tinte beigefügt, am 5. 10. 14 auf dem Friedhofe in Bapaume zur letzten Ruhe bestattet.

„Entsetzlich“ röhnte der alte Herr, „entsetzlich. Ach mein armes, armes Kind.“ Und dann weinte der alte Herr, wie er nie in seinem Leben geweint hatte.

Herr von Rosen hielt diese Nachrichten noch geheim, wie sollte er das seiner geliebten Tochter beibringen?

Das waren Tage des Kammers, des Schreckens und der Sorgen, die nun auf dem armen Vater lasteten wie Zentnersteine. Dazu das vergrämte Gesichtchen seines Kindes zu sehen, die mehr tot als lebendig durchs Haus schlürfte, gleichgültig gegen alles, was um sie herum vorging, kaum daß sie etwas genoß von den Speisen die auf den Tisch kamen.

Auch Frau von Rosen's verräterlich-rote Augenzeugten von Tränen, die sie heimlich weinte. Es war kaum mehr zu ertragen.

Herr von Rosen entschloß, noch an Horst's Regiment zu schreiben. Er hoffte, daß es sich vielleicht um eine Verwechslung handle. Noch hoffte er, aber nur schwach war dieser Hoffnungsstrahl.

Und als dann der Brief des Majors und Bataillonskommandeurs kam, da begrub er den letzten Funken jeglicher Illusion. Was der Major schrieb, war Tatsache, nackte Tatsache, Horst von Sternfeld weilte nicht mehr unter den Lebenden.

Dem armen Vater fiel nun die Aufgabe zu, seine Tochter von dem Gräßlichen in Kenntnis zu setzen. Er verschob es von einem Tag zum andern, er brachte es nicht übers Herz.

Endlich, als sein Kind immer verstörter zu den Mahlzeiten kam, entschloß er sich, endlich zu reden.

„Anne-Marie,“ sagte er, „komme doch nachher einmal auf mein Zimmer, ich habe dir etwas mitzuteilen.“

„O Vater, du hast Nachricht von Horst,“ rief sie freudig, aber als sie in das blasse Gesicht sah, da durchzuckte sie ein heftiger Schreck.

So schonend wie es ihm möglich war, teilte er ihr dann alles mit.

Anne-Marie war wie erstarrt im ersten Augenblick, sie konnte das Schreckliche nicht fassen. War denn das möglich? Ihr geliebter Horst tot, tot!

„Das ist ja nicht wahr, Vater,“ rief sie in grenzenlosem Schmerz „das kann ja nicht sein, nein, nein, das ist ja nicht wahr, sage, daß es nicht wahr ist, Vater.“

Herr von Rosen nickte nur traurig mit dem Haupte. „Ach, daß ich vorher gestorben wäre,“ dachte er, „ehe ich diesen Jammer erleben mußte.“

Anne-Marie verlangte dann den Brief des Majors zu lesen und da stand das Unfassbare schwarz auf weiß:

„Auf Ihr werthes Schreiben vom 8. d. M. muß ich Ihnen mit tiefem Bedauern mitteilen, daß sich unter den vielen Offizieren, deren Heldentod das Regiment zu beklagen hat, auch Oberleutnant d. M. Horst von Sternfeld befindet.“

Mit stockendem Atem las Anne-Marie den Bericht des Majors zu Ende. Tiefstes Mitgefühl und Bedauern sprach aus den Zeilen über den Heldentod des jungen Offiziers, der sich durch Mut und Tapferkeit vielermaßen hervorgetan, der im größten Augenblicke seinem Hauptmann das Leben gerettet und dabei selbst einen Schuß ins Herz erhalten hatte. „Noch bevor er starb,“ schrieb der Major, heftete ihm sein Vorgesetzter das Eiserne Kreuz an die durchschossene Brust.“

Anne-Marie fiel ohnmächtig zu ihres Vaters Füßen. Ihr Jammer erfüllte das ganze Haus, aber als sie in die tiefbekümmerten Gesichter ihrer armen Eltern sah, da gebot sie ihrem Schmerz Halt, und sie barg ihr leichenblaßes Gesichtchen an der Brust ihrer treuen Mutter.

Sie ist stark geblieben in der Prüfung und hat an die vielen gedacht, die dasselbe Leid erfahren wie sie selbst. Das war der Krieg, dieser entsetzliche Krieg, der solche Opfer forderte.

Ein großer Heldennut ist dann über sie gekommen, sie hat für alle die armen Krieger, die draußen standen, gegeben und geschenkt, daß es rührend war, es mit anzusehen.

Kein Tag verging, an dem sie nicht auch Liebesgaben an das Rote Kreuz sandte, Gaben, voll hingebender Liebe gegeben für das Vaterland, für die vielen armen verwundeten Krieger.

In ihrem Zimmer hing das Bild ihres Verlobten, von einem Eichentranz umgeben, es war ihr Heiligtum.

Und in Stunden des Schmerzes, wenn ihr Herz jammernd nach ihrem Liebsten rief, schaute sie empor zu dem Bilde und weinte still vor sich hin, trotzdem sie sich vorgenommen, tapfer zu bleiben,

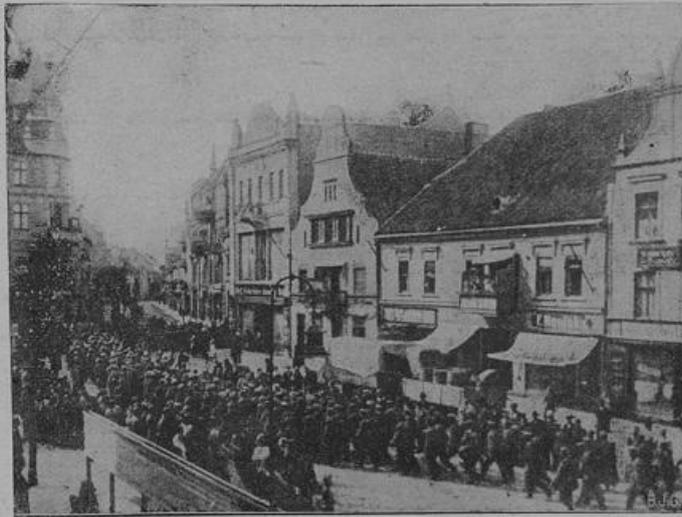
tapfer und mutig, wie er, der sein Herzblut für sein teures Vaterland hingeben. „Er war der Sonnenschein meines Lebens,“ flüsterte sie oft, der Zubegriff alles Schönen, Guten und Edlen. Ach, Horst, nun bist du eingegangen in den Heldenaal deutscher Krieger und hast deine arme Anne-Mi allein gelassen.“

Sprüche.

Bewegt dich Verlangen,
Dereinst zu gelangen
Zu himmlischen Auen,
Das Antlitz zu schauen
Des himmlischen Vaters dort oben:

Sei Vormund der Reinen,
Schutzengel der Kleinen;
Von ihnen — du weißt es —
In Gottes Wort heißt es:
Sie schauen den Vater dort oben.

Höflichkeit ist das Del,
welches das Räderwerk des
Lebens glatter laufen läßt.



Russische Gefangene werden durch Insterburg transportiert.

Das Kind.

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

„Man sieht die Blume welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt muß auf Wechsel gefaßt sein.“

(G o e t h e.)

Die Welt hatte es nicht begreifen können, daß Ilse Gersbach Georg Frim die Hand fürs Leben reichte. Denn Ilse Gersbach war schön und reich und ihr Erwählter arm und unbekannt — ein Aumtler im Reich der Töne. Aber die Welt sprach nicht von ihm. Die Menschen, die eine solche Torheit, wie sie die Heirat nannten, bekräftelten, sahen das Glück nicht, das in dem einfachhübschen Hause emporblühte, denn dort wohnte die Liebe.

So gingen Tage, Monde und jeder brachte neues Glück, neue Freude. Abends, wenn sein Tagewerk vollbracht, ging Georg Frim zum Flügel. Kein Laut von draußen drang bis zu ihnen. Und Ilse lauschte den jauchzenden Tönen und es war ihr, als rauschten Jugend und Leben vorüber. Und dann kamen fremde Töne, die bald wie Orgelklang, bald wie Meeresrauschen klangen und zuletzt war es, wie wenn auf dem Friedhof der Wind durch

die Zypressen strich, daß sie leise flüsterten. Dann senkte Frau Ilse ihr Haupt und faltete die Hände.

Die kleinsten und unscheinbarsten Dinge waren den beiden Glücklichen Freude und Lust. Der Winter, der in so vielen Menschen traurige Gedanken weckt, störte sie nicht. Das weiße Totenkleid, daß er zur Ruhe über die Natur breitet, deucht ihnen ebenso schön, wie wenn der Frühling sein lichtgrünes Gewand ansieht. Denn das Schönste und Liebste in ihrem Leben ist ihr gemeinsames Wirken, ihre gemeinsame Arbeit.

Viele, viele Stunden sitzt Ilse neben dem Gatten und schweigt, während ihre fleißigen Hände allerlei liebe Säckelchen anfertigen. Ab und zu fällt ein heller, strahlender Blick zu ihr herüber, und sie gibt den stillen Gruß zurück, ohne zu sprechen. Sie fühlt, wann sie den Gatten nicht hören darf.

Ihre Bekannten waren in der ersten Zeit wohl gekommen, aber Ilse fühlte, sie kamen aus Neugierde, sie wollten sie ausbilden und sich ihr Glück nach ihrer Art auslegen. Das wollte sie nicht. Denn zwischen ihr und dem Gatten, den die meisten für unbedeutend hielten, durften nicht andere treten, durften nicht fremde Hände ihr Heiligtum betasten. Sie allein glaubte an den Gatten, an seine Kunst nur sie allein vermochte in das Schaffen des Künstlers einzubringen. In seiner Musik lag für die große Welt zuviel Weltfremdes, aber Ilse hoffte, er würde den Weg zur Höhe finden. Oft, wenn sie durch ihr Haus geht und all die kleinen Schönheiten beschaut, dann kommt es wie ein Fauchen über sie, das sich kaum bezwingen läßt. Dann weiß sie nicht, ob ihr gemeinsames Leben noch schöner, noch inniger werden kann, wenn ein Bindeglied sie aneinanderkettet — das Kind.

Über es muß Spätherbst werden, der das neue Glück bringen soll.

Inmitten ihrer Träume von neuem Leben u. Glück dringt ein großer, gewaltiger Auf. Der Kaiser rief sein Volk zu den Waffen. Georg Frim betrachtet seine Hände, die feinen, weißen Hände, die nun das Schwert führen sollten. Am letzten Abend legt er sich an den neuen Flügel. Es war dunkel im Zimmer, aber er wünscht kein Licht ihm war, als wäre es seine Gedanken. Er spielt — immer neue



Leutnant J. See v. Klud,
ein Sohn des Generalobersten v. Klud, farb den
Heldentod für das Vaterland.

Töne erklingen. Es scheint ein Wachsen über seine Arbeit zu kommen in dieser Abendstunde. Vorüber er lange gegrübelt, nun greift er voll und sicher in die Tasten, und Frau Ilse, die lauschend neben ihm saß, dachte: „Das ist sein Sieg.“

Tage — Wochen wandern. Sie bringen Siegesjubel und viel Weh und Herzeleid. Eines Abends sitzt Frau Ilse in ihrem stillen Haus. Die Sterne bliden zum Fenster herein. Wie oft hatten sie dort ein glückliches Paar gesehen, nun sahen sie eine vereinsamte Frau. — Da geht die Schelle. Ein Brief fällt in den Kasten und wenige Minuten später weiß Frau Ilse, daß ihr Gatte tot ist — gefallen für Deutschlands Ehre. — Ein Jittern überläuft die junge Frau, sie ruft —

Am folgenden Tage ist in dem stillen Hause ein Leben wach geworden, zart und winzig. — Des Künstlers Kind, der als Held starb. Wirgt nicht das tiefste Leid ein Körnlein Glück in seinem Schoß?

Frau Ilse hatte sich oft gefragt, ob das Kind ihr Glück noch reicher machen könnte. Nun presste sie es an sich und fühlte, daß es ihrem Dasein eine neue Form gab. Es blickte mit hellen Augen in die Welt und wußte nichts von der tiefen Güte Gottes, die Neues und Herrliches schafft gegen den Tod.

Drei Opferwillige.

Frau Titus eröffnet die starkbesuchte Damen-Versammlung:

Meine verehrten Damen! Uns bleibt noch eine hochbedeutende Aufgabe zu lösen, es ist die Fürsorge für die Kinder be-

dürftiger Wittwen von Kriegern, die den Heldentod starben. Wohl sind unsere Kräfte fast erschöpft, aber unerlässlich soll unsere Opferwilligkeit sein. Ich selbst habe vom ersten Mobilmachungstage an meine ganze Arbeitskraft in den Dienst der Liebeshätigkeit gestellt, aber mit Freuden werde ich mich auch an der Lösung dieser neuen Aufgabe beteiligen. Ich bitte die Damen, sich der Reihe nach darüber auszusprechen, wie Sie sich zu der neuen Hilfsstätigkeit stellen. —

Frau Erdus: Ich habe mich persönlich nicht in dem Liebesdienst so stark betätigen können, wie meine verehrte Nachbarin, aber mein Mann hat, wie Sie wissen, namhafte Beträge gespendet. Ich darf die Überzeugung aussprechen, daß mein Mann auch eine Sammlung für diesen Zweck gern unterstützen wird. (Allgemeines Beifallgemurmel.)

Eine unbekante alte Frau: Meine Arbeitskraft reicht nur noch zum Strümpfstricken, und Spenden kann ich auch nicht viel, aber ich erkläre mich bereit, eine Kriegswaise aufzunehmen und großzuziehen, da ich meine drei Söhne im Kampfe für das Vaterland verloren habe und dadurch findelos geworden bin. Ein leiser Schauer ging durch die Versammlung, und alle die opferwilligen Damen neigten unwillkürlich in stummer Bewunderung das Haupt vor der unbekanten alten Frau. Es bedurfte einer kleinen Pause, bevor Frau von Titus die Verhandlung fortführen konnte. —

Murel von Föhen.

Dem treuen Helden.

Nun bist auch du, auch du von uns geschieden
Als tapf'rer Held fürs heilige Vaterland;
Nun ruhest du sanft in stiller, kühler Erde,
Und deine Seele wohnt im Friedensland.

Wie warst du beim Beginn dieses Krieges
So voll Begeisterung und Tatendrang!
Die Zeit, die dich noch trennte von dem Ringen,
Sie währte deinem Kampfesmut zu lang.

Dann kam der Tag, wo die Trompeten riefen
Auch dich ins wilde Kriegsgebräus hinein...
Wie fochtest tapfer du, den Tod verachtend,
Getreu dem Wort: Der Sieg muß unser sein!

Doch nach dem Plan des Lenkers der Geschicke
Ward deinem Wirken schnell ein Ziel gestellt;
Getroffen von dem feindlichen Gechoße,
Verank um dich ringsum die ganze Welt.

Du wachtest wieder auf in dem Spitale,
Gepflegt von milder und barmherz'ger Hand.
Mit halbem Hoffen und mit halbem Bangen
War deiner Lieben Blick dorthin gewandt.

Wie haben wir in stillem, heißem Flehen
Um Hilf' und Beistand uns zum Herrn gewandt,
Er möchte wieder dich genesen lassen,
Dich gnädig führen in dein Heimatland.

War denn umsonst dies stille, treue Beten
Der teuren Mutter dein, der Lieben all,
Das Stammeln aus so vielen Kinderherzen,
Für dich gesandt aus diesem Tränental?

O nein, dein treuer Engel hat bewahrt
All dieses Flehen in einem goldenen Schrein,
Den trug er vor den Thron des Welterlösers,
Der milde sprach: „Mein Sohn, komm, du bist mein!“

„Du hast gestritten auf dem Feld der Ehre,
Geopfert für das Vaterland dein Blut,
O komm, du bist als Märtyrer gestorben,
In meinem Herzen ruhest du ewig gut.“

Franziska Diekmann.

Unsere Bilder.

Leutnant Karl-Egon v. Klud, der einem Matrosenregiment angehörte, hat am 28. Januar in einem Artilleriegefecht bei Middelkerke an der flandrischen Küste den Heldentod gefunden. Er war der älteste Sohn des Generalobersten Alexander v. Klud, des Führers unserer ersten Armee, und stand im Alter von 27 Jahren. Bis zum Kriegsausbruch belleidete er die Stellung eines Ersten Offiziers beim Norddeutschen Lloyd. Die Leiche des jungen Marineleutnants wurde nach Berlin übergeführt und ist auf dem Wilmersdorfer Gemeindefriedhof nach einer schlichten Trauerfeier beigelegt worden.



Sprüche.

Nicht das soll uns bekümmern, was man von uns hält, sondern das, was wir sind. Nur unsere Tat, nicht das Urteil der Welt über dieselbe ist unsere Angelegenheit.

Jahre kommen, Jahre schwinden,
Gottes Liebe schwindet nicht;
Jeder Tag kann sie verkünden,
Jedes Morgens neues Licht.

Was die Franzosen während des Krieges lesen. Eine französische Zeitung hat eine Umfrage veranstaltet, um zu wissen, was man in Frankreich während des Krieges liest. Es versteht sich von selbst, daß in diesen Zeiten an erster Stelle die Tageszeitungen mit ihren Nachrichten über den Krieg, den Erläuterungen der kriegerischen Ereignisse, ihren Schilderungen von ruhm-



Ruhe hinter der deutschen Front: Deutsche Soldaten bestellen französische Felder.

vollen Taten und kleinen Begebenheiten aus dem Kriege sehen. Aber man liest auch anderes, weil man überraschender Weise in der Kriegszeit viel liest. Die öffentlichen Bibliotheken geben hier wertvolle Inhaltspunkte, Junge und Alte, zum Kriegsdienst Uebermüdete und andere, alle kommen hierher, um Ablenkung, Vertiefung, Anregung oder Belehrung zu suchen; und es scheint fast, als ob die großen Erinnerungen der Vergangenheit den Mut in der Brust der Kämpfer von früher und derer, die morgen zur Front gehen, beleben sollen. Sie machen sich mit allem vertraut, was den Feind angeht, mit seinen Sitten, seiner Widerstandskraft, mit der Größe seiner Heeresmacht usw. Die Werke der Militärhistoriker haben nicht nur für die Spezialisten Wert, sie sind eine allgemeine Lektüre geworden. So verlangt man besonders die Schilderungen von Jules Huret und von Georges Blondel über das Deutsche Reich, Werke über den Kaiser, und auch gewisse Bände, die in den verschiedensten prophetischen Formen das Ende der Hohenzollern und der deutschen Herrschaft ankündigen, gleich als wollte man aus ihnen Trost schöpfen gegenüber den Schwierigkeiten der wirklichen Lage. Merkwürdig ist das Interesse, das man für Wilkes Schundroman „Aus einer kleinen Garnison“ an den Tag legt; die preussischen Offiziere, deren Leben da in unfreundlicher Weise geschildert wird, könnte man ja jetzt aus größerer Nähe kennen lernen. Sehr in Aufnahme sind die Romane von Erckman-Chatrian gekommen, die heute fast so stark gelesen werden wie vor 40 Jahren. In den Buchhandlungen machen sich dieselben patriotischen Bedürfnisse geltend wie in den Bibliotheken. Man kauft die Bücher über die Revolutionskriege und über die Zeit Napoleons, über den Krieg von 1870, über die Belagerung von Paris, über die Luftschiffahrt, über die deutschen Militärverhältnisse und auch über das französische Heer. Werke, die schon ziemlich vergessen waren, erscheinen heute wieder in

den Auslagen: „L'Année terrible“ von Victor Hugo, „Souvenirs“ von Francisque Saccay, Dichtungen von Théodore de Banville, François Coppée, und ganz besonders die „Chants du Soldat“ von Deroulède. Man geht aber auch noch weiter und kauft sich Geographiewerte und alte Karten, um das beliebte Spiel der Neuverteilung der Grenzen auf „historischer“ Grundlage treiben zu können.

Charakteristik der Engländer in der deutschen Dichtung. In Begum Somru, einem schon bei seinem Erscheinen wenig erfolgreichen, heute fast ganz vergessenen Stück Friedrich Halm's, des Dichters vom „Fechter von Ravenna“, findet sich eine treffende Charakteristik der Engländer. Sie ist Warren Hastings, dem gewaltigen Generalgouverneur von Ostindien, in den Mund gelegt und lautet in den Hauptzügen: Hastings: „... Kenn ich doch Alt-Englands Weise!

Das Volk ist tüchtig, voll der kräftigen,
Gesunden Selbstsucht, die zur Größe führt;

Es schwärmt nicht, noch empfindet's; kühl und scharf
Erkennt es seinen Vorteil und greift zu,
Wo's immer geht, wo immer es ihn findet;
Nur eine Schwäche hat es: sich dabei
Bald in den Mantel christlicher Gesinnung,
Und bald erlittene Unrechts einzuhüllen;
Es tritt, wie's eben paßt, als Befreier,
Als Missionär jetzt auf, und kurz und gut,
Es macht in Humberg und es liebt die
Phraje!“

Und wenn sein Sekretär Clifford auf den Widerspruch der Forderungen, viel Geld zu erpressen und Humanität zu pflegen, hinweist, fertigt ihn Hastings mit den Worten ab:

„Und dies da, das Humanität sich nennt,
Ist Wind, ist Schellenklang und Selsensblase;

Was ist da viel zu wählen, zu erwägen!
Ich sende Geld und werf' Humanität —
In den Papiertorb!

Treffender konnte das englische Volk wohl nicht geschildert werden als von diesem Wollblutengländer Warren Hastings.

Eine Bestenuerung der fremdsprachlichen Firmenschilder fordert ein Gesetz, das in der letzten Leipziger Stadtverordnetenversammlung zur Sprache kam. Das Stadtparlament beschloß jedoch, über die Eingabe

zur Tagesordnung zu gehen. Es wurde aber ein Antrag angenommen, in dem der Magistrat gebeten wird, zu erwägen, ob die gegenwärtige Zeit und Volksstimmung nicht dazu geeignet wäre, der Bürgerschaft, insbesondere den Geschäftsinhabern und Kaufleuten in einem Aufruf ans Herz zu legen, in Schrift und Rede, namentlich auf ihren Schildern und Inschriften an Häusern und Schaufenstern, in ihren Geschäftsanzeigen und Anpreisungen, bei ihren Warenbezeichnungen usw., sich eines reinen und richtigen Deutsch zu bedienen.

Mit wem haben wir eigentlich Krieg? Der Nottingham Guardian teilt folgende niedliche Geschichte mit. Auf einer Station fern im Hinterland einer englischen Kolonie in Afrika erhält der diensttuende Offizier gegen Ende August von seiner vorgesetzten Behörde die Mitteilung: „Der Krieg ist erklärt. Alle feindlichen Staatsangehörigen sind zu verhaften.“ Zwei Wochen später erhält die Zentralfelle prompt die Antwort: „Ich habe sieben Deutsche,

vier Russen, zwei Franzosen, fünf Italiener, zwei Rumänen und einen Amerikaner festnehmen lassen. Bitte mir mitzuteilen, mit wem wir Krieg haben.“

Was ihm lieber ist. Unsere braven Feldgrauen haben als Verdiente jetzt bekanntlich häufig Gelegenheit, unsere Opernhäuser zu besuchen. Dabei mag gar mancher zum ersten Male in seinem Leben in die Geheimnisse der höheren Kunst eingeweiht werden. Als neulich einer von unseren Helden, ein stämmiger Westfale, von einem Offizier gefragt wurde, wie es ihm denn in der „Götterdämmerung“ gefallen habe, antwortete der biedere Fälliker treuherrig: „Herr Hauptmann lieber drei Tage im Schüt-

zengraben!“

Lohnender Auftrag. — Maler: „Endlich ein großer Auftrag! Der Borsianer Goldbirn hat ein Schloß gekauft, und da muß ich ihm die Ahnen ummalen!“

Der wigige Johann. Baron: Ist was ganz Besonderes in meiner Abwesenheit vorgefallen? — Johann: Jawohl, Herr Baron, keiner hat eine Rechnung gebracht!

Rätsel.

Das Wasser, das helle,
Hol' ich von der Quelle;
Das Bier, das frische,
Trag' ich zu Tische;
Und Essig
Und Tinte,
Sie mess' ich
Geschwinde.
Und Öl und Essig
Und Meth und Wein,
Ich schütte sie aus,
Ich schütte sie ein.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Zimmermann.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Kellen, Breitenweg (Habr). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Deibel & Koenen, Essn (Habr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 10

Sonntag, den 7. März

1915

Die französischen Ardennen und die Argonnen.

Von T. Kellen.

(Nachdruck verboten.)

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser noch der Skizzen, die ich vor Jahren über meine Wanderungen durch die belgischen Ardennen veröffentlicht habe. Durch die Täler und über die Höhen dieses waldigen Gebiets ergossen sich in den ersten Augusttagen die ungeheuren Scharen der deutschen Heere in der Richtung auf Lüttich und Namur, und als diese Festungen erstürmt waren, überfluteten sie wie einst die Scharen der germanischen Stämme, das nördliche Frankreich. Nach dem ersten kühnen Vormarsch, der die Kavallerie der Russischen Armee schon fast bis vor Paris geführt hatte, mußten die Truppen sich aus dem Tale der Marne bis ins Tal der Aisne zurückziehen. Die ungeheure Kampffront dehnte sich dann durch Nordfrankreich bis an die belgische Küste quer aus. Seither dauert jener erbitterte Stellungskampf, dessen Verlauf wir täglich an der Hand der amtlichen Berichte verfolgen.

Der Reisende, der früher vom Osten oder vom Norden kommend nach Paris fuhr, hat sich wohl nur selten in jener Gegend aufgehalten. Höchstens hat er Meims mit der berühmten Kathedrale, einen Besuch abgetatet. Heute, wo das Gebiet der französischen Ardennen von den deutschen Truppen besetzt ist, während im nahen Argonner Walde noch so erbittert gekämpft wird, gewinnen jene Gegenden für uns ein besonderes Interesse, und deshalb dürften vielleicht einige Mitteilungen darüber auf Beachtung rechnen.

Die Ardennen.

Das französische Département der Ardennen im Nordosten Frankreichs besteht aus der nördlichen Champagne, die übrigens ganz anders aussieht als die übrige Champagne, das berühmte Weinland. Die Champagne war früher eine Provinz, die 1286 durch die Heirat Philipps des Schönen mit Jeanne von Navarra an Frankreich kam. Die Landschaft umfaßt jetzt die Départements Aube, Haute-Marne, Marne und Ardennes.

Durch die Ober-Champagne, in der die alte Krönungsstadt Reims liegt, zieht sich jetzt das Kampfgebiet.

Die weißen, weiten, feinen Ebenen der Champagne sind von der Maas und Seine durchflossen. Die Natur und die Bodenbeschaffenheit sind in den vier Départements sehr verschieden, namentlich ist ein großer Abstand zwischen den Ardennen und den Landschaften an der oberen Seine und Aube.

Der Name Ardennen bezeichnet genau dasselbe wie Arden, das Gebirge an der Ruhr, auf dem auch Essen liegt.

Die Ardennen bilden bekanntlich den nordwestlichen Flügel des niederrheinischen Schiefergebirges. Der größere Teil erstreckt sich über Belgien. Der französische Anteil umfaßt etwa 1570 qkm. Das Gebirge senkt sich zur Maas und Sambre. Es lehnt sich im Osten an das Hohe Renn und die Eifel an, während es sich westwärts allmählich zum flandrischen Tieflande verflacht. Die höchste Erhebung erreicht 672 Meter, in Frankreich aber nur 504 Meter. Die mittlere Höhe ist 400 Meter.

Gekennzeichnet werden die Ardennen einerseits durch zahlreiche Hochflächen, in die das Tal der Maas, dann aber auch die Täler ihrer Nebenflüsse Korn (Chiers), Semoy, Bar und Sormonne tief eingeschnitten sind, andererseits durch Weiden oder sumpfige und öde Stellen, die sich größtenteils auf den Hochflächen ausdehnen.

Von den Wäldern hat sich nur ein Teil erhalten. Es sind die letzten Ueberreste der großen Ardennen-Waldung des Altertums, die der geheiligte Aufenthalt der Druiden war. Dieser Wald war der größte Galliens; zu Cäsars Zeiten erstreckte er sich bis an den Rhein, und seine Schreidnisse beschäftigten noch im 14. Jahrhundert die Phantasie Petrarca's.

Jetzt nehmen die Waldungen den fünften Teil des Ardennen-Departements ein, das immer noch eines der holzreichsten Frankreichs ist.

In den Tälern breiten sich fruchtbare Acker und Weideland aus. Besonders geeignet ist das Tal der Maas. Der tiefe, zum Teil enge, felsige Querschnitt des Maastals zwischen Namur und Mézières durchschneidet die ganze Bergfläche von Süden gegen Norden, so daß die größere Hälfte auf der Ostseite liegt.

Das Département der Ardennen grenzt im Norden und Nordosten an Belgien, im Südosten an das Département der Maas, im Süden an das der Marne, im Westen an das der Aisne. Es hat 5232 qkm und 325 000 Einwohner. Es umfaßt 5 Kreise (Arrondissements): Mézières, Sedan,

Rethel, Rocroi und Vouziers mit 31 Kantonen und 503 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Mézières. Nur im Norden gehört das Département eigentlich noch zu den Ardennen. Im Osten wird es von den Argonnen durchzogen.

Der nordöstliche Teil des Départements gehört zum Becken der schiffbaren Maas mit der Korn (Chiers) und der Semoy rechts und der schiffbaren Bar links. Den südlichen Teil bewässert die Aisne mit der Aire. Etwa ein Achtel der Grundfläche besteht aus Bergland, das zugleich den waldreichsten Abschnitt, aber auch



Ein mit Sandsäcken und Drahtnetzen gegen Bomben geschützter deutscher Schützengraben bei Reims.

weite Weidestrecken, enthält. An der Nordspitze des Departements, bei Givet, bricht man Marmor. Dann folgen mächtige Schieferlager. Im Osten herrscht Mischkalk vor mit reichen Eisenminen, in Südwesten trodener Kreideboden, eine nackte Ebene.

Nur die Täler, außer dem der Maas auch das der Aisne, sind fruchtbar und liefern Getreide. Wein baut man nördlich bis Mézières. Auch wird Obstwein bereitet.

Auf den ausgedehnten Weiden zieht man starke Arbeitspferde, Rinder, treffliche Schafe und Schweine.

Außer Marmor, Schiefer und Eisen finden sich Steinkohlen, Glasand und Porzellanthon. Holz wird gegen Hafer und Wein angeführt.

Die Industrie umfaßt Eisenwerke, Glas-, Fayence-, Tuch- und Wollfabriken, Strumpfwirerei, Loh- und Weißgerberei und Lederfabrikation.

Die Hauptflüsse der Eisenindustrie sind Givet, Mézières und Messenpré, der Hauptfluß der Tuchfabrikation ist Sedan.

Die Bewohner der französischen Ardennen sind ein naives, aber böshafes Volk, das für Geschichte und Sittre Verus hat. Die tüchtigen, starken und kriegerischen Leute sind zwar kühn, verraten aber eine gewisse Schwerfälligkeit und ein rauhes Wesen, das an die germanische Abstammung oder zum mindesten die germanische Blutmischung erinnert und schlecht zu ihrem französischen Dünkel paßt.

Auch in den Ardennen haben die Ortsschaften im jetzigen Kriege schwer gelitten. Verbrannte und zerstörte Häuser und zerstampfte Fluren zeigen auch hier, daß der Krieg mit seiner rauhen Hand vorbeigezogen ist. Erfreulich ist es zu sehen, daß die deutschen Soldaten sich der Bestattung der Aeder widmen, soweit dies die stark gelicherte einheitliche Bevölkerung nicht selbst tut.

Givet.

Der nördliche Teil des Departements ist jener Zipfel, der sich bis Givet in Belgien hinein erstreckt. Givet liegt in stark bergiger Gegend auf beiden Ufern der Maas, dicht an der belgischen Grenze. Die Stadt wurde schon unter Karl V. zur Festung ausgebaut. Die Festung ist mit Außenforts umgeben, deren stärkstes Charlemont ist. Es liegt auf einem 215 Meter hohen Berg am linken Ufer und birgt Raum für 6000 Mann. Der Bau stammt von dem berühmten französischen Festungsbaumeister Vauban. Es war früher ein Waffenplatz ersten Ranges. Die kleine, hübsche und regelmäßig gebaute Stadt mit ihren netten Plätzen zählt zwar nur 7700 Einwohner, ist aber der Sitz verschiedener Gewerbe. Sie ist übrigens die Geburtsstätte des berühmten Komponisten Mähul (1763—1817).

In dem jetzigen Kriege ist die Feste Givet am 31. August gefallen. Bei der Wegnahme des hoch in den Felsen gelegenen Sperrforts Givet haben sich ebenso wie im Kampfe um Namur die von Oesterreich zugesandten schweren Motorbatterien durch Beweglichkeit, Treffsicherheit und Wirkung vortrefflich bewährt. Sie haben ausgezeichnete Dienste geleistet. Die Sperrfortbefestigungen Hirson, Les Ayvelles, Condé, La Fère und Laon sind ohne Kampf genommen worden. Damit befanden sich sämtliche Sperrfortbefestigungen im nördlichen Frankreich außer der Festung Maubeuge in deutschen Händen. Maubeuge selbst kapitulierte am 8. September.

Rocroi.

Rocroi ist eine Kreisstadt nahe an der Maas. Hier fand 1643 jene berühmte Schlacht statt, in der Condé die spanische Infanterie vernichtete. Derselbe Condé nahm 1658 die Stadt wieder ein und zwar für die Spanier, die sie aber im pyrenäischen Friedensvertrag (1659) an Frankreich zurückgeben mußten.

Heute ist das Städtchen nur noch bekannt wegen seiner Pferde und seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Während es früher 2200 Einwohner hatte, zählt es jetzt nur mehr 842. Die Festungswerke, die noch von Rauban herrührten, sind seit 1889 dem Verfall überlassen. Das Städtchen liegt auf einer dem Wind ausgesetzten Hochebene, die die bewaldeten Hügel des Maas-tales beherrscht.

Mézières-Charleville.

Der Südrand der Ardennen ist am deutlichsten zwischen Mézières und Sedan zu erkennen, wo man gegen die Wirkungen des Nord- und Nordwestwindes geschützt ist.

Mézières ist zwar die Hauptstadt des Departements, aber doch nur eine nicht sonderlich ansehnliche, schlecht gebaute Stadt von 10 400 Einwohnern. Bis in die neuere Zeit war sie stark besetzt. Es ist ein sehr alter Ort, denn seine Gründung wird in das Jahr 899 verlegt. Abgesehen von seinem Altertums-museum bietet es aber keine Merkwürdigkeiten.

Der Name Mézières entspricht etwa dem deutschen Hagen, er kommt von dem lateinischen maserius (Mauer, Damm). Aus diesem Wort haben sich viele deutsche Ortsnamen Mähern, wie Grevener-



Aus den blutigen Kämpfen um die französischen Stellungen nördlich der Aisne: Eine besetzte französische Stellung zwischen Soffions und Craonne, die Mitte Januar von den Deutschen im Sturmangriff genommen wurde. Im Vordergrund ein französischer Schützengraben.

macher (Grafenmacher) und ähnliche französische Maizières, Mézières, Maizeroy usw. gebildet.

Die Festung ist durch mehrere Belagerungen berühmt geworden. 1521 verteidigte Bayard sie erfolgreich mit 2000 Mann gegen 35 000 Kaiserliche 28 Tage lang. 1815 wurde sie von 20 000 Deutschen belagert, und diesmal mußte sie sich nach 42 Tagen ergeben, als der allgemeine Waffenstillstand eintrat. Im Kriege 1870 wurde die Festung dreimal eingeschlossen. Vom 31. Dezember bis zum 1. Januar 1871 wurde sie fast ganz in Brand geschossen, worauf sie kapitulierte.

Der Hauptteil der Stadt liegt auf einer Halbinsel der Maas. Die schöne gotische Pfarrkirche stammt aus dem Jahre 1499 bis 1556. In dieser Kirche wurde 1570 König Karl IX. und Elisabeth von Oesterreich getraut. In der Kirche sind noch Spuren der Beschießung von 1815 und 1870 zur Erinnerung erhalten. Die ehemalige Zitadelle dient jetzt als Kaserne. Die Bewohner von Mézières sind sehr gewerbetätig.

Charleville ist zwar eine selbständige Stadt von 22 654 Einwohnern, aber es bildet eigentlich nur den industriellen Teil von Mézières. Die Stadt ist 1606 von dem Gouverneur der Champagne, Charles de Gonzague, Herzog von Nevers und Mantua, gegründet worden. Die Bewohner betreiben hauptsächlich die Herstellung von Eisenartikeln.

An Sehenswürdigkeiten hat Charleville eigentlich nur ein paar Denkmäler, die Bronzestatue des Gründers der Stadt,

ferner eine Büste des Dichters Arthur Rimbaud und das „Denkmal der Ardennen“, eine Gruppe sterbender Soldaten von A. Croix, die 1873 zur Erinnerung an die Opfer des Krieges von 1870 errichtet wurde.

Sedan.

Im Gegensatz zu Mézières, das stets treu zur katholischen Sache hielt, ist das neue 22 Kilometer östlich davon auf beiden Ufern der Maas gelegene, volkreichere Sedan, einst der Mittelpunkt der Reformation im Lande gewesen. Auch diese Stadt blickt auf eine lange, wechselvolle Vergangenheit zurück, von der sich jedoch in den engen Straßen keine Zeugen erhalten haben. Nur erhebt sich auf einem ihrer Plätze das Erzbild des ruhmreichsten ihrer Söhne, des großen Marschalls von Turenne, der 1611 zu Sedan geboren wurde.

Sedan ist eine Stadt von 19 400 Einwohnern, die hauptsächlich von der Tuchindustrie leben. Am berühmtesten wurde es 1870 durch die Niederlage Napoleons III., der sich mit einem Heere von 100 000 Mann dort ergeben mußte. In dem schönen Schloß Bellevue, dicht vor den Toren Sedans, ward durch den General von Wimpffen jene demütigende Kapitulation

tausend anderen Besuchern dieses Namens erzählen die Wände, die Türbretter, die Fenstergesimse, sogar die Stubendecke — alles ist beschriebener mit deutschen Namenszügen. Kürzlich war auch Ludwig Ganghofer dort. Beim Gehen, unter der Türe, sagte er zerstreut: „Auf Wiedersehen!“ Die Greisin erwidert: „Nein, mein Herr, nein, nein! Da wäre doch wieder Krieg! Das muß der letzte sein!“ Sie lächelte. „Kommt noch einer, so leb' ich nicht mehr!“

Weiter nach Süden und Südosten sind nur mehr wenig bedeutende Orte in den Ardennen zu finden. Am nennenswertesten ist noch die kleine Fabrikstadt Rethel, jetzt ein Campenort der deutschen Truppen.

Rethel.

Die Kreisstadt Rethel, die 5187 Einwohner zählt, liegt an der Eisenbahnlinie, die von Mézières nach Reims und weiter nach Paris führt. Von Reims ist es noch 38 Kilometer entfernt. Es dehnt sich rechts an der Aisne aus oder vielmehr unweit derselben am Abhange eines Hügels. Der Ursprung der Stadt wird auf ein altes Römerkastell zurückgeführt, doch sind die darüber vorhandenen Ueberlieferungen sehr unsicher. Rethel war einst die Hauptstadt

des gleichnamigen Herzogtums und die Umgegend heißt heute noch das Rethelois.

Heinrich III. hatte es zu dieser Würde erhoben. Im 17. Jahrhundert gehörte das Herzogtum der Familie Mazarin.

Die Geschichte der Stadt erinnert uns lebhaft an die Kämpfe der französischen Monarchie, namentlich der Fronde. Es war 1617 von dem Herzog von Guise eingenommen worden. 1650 wurde der Marschall Vicomte de Turenne, damals Verbündeter der Spanier, bei Rethel durch den Marschall du Plessis-Braslin geschlagen. Er schloß sich dann dem Hofe wieder an, und 1653, unter Ludwig XIV., nahm er die Stadt ein.

Rethel steigt teilweise an steiler Höhe empor. Bei der Ankunft überdreht man den Ardennenkanal, der hier einen Hafen besitzt. Die Avenue Thiery, so benannt nach dem ersten Präsidenten der Republik, führt vom Bahnhof geradeaus in die Stadt. Rechts liegt das Tribunal. Von hier gelangt man zu dem Burgwall des alten

Schlosses, von dem man eine schöne Aussicht hat. Auf dem Platze der Republik erheben sich das Rathaus aus dem Jahre 1750 und das ehemalige Krankenhaus aus dem Jahre 1690, das zuletzt als Schule benutzt wurde. In der Nähe, in der Evigny-Straße, befand sich noch ein altes Holzhaus aus dem Jahre 1564. Weiter links liegt die Unterpräfektur (Landratsamt) und hinter dieser dehnt sich an den Ufern der Aisne die schöne „Promenade des Isles“ aus. Den Eingang schmückt ein Brunnen mit der Büste des Industriellen und Politikers D. Vinard (1839—1898). Oben in der Carnot-Straße erhebt sich die St. Nikolaus-Kirche, die aus zwei ursprünglich getrennten Kirchen von verschiedener Ausdehnung und Stilart zusammengesetzt worden ist. Die ältere Hälfte aus dem 13. Jahrhundert war ursprünglich eine Klosterkirche. Die andere stammt aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Rechts ist ein massiver Glockenturm von 1614 und daneben ein reiches Portal von 1510, das aber im Laufe der Zeit sehr gelitten hat. Im Innern sind bemerkenswert ein heiliges Grab in einer Krypta hinter dem Altar des ersten Schiffes auf der rechten Seite, ein aufrecht stehender schöner Grabstein von 1538 und ein alter Wehwerkrest.

Auf dem Emile-Zola-Platz befindet sich eine alte Holzhalle aus dem Jahre 1636. Jenseits des Ardennenkanals und der Aisne liegt der neuere Stadtteil mit Fabriken. Es sind Kammergarnspinnereien, Schals- und Tuchfabriken, die feinste Merinowolle



Auf dem Schlachtfeld bei Craonne.

Ein Stützpunkt der französischen Stellung bei Hurtebise an der nördlichen Aisne, von dem sie Ende Januar nach heftigem Kampf durch einen Sturmangriff der Sachsen vertrieben wurden. 1100 Franzosen wurden gefangen, 8 Maschinengewehre und ein Minierdepot erbeutet.

unterzeichnet. Das Schloß ist jetzt abgesperrt, weil es schon zu Beginn des Krieges gelitten hat. Es ist ganz leer; seine Fenster sind mit Brettern verhüllt. Dicht dabei zeigen einfache Holzkreuze auf kleinen lehmigen Hügeln die letzte Ruhestätte der hier gefallenen deutschen Soldaten an.

Auf der Landstraße zwischen Bellevue und Donchéry steht noch immer das alte kleine Haus, in dem Napoleon III. auf Bismarck wartete. Die Begegnung fand in einem niedrigen Stübchen statt, das noch wie damals erhalten ist. Außer den beiden Stühlen, auf denen Napoleon und Bismarck saßen, enthält das Zimmer nur noch einen Glaschrank mit Erinnerungen. In dem Glaskasten zeigen kleine Blätter die Handschriften des deutschen Kaisers, des deutschen Kronprinzen und anderer Fürsten. Jedes Blatt ist an den Ecken beschriftet mit den Zwanzigmarkstücken, welche die Häuter dieses Hauses als Geschenk erhielt. Damals, am Sedantag, war sie eine Sechszwanzigjährige, jetzt ist sie eine Greisin mit weißem Haar. In dem ruhigen Ton, mit dem die Wärter von Kunstsammlungen sprechen, erzählt sie, wie sie während jener Schlacht mit ihrer Familie im Keller saß und die Granaten sausen hörte, die über das Hausdach hinüber und herüber flogen. Gerade so wäre es jetzt wieder gewesen, beim Kampf und bei der Zerstörung von Donchéry. Von der freundlichen Güte des deutschen Kaisers erzählt sie und von den vielen hohen Gästen, die in ihr berühmtes Haus kommen. Von den

referieren. Kethel hat auch Brauerei, Vohgerberet, Schiffahrt und Handel mit Getreide, Wolle, Wollstoffen und Wein.

Durch den jetzigen Krieg hat Kethel schwer gelitten. Um den Besitz des Städtchens ist in mörderischem Ringen gekämpft worden. Als dann die Franzosen abgezogen waren, richteten die Deutschen hier eine Etappe ein. Eine große Spinnerei unten am Fluße wurde zum Lazarett hergerichtet. Dr. Hans Giese berichtet darüber in der „Kölnischen Volkszeitung: Eine ganze Schar Ärzte unter der Leitung eines Professors aus Leipzig, Krankenschwestern und Pflegerinnen, Krankenpersonal aller Art, Tischler und Zimmermeister sind gekommen, haben geärgt und gehämmert und gearbeitet, Tag und Nacht, und in kurzer Zeit ward aus der Spinnerei ein Stappenzazarett für 5000 Kranke. Zwischen den Maschinenreihen steht je eine Abteilung von zwei langen Bettrahmen. So ein Bett in einem Stappenzazarett ist ein einfaches Bett. Vier Bretter genügen dafür, ein Strohsack und ein paar Decken kommen darüber.

Da war auch eine große Wollwäscherei in der Fabrik. Sie ist heute als großer Wasdraum, als Wäscherei und Baderstatt eingerichtet. Mit Gewalt wie ein Wasserfall drängen sich die Wasser durch das Fabrikwehr. 50 Mann deutscher Soldaten stehen den ganzen Tag daran und waschen in dem reißenden Wasser die Schlingengrabenmäntel, die anders eine menschliche Hand von dem Kalt- und Lehm Boden kaum je sauber bekommen würde. Die Kontore sind heute Operationsräume oder Klinkstationen. Der Wollkrodenraum der Spinnerei ist wie geschaffen zum Trocknen der Uniformen und Mäntel und Wäsche ohne großen Umbau. Kurz, jedes Zimmer, jeder Winkel, jeder Kellerraum, jeder Arbeitsaal bis unter das Dach hinauf ist sinnvoll ausgenutzt.

Ein paar hundert Schritt über den Hügel hinweg und durch den Trümmerhaufen der Stadt hindurch nach der sonnigen Südseite: da liegt Neu-Kethel, die Barackenstadt. 1500 Meter Holzreeg mußten gebaut werden, damit die Ärzte und Kranken, die Pfleger und Pflegerinnen nicht im Schmutz verfaulen, wenn sie zwischen den 45 Baracken und 6 Zelten hindurch wollten. Die Baracken bilden ein sinnvoll erdachtes, riesiges Seuchenlazarett für Typhuskrante, Ruhrkrante und für alle Anstichungskrankheiten. Die Gegend ist auch im Frieden nie ganz vom Typhus freigebieben. Der Kunst und Kurzsorge der deutschen Ärzte aber ist es in langem Kampfe gelungen, der Seuche Herr zu werden. 567 Personen schafften daran mit, darunter 17 Ärzte, 3 Apotheker, 170 Schwestern, 260 Sanitäter, 24 Wäschfrauen, 15 Köche. Zur Barackenstadt zählen 2 Apotheken, 2 große Küchen mit je 14 Kesseln (5000 Liter), 2 Dreiküchen, 13 Milchküche, 2 Schweinefleischküchen, 1 Arztküche, 2 Entseuchungshäuser, 2 Wäschereien mit je 12 Frauen, 2 Geschäftsräume, 1 Wäscheabgabestelle, 1 Liebesgabenlager, 1 Feldpostamt, 1 Nachstube, 3 Trägerwachstuben, 2 Räume für Sanitäter, 2 Räume für Schwestern, 1 Pferdestall, 1 Kraftwagenschuppen. Der tägliche Bedarf für Küche und Keller umfaßt: 7 Zentner Fleisch, 75 Kilo Schabefleisch, 90 Kilo Schabefleisch in Suppe, 1000 Liter Tee, 1000 Liter Kaffee, 300 Liter Milch, 1000 Liter Schlemmsuppe, 1200 Liter Wollstoff, 500 Liter Weiz, 15 Kilo Butter, 50 Kilo Margarine, 50 Kilo Rauchware, 50 Kilo Käse, 1800 Semmeln, 75 Kilo Zwiebad, 130 Kilo Feldzwiebad, 800 Brote, 100 Kilo Zucker, 100 Büchsen kondensierte Milch, 100 Flaschen Wein, 10 Flaschen Cognac, 100 Flaschen Selterswasser.

Der Kreis Kethel hat 6 Kantone mit 112 Gemeinden und 49 200 Einwohnern.

Vier Kilometer nördlich von Kethel liegt das Dörfchen Sorbon. In der Kirche befindet sich ein kleines Denkmal für den in diesem Ort geborenen Robert de Sorbon (1201—1274), den Gründer der berühmten Sorbonne in Paris. Noch ein anderer hervorragender Mann ist aus dieser Gegend hervorgegangen: Jean Gerson (1363—1429), einer der bedeutendsten Theologen seiner Zeit. Er hat in dem 4 Kilometer westlich von Kethel gelegenen Dorfe Barby das Licht der Welt erblickt. In der Dorfkirche ist neben dem Grabstein seiner Mutter seine Wüste aufgestellt. Früher wurde Gerson vielfach als Verfasser der „Nachfolge Christi“ betrachtet, aber man nimmt jetzt allgemein an, daß das

berühmte Erbauungsbuch von Thomas von Kempfen herrührt. Gerson schrieb die meisten seiner Werke lateinisch, aber er nimmt auch in der französischen Literaturgeschichte einen ehrenvollen Platz ein wegen seiner französischen Predigten, die voll inniger Frömmigkeit sind und wegen seiner politischen Reden, die sich durch die Gewalt der Sprache auszeichnen.

Westlich von Kethel liegt ebenfalls an der Aisne die Kantons-hauptstadt Aßfeld. Die Namen der beiden Orte Kethel und Aßfeld rühren unfreitig noch von den Franken her, die einst Belgien und Nordfrankreich überschwemmten und besiedelten. Man braucht sich nicht darüber zu wundern, denn in Nordfrankreich haben sich bis auf den heutigen Tag zahlreiche Ortsnamen und Flußbezeichnungen mit den Endungen -dal (Tal), -bert (Berg), -lande (Land), -acre (Acker), -brique (Brücke), -brunne oder -bourne (Brunnen), -hove (Hof) erhalten.

Bouzières.

Bouzières ist ebenfalls eine Kreisstadt an der Aisne. Es ist aber noch kleiner als Kethel, denn es hat nur 3550 Einwohner. Es liegt 52 Kilometer südlich von Mezières. Der Kreis Bouzières umfaßt 8 Kantone mit 131 Gemeinden und 47 000 Einwohnern.

Der Hauptort ist Station der Eisenbahnlinie Amagne—Reuigny der Ostbahn. In Friedenszeiten lagen in Bouzières Teile des 8. Kürassier-Regiments in Garnison.

Die Stadt hat ein Landgericht, eine Ackerbaukammer, eine Forstinspektion und ein Hospital. Von Industrie und Gewerbe sind vertreten: Wollspinnerei, Brauerei, Vohgerberet, Korbmacherei. Die Bewohner treiben auch Handel mit Getreide, Salz usw. Bouzières hat eine hübsche Lage gegenüber dem Waldplateau der Argonnen mit dem Défilé de la Croix-aux-Bois, das aus dem Feldzug von 1792 bekannt ist.

Bouzières hat nur einen bedeutenden Mann hervorgebracht und das war kein geringerer als Hippolyte Taine (1823—1893), der Philosoph, Historiker und Kritiker. Er schrieb eine Geschichte der englischen Literatur, die erste gründliche in Frankreich, eine Philosophie der Kunst und das berühmte Werk über den Ursprung des modernen Frankreichs.

Vom Bahnhof führt die Taine-Straße zu dem Platz, auf dem das Denkmal des Philosophen steht. Auf demselben Platz erhebt sich die Kirche St. Maurice, die aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammt und ein reizendes Renaissance-Portal (1548) hat. Der Marschall Mac-Mahon

konzentrierte am 27. August 1870 seine Armee bei Bouzières, um nach Metz zum Entsatz Bazaines zu marschieren, aber seine Unentschlossenheit und Langsamkeit ermöglichten die Rechtschwenkung der deutschen Armee, das Zurückdrängen des Mac-Mahonschen Heeres auf die belgische Grenze und die Katastrophe von Sedan.

Nach jetzt ist Bouzières wieder von den Deutschen besetzt. Es ist ebenso wie Kethel eine Etappenstation mit einem Lazarett für Schwerverwundete.

In Bouzières haben sich die deutschen Truppen so befaßigt eingerichtet, daß sie sogar eine eigene Zeitung „Der Landsturm“ herausgeben. Ueber den Titel steht: „Erster und letzter Jahrgang“. „Ausgabe 1. bis 30. Taufend“. Und unter dem Titel: „Einziges deutsches Militär-Wochenblatt auf Frankreichs Flur“. Den Druck besorgt die 3. Kompanie des P. S. Landsturm-Bataillons Nr. 1, deren Offiziere die Schriftleitung führen. Ganz richtig ist die Bezeichnung „Einziges deutsches Militär-Wochenblatt auf Frankreichs Flur“ allerdings nicht, denn in Lille erscheint die „Lille Kriegszeitung“, die in Größe und Vielseitigkeit dem bescheidenen „Landsturm“ noch über ist.

Die Argonnen.

Das Departement der Ardennen wird durch das Plateau des Argonnen Waldes in zwei Hälften geschieden. Die eine, östliche, deren Neigung von Süden nach Norden geht, gehört dem Flußgebiet der Maas an. Es ist die eigentliche Ardennen-gegend, die den nördlichen und nordöstlichen Teil des Departements einnimmt. Die andere, die Westhälfte, senkt sich von Osten nach Westen und gehört schon zum Becken der Seine; sie wird nämlich bewässert durch die Aisne mit ihren Zuflüssen: Aire, Magny,



In Sedan.

1870—1914) Wieder besprechen die Einwohner von Sedan die neuesten Bekanntmachungen („Avis“) der deutschen Kommandantur.

Baug, Retourne und Ton. — Die Maas kommt aus den West-Argonnen, fließt an Sainte-Menehould, Vouziers, Mettel und Soissons vorbei und ergießt sich nach einem Lauf von 280 Kilometer bei Compiègne in die Oise, einen Zufluß der Seine.

Der Name Maas hängt unfreilich mit dem in vielen Flußnamen vorkommenden Stammwort Ma (Wasser) zusammen (Machen, benannt nach den Quellen: Mat, früher im Ruhrgebiet üblich für Wasserabfluß in den Gräben, noch enthalten in dem Namen der Beche Sälzer und Neuat d. h. Neu-Mat).

Der 100 Kilometer lange Ardennen-Strahl verbindet schon seit 1832 die beiden Flußgebiete der Maas und der Seine. Zwischen beiden streicht die waldige Berglandschaft der Argonnen, 300 bis 400 Meter hoch, mit tiefen Längentälern.

Die Argonnen sind jene bewaldeten Berge, die sich zwischen der Maas und der Maas von Norden nach Süden erstrecken und sich durch die Departements der Ardennen und der Maas ausdehnen. Hier wüthete sich der Feldzug der Verbündeten gegen die französische Republik im Jahre 1792 ab, der mit der Schlacht bei Valmy sein Ende erreichte. Im Kriege von 1870 spielten die Argonnen keine Rolle, während in dem jetzigen Kriege außerordentlich erbitterte Kämpfe dort ausgefochten werden.

Frühlingsstürme.

Roman von N. Gorowik.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

S. v. d. S., den 24. August 19..

Nur noch einen letzten Gruß, meine Liebe, aus unserer schönen Sommerfrische. Morgen brechen wir hier unsere Zelte ab. Frau v. Heeren reist mit ihrem Sohn nach Baden-Baden, Ilse und ich zu unserm geliebten Mütterchen in die Heimat. Brauche ich Dir erst zu sagen, wie ich mich darauf freue? Und wie froh mich der Gedanke macht, der lieben Mama unsere Kleine so erholt und gekräftigt zuführen zu können? Wie werde ich vergessen, was Frau v. Heeren an uns getan! Hoffentlich kann ich es ihr einmal beweisen, wie unendlich dankbar ich ihr bin.

So ähnlich äußerte ich mich auch gegen Frau Dr. Werner, die uns gestern einen Besuch abstattete. Sie meinte darauf lachend: „Ma, passen Sie auf, die Zeit der Wiedervergeltung ist nicht mehr allzufern.“ Und als ich sie erstaunt ansah, jagte sie ärgerlich: „Ich habe Sie wirklich liebgenommen, Fräulein Mari-



Glückartiger Rückzug der Franzosen bei Soissons.

Die Berge der Argonnen sind ein Teil des lothringischen Plateaulandes, der sich zu beiden Seiten des Flusses Aire, namentlich an der Westseite hinzieht und westlich in die Tiefebene der Champagne, nördlich in die Ardennen übergeht. Der Argonner Wald selbst besteht aus bewaldeten Tafelflächen, die bis 100 Meter über die benachbarten Täler aufsteigen und 3 bis 15 Kilometer Breite bei 40 bis 45 Kilometer Länge haben. Er ist nur schwer zugänglich, ja nach mehrtägigem Regen fast unzugänglich. Die Einwohner treiben Holzhandel und Viehzucht; besonders gut gedeihen die Schafe, die einen Hauptreichtum der Gegend bilden.

Westlich von Verdun und der Maas erstreckt sich, parallel zu den Argonnen, das Woivre-Gebiet. Der Name wird auch Woeyvre, Woivre, Wavre geschrieben, und ist das alte deutsche Wort Waber (Wald), das wir noch in dem Wort Waberlohe in der Siegfried-Sage wiederfinden. Der Waberwald, der sich auch zum Teil erhalten hat, dehnte sich einst zwischen der Maas und der Mosel von der Aorn im Norden bis in die Gegend von Commercy im Süden aus. Nach ihm wurde der Wabergau benannt, wie einst nach den Adennen der Aidenbergau.

anne; aber manchmal möchte ich mich doch wegen Ihrer unglaublichen Kurzsichtigkeit mit Ihnen zanken.“

Saun hatte sie diese räthelhaften Worte geäußert, so ließ sie mich stehen, ging zu Herrn v. Heeren und ging dann lange Zeit mit ihm allein im Garten auf und ab.

Beim Abschied küßte sie mich herzlich auf beide Wangen. „Auf frohes Wiedersehen in Wiesbaden! Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Mutter und sagen Sie ihr, ich liebe ihr zu ihren Töchtern und Söhnen gratulieren.“

„Vielen Dank für das Kompliment,“ erwiderte ich lachend, „aber Sie haben des Guten zu viel getan. Meine Mutter hat nämlich nur einen Sohn.“

„Na, wer weiß,“ gab sie heiter zurück, „vielleicht hat sie noch irgendwo einen unsichtbaren. Ich habe einen Prophetenbild.“ Der Zug setzte sich schon in Bewegung, als sie mir noch diese nedenden Worte zurief.

Ilse und ich hatten sie gegen 8 Uhr an die Bahn begleitet und gingen dann durch die stillen Kuranlagen nach unserer Villa zurück.

Wir sprachen von der Heimreise und malten uns das Wiedersehen mit Mama und Frey aus. „Wird es Dir nicht schwer, von hier fortzugehen, Ilse?“ fragte ich. Sie schüttelte lachend ihr Köpfchen. „Es tut mir leid, natürlich. Aber ich denke, ich komme schon bald einmal wieder.“ Mein Gesicht wurde ernst.



„Kind, gib Dich nicht zu sehr solchen Hoffnungen hin. Es kann wohl sein, daß Frau v. Heeren Dich wieder einmal aufsuchen wird, sie zu besuchen, aber Du darfst nicht vergessen — Mama ist so allein und dann — man soll die Güte eines Menschen nicht zu sehr ausnützen.“

„Ach, Mte, predige nicht überflüssige Weisheiten! Du wirst sehen, das hat gar keinen Sinn. Erst gestern sagte Herr v. Heeren — sie stotzte und errödete.“

„Was sagte Herr v. Heeren?“ forschte ich.

„Ach, nichts von Belang,“ fuhr sie verlegen fort. „Ich meine nur, er scheint auch zu glauben, daß wir uns bald wiedersehen.“

Schweigend setzten wir unsern Weg nach Hause fort.

„Dies Worte gingen mir unwillkürlich im Kopfe herum. Wie kam Herr v. Heeren dazu, solche Äußerung zu tun? Ueberhaupt — Du kennst mich doch, Hilde, und weißt, daß ich keiner Meinung des Meides fähig bin. Und doch — die Art wie er mit Mte verkehrt, verstimmt mich. Es ist ganz merkwürdig, wie das Kind ihn gefangen genommen; denn — daß er in ihr nur ein Kind sieht, das beweise ich keinen Augenblick. Weshalb kann er aber nicht auch mit mir so einfach und natürlich umgehen? Fürchtet er, ich könnte mir etwas daraus einbilden?“

Frau v. Heeren litt die letzte Woche an einer leichten Erkältung, die sie meist ans Zimmer fesselte. Natürlich war ich viel bei ihr und leistete ihr Gesellschaft. Da konnte ich oft durch das geöffnete Fenster Mtes und Herrn v. Heerens Stimmen vernehmen, bald lauter, bald leiser. Sie haben sich immer etwas zu sagen und meine kleine Schwester findet es ganz selbstverständlich, daß sie seine Zeit ausfüllt.

Und einmal — als ich unversehens dazu kam, da war es mir, wie wenn ich sie in ihrer Unterhaltung gefört hätte, und das hat mich ein wenig getränkt.

Herr v. Heeren ist die letzte Zeit sehr höflich und aufmerksam zu mir. Ich kann nicht mehr über seine wechselnden Launen klagen. Und er hat mir ja auch seine Freundschaft angedeutet und bewiesen! — nun er ist doch nicht so nett zu mir, wie zu Mte und ich fürchte, es wird mir auch nicht gelingen, ein besseres Verhältnis zwischen uns herbeizuführen, besonders, da jetzt auch in seinem Leben ein Wendepunkt einzutreten scheint. Frau v. Heeren erwähnte heute flüchtig, daß Frau v. Rother auch in Baden-Baden sei. Da wird wohl der Roman seinen Abschluß finden.

„Ach, Hilde, ich bin doch eine recht unvernünftige Person! Erst neulich schrieb ich Dir, daß ich mir Mühe geben wollte, vorurteillos zu sein! Aber ich bringe es doch nicht fertig! Ich kann nun einmal diese schöne, falsche Frau nicht leiden und ärgere mich, daß solch kluger Mann blindsings ins Verderben rennt. Glaube mir — Wolf v. Heeren kann mit einer Lisa Rother nicht glücklich werden!“

„Doch — was zerbreche ich mir da unnütz den Kopf! Was kommen soll, das kommt!“

Wie Frau v. Heeren jetzt darüber denkt, das weiß ich nicht. Sie hat nie wieder mit mir davon gesprochen. Zu mir ist sie in den letzten Tagen von solch liebevoller Güte, daß ich mich oft frage, was ich getan habe, um solche Zuneigung zu verdienen. Ich hoffe nur, daß Herr v. Heerens Heirat keinen Schatten auf unser Zusammenleben werfen wird. Aber wer weiß — vielleicht wird er mit seiner schönen Frau einen anderen Wohnort als Wiesbaden wählen! Mir wäre es nur recht!

„Ach, wie ich mich auf mein Mütterchen freue! Den nächsten Brief bekommt Du aus der Heimat, Hilde! Der kann Dir nur Gutes bringen!“

In Liebe Deine Marianne.

H., den 4. September 19 . . .

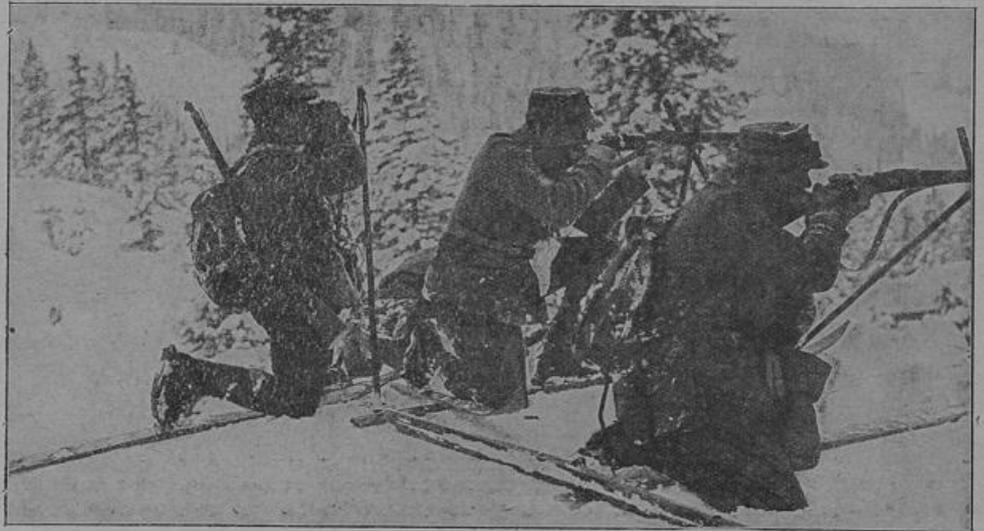
Mein liebes Gewissen! Da sitze ich nun in meinem gemüthlichen alten Heim und lasse mir's wohl sein. Mama und unsere gute alte Marie verwöhnen mich nach Noten, und ich lasse mir's gerne gefallen. Es ist schön, bei „Muttern“ zu Gaste zu sein! Aber Dir

brauche ich das nicht erst zu sagen; Du kennst es ja aus eigener Erfahrung. — Unsere Reise ging glatt und gut vonstatten. Wir fuhren des Morgens von Homburg fort. Frau v. Heeren und ihr Sohn benutzten erst den Nachmittagszug nach Baden-Baden.

Mte wurde noch beim Abschied mit Liebesbeweisen überschüttet. Frau v. Heeren schenkte ihr zur Erinnerung an den Homburger Aufenthalt eine entzückende kleine Vertennadel, Herr v. Heeren eine wundervolle altsilberne Gürtelschnalle. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie die Kleine sich über die Geschenke freute. Das half uns allen über die Abschiedsstimmung hinweg.

Herr v. Heeren begleitete uns zur Bahn. Ich merkte ihm an, daß er aufgeregt war. Sollte ihm Mtes Fortgehen doch nahe gegangen sein? Es kam mir auch so vor, wie wenn er mir etwas sagen wollte, es aber doch im letzten Augenblick unterließ. Wenigstens sprach er, als wir schon im Begriff waren, einzusteigen, zweimal meinen Namen aus, ohne irgendwelchen Grund. Als ich ihm vom Wagenfenster aus nochmals die Hand reichte, zog er sie an die Lippen, drückte einen heißen Kuß darauf, und der Zug setzte sich schon in Bewegung, als er mich freigab. Hoffentlich hat Mte nichts davon gesehen! Sie ist so jung und könnte solche Galanterie mißdeuten.

In Frankfurt, wo wir eine halbe Stunde Aufenthalt hatten, erwartete uns Frau Dr. Werner und gab uns noch Blumen und Erfrischungen mit auf den Weg. Dann fuhren wir in direktem Wagen bis H. durch und trafen dort um die siebente Abendstunde ein. Mama und Fritz empfingen uns und führten uns im Triumph



Eine deutsche Schneeföhnpatrouille. Die Stöcke werden als Gewehrauflage benutzt.

nach Hause. Es ist wohl überflüssig zu sagen, wie wir uns miteinander freuten. — Mama ist sehr zufrieden mit Mtes Aussehen. Sie blüht ja auch wieder wie ein aufgegangenes Rosenknöspchen, plappert von Morgen bis Abend und schildert die Erlebnisse der letzten Wochen in den leuchtendsten Farben. Daß dabei immer die Heerens im Mittelpunkt unseres Gesprächs sind, ist wohl natürlich. Von Frau v. Heeren hörte ich bereits zwei Mal. Erst meldete sie mir durch eine Karte ihre Ankunft in Baden-Baden an und gestern erhielt ich einen lieben ausführlichen Brief. Sie hat dort eine Menge guter Bekannte getroffen und fühlt sich Gott sei Dank auch körperlich wohl. Merkwürdigerweise erwähnt sie Frau v. Rother gar nicht.

Ihr Sohn sandte an Mte eine lustige Karte in Versen, die unser Wildfang prompt — gleichfalls den Pegasus besteiigend — erwiderte. Für mich hatte er nur einen kurzen Gruß beigefügt. Nun — ich begnüge mich auch damit! Nur finde ich, er hätte mir auch wohl eine Zeile direkt senden können. Aber — am Ende erlaubt es die schöne Lisa nicht! Täglich erwarte ich jetzt mit der Post die Verlobungsnaadracht! Es ist mir unverständlich, weshalb sie immer noch zögert.

Mamas Augen ruhen in den letzten Tagen oft besorgt auf mir. Sie findet mich nervös und aufgereg. Ich weiß selbst nicht, was mit mir ist. Wie habe ich diese Zeit herbeigebracht, und nun ich hier bin, bin ich von einer unerklärlichen Unruhe erfasst. Dabei liegt doch mein Leben so einfach und klar vor mir! Ich habe ja nichts zu befürchten! Allerdings auch nichts zu erhoffen, aber das will ich ja gar nicht. Ich will nur Ruhe und Frieden!

Verzeihe, ich muß den Brief schließen. Mama läßt mir sagen, es sei Besuch gekommen. Ich bleibe hier bis zum 10. Du bekommst jedenfalls noch von hier aus Nachricht!

Deine Marianne.

den 5. September.

Der gestrige Brief ist liegen geblieben; Hilde; ich hatte keine Zeit, ihn fortzuschicken. Zu Vieles ist in den letzten 24 Stunden auf mich eingestürzt! Noch sehe ich so im Banne des Erlebten, daß ich kaum weiß, wie ich Dir schildern soll. Meine geliebte Hilde, höre und staune, Deine Freundin Marianne ist Braut, glückselige Braut des besten Mannes der Welt. Erräst Du, wer es ist?

Wie ich Dir gestern schon mitgeteilt, wurde ich gestern gefürcht, weil Besuch gemeldet wurde.

Ahnungslos betrat ich das Wohnzimmer. Wie konnte ich auch denken, daß dort das Schicksal meiner harrete?

Behaglich in die Sofaecke zurückgelehnt, sah da Herr v. Heeren und unterhielt sich mit Mama und Ilse.

Im ersten Augenblick glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen; dann aber erschraut ich so, daß meine Kräfte mich zu verlassen drohten.

Dieser eine Augenblick sagte mir alles. Er gab mir Aufschluß über mein ganzes Denten und Fühlen. Ich wußte jetzt, daß Wolf v. Heeren für mich das Leben war, daß ich ihn mit der ganzen Seele liebte.

Er schien meine Erregung nicht zu sehen. Mit ausgestreckten Händen kam er auf mich zu und brachte mir Grüße von seiner Mutter. Dann gab er — etwas zögernd — ungefragt die Erklärung seines Kommens. Er habe in der Nähe wegen Ankaufs eines Reitpferdes zu tun gehabt, und da hätte er sich nicht verlassen können, uns aufzusuchen.

Mich mühsam beherrschend, hieß ich ihn freundlich willkommen. Dann saßen wir alle beisammen und sprachen von gleichgültigen Dingen, vielmehr — ich hörte zu, wie die andern sprachen — ich konnte mich nicht an der Unterhaltung beteiligen. Unaufhörlich ging mir die Frage im Kopf herum: „Ist er bereits Lisa Nothers Brautigam oder nicht?“

Mama forderte ihn endlich auf, zu Tisch zu bleiben, und da er sofort annahm, entfernte sie sich mit Ilse, um die nötigen Anordnungen zu treffen. So blieben wir allein zurück. Ich raffte mich auf, erkundigte mich nach Frau v. Heerens Befinden und sprach davon, wie reizvoll sie mir das Leben in Baden-Baden geschildert.

„Ja,“ sagte er, „es ist schön dort; wir gehen immer gern hin. Mama hat auch sehr angenehme Gesellschaft gefunden. Hat sie Ihnen geschrieben, daß Lisa Nother sich verlobt hat?“

Mir wars, wie wenn ich einen Schlag aufs Herz bekäme! Ich fühlte, wie auf meinem Antlitz die Farbe kam und ging und setzte ein paar mal vergebens zum Sprechen an. Endlich gewann ich es über mich zu sagen:

„Das hat Frau v. Heeren übersehen. Aber — ich hatte es nicht anders erwartet.“

Er nickte zustimmend. „Ja, es war anzunehmen. Uebrigens — Sie fragen ja gar nicht nach dem Namen des Begünstigten?“

Mit schwankender Stimme erwiderte ich: „Dessen bedarf es nicht erst. Ich weiß, daß Sie es sind, Herr v. Heeren. Ich wünsche Ihnen alles Glück!“

Da trat er auf mich zu, nahm meine Hände in die seinen und sah mir tief in die Augen.

„Marianne, welsch ein großes Kind sind Sie! Glauben Sie wirklich, ich würde hierher reisen, um Ihnen meine Verlobung anzukündigen? Lisa Nother ist die Braut des Herrn v. Trothan, eines alten Kameraden von mir. Sehen Sie mich nicht so ungläubig an, es ist so.“

„Ja, aber —“ stammelte ich — „es war mir doch —“ ich hielt inne. Er gab meine Hände frei und durchmaß einige Male hastig

den Raum, dann blieb er neben mir stehen. „Sie sind von einem Irrtum befangen, Marianne, und es ist höchste Zeit, daß es klar zwischen uns wird. Ich weiß, meine Mutter hat Ihnen gegenüber geplaudert; sie hat es mir selbst reuevoll gestanden. Sie hat Ihnen ja auch nur die Wahrheit gesagt —“ er atmete tief auf — „ich habe einst Lisa sehr gern gehabt, ja, mehr als das, denn als sie mich aufgegeben, habe ich sehr um sie gelitten. Sie trug auch Schuld daran, daß ich von da an die Frauen falsch beurteilte und ihnen — auch wo es nicht angebracht war — schroff und ungerecht entgegentrat.“

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Mit der Erkenntnis, mein Herz einer Unwürdigen geschenkt zu haben, verflüchtete sich natürlich allmählich die Neigung. Aber der Stachel war doch für lange Zeit in meinem Innern geblieben. So stand es um mich, als ich letzten März nach Wiesbaden zurückkehrte und Sie — Marianne, im Hause meiner Mutter fand. Jetzt weiß ich es — ich liebte Sie vom ersten Augenblick an. Aber ich war mir über meinen Seelenzustand nicht ganz klar und ich wollte mich nicht gefangen geben; daher mein zurückhaltendes Wesen in den ersten Wochen, das Ihnen sicher nicht entgangen war.“ Er sah mich fragend an und ich nickte zustimmend.

„Dann aber — je häufiger ich mit Ihnen zusammen war — verfiel ich ganz Ihrem Zauber, und als Lisa Nother ins Haus kam, ging ich scheinbar auf ihr kokettes Spiel ein, nur um zu sehen, ob es einen Eindruck auf Sie machte. Ich hoffte, daß sich hinter Ihrer augenfälligen Mißbilligung ein klein wenig Eifersucht barg. Ich ahnte ja nicht, daß Ihre Seele in jener Zeit noch von dem Wibe eines andern erfüllt war.“

Er schwieg einen Augenblick, und trotzdem ich meine Augen gesenkt hielt, fühlte ich den traurigen Blick, den er auf mich gerichtet.

„Was wissen Sie davon, Marianne, was ich in jenen Tagen gelitten, als ich Sie in Gesellschaft Reinhardts erblickte? Ich war rasend vor Zorn und Eifersucht, und Lisa, die mich längst durchschaut, die ahnte, wie es um mich stand, schürte nur noch das Feuer meiner Empörung. So kam es, daß ich in blinder Wut davonrauste, die Herrschaft über mich und mein Pferd verlor und stürzte.“

Ein tiefer Atemzug hob seine Brust. Dann beugte er sich über mich und zwang mich, seinen Augen zu begegnen.

„Soll ich Ihnen noch mehr sagen, Marianne? Ihnen noch schildern, von welchen Zweifeln ich gequält, wie unsagbar ich gelitten, bis Sie mir vor kurzem selbst die Gewissheit gaben, daß Ihr Herz vollkommen frei ist? Wie angstvoll ich die Werbung Hermann von Ventes verfolgte, fürchtend, daß Sie sie annehmen könnten? Hätte ich nicht in jenen Tagen mein treues Schwesterchen Ilse, zur Seite gehabt —“

„Ilse,“ rief ich erstaunt aus.

„Ja, Ilse, die kleine Ilse, die viel gewitziger ist, als Sie, Marianne. Sie hat vom ersten Augenblick meine Liebe zu Ihnen gefühlt und erkannt. Sie war es, die mir immer wieder versicherte, Sie würden Hermann nicht erhören. Sie und Frieda Werner waren meine treuen Bundesgenossen. Und dann kam endlich jene glückliche Stunde, da Sie sich mir anvertrauten, mich um meine Hilfe baten. Damals hätte ich Sie am liebsten gleich in meine Arme geschlossen und ausgerufen: „Sei mein, ich liebe Dich über alles! Doch die Furcht, Sie zu erschrecken, schloß mir von neuem die Lippen. Nur meiner lieben Mutter vertraute ich mich an jenem Abend an, und sie riet mir, mich zu gedulden, bis Sie die letzten Stürme ein wenig überwunden. So ließ ich Sie abreisen.“

Marianne, ich habe diese kurze Trennung kaum ertragen. Ich sagte mir in den letzten Tagen: ich muß Gewissheit haben, wie Sie auch meine Liebe auffassen sollten. Ich bin ja Mann genug, mein Schicksal auf mich zu nehmen. Sagen Sie mir offen, kann ich hoffen, daß Sie mir Ihr Leben anvertrauen wollen? Ich will Ihnen danken in alle Ewigkeit.“



Urene Bundesbrüderschaft in den Karpathen:
Deutsche Sanitätsoldaten tragen einen verwundeten Oesterreicher durch den tiefen Karpathen-
schnee zum Verbandspost.

Hilse — meine Liebe — höre mein letztes Mädchenbekenntnis. Deine Freundin Marianne hat diese Frage nicht genau beantwortet. Sie hat ganz einfach die Aenne um den Hals des Mannes, den sie schon längst, wenn auch unbewußt, geliebt, geschlungen und ihr Antlitz an seiner Brust geborgen. Und die Antwort hat ihm genügt. Es bedurfte zwischen uns keiner Worte mehr. Als Mama und Tise das Zimmer betraten, fanden sie ein stummes, aber glückseliges Brautpaar. Ich befreite mich aus Wolfs Armen, um mich in die meines Mütterchens zu werfen, und Tise eilte mit einem Jubelruf auf Wolf zu.

Es waren einzig schöne Stunden, die wir dann miteinander erlebte, Stunden, die alles Schwere, das uns das Leben gebracht, aufwogen.

Wolf brachte mir von seiner Mutter ein wunderbares Angebilde, einen großen Stern aus Brillanten. Im nächsten lag ein Zettel mit den einfachen und doch so vielsagenden Worten: „Meiner lieben Tochter! Ach, wie ich mich auf unser Wiedersehen freue!“ Auf Wolfs Drängen wird wohl die Hochzeit schon Ende des Monats stattfinden. Mama erhob zwar zuerst ein wenig Einspruch dagegen, aber Wolf erklärte lachend, er sei nicht mehr jung genug, um lange zu warten, und außerdem entbehre seine Mutter die Tochter.

Auch rebete er Mama eifrig zu, nach Wiesbaden überzusiedeln. Tise und Fritz sind natürlich begeistert von dem Gedanken, und ich unterstütze Wolfs Bitte, so gut ich kann. Was kann ich mir besseres wünschen, als alle meine Lieben um mich zu haben?

Leb wohl, Hilse, meine Getreue! Der heutige Brief ist der wichtigste, den ich Dir bisher geschrieben. Wie danke ich Gott, daß es so gekommen!

Wolf läßt Dich grüßen. Er rechnet darauf, Dich zur Hochzeit kennen zu lernen. Ich hoffe, Du wirst uns nicht enttäuschen! Komm und überzeuge Dich von meinem namenlosen Glück
Deiner Marianne.

Das Deutschtum in Kanada. Unter allen Kolonien Englands gilt Kanada in diesen schweren Zeiten, die über das Mutterland hereingebrochen sind, als das folgсамste und hilfsbereiteste Kind. „Englands Krieg ist Kanadas Krieg,“ versichert die kanadische Regierung immerfort, und kann sich an Unterstützungsvorsprechungen gar nicht genug tun. Daß aber auch hier die Stimmung für England nicht ganz einmütig ist, geht aus einem interessanten Berichte hervor, den die „Times“ aus Toronto erhält, und der sich mit dem Deutschtum in Kanada beschäftigt.

Nach der Volkszählung von 1911 gibt es 521 877 Deutsche und Oesterreicher in Kanada, die sich auf die einzelnen Provinzen folgendermaßen verteilen: in Ontario leben 192 320 Deutsche und 11 771 Oesterreicher, in Saskatchewan 68 628 Deutsche und 41 651 Oesterreicher, in Nova Scotia 38 844 Deutsche und 1098 Oesterreicher, in Alberta 36 862 Deutsche und 26 427 Oesterreicher, in Manitoba 34 530 Deutsche und 39 665 Oesterreicher, in British Columbia 11 880 Deutsche und 7015 Oesterreicher und in Quebec 6145 Deutsche und 1289 Oesterreicher. Diese deutschen und deutschfreundlichen Elemente haben nun von Anfang an sich gegen die Haltung der Regierung gewendet; in Ontario hielten sogar deutsche Geisliche flammende Reden, in denen sie die Leute zum offenen Kampfe gegen die englisch gesinnten Elemente aufforderten. Deutschfreundliche Zeitungen und Zeitschriften fanden weite Verbreitung, und die Stimmung schien gefährlich zu werden. Die kanadische Regierung hat nun sehr strenge Maßregeln ergriffen; die deutschen Zeitungen in den westlichen Provinzen wurden unterdrückt (!) und nur solche amerikanischen Blätter zugelassen, die durchaus auf Seiten Englands standen. So konnte die Bewegung nicht an Ausbreitung gewinnen. Daß sie aber noch nicht erloschen ist, sondern sich jetzt mehr regt, muß der Berichterstatter der „Times“ in seinem Briefe vom 18. Januar zugeben, und er schreibt dies neue Aufstommen des deutschfreundlichen Geistes deutschen Agenten zu, die im Auftrage ihrer Regierung tätig seien und die ja die Engländer heute bekanntlich überall wittern, bei sich selbst zu Hause ebenso wie in Indien oder der Türkei. Diese deutsche Bewegung ist besonders einflußreich in den westlichen Provinzen, aber auch in Ontario, New-Branswick und Nova Scotia macht sie sich bemerkbar. Man flüstert bereits von offenen Kundgebungen in verschiedenen Städten, und die britische Polizei ist verstärkt worden. Die Tonart des ganzen Briefes ist durchaus nicht mehr so sicher und zuversichtlich wie zu Anfang.

Die Namen deutscher Heerführer als Ortsbezeichnungen. Die Namen der vollstümlichsten Generale sind in aller Munde. Man nennt in vielen Orten Straßen nach ihnen, aber auch ganze Ortschaften wollen der Ehre teilhaftig werden, nach einem Kriegshelden zu heißen. So hat Zabrz, in Oberschlesien den Namen Hindenburg erhalten. Der ist aber als Ortsname bereits viermal in Deutschland vertreten. Denn es gibt zwei Orte Hindenburg in der Nähe von Prenzlau in der Mark, es gibt ein Hindenburg bei Stargard in Pommern und einen weiteren Ort des Namens bei Stendal in der Provinz Sachsen. Auch der Name des Hindenburgischen Generalsabschefs, des Herrn v. Ludendorff, findet sich bereits als Ortsname wieder. Dieser Ort Ludendorff liegt in der Rheinprovinz bei Bonn. Und auch der Herr v. Madenjen, der

ebenfalls im Osten kämpft, muß seinen Namen nebenbei einem Dorfe überlassen, und zwar dem Orte Madenjen bei Göttingen in der Provinz Hannover. Von anderen Heerführern kommt noch Herr v. Bülow in Betracht. Seines Namens gäht man vier Orte, die alle in Mecklenburg liegen.

Die ältesten Theaterzettel. Der älteste aller bisher bekannten Theaterzettel besteht aus zwei Pergamentblättern, auf dem der Titel eines halb weltlichen lateinischen Schauspiels, sowie des Verzeichnisses der handelnden und darstellenden Personen ersichtlich ist. Er stammt aus dem Jahre 1430 und ist im Archiv der von deutschen Auswanderern gegründeten Stadt Bartsfeld in Ungarn gefunden worden. Dieser Zettel ist handschriftlich gefertigt worden. Die geschriebenen Theaterzettel waren so ausführlich wie die heutigen, während die gedruckten, denen wir zuerst im siebzehnten Jahrhundert begegnen, stets der Ergänzung bedürfen, die gleich ihrem Vorbilde, dem französischen Theaterzettel dieser Zeit, bloß den Titel und mitunter den Verfasser sowie die Preise der Plätze enthielten. Das, was den Zuschauer am meisten interessierte, das Verzeichnis der darstellenden Personen, mußte also nach wie vor von den Bühne herab gesagt werden. Der erste gedruckte Theaterzettel stammt aus dem Jahre 1688. Sein Inhalt lautet wie folgt: „Mit hochgnädiger Freiheit eines hochpreislichen, hochweihen, edlen und ehrenfesten Rathes wird von den sächsischen hochteutschen Comedianten heute vorge stellt werden: Eine weltberufene, wahrhafte und schauwürdige Materie, genannt: Der verrathene Verräther
oder

Der durch Hochmuth gestürzte Wallenstein, der Herzog von Friedland.“

„Er, den das Schicksal hoch erhoben,
Ward gleich einem leichten Ball
Oft hin, bald her geschoben
Bis ihn fürzt ein böser Fall.
Wem Hoheit nicht genügt
Und höher nur fliehet
Als ihm ist erlaubt,
Stürzt tiefer als er glaubt.“

„Nach der Affion soll ein vortreffliches und lächerliches Nachspiel den Beschluß machen.“

Einer sagt es dem Andern.“

Dieser Theaterzettel ist nun nicht bloß als Vertreter seiner Gattung, sondern auch deshalb interessant, weil er dem ziemlich weit verbreiteten Glauben ein Ende macht, daß Schiller der Erste gewesen sei, der den Friedländer auf die Bühne gebracht und dessen eigentlichen Namen Waldstein in Wallenstein umgewandelt habe.

„Bitte Ganarienvogel nicht vergessen!“ Ein Bataillonsadjutant berichtet in der Viller Kriegszeitung, die von unseren Soldaten herausgegeben wird, folgendes Geschichtchen: Als ich im Begriff stand, mein Geschäftszimmer des Bataillons in einem kleinen Dörfchen, dicht in der Nähe des Feindes, aufzuschlagen, betrat ich ein Hänschen, an dessen Tür stand: „Bitte Ganarienvogel nicht vergessen!“ Eine raube Soldatenhand hatte in ungelentlicher Schrift dieses geschrieben, und zwar war dieser „Barbar“ ein Sachse, worauf das schön geschwungene G in „Ganarienvogel“ hindeutete. Der Schlingling war überreich mit Wasser, Zucker und Futter bedacht und wird immer den nachfolgenden Truppen teilen auf diese Art übergeben, von diesen gepflegt und ist so erhalten geblieben.

Im Zweifel. G n ä d i g e F r a u (zornig): „Warum kommen Sie denn nicht? Haben Sie's schon wieder vergessen: wenn ich einmal klingel', wüßte ich das Dienstmädchen, und wenn ich zweimal klingel', die Köchin!“

K ö c h i n: „Gnädige Frau haben aber viermal geklingelt, da wußten wir nicht, ob Sie viermal einmal oder zweimal zweimal geklingelt hatten!“

G i l g. F r e m d e r (der sich in der Nähe des Bahnhofes rasieren läßt): „Donnerwetter, da haben Sie mich geschritten! Arbeiten Sie doch etwas langsamer, mit dem Zuge brauche ich nicht fort!“

B a r b i e r: „Ja . . . aber ich!“

Rätsel.

Auf ihm sah mancher Reiter
In blutiger Schlacht,
Und jant durch die Brust geschossen,
In Todesnacht.
Und haben die Glocken geläutet
Zum Friedensfest,
Dann auf dem Reiterstiefel
Sitzt er selber fest

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Kreuz.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 10. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Meßen, Bredeneß (Habr). Gedruckt und herausgegeben von Tredeben & Koenen, Essen (Habr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 11

Sonntag, den 14. März

1915

Rache.

Skizze aus dem Osten von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Aus der Ferne, weithin über die Steppe, kam langgezogenes grimmiges Geheul hungriger Wölfe. Sturmgepeitscht jagte ein wildes Schneegeföhber über die Ebene, rüttelte an den nackten Ästen der spärlichen Bäume, daß sie heftig gegeneinander schlugen, und blies die wenigen Lichter fast aus, die den vergeblichen Versuch machten, einige Helligkeit zu spenden.

Die Nacht war stockfinster und eisigkalt. Der hartgefrorene Schnee knirschte unter den gleichmäßig hin und her gehenden Schritten des russischen Soldaten, der vor einem Munitionsdepot auf Wache stand.

Der Mann hatte den Mantelstragen hochgeschlagen, die Pelzmütze tief über den Kopf gezogen und die Hände in den weiten Ärmeln verborgen. Er beachtete es nicht, daß die nadelspitzen Eisteilchen sein Gesicht, soweit es unbedeckt war, wund schlugen. Um sein Blut zu erwärmen, stampfte er schwer über die Erde, so daß man das monotone Geräusch bis weithin vernahm. Teilnahmslos schaute er in das undurchdringliche Dunkel. Er sehnte die Ablösung herbei.

Seine müden Glieder verlangten nach Ruhe, aber es war kaum daran zu denken. Der Dienst ließ die Leute überhaupt nicht mehr los.

Aber immerhin noch besser hier stehen auf diesem langweiligen Posten, als wie die andern Kameraden draußen vor dem Feind in Erdlöchern zu liegen, dachte er — Wer weiß, wann die Reihe an dich kommt, gingen seine Gedanken weiter. Der Krieg kostete Soldaten. — Er — er mochte nicht daran denken, daß Russland kämpfte. — Sätze lieber dahinten im Ural in seiner Käte — mit seinem Weib und seinen Kindern. — Wo mochten die sein? Ob sie in Angst um ihn waren? Er hörte seit langem nichts. Es kam überhaupt keine Post in diese verlassene Gegend. Der Teufel sollte sie holen. Er gönnte es den Preußen, daß sie einmal hier hineingerieten.

Der Soldat griff in seine Manteltasche und holte die Schnapsflasche heraus. Trant einen kräftigen Zug. Warf die Flasche auf den Boden, gab ihr noch einen ordentlichen Fußtritt. — Mirrend rollte sie über die Erde.

Plötzlich fiel dem Soldaten ein, daß er noch eine Zigarre besaß. Er beschloß, sie zu rauchen, obwohl es ganz gegen die Instruktion war, aber die Versuchung war stärker, als sein Pflichtgefühl. Er trat in das Schilderhaus, zündete ein Streichholz an. Das Licht flammte auf. Belenchtete ein buntes Heiligenbild, das die Hinterwand des Holzhauses schmückte.

Er zog die weiten Strohgaloschen über die Stiefel, blies mit tiefem Sechzen den Rauch vor sich, dann dachte er an seine Frau. Ob sie nun wohl auch an ihn dachte, vielleicht gar von ihm träumte.

Sein in nächtlicher Stille aufmerksam lauschendes Ohr vernahm plötzlich einen unterdrückten Laut, wie wenn ein Mensch

über den nahen Zaun spränge und dabei eine Latte aus den Nägeln risse.

Die lieblichen Traumbilder verflogen. Sein Soldatenblut geriet in Wallung. Instinktiv griff er nach seinem Gewehr, legte die glimmende Zigarre auf ein Sims und trat ins Freie hinaus. Rief mit lauter Stimme:

„Halt — wer da?“

Keine Antwort. Der Soldat rief wieder.

Aus der Dunkelheit kam ein von Lachen ersicktes heiseres Gröhlen.

„Halt — wer da? — Parole oder ich schieße!“ schrie der Soldat noch lauter als vordem.

Eine Stimme antwortete. Darauf erscholl ein wüstes, rohes Gelächter, wie es nur ein sinnlos Betrübener ausstößt. „Natürlich ist es wieder ein Offizier, der vom tollen Gelage heimwärts toltelt“, dachte der Soldat.

„Kann passieren —“ rief er.

„Du Hund,“ entgegnete der Unsihtbare. „Meinst du etwa, ich hätte auf deine Erlaubnis gewartet?“

Die Schritte enifernten sich wieder.

Der Zwischenfall hatte den Soldaten seltsam erregt. Daß der Offizier ihn „Hund“ geschimpft hatte, erboste ihn von Minute zu Minute heftiger. Und dann erwachte ein taum zurückhaltendes Nachgefühl in ihm. — Und jeder Gedante befaßte sich mit dem Major Basseltow, der manches armen Soldaten Unglück auf dem Gewissen hatte.

Es war, als ob des Soldaten finstere Gelüste auf den alten Major einen jugendlichen Einfluß ausgeübt hätten. Der Major erwachte aus seinem leichten Schlummer, erhob sich und nahm sich kaum Zeit sich anzukleiden. Im Schlafrock trat er in die Winternacht hinaus, schlich sich unbemerkt fort, um den Wachtposten zu kontrollieren.

Fiebernd vor Aufregung lief er in seiner mangelhaften Bekleidung durch die bittere Kälte, ohne sie zu empfinden. Es trieb ihn unanfechtbar weiter. Sein Atem ging keuchend.

Seine Phantasie beschäftigte sich unausgesetzt mit der Möglichkeit, den Wachtposten vielleicht rauchend oder schlafend zu finden. O, grausame Strafen würden den Pflichtvergessenen treffen!

Geduckt bewegte sich der Major fort, um nicht gesehen zu werden.

Der Soldat fühlte sich plötzlich von einer starken Nervosität befallen. Suchend spähten seine Augen durch das Dunkel der Nacht. . . . Vorsichtig entsicherte er seinen Karabiner.

Nun kam krampfhaft unterdrücktes Husten herüber. — Des Soldaten scharfe Augen entdeckten die langsam am Boden näher kriechende Männergestalt.

„Ah —“ wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erkenntnis — „es ist der Major — der Spion.“

Der Soldat nahm sein Gewehr in Anschlag.

„Halt — wer da?“

Keine Antwort.

„Halt, wer da? Parole!“



General Eikhmann;

erwies sich in Polen als hervorragender Vorkämpfer.

Wiederum tiefes Schweigen.

Unterdess hatte sich der Major aufgerichtet. Nun stand er vor dem Soldaten und lachte ihn höhnisch ins Gesicht. Kaltblütig spannte dieser den Hahn. Seine Augen funkelten im glühendsten Haß. Der Spion starrte einen Augenblick, dann lachte er zornig auf.

„Parole!“ schrie der Soldat ihn an. — „Parole oder ich schieße!“ Er hielt dem andern das Gewehr auf die Brust.

„Na — nur ruhig — mein Sohn — du wirst mich doch kennen!“

Der Major wurde unsicher, als er des Soldaten unbittliche Augen sah.

„Ich bin doch der Major Wasselfow.“

„Nein — ich kenne dich nicht. Wer unsere Parole nicht kennt, der hat hier nichts zu suchen. Tut er es dennoch, so werde ich ihn niederknallen wie einen räudigen Hund!“

„Das wirst du bleiben lassen, Söhnchen —“ warf der Major unsicher ein.

Eine grausame teuflische Idee durchzog des Soldaten Hirn. — Er würde ihn nicht erschießen. Die Kugel war zu schade für Subjekte dieses Gesichts. Die konnte draußen vor dem Feinde weit besser gebraucht werden. — Aber stehen sollte der Alte. — In Schnee und Kälte sollte er hier vor ihm stehen, bis er zusammen brechen würde. Die Luft zu solchen Exzursionen sollte ihm gründlich vergehen.

Augen in Augen standen sie sich gegenüber. Aus des Soldaten Blicken leuchtete es phosporisch durch die Dunkelheit. Starr, unbeweglich hielt er dem Alten den Karabiner auf die Brust.

„Du — laß den Unfug mit der Waffe. Laß mich heimgehen — ich bin der Major Wasselfow.“

„Das geht mich nichts an. Tritts du eine Spanne zur Seite, so jage ich dir eine Kugel in den Leib.“

Keine Sekunde ließ er ihn aus den Augen. Die Kälte schien noch intensiver zu werden. Ein scharfer Nordsturm segte über die Steppe. Tief die Glieder des alten Mannes bis ins Mark erschauern. Er fror fürchterlich und klapperte mit den Zähnen.

„Laß mich doch gehen! — Du mordest mich ja —! Sei doch vernünftig! Du sollst es gut haben. Gewiß, ich hab' oft hart mit dir verfahren. — Aber es tut mir ja leid. Ich beschwöre dir — du mordest mich, wenn du mich nicht losläßt.“ — Der Soldat suchte mit keiner Wimper.

„Du kannst nach Hause gehen. Ich gebe dir noch hundert Rubel



Gefangene Russen aus der gewaltigen Wint. r. Schlacht in Majuren.

Prompt erfolgte die Antwort. „Kann passieren.“ „Ablösung.“

für dein Weib mit, du brauchst nie in den Krieg. Zweihundert Rubel —“

Der Soldat hörte das Wimmern seines Vorgesetzten mit großer Genugtuung. Der Gedanke, daß er sich jetzt für die erlittenen Prügel rächen konnte, erwärmte sein Blut. Nachdem sie zwei Stunden gestanden hatten, brach der Major zusammen.

„Nun,“ sagte der Soldat — „ich werde Gnade vor Recht ergehen lassen. Seyer' dich zum Teufel!“

Der Major brachte seinen Fuß vorwärts. Er versuchte zu reden. Aber die Kinnladen hingen erschrocken aufeinander.

Es naheten sich Schritte.

„Halt — wer da?“ rief der Soldat: „Parole!“



Liebesgaben von zarter Hand in der Prags:

Die klammen Hände werden in den gespendeten Wollmützen erwärmt.

Der neue Wachtposten trat in das Schilderhaus.

„Hallo — wen hast du denn da am Boden liegen?“

„Du wirst ihn schon kennen — den Spion,“ entgegnete der Soldat. Beugte sich zu dem Alten nieder.

„Komm — wir haben einen Weg. Die Kälte könnte dir schaden! Wie? Du kannst nicht laufen? Wart', ich bin ein dankbarer Sohn. Ich werde dich tragen.“

Der Soldat hob den Major auf und trug ihn durch das dichter werdende Schneegestöber in dessen Haus. Ein befreiendes, erlöstes Gefühl lebte von dieser Stunde an in ihm. Es mißte ein Wunder geschehen, wenn der Major diese Nacht ohne Folgen überstände. . . .

Nach einigen Tagen begrub man den Major Wasselfow mit allen militärischen Ehren. Der Soldat, der eine Rache an ihm genommen hatte, von der kein Mensch ahnte, feuerte die Ehrensalven . . .

Sprüche.

Die beste Lebensweisheit ist: Sich niemals um Dinge zu quälen, die man ändern kann, noch viel weniger aber sich um solche Dinge zu quälen, die man nicht ändern kann.

Das Glück, das glatt und schlüpfrig rollt, tauscht in Sekunden seine Pfade, Ist heute mir, dir morgen hold Und treibt die Narren rund im Rade.

An der Schwelle des Glückes.

Von Ruth W y s s e n b a c h - B e r n .

(Nachdruck verboten.)

Sie befanden sich gerade an den Gestaden des Genfersees, wo die blauen Bogen ihre ewig-alte Melodie sangen, im Hintergrunde die Savoyenberge grüßten, wo es solch wunderbare Spaziergänge gab, über deren Schönheit man hätte jauchzen können vor Glück — vor Glück.

Eines Abends, als die beiden es sich gerade auf dem Balkon gemütlich machen wollten, um zu träumen unter dem blauen Sternenhimmel, wie Frau Lisa so schön sagte, erschien die Pensionshaberin, Frau Lenz, eine biedere Rheinländerin, die Witwe eines Schweizer Kaufmanns, und fragte mit wichtiger Miene: „Wissen die Herrschaften schon, daß in Deutschland der Krieg ausgebrochen ist?“

„Wie, was,“ rief Doktor Wildberg, indem er aufsprang und die Hausfrau bestürzte, Näheres zu sagen. Denn im Glück seiner jungen Ehe und seit drei Wochen auf der Hochzeitsreise, hatte er seitdem überhaupt keine Zeitung mehr gelesen.

„Ja,“ sagte Frau Lenz, „in der heutigen Zeitung steht es, außerdem sind Extrablätter eben angeschlagen worden.“

Auch Frau Lisa war näher getreten und nahm ängstlich den Arm ihres Mannes.

„Ach, Gott, Heinz, da müssen wir wohl gleich zurück?“

Mit tiefem Schmerze dachte sie an die jah unterbrochene Hochzeitsreise, von der sie sich so viel versprochen und die so schön begonnen hatte. Was hatten sie sich vorgenommen, und jetzt war wohl alles, alles dahin. Und die junge Frau träumte weiter von Italien, von den Herrlichkeiten des Südens, die sie noch nie gesehen, von denen ihr Mann ihr so viel erzählt und die sie nun wohl nicht zu sehen bekam.

Indessen verhandelte Doktor Wildberg mit der Wirtin, wie sie wohl am schnellsten nach Deutschland kämen.

„Ja, Lisa,“ weckte sie die Stimme ihres Mannes aus ihren Gedanken, „da hilft nun nichts, mein armes Kind, wir müssen sofort reisen. Um zehn Uhr fährt ein Zug bis Basel, den könnten wir noch benutzen.“

„Ach, ich muß doch noch alles packen,“ sagte Frau Lisa seufzend. Wer hätte denn nur so etwas denken können und jetzt ist es schon halbneun.“

„Ich helfe dir, Lisa, sei nur ruhig, wir werden es schon schaffen.“

Die Hausfrau sprach noch ihr lebhafte Bedauern aus, ihre ihr lieb gewordenen Güter zu verlieren, und als Doktor Wildberg seine Schuld beglichen und sie sich dann noch erboten, einen Wagen zu besorgen, empfahl sie sich.

„Ist es denn aber auch wirklich wahr, Heinz, was die Wirtin erzählte? Wer weiß, wo sie das gehört hat? Vielleicht wäre es besser, du würdest dir eine Zeitung holen, ich packe unterdessen unsere Sachen.“

„Du hast recht, Lisa, ich gehe schnell zum Bahnhof, vielleicht erhalte ich dort eine deutsche Zeitung.“

Und als er zurückkam, sah Frau Lisa seinem geröteten Gesicht gleich an, daß Außergewöhnliches ihn bewegte.

„Hier, Lisa,“ rief er, „eine Zeitung vom 1. August. Deutschland im Kriegszustand. Da steht: Die Würfel sind also gefallen.“ Und stehend las Doktor Wildberg seiner Frau das Wichtigste aus dem Mathe vor, während sie fertig packte.

„Ach, Heinz, unsere schöne Reise nun so ins Wasser gefallen,“ jammerte sie. „Florenz, Rom, Neapel, lebt wohl, schöne Träume.“

Doktor Wildberg nahm seine Frau in die Arme und auch er sagte: „Lebt wohl, schöne Träume, bis später. Jetzt, Lisa, ist das Vaterland! Sei meine kleine, tapfere Soldatenfrau. Später holen wir alles nach.“

„Später,“ sagte Frau Lisa wehmütig und sie dachte, daß diese Zeit, so schön und rosig wie wiederkehren würde. . . .

Erkannt sah Frau Lisa ihren Gatten an, als er eines Mittags in seiner feldgrauen Uniform vor ihr stand, ganz fremd kam er ihr vor, und als er ihr erklärte, daß er übermorgen ausrücken müsse, da begann sie bitterlich zu weinen.

„Ach, Heinz, jetzt willst du mich allein lassen, du gehst ins Feld und weißt Gott, was noch kommen mag,“ sagte sie traurig.

„Lisa, mache mir das Herz nicht noch schwerer, als es schon ist, wenn du wüßtest, wie mir zumute ist, aber schau auf all die Tausende, die jetzt ihr Liebestes hergeben müssen. Wir Männer müssen zu den Fronten eilen, das Vaterland ruft, wir müssen hinaus, es zu beschützen, vor den vielen Feinden, die ringsum uns bedrohen,“ sagte Doktor Wildberg ernst.

„Es ist ja nicht das allein, Heinz, was mich bedrückt, aber,“ und unter tiefem Erdröten und ganz verlegen stützte sie ihm das Geheimnis zu.

„Lisa, ist das wahr? O, du armes Lieb, dann allerdings verheiß ich dein Klagen. Aber sei du mutig, mein Weib, sei tapfer, trage, was zu tragen ist.“

So tröstete Doktor Wildberg seine Frau, die er gerade jetzt allein lassen mußte.

Und er nahm sie in die Arme und küßte sie weich und voll Andacht, und seine Gedanken flogen in die Zukunft. Vielleicht würde Lisa ihm einen Sohn schenken, einen Kriegshelden. Ach und übermorgen, da hieß es hinaus, dem Feind entgegen. . . .

„Ich gehe zu meinen Eltern, Heinz,“ erklärte Frau Lisa bei Tisch ihrem Manne, „was sollte ich allein hier in der großen Wohnung, wenn du weg bist?“

„Du hast recht, Kind, das ist ein Gedanke, deine Mutter ist ja solch eine prächtige Frau, die wird dich ordentlich betören und es dir an nichts fehlen lassen.“

So machte das junge Paar noch allerlei Pläne für später. . . .

Frau Lisa war nun bei ihren Eltern. Regelmäßig, fast alle vier bis fünf Tage, kam ein Brief oder eine Karte von ihrem Manne, der im Westen stand. Wenn es seine Zeit erlaubte, schrieb er auch längere Briefe und Frau Lisa fühlte so recht seine große Liebe heraus.

„Ich sitze hier im Schützengraben und schreibe an dich, mein Lieb. Gut schmeckt mir auch eine deiner Zigarren, die du mir geschickt, auch deiner lieben Mutter sage vielen Dank für all die guten Sachen, die sie für mich eingepackt hat, sie denkt halt immer an das Nützliche. Ich bin in Gedanken so oft, so oft bei dir, mein Liebling, schone dich nur ja recht, gib keinen trüben Gedanken Raum, ich bin ja gesund und munter. Wir haben schon viele Gefechte siegreich überstanden, einige Kameraden sind ja leider gefallen, viele verwundet, mir geht es Gott sei Dank gut. Schide mir doch öfter bitte Zeitungen, liebe Lisa, ich wäre dir sehr dankbar dafür.“

Ein andermal schrieb er: „Wir liegen noch immer in demselben Schützengraben, wie vor zwei Wochen, aber jeden Tag sind wir gewärtig, daß es weiter geht. Es tut uns leid, das prächtige Quartier, das wir nun so schön hergerichtet haben, verlassen zu müssen, aber das hilft nun nichts, das ist einmal so im Kriege. Behüte dich Gott, Liebling, ich bin in Gedanken bei dir.“

Jedesmal wenn ein Brief oder eine Karte aus dem Felde kam, dankte

Frau Lisa Gott für die Erhaltung und das Leben ihres Mannes.

Eines Tages bekam sie Nachricht aus Köln: „Bin hier seit vier Tagen im Lazarett. Erspared nur nicht, Lieb, es ist nicht schlimm. Ich habe einen Beinbruch erhalten und wie du siehst, bin ich soweit mobil, da ich dies selbst schreibe. Ich hoffe später Urlaub zu erhalten und dann komme ich heim. Wie mir der Arzt sagte, kann das in etwa drei, vier Wochen sein. Später muß ich allerdings wieder ins Feld, aber bis dahin hat es noch gute Weile. Weihnachten hoffe ich mit dir und deinen Lieben verleben zu können, wie freue ich mich darauf, des, liebste Lisa, kann ich dir gar nicht sagen. Schreibe mir nur recht oft, denn jetzt habe ich ja viel Zeit, dir zu antworten.“

Frau Lisa war zwar heftig erschrocken, als sie las, ihr Mann sei verwundet, aber als sie sah, daß er selbst schrieb, beruhigte sie sich, es mußte also nicht schlimm sein. Ach, wenn sie dachte, wie es vielleicht hätte kommen können, da zitterte sie vor Angst.

„Ich fahre hin zu ihm,“ sagte sie später, als sie ihrer Mutter den Brief zu lesen gab. So lange bis Weihnachten halte ich es doch nicht aus.“

„Wo denkst du hin, Lisa, denke doch an dich,“ ermahnte sie ihre Mutter.

Aber trotz allen Vorhaltungen legte es die junge Frau doch durch und sie fuhr nach Köln.



Generaloberst von Eichhorn.

War das eine Freude, als die beiden Gatten sich nach der langen Zeit wiedersehen.

Es war Frau Lisa, als ob ihr Mann ihr neu geschenkt worden wäre und so oft sie konnte, besuchte sie ihn im Lazarett, hielt seine Hand und sie schauten sich glücklich in die Augen.

Und sie lebten nur dem Augenblick. Was später kam, wer wußte das zu sagen? . . .

Allerlei „Rekords“ und „Meisterschaften“.

Von Dr. B e m a r d.

(Nachdruck verboten.)

Von Rekords und Meisterschaften hören wir heutzutage bei uns in Deutschland unvergleichlich viel mehr als noch vor etwa einem Jahrzehnt. Demjenigen, der nicht ganz in die Einheiten der Sportwissenschaft eingedrungen ist, kann es dabei mitunter passieren, daß er auf Arten und Unterarten aufmerksam wird, von denen er bisher trotz regster Anteilnahme am Geistesleben und Streben der Zeit nicht die leiseste Ahnung hatte. Ab und zu mag ihm vielleicht gar dünken, daß zwar ganz gewiß die Heranbildung eines starken, körperlich tüchtigen, geschlechtes einprachtvolles, herrliches Ziel ist, der eifrigsten Mitarbeit wert, daß aber der Schritt von der Mühseligkeit ernsthaften Sportbetriebes zur Lächerlichkeit der Sportfakerei nicht immer vermieden wird. Glücklicherweise ist in uns Deutschen das Verständnis für unentgeltbare Ueberreibungen eigentlich noch anentwickelt. Wir würden beispielsweise einem Manne, der in der Handhabung einer schweren Peitsche auffällige und erstaunliche Gewandtheit besitzt, niemals eine „Meisterschaft“ in sportlichem Sinne zubilligen, sondern derartige Leistungen eher in das Gebiet der Kunstreiterei verweisen. In England freilich denkt man über solche Dinge vielfach anders. Die Zeitungen und Zeitschriften behandeln sie oft genug ganz ernsthaft in der Sportrubrik, beileibe nicht unter dem Vermischten, oder erörtern sie doch in einem Tone, aus dem nie die Empfindung für die etwas lächerliche Seite der Sache herausklingt, sondern bloß die Hochachtung vor der körperlichen Leistungsfähigkeit. Vor dem Schreiber dieser Zeilen liegt eine Anzahl älterer Zeitungsausschnitte u. dgl., die von diesen sonderbar erscheinenden Rekorden sprechen; den einen oder andern möchte er hier wiedergeben. Gleich der erste enthält zum Beispiel einen Bericht über das Auftreten eines gewissen Fred Lindsay, dessen Kunst schon eben flüchtig erwähnt wurde. Ein unternehmender Manager — der übrigens reichlich auf seine Kosten gekommen zu sein scheint — hatte ihn um den halben Erdball herum aus Australien mitgebracht, damit er dem britischen Publikum seine Meisterschaft im Schwingen der australischen Stodpeitsche vor Augen führe. „An sich liegt in der gewandten Handhabung einer Peitsche keine überaus besondere Leistung. Die australische Stodpeitsche ist jedoch etwas ganz anders als das bei uns gebräuchliche Instrument; der Stiel ist etwa anderthalb Fuß lang, die schwere, ledergeflechtene Schnur vierundzwanzig. Mr. Lindsay vertritt es, auf fünfundzwanzig Fuß Entfernung eine Zigarette, die ein Gehilfe im Munde hält, in zwei Teile zu schneiden. Weitere seiner Leistungen sind folgende:

das Auslösen einer brennenden Kerze, die er darauf mittels einer andern Drehung der Peitschenschnur in zwei Hälften zerlegt; von einer Zigarette, die ein Mann raucht, schlägt er die Asche ab; eine gewöhnliche Weinflasche schneidet er mitten durch. So gefährlich auch die Peitsche als Waffe ist, in Mr. Lindsay's Hand wird sie vollkommen harmlos. Um zu beweisen, wie unbedingt er sie in der Gewalt hat, schlägt er mit scheinbar fürchterlicher Wucht auf seinen Gehilfen oder einen freiwillig sich meldenden Herrn aus dem Publikum ein, doch ohne daß diesem das geringste Leid geschieht; er läßt die Schnur sich um den Arm des Mannes winden — beim allergeringsten Fehlgriff in der Bemessung von Kraft und Richtung des Schläges würde der Arm in Stücke gerissen werden. Dann schlägt er die Schnur um den bloßen Hals einer Dame, aber ohne daß die etwas davon spürt oder daß gar Blasen auf der Haut sich zeigen.“ Seinen Titel „Inhaber der Weltmeisterschaft im Peitschenschwingen“ hat der Australier ehrlich verdient. Ob er aber unter seinen Zuschauern, die aufeinander

mit dem größten Interesse seiner Vorstellung gefolgt sind, sehr viele gefunden haben wird, die sich die Asche ihrer Zigarette in der von ihm erfundenen Weise abstreifen lassen mochten? Dem einen oder andern muß doch vom bloßen Ansehen ein unheimliches Krabbeln in der Gegend der Ohren gekommen sein.

Vor einigen Jahren meldeten sich auf der Redaktion einer der bekanntesten illustrierten Zeitschriften Englands, des Strand Magazine zwei Landsleute Lindsay's, die im Londoner Hippodrom ihre Meisterschaft im Baumfällen mit der „Art“ darboten. Die Zeitschrift berichtete darüber später in einer Weise, die so bezeichnend für die englische Auffassung derartiger Leistungen ist, daß sie wörtlich wiedergegeben sei. „Mr. Jackson durchhieb bei einer Gelegenheit einen Baum von dreihundsechzig Zoll (1,60 Meter) Umfang in einer Minute elf Sekunden; ebenso durchhieb er einen sechshundsechzig Zoll (1,90 Meter) im Umfang messenden Stamm in zwei Minuten zwölf Sekunden. — Die entsprechenden Durchmesser sind etwa 51 bzw. 60 Zentimeter. — Die beiden Partner errangen gemeinsam die Meisterschaft mit der zweihändigen Säge durch Zerlegung eines Stammes von sechshundsechzig Zoll Umfang in zweihundvierzig Sekunden. Ihre Leistungen in Australien sind amtlich verbürgt und nicht bloße Berichte. Sie haben natürlich beide zahlreiche Preise durch ihre Geschicklichkeit gewonnen. Derjenige „Event“ jedoch, von dem Mr. Jackson am liebsten spricht, ist sein Sieg bei dem Wettbewerb in Hobart auf Tasmanien vor dem damaligen Herzog von York, dem jetzigen englischen König.“ Preise, Anwesenheit des Thronerben . . . uns will hervorragende Fertigkeit im Holzschlagen viel eher als hochentwickelte handwerksmäßige Gewandtheit erscheinen. Für das Empfinden des Engländers steht eben auch in solchen Dingen ein Stück vom Lieblingsgute der Nation, vom Sport, an dem achtlos oder gar mißachtend vorüberzugehen bitteres Unrecht wäre. Sehe jeder wie er's treibe . . .

In London wird alljährlich eine goldene Medaille, die nach ihrem Stifter Bancroft genannt ist, verliehen für die beste Leistung im — Stiefelputzen. Dem deutschen Leser mag vielleicht ein Lächeln antommen. Er warte ein wenig, ehe er ihm nachgibt, und erwäge die begleitenden Umstände. Nennt er die, dann wird ihm vielleicht einleuchten, daß in der scheinbar lächerlichen Spielerei



General der Infanterie Otto v. Below (X) mit seinem Stab.
Hindenburgs Helfer bei der Winterschlacht in Masuren.

Asta Nielsen-
• Lichtspiele •  **Schadow-**
• Lichtspiele •

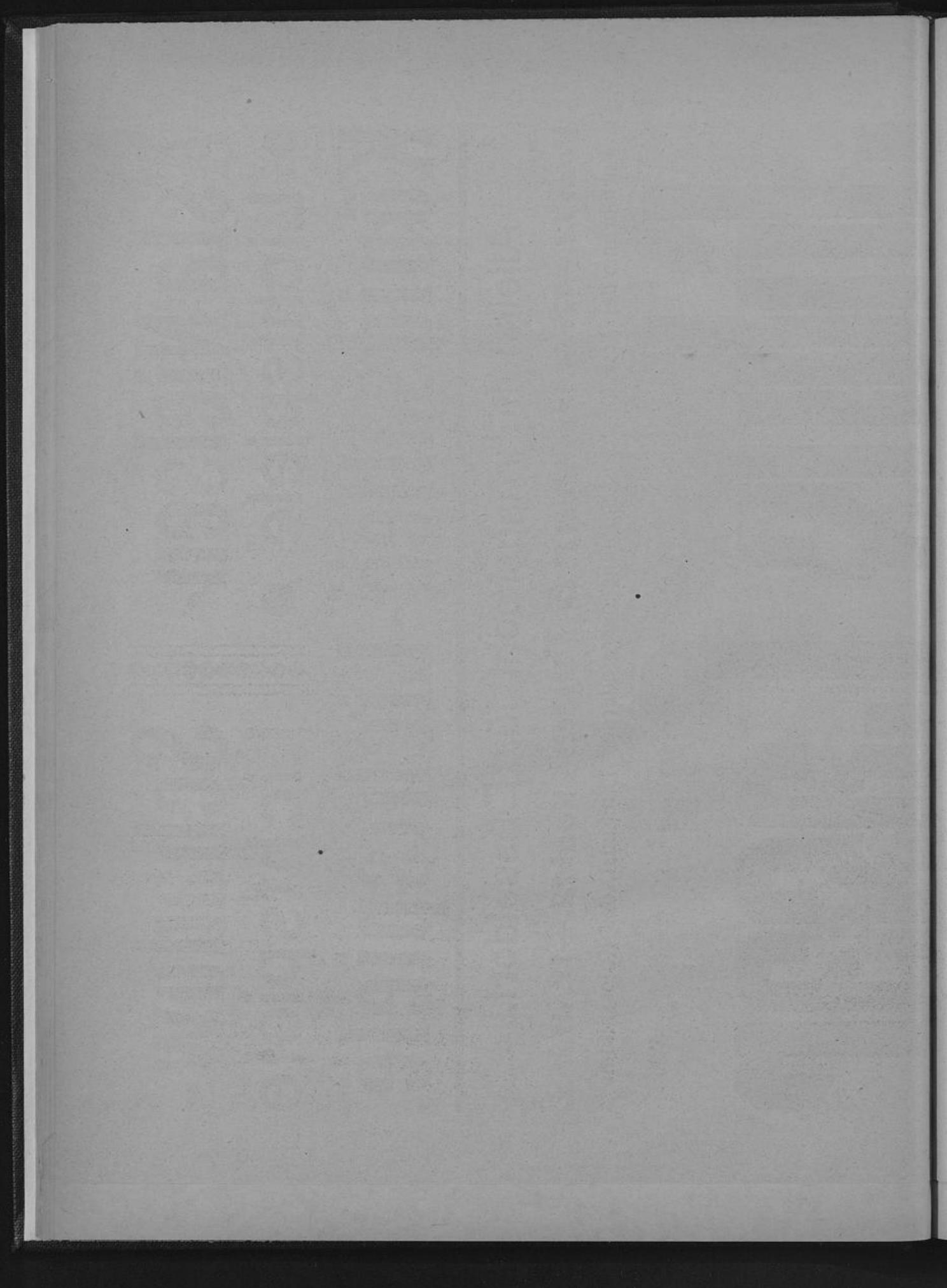
Königsallee-Lichtspiele.

Alleinauführungsrecht für Düsseldorf.

Vom 12.—17. März. Nur 5 Tage. Vom 12.—17. März.

Vorführung der gewaltigsten Schöpfung der modernen Filmkunst, des Kolossalfilms

Der Herrscher





der grösste Soldatenkaiser der Weltgeschichte,
Sieger und Eroberer in 3 Weltteilen.



7000 Mitwirkende!



*Die Kämpfe toben zum Teil auf den heutigen Schlachtfeldern.
Dauer der Vorführung 2 1/2 Stunden. — 6 Akte. —*

Das hervorragendste Produkt moderner Filmkunst, das überhaupt je auf dem Filmmarkt erschien.

Das Grösste, Vollendetste, das die Lichtbildbühne sah. Ueberritt „*Quo vadis*“ und „*Herrin des Nils*“ bei weitem. Aus dem Schutt der Jahrhunderte steigt vor dem Beschauer glanzvoll die Roma aeterna auf und die Riesenpersönlichkeit Cäsars.

Das erschütternde Drama von Cäsars Glück und Ende rollt in atemlos spannenden Szenen an uns vorüber.

Gewaltige, glanzvoll inszenierte Bilder zeigen ihm als den genialen, in 3 Weltteilen siegreichen Feldherrn den Abgott seines Heeres, den Liebling seiner unbesiegteten Legionen, den unvergleichlichen Imperator.

Grossartigster Kriegsfilm, deshalb gerade jetzt ausserordentlich zeitgemäss. Fesselnde Schlachtenbilder, einzigartige Darstellung des ganzen römischen Militärwesens, Erstürmung alter Festungen, erstmalige Darstellung römischer Artilleriekämpfe.

• • Ueber 2 Millionen Mark Herstellungskosten. • •

Vorverkauf

unserer Einlasskarten zu ermässigten Preisen, desgl. Beschreibungen etc. findet in den Räumlichkeiten Königssallee 38-40 (früher Lichtspiel-Kaffee)

ab Dienstag, täglich vormittags 10—12 1/2 u. nachm. von 2 1/2 Uhr ab statt.

Zur gefl. Beachtung!

Um einem verehrl. Publikum Gelegenheit zu geben, sich über die Bedeutung dieses Meisterwerkes der Lichtbildkunst ein Urteil zu bilden, haben wir in den vorgenannten Räumlichkeiten Königssallee 38-40 (früher Lichtspiel-Kaffee) eine Ausstellung von photographischer Wiedergabe der Hauptscenen dieses Riesentilms arrangiert, deren kostenlose Inaugenscheinnahme wir empfehlen. Wir bitten dringlich, den Vorverkauf benutzen zu wollen und im Interesse des ungeschmälerten Genusses möglichst die Plätze vor Beginn der jeweiligen Vorführung einzunehmen.

ein ganz ernsthafter und lobenswerter Kern sitzt. Wer nämlich Londoner Straßenleben beobachtet, dem fallen bald als etwas Eigenartiges, in Deutschland höchstens vor einzelnen Großstadtbahnhöfen zu Sehendes die Shoeblands, die Stiefelwischer, auf. Unsere Lebensgewohnheiten machen das Gewerbe ziemlich entbehrlich. Während aber bei uns seine spärlichen Vertreter nach Aussehen und Behändigkeit zumeist dem ehrenfesten Stand der Dienstmänner verwandt erscheinen, sind sie drüben durchweg ganz jugendliche, zuweilen selbst noch unwahrscheinlich jugendliche Menschenkinder, die um Leberlos und Arbeit wahrhaftig nicht zu beneiden sind. Wohlmeinende und wohlhabende Leute haben ihnen die Shoebland Society gegründet und haben mehrere Heime errichtet, in denen je fünfzig der Jungen Behagen und Fürsorge finden, etwas Nützliches zum Weiterkommen lernen können und gute Kameradschaft hatten. Jugendlichster Geist wird sich allerorten und immer gedrängt fühlen, sich mit andern in irgend einer Fertigkeit zu messen, die er zu beherrschen glaubt. Daß zudem richtig geleiteter Wettbewerb das Gemeinschaftsgefühl stärkt, wird niemand abstreiten. So dürfen denn die fünfzig in jedem Heim alljährlich sechs aus ihrer Mitte wählen, die ihr Haus

tüchtigerer Leistung strebt. Er darf auch der Welt sein Können verkünden; warum, das ist zu selbstverständlich, als daß es noch gesagt werden müßte. Wenn er es aber macht wie ein Barbier in einer südlichen Vorstadt Londons, dann empfinden wir doch gar zu sehr, daß zwischen Umfang und Wert seiner Leistung und dem für sich in Anspruch genommenen Ruhmestitel ein Mißverhältnis besteht. Der Name dieses „Inhabers der Meisterschaft im Schnellarasieren für England, wahrscheinlich sogar für die Welt“ und sein Wohnort bleiben hier füglich weg, wenn auch die Zeitung, auf deren Ausschnitt diese Zeilen zurückgehen, beide mit der Miene des verständnisvollen Berichterstatters meldet. Der „Reford“ des verständnisvollen Rasierens von fünf Mann in einer Minute fünfzehn Sekunden, „hand“ mehrere Jahre lang. Dann aber begann der „Meisterschaftsinhaber“ mit einem Training, um neue und bessere Zeiten aufzustellen, und erreichte tatsächlich auch die Abfertigung von sechs binnen einer Minute neunundzwanzig Sekunden; damit drückte er den bisherigen Durchschnittsreford von 15 auf 14¹/₂ Sekunden. Zuletzt erließ er, ganz nach dem Muster des echten Sports, eine Herausforderung an die Welt um zehntausend Mark Einsatz: das Geld ist ein paar Jahre lang



Am Dullapah gefangengenommene Russen werden ins Innere Oesterreichs gebracht.

bei einem großen Wettstiefelwischen im Mai zu vertreten haben. Falsche Scham ist keinem dabei beschwerlich; denn wer meint, daß just er das gemeinamte Handwerk am besten verstehe, der schreibt frischweg den eigenen Namen auf den Abstimmungszettel. Preisrichter in dem Wettbewerb sind Herren aus der Gesellschaft, die Leiter der Anstalten und ein Vertreter einer großen Wäschefabrik, die seinerzeit reiche Mittel zu dem Unternehmen hergegeben hat. Für die Entscheidung kommen in Betracht der Zeitaufwand, Gediegenheit der Arbeit, allgemeine Gewandtheit. Am möglichst natürliche Verhältnisse zu schaffen, müssen die Jungen von ihrem Stand auf der Straße weg ans Werk gehen, und zwar mit dem nämlichen Handwerkszeug, das sie auch draußen bei sich hatten. Außer drei weniger hohen Preisen wird, wie schon erwähnt, die Vancroftmedaille verliehen. Der Preisträger erhält sie nur auf ein Jahr; anlegen darf er sie bloß bei besonderen Gelegenheiten, während sie im allgemeinen unter der Obhut des Hausleiters bleibt. Wertvoller ist dem Jungen deshalb die silberne Taschenuhr, die zu der Medaille gehört und die in seinen vollen Besitz übergeht. Man würde also unrecht tun, wollte man behaupten, daß die Triebfeder zu Veranstaltungen von der Art dieses Wettwischens in der Eitelkeit zu suchen sei. Die Kräfte in verständigem Tun zu messen, kann niemals schaden; am wenigsten aber der Jugend, die sich schulen soll. Nicht minder ist es recht und lobenswert, wenn einer, der ohnehin schon Meister in seinem Fach ist, nach immer

für jeden erreichbar gewesen, der sich zutraute, es im Schnellrasieren oder Rasieren mit verbundenen Augen mit ihm aufnehmen und ihn übertrumpfen zu können. Er muß aber bedenken, daß der Herausforderer fix genug ist, selbst den härtesten Bart binnen zwölf Sekunden zu rasieren; auf Verlangen läßt er sich auch die Augen zubinden und leistet dann dieselbe Arbeit in siebenundzwanzig Sekunden. Soll er kein gewöhnliches Rasiermesser benutzen dürfen, dann verlangt er für ein Schritzmesser fünfundsiebzehn, für ein Federmesser achtundzwanzig Sekunden Zettlerlaubnis.

Daß der Mann sein Handwerk beherrscht, gereicht ihm zum Lobe. Ihm aber deswegen eine „Meisterschaft“ in sportlichem Sinne zubilligen, dagegen wird das Empfinden eines nüchtern denkenden Beobachters sich sträuben; es wird eher das unlenkbare Stück Komik herausfühlen, daß in dem Ganzen unzweifelhaft drinsteckt. Noch lächerlicher wird ihm aber eine andere Sorte von Refordwut erscheinen: wenn der zum „Meister“ ausgerufen wird und mit einem Abbild seiner Leibhaftigkeit in der Zeitung prangt (Tatsache!), der — das Tabakrauchen am besten versteht. Aber nicht weil er es rascher kann als die andern, sondern langsamer. Auch am Rheine finden wir hin und wieder, meist in solchen Pfahlbürgerkreisen, einen Rauchklub oder Pfeifenklub. Nun — um das Rauchen ist es den Mitgliedern weniger zu tun als um Geselligkeit nach ihrem Behagen, wenn sie sich vielleicht

auch nicht immer Rechenschaft darüber geben mögen. In Holland sind derartige Vereinigungen ebenfalls nicht gerade selten. Hier wie dort mag es auch wohl vorkommen, daß dem Verbrennen und Verqualmen des Krautes ein größerer Aufwand von Tätigkeit und Wissenschaftlichkeit beigegeben wird. Warum nicht? Selbst der ernfeste Sinn darf und wird auch einmal in Spielerei Erholung suchen — wenn nur im tiefen Hintergrunde der Gedanken das Bewußtsein, Spielerei zu treiben, erhalten bleibt. Belustigtes Stoffschütteln wird hingegen dem antommen, der den nachstehenden, gar noch mit dem Wilde des „Meisterschaftsinhabers“ gezeigten Ausschnitt aus einer Tageszeitung liest. Selbst aus dem Tone des Berichts scheint ein ähnliches Empfinden zu sprechen. „Der Anblick von hundertfünfzig Männern, die an Tischen sitzen und in größter Nähe an ihren brennenden Pfeifen ziehen, während zahlreiche Preisrichter jede ihrer Handlungen scharf überwachen, ist etwas ungewöhnliches, war aber doch dieser Tage in London zu beobachten. Es handelte sich um die Austragung der Weltmeisterschaft im Pfeifenrauchen. Die Bedingungen waren folgende: Jedem Teilnehmer wurde eine Achtel Unze (nicht ganz 4 gr) Tabak zugewogen; er hatte seine Pfeife selbst mitzubringen, mußte sie aber vor dem Stopfen durch die Preisrichter untersuchen lassen; nur einmaliges Stopfen war erlaubt; dieses und das Anzünden durften nicht mehr als vierzig Sekunden dauern; Wiederanzünden war nicht gestattet. Sieger wurde derjenige, der mit der zugewiesenen Menge Tabak seine Pfeife am längsten ohne Unterbrechung brennend erhielt. Er erlang damit den ersten Preis, ein Klavier im Werte von dreißig Guineen (etwa 640 Mark), und außerdem den Meisterschaftstitel. Die beste Zeit wurde von Mr. Thomas Wood, einem Antreiber, aufgestellt: zwei Stunden zwölf Minuten.“ Allerhand Achtung! In einem kleinen Pfeifenkopf voll Tabak fast zwei- und einviertel Stunde rauchen, ist ein schweres Kunststück. Der Mann hat seine „Meisterschaft“ in Ehren erungen. Seine Leistung ist wirklich ein Rekord, und wird ja als solcher auch mit gebührendem Ernste einem großen Leserkreis gemeldet.

Welche „Rekorte“ mitunter der Berichterstatter würdig erachtet werden, bewies dem Schreiber dieses noch vor kurzem eine gar nicht kurze Meldung in der Daily Mail, einem der größten Londoner Morgenblätter. Voll hohen Stolzes verkündete da der Vorstand irgend eines Vereins in einem Themestädtchen oberhalb Londons, sie seien die ersten „on records“, die auf einem punt (flachbodiges Boot, ähnlich den „Fliegern“ auf dem Rhein, aber breiter) eine Teegesellschaft gegeben, und außerdem der erste Verein „on record“, von dessen elf Mitgliedern acht binnen eines Jahres geheiratet hätten. Ob die beiden „Rekorte“ einen unterirdischen Zusammenhang haben? Es steht leider nicht dabei.

Entschieden widerlich wird aber die Rekordhascherei, sobald einer damit betanntmachen will, daß er — das Fressen und Saufen besser versteht als alle seine Mitmenschen. Oder darf man etwa noch von Essen und Genießen reden, wenn man ganz ausführlich mit allen Begleitumständen beschrieben liest, daß irgendjemand irgendwo achtzehn Fleischwürste von je einem halben englischen Pfund (225 Gramm) verschlungen usw usw. Der Sieger mag es vor sich selbst verantworten, daß er seinen „Rekord“ aufgestellt hat. Die große Umwelt wird auf die Kenntnis einer solchen Hochleistung wahrscheinlich gern verzichten.

Mitunter aber möchte man fast auf den Gedanken geraten, daß wir ein Wort der berühmten Stelle aus der Antigone des Sophokles falsch überlegen. Es dürfte nicht heißen: „Gar viel Gewaltiges gibt es . . .“, sondern wir müßten sagen: „Gar viel Schnurriges gibt es, doch nichts Schnurrigeres läuft auf Erden herum als der Mensch.“

Spruch.

Nichts in der Welt ist unbedeutend. Das erste aber und hauptsächlichste bei allem irdischen Ding ist Zeit und Stunde.

Von meinem Glück der letzte Traum.

Von Otto Weddigen.

(Nachdruck verboten.)

Im Dorfe begann es sich zu rühren: auf Wegen und Stegen, im Garten und Feld. Leise ziehend senkte sich Spaten um Spaten in die Gartenerde: Scholle um Scholle in geschwinder Reihenfolge wurde aufgeworfen und wieder zerklüftet, damit die Frühjahrs-saaten eine weiche Stätte fanden, wo sie fröhlich keimen und kee die kleinen Halme heraufstrecken konnten, ohne von Kieseln oder harten Erdballen zerdrückt zu werden. Die Saatkartoffeln lagen schon in ihren warmen Betten der Erde. Da und dort standen Frauen an den Bäumen, um ein Weilchen zu raufen, denn es war schon warm, und man mußte auch darüber zu Rate gehen, wohin die Kropfpflanzen gesetzt werden sollten, und ob es nicht besser sei, den Schoten ein völlig sonniges Plätzchen zu gönnen, wo kein Mehltau sie befallen würde. Kurz, es gab wichtige Sachen ohne Ende, während die Kinder auf der Dorfstraße jauchzten, auf Weidenblößen bliesen und gelegentlich sich auch balgten. Nun, Kinder gehören unzertrennlich zum Frühlinge, und weissen Herz fühlt nicht wie ein Kind im Frühling! Die Weissen sangen lustig im Schlehborn ihr Lied und rasklachten über den besten Platz zum Nesterbauen und sie frohlockten, wie Osterblumen und Weiden überall zum Vorschein kamen, wie die blaue Luft so wohl tat nach dem langen Winter, und wieviel besser es sich hier lebte im Schnee der blühenden Schlehbornweige, als in dem kalten Schnee, mit dem noch vor kurzem die Erde bedeckt war.



Wie sich unsere Soldaten zu helfen wissen: Feldpostkarte aus Birkenhead.

Hermann Wagner, welcher in dem Pfarrbördchen Burgtal seit mehr als dreißig Jahren das Amt eines Lehrers und Kantors bekleidete, hatte jedoch seinen Gesangunterricht beendet. Seine Tochter Elisabeth, sein einziges Kind, sein Reichtum und sein ganzes Glück nach dem Tode seiner Ehefrau Maria, schlug noch einmal auf dem alten Flügel die letzten Akkorde an und eilte dann wie ein junges Reh mit flatternden, bis auf die Schultern herabfallenden Locken in den hinter dem sauberen, einstöckigen Wohn- und Schulhause gelegenen Garten hinaus, wo Fritz Eberhard hinter dem Schlehbornbusch klopfenden Herzens ihrer harpte. Fritz und Elisabeth waren seit früher Kindheit schon Spielgenossen gewesen; Kantor Hermann Wagner hatte ihn selbst während mehrerer

Jahre Unterricht in der Musik ert ilt, und heute, wo Elisabeth sechszehn, Fritz zwanzig Jahre alt und Student der Medizin in der Universitätsstadt Bonn war, war ihre Freundschaft, ihre Liebe zueinander noch immer dieselbe aufrichtige, warme und — heimliche geblieben.

Auf engbegrenztem Boden, in kleinen Orten und Verhältnissen schließen sich gleichgesinnte Menschen leichter und fester an, als in großen Städten, wo räumliche Schranken sie meist trennen.

Fritz Eberhard war erst am Tage zuvor in das Haus seiner Mutter, der verwitweten Frau Landrat Gisela Eberhard, geb. von Klattenstein, nach begonnenen Osterferien, zurückgekehrt. Noch an demselben Abend hatte er einen Rundgang um das Schulhaus gemacht. Es war aber schon spät gewesen, und so hatte er nur Elisabeths Schatten gesehen, als sie in ihrem Stübchen, vor dem eine alte Linde ihre Zweige niederneigte, kurz vor dem Schlafengehen das Licht der Kerze auslöschte.

Über die alte Trine, die Haushälterin des Kantors, hatte er noch getroffen und durch sie einen Gruß an Elisabeth bestellen lassen.

Mit welchen Gefühlen diese die Nachricht von Fritz Eberhards Heimkehr am Morgen empfing, als sie in der Küche der alten Trine den Kaffee bereiten half!

Und als dann der Gesangunterricht des Vaters folgte, wie zerstreut, wie innerlich unruhig hatte sie sich da zum ersten Male gezeigt! Wie zitterte ihre glöckereine Stimme! Wie harpte sie, die steifige und talentvolle Schülerin dem Klavisse des Unterrichtes entgegen, sie, deren ganze Seele der Kunst zu leben schien!

Netzt hand Elisabeth mit hochgeröteten Wangen Fritz gegenüber, der hinter dem weissen Blütenmeer des Schlehbornbusches herwaunte.

Wie beide sich anfangs sprachlos anschauten und wie ihre Augen leuchteten! Er war wieder stämmlicher, wieder männlicher geworden und sie so schön, so buchtig, wie das erste Lenzblütchen, das aus der Erde hervorprang!

Endlich sprengte das überschäumende Gefühl des Glückes über so ein unverhofftes Wiedersehen alle Zaghaftheit, alle Bande; die lang verhaltenen Empfindungen quollen wie der Quell, der sich nicht dämmen läßt, hervor. — „Elisabeth!“ rief Fritz Eberhard, und aller Schranken ungeachtet umarmten sich beide wie Bruder und Schwester, während der leis vom Winde bewegte Schlehdorn nedlich seine weißen Blüten auf die Glücklichen freute.

Eine ganze Weile standen sich Fritz und Elisabeth dann wieder stumm, und nur in den Augen lesend, einander gegenüber. Da erschallte wieder, aber in einem anderen Tone, der Ruf „Elisabeth!“ Er kam von den Lippen des Kantors Hermann Wagner, welcher den Garten hinuntergeschritten war, um seines Kindes Spuren zu folgen.

Erichredt, wie aus einem schönen Traume, führen beide auf; sie huschten nach verschiedenen Seiten schon voneinander hinweg, aber der Kantor hatte sie schon bemerkt. Seine Stirn legte sich in Falten. Als aber dann Fritz Eberhard auf ihn zutrat und ihm zum Gruß die Hand schüttelte, da verzogen sich alle Wolken wieder, und er begann lächelnd:

„Das ist mir aber ein ganz seltsames Wiedersehen, Herr Studiosus, und noch dazu an diesem Orte! Bot denn mein Haus nicht Gelegenheit, und schuldete man mir nicht den ersten Gruß und das erste Wort? Ja, die jungen Herren erwerben da draußen in der Welt eigene Anschauungen und Gewohnheiten; wenn sie flügge sind, vergessen sie bald ihre Lehrer und Führer.“

Vater Wagner lachte und sah dabei sein Töchterchen an, das noch immer mit hochgeröteten Wangen und fliegenden Pulsen dastand.

„Ich habe so früh nicht hören wollen,“ hub Fritz Eberhard jetzt ermutigt an, „ich wußte, daß Elisabeth —“

„Ja, Väterchen,“ warf nun auch Elisabeth ein, „Fritz wußte, daß du keine Störung beim Unterricht duldest, darum — nun darum —“

Ihre weiteren Worte stockten. Aber in dem nächsten Augenblicke brachen alle drei in ein Lächeln aus und sie schüttelten sich die Hände.

„Wenn nur nicht die geistreiche Frau Mutter,“ verlegte endlich der Kantor, leise mit erhobnem Finger drohend, „solche Besuche nicht wieder übel deutet!“

Fritz Eberhard und Elisabeth sahen zur Erde nieder. Dann aber erzählte jener schnell von seinen Studien und seinen Hoffnungen, von der Welt da draußen und von allem, was er darin erlebt.

Alle drei schritten den großen, sauber gepflegten Gartenweg zum Wohnhause hinauf; man trat in dasselbe ein, und Fritz Eberhard folgte freudig der Einladung und nahm mit den guten Menschen das Frühstück gemeinsam ein.

Der junge Mediziner hatte die Heimat wieder verlassen, nachdem er Elisabeth häufiger denn je gesprochen und seiner Freundschaft versichert hatte.

Schmerzlich war ihm nur der Gedanke, daß seine Mutter, die stolze, wenn auch nach dem Tode ihres Mannes in ihren materiellen Verhältnissen zurückgegangene Landrätin, seinen Verkehr mit Elisabeth und dem „Landschullehrer“ sehr ungern sah. Sie hatte mit ihrem Sohne, wenn er seine Prüfungen einst bestanden, höhere Ziele vor; sie hatte bereits Umschau unter den Töchtern der umwohnenden Gutsbesitzer gehalten.

Elisabeth ahnte nichts von allem; ihr Herz war ihrem Jugendgenossen in Empfindungen zugetan, die sie als elementare Regungen inniger Freundschaft sich erklärte.

Eifriger als je pflegte sie die Musik und den Gesang, und schöner und schöner entwickelte sich ihr Talent unter dem süßen, geheimnisvollen Banne, unter welchem ihre Seele stand.

Eine geraume Zeit war seit ihrem letzten Wiedersehen mit Fritz verfloßen. Dieser hatte eine andere Universität bezogen. Neue Verbindungen und Bekanntschaften hatte er hier ange-

knüpft; seine Besuche in der Heimat, Lebenszeichen von ihm an Elisabeth wurden immer seltener. Er begründete dies mit den tieferen und ausgedehnten Studien für sein Examen.

Wenn Elisabeth darüber das Herz manchmal traurig und schwer wurde, dann sagte ihr Vater, der Kantor:

„Lizzie, der Fritz hat seine Ninderstube ausgetreten; er hat die große Welt gesehen und kennen gelernt; er wird bald Doktor sein — da kann man es ihm nicht übel nehmen, wenn er uns arme und bescheidene Landbewohner vergißt.“

Elisabeth aber wollte von solchen Worten nichts hören und wissen.

„Vater,“ gab sie stets zur Antwort, „Fritz kann dich und mich nie vergessen; er hat es mir hundertmal gesagt und geschrieben. Und sie holte zur Bekräftigung dessen ein Bündlein Briefe, mit rotem, seidenen Faden umwunden, und darin stand es geschrieben.

Als ihr aber die Zeit gar zu lang wurde, während der sie nichts von Fritz hörte, da sah sie eines Tages ein Herz und eilte zur Frau Landrätin, welche auf dem halbverfallenen Schlosse an dem großen Weiher einige Zimmer bewohnte und erkundigte sich nach dem Genossen und Freunde ihrer Jugend.

Aber die Landrätin sah sie groß und geistreiche an und erwiderte:

„Mein Fräulein, die Kinderjahre liegen hinter Ihnen und meinem Sohne; ihre Wege gehen jetzt auseinander.“

Und damit schlug die Dame die Tür zu und überließ die Ungebetene allein ihren Gedanken.

Als Elisabeth das alte Schloß verlassen hatte, da blickte sie in den Spiegel des Weihers und sie zitterte und fröstelte. Und ihre Seele wurde immer gepreßter. Aber ihre Augen sahen immer deutlicher und klarer, und zuletzt erreichte sie das Vaterhaus.

Da trat sie in die sauber gescheuerte Wohnstube ein und sie setzte sich an den alten Flügel und spielte und sang in halbem Träumen noch:

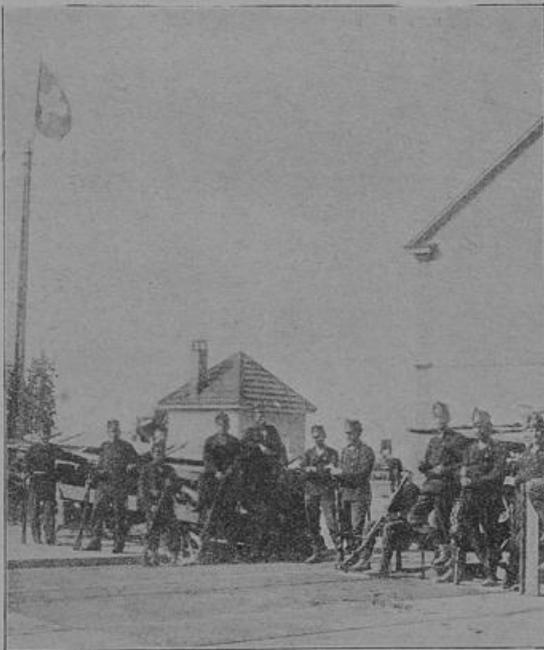
Wie viele Tränen sind geflossen,
Seitdem du weißt von mir so fern,
Mit dir ist all mein Glück entwichen,
Du meine Wonne, du mein Stern!
Ich hielt ein Blümlein in den Händen,
Ich schaut' es an, ich glaubt' es kaum —
Es will mein Herz von Weh zer-springen:
Von meinem Glück der letzte Traum.

Ich sah dich ziehn am Wanderstabe,
Und schaute weit ins Tal hinaus,
Ich stand gelehnt am Linden-baume
Du lehrtest nicht ins Vaterhaus.
Nun prangen wieder Wald und Fluren,
Es blühet auch der Lindenbaum,

Doch ist das Blümlein weit geworden:
Von meinem Glück der letzte Traum.

Die Wolken ziehn in weite Ferne,
Sie ziehn zu dir, Geliebter, hin,
Ich kann's nicht enden, kann's nicht wenden,
Daß fort mit ihnen schweift mein Sinn.
Im Vorpurglanz der Abendröde
Hebt sich ein breiter, gold'ner Saum
Am Horizont — ich steh' und senke:
Von meinem Glück der letzte Traum.

(Schluß folgt.)



Wachkommando der Schweizer, an der Grenze.

Spruch.

Ältere Menschen fangen an sich wieder ihrer Jugendtaten zu freuen und werden jung und lebenswürdig im Geist, wenn sie davon erzählen.



Sprüche.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet, Erfreuliches zu ernten. Jede Untat trägt ihren eigenen Nachbarengel schon, die böse Hoffnung unter ihrem Herzen.

Laß fahren deine Sorgen,
Du anderst nicht dein Loß;
Das Heut' ist dein; das Morgen
Trägt Gott in seinem Schoß.

Eine schlimme Strafe. Es wird jetzt wieder ein Fall bekannt, wo ein Mann durch eine höchst unbesonnene Handlung sein sauer erworbenes Vermögen verloren hat. Fleiß und Sparsamkeit hatten es ihm ermöglicht, im Laufe der Jahre sich einige Tausend Mark zu ersparen, die er auf der Sparkasse angelegt hatte. Bei Ausbruch des Krieges bekam er es mit der Angst zu tun, und er glaubte sein Geld bei der Sparkasse nicht mehr sicher. Was tut er also? Er läßt sich sein Guthaben auszahlen und versteckt alsdann das Geld — es waren lauter Scheine — in einer Mauer im Keller. Nach einiger Zeit will er sich überzeugen, ob das Geld auch noch an seiner Stelle liegt. Wer beschreibt aber seinen Schreck, als er statt der Scheine nur eine Anzahl Papierschnitzel vorfindet! Des Rätsels Lösung aber war: Die Mäuse im Keller hatten die schönen Scheine als eine willkommene Abwechslung empfunden und hatten die Scheine alle zernagt! Da nun die Reichsbank einen Erlass für Banknoten nur leistet, wenn die Nummer der Note unverletzt ist, so wird der Mann wohl schwerlich von seinem Gelde noch etwas retten können. So wie dieser Mann haben beim Ausbruch des Krieges gewiß auch noch andere gehandelt, wenn sie vielleicht auch ein anderes Versteck für ihr Geld gewählt haben. Möge ihnen dieser Fall eine Warnung sein, eine begangene Unüberlegtheit wieder gut zu machen, ehe es zu spät ist. Es ist wahrlich oft genug von allen Seiten die unsinnige Annahme, daß im Kriegsfall die Spargelder nicht sicher seien, widerlegt worden. Wer trotz alledem nicht hören will, nun, der muß unter Umständen fühlen!

Der „Münchener Raiffeisen-Vote“ gibt das Geschick und die daran geknüpften Mahnung unter der Ueberschrift: „Bestrafter Leichtsin“ wieder, und nennt die Handlung eine gedankenlose; dazu meint die „Spar-Korr.“, daß es sich bei einem solchen Vorkommnis wie es nicht vereinzelt dasteht, nicht um eine leichtsinnige oder gedankenlose Handlung handelt, sondern, daß diese auf sehr wohl erwogener Absicht beruht, allerdings von ganz falschen Voraussetzungen ausgeht. Die falsche Voraussetzung liegt darin, daß ein Versteck für Geld am sichersten gehalten wird, während doch die sicherste Aufbewahrung die ist, das Geld der Sparkasse zu belassen oder es ihr anzuvertrauen.

Militärkassen. Nicht nur Kriegshunde, sondern auch Pferde, Maultiere und — Mägen sind oft dem Menschen wichtige Helfer, auch im Krieg. Bis an die Front kommen die Militärkassen allerdings nicht;

es sei denn, daß Turkos usw., die, wie alle Mohammedaner, große Kapfenfreunde sind, ihre Lieblinge ins Feldlager mitnehmen, wie es 1870 nicht selten der Fall war. Wie „de Kosmos“ mitteilt, werden aber auch

Semmel draufgeht. Ebenso besitzt jedes Fort seine „kaulich subventionierte“ Kasse, die sogenannte „Fortkasse“. Diese mühseligen Militärkassen finden unter der Mannschaft stets gute Freunde, da sie sehr reichlich sind und mit ihrem behaglichen Schnurren und mit ihren mannigfachen Spielen in den strengen Ernst des Dienstes eine anregende Abwechslung hineinbringen.

Sehr wahr. „Ihre Wohnung ist ja sehr hübsch, aber eine Schattenseite hat sie doch!“ — „Und die wäre?“ — „Sie liegt an der Sonnenseite!“

Erkannt. „Schon wieder Geld? Du mußt dich etwas nach der Decke strecken!“ — „Das tue ich doch gewiß, Untel!“ — „Ja... nach meiner!“

Ein Seuchler. Gattin (im Photographie-Album herumblättern): „Aber, Emil, auf dieser Photographie machst du ein trübes, melancholisches Gesicht!“ — Gatte: „Ach, ja!... Das ist eine Aufnahme, als du in der Sommerfrische warst!“

Verwechelt. „Was sagen Sie dazu, Herr Wirt? Von unsern Stammgästen bleibt ja einer nach dem andern aus!“ — „Nun ja — die jungen Leute von heut'! Wenn da einer nur a' bißel an' Wagentatzen kriegt — gleich heirat' er!“

Mitbringungsgrund. Angeflagter: „Ich bitte beim Strafaußmaß zu berücksichtigen, daß in dem Warenhaus ohnebisher gerade eine „billige Woche“ war!“

Im Gefängnis. Vorsteher: „In Ihrem Berufe wollen Sie hier beschäftigt sein? Was können Sie denn?“ — Alte Gaunerin: „Aus dem Klaffesack wahrhaftig.“

Unter Bierbankstrategen. „Geben Sie eine Idee, was das eigentlich ist, ein Scherenfernmohr?“ — „Sicher so eine neue Erfindung, mit der man einen Stachelbraut aus der Ferne durchschneiden kann.“

Die Hauptkasse. „Du bist nicht mehr freiwillige Pflegerin?“ — „Nein. Warum auch? Mein Bild als rote-Kreuz-Schwester ist ja in der „Illustrierten“ schon erschienen.“

Auffassungen. Ritzener: Zu den Waffen, Engländer! In eurem eigenen Heim seid ihr nicht mehr sicher — ein Grund mehr, zum Heere zu gehen! — Der englische Bürger: Nein! Ein Grund mehr, daheim zu bleiben. Wenn ich schon dran glauben muß, nun gut, dann will ich mich zu Hause in meiner warmen Stube umbringen lassen!

Rätsel.

Mit einem B im Schnee,
Mit einem K im See,
Mit einem P im Mund:
Du weißt es, gib es kund.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Schimmel.

Radrend aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Geiz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Kellen, Bredeneß (Augs). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess n (Augs).



Konstantinopel zur Kriegszeit.

Zum Abmarsch nach dem Kriegsschauplatz bereite türkische Infanterie vor dem Palast des Sultans.

in unseren mit Vorräten aller Art vollgepfropften Militärmagazinen nach amtlicher Verordnung ständig Militärkassen zur Verteilung von Ratten und Mäusen gehalten, um dadurch die Kriegsvorräte stets „in gebrauchsfähigem Zustande zu erhalten“ wie es in der amtlichen Vorschrift heißt. Diese amtlich legitimized Käsen sind durch ein zierliches Halsband mit den Buchstaben K. M. K. (kaiserliche Magazin-Kasse) als Hüter der wertvollen Mehl- und Getreidevorräte des deutschen Heeres gekennzeichnet. Für jede dieser Magazin-Kassen ist eine monatliche Verpflegungssumme von zwei Mark ausgeworfen, die für Milch und

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt.



Nr. 12

Sonntag, den 21. März

1915

Warschau, die Hauptstadt Polens.

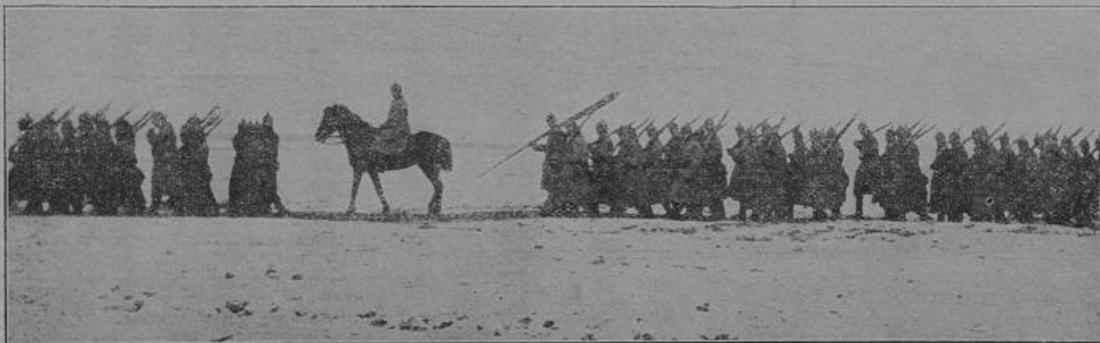
Ein Städtebild von Dagobert Winter.

(Nachdruck verboten.)

Die Hauptstadt des Parentums Polen, erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts allmählich anstelle des alten Krakau zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Polen erhoben, trägt in Anlage und Bauten den Charakter der letzten Jahrhunderte. Nur in den ältesten Stadtteilen, besonders in dem engen überbölterten Judenviertel, weist Warschau die bekannten Züge der mittelalterlichen Verkehrscentren auf. Die polnische Hauptstadt gehört

Belaste, dem heutigen Kommandanturgebäude, welches den Sächsischen Garten nach der Krakauer Vorstadt hin abschließt, breitet sich der arg vernachlässigte Sächsische Platz aus. Auf diesem Plage erhebt sich angelehnt an die russische Hauptwache neben dem polnischen Adelskasino ein mächtiger, schwarzer Obelisk, dessen hohes Piedestal vier riesige Löwen bewachen. Kaiser Nikolaus ließ dieses Denkmal zum Andenken an die polnischen Generale errichten, die während des Aufstandes im Jahre 1830 Rußland treu geblieben waren, und deshalb wird kein Nationalpole an diesem düsteren Obelisk vorbeigehen, ohne sich abgewandten Hauptes andächtig zu betreten.

An den Sächsischen Palast, zwei Häuserwürfel, die durch



Infanterie auf dem Marsch nach Taurrogen.

zu den seltsamsten Städten des Erdkreises. Nach deutschem Muster gegründet, ist Warschau teils Militärstadt und befestigtes Lager, teils eine gewaltig aufstrebende Industrie- und Handelsstadt, teils eine mittelalterliche Stadt mit einem äußerlich unscheinbaren, spätgotischen Dome, in der engen Johannisgasse, mit der Säule des Königs Sigismund, des Freundes und Gefinnungsgegners des spanischen Philipp, und dem alten Marktplatz mit dem dreihundert Jahre alten Ungarweinsteller der Fußsperre, — teils eine moderne Großstadt mit schönen, weiten Plätzen, breiten und baumbepflanzten Straßen, eleganten Cafés, Restaurants, Theatern, dem Zirkus und dem Motortower Nemi- und Grezlerplaz. Das Stadtschloß am Ufer der Weichsel, das Sigismund III. aus Holz und Ziegelsteinen erbaute, August III. vergrößerte, Stanislaw Boniatowski vollendete und Kaiser Alexander I. im Empire-Stil neu einrichtete, der Sächsische Garten mit seinen schattigen Alleen, geschmackvollen Blumenbeeten, niedlichen Springbrunnen, großen Kinderspielflächen, Cafés, Trindhallen und Gewächshäusern, sowie mit seiner Rollenanstalt und seinem Sommertheater, die zahlreichen katholischen Kirchen, die alten Adelspaläste — alles dies mahnt an die längst vergangenen glanzvollen Tage polnischer Königsherrschaft. Aber die rotundenförmige evangelische Kirche auf der Königsstraße, die drei russischen Gotteshäuser mit ihren vergoldeten birnenartigen Kuppeln, die zahlreichen Kasernen in und vor der Stadt, die Zitadelle auf der Nordseite, nicht gegen äußere Feinde, sondern zum Schutze gegen innere Rebellen errichtet, verkünden zur Genüge, daß eine neue Ära, ein neues Regiment begonnen. Vor dem Sächsischen

eine Säulenhalle — der Durchgang nach dem Sächsischen Garten — verbunden sind, grenzt der Brühlische Palast, die einstige Residenz jenes sächsischen Grafen, der, bei Deutschen und Polen gleichmäßig verhaßt, ein ebenso gewissenloser wie unglücklicher Politiker, aber ein Mann von feinem Geschmac war. Vom Brühlischen Palast gelangt man über den Theaterplatz und durch die Senatorenstraße binnen wenigen Minuten nach dem Dome. Die Bischöfliche Kathedrale, die dem heiligen Johannes geweiht ist, enthält ein wertvolles Altargemälde von Palma Nova sowie eine Fahne, die Sobieski den Türken abgenommen hat. Links vom Hochaltar befindet sich an der Wand ein bemerkenswertes Grabdenkmal von Thorwaldsen. Der Reichstagsmarschall Stanislaw Graf Malachowski, der Hauptbegründer der polnischen Verfassung von 1791, ist hier dargestellt, wie er in der Tracht eines römischen Senators auf einem Sessel zurückgebogen ruht, als überwache er eine gärende Versammlung. Zu den Füßen des Marschalls erblickt man eine trauernde Polonia und einen Krieger, der sich, in lebhafter Bewegung an Malachowski wendet, als wolle er ihn zu einer letzten Tat auffordern.

Von der Kathedralekirche in der engen, berückigten Johannesgasse führt ein langer, verdeckter Gang, nach dem farnenartigen Stadtschloße, einem ursprünglichen Kastell der Herzöge von Masowien. Das Schloß, dem ein tragischer Ernst anhaftet, wie all jenen Häusern, die vom Schicksal wie schwarz angekreidet sind, hat nichts Monumentales, sondern ist ein Bau von Holz und Ziegelsteinen, von Königen errichtet, die auf wartenden Thronen saßen, und deren Söhne keineswegs Anrecht auf die Schöpfungen

ihre Väter besaßen. Die Fürsten, welche hier als Sieger einzogen, haben alles, was nicht niert- und nagelselt war, weggeschleppt und die Schlösser und Sammlungen von St. Petersburg und Moskau damit bereichert. An den Wänden der Säle hängen die Porträts der Kaiser und der Kaiserinnen, der Großfürsten und der Großfürstinnen, die hier eine besondere Rolle spielten. Als Großfürstin Konstantin mit dem Grafen Wielopolsti (1862) im Stadtschloß an der Weichsel Versöhnungspolitik trieb, da schien es, als sollte noch einmal ein Sonnenstrahl in diese Räume fallen. Der nach der Stadt zugewandte Teil des Schlosses ist zu einer Kaserne umgewandelt. Aus den Sälen, in denen einstens der polnische Reichstag tagte, hat man Kasernezimmer gemacht. Die Wohnungs- und Festräume gehen nach der Weichselseite zu. Jenseits des hohen Stromes, über welchen zwei Brücken führen, sieht man die Vorstadt Praga zwischen grünen Baumwipfeln hervorstechen. Hinter Praga liegen die Schlachtfelder, auf denen Polens Geschichte besiegelt wurden. Eine hohe, schon halb zerfallene Säule, deren Höhe der russische Adler krönt, inmitten einer trost- und endlosen Sandwüste verkündet der Mit- und Nachwelt den Sieg der russischen Waffen.

Unweit des Schlosses, in nicht gar zu großer Entfernung der Weichselbrücke, erhebt sich das Standbild des Königs Sigismund III., der die protestantische Religion, welche von Böhmen her in Polen Eingang gefunden hatte, mit Feuer und Schwert auszurotten versuchte. In der Rechten trägt der König das Schwert, in der Linken das Kreuz; eine lateinische Inschrift feiert in pomphaften Worten die Verdienste des Königs auf Erden und dessen Lohn im Jenseits.



Unsere Geldgrauen in ihren Schneehenden.

Vom Stadtschloße, von dessen Fenstern der russische General-Gouverneur stets die Schlachtfelder von Praga im Auge hat, gelangt man durch die eleganten Straßen Krakauer Vorstadt und Neue Welt in die schöne Wasdower Allee (dem Korso von Warschau), welche, von Kasernen und Militärkaseretten begrenzt, nach dem berühmten Lustschloße Lazientki führt. Schloß und Park sind eine Schöpfung des Königs Stanislaus August, des polnischen Sardanapal, der hier mit seinen lieblichen Poeten und Philosophen, den übermütigen, leichtfertigen Damen und den länderfahrenden Schauspielerinnen seinen lustigen Hof hielt, während die Großmächte die Teilung Polens berieten und beschloßen. Das Schloß, welches im Renaissance-Stil erbaut wurde, ist ein einfaches, weißes Gebäude. An den Giebeln der großen Halle sind die Standbilder von Kasimir dem Großen, Stephan Batory, Johann Sobieski und Sigismund I. angebracht. Mußte Stanislaus August nicht beschämt die Augen niederschlagen, wenn er in Lazientki an den Standbildern seiner großen Vorgänger vorüberging? Jener arme Schattenkönig hätte gewiß Ursache genug gehabt, ernst zu sein in jener fürchtbaren Zeit der Entscheidung für Polen. Aber er wollte ja gerade dem Ernst und der Tragik seiner Lage entfliehen, und so baute er Lazientki. Aber bald drang der Donner der Kanonen von Praga her über die Weichsel und verkündete die Niederlage Polens und den Sieg Suwarows. Die Degie von Lazientki war zu Ende, und Polens letzter König wurde unter starker militärischer Eskorte nach Grodno gebracht, wo er als russischer Pensionär am 12. Februar 1798 in dem alten Königschloße am steilen Ufer des Njemen starb.

Nicht neben dem Lazientki-Park steht ein langes, weißes, kasernenartiges Gebäude mit einem großen Vorhof, den ein hohes Gitter von der Landstraße trennt, Schloß Belvedere, welches sich Großfürst Konstantin, der Gemahl der polnischen Fürstin Lowitsch,

in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf einem eingegangenen Kirchhofe erbaute — eine russische Sieges- und Ruhmeshalle in der polnischen Hauptstadt! In der langen Zimmerflucht reiht sich Schlachtenbild an Schlachtenbild, lauter Gemälde, welche die Siege des Katen verherrlichen. Nach Niederwerfung des Aufstandes vom Jahre 1830 zog Großfürst Konstantin an der Seite Paszkwitsch, dem auf der Krakauer Vorstadt ein Denkmal errichtet ist, wieder in Warschau ein und schlug seine Residenz abermals in Belvedere auf. Nicht lange darauf starb er an der Cholera. Seit dem Tode des Großfürsten mied die kaiserliche Familie Belvedere. Alexander III. pflegte in Lazientki abzusteigen.

Einige Werst von Warschau, dicht unter den Kanonen einer der sieben Forts, welche die Stadt umgeben, liegt Schloß Wilanow, heute Eigentum der Gräfin Potoda. Das aus weißgestrichenen Ziegelfeinen errichtete Schloß wurde auf Befehl des Königs Sobieski unter Leitung des italienischen Architekten Bellotti von türkischen Gefangenen erbaut. Kunstschätze aus Frankreich, Italien, Deutschland, Holland, Japan und China wurden hier zusammengetragen, aber ohne großer Verstandnis künstlerischer Kritik. Neben der letzten Allee des Gartens, der im besten italienischen Stil angelegt ist, fließt die Weichsel hin. Das Sterbezimmer des großen Königs (gest. 1696) ist heute eine Kapelle. Hier endete das stolze Königtum, das seine Waffen bis Wien trug, das in Breußen herrschte, und dessen sich der Moskowiter trotz des Aufgebotes all seiner Kräfte kaum zu erwehren wußte. Sobieskis Nachfolger waren nichts als ein trauriger, willenloser Spielball in den Händen der hadernden Parteien und der Großmächte.

Den Helden.

(Nachdruck verboten.)

Pflanz keine düstren Zypressen,
Pflanz einen Eichenhain!
Im Dunkeln schleicht das Vergessen,
Licht soll ihr Denkmal sein.

Setz keine geschliffenen Steine,
Nicht einen Felsblock auf
Dem Wasgenwald am Rheine!
Schreibt keine Inschrift drauf!

Dann fährt am Ruhmestage
Das Jungvolk dort entlang,
Singt eine Heldenlage
Und einen Schwurgesang!

Dann schmückt mit Eichenkränzen,
Die ihr dem Hain geraubt,
Bei Kreuzfeuer-Blänzen
Den Lebenden das Haupt.

Und sollte nach hundert Jahren,
Die Kriegsfurie wieder droh'n,
Wird wider die alten Gefahren
Das alte Heldentum loh'n.

Pflanz keine düstren Zypressen,
Pflanz einen Eichenhain!
Im Dunkeln schleicht das Vergessen,
Deutsch soll ihr Denkmal sein.

B. Strippgen.

Ein gelungener Streich.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Karl Franzen, in seiner Berufstätigkeit Clown in einem weltbekannten Zirkus, war in den ersten Kriegslagen in heller Begeisterung freiwillig zu den Waffen geeilt, und obwohl er mit wahrer Todesverachtung kämpfte und die wagemutigsten Taten unternahm, war er sonderbarerweise bisher von feindlichen Kugeln verschont geblieben.

Er unterhielt seine Kameraden im Schützengraben vortrefflich und half sich und die andern durch seine köstlichen Einfälle über die öde, oft tagelange Unfähigkeit hinweg.

Alle, vom ersten Offizier bis zum letzten Mann, hatten ihn seiner Heiterkeit wegen sehr lieb gewonnen.

Eines Abends kam es gelegentlich eines Patrouillenganges, zu dem sich natürlich August als erdet gemeldet hatte, zu einem feindlichen Attake. Eine Horde Föder, unter englischer Führung, brach unvermutet aus einem Wald hervor um die kleine Truppe mit einem geradezu mörderischen Gewehrfeuer zu überschütten.

Die Dunkelheit ermöglicht nun aber eine schnelle gute Deckung, und geschickt war August hinter einen gefällten Baumstamm geklüchtet. Hier duckte er sich schnell nieder und verhielt sich mausenhäufig — aber so ein indischer Spürhund hatte ihn entdeckt und schonungslos zerrte er ihn aus seinem Versteck hervor.

Sie waren anscheinend allein. Die Schritte der andern verhallten, und bei näherem Zusehen bemerkte August am Boden etliche gefallene Kameraden. Es blieb ihm jedoch keine Zeit, sich in traurige Betrachtungen über den Verlust der Freunde zu ergeben, denn der baumlange Inder machte Anstalten, ihn gegen einen Baum zu stellen und ihm das bligende Bajonett in den Leib zu rammen.

Es wurde ihm also recht ungemütlich, zumal er sich ohne Waffe wußte. Sein schönes Gewehr lag nur wenige Schritte entfernt am Boden. Es war ihm bei dem sieben stattgefundenen Ringkampf abhanden gekommen.

Zu seiner Todesangst jagten sich in Augusts Hirn die tollsten Gedanken. Er hatte das Leben zu lieb, als es in diesem Augenblick durch die Hand des asiatischen Haktunten freudig aufzugeben, und wie in manchem Menschen in der höchsten Todesnot oft die besten Ideen erwachen, so erging es auch ihm. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er doch in seiner langen Tätigkeit aller Herren Länder gesehen, daß er sogar schon in Banglöt gastiert hatte, daß er sogar oftmals mit diesem indischen Gesindel zusammen gearbeitet hatte.

Es hatte ihm stets Spaß gemacht, hier und da einige fremde Wortbrocken in seinem Sprachreichtum aufzunehmen warum sollten jetzt diese Kenntnisse nicht sein Leben retten?

Mit bittender Geste erhob er seine lehmigen Hände und sprach in seltsamsten Gemisch von englischer und des Inder's Muttersprache den flehentlichen Wunsch aus, ihn doch um Buddhaswillen leben zu lassen.

Der Inder ließ vor Schreck sein Gewehr sinken. Er machte einen tigerhaften Sprung zu dem armen Sünder und drehte ihn hin und her. Währenddem kramte August alles aus, was von dem sonderbaren Idiom in seinem Gedächtnis haften geblieben war. Als er nun aber die unerwartete Wahrnehmung machte, daß sein Gegner den Todesplan zusehends aufgab, wuchs in ihm eine erhöhte Lebenslust, und obwohl die Lage keineswegs dazu angehtan war, die Zeit mit faulen Wipen zu vertreiben, verzapfte er diese doch in so reichem Maße, daß der Inder anfang, laut zu lachen.

Diese Töne klangen schauerlich durch die finstere Nacht, und August froh, wenn er zwischendurch einen Augenblick an seine gefallenen Kameraden dachte.

Der Inder hieß, nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, August mitgehen, und nach kurzer Zeit langten sie in dem Schützen-graben an, wo sie mit lautem Geschrei begrüßt wurden, als der Held die Geschichten seines Gefangenen zum besten gab.

Karl Franzen verbrachte nun einige endlose Tage in dieser wenig anmutigen Umgebung. Sein gutes Englisch brachte ihm die Freundschaft der Offiziere ein, die ihm alsbald viel Vertrauen schenkten, besonders, als er ihnen versichert hatte, daß nur ein böder unglücklicher Zufall ihn in das Lager der verhassten Deutschen getrieben hätte.

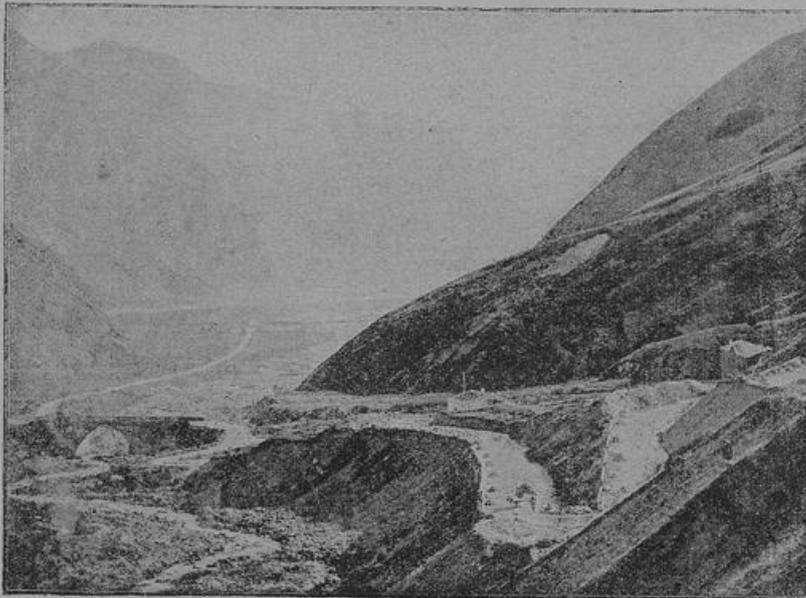
Bei seiner Kompanie galt er unterdes als vermißt. Die wenigen Soldaten, die von seiner nächtlichen Rekonoszierung zurückgekehrt waren, wußten nichts von ihm zu berichten. Man trauerte recht schaffan um ihn und empfand die Langeweile im Schützen-graben fühlbarer denn zuvor. Aber auch hier vergaß man ihn nach kurzer Zeit. Ein einzelnes Menschenleben verliert im Argege jeglichen Wert. Neue Interessen traten in den Vordergrund — Kämpfe fanden statt — zwischen Verlusten Siege.

Eines Abends aber, als man gemütlich beim Abtochen saß und an nichts Böses dachte, tauchte plötzlich ein feindlicher Soldat vor ihnen auf. Unwillkürlich ergriff jeder Mann sein Gewehr, um es auf den frechen Eindringling zu richten. Da erscholl ein kräftiges Lachen von dessen Lippen, und jedem, der dieses Lachen vernahm, schien es merkwürdig bekannt. Die fremden Uniformstücke flogen nach allen Seiten und der Clown August stand leibhaftig vor seinen Waffenbrüdern. Da gab es ein Fragen. Man bestürmte ihn so lange, bis er jede Einzelheit kundgab.

Zu der feindlichen Uniform, die man ihm drüben gerne auf seinen Wunsch hin gegeben hatte, war es ihm ein leichtes gewesen, den Wachtposten zu täuschen. Er hatte das feindliche Lager genau ausgespioniert und kannte durch tagelanges Beobachten die Gewohnheiten des Feindes.

„Kinder, jetzt ist es aber Zeit, das Nest drüben einmal gründlich auszuheben. Kommt, ich zeige euch den Weg.“

Nach getaner erfolgreicher Arbeit kehrten sie siegesfreudig zu ihrer Kompanie zurück. Die vorderen feindlichen Schützengräben waren gesäubert und die Verbündeten hatten durch diesen nächtlichen Ueberfall große Verluste. Auf des Clowns Brust aber prangte nach einigen Tagen das Eisene Kreuz.



Die Heerstraße im Kaukasus.

Der Schandfleck

Von Ruth W y s s e n b a c h - B e r n .

(Nachdr. verb.)

Es gab ein rechtes Aufsehen im Dorf, als es hieß, der Wilhelm, der Nichtsmug müsse ins Feld.

„Gott sei Dank,“ sagten die Bauern, „daß der endlich weglommt, beim Militär werden sie ihn schon meistern, den Tunichtgut.“

„Vielleicht kommt er auch nicht wieder,“ meinte einer.

„Der kommt wieder, ihr könnt euch drauf verlassen,“ entgegnete ein anderer, „Ihr wißt ja, Untraut vergeht nicht.“

Der, von dem die Rede, war der Sohn einer armen Witwe im Dorfe. Viel Freude hatte er der alten Mutter noch nie gemacht.

Schon in der Schule war er der faulste und liebedürftigste Junge, dem die Lehrer einmal ein trauriges Ende prophezeiten. Viel geweint hatte die Mutter über ihr entartetes Kind.

„Ich kann gar nicht verstehen,“ sagte die Frau stets, „von wem er das hat. Mein Mann war so brav und rechtschaffen, ich bin nicht schlecht, und doch ist der Junge nicht zu gebrauchen.“

Wie weh tat es ihrem Herzen, wenn sie von all den Schandtaten hörte, die er verbrochen. Er lag, er stahl, sogar seiner eigenen Mutter nahm er die erparten Groschen aus der Schublade.

Dabei war Wilhelm ein hübscher Junge, hatte schöne blaue Augen, lockiges, braunes Haar, war raut und schlant gewachsen, nur sein Charakter war grundschlecht. Im ganzen Dorfe war auch nicht ein Mensch, der ihn leiden mochte, die Eltern verboten ihren Kindern mit ihm zu gehen.

Später, als er erwachsen war, trieb er es noch schlimmer. Raufen, faufen war sein Tagewert. Von Arbeit wollte er nicht wissen. Wo er das Geld hernahm, wußte keiner, aber er hatte freis welches, und als es endlich herauskam, daß er es gestohlen und der Polizei ihn eines Morgens aus dem Bett herausholte, da starb seine Mutter fast vor Scham.

Endlich kam er zum Militär. Das ganze Dorf atmete auf. Aber auch seine Dienstzeit war eine Kette von Verhößen gegen die Disziplin. Ausbleiben über den Zapfenstreich, betrunken in die Kaserne kommen, blutige Händel mit seinen Kameraden, Ungehorsamkeiten gegen Vorgesetzte und was der schönen Dinge mehr waren.

Einmal stahl er einem Stubengenossen die Uhr, verfehlte sie und verjubelte das Geld.

Alle Kameraden haßten ihn, die aber aus der Heimat mit ihm dienten, schämten sich seiner und schrieben nach Hause, wie er es trieb.

So nahte das Ende der Dienstzeit heran, und die Bewohner des Dorfes waren nichts weniger als erbaut, als er wieder kam.

Das frühere Leben ging natürlich wieder an. Als der Pfarrer des Ortes ihm einmal Vorwürfe machte, gab er diesem die frechsten Antworten. Es war nichts mit ihm zu machen. Daß ihn alle mieden, machte ihn nur noch auffälliger.

Da kam der Krieg.

Wilhelm Wolpert wurde mit vielen andern Burschen aus dem Dorfe eingezogen.

„Ach, dachte die Mutter, wie stolz könnte ich sein, wenn mein Wilhelm brav und gut wäre, statt so, von keinem geliebt oder geachtet.“

Schon betrachtete sie ihn, der trotzig und verbissen, in seiner neuen, feldgrauen Uniform, die ihm so gut stand, ein Riese, voll Kraft, ihr die Hand zum Abschied gab.

„Gehe mit Gott,“ sagte die alte Frau mit zitternder Stimme, „tue deine Pflicht, Wilhelm.“

„Ja, ja,“ war seine ganze Antwort. Kein einziges liebes Wort hatte er für seine Mutter. — — — — —

Minnen bewarf, dem Gegner erhebliche Verluste beigebracht und verschiedene Maschinengewehre zerstört, da erhielt Wilhelm von unserem Kommandeur das Eiserne Kreuz und eine offene Belobigung vor der ganzen Mannschaft.

Was sagt Ihr nun? Kurz und gut, der Wilhelm ist einer unserer Tapfersten gewesen und stets voran, wenn es galt, Heldentaten zu vollbringen.

Nun ist er tot. Ein Kopfschuß hat seinem Leben ein Ende gemacht. Ihr werdet wohl staunen, aber es ist alles wahr, was ich schreibe.“

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durchs Dorf. Man staunte, man schüttelte die Köpfe über diese Mähr, keiner wollte es glauben.

Aber als man Mutter Wolpert den Brief vorlas, da weinte sie Tränen der Freude über ihren Sohn, das erstmal, daß sie Freude erlebte an ihm. Sie hörte andächtig zu, als ob sie in der Kirche säße und verlor kein Wort. Auch sie konnte es kaum glauben. Ihr Wilhelm, ihr Wilhelm hatte das getan.

„Ach, Gott sei Dank, die erste schöne Tat, die er vollbracht,“ rief sie überwältigt. Und still, im Herzen Stolz und Freude wandte sie ihrer Hütte zu.

Jetzt würden sie im Dorfe doch noch Achtung haben und nicht mehr schmähen über ihren Sohn.



Befestigungen am Ufer eines der masurenischen Seen.

Frau Wolpert saß nun ganz allein in ihrer armseligen Hütte und dachte wie so viele andere Mütter an ihren Einzigen. Trotz allem, was er getan, er war nun doch einmal ihr Kind und hatte er ihr auch nie Freude gemacht, betete sie doch zu Gott für sein Leben, wie die andern um ihre Söhne, Väter, Brüder beteten.

Wilhelm Wolpert schrieb ein einziges Mal an seine Mutter eine kurze Karte. Sie freute sich herzlich darüber, war es doch ein Zeichen, daß er einmal an sie gedacht.

Eines Tages schrieb ein Bursche aus dem Dorfe an seine Eltern. Unter anderem berichtete er auch, daß Wilhelm Wolpert mit dem er gemeinsam vor dem Feind gestanden, den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei.

„Meine lieben Eltern, schrieb er weiter, wir waren alle sehr erkrankt, über den Wilhelm, der, wie Ihr wißt, doch so schlecht war, er hat die ganze Zeit, die er im Felde stand, sich tadellos geführt. Nicht eine einzige Klage wurde über ihn laut. Er war wie umgewandelt. Ob ihn der Ernst der Lage zur Besinnung gebracht, oder was, wir wissen es nicht zu sagen, wir stehen da vor einem Rätsel. Selbst der Unteroffizier und Leutnant Brandt sagten: „Wir können den Wolpert nicht wiedererkennen.“ Aber, liebe Eltern, das Beste kommt noch. Für seine Heldentat, er hat bei einem Gefecht im wütendsten Augenblicke eine feindliche Fahne herausgeholt, so, als ob es gar nichts wäre, wurde er zum Unteroffizier befördert. Als er die feindliche Stellung mit

sein Tod traf sie wohl hart, aber im innersten Herzen dankte sie doch ihrem Herrgott, daß er ihn zu sich genommen, wer weiß, wozu es gut war. — — — — —

Von meinem Glück der letzte Traum.

Von Otto Weddigen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Nein, Vater,“ rief an einem der nächsten Tage Elisabeth, in ihrem ganzen Wesen wie umgewandelt, aus, nachdem sie den Brief ein-, zwei-, dreimal durchgeflogen hatte, den die Landrätin ihrem Vater geschrieben hatte, „ich will, ich muß fort von hier; diese Schmach, diese Beschimpfung ertrage ich nicht! Wir sind arm, einfache Leute, es ist wahr; aber wer sagt: ich habe nach Fritz Eberhard Neze der Verführung ausgeworfen, ich hätte ihn zu bestrafen gesucht, der spricht die Unwahrheit, der lügt und häuft Schimpf auf mich und dich!“

Und zornentflammt barg Elisabeth ihr Gesicht in ihrer Schürze und weinte, daß es dem Vater weh ums Herz wurde.

„Wohin willst du denn, mein Kind?“ tröstete und sprach er auf sie ein. „Wohin willst du, meine Lizzie, meine einzige Stütze im Leben?“

„Fort von hier, Vater, wo mir jeder Baum, jeder Strauch, jeder Mensch verhaßt ist, wo alle über mich zischeln und lachen werden! Ich muß hinaus in die Welt; du wirst alt und älter, ich will mir meinen Unterhalt erwerben; ich will zeigen, daß ich bei dir etwas gelernt habe und daß wir nicht arm sind!“

„Mein Gott!“ rief der Kantor aus, „Elisabeth, du willst mich verlassen?“

„Ich lehre einst wieder, guter Vater,“ versetzte sie, indem sie die gefurchten Wangen ihres Vaters streichelte, „ich lehre einst wieder oder hole dich zu mir, wenn du dich zur Ruhe gesetzt hast!“

Hermann Wagner sah seine Tochter groß an, dann sank er in den alten ledernen Lehnstuhl nieder, dessen Rücken Elisabeth mit selbstgefertigten zierlichen Spitzendecken ausgelegt hatte.

Wieder war eine geraume Zeit verfloßen.

Der alte Kantor lebte mit der treuen Trine allein in dem still und einsam gewordenen Schulhause. Elisabeth hatte, ihrer Neigung gemäß, sich auf einem Berliner Konservatorium weiter ausgebildet. Ihre Kunst hatte Bewunderer gefunden. Sie war als jüngstes, aber schon geschäftiges Mitglied in die königliche Oper eingetreten. Wie einst beim Verlassen der Heimat und des Vaterhauses, so hatte Elisabeth auch bei diesem Schritte nur schwer die Einwilligung ihres Vaters erlangen können. Allein ihr wachsender Erfolg, ihre immer heißer werdende Liebe zur Kunst hatten endlich ihren Vater ausgezöhnt.

Fritz Eberhard hatte sich, einem Wunsche seiner Mutter

folgend, nachdem er die medizinische Doktorwürde erlangt und sein Staatsexamen abgelegt hatte, als praktischer Arzt in der Heimat niedergelassen. Raslos, unermüdetlich übte er seine Landpraxis aus; aber bei aller Geschicklichkeit fehlte ihm in seinem Berufe doch die rechte Herzensfreudigkeit. Es lastete auf seiner Seele eine quälende Erinnerung. Er mied die geselligen Kreise, und doch wurden ihm die Mauern seiner Wohnung zu eng, und bald zog das Gefühl völliger Vereinsamung in ihn, in den in seinen besten Jahren lebenden jungen Mann, als seine Mutter aus dem Leben schied. Jetzt gedachte er wieder lebendiger denn je jener, welche er nie hatte vergessen können, welche der Glanz seiner Jugendjahre gewesen und nach welcher er sich jetzt so unersättlich sehnte. Wer vermag es zu sagen, was alles an Träumen und Empfindungen die Seele bewegt, wenn jene Stimmung sich über sie lagert, deren Inhalt man in das Wort „Sehnsucht“ zusammenfaßt. Ein Verlangen nach ein wenig Erdenglück, gepaart mit der Erinnerung an selbige Stunden und an Enttäuschungen.

Doktor Fritz Eberhard sehnte sich nach jenen Stunden zurück, wo er mit Elisabeth gelacht und Freundschaftsgefühle ausgetauscht hatte. Er suchte heimlich den älter und dichter gewordenen Schlehdornbusch wieder auf; er brach ein Zweiglein davon, aber Elisabeth selbst war nicht mehr zu sehen. Sie war, wie er selbst einst, in die Welt hinausgezogen und hatte seiner vielleicht längst vergessen.

Wenn er dann in seine öde und einsame Wohnung zurückkehrte, um die herum es zwar im Frühling und Sommer blühte und duftete, im Winter aber fußhoher Schnee lag, dann nagten Kummer, Verdruß und Neuse an seinem Herzen, und er zürnte seiner toten Mutter, welche in ihrem Bestreben, ihn glücklich zu machen, ihn ins Unglück und zur Vereinsamung gebracht hatte.

Eben hatte sich Doktor Eberhard nach seiner Rückkehr von einem Krankenbesuche in den Lehnstuhl geworfen und die große Berliner Zeitung, die seit Jahren die Vektüre seiner Mutter und seines Vaters schon gewesen war, in die Hand genommen, als sein Blick auf eine Theaterkritik fiel, welche Elisabeth Wagner vorzugsweise zum Gegenstande hatte und ihrer Kunst das höchste Lob spendete. Die junge Künstlerin, so hieß es weiter in dem Berichte, habe sich durch ihr feinespielvolles Spiel, durch ihr liebenswürdiges Auftreten, durch ihren Fleiß und ihr Streben die Sym-

pathien aller Kreise der Residenz gewonnen; sie berechtige noch zu den höchsten Erwartungen. Zur Freude des Berliner Publikums, so schloß der kleine Aufsatz, könne die Mitteilung gemacht werden, daß Elisabeth Wagner der Oper erhalten bliebe, da sie die Hand eines Freiherrn ausgeschlagen habe.

Doktor Eberhard las den Bericht zwei-, dreimal durch. Tausend Empfindungen durchwogten seinen Busen; er hätte jubeln und weinen mögen, aber er versank in ein tiefes Brüten.

Endlich stand er auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Er wollte, er mußte Elisabeth wiedersehen, sie noch einmal sprechen, und wäre es auch nur, um für sich und seine Mutter Verzeihung von ihr zu erbitten.

Unter dem Vorwande, die medizinischen Ferienkurse zu seiner weiteren Ausbildung in Berlin besuchen zu wollen, gewann er einen Stellvertreter für die Zeit seiner Abwesenheit und reiste dann nach der Hauptstadt ab.

Welche Empfindungen bestürmten ihn, als er an seinem Ziele anlangte! Er durchblätterte den Wohnungsanzeiger und die Zeitungen. Da stand ihr Name: Elisabeth Wagner, Hohenzollernstraße, und hier verkündete der Theaterzettel ihren Auftritt als „Mignon“ am selbigen Abend.

Schnell war Doktor Eberhard entschlossen. Er erstand ein Billet für das Opernhaus, kleidete sich um und zwei Stunden später stand er vor der Halle des ehrwürdigen Menschhauses, in welches die Menschen schon in dichten Scharen strömten.

Still, sinnend ließ er sich auf seinem Platze nieder. Als aber die Ouvertüre ihren Anfang nahm und der Vorhang in die Höhe ging, da schlug sein Herz hörbar und seine Pulse flogen.

Der erste Akt beginnt. Jetzt zieht Jarno, der Führer der Zigeunerbande, Mignon aus dem Planwagen mit Gewalt hervor. Himmel. Es war Elisabeth! Doktor Eberhard zitterte. Jetzt weigert sich Mignon zu tanzen, und als Jarno sie mit der Peitsche dazu zwingen will und von Wilhelm Meister zurückgeworfen wird, da entfährt Doktor Eberhard unbewußt und unwillkürlich ein gepreßter Laut. Er will aufstehen; er ballt die Faust, die Nachbarn schauen zu ihm hin; er gewinnt seine Selbstbeherrschung wieder. Nachdem dann Laertes Mignon von den Zigeunern

freigekauft und sie mit ihrer goldenreinen Stimme das Lied: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,“ unter stürmischem Beifall des Publikums gesungen hat, da konnte Doktor Eberhard sich nicht mehr bezwingen. Tränen lösten sich unter seinen Wimpern und rollten die Wangen herunter, und bis in die innersten Tiefen seines Herzens gepackt und erschüttert, verließ er seinen Sitz und das Opernhaus.

Am nächsten Tage — zur Besuchszeit — klingelte ein Herr zaghaft an der Korridorüre in dem ersten Stockwerk des mit einem Biergarten umgebenen Hauses in der Hohenzollernstraße. Es war Doktor Fritz Eberhard. Seine Farbe wechselte, als er der sich nähernden älteren Dienerin seine Karte abgab und Fräulein Elisabeth Wagner zu sprechen begehrte. Die Dienerin machte eine abwehrende Bewegung; aber ihrer Pflicht getreu, ging sie dennoch zu ihrer Herrin und übergab ihr die Karte. Elisabeth war gerade beschäftigt, eine neue Rolle unter eigener Begleitung auf ihrem Flügel einzuüben, als sie die Karte empfing und las. Kein Ereignis hätte sie jäher treffen können, als dieser unerwartete Besuch. Sie verlor ihre Fassung. Schreck und wieder Freude malten sich auf ihrem Antlitze ab, sie sprang auf, ging in dem Zimmer auf und ab und konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Endlich beruhigte sie sich. Alle Umstände abwägend, befahl sie ihrer Dienerin, den Herrn eintreten zu lassen. Tausend Erinnerungen tauchten in ihr auf, sie konnte den Bewußten ihrer Jugend nicht abweisen.

Da, im nächsten Augenblicke stand Doktor Eberhard vor ihr — stumm, sprachlos, wie verleinert.



Leichtverwundete kommen in Sjeradz an.

Sie war so schön, so wunderschön geworden!
Wo Worte versagen, da spricht das Herz lauter. Das flüchtete Elisabeth und sie zog den Freund, den Genossen ihrer Jugendzeit aus dem umfriedeten Dörfchen, den sie auch in all ihrem äußeren Glanze nie vergessen hatte, sanft zu sich nieder.
Und die Sonne des Frühlings ging über beiden wieder auf, und sie verstanden, begriffen und liebten sich, als hätte nie eine Schranke sie getrennt.

Wie dem Wanderer wohl wird, wenn er aus dürrer, unwirthbarer Heide in lachende, blühende Fluren tritt, über welche die Göttin der Früchte ihr reiches Füllhorn ausgegossen hat, und wo in jeder Furche dem emsigen Landmann die Hoffnung einer gesegneten Ernte die Stirn erheitert, so belebten die frohesten Empfindungen eine junge Dame, als sie ihre Heimaterde wieder betrat, nachdem sie in der Ferne allem Glanze der Zukunft entsagt und ihren Frieden in dem stillen Traum der Jugend wiedergefunden hatte.

Jetzt sprang sie hurtig wie ein Reh aus dem Wagen. Zwei Herren, ein älterer mit langen schneeweißen Locken, und ein jüngerer, dessen Augen glücklich glänzten, empfingen sie und umarmten und küßten sie und geleiteten sie des Weges. Es waren der alte Kantor Wagner und Doktor Eberhard.

„Gütiger, wie Elisabeth jubelte!
Da lag das freundliche Haus mit dem roten Ziegeldache, in blühende Bäume eingebettet, wie ein geheimnisvoller Zauberthier.“

Um die Niederheden summten emsig die Bienen, die blanken Fenster waren geöffnet, und der Frühling sang mit warmen Tönen der Erde Feierlied hinein.

Lieblid und traulich war es, auf der Holzbank vor dem Hause zu sitzen, wie Elisabeth so oft getan; doch noch schöner am sanft abfallenden Waldehang, lang in das Gras gestreckt, den flüsternden Winden, den unten murmelnden Wellen und dem rauschenden Uferschiff darüber zuzuhören und durch der Bäume schwankende Wipfel des Himmels freundliches Blau zu beschauen!

Ein Blühen und Schwellen ringsumher, ein Wehen, Süß und Süß, ging durch die Welt, wie holdes Ahnen in verschwiegener Brust. Die Vögel sangen wie berauscht in den Zweigen, und es duftete und klang und liebte und lachte in dem blühenden Hag, unter dem wolkenlosen Aether, als wäre des Glückes kein Ende.

Es war ein Tag, so hold und schön, daß man nicht wußte, ob man weinen oder lachen sollte. Und drei glückliche Menschen betraten die Schwelle des Hauses und lagen sich lange, lange in den Armen.

Doktor Fritz Eberhards Vermählung mit Elisabeth fand im Wonnemonat statt.

Sie bezogen das alte Schloß, welches um- und ausgebaut war. Und der alte Kantor zog zu ihnen, nachdem er an dem Hochzeitstage in den Ruhestand getreten war, und Doktor Eberhard war nicht mehr einsam und verlassen. Eine Nachtigall, seine Elisabeth, sang um ihn, und er führte sie so gern hinein in seine Welt und seinen Garten.

Und als sie diesen zum ersten Male betreten, da jubilierte und irrte es in den Gebüsch; Ton reichte sich an Ton und Melodie an Melodie, und dabei duftete die Friederblüte. Und Rothorn und Rose verströmten voll Liebesbrunn die Knospen zu sprengen. Der muntere Star in seinem sauber gepuderten Köchlein ließ in jeder Ungebundenheit und genialer Fertigkeit die verschiedenen Weisen durcheinander klingen. Und die bunten Buchstaben auf den schmalen Zweigen der Linden sangen ihr frisches Liebchen in vielfacher Modulation, und ein junges Vogelwärchen kam zutraulich bis an die Bank, um Prokrumen aufzuspeien, wo sich zwei glückliche Menschentinder eben niederließen und in die Augen schauten. Und zum Graße und als Hochzeitsangebinde

erlangen um Doktor Eberhard und Elisabeth die verschiedenen „Schläge“; der Brautpaar, der Reiterpfeiff und der Beisingesang, während die Weisen ihr langes „F“ hören ließen und dabei unausgesetzt bei der Arbeit Räumchen und Käferchen vertilgten. Im Hintergrunde aus dem Geseugebüsch schallte dazwischen wieder das naturwüchsig Liedchen des Zeigens herüber, und aus den vorgelagerten Weisen mischte die Rohrhammer ihre freischwebenden Klängen in das Konzert.

Dann aber wurde es still. In einem Busche neben der Bank zog die Nachtigall in langgedehnten Noten tief aus der Brust den Wohlklang ihrer Klagen; immer verlangender, immer voller, immer inniger ward ihr feuriger Ruf, bis sie plötzlich in siegeschmetternden Schlägen aufloderte und das hohe Lied der Liebe anstimmte, und in melodischen Seufzern verblühte, um alsbald von neuem und in neuen Tönen den schwärmerischen, tief jede menschliche Seele erfassenden Hymnus zu beginnen. Das waren nicht einzelne melodische Akkorde, wie bei den übrigen Sängern. Das war eine gegliederte strophische Ordnung, die zu immer neuen harmonischen Gebilden variiert wurde, während die Sonne das Laub der alten Baumreihen mit goldigen Strahlen durchbrach. Elisabeths Hände ruhten noch in denen ihres Mannes.

„Siehst du, mein Schatz,“ sagte er jetzt zu der Lauschenden und Traumenden, „dieses Konzert gilt dir; die Vögelin freuen sich, daß sie dich wieder in ihrer Mitte haben, denn du bist die Königin der Nachtigallen und aller gefiederten Sänger.“

Und Elisabeth atmete beglückt auf und von ihren Lippen ertönte das Wort:

„Von meinem Glück der schönste Traum.“



Oefen für die Schützengräber.

schert haben sollte, diesem Mangel für die Zukunft abzuwehren. Das kann nur geschehen, wenn wir in dem uns aufgezwungenen Kampfe ganze Arbeit machen und nicht schwachmütig oder aus falschem, unangebrachten Ekelmitleid vorzeitig aufhören, wenn es etwa dem ermatteten Gegner behagt. Das wäre eine unverzeihliche Verübelung an uns und der ganzen Menschheit, da dann auch die Gefahr eines nicht allzufernem neuen Krieges geschaffen würde, der wieder unsägliches Leid brächte. Um dieses zu vermeiden, müssen wir durch die Friedensbedingungen aus diesem Weltkampfe möglichst gestärkt und unsere Gegner möglichst geschwächt hervorgehen.

Jetzt schon müssen wir uns ein solch klares, festes Ziel unverrückbar vor Augen stellen, da es den Willen zum Siege, den wir alle haben, machtvoller gestalten kann und wird. Der Mensch wächst ja doch in seiner Leistungsfähigkeit mit der Größe und Erhabenheit seiner Aufgaben! Es war unsagbar traurig, daß in der Zeit der Befreiungskriege den herrlichen Waffentaten in so mancher Hinsicht ein ödes, verderbliches Handeln und Denken der Diplomaten und Bureaucraten nachfolgte. Rechtzeitig müssen wir uns mit einem Geist und Willen erfüllen, der dem neuen Freiheitskampfe, den wir kämpfen, nach jeder Richtung einen vollen Erfolg verbürgt, der keine getäuschten Hoffnungen aufkommen läßt.

Lito von Pfister



Unser Ziel.

Am deutschen Wesen soll noch einmal die Welt genesen!

Um dieses hehre Ziel zu erreichen, ist es geboten, daß wir dieses deutsche Wesen nicht nur in unserer Innern, sondern auch nach außen so fest und weit, wie nur irgend möglich, schützen und ausdehnen, damit es unsern Widersachern für immer vererbt wird, sich an uns und unserer Art zu vergreifen.

Sache vor allem unserer leitenden Kreise ist es, wenn Gott unseren Waffen den endgültigen, restlosen Sieg besichert haben sollte, diesem Mangel für die Zukunft abzuwehren.

Das kann nur geschehen, wenn wir in dem uns aufgezwungenen Kampfe ganze Arbeit machen und nicht schwachmütig oder aus falschem, unangebrachten Ekelmitleid vorzeitig aufhören, wenn es etwa dem ermatteten Gegner behagt. Das wäre eine unverzeihliche Verübelung an uns und der ganzen Menschheit, da dann auch die Gefahr eines nicht allzufernem neuen Krieges geschaffen würde, der wieder unsägliches Leid brächte. Um dieses zu vermeiden, müssen wir durch die Friedensbedingungen aus diesem Weltkampfe möglichst gestärkt und unsere Gegner möglichst geschwächt hervorgehen.

Jetzt schon müssen wir uns ein solch klares, festes Ziel unverrückbar vor Augen stellen, da es den Willen zum Siege, den wir alle haben, machtvoller gestalten kann und wird. Der Mensch wächst ja doch in seiner Leistungsfähigkeit mit der Größe und Erhabenheit seiner Aufgaben! Es war unsagbar traurig, daß in der Zeit der Befreiungskriege den herrlichen Waffentaten in so mancher Hinsicht ein ödes, verderbliches Handeln und Denken der Diplomaten und Bureaucraten nachfolgte. Rechtzeitig müssen wir uns mit einem Geist und Willen erfüllen, der dem neuen Freiheitskampfe, den wir kämpfen, nach jeder Richtung einen vollen Erfolg verbürgt, der keine getäuschten Hoffnungen aufkommen läßt.

Lito von Pfister

Menschenkenntnis.

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

Man sagt, der erste Eindruck, den man von einem Fremden erhält, ist bleibend. Das ist nicht immer der Fall. Wohl sagt uns ein inneres Gefühl im ersten Augenblick des Sehens: „Das ist ein Mensch, mit dem du umgehen möchtest“ oder „mit dem möchte ich nichts zu tun haben.“ Sehr oft kommt es auch vor, daß wir



Beobachtungsposten am Fernsprecher.

Menschen, die uns zuerst mißfallen, nachher lieb gewinnen. Wer viel in der Welt herumkommt, lernt die Menschen kennen und eignet sich mit der Zeit eine Menschenkenntnis an, die bei manchen Menschen so ausgeprägt ist, daß sie sich selten irren. Andere bringen es in dieser Kunst nicht weit, immer sind sie die Betrogenen und heutzend sprechen sie: „Ja, wenn ich wüßte, was ich jetzt weiß.“ Man muß die Menschen verstehen lernen, und das können wir am besten, wenn wir uns in des anderen Lage zu versetzen suchen. Dann wird uns plötzlich vieles klar, was uns vorher ein Buch mit sieben Siegeln war, und wir lernen die Bedeutung des Wortes anerkennen: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen.“ Bei diesem Verstehen anderer muß man sein eigenes Ich bekämpfen und ruhig und besonnen vorgehen. Ein aufgeregter Mensch sieht nicht klar und zieht falsche Schlüsse.

Man sagt, die Welt ist ein Zammertal, aber es sind die Menschen, die es dazu machen. Wenn man zusieht, wieviel Unheil daraus entsteht, wenn Menschen und gar solche, die zusammen leben müssen, sich nicht verstehen, so muß man sich wundern, daß nicht die Klugheit allein dazu treibt. Es liegt fast einzig und allein am Willen, denn wo der gute Wille da ist, da wird sich auch das Können einstellen.

Niemand soll seine Eigenart aufgeben und ein willenloser Jasprecher werden, der nie seine Meinung äußert. Widersprüche werden stets unvermeidlich sein, aber die häßlichen Konflikte, die aufregen und verbittern, können vermieden werden, weil es sich lediglich um Mangel an Menschenkenntnis handelt, die sich jeder mit gutem Willen erringen kann. Der Schillerische Vers ist hier angebracht: „Willst du die anderen verstehen, so bild' in dein eigenes Herz.“

Einst geschieht's . . .

Von Emanuel Geibel.

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volkes der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn zum Bündnis West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

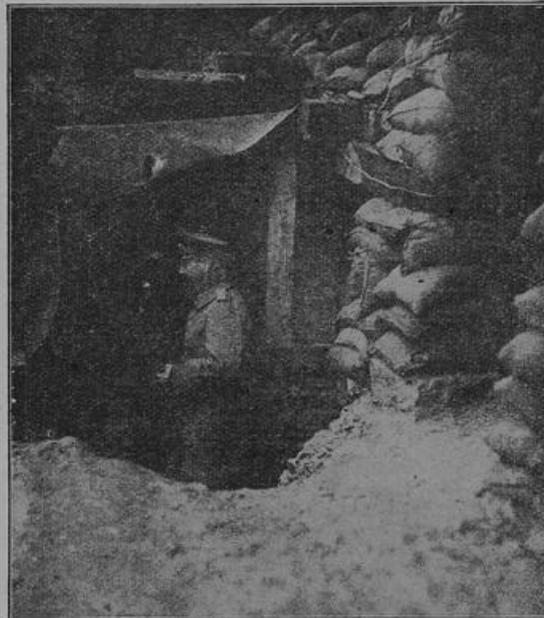
Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassend.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren;
Taten wird zu dieser Frist,
Selben dir die Not gebären.

Bis du wieder stark wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor,
Lütrungsblut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kais'raar des deutschen Landes!

Geibel, der am 6. April 1884 gestorben ist, erweist sich in diesem Gedicht als wahrhaftiger Seher. Das Lied hätte 1914 gebichtet sein können.



Am Fernsprecher eines Unterhandes

Unsere Bilder.

Defen für die Schützengräben. In dem Stellungskampf, besonders auf dem westlichen Kriegsschauplatz, haben die eisernen Defen für die Erdhöhlen und Unterstände eine große Rolle gespielt und von der Militärverwaltung wird für die Erwärmung der Schützengräben sehr viel Sorge getragen. Wir sehen hier einige Soldaten beim Transport der Defen und Ofenrohre.

Die Heerstraße im Kaukasus. Die Schwierigkeiten der Kämpfe im Kaukasus. Unser Bild zeigt einen Teil der bekannten Grusinischen Heerstraße, die sich in Serpentinaen an den zerklüfteten Felsengebirgen hinaufwindet und desgleichen an der anderen Seite wieder abwärts führt. Der Bau dieser Heerstraße hat ungeheuer viel Geld gekostet und ist jetzt zum größten Teil der einzige Verbindungsweg für die Transporte.



Ernst und Scherz.



Sprüche.

Von Herzen glücklich zu sein im Kleinen,
Will mir fürwahr als ein Großes erscheinen.

Man weiß niemals, warum die Liebe
kommt, aber man glaubt immer zu wissen,
warum sie erlischt.

Wie die serbische Regierung in Nisch
wohnt. Im „Corriere della Sera“ entwirft
Arnaldo Fraccaroli eine Schilderung der
primitiven Verhältnisse im Innern des
serbischen Regierungsgebäudes in Nisch, in
dem buchstäblich jeder Winkel vom Speicher
bis zum Keller ausgenutzt ist. In dem
großen Gebäude, das aber für die vielen
Menschen, denen es Unterkunft gewähren
soll, viel zu klein ist, herrscht eine un-

gebrochene Bewegung, ein unaufhör-
liches Kommen und Gehen, weil jeder
Fremde, der in Nisch eintrifft, sich dort zu
melden hat, um ein Verhör zu bestehen.
„In den Gängen, neben den Bänken, auf
denen die Wartenden zu sitzen pflegen, sind
stehende Klüden für die Soldatenposten
und die Diener errichtet, und in allen Win-
keln liegen gerollte Matratzen oder Dedden,
aus denen zur Nachtzeit Schlafstellen ge-
macht werden können. Wenn Essenszeit ist,
wird in den Gängen auf Kohlenfeuer ge-
kocht, und der scharfe Geruch der aller-
bescheidensten Speisen ist trotz ständiger
Lüftung aus dem Gebäude nicht zu ver-
treiben. Nachts werden die Korridore zu
Schlafstuben, und so hart es sich auch trotz
der Matratzen auf dem Steinboden liegen
mag, so preisen sich doch diejenigen, die
dort ihr Lager haben, vor denen glücklich,
die auf den Treppenstufen liegen oder
lauern müssen, wie es gerade der Platz er-
laubt. Im Innern der Zimmer, die von
den Ministern und sämtlichen Staats-
beamten bewohnt werden, ist es nicht viel
anders als draußen. Neben jedem Schreib-
tisch der Minister steht eine armelige Bett-
stelle, und in jedem der übrigen Räume
des Hauses liegt wie auf den Gängen eine
zusammengerollte Matratze in der Ecke.

Zeit Monaten ist in Nisch kein Zimmer
oder etwas einem Zimmer ähnliches zu
finden, und darum muß sich auch die Re-
gierung behelfen, so gut oder so schlecht es
eben geht: Zwischen einem Kohlenfeuer,
das nur in den seltensten Fällen die Zimmer
wirklich zu erwärmen vermag, einem Koch-
topf und einem Bett oder einer gerollten
Matratze werden die Staatsgeschäfte den
heutigen Serbien erledigt.“

Flammenloses Pulver? Für die mit
Maschinengewehren ausgerüsteten Luft-
schiffe bildet das Mündungsfeuer dieser
Waffen eine gewisse Gefahrenquelle, da es
Explosionen herbeiführen kann. Infolge-
dessen bemüht man sich seit geraumer Zeit,
das Mündungsfeuer unschädlich zu machen
oder zu beseitigen. Die Lösung dieser
Aufgabe soll, wie die „Technischen Monats-
hefte“ berichten, einem Florentiner Che-
miker namens Guido Zei gelungen sein.

Zeitung, die dort am Stammtisch gelesen
wird!“ — Wirt (enttäuscht): „Was, schon
zwei Stund' . . . und da haben S' erst ein
einziges Glas Bier getrunken?“

Die kleine Patriotin. „Ich möchte für
zehn Pfennig Gekochtes.“ — „Was denn
für eins?“ — „Was früher „englisches“
war.“

Ein Bedauernswerter. Fremder: „Zwei-
mal hast du mich beim Rasieren geschneit
— du bist wohl noch ein Anfänger?“ —
Barbierlehrling (vertraulich): „Ja, aber
nichts verraten — im Nebenzimmer sitzt
einer, der will sogar 'n Bahn gezogen
haben!“

Schlagfertig. Hausfrau (zur Köchin):
„Hier ist ein Feldpostbrief für Sie, Minna!“
— Minna (schlagfertig wie immer): „Ach,
von mein'r Cousine!“

**Briefsendungen aus Deutschland nach
Belgien und umgekehrt** durften bisher nur



Hindenburgs tägliche Post.

Er soll kürzlich einer italienischen Militär-
kommission ein neues Pulver vorgeführt
haben, das ganz ohne Flamme brennt, bei
der Detonation nicht aufblüht und auch
keinen Rauch entwickelt. Es wäre also für
Luftschiff-Feuerwaffen hervorragend ge-
eignet, natürlich aber auch sonst von Wert,
da die Verwendung flammenlosen Pulvers
im Infanterie- und Artilleriegefecht dem
Feinde die Feuerlinie durchaus verbergen
und ihm das Einschleichen zur Unmöglichkeit
machen würde. Die ballistischen Eigen-
schaften des neuen Treibmittels werden
als gut bezeichnet, auch soll es das Rohr-
material nicht so angreifen wie die modernen
Nitratpulver. Man wird jedoch gut tun,
zunächst nähere Mitteilungen über das
Wunderpulver abzuwarten.

Summarisch. der Theaterdiener bringt
dem Direktor die Nachricht, daß die Trä-
gerin der Hauptrolle nicht auftreten könne,
mit folgenden Worten: „Sie sagt, der Hut
steht ihr nicht, das Kostüm sieht ihr nicht und
die Rolle liegt ihr nicht!“

Unangenehm. Ell: „Aus Ausland müs-
sen jetzt die Briefe offen ausgegeben wer-
den.“ — Nelli: „Liebesbriefe auch?“

Seingezahlt. Gast (ungebuldig): „Seit
zwei Stunden warte ich nun schon auf die

in deutscher oder französischer Sprache ab-
gefaßt werden. Fortan ist für diesen Brief-
verkehr auch die Anwendung der slawischen
Sprache gestattet.

Zeitbild. „Nanu, Ede, du gießt ja
Wasser in deinen Kornschnaps?“ — „Ja,
Mensch, ich strede eben unsere Kornvorräte.“

Hindenburgspenden. Die Gabe der
deutschen Städte an Hindenburg: 50 000
Pelze. Die Spende Hindenburgs an die
deutschen Städte 1 Pelz — der des russischen
Bären.

Rästel.

Der Krebs ist schwarz im Leben
Und nach dem Tode rot,
Doch ich bin rot im Leben
Und schwarz nach meinem Tod:
Dah' keiner mich berühre,
Schlimm wird es ihm gedeih'n,
Ob keinen Zahn ich führe,
Doch tüchtig beiß' ich drein.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Bahn, Nahn, Zahn.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Befehl vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Reiten, Breiteney (Münch). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fiedel & Kornen, Essen (Münch).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 13

Sonntag, den 28. März

1915

Der Reichsbaumeister Bismarck.

Zur 100sten Wiederkehr seines Geburtstages (1. April).

Von Aurel von Jüchen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Jahrhundert verfloß, seitdem in der „Vossischen Zeitung“ in Berlin der Welt ein junger Mitbürger vorgestellt wurde unter Verbitung des Glückwunsches, als wollte schon diese Geburtsanzeige die Verachtung der Phrase und das fählerne Selbstbewußtsein in dem späteren Manne andeuten, unter dessen sporenlirrenden, wüchtig auftretenden Klaffertiefeln die Weltbühne erzittern sollte. Diese Geburtsanzeige in Nr. 45 der „Vossischen Zeitung“ vom 11. April 1815 lautet:

Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbitung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815.

Ferdinand von Bismarck.

Die erste Kindheit verbrachte der kleine Otto auf den väterlichen Gütern Schönhausen und Niephof und zog dort mit dem kräftigen Hauch von Wald und Feld die Liebe zur Natur, die Neigung zum Landleben ein, die ihn von Jugend auf durch alle Lebensabschnitte begleiteten und ihm, wie einst dem römischen Staatsmann Cincinnatus später inmitten einer aufreibenden Tätigkeit oft Ruhe und Erquickung gewährten. Schon mit 6 Jahren kam er aus der liebevollen Fürsorge des Elternhauses hinaus nach Berlin, zunächst in die Plamannsche Erziehungsanstalt, dann mit Beginn seines dreizehnten Lebensjahres auf das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und schließlich in die Prima des Gymnasiums zum Grauen Kloster. Schon in der Anstalt des Professors Plamann behauptete der junge Bismarck unter seinen Mitschülern eine angesehene Stellung. Als die Knaben im Unterricht von den Kämpfen der Griechen vor Troja vernahmen und einander im Spiel die Rollen der alten Krieger zuteilten, erhielt der junge Otto von Bismarck den Namen des Ajax, des gerade dreinfahrenden, unerschrockenen Helden

Schon der Knabe legte manche Proben von Mut und Kaltblütigkeit ab, so beim Schwimmen. Die Zöglinge der Anstalt wurden zum Baden nach dem

„Schafgraben“ geführt, und wehe dem, der nicht freiwillig ins Wasser ging! Der Lehrer besetzte solchen Jaghaften den an der Anstalt geltenden, ziemlich rauhen Erziehungsgrundsätzen gemäß, kopfüber in das nasse Element zu stoßen, und die Mitschüler hatten die Erlaubnis, ihn, nachdem er emporgetommen, mehrmals unterzutauchen, damit die Wassersehe gründlich gebeißt würde. Als Jung-Bismarck seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte, hatte sich unter den Mitschülern geradezu eine Verschwörung gegen den Neuling gebildet, und es war beschlossen, ihn besonders tüchtig zu verarbeiten, aber wie groß war die Verwunderung, als der kleine Bismarck mit Selbstverständlichkeit sich in den Graben stürzte, untertauchte und am fenseitigen Ufer wieder hervortam. Wenn auch nicht jeder, der als Knabe sich als kühner Taucher zeigt, darum ein Bismarck wird, so kann man doch kaum der Versuchung widerstehen, hier das spätere Mannesalter in der Knospe zu erkennen, denn wie oft hat später Bismarck in ähnlicher Weise vor Waqnissen gestanden, sich kaltblütig hineingestürzt und sie zur Bewunderung seiner Feinde glatt überunden!

Als der Siebzehnjährige auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster die Abgangsprüfung bestand, war er zwar kein Wunderkind, aber er besaß doch eine ausreichende Grundlage für das nunmehr zu beginnende Studium. Am 10. Mai 1832 ließ Bismarck sich als ein Student der Rechtsgelehrsamkeit in die Listen der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Universität in Göttingen eintragen. Den Namen Marx vertauschte er hier mit dem des unverwundbaren Achilles, denn, wie er später im Nebekampf das flammende Schwert des Wortes meisterlich führte, so sicher und wüchtig schwang er auf der studentischen Menfur das Radier. Daß er seine Zeit



leus, denn, wie er später im Nebekampf das flammende Schwert des Wortes meisterlich führte, so sicher und wüchtig schwang er auf der studentischen Menfur das Radier. Daß er seine Zeit

einzig mit Trinkgelagen und Menajuren verbracht habe, ist natürlich eine Übertreibung, im Gegenteil ging er in dem Besich von Vorlesungen über den Rahmen seines eigentlichen Faches hinaus, aber daneben trank er mit dürftigen Bügen an dem Jungbrunnen deutscher Studentenlust. Die Göttinger Studentenzeit mit ihrer Bierreise durch Thüringen blieb für den Kanzler zeitlebens ein Glanzpunkt der Erinnerung, und noch als Greis ließ er in seinen Tischgesprächen manchmal Loblieder auf Göttingen in Prosa erklingen, ähnlich wie Viktor von Scheffel sie auf „Alt-Heidelberg, du seine“ in Poesie gesungen hat. „Zawohl, alle 70 Sorten damals gewissenhaft durchprobiert,“ sagte der Fürst einmal, wie Bismard in seinem Werk „Bismard und die Parlamentarier“ erzählt, „aber ich habe was gelernt in meinem langen Leben, im Trinken wie in der Wirtschaftspolitik. Ich habe mich früher dem herrschenden Geschmack anbequemt; als Fuchs machte ich's, wie unser Senior, als Minister ließ ich mich von Delbrück und Kamphausen ans Dündel nehmen; aber jetzt habe ich mich emanzipiert hier wie dort. Im Getränk wie in der Nationalökonomie muß der alte Schlenkrian aufhören, wir brauchen für unser erschlafltes Geschlecht energische Mittel.“

Die ersten Kämpfe.

Im Jahre 1840 war Friedrich Wilhelm III. zur Ruhe eingegangen, der letzte Vertreter des patriarchalischen Königtums, ein pflichtgetreuer Hausvater, der die große Familie seiner Untertanen in hergebrachter Weise betreute. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm IV. wurde mit den weitestgehenden Zukunftshoffnungen begrüßt, aber selten ist die Krone einem Fürsten so sehr zur Dornenkrone geworden. Die im Schoße der Zeit schlummernden Frühlingstürme forderten einen ganzen Mann, und wenn auch das Herz des Königs von hohen Idealen erfüllt, seine Phantasie von königlichen Gedanken befruchtet war, so fehlten ihm doch der klare Blick für die Tatsachen und die eiserne Festigkeit, die gerade seine Zeit erforderten. Man hoffte von ihm, daß er das Versprechen seines Vaters erfüllen und dem mündig gewordenen Volk eine reichsständische Verfassung erteilen würde, der König traf zögernd und schwankend halbe Maßregeln. So kam das tolle Jahr 1848, die Februarrevolution setzte in Frankreich König Louis Philipp vom Thron, und ein unheiliges Mißverständnis entsetzte auch in Berlin die revolutionären Leidenschaften. Aus allen Schichten der Gesellschaft brach die Flut der Forderungen mit Ungeheuer hervor, die gemäßigten bürgerlichen Elemente verlangten die Herstellung der nationalen Einheit, die Ungemäßigten forderten Freiheit und Gleichheit aller Stände, Abschaffung der Steuern, Beseitigung des Kriegsdienstes, viele träumten von einer Zukunft, in der sich für jeden Deutschen erfüllen sollte, was Schillers Räuberjüngling ausspricht:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,

mir ohne die weniger verlockende Beigabe des Nachtquartiers im Walde. Der Sturm endete mit einem vollen Sieg der Reaktion; zwischen Fürst und Volk aber drängte sich das Gespenst

der Zwietracht, das aus dem Pulverrauch der Barrikaden sich zusammengeballt hatte. — Bismard hatte inzwischen bei den Gardejägern gedient, war dann in der Justizverwaltung beschäftigt, entzog sich aber schnell wieder der Beamtenlaufbahn, um als Gutsherr von Niephof und später von Schönhausen Deichhauptmann und der „tolle“ Bismard zu werden. Kniephof soll damals in Hinterpomern Kniephof geheßen haben, tatsächlich hat die Überfälle von Kraft damals noch manche burschifolte Tat gezeugt, zugleich aber auch Bismard zu ausgebehten Studien getrieben, denen seine erstaunlichen Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten entsprangen. In dem politischen Streit um die Verfassung nahm Bismard als Abgeordneter von Westphalland im vereinigten Landtag von 1849 und im Erfurter Parlament teil und verfocht hier das preussische Königtum und die altpreussischen Überlieferungen schroffer und schärfer als irgend einer seiner Parteigenossen. Mit trotziger Herausforderung wachte er auf den Adel und machte sich anheißig, den Spottnamen Junker zu Ehren zu bringen. Der Abgeordnete d'Escher versprach ihm damals, daß er nicht mit einem plebejischen Strid, sondern mit einer seidenen Schur gekentt werden solle, und der Abgeordnete Federath sagte in der Kammer unter dem Beifall der Linken mit nicht mißzuverstehender Anspielung auf Bismard: „Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten, und das große deutsche Vaterland muß auch einen verlorenen Sohn haben.“

Dieser Vergleich war recht unzutreffend, schon deshalb, weil der verlorene Sohn des biblischen Gleichnisses sein Vaterhaus verläßt, um in der Fremde sein Glück zu suchen, wogegen Bismard sich gerade in Schönhausen recht häuslich eingerichtet hatte, indem er Johanna von Puttkammer als Lebensgefährtin dort einführte. Bismards Gemüt neigte sehr zu den Freuden einer trauten Häuslichkeit, und seine Gattin mit ihrem schlichten Sinn ist ihm Freude und Stütze gewesen.“ Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat,“ äußerte Bismard sich einem Freunde gegenüber. Jedenfalls hat er in der Stille seines Hauses oft genug die Kraft gesammelt für die heißen Kämpfe, die sein Leben erfüllten, und wenn er die Bürde seiner Ämter mit männlicher Kraft bis ins Greisenalter tragen konnte, so hatte seine Gattin nicht geringen Anteil hieran, die mit zärtlicher Hand die brütenden Sorgen immer wieder von seiner Stirn zu scheuchen wußte.

Friedrich Wilhelm IV. ernannte Bismard zum Gesandten beim Frankfurter Bundestag. Wenn ein Majestät es mit mir einmal versuchen wollen, gut!“ sagte Bismard bei der Unterredung mit dem König, und als dieser ihn ob des leichten Tons dieser Worte auf die hohe Bedeutung der Stelle besonders hinwies, wiederholte er: „Ein Majestät können es ja mit mir versuchen. Geht es nicht, so kann ich ja abberufen werden.“ So trat er denn als diplomatischer Lehrling in die Frankfurter Rauberhütte ein. Hier herrichte eine verlogene, wichtigtuende Jugenderesherci, die dem offenen, zielbewußten Auftreten Bismards völlig widersprach. Wie er selbst sagte, fiel es hier wie Schuppen von seinen Augen, und er



Der junge Bismard. — Bismard als Diplomat.



• AJAX •

dem König, und als dieser ihn ob des leichten Tons dieser Worte auf die hohe Bedeutung der Stelle besonders hinwies, wiederholte er: „Ein Majestät können es ja mit mir versuchen. Geht es nicht, so kann ich ja abberufen werden.“ So trat er denn als diplomatischer Lehrling in die Frankfurter Rauberhütte ein. Hier herrichte eine verlogene, wichtigtuende Jugenderesherci, die dem offenen, zielbewußten Auftreten Bismards völlig widersprach. Wie er selbst sagte, fiel es hier wie Schuppen von seinen Augen, und er

erkannte, daß er sich in einer Rönteschmiede befand, und daß die Tätigkeit des Bundestags nicht viel mehr war, als geschäftiger Müßiggang. Mit derbem Spott berichtet er hierüber: so heißt es in einem seiner Briefe nach Hause: „Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser toben, aber eine solche nüchterne, einfache Wasserkurve, in der auch nicht ein einziges Fetttage schwimmt, überreicht mich. Schickt den Schulze K oder Herrn kg aus dem Chauffeehaufe her; wenn sie gewaschen und gefämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen.“ Immerhin hat Bismarck in der Hauberschmiede des Frankfurter Bundestags die eisenharte Festigkeit gewonnen, die ihn zu den gewaltigen Taten seines Lebens befähigten. —

Des Königs Mann.

An die Stelle Friedrich Wilhelm IV., der von einem hoffnungslosen Gehirnteiden befallen wurde, trat wieder ein echter Hohenzoller voll männlichen Wollens, Wilhelm der Regent. Er löste Bismarck von seinem 7 Jahre lang bekleideten Frankfurter Posten als Gesandten nach Petersburg, dann, nachdem er als König Wilhelm I. den Thron bestiegen, 1862 nach Paris.

Mit Napoleon III., der, wie man damals glaubte, einer Spinne gleich ganz Europa mit den Fäden ungeründlicher Staatsweisheit umspinnen halten sollte, traf Bismarck im Seebad Biarritz zusammen. König Wilhelm zögerte lange, den Mann, dessen Rat er zwar in so vielen Fällen erprobt hatte, dem aber das Volk gar keine Sympathien entgegenbrachte, als Minister zu berufen; im September 1862 jedoch faßte er auf Betreiben Noons jenen Entschluß, der für die Geschichte Deutschlands maßgebend geworden ist, er machte Bismarck zum Ministerpräsidenten. Sein Name schon brachte die Fortschrittler in Harnisch, denn niemand ahnte, wie sehr der Junker sich inzwischen gewandelt hatte. Halb mit spöttischem Behagen, halb mit heimlich grollender Furcht hörte man die großen Worte, die der Minister wie etwas Selbstverständliches hinwarf, daß nicht Reden und Mehrheitsbeschlüsse die Fragen der Zeit entscheiden würden, sondern Eisen und Blut. Es gehörte eine starke Natur dazu, um die Atlaslast von Haß und Verantwortung auf sich zu nehmen, aber Bismarck tat es mit dem unerschütterlichen Mut der Überzeugung und der Verachtung der Gefahr, mit der der Krieger sein Leben für König und Vaterland einsetzt. Ohne gelesliche Bewilligung der Staatsausgaben führte Bismarck vor allem die Heeresumformung durch und steuerte das Schiff der budgetlosen Regierung durch die stürmischen Wogen der Zeit.

Trotz des gärenden Haßes im Inland wußte Bismarck dem Ausland zu zeigen, daß ein neuer Geist in Preußen herrsche. War der Staat Friedrichs des Großen bisher treulich den Spuren Osterreichs gefolgt, so machte jetzt Bismarck einmal wieder den Mut einer gesunden Selbstsucht geltend, und bald kam die Gelegenheit, zu beweisen, daß sein Wort vom Blut und Eisen keine bloße Redensart war. —

Die preußischen Kriege.

Am 18. November 1863 hatte der dänische König Christian IX. den Verfassungsentwurf unterzeichnet, durch den Schleswig, Deutschlands Schmerzenskind, den dänischen Staaten einverleibt werden sollte, gleichzeitig erklärte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg sich als rechtmäßigen Herrscher der Herzogtümer Schleswig-Holstein. Die öffentliche Meinung in Deutschland und die Gesinnung des Bundestages waren mit dem Augustenburger, der Bundestag raffte sich sogar dazu auf, die Herzogtümer besetzen zu lassen. Hätte die öffentliche Meinung gesiegt, so wäre im Norden Preußens ein neuer eiferfüchtiger Mittelstaat entstanden, wäre aber Preußen ohne Osterreich in der Sache vorgegangen, so konnte

man ihm den Vorwurf machen, in selbstfüchtiger Absicht den Vondoner Vertrag gebrochen zu haben. Dänemark wiegte sich in der Hoffnung, daß andere Mächte ihm in letzter Stunde gegen den schlaftrigen Nachbar Preußen zu Hilfe kommen würden, doch Bismarcks diplomatische Kunst sorgte dafür, daß diese Hilfe ausblieb. So wurde denn Dänemark leicht von den Verbündeten Preußen und Osterreich bezwungen und diesen beiden Schleswig-Holst in Abtragung. — Es war ein Zankapfel. — Bismarck befürwortete die Annexion der Herzogtümer, Osterreich näherte sich mißtrauisch wieder dem Augustenburger, das Wetterleuchten eines nahen Krieges zuckte schon durch den Schleier der Verhandlungen hindurch.

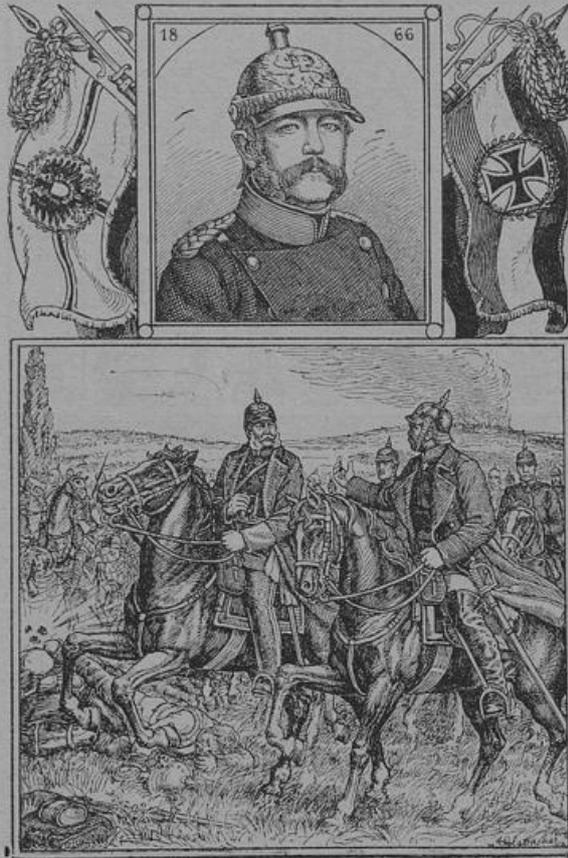
Bismarck sah den Weg klar vor Augen, der zu dem der Erlösung harrenden Deutschland führte, aber das Dornengestrüpp, das den Weg sperrte, war überdicht. Haß und Mißtrauen in Schleswig-Holstein selbst, in den übrigen deutschen Staaten, lauernde Eifersucht bei den meisten außerdeutschen Mächten, Unmut und Argwohn im eigenen Lande, eine starke Abneigung des Königs und des Hofes, die allüberlieferten freundschaftlichen Beziehungen zu Osterreich zu brechen und die Gehässigkeit eines Bruderkrieges auf sich zu laden, aber Bismarcks Wille schenkte vor keinen Dornen zurück. Mit Italien schloß er einen geheimen Vertrag, Rußland wußte er durch seine kluge Haltung in den polnischen Wirren günstig zu stimmen, und Napoleon, der zwischen den streitenden Mächten zu vermitteln und dann für seine Bemühungen bescheidenlich von beiden keine Grenzregulierungen zu verlangen gedachte, wurde durch Bismarcks überlegene Diplomatie hingehalten. Auch die Abneigung des Königs wurde schließlich durch die Überzeugung überwunden, daß die weitsehenden Pläne seines genialen Ministerpräsidenten die einzigen Mittel waren, um die Wunden des deutschen Volkes zu heilen. Bei Beginn des Krieges 1866 sang die Rheinarmee:

Das achte Armeekorps, das schlägt sich wie ein Mann,
Der Prinz Alexander, der führt uns an,
Der führt uns gerade nach Berlin hinein,
Da fangen vor allem den Bismarck wir ein.

Aber die Sache kam anders. Dank der Ausbildung, die eine lang vorausrechnende Sorge der Regierung, die ein Schlachtenmeister wie Moltke und ein Kriegsminister, wie Noon dem militärischen Geiste des Volkes und der Armee verschafft hatten, wurde in beispiellos kurzer Zeit der Sieg über Osterreich errungen. Wie ein Bild voll Kriegsposie erschauen wir den Vorgang auf dem Schlachtfeld von Königgrätz: König Wilhelm, der greise Held, der sich fast zu weit in das Gemümel der Schlacht hineingewagt,

um seine tapferen Soldaten aufzusuchen und hinter ihm die Reden-gestalt seines treuen Valallen im Kürassierrod, der über dem teuren Haupte seines Herrn wacht. — Doch auch ein Bild voll kernigen Soldatenhumors ist wert, im Gedächtnis des Volkes weiter zu leben: Die Schlacht von Königgrätz stand mehrere Stunden still, die Preußen konnten nicht vorwärts, nicht rückwärts, ein Adjutant nach dem anderen ging ab, ohne zurückzukehren, und keine Nachricht vom Herannahen des Kronprinzen wollte eintreffen. Moltke blinnte, einen Zigarrenstummel rauchend, in die Schlacht hinaus. Bismarck ritt auf ihn zu und bot ihm seine Zigarettentasche. Es waren noch 2 Zigarren darin, eine gute und eine schlechte. Moltke wählte und nahm mit sicherem Feldebervbild die gute. Bismarck fügte dieser Erzählung hinzu: „Ich habe nachher die schlechte Zigarre geraucht, aber die beste Havanna hat mir nicht so gut geschmeckt. Es war mein Trost, daß, wenn Moltke mit solcher Seelenruhe von 2 Zigarren die bessere auswählt, die Schlacht für uns nicht schlecht stehen kann.“ —

Der Krieg mit Osterreich war weniger der Schlag eines feindlichen Schwertes, das klaffende Wunden reißt, als der tauche



Kaiser Wilhelm und Bismarck.

glatte Schnitt eines Arztes, der den Kranken der Heilung halber verlegt, dann aber schnell die Wunde verbindet. Mit weiser Mäßigkeit verzichtete Bismarck auf eine Landentschädigung seitens des besiegten Feindes, den er zum Freunde zu machen gedachte und der tatsächlich unser Freund geworden ist.

Wie einst Columbus, als das ersehnte Land sich zeigte, von den Schiffsteuten jubelnd umringt wurde, die kurz vorher in ihrer Verzweiflung die Häute gegen ihn geschüttelt hatten, so wandelte sich jetzt Haß, Mißtrauen, die Weherufe des deutschen Volkes gegen Bismarck in eine jubelnde Huldigung, denn in der Ferne sah man das ersehnte Land der deutschen Einheit auftauchen. Bismarck aber bewies, daß er den jüngerlichen Hochmut der Konfliktzeit gründlich abgeschüttelt hatte, und der traurige Zwiespalt zwischen Fürst und Volk wich einem ehrlichen, freudigen Zusammenwirken. Mit den süddeutschen Staaten schloß Bismarck geheime Schutz- und Trug-Bündnisse, verschmolz die Verfassung des Zollvereins geschickt mit der Bundesverfassung, und schon ahnte man, daß dem Zollbund ein Vollbund folgen werde.

Alldeutschland gegen Frankreich.

Der Sieg bei Königgrätz war für die französische Nationalität ein Dorn im Fleisch. Der Gedanke an „Rache für Sadowa“ peinigte nicht Österreich, sondern Frankreich und erscholl schließlich in lauten Rufsen. Der Plan Napoleons, Luze mburg zu erwerben, scheiterte an Bismarcks maßvollem, aber festem Widerstand, aber der Krieg, der in der luxemburgischen Frage verhütet wurde, schwebte in der Luft, gewissenlose Schwärmer machten den nötigen Wind, daß er näher und näher schwebte. Unter dem wichtigsten Vorwand erfolgte schließlich die Kriegserklärung Napoleons; nach seiner Proklamation wurde der Krieg unternommen, „um einen dauernden Frieden herzustellen“, wie wenn jemand mit Kohle weiß färben wollte. Bismarck soll damals auf die Frage: „Was machen wir mir Frankreich?“ geantwortet haben: „Wir spielen mit ihm 66.“ In der Tat war die Antwort auf die französischen Kriegsrufe „A Berlin!“, daß die Seeressmächte aller deutschen Staaten sich wie rollender Bergesalt in Frankreich hinein ergossen und die französischen Deere zermalmten; anstatt eines lustigen Waffengangs nach Berlin sahen die Franzosen ihr eigenes Land von den sogenannten Barbarenhorden überschwemmt. Niemand von denen, die den damaligen Krieg erlebten, wird den Eindruck vergessen, daß die Weltgeschichte zum Weltgericht wurde, bis die überwältigende Kunde herüberdrang, daß Napoleon sich bei Sedan gefangen gegeben hatte. In einem armeligen Weberhäuschen saß da der glanzgewohnte Cäsar in demütiger Haltung vor Bismarck, dem kernigen Deutschen, der durch unermüdete Arbeit, durch weit vorausschauende Sorge und Kühnheit trotzige Tatkraft sein Volk aus jämmerlicher Zerrissenheit zu einmütigem Handeln und zu glorieichem Siege erweckt hatte.

Doch noch leuchtender bleibt im Andenken unseres Volkes ein anderes Bild:

In dem Prachtssalosse des Despoten Ludwigs XIV. zu Versailles, der in seiner alles Recht verhöhrenden Machtwillkür dem verachteten deutschen Reich einst Elsaß-Lothringen entriß, in dem hohen Spiegelsaal, der einst die prächtiger gleichende, orientalischeschöne Pracht des von seinem Höflingstrost als Gott beweihräucherten Sonnenkönigs gesehen hatte, reichen Deutschlands Fürsten im Kriegerkleide die deutsche Kaiserkrone einem schlichten greisen Herrscher, der allem Krunt abhold, sein langes Leben hindurch in treuer Pflichterfüllung sein höchstes Ziel gesehen hatte. Sein redender Kanzler, der einst das schicksalsschwere Wort von Blut und Eisen gesprochen und seinen Weg nach diesem Worte eingeschlagen hatte, verliest die Proklamation, die in dem edlen Wunsche ausklingt: „Uns aber und Unseren Nachkommen an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen,

sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

Die Reichsburg.

Die Wiederaufrichtung eines deutschen Reiches war Bismarcks Lebenswerk, neben dem alles, was er später vollbrachte, an Bedeutung verschwindet, die Kaiserkrone war zugleich die Krone für Bismarcks Streben. Am 23. November 1870 war es, als der Kanzler nach Abschluß der Verträge mit den Bayern unter „seine Leute“ treten und ihnen verkünden konnte: „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch.“ Hieran knüpfte er mit dem Ausdruck der Befriedigung die Worte: „Und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind.“

Mit allen möglichen menschlichen Tätigkeiten ist Bismarcks Schaffen verglichen worden, sogar die Näherinnen haben ihn als Kollegen in Anspruch genommen, denn in Hamburg war bei einer Illumination Bismarcks Bild zu sehen, wie er mit erster Staatsmiene an einer Nähmaschine arbeitete, um die zerrissenen Teile der deutschen Landkarte zusammen und Elsaß-Lothringen daran zu fügen, was durch den Vers erläutert wurde:

Während Frauen und Jungfrauen
nähen und stricken,
Muß Bismarck das zerrissene
Deutschland fügen;

am meisten verbreitet ist die Darstellung des eisernen Kanzlers als Reichsschmied, aber auch die Bauleute haben ihn gern als einen der übrigen in Anspruch genommen. Allerdings arbeitete er lieber mit der Diplomatenfeder und griff zum „Blei“ nur, wenn die Feder nicht die gewünschte Wirkung erzielte, zu seinen reizvollen „Birteln“ hatte der Kellermeister den Schlüssel, aber seine Bauwerke sind bewundernswert. Die Mainüberbrückung war um so schwieriger, da es sich nur um eine einzige, aber sehr bedeutende „Spannung“ handelte, die Rheinregulierung hat er mit der französischen Regierung vorzüglich ausgeführt und in der Burg des deutschen Reiches hat er dem nationalen Gedanken nach jahrhundertlangem stüchtigen Umherirren einen festen Hort, eine sichere Wohnung geschaffen. Getreu den Worten der Kaiserproklamation diente sie nicht kriegerischen Eroberungen, und auch, als der Reichsbaumeister am 20. März 1890 aus seinem Amt erniederschied, hat der Burgherr, unser heutiger Kaiser, sein ganzes Streben darauf gerichtet, die Burg als Friedenshort zu erhalten.

Wie lieb diese Burg dem Volk geworden ist, haben die Ereignisse der jüngsten Zeit bewiesen, als bewaffnete Faust an das Tor pochte, und das deutsche Volk in einmütiger Begeisterung sich zum Kampf stellte, als unsere Deere sich wie glühende Eisenströme gegen die Feinde ergossen, die die Burg von allen Seiten umzingelten und nichts anderes bezweckten, als sie niederzureißen, eben das Lebenswerk Bismarcks mit Stumpf und Stiel zu vernichten.

Wenn das erstaunliche Ausblühen unseres Wirtschaftslebens, wenn die neuzeitliche Flotte, die Deutschland zu dessen Schutz schuf und schaffen mußte, den unmittelbaren Anlaß zum Reibe boten, so konnte doch dieses Ausblühen nur stattfinden auf dem Boden der Einheit und Macht des Reiches. Bismarck hat wohl nichts so heiß gewünscht, als seinem Volke den Krieg zu ersparen den wir heute zu bestehen haben, aber die drohende Gefahr hat sein scharfes Auge wohl erkannt, und er war unablässig bemüht, die Verteidigung seiner Burg gegen eine solche Umzingelung sicher zu stellen, indem er 1874, 1880, 1887, 1888 die Verstärkung unserer Küstung durchsetzte, die dann später unter dem jetzigen Kaiser noch weiter und besonders durch Schaffung der Kriegsmarine vervollkommen wurde.

Doch noch etwas anderes hat Bismarck zu schaffen verstanden. Durch seine Reden und die tausende Funken, die sein bis zum Ende heller Geist bei dieser, jener Gelegenheit versprühte, mußte er in seinem Volke das Vertrauen auf die eigene



Bismarck als Gatte.

Kraft wach zu halten, das Vertrauen an die Unverwundlichkeit des alten Bollwerks, sowie den Glauben an die junge, fruchtverheißende Blüte unseres deutschen Volkes zu nähren, uns mit jenem Gefühl zu durchdringen, das er selbst in die Worte sagte: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts in der Welt.“

Im Dank und Verehrung auch über den Tod hinaus hat es dem Altreichszanzer nicht gefehlt. Was würde wohl aus den unzähligen Bismarckdenkmälern geworden sein, wenn die Franzosen und Russen in unser Land gedrungen wären? In Frankreich gilt Bismarck heute noch für eine Art Menschenfresser, und wie man bei uns wohl einem schreienden Kind mit dem schwarzen Mann droht, so drohen die französischen Mütter mit dem bösen Bismarck, der die unartigen Kinder freissen soll. Wenn in dem angenommenen Fall die Feinde an tausenden Denksteinen und Türmen den verhaßten Namen gelesen hätten, wir glauben, sie würden an ihnen ihr Mütchen geküßelt haben in ähnlicher Weise, wie dies heute noch die wilden Völkerscharen Afrikas tun, die mit diesen Bildern die Kraft des Feindes zu zer schlagen wännen.

Gott sei Dank gehört diese Phantasie fast in das Reich der Unmöglichkeit, die deutsche Burg wird, umwallt von unseren tapferen Kriegerkriegen, ihre alte Kraft bewahren, und die Hingekalt des Reichsbaumeisters wird dem deutschen Volk ein wichtiges Mal an seinem Entwicklungsgang, ein Sinnbild deutscher Willenskraft und Geistesgröße bleiben, auf den es dauernd mit Stolz und Dank zurückblickt.

Frommer Soldaten seligster Tod.

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid, im freien Feld,
Darf nicht hören groß Wehklagen;
Im engen Bett sonst einer allein
Nuß an den Todesstreifen,
Hier aber find't er Gesellschaft sein
Fallen mit wie Kräuter im Maien.
Ich sag ohne Spott:
Kein sel'ger Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid,
Mit Trommeln Klang
Und Pfeifen Gesang
Wird man begraben,
Davon wir haben
Unsterblichen Ruhm,
Die Helben fromm,
So setzen Leib und Blut
Dem Vaterland zu gut.

Aus des Knaben Wunderborn.

Max.

Eine Skizze von Aurel von Füchen.

(Nachdruck verboten.)

Eine langweilige Lateinstunde ging zu Ende, um so träger, weil von draußen der Sommer seine heißen Arme um die Schule drückte und seine weichen Hüfte aus dem Garten hauchte, der sich damals vor rund 90 Jahren hinter der berühmten, inmitten Berlins gelegenen Platanen Erziehungsanstalt dehnte. Als der Professor die Türe hinter sich geschlossen, wandelte sich in einem Hui das Bild der Klasse. Neues Leben durchzuckte das Gesicht, manche Arme reckten sich, als ob der Leib aus Schlafes Wanden erwachte; am Fenster zum Garten hin bildete sich eine Gruppe von frischen Jungen, alle etwa im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren. „Ich weiß garricht,“ sagte ein pausbackiges Bürschlein, „weshalb man uns durchaus diese unregelmäßigen Verben einbauen will! Da ist doch Erdbeschreibung ein viel vernünftigeres Fach, da lernt man doch, wie es in der Welt aussieht.“ — „Na,

bis wir erwachsen sind, sieht sicher alles wieder anders aus,“ erwiderte zaghaft ein Mitschüler, „einst war alles römisch, dann war mal alles deutsch, vor kurzem war alles französisch, wenn wird denn man in einigen Jahren die Welt gehören?“ „Wer weiß“, sagte ein kleiner Bengel, „vielleicht wird jetzt mal ganz Europa preussisch.“ „Schafstopp!“ erwiderte ein Langer mit scharfer Stimme: „Preußen kann froh sein, daß es mit dem Leben davon gekommen ist und, durch die heilige Allianz mit Österreich und Rußland geschützt, seine Wunden vernarben lassen kann. Was meinst du Max?“ „Ich meine“, sagte dieser, „daß du wie ein Feigling sprichst, und der Kleine gar nicht so unrecht hat. Wenn auch Europa natürlich nicht ganz preussisch werden kann, so glaube ich doch, daß das zerrissene Deutschland sich zusammenschließen muß und wird zu einem festen Bollwerk, und sein Gebernam wird dann der stärkste von Europa sein.“

Die Schulgenossen waren daran gewöhnt, von ihrem Max kraftvolle selbständige Äußerungen zu hören. Der hübsche, hochblühenden Augen und der hohen, von üppiger Korkenfille umwallten Stirn hatte sich die Achtung seiner Mitschüler fast gewaltsam errungen. Anfangs von ihnen geradezu in den Bann getan, weil der kaum der Kinderstube entwachsene Knabe sich selbstbewußter, hochmütiger zeigte, als jeder andere Neuling, hatte er diesen Bann gebrochen durch Beweise von Mut und Kaltblütigkeit, er hatte die Herzen der Kameraden gewonnen durch seine Tüchtigkeit beim Turnen und Fechten, hatte sich Anerkennung erzwungen durch seine geistige Überlegenheit, er war der Knabenführer geworden bei den fröhlichen Kriegsspielen, ihr Redner, der ihnen mit heller Begeisterung die Schilderung des trojanischen Krieges aus Veders Geschichte der alten Welt vortrug, und so sehr entflammte diese die jugendlichen Herzen, daß die Knaben ihre Namen mit denen der griechischen Helben vertauschten; der Name ihres Führers konnte kein anderer sein, als der des Telamoners Max.

„Ach, Max, das ist ja eine Eisenblase, die da aus deinem Hirn aufsteigt,“ erwiderte auf seine Worte der Lauge, aber die meisten Knaben gaben Max recht, und der Kleine berief sich stolz auf eine Äußerung seines Vaters: „Das deutsche Volk hat wie ein Hercules das Joch Napoleons abgestüttelt; eine Schande ist's, daß die Hände der Diplomaten den Hercules wieder umstrickt haben.“

In diesem Augenblick trat der Lehrer für Erdkunde ein, alle eilten an ihre Plätze, und die Geographiestunde begann.

Mit geteilter Aufmerksamkeit folgte Max den Erläuterungen über die deutschen Fürstentümer, denn während die Angaben über Einwohnerzahl, Städte und Staatsverhältnisse der 35 einzelnen Staaten laust wie Schneeflocken vom Katheder niedergingen, leimte in seiner Seele ungeduldig ein grüner Frühlinggedanke: Aus der Hohenzollernburg wurde Preußen, warum sollte nicht Preußen den Anstoß zu einem großen Deutschland geben? Als der Lehrer dann auf die Wandtafel die Karte der deutschen Fürstentümer zeichnete, als er in jedes der 35 kleinen Teile den Namen des Staates gezeichnet und darunter den Namen Österreich geschrieben hatte so dick, daß seine Kreide zweimal darüber abtrach, da bligte aus den Augen des kleinen Max der Schalk, da war der Plan gefaßt, wie er seinem neuen Gedanken Ausdruck geben konnte.

„So“, sagte gemüthlich der Lehrer, „jetzt zeichnet ihr Preußen mit rotem, die übrigen 34 Staaten mit schwarzem Bleistift, dann tragt ihr die Flüsse und Städte mit Tinte ein!“

Die Klasse gab sich ans Werk. Einer der ersten, die hiermit fertig wurden, war Max, aber sogleich nahm er eine neue Arbeit auf. Er löste vorsichtig aus dem größten Schreibfenster drei Doppelbogen Papier und bemalte einen mit seinem roten Bleistift so lange, bis er auf beiden Seiten in dunklem Rot erglänzte, dann tauchte er den Finger ins Tintensaß und strich mit diesem Natur-



Der Altreichszanzer.

pinfel so lange über den zweiten weißen Bogen, bis diesen tiefe Schwärze bedeckte, dann sann er lange nach, wie er wohl den dritten Bogen färben könne, aber da ihm kein Gold zur Verfügung stand, ließ er ihn weiß; Schwarz, Weiß war ja auch preussisch und überdies blühte gerade der Lehrer aus seinem Buche auf und zu ihm hin. „Na, was machst denn du da?“ fuhr er ihn rauh an. Der Knabe erwiderte leicht, dann erklärte er frei: „Eine deutsche Fahne!“ „Ich werde dir helfen!“ rief der Lehrer, „hast du deine Landkarte fertig?“ „Jawohl!“ „So laß mal sehen!“ Und zwischen den Tischen durchgehend, nahm der Lehrer die von Max gezeichnete Karte. Seine Stirn runzelte sich: „Was ist denn das? Du hast ja gar nicht die 35 Staaten gezeichnet, sondern um das Ganze eine rote Linie gezogen, was soll das bedeuten?“ „Das bedeutet Deutschland!“ erwiderte stolz der Knabe. „Na, ich werde dir lehren, die Geographie verbessern!“ donnerte der Lehrer, „du wirst dem Direktor gemeldet und kannst deiner Strafe gewärtig sein.“

Die Schulstunde war bald beendet, und die Knaben stürzten hinaus. „Auf zur Linde!“ hieß es. Die Linde war der einzige Baum im Blamannschen Garten, auf den sie klettern durften, und hier hielten sie auf dem Baume ihre Versammlungen ab. Max war der erste, der mit spielender Kraft sich an einem Ast empor schwang, dann in die höchste Spitze der Blütenwirris stieg und droben am höchsten Zweig seine schwarz-weiß-rote Fahne befestigte — Dann ließ er sich auf seinen gewohnten Zweig nieder und erzählte der Schar ringsum ihn, welcher Gedanke ihm gekommen, und wie er ihn verknüpfen möchte. „Ist es nicht ein widernatürliches Gebilde, solch ein Staat aus 35 Staaten, solch ein Rattenkönig, solch ein aus 35 Lappen zusammengestrickter Nod?“ schloß er seine Rede und alle stimmten ihm bei bis auf den Längen. „Du bist ein Revolutionär!“ sagte dieser. „Nichts weniger als das,“ erwiderte Max mit leuchtendem Blick, „mein glühendster Wunsch ist, dem König zu dienen und mein Blut für ihn zu vergießen, doch laßt uns nicht weiter davon reden, denn verächtlich ist mir der Schwächer.“

Auch der Geographie-Lehrer schloß seinen Bericht beim Direktor mit dem Hinweis: „Wenn er nur kein Revolutionär wird!“ aber der alte Blamann lachte: „Lassen sie den Jungen! Er ist aus königstreuem Haus, und wenn seine Knabenseele heute von einem einzigen Deutschland träumt, nun, Herr Kollege, die schlechtesten sind diese Träumer nicht! Allerdings, zum Träumen scheint er mir ebensowenig geboren, wie zum Revolutionär; erst die Zukunft kann es lehren.“ So kam Max mit einem Verweis wegen Spielerei davon, der gemüthliche Mechanismus der Schule ging weiter, und sein regelrechtes Geclapper hatte den Vorfall bald verdrängt.

Nur in Max selbst klang es fort, wie in der Mischel das Meeressbrausen. Der einmal erwachte Gedanke verfolgte ihn noch in seinen Schlummer, und wilde Träume waren sein Gefolge. Bald kletterte er im Traum an einer Sturmleiter mit vorgehaltenem Schild eine steile Mauer empor, ein Regen von Pfeilen und Wurfspießen ergoß sich von den Zinnen auf ihn hinab; er stürzte. — Dann wieder ritt er über ein Schlachtfeld Kanonen bröhnten, er war mitten im dichtesten Getümmel und schlug sich durch, aber um ihn herum türmten sich die Leichen wie Schlangentänel, und aus tausend Wunden quoll das Blut in Strömen. Erschreckt fuhr der Knabe auf. O nein, möge Gott ihn davor bewahren! Dann empfand er heißer als je die Sehnsucht nach den trauten Spielplätzen der Kindheit, nach dem väterlichen Landgut mit seinem Park und seinem Karpsenteich, mit all den trauten Geheimnissen in Wald und Feld, in Fluß und See. O käme er doch bald fort aus Berlin, könnte er doch für immer zurückkehren zu der allgütigen Mutter Natur. Im Gedanken an sie schloß er ein.

Der schön gewachsene Lindenbaum, auf dem einst die Böglinge der Blamannschen Anstalt ihre Versammlungen hielten, hat noch über 50 Jahren seinen freundigen Wipfel in die Lüfte

gestreckt, allerdings später nicht mehr im Garten stehend, sondern mitten in der Häuserflucht der Königgräber Straße. So sah sie noch den Tag, als ringsum sie herum, in ganz Berlin, ja in allen deutschen Gauen die gleichen Fahnen wehten, schwarz-weiß-rot, wie der kleine Max eine aus Papier gefertigt an ihrem höchsten Zweige einst befestigt hatte als Wahrzeichen des einzigen Deutschlands. Durch die Straßen Berlins zogen an diesem Sommertage mit stolzem Siegetritt die Scharen der Krieger, die von den Kampfgesilden Frankreichs zurückkehrten, Trompeten und Trommeln jauchzten, Glorienläuten und Kanonendonner durchdrollen gewaltig die Luft, die Menschen waren wie toll vor Freude, schwenkten ihre Tücher und schrien immer wieder Hurra. An der Spitze des Siegerzuges ritten auf stolzen Rossen der große Kaiser Wilhelm I. und seine Paladine, unter ihnen im weißen Kürassierrock der neue Reichskanzler, Fürst Bismarck, der das einzige Deutschland zusammen geschmiedet.

An der Linde in der Königgräber Straße standen zwei alte Herren in schwarzem Anzug, ein langer und ein kleiner, beide voll freudiger Erregung den Zug erwartend. „Wer hätte damals von unserem Max geahnt, daß er der Schlichter der deutschen Einheit werden würde?“ sagte der LANGE. „Und doch“, meinte der KLEINE, „haben wir ihm schon damals den rechten Namen gegeben; er ist wie Max, ein Turm in der Schlacht, ein unerschrockener Held.“ „Der Unterschied ist, daß unser Max sich von keinem Odyseus um den Kampfspreis betrügen läßt.“ „Sicher nicht,“ stimmte der Kleine bei und frug lachend: „Wissen Sie noch, wie er damals die Karte der deutschen Staaten nicht zeichnen wollte und uns hier in der Linde erklärte, daß die 35 Staaten ein widernatürliches Gebilde seien?“ „Ja, ja,“ erwiderte der LANGE, „jetzt hat er dennoch die Karte von Deutschland richtig gestellt, nicht mit dem Bleistift, aber mit Blut und Eisen.“

Das vielstimmige Jauchzen ringsumher hinderte eine weitere Unterhaltung, die Truppen nahen, an ihrer Spitze auf stolzen Rossen der große Kaiser Wilhelm und seine Paladine, auf deren rechtem Flügel der neue Reichskanzler Bismarck, seit kurzem Fürst Bismarck, in Kürassieruniform ritt. Auch die beiden alten Herren schwenkten mit entblößtem Haupt ihre Tücher und mischten ihren Jubel in das allgemeine Hurrarufen.

Bismarcks blühender Blick flog eine Sekunde lang nach der Linde hinüber und streifte die beiden ihm wohlbekannten Herren vom mächtigen Adel, seine einstmaligen Schulgenossen. „Max! Max!“ frohlockten da die beiden so laut, daß es das Brausen der Musik und des allgemeinen Jubels überbante. Ein sonniges Lächeln umgüßte das Antlitz des eisernen Kanzlers, schaltete ihm doch hier zu der Höhe seines Triumphes ein Gruß aus seinem Kinderland entgegen.

Professor Billhauer.

Skizze von H. D. P. P. (Nachbr. verb.)

„Müller, was unterscheidet Basen von Säuren? Na, mal stinkt, Müller!“

Der Schüler stand auf. Die Hände in den Taschen blinzelte er den Lehrer mit größter Ruhe an. Müller wußte es nicht.

Natürlich, war es auch schon einmal vorgekommen, daß Müller ja was gewußt hatte?!

„Na, Müller, Sie wollen eben nicht, man sieht's ja deutlich, aber Sie werden sich wundern, sage ich Ihnen, Sie werden sich wundern! Christlich will ich's Ihnen geben, daß Sie den Hafen der Oberprima nicht erreichen, verbrüest und verriegelt, Sie, Sie unverschämter Mensch, bei Ihnen stinkt ja die Faulheit aus allen Knopfsöchern!“

Müller ließ den, sich immer mehr aufregenden Lehrer ohne Teilnahme vor der Bank hin und her laufen. . . .

Professor Billhauer regte sich in der Tat auf. Das ging doch unmöglich so weiter. Dieser Müller sah da mit dem unverschämtesten Grinsen der Welt, während er sich bemühte seine Schüler in der Chemie weiter zu bringen. Er wollte dem faulen, bodenlos faulen Stiel schon kommen!



„Sie können sich setzen,“ sagte er, „Sie sind nicht mehr da für mich, das weitere wird sich finden!“ Er wandte sich einem anderen zu.

„Na also, Gärten, dann sagen Sie es: Was unterscheidet Basen von Säuren, was?“ Das „was“ war eine der üblichen Angewohnheiten des Herrn Professors, er zog das Wort durch die Nase und hielt das „a“ mindestens eine halbe Minute an.

Gärten erhob sich. Er war klein und schwächlich und sah viel länger aus, als seine Gefährten. Jetzt puffte er seine Nachbarn in die Seiten und machte hilflose Augen.

Nach einer Weile staunete er: „Basen färben blaues Lackmuspapier rot, und ...“

„Sehr richtig,“ schrieb Professor Billhauer, „sehr richtig und Säuren färben rotes Lackmuspapier blau, sehr richtig, nur gerade umgekehrt ist es, nur gerade umgekehrt, Sie, Sie Götter. An Ihrer Stelle würde ich Chemie studieren, nichts anderes als Chemie, Sie Götter, sonst berauben Sie die Nachwelt.“

Professor Billhauer war mit sich zufrieden. Dem hatte er es richtig gesagt, bei dem fiel es auch auf den richtigen Boden! Der kleine Gärten sah wirklich ganz geknickt da und, wahrhaftig, da ließ ihm auch schon die erste Träne über die Wäde!

„Nenne“, flüsterte Müller, der neben ihm saß, „bist du wohl gleich ruhig; wenn du hier zu heulen anfängst, fliegst du aus der Audderiege raus, aber auf ewig.“

Diese Drohung hatte sonst immer was genützt, doch diesmal half sie nichts. Der kleine Gärten legte den Kopf auf die Bank und weinte. Wirklich!

Nein, so was?! Professor Billhauer war entsetzt, daß ein Junge in der Unterprima weinte und sing von vorne an zu scheitern. Da stand plötzlich der dicke Müller auf und sagte mit gefassener Stimme: „Der Gärten ist krank, Herr Professor.“

„So, was fehlt ihm denn?“

„Das weiß ich nicht, sagte Müller, krank ist er auf alle Fälle.“

„So, so entgegnete der Professor, na ja.“

Er wußte nicht mehr was er sagen sollte und nach wenigen Minuten fuhr er fort zu unterrichten. Die Basen und Säuren waren nun glücklich erledigt, aber es gab ja noch eine ganze Menge, worüber man fragen konnte. Also examinierte Professor Billhauer, schalt die, welche nichts wußten und war mit den Fleißigen zufrieden.

So ging es Wochen für Wochen, eine Stunde wie die andere. ... Bis es plötzlich eines Tages hieß: „Es gibt Krieg, wirklich und wahrhaftig, die Russen rüsten gegen Österreich, Jungens nu' geht's los.“ Auch Herr Professor Billhauer hörte davon.

„Aber, aber,“ sagte er, „wer wird denn so aufgeregter sein, abwarten müssen wir und fleißig weiter lernen. Also bitte, wir fahren fort.“

Und Herr Professor Billhauer fuhr fort in der Chemie, bis eines Tages der Primus meldete: „Herr Professor, ich wollte Ihnen nur sagen, daß drei aus unserer Klasse sich freiwillig gestellt haben.“ Der Primus nannte die Namen darunter auch Müller.

„So, so,“ sagte Billhauer, „der auch, na ja.“ ... Dann kamen täglich Nachrichten aus dem Felde. Unter anderem hatte Fritz Müller das Eisene Kreuz und war zum Fähnrich befördert worden.

Doch es blieb nicht bei diesen dreien. Nach und nach verschwanden immer mehr, bis die Zahl auf fünfzehn stieg. Nun redete Billhauer nur noch für zehn. Sehr aufmerksam waren die gerade auch nicht, der Krieg ging vor, meinten sie. ... Und dann hörte der Chemieunterricht ganz auf. Nicht etwa weil noch mehr fort mußten, nur der kleine Gärten war als Sanitäter noch mit ins Feld gerückt, sondern weil Billhauer selbst mitmußte. Er war diensttauglich und so klappte er sein Chemiebuch zu und zog mit, schaufelte Schützengräben und stand Tag für Tag vor seiner Schießcharte. Seinen Titel hatte er fast ganz vergessen, er hieß nur noch Landwehmann Billhauer.

Ein Monat verging unter großen Mühen und Strapazen, da sollte Professor Billhauers Kriegszeit beendet werden. Eine Kugel traf ihn tödlich. Er wurde in ein Lazarett gebracht. Doch er wußte, daß es bald mit ihm zu Ende sein würde. Er litt unfähig viel. Eines Abends hörte er eine Stimme neben seinem Bett: „Guten Abend, Herr Professor.“

Erstaunt sah er auf. Ach wirklich, der kleine Gärten, daß er den noch mal sehen sollte.

„Guten Tag, Gärten,“ erwiderte er, „wie geht es Ihnen?“

„Danke, gut,“ sagte Gärten, der in seiner Uniform ganz männlich aussah, „und Ihnen wird's ja auch bald besser gehen, Herr Professor.“

Der Professor schüttelte nur den Kopf. Dann sagte er leise und lächelte etwas wehmütig: „Na ja, mit den Chemiestunden ist's jetzt vorbei sind wohl froh, was?“

„Ach nein,“ stotterte Gärten, „es war doch immer sehr schön und interessant,“ log er tapfer. Einen ganz roten Kopf bekam er dabei.

Billhauer merkte nichts und nickte nur befriedigt: „Ja, na ja! Wissen Sie noch, wie Sie wegen der Basen und Säuren geweint haben, oder nein, richtig geheult haben, ja? Na, jetzt sind Sie stark und groß geworden, auch kräftig, und ich liege jetzt hier. Ja, ja.“ Und eine Träne rollte Billhauer über die Wäde. ... Dann kam eine Schwester und mahnte zur Ruhe. Gärten ging still hinaus.

Am anderen Morgen erkundigte er sich nach dem Professor. „Landwehmann Billhauer ist diese Nacht gestorben,“ sagte ein Wärter.

Gärten stand ganz entsetzt da. Das erste, was er denken konnte war: „Jetzt ist er tot. Nun gibt er keine Chemiestunden mehr, und ich weiß noch so gut, wie er immer über, den Müller schimpfte und immer sagte: Was, so, so, na ja, na ja.“

Neue Erinnerungen an Bismard.

In der „Deutschen Revue“ veröffentlicht Landrat v. Thadden-Trieglass Aufzeichnungen seines Vaters, des 1904 verstorbenen Landschaftsrates Rheinhold v. Thadden-Trieglass. Der in ihnen über die Eindrücke berichtet, welche er aus eigener Anschauung von dem Auftreten des Fürsten Otto von Bismard gehabt hat.

„Bismard,“ erzählte er, „loufte auf allen Gebieten der Bildung Bescheid. Mein Vater fragte ihn einmal, ob er Schloßers, von dem Trager sehr geschätzte Geschichte des 18. Jahrhunderts gelesen habe. „Ich habe sie gelesen wie ich alles gelesen habe. — Ich habe darin geblättert,“ war die Antwort. Seine Weise schätzte Bismard so: „Ich lese den Anfang des Buchs, dann das Ende dann in der Mitte dies und das. Wenn mir die Proben gefallen, lese ich das ganze Werk, sonst lege ich's bei Seite.“

Bismard traf ich einmal abends bei seinem Better, dem Grafen Bismard-Vohlen, in Potsdam. Es war in den Tagen, als der General v. Pfuell das Präsidium des Staatsministeriums übernommen hatte. Es wurde vielfach bezweifelt, ob diese Wahl eine glückliche zu nennen sei. Bismard erzählte, er habe den englischen Gesandten Grafen Westmoreland gefragt, was er von dem neuen Ministerpräsidenten halte, und die Antwort erhalten: „O! my dear, what is to be expected from a fool?“

In der Zeit, da Bismard Bundestagsgesandter in Frankfurt war, notierte Thadden-Trieglass: „Daß es mit der Präsidialmacht nicht besonders stimmte, hatte ich schon im Frühjahr (durch Bismards Gemahlin) in Kütz erfahren, wo sie mir eine Stelle aus seinem Brief mitteilte, welche lautete: „die Österreicher machen hier jeden Brief auf, wie dir der Esel bezugen kann, der dies eben liest.“

In Magdeburg 1856 fragte Thadden-Trieglass auf dem Bahnhof Bismard nach seinen Militärverhältnissen. Er erzählte: daß er Second-Untenant sei und daß Friedrich Wilhelm IV. sich sträubte ihn zu befördern, weil S. M. etwas dorein setze, einen Gesandten zu haben, der nur Second-Untenant wäre. „Ich werde den König aber doch überlisten“, verriet Bismard. „Ich werde mich zu den 3. schweren Reitern versetzen lassen, da stehe ich bezüglich meines Dienstalters besser, und da muß ich denn doch gleich Premier-Untenant werden.“ Das war damals der Ehrgeiz des nachherigen Grafen, Fürsten, Reichskanzlers und General-Obersten der Kavallerie!

Sprüche.

Gebuldig, stetig vorwärts dringend,
Beharrlich dich zur Arbeit zwingend,
Bescheiden, stille, eingezogen:
So machst du dir das Glück gewogen!

Hat dich ein bitt'res Leid getroffen,
Verdopple deiner Arbeit Mü'h'n
Im schönsten pflegen Trost und Hoffen
Im Schweiß der Arbeit aufzubüh'n.



Nun bin ich bereit zum Aufsatteln.



Sprüche.

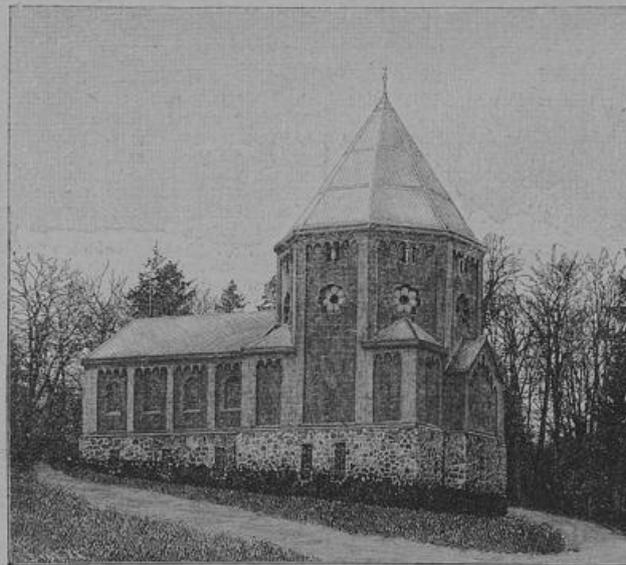
Wer Engel sucht in dieses Tales
Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt,
Wer Menschen sucht, der wird den
Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

Wer die Krankheit hat, keine
Ungerechtigkeiten ertragen zu kön-
nen, darf nicht zum Fenster hinaus-
sehen und muß die Stubentür zu-
schließen. Vielleicht tut er auch
wohl, wenn er den Spiegel weg-
nimmt.

Der erste Ritter des Eisernen
Kreuzes war der Major v. Borde,
der es nach dem Kampfe bei Lüne-
burg am 2. April 1813, also etwa
drei Wochen nach der Stiftung des
Ordens (10. März) erhielt. Man
hatte damals wohl die Auffassung,
das Eisen solle an die eiserne Zeit
erinnern, das Kreuz aber den be-
ginnenden Kampf als einen heil-
igen, als einen Kreuzzug kenn-
zeichnen. In diesem Sinne sagt
auch Theodor Körner in seinem
Ausruf: „Es ist ein Kreuzzug, 's
ist ein heil'ger Krieg.“ Als erster
Kriegsfreiwilliger im Freiheits-
kriege gilt der Königsberger Stu-
dent Heidemann, der Sohn des
Oberbürgermeisters Heidemann.

Ein Königsberger Museum
zur Erinnerung an die Russen-
zeit. — In der „Königsberger
Hartungshen Zeitung“ wird der
Vorschlag gemacht, in der Haupt-
stadt der Provinz ein Museum zu
gründen, in dem alles das gesam-
melt und aufgestellt werden soll,
was an den Einbruch der Rus-
sen in Ostpreußen erinnert.
Als die Russenzeit im vorigen
Jahr ihren Anfang nahm, regte
bereits Geheimrat Bezzenber-
ger eine solche Sammlung an,
und das Königsberger Preussica-
Museum übernahm es, die Vor-
arbeiten zu leiten. Jetzt, nach-
dem die Russen, hoffentlich für
Immer, aus Ostpreußen ver-
trieben sind, ist die Zeit ge-
kommen, an alle Städte und
Gemeinden Ostpreußens die
Bitte zu richten, zu dieser Sam-
lung beizusteuern und sie in
einem besonderen Museum
aufzustellen.

Eine geschichtliche Wen-
dung. 1870 befand sich Kaiser
Alexander II. von Rußland bei
König Wilhelm in Ems, und
beide Herrscher waren mit gro-
ßem Gefolge eines Abends zu-
sammen. Am entgegengeleg-
ten Ende des Saales stand
Graf Bismarck und erwägte
sorgenvoll, welche Haltung
Rußland gegenüber seiner Po-
litik einnehmen würde. Da er-
hob sich der große Hund Kaiser
Alexanders, der unter dessen
Stuhl lag, durchwandelte wie
ein Souverän den Saal und
blieb vor Bismarck stehen. Die-
ser streckte ihm die Hand zu,
der Hund wedelte vertraulich und
leckte die Hand. In diesem
Augenblick löste sich durch den
Saal die Stimme des russischen
Kaisers zu Bis-



Das Bismarck-Mausoleum in Friedrichsruh.

marck herüber: „Da sehen Sie, daß der
Hund die Freunde seines Herrn kennt.“
Bismarck fühlte sich dadurch erleichtert,
denn nach diesen Worten konnte er der

freundlichen Haltung Rußlands
gewiß sein.

Unerhofftes Treffen. Eine
Witwe in Bergedorf trug sich schon
lange mit der Absicht, einmal nach
Friedrichsruh zu fahren, um den
Fürsten Bismarck persönlich zu
sehen. 1887 nach der Rückkunft
des Kanzlers aus Aßlingen führte
sie ihr Vorhaben aus, mußte aber
nach Ankunft in Friedrichsruh er-
fahren, daß der Fürst in den Wald
gegangen sei, und sie ihn schwerlich
werde zu sehen bekommen. Ent-
mutigt und verstimmt wandelte
sie, um die Zeit bis zur Rückfahrt
ihres Juges zu verbringen, durch
den Sachjenwald und verirrete sich.
Da kam auf einem Fahrweg ein
Wagen daher, und sie teilte dem
älteren Herrn, der im Wagen saß
mit, daß sie den Rückweg nicht zu
finden wisse. Der Herr ließ sie zu
sich in den Wagen steigen und ne-
ben ihm Platz nehmen, dann er-
zählte sie ihm beweglich von ihrer
vergeblichen Reise. Da fiel ihr
Nachbar ihr ins Wort: „Nun, dann
sehen Sie mich mal recht an, ich
bin ja der Fürst.“ Erschrocken schob
die Frau die Reißdecke beiseite,
mit der Bismarck sie bedeckt hatte
und sagte ängstlich: „O je Durch-
laucht! da möcht ich mi ja wall zu'n
Kutscher op'n Vord fätten.“ Der
Fürst wehrte ihr dies und ließ sie
erst an seinem Schlosse absteigen.

Verstorbene Gesichtsmäler. Es
war 1870 in Bockfalle. Lord Russel
sollte mit Bismarck eine Au-
dienz haben und wartete, daß Graf
Arnim Bismarcks Zimmer ver-
lasse. Er brauchte nicht lange zu
warten, da kam auch Arnim schon
heraus, zog sein Taschentuch und
fächelte sich schnell frische Luft zu.

„Nein,“ sagte er, „ich begreife
nicht, wie Graf Bismarck in der
Atmosphäre leben kann. Der
Tabakrauch ist so dick, zum
Schneiden, und dabei scharf,
daß er einem förmlich die Au-
gen zerbeißt. Ich mußte ihn
tatsächlich bitten, die Fenster
aufzumachen, denn ich hielt es
nicht aus.“ — Nun trat Lord
Russel ein. „Stört Sie das of-
fene Fenster?“ fragte Bismarck.
„Ich mußte es nämlich auf-
machen, denn ich hielt es tat-
sächlich nicht aus. Dieser Ar-
nim ist parfümiert! Entsetzlich!
Ich begreife gar nicht, wie er in
der Atmosphäre leben kann, die
er von sich ausströmt. Ich
hielte es nicht aus.“

Der Herr vom Hause. Wer
ist der Herr vom Hause?“ —
„Ich bin's, mein Herr, meine
Frau ist seit drei Wochen tot.“

Rätsel.

Mit einem B schling ich,
Mit einem V schnauf' ich,
Mit einem F spring ich
Und lauf' ich und lauf' ich.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
Kohle.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
Besetz vom 19. Juni 1901.) Betanin, Medatteur
L. Kellen, Bredenez (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fiedel & Kornen, Ess'n (Ruhr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 14

Sonntag, den 4. April

1915

Der Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche und geistige Leben.

Von T. Kellen.

Voll stolzer Gedanken
durchbauert unsterblich
der Deutsche die Stürme
mit starker Geduld.

Wilh. Jordan.

Obgleich man seit Jahren in Deutschland mit der Möglichkeit eines Krieges gerechnet hatte und auch wirtschaftlich entsprechend gerüstet war, wurde das Volk doch durch den Ausbruch des Völkerrückes überrascht, und im Lande gestaltete sich manches ganz anders, als man erwartet hatte.

Bei Erklärung der Mobilmachung trat natürlich eine Stotung im wirtschaftlichen Leben ein. Der inländische Verkehr beschränkte sich auf die riesigen Militärtransporte, die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen hörte auf, ebenso die Einfuhr von Rohmaterialien. Außer der Eisenbahn waren auch Post, Telegraph und Fernsprecher gesperrt. Die öffentlichen Arbeiten wurden eingestellt, und auch in vielen privaten Betrieben traten Unterbrechungen ein.

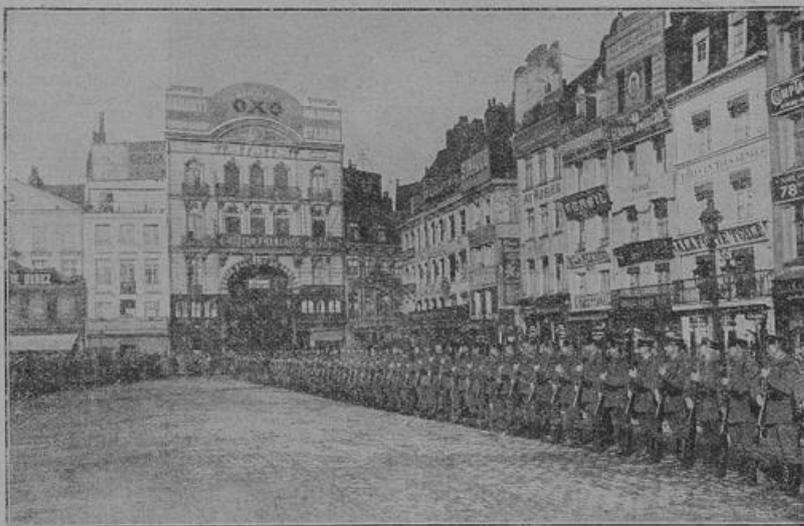
Dazu stand die reife Ernte noch auf dem Felde. Hier trat zuerst dem Volke die Notwendigkeit vor die Augen, auch inmitten der Unruhen der Mobilmachung die wirtschaftlichen Pflichten nicht zu vernachlässigen. Die erste Hauptfrage war denn auch die rasche Vergung der Ernte. Der Landwirtschaft, die ihre besten Arbeitskräfte und Jungtiere hatte hergeben müssen, stellte sich eine Menge freiwilliger Helfer zur Verfügung, so die jugendlichen Kräfte des Jungdeutschlandbundes, der Wandervogel, Pfadfinder, fahrender Gesellen, Studenten usw., an der Spitze der ersteren in Bayern der 13jährige Sohn des Kronprinzen Rupprecht, Erbprinz Euitpold, den leider gar bald eine tödliche Krankheit dem Leben entriß. Bei prächtigem Wetter gelang es, die reiche Ernte einzubringen, die die Ernährung des Volkes und des Heeres sicherte.

Das war ein erster Erfolg, und nun handelte es sich darum, auch in Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr sich den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Als Recht wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß nicht Baffenerfolge allein in dem Kriege entscheiden würden, sondern

daß es auch darauf ankäme, das wirtschaftliche Leben in der Heimat aufrecht zu erhalten. Den Heeren müßten Zusußf an Material und Menschen gesichert werden. Wenn auch Industrie und Handel durch die Sperrung der Grenzen unvermeidliche Einbuße erlitten, so durfte ihnen das Volk nicht noch obendrein den Lebensnerv in der Heimat unterbinden.

So ist es schon bald nach Beginn des Krieges den Dasein-gebliebenen klar geworden, daß nicht nur von dem Heere und der Marine Siege oder Niederlagen abhängen, sondern daß auch das ganze übrige Volk auf dem Posten sein muß.



Die tägliche Landsturmparade in Eile.

land durch die scharfen Maßnahmen der feindlichen Staaten, namentlich Englands, unterbunden und das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes damit im großen und ganzen auf die im Lande selbst vorhandenen Kräfte und Mittel eingeschränkt. Dazu kamen insbesondere noch der starke Geldbedarf für die Zwecke der Kriegführung und die großen Schwierigkeiten in der Erhaltung des für das Wirtschaftsleben unentbehrlichen Kredits. Eine umfassende Arbeitslosigkeit, ein weitgehender Stillstand der Gütererzeugung, des Handels und des Verkehrs und eine bedeutliche Verteuerung der Nahrungs- und Gebrauchsmittel des Volkes traten in gefährdrohender Aussicht.

Durch allseitige Mithilfe der Regierungen, Städte und Vaterlandsfreunde ist es gelungen, die drohenden Gefahren zu beseitigen. Mit ehlichem Stolz betonte der Reichskanzler in seiner großen Rede vom 2. Dezember: „Wie unsere militärische, so hat sich auch unsere finanzielle Kraft glänzend bewährt, sich rückhaltlos in den

Die ersten Schwierigkeiten für das Wirtschaftsleben faßt die dem Reichstag von der Regierung vorgelegte Denkschrift wie folgt zusammen:

„Die Einberufung der Wehrpflichtigen zur Fahne brachte deren wirtschaftliche Tätigkeit plötzlich zum Stillstand; in welchem Umfang griff auch die notwendige Heranziehung von Arbeitsmitteln für Heereszwecke in den regelmäßigen Betrieb von Landwirtschaft und Gewerbe ein. Die Inanspruchnahme der Eisenbahnen für Militärtransporte führte zunächst die Heranschaffung von Nahrungsmitteln, Rohstoffen und andern Waren (besonders Kohlen). Der hochentwickelte Welthandel wurde für Deutsch-

Dienst des Vaterlandes gestellt. Das wirtschaftliche Leben wird aufrechterhalten, die Zahl der Arbeitslosen ist verhältnismäßig gering."

Der Ausbruch des Krieges zwang die deutsche Volkswirtschaft innerhalb weniger Wochen ihren ganzen Betrieb umzugestalten. Millionen von Männern, die in der Landwirtschaft, den Gewerben oder dem Handel als Unternehmer, Angestellte oder Arbeiter oder in freien Berufen tätig gewesen waren, wurden plötzlich aus ihrer Arbeit herausgerissen, um in den Dienst des Heeres oder der Marine zu treten.

Sodann wurden die Handelsbeziehungen vielfach verändert. Die mit den feindlichen Ländern hörten ganz auf, die mit den neutralen Ländern wurden verringert oder verschoben.

Die dritte Erscheinung war der ungeheure Bedarf an Sachgütern der verschiedensten Art für die Kriegsführung. Zwar war der Staat als wirtschaftlicher Körper schon der größte Unternehmer im Lande gewesen, doch war der Wert der von ihm beanspruchten Güter viel geringer als der der Privatwirtschaften. Dieses Verhältnis hat sich zugleich mit dem Kriegsausbruch vollkommen geändert, indem eine gewaltige Verschiebung in der Verteilung der Güter zugunsten des Staates eingetreten ist. Ein großer Teil der Produzenten, der früher nur an Private seine Erzeugnisse absetzen konnte, wurde mit einem Schlage zum Staats-, beziehungsweise Militärlieferanten gemacht.

Deutschland mußte also seinem gesamten Wirtschaftsleben eine andere Richtung geben, namentlich mußte sich die Industrie den neuen Verhältnissen anpassen. Sodann mußte das Reich seine Ernährung auf seine eigenen Hilfsquellen begründen. Es ist in der Tat ein "isolierter Staat" geworden, mit dessen Möglichkeit man früher kaum gerechnet hatte.

Der Übergang vom Weltwirtschaftsstaat zum geschlossenen Handelsstaat hat sich verhältnismäßig so glatt vollzogen, wie wohl niemand es erwartet hatte.

Der Krieg lieferte den Industrie- und Gewerbebezweigen, die bisher hauptsächlich für die Ausfuhr arbeiteten, die Mittel und die Möglichkeit, andere lohnende Arbeit zu übernehmen. Der durch die Schließung oder Betriebseinschränkung von Fabriken hervorgerufenen Arbeitslosigkeit begegnete man durch eine sorgsame Organisation der Verteilung der verfügbaren Arbeitskräfte und Schaffung neuer Arbeitsgelegenheit, und zwar arbeiteten auch hierbei Behörden, Gemeinden und Unternehmer in dankenswerter Weise einander in die Hand.

Wir haben bei Beginn des Krieges auch in Deutschland eine Panik erlebt: viele Leute sammelten Bargeld, namentlich Gold, und Lebensmittel an und trieben dadurch die Preise bedeutend in die Höhe. Die Börsen wurden geschlossen und infolge der Angstlichkeit vieler Geschäftsleute schien das ganze Kreditwesen erschüttert zu werden.

Der kurzen Störung folgte aber eine überraschend leichte Anpassung an die neuen Verhältnisse. Die Möglichkeit hierzu hatte die finanzielle Mobilmachung geschaffen, die durch die bedeutenden Finanzgeleise vom 4. August durchgeführt wurde. Seither hat noch eine Reihe wichtiger Verordnungen des Bundesrats jene Geleise ergänzt. Durch jene Maßregeln gelang es, den für das Wirtschaftsleben unentbehrlichen Kredit zu erhalten. Als einziges Land unter den kriegsführenden sowie den meisten neutralen Mächten hat das Deutsche Reich von einem Moratorium abgesehen und sich auf die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen beschränken können. In umfassender Weise wurden Maßnahmen zur Kriegskredithilfe sowie zur Förderung der wirtschaftlichen Tätigkeit getroffen.

Eine feste, unerschütterliche Stütze fand das ganze Wirtschaftsgebäude an der Reichsbank, sowie an den großen Kreditbanken, die es verstanden haben, im Publikum Vertrauen und Besonnenheit aufrecht zu erhalten, so daß schon bald der Zahlungsverkehr sich wieder so glatt wie in Friedenszeiten abwickelte.

Daß es gelang, das Vertrauen so festigen, den gleichzeitig und plötzlich geradezu ins Ungemessene gesteigerten Bedarf der Volkswirtschaft an Zahlungsmitteln zu befriedigen, ist in erster Linie der planmäßigen wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung zu verdanken. Namentlich hat sich der Reichsbankpräsident Havenstein, den die Börse scherzhaft den „Reichsgeldmarschall“ nennt, große Verdienste hierin erworben. Die Zuführung des Reichskriegs-

schatzes an die Reichsbank, die Annahme der Schatzwechsel des Reichs als Unterlage des Notenumlaufs bot die Möglichkeit sofortiger starker Vermehrung der Umlaufmittel, während gleichzeitig in der Errichtung der Darlehnskassen und der von ihnen herausgegebenen Darlehnsanleihe eine weitere Erleichterung geschaffen wurde. So konnte man die drohende Gefahr einer Zahlungsstille überwinden und zugleich ohne Erlaß eines Moratoriums einer Kreditkrise vorbeugen, die das feindliche Ausland als sicher bevorstehend angekündigt hatte. Zugleich aber ist es gelungen, auch den Diskont auf mäßiger Höhe zu halten. Während die stolze Bank von England für eine Woche ihre Schalter schließen und mit dem Diskont auf 10% in die Höhe gehen mußte, brauchte die Reichsbank den Satz von 6%, nicht zu überschreiten, konnte zum Jahreschluß sogar wieder auf 5% heruntergehen. Gelang es so, die für den Kriegsbedarf und den gesamten Verkehr erforderlichen Zahlungsmittel ohne die Last hoher Zinsen bereitzustellen, so wurde mit der Begebung der Kriegsanleihe und ihrem glänzenden Erfolg der Beweis für die gewaltige Kapitalkraft Deutschlands erbracht.

Waren Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit Anspannung aller Kräfte bemüht, sich der neu geschaffenen Lage anzupassen und war es dadurch gelungen, die Arbeitslosigkeit erheblich einzuschränken und dem Wirtschaftsleben einen neuen kräftigen Antrieb zu geben, so trug die schon in den ersten Monaten eingetretene günstige Kriegslage nicht wenig zur Behebung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage bei. Hatten in der ersten Zeit, unmittelbar nach Ausbruch des Krieges, Behörden und Private wegen der unübersehbaren Verhältnisse alle nicht gerade dringlichen Arbeiten eingestellt, so machte sich jetzt mit Erfolg eine Bewegung geltend, die dahin ging, daß namentlich die öffentlichen Körperschaften, Staat und Gemeinden, keine Arbeit, für welche die Mittel bereits bewilligt waren, zurückhalten und möglichst für neue Arbeit Mittel bereitstellen sollten.

So ist allmählich in Deutschland eine neue günstige wirtschaftliche Lage geschaffen worden. Die Lage des Arbeitsmarktes ist auf vielen Gebieten jetzt besser als in Friedenszeiten; anstelle des Überflusses an Arbeitern ist in vielen Gewerbebezweigen ein Mangel eingetreten. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen kann man die volle Zuversicht hegen, daß, auch bei längerer Dauer des Krieges, die deutsche Industrie und die deutsche Arbeiterschaft aller Schwierigkeiten Herr werden wird.

Man kann wohl sagen, daß der wirtschaftliche Krieg hinter der Front bisher mit demselben Wohlgelingen geführt worden ist, wie die kriegerischen Maßnahmen im Feindesland dank der nie rastenden Fürsorge, mit der sich die Regierung den plözlich auftauchenden neuen Fragen widmete, dank der Leistungsfähigkeit und gesunden Grundlage der Industrie und Landwirtschaft, dank der Geschmeidigkeit, mit der der Handel sich den neuen Verhältnissen anzupassen mußte und dank dem opferungsvollen Zusammenwirken aller Bevölkerungskreise.

Organisation, Disziplin, Autorität — diesen drei Dingen hat Deutschland es vornehmlich zu verdanken, daß es über die schier unüberwindlichen, durch den Krieg geschaffenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinwegkommt. Es fehlte natürlich auch nicht an einschränkenden Maßnahmen und Verbots, aber das Volk hat sich ihnen willig gefügt. Gegen die Gefahr des Kriegswunders wurden für die wichtigsten Nahrungs- und Futtermittel, für Roggen, Weizen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, ferner für Kupfer und andere Metalle Höchstpreise festgelegt, die Ausmahlung des Getreides geregelt und der Typus eines „Kriegsbrottes“ unter Verbot von Kartoffeln geschaffen. Da Deutschland, im Unterschiede namentlich von England, schon in normalen Zeiten von der vollständigen Deckung seines Bedarfs an Brotgetreide nicht allzu weit entfernt ist, hatte man die Hoffnung, mit diesen und ähnlichen Mitteln den Vorrat ausreichend „strecken“ zu können. Es zeigte sich aber im Verlauf des Winters die Notwendigkeit, alle vorhandenen Getreide- und Mehlvorräte zu beschlagnahmen. Die Regierung schreckte auch vor dieser einschneidenden Maßregel nicht zurück, und so werden die Vorräte durch Staat und Gemeinden so verteilt, daß die Bevölkerung bis zur nächsten Ernte damit ankommen muß.

Die Beschlagnahme von Rohstoffen und Nahrungsmitteln dient dem doppelten Zwecke, die Verorgung des Volkes und des



Der jetzige Fürst Otto von Bismarck.

Seeeres sicher zu stellen, sodann aber auch die Verteilung zu bewerkstelligen, die volkswirtschaftliche Bedürfnisse erfordern. Die Sparbarkeit, die jetzt von der Bevölkerung verlangt wird, hat einen andern Sinn als in gewöhnlichen Zeiten: es soll nicht privat, sondern volkswirtschaftlich gespart werden, d. h. die Geldersparnisse sind weit weniger wichtig, als ein sorgfames Umgehen mit solchen Nahrungsmitteln, die weniger reichlich als andere vorhanden sind.

In den Berichten der neutralen Presse, die allerdings vielfach nach der gegnerischen Seite geneigt sind, treten zwei Punkte in den Vordergrund.

Zunächst sind die Beobachter erstaunt, daß das Leben und Treiben in Deutschland so wenig gestört wird durch die Kriegsergebnisse. Sie wundern sich, daß im großen und ganzen alles im gewohnten Geleise weitergeht, so daß sie vielfach sich erstaunt fragen: Ist denn dieses Volk, das so ruhig seinen Beschäftigungen und in weitem Umfang auch seinen Vergnügungen nachgeht, wirklich im Kampfe um Sein oder Nichtsein gegen eine Welt von Feinden begriffen?

Zweitens fällt ihnen die allgemeine, unerschütterliche Siegeszuversicht auf. Die freundlich gesinnten Beobachter verzeichnen das mit Bewunderung; die unfreundlich gesinnten tun verächtlich und können anheimelnd nicht begreifen, woher denn diese „Selbstüberschätzung“ und „Verachtung der Feinde“ kommen.

Beide Erscheinungen stehen in innerem Zusammenhang. Das deutsche Volk gibt sich nicht der eiteln Selbstüberhebung hin, aber es hat das sichere Bewußtsein der nationalen Kraft und der tüchtigen Staatsordnung. Daher von Anfang an kein Zweifel

an dem guten Verlauf des Feldzuges. Das Vertrauen ist auch alsbald gerechtfertigt worden durch die Erfolge der deutschen Truppen an beiden Fronten, die den Krieg in Feindesland trugen und den eigenen Boden (von einzelnen Grenzgebieten abgesehen) von den Drangsalen frei hielten. Die zuversichtliche Gemütsstimmung und die Freihaltung des deutschen Landes wirkten zusammen, um den gedeihlichen Fortgang von Handel und Wandel zu ermöglichen. Und weil das volkswirtschaftliche und das privatwirtschaftliche Leben und Treiben in gutem Gange blieb, so brach immer klarer und zweifelloser das Bewußtsein durch: Wir können es aushalten, wir können durchhalten gegen alle Kräfte und Künste der Feinde!

Das ist in der Tat eine der wunderbarsten Erscheinungen in dieser Weltkatastrophe, daß Deutschland wirtschaftlich weniger leidet unter dem Kriege, als die sämtlichen anderen kriegführenden Staaten, und sogar weniger, als mancher neutrale Staat. Die wirtschaftliche Fähigkeit und Anpassungsfähigkeit Deutschlands ist ebenso rühmlich, wie die Leistungen des deutschen Heeres.

Deutschlands Feinde hatten zuversichtlich darauf gebaut, daß es durch die Notizen der vereinigten Gegner von allen Zufuhren abgeschnitten würde und daher schließlich unterliegen müßte, selbst wenn die militärische Macht handhalten sollte. In dieser Rechnung hat man sich getäuscht. Deutschland kann dank der Eigenart seiner Verhältnisse sich in Zeiten der Not ganz auf die Innenwirtschaft zurückziehen. Mit Recht schrieb die Kreuzzeitung: „Wir können es der Regierung nicht genug danken, daß sie so oft mit raucher Hand in das freie Spiel der Kräfte eingegriffen und damit verhindert hat, daß Deutschland zum reinen Industriestaat geworden ist. Als wir die Grenzen schlossen, da zeigte es sich mit einem Male, daß unser zollgeschützter Boden genug Feldfrüchte hervorbrachte, um uns ohne Zufuhr vom Ausland ernähren zu können. Als uns die Rohstoffe ausblieben, griffen wir auf künstliche Ersatzstoffe zurück, die deutsche Technik und Wissenschaft geschaffen haben und die von uns im Verein mit den alten Vorräten, die wir durch die staatlichen Erhebungen und Vorratsverteilungen in die richtigen Kanäle geleitet haben, nun vor aller Not sicherstellen, so daß auch das Rohstoffproblem selbst für einen lange währenden Krieg glücklich gelöst ist. Das ist der Sieg der rationellen Arbeitsmethode über das englische System der trägen

Ruhe, das sich darauf beschränkt, die besten finanziellen Ausbeutungsmöglichkeiten für das englische Kapital in der Extensivwirtschaft zu suchen. Dazu kommt, daß wir in den letzten Jahrzehnten ein wohlhabendes Volk geworden sind. Das deutsche Volkvermögen wird heute auf 300 Milliarden Mark geschätzt, der jährliche Vermögenszuwachs auf rund 10 Milliarden Mark, und innerhalb dieser Grenzen liegt ein weites Spielraum für die Ausbringung auch der gewaltigsten Kriegslasten. So erklärt es sich, daß Deutschland von dem Weltkriege weit weniger in Mitleidenschaft gezogen wird als die andern kriegführenden Staaten, und sogar als die meisten neutralen Länder. Alles ist jetzt wieder in gutem Fluß, und das ist für die Schlagfertigkeit unserer Seeere von größter Bedeutung, und muß nach und nach auch das Ausland überzeugen, daß es mit der Vernichtung unserer Industrie und unseres Handels nichts ist. Wir können vielmehr die Beobachtung machen, daß, je länger der Krieg währt, desto mehr die Schwierigkeiten bei unseren Feinden wachsen, während in Deutschland durch die immer weiter ausgreifenden Organisationen von Woche zu Woche neue Kräfte gewekt werden. In unsern Staatsbestellungen verfügen wir über Kraftreserven, wie sie kein Land seiner Industrie zu bieten vermag. So bleiben wir frisch und fatenfröh und werden uns durchzusetzen wissen, bis wir den Sieg endgültig an unsere Fahnen geheftet haben. Da auch unser Geldwesen unberührt geblieben ist und wir noch an der Schwelle des alten Jahres den Discontsatz ermäßigen konnten, so ist der Ausblick auf das Jahr 1915 trotz aller Kriegsnot nicht dazu angetan, uns pessimistisch zu stimmen. Auch für diejenigen werden wieder bessere Zeiten kommen, die heute noch besonders empfindlich

unter den Einwirkungen des Krieges leiden, wie die Steuerbesitzer, die Exporteure, die Banken und das große Meer der ausgeschalteten Vermittler. Wenn wir den Frieden erkämpft haben, dürfen auch sie für alle Verluste reichlich durch den wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands entschädigt werden.“

Bei Beginn des Krieges erließ der Magistrat von Berlin in folgenden Aufsatz:

Bürger Berlins!
Nach langen, gesegneten Friedensjahren sehen wir unsere Männer und Jünglinge wieder ins Feld rücken. Sie ziehen in einen Krieg uns aufgezwungen durch haßerfüllte



Husaren auf Beobachtungsposten.

Feinde, gegen die wir in heiliger Notwehr stehen.

Unser Volk ergreift die Wehr für deutsches Wesen und deutsche Kultur, für die Sicherheit des teuer erkämpften Reiches, für das Gleichgewicht in Europa. Nun gilt es, daß jeder sein Bestes gibt, nun ist die Zahl der Prüfung auf Mark und Kern gekommen. Zurück mit allem Denken an Geld und Gut, an Eitelkeit und Behagen!

Wer jetzt, in der Stunde erster Bedrohung des Reichsgebietes seinen Groschen aus den öffentlichen Kassen oder Geldinstituten in den eigenen Strumpf zu bringen sich abmüht, wer die Erregung dazu benutzt, um sich an den Lebensmittelpreisen zu bereichern, oder wer durch törichte Voreinkäufe den Preis treibt, der macht sich schwer verantwortlich vor seinen Landesgenossen. Er ist schuldig, daß Deutsche in den Ruf kommen können, eine große Zeit durch Eigenucht und Kopfslosigkeit zu entwürdigen.

Das ist unsere Art nicht! Wir sind ein männlich treues Volk, das dem Rufe des Vaterlandes im Sturme folgt und sich mit Begeisterung um das Banner seines Kaisers schart.

Berlin, die Reichshauptstadt, muß und wird in Opfermut und Selbstzucht voranstehen. Ihr aber, Söhne Berlins, die Ihr tapfer froh Euch dem Feinde entgegenwerft, nehmt mit Euch den heißen Wunsch Eurer Vaterstadt, daß Ihr unbeugsam in Tapferkeit bis ans Ende beharrt und durch Not und Schlacht sieggekrönt heimkehrt.

Berlin, den 3. August 1914.

Der Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt.
Wermuth.

Der 4. August vereinigte die Mitglieder des deutschen Reichstages im Weißen Saale des königlichen Schlosses, wo der Kaiser nach Schluß seiner begeisterten Thronrede die Führer der Parteien durch Handschlag verpflichtete, für die Dauer des Krieges allen Parteihader zu begraben. Er selbst wiederholte die schon einmal vom Balkon des Schlosses der Volksmenge gegebene Erklärung, daß es für ihn keine Parteien mehr gebe, sondern nur Deutschland!

Dieses Wort hat einen lebhaften Beifall im ganzen Reiche gefunden. Die Parteiorganisationen stellten wenigstens in der Öffentlichkeit ihre Tätigkeit ein, und die Militärbehörden sorgten dafür, daß die ausgesprochenen Parteiblätter den „Bürgerfrieden“ nicht störten.

In allen Kreisen des deutschen Volkes hat der Krieg eine Steigerung des Verantwortlichkeitsgefühls und des Betätigungsdranges hervorgerufen und damit den entscheidenden Willen zur Zusammenarbeit gefördert. Überall finden wir Anzeichen dafür, daß die Einwirkung des einen auf den anderen sowie der sozialen und beruflichen Gruppen aufeinander an Wirkungskraft erstaunlich gewonnen hat. Mit der so gesteigerten Organisationsfähigkeit ist der Wille, sich einheitlicher Leitung und sachkundiger Führung zu unterwerfen, sowie die Bereitwilligkeit, auf Sonderparteile zu verzichten, erfreulich gewachsen.

Der Krieg bringt die Menschen einander näher, läßt sie einander besser verstehen, er hat auch die Gegensätze unter den Klassen, wenn nicht aufgelöst, so doch stark vermindert. Der furchtbare Krieg hat dem deutschen Volke mit einem Schlage den heißersehten inneren Frieden gegeben. Der ausgezeichnete, sich füreinander hingebende kameradschaftliche Geist, der die deutschen Truppen in so hohem Maße beseelt, ist auf das ganze Volk übergegangen. Man verspürt ihn im Gemeinschaftsleben auf Schritt und Tritt: in der Eisenbahn wie auf unsern Straßen, im Geschäftsbetrieb wie im sonstigen Lebensverkehr. Wo man früher das Unterscheidende, Persönliche, Trennende mit Bewußtsein hervorgehört, betont man jetzt das Einende, Ungleichende, Gemeinsame.

So lehrt der Krieg soziales Empfinden. Man sieht auch im Armiten wieder mehr denn früher den Mitmenschen, Mitbruder, Mitchristen.

Aber nicht nur nach der sozialen Seite hin umgibt der Krieg das Gemeinschaftsleben mit seinem verklärenden Schimmer, er erzieht auch die Menschen zur Caritas, zur Liebestätigkeit. Wer von der Not des Krieges in irgend einer Weise getroffen wird, hat ein heiliges Recht auf Trost und Hilfe.

Unmittelbar nach den Kriegserklärungen hat im ganzen Deutschen Reich eine Opferwilligkeit eingesetzt, die ihresgleichen nicht in der Welt haben dürfte. Staat und Stadt, und Dorf, Berufsstände und religiöse Bekenntnisse, Partei und Privatmann, Reich und Arm — alles wetteiferte, der Not in der Heimat und

im Feld zu steuern und vor allem die Angehörigen der deutschen Heeresmacht sicherzustellen.

Der Krieg hatte auch ein ungeahntes Erwachen des religiösen Gefühls zur Folge. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der langen Friedenszeit, in der Deutschland reich geworden war und viele sich an ein lässiges Leben gewöhnt hatten, der Unglaube sich immer breiter gemacht hatte und weite Kreise dem religiösen Leben entfremdet worden waren. Als nun Millionen in den Krieg ziehen mußten, fanden unzählige wieder den Weg zur Kirche und söhnten sich mit Gott wieder aus. Damals war es der Kaiser, der als erster hinwies auf die Pflicht zu beten.

Als am 31. Juli gewaltige Volksmassen vor dem Schlosse in Berlin ansharrten u. unter immer wieder einfließenden vaterländischen Kundgebungen den Kaiser zu sehen verlangten, da erschien er schließlich an einem Fenster und sprach folgende Worte:

„Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Keiner überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehre wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfordern, den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen, und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.“

Und am 2. August erschien folgende Verordnung:

„Ich bin gezwungen, zur Abwehr eines durch nichts gerechtfertigten Angriffs das Schwert zu ziehen und mit aller Deutschen zu Gebote stehenden Macht den Kampf um den Bestand des Reiches und unsere nationale Ehre zu führen. Ich habe mich während meiner Regierung ernstlich bemüht, das deutsche Volk vor Krieg zu bewahren und ihn den Frieden zu erhalten. Auch jetzt ist es mir Gewissenssache gewesen, wenn möglich den Ausbruch des Krieges zu verhüten; aber meine Bemühungen sind vergeblich gewesen. Keinen Gewissens über den Ursprung des Krieges, bin ich der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Schwere Opfer an Gut und Blut wird die dem deutschen Volke durch feindliche Herausforderung aufgebrungene Verteidigung des Vaterlandes fordern. Aber ich weiß, daß mein Volk auch in diesem Kampfe mit der gleichen Treue, Einmütigkeit, Opferwilligkeit und Entschlossenheit zu mir steht, wie es in früheren schweren Tagen zu meinem in Gott ruhenden Großvater gefunden hat. Wie ich von Jugend auf gelernt habe, auf Gott den Herrn meine Zuversicht zu setzen, so empfinde



Der Prinz zu Wied (der frühere Fürst von Albanien) im Stabsquartier einer Armeegruppe des östlichen Kriegsschauplatzes.



Im eingedeckten Unterstand einer Artillerie-Kolonne.

Ich in diesen ersten Tagen das Bedürfnis, vor Ihm Mich zu beugen und Seine Barmherzigkeit anzurufen. Ich fordere Mein Volk auf mit Mir in gemeinsamer Andacht sich zu vereinigen und mit Mir am 5. August einen außerordentlichen allgemeinen Vortag zu begehen. In allen gottesdienstlichen Städten im Lande versammle sich an diesem Tage Mein Volk in erster Feier zur Anrufung Gottes, daß Er mit uns sei und unsere Waffen segne. Nach dem Gottesdienst möge dann, wie die dringende Not der Zeit es erfordert, ein jeder zu seiner Arbeit zurückkehren.

Berlin, im Schloß, den 2. August 1914.

Wilhelm, R.
von Troitz zu Solz."

In großen Städten wie in kleinen Dörfern, aus dem Munde von Geistlichen wie aus Laienkreisen konnte man während der ersten Wochen der Kriegszeit immer wieder das Wort vernehmen: Der Krieg wirkt in religiös-sittlicher Beziehung wie eine gewaltig glühende, alle Kreise erfassende Volksmission. Überall weiß man tief erbauende, herzergriffende Züge zu erzählen von der religiösen Vorbereitung der scheidenden Soldaten, Reservisten und Landwehrmänner vor ihrem Ausrücken ins feindliche Gebiet, wie auch von der verschiedenartigen religiösen Lebensbetätigung der in der Heimat Verbliebenen. Auch aus dem Felde berichteten viele, daß sie dort im Kugelregen wieder beten gelernt haben. (Schluß folgt.)

Auferstehung.

Skizze

v. Ilse E. Fromm.
(Nachdr. verb.)

Über den Rhein kam der tiefe volle Klang der Osterschlöten. — Die Luft war so köstlich rein, und vielstimmiges Vogelgezwitscher tönte aus dem Garten bis zur einsamen weißen Villa hinauf. Es war so ein wunderbarer Frühlingstag, daß die beiden Frauen, die im Sonnenschein auf der Terrasse saßen ihr langes Gespräch vergaßen und still und versunken in den goldenen Morgen hineinschaute.

Nach einer Weile hob die Ältere den Kopf und blickte forschend zu der jungen Dame hinüber.

„Wie leid du mir tust, Ilse — ich wollte nur, ich hätte alles allein zu tragen,“ sagte sie traurig, während ein unendlich gültiger Blick die junge schlankte Gestalt ihr gegenüber streifte.

Ilse Brinmann schüttelte den Kopf.

„Ich bitte dich, so darfst du nicht sprechen. Nie, Mama, hörst du? Mir ist's dann, als ob du mich für schlecht und kleinlich hieltest.“

„Ach, Kind, du weißt, wie ich dich lieb habe, aber du bist jung, und vielleicht wirst du dich doch eines Tages ins Leben hinein sehnen —“

Die junge Frau richtete sich stolz auf.

„Mama, mein Platz ist an seiner Seite! Ich habe ihn lieb.“

„Ich weiß es, mein Kind, und dieser Gedanke ist mir ein Trost in diesen schweren Zeiten.“

Die beiden Frauen schwiegen.

Die Sonne sandte warme Strahlen in den Garten und der Kranke im Rollstuhl schaute apathisch in die spielenden Lichter. Vorsichtig fuhr der Diener den Wagen über die sauberen Kieswege. Der Kranke war wieder kraftlos in die Kissen zurückgesunken, als Ilse, seine Gattin, zu ihm trat und einen Strauß frischer Osterblumen vor ihn auf die Decke legte.

Ihre Augen waren in hingebendster Liebe auf ihn gerichtet. Mit sanften Händen fuhr sie über sein Gesicht.

„Mein liebster Einziger, — wie du leiden mußt.“

Da hob der Kranke seine Augen, und es war ein sekundenlanges Aufleuchten in ihnen, als hätte er ihre Worte verstanden.

Otto Brinmann war in den ersten Kriegstagen als Freiwilliger gegen den Feind gezogen, und nun litt er unfassbar an seiner Verwundung. Eine Kugel hatte sein Hirn getroffen und nach unendlicher qualvoller Wartezeit war er endlich wieder aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, ohne jedoch Verständnis für seine Umgebung zu zeigen. Sein Geist funktionierte nicht mehr, und die Ärzte zeigten wenig Hoffnung auf Genesung. Nur Ilse, seine Gattin, hielt zäh ihren Glauben an seine Wiederherstellung fest. Sie pflegte ihn unermüdet und kannte kein höheres Glück, als kleine, andern kaum merkbare, Fortschritte an ihm zu entdecken.

Wie glücklich waren sie beide gewesen. Die wenigen traumhaft schönen Sommertage hindurch, an denen sie sich nach der Kriegstraumung angehören durften. Wie selig waren sie in dem unerlöschlichen Bewußtsein ihrer Liebe gewesen. — Dann kam die Traurigkeit, eine qualvolle Zeit der Ungewißheit, bis die Kunde sie erreichte, daß eine feindliche Kugel ihn getroffen hatte.

Nun befand er sich seit Wochen daheim, umgeben von der opfernden Pflege von Mutter und Gattin. —



Der Eingang zu den Dardanellen.

In dem stillen weißen Haus, in dem sonst Jauchzen und Freude gelebt, hatte nur noch die wortlose Ergebenheit in das grausame Schicksal Platz gefunden. Da war eines Tages etwas Föhes, Loderndes in ihr aufgeflammt, und sie hatte die Hände zum Himmel gehoben und gerufen:

„Ich will, daß er gesund wird, ich zwing' es — ich ringe es den finstern Mächten ab — es soll keiner Gewalt über ihn haben, ich sei es denn selber!“

Danach war sie starr geworden und es schien, als wären ihre suggestiven Kräfte auf ihn übersprungen und als leiteten sie ihn von Tag zu Tag sichtbar. —

Die Mutter stand diesem Einfluß wie einem Wunder gegenüber. — Oftmals aber erfaßte sie eine Mutlosigkeit, und sie fürchtete, daß all das heißleidenschaftliche Wünschen vergebens sein würde, daß die Jüngere sich eines Tages der Enge bewußt wurde und sich dann hinaus sehnte und doch nicht den Mut haben würde, zu diesem Bekenntnis. —

Von der Veranda kam ein Mädchen.

„Gnädige Frau, Frau Professor lassen bitten.“

Mit einem langen Blick auf den Kranken wandte sich Ilse ab. —

„Mein Kind — es ist Besuch da — ich bitte dich, empfang' du...“

„Natürlich, Mama.“

Eise Brinkmann ging in den Salon. Sie hatte den Namen auf der Karte, die ihr das Mädchen gereicht hatte, nicht gelesen, und als sie jetzt einem älteren Herrn gegenüber stand, erschrak sie heftig.

Hauptmann von Lanken verneigte sich tief.

„Gnädige Frau —“

„Herr Hauptmann?“

Sie wies auf einen Stuhl, nachdem sie sich selbst gesetzt hatte.

„Es ist ein seltsames Wiedersehen, gnädige Frau.“

„Allerdings —“

Sie kämpfte mit einer Verlegenheit und schwieg. Da tönte wieder seine Stimme an ihr Ohr.

„Ich verbringe augenblicklich einen kurzen Urlaub hier.“

Eise Brinkmann hatte sich wieder ganz in der Gewalt. Sie schaute kühl und klar zu ihm hinüber und seine Augen irrten ab vor den ruhigen ernsten Blicken. Sie wußte, daß er ihres Gatten Vorgesetzter war, daß er sie aber liebte mit einer tiefen Liebe, und da die Stille immer laßender wurde, fiel plötzlich etwas wie Angst in ihr auf.

Wenn er jetzt wieder zu ihr von seiner Liebe reden würde — ?! Wenn er — Aber nein, er durfte es nicht tun, jetzt, da sie die Gattin eines andern war.

„Wie befindet sich ihr Mann,“ fragte er jetzt rauh —

„Mein Mann —?“ Sie fuhr erschrocken zusammen. „Es geht ganz unmerklich bergauf, Herr Hauptmann. Ich bin unjagbar glücklich —“

Von Lanken schüttelte den Kopf und stieß den Degen auf den Boden.

„Hoffentlich wird er wieder gesund werden — — —“

Ein ungläubiges Lächeln umspielte ihre Lippen.

Hauptmann von Lanken fuhr fort: „Ich komme in einer Angelegenheit Ihres —“

„Meines Ma-“

„nes?“

Sie sprang leb-

haft auf.

„Er hat sich vor

dem Feind überaus

bewährt und ich will

ihm die Auszeich-

nung überbringen.“

Flammende Rö-

te flog über ihr Ge-

sicht.

„Kommen Sie,

Herr Hauptmann —

er ist im Garten —“

Ehe er etwas

entgegen konnte,

ließ sie hinaus. Er

folgte ihr.

„Otto — — ich

bringe dir etwas Er-

freuliches — —“

Der Kranke

schaute auf.

„Guten Tag, Herr Brinkmann —“

Hauptmann von Lanken reichte ihm die Hand. Ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht. Mit verzehrenden Blicken schaute er auf das junge Weib, das sich zu dem Kranken niederbeugte.

„Der Herr Hauptmann will dich besuchen — Otto — hörst du —?“

Langsam nickte der Kranke.

Wie ein Zauber ging es durch ihre Seele. Ein solch' sichtbares Zeichen, hatte er noch nicht von sich gegeben, seit dem er daheim war.

„Ich bringe Ihnen das Eisene Kreuz — —“

Schwer kamen die Worte von des Hauptmanns Lippen. Erregt legte er das schlichte Ehrenzeichen vor dem Kranken auf die Decke.

Da öffneten sich Otto Brinkmanns Augen ganz weit — und ein Bittern tief über ihn hin — — plötzlich streckte er seine Hände aus — — und über seine Lippen, die seit Wochen noch keine zusammenhängenden Laute gesprochen hatten, lösten sich Worte — — die Eise mit jubelnder Freude in sich aufnahm.

„Für mich — — das — Eisene Kreuz —?“

Hauptmann von Lanken heftete das Kreuz auf des Kranken Brust.

„Majestät hat es Ihnen verliehen —“

„O — du wirst bald gesund sein, Otto —“ rief seine Gattin überglücklich — und er nickte.

In Brinkmanns Augen war der leblose Ausdruck verloschen. — Etwas Lebendiges schien in ihm erwacht. — Seine Brust hob sich nach tiefen schweren Atemzügen — —

„Eise — wo bin ich —?“

„Daheim — Geliebter — und sieh, wie es ringsum blüht und duftet. Die Osterloden läuten — hörst du. Er hob den Arm.

„Herr Hauptmann — ich danke Ihnen —“

Die Anstrengung war zu groß gewesen. Kraftlos sank sein Kopf in die Kissen zurück. Er hielt die Augen geschlossen.

Der Diener fuhr seinen Herrn in die Villa zurück. Langsam folgte seine Gattin mit Hauptmann von Lanken.

„Ich werde mich verabschieden, gnädige Frau —“

Eise Brinkmann reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen sog.

„Nun habe ich Sie für ewig verloren.“

Sie stand noch lange, als er schon längst hinaus gegangen war — und presste die Hände auf ihr stürmisch klopfendes Herz. —

„Nun tam die Auserhebung — — — Er wurde genesen und das Leben sollte neu erblühen. — — —“

Wahrheit.

Von Svatopluk Cech. Deutsch von Helmine Fied (Nachdruck verboten.)

Als Dr. jur. Berle am Ostermorgen erwachte, sagte er zu sich selbst: „Von heute an will ich in Übereinstimmung mit meiner Überzeugung leben und dadurch die Fehler gut zu machen versuchen, welche ich in der ersten Hälfte meines Lebens begangen habe. Von heute an will ich nichts anderes reden und sagen, als die Wahrheit.“

Nachdem der Doktor sich diese Rede gehalten hatte, kleidete er sich an und verließ seine Wohnung. Vor der Haustür traf er den Portier, der die Straße segte. Er legte sein mürrisches Gesicht in untertänige Falten und sagte mit einer Stimme, die vor Demut bebte:

„Höfliches Fest, Herr Doktor.“

„Hören Sie mal, Jaroslaw,“ antwortete der Doktor trocken,

„ich weiß sehr gut, daß es Ihnen vollständig gleichgültig ist, ob ich ein frohliches Osterfest habe oder nicht, ich weiß auch, daß Sie Ihre frommen Wünsche nur aussprechen, um ein Trinkgeld zu bekommen, welches Sie gleich in Spirituosen umgewandeln. Ich fühle mich weder verpflichtet, Ihnen ein Honorar für eine Lüge zu zahlen noch Ihren Gang zum Trinken zu ermutigen, aber damit Sie nicht glauben, daß ich geizig bin, will ich der armen Witwe, die dort kommt, das Trink-

geld geben, auf welches Sie gerechnet hatten.“ „Hier, Frau Fielmel,“ fuhr der Doktor fort, sich an eine ärmlich gekleidete Frau mit einem Kinde auf dem Arm wendend, „machen Sie sich ein vergnügtes Fest für diese Kleinigkeit...“

Frau Fielmel wurde freudig überrascht. Sie warf dem Doktor einen dankbaren Blick zu und dieser setzte seinen Weg fort mit dem befriedigenden Gefühl, etwas Gutes getan zu haben.

An der Straßenecke traf Doktor Berle seinen Hauswirt, der von seinem Morgen Spaziergang zurückkehrte.

„Sieh mal einer den alten Bucherer an,“ dachte Doktor Berle. Er blickt beinahe vor Verachtung für alle diejenigen, welche kein dreißigköpfiges Haus und Geld auf Zinsen haben. Er erwartet sicher, daß ich ihn oder vielmehr seine Geldsäcke ehrerbietigst grüßen soll, aber er irrt sich...“

Der Hauswirt wollte gerade seinen Hut abnehmen, als ihn der verächtliche und herausfordernde Blick des Doktors traf. Der gute Mann war ganz verblüfft und starrte mit offenem Munde seinem Mieter nach, dessen Auftreten er nicht verstand.

Doktor Berle ging ruhig weiter. In der nächsten Straße traf er seinen Freund, den Dichter.

„Hast du mein neues Buch gelesen,“ rief dieser, sobald er den Doktor erblickte.

„Ja, ich habe es gelesen.“

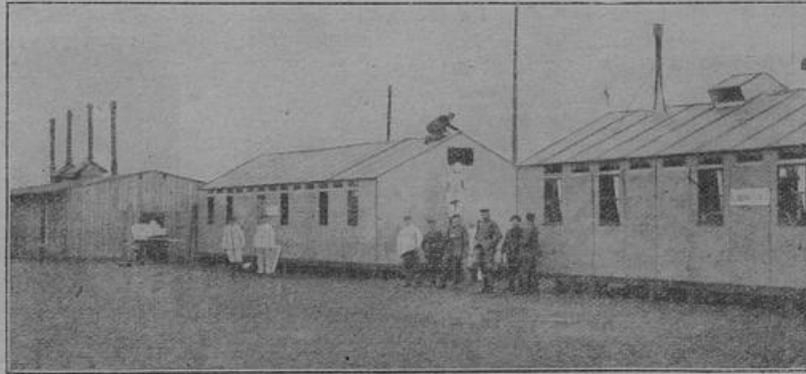
„Wie findest du es? Du weißt, welchen wert ich auf deine Ansicht lege.“

„Ich meine, du hättest am besten daran getan, das Manuskript zu verbrennen.“

„Was sagst du?“ rief der Dichter. „Das ist doch wohl nur dein Scherz.“

„Nein, es ist das schlechteste Buch, welches du je geschrieben hast. — Es ist viel schwächer, als deine früheren Arbeiten.“

„Ich begreife gar nicht, was in dich gefahren ist. Du lobtest doch sonst meine Bücher...“



Ein Barackenlager für deutsche Verwundete in Russisch-Polen in der Gegend von Kalisch.

„Ja, aber jetzt sage ich meine aufrichtige Meinung. Du solltest lieber etwas Besseres tun, als schlechte Bücher schreiben...“

Der Schriftsteller drehte ihm während den Rücken.

„Da habe ich nun einen guten alten Freund verloren,“ dachte der Doktor, „aber die Wahrheit geht allem voran.“

Der Doktor begab sich darauf zu dem Rechtsanwalt, dessen

Kompagnon er war, und kündigte seinen Kontrakt.

„Aber warum denn?“ rief sein Kompagnon erstaunt.

„Ich will nicht mehr dabei helfen, unehrenhaften Schuldnern

Ratschläge zu geben oder der Handlanger der Wucherer sein, die ihren Opfern das Fell über die Ohren ziehen.“

„Na, so steht die Sache!“ rief der Rechtsanwalt lächelnd.

Er klopfte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und ging in das

Rebenzimmer.

Um sich zu trösten, beschloß der Doktor seine Braut zu be-

suchen. Als er ins Wohnzimmer trat, ließ die Mutter seiner Braut

eine stattliche energische Dame, eine kostbare Karaffe fallen, die

sie dem Dienstmädchen hinreichte.

„Ungeachtete Person!“ herrschte sie das Mädchen an.

„Aber die gnädige Frau tat es ja selbst.“ stammelte das Dienst-

mädchen.

„Ich muß die Partei des Mädchens nehmen, liebe Mama,“

sagte Doktor Verle. „Sie waren es wirklich selbst...“

Die Dame warf ihm einen erstaunten und wütenden Blick

zu und befahl dem Mädchen, das Zimmer zu verlassen. Dann

wandte sie sich an den Doktor und sagte, indem sie ihre Aufregung

zu beherrschen suchte:

„Ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, die Partei des

Mädchens zu nehmen. Sie haben mich in eine sehr peinliche

Lage gebracht...“

„Ich sagte nur, was ich mit meinen

eigenen Augen gesehen hatte...“

„Sie wollen vielleicht damit sagen, daß ich meine Dienst-

mädchen nicht gut behandle? —“

„Sie sind im Besitze vieler vortrefflicher

Eigenschaften, verehrte Schwiegermama,“ aber es muß

nicht ganz leicht sein, Dienstmädchen bei

Ihnen zu sein.“

„Na, das ist doch aber zu arg,“ rief die

Gnädige in heller Wut. „Verlassen Sie

sofort mein Haus. Ich wünsche nicht, das

Schicksal meiner Tochter an einen Menschen

wie Sie zu knüpfen.“

Doktor Verle be-

gab sich nach Haus und fing an, mit lan-

gen Schritten in seiner Stube auf und ab zu gehen. Seine Auf-

regung stieg von einer Minute zur andern und zuletzt arbeitete

er sich in eine solche Wut, daß er anfang, mit einer Keilpeitsche

blindlings auf seine Möbel loszuschlagen. Als er dabei war,

trat sein Freund Doktor Birx ins Zimmer.

„Bist du krank?“ fragte der junge Arzt besorgt, indem er den

Fuß des Freundes unterfuchte.

„Nein, mir fehlt weiter nichts, als daß ich die Wahrheit gesagt

habe.“

Unsere Bilder.

Die tägliche Landsturmparade in Villo. Auf der Grande Place in Villo findet täglich eine Nachtparade, gefolgt vom Landsturm, statt. Wir zeigen hier eine Aufnahme unserer Landsturmtruppen während der Paradeaufstellung.

Der jetzige Fürst Otto von Bismarck, der Enkel des Altreichskanzlers, der zurzeit im Felde steht, ist geboren am 22. September 1897 als Sohn des Fürsten Herbert von Bismarck.

Sufaren auf Beobachtungsposten. Wir sehen hier eine Sufaren-Patrouille auf ihren Pferden stehend, hinter einer kleinen Deckung den Feind beobachtend.

Das englische Kriegsschiff „Queen Elizabeth“ bei der Beschließung der Dardanellen. Wir sehen hier den neuesten Überdreadnought der englischen Kriegsflotte während des Bombardements der Dardanellen. Wie es heißt, soll auch dieses Kriegsschiff bereits beidmädigt worden sein.

Das Sparbüchlein.

Vor mir ein liebes Kindergeßicht.

— Augen so hell wie das Sonnenlicht —

Blüßert: „Fräulein, ich möcht' dir was sagen,

Als der Herr Pfarrer vor ein paar Tagen

Sammeln ließ für die Krieger im Feld,

Hatte mein Mütterchen gar kein Geld,

Gerne möcht' ich nun doch was geben.“

Schüchtern seh' ich's ein Büchlein heben.

Unscheinbar grau. Für die Krieger im Feld,

Fräulein, hier all mein erspartes Geld.“

Drei Mark achtzig, der Pfennige sieben,

Leuchtend steht's in dem Büchlein geschrieben. —

Zubehnd durch meine Seele es zieht:

„O du gold'nes Kindergeßmüt!

Säh' dich der Kaiser, gewiß es mir glaubt,

Legt er dir segnend die Hände aufs Haupt.

Doch der Herrgott im Himmelreich

Schrieb dich sicher ins Heldebuch gleich.“

Auguste Bayer.

Sprüche.

Wir müssen zuvörderst über die großen Ereignisse unserer Tage, ihre Beziehung auf uns und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigener Bewegung unserer Gedanken nachdenken und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen und ein entschiedenes und unwandelbares Ja und Nein über die hierher fallenden Fragen verschaffen.

Schon mancher ist dadurch vor unnützen Gelbtausgaben bewahrt geblieben, daß er kein Geld hatte.

Wenn der Mensch sich etwas vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt.

Östern!

Auferstanden ist der Herr
Von des Todes Banden!
Zubehnd klingt das Trosteswort
Heut' in allen Landen.

Aufersteh'n! — Welch bitt're Qual
Hat der Herr erlitten,
Ehe sein Erlösungsrieg
Glorreich war ertritten.

Aufersteh'n! — Auch du, mein Volk,
Mußt so Schweres tragen,
Mußt dein Liebsteß geben hin,
Stehst in Schmerzentagen.

Dulde mir und harre aus
Helbenhast im Ringen,
Bis der große Siegestag
Wird den Frieden bringen.

B. Petit.



Der Österreichische Thronfolger Karl Franz Josef im Gespräch mit Österreichischen Infanteristen.



Sprüche.

Wenn der Mensch sich etwas vornimmt,
so ist ihm mehr möglich, als man glaubt.

O wolle nie ein Herz beneiden,
Weil es im Glück schwelgt allein,
Das ist kein Glück, das ist ein Leiden,
In seinen Wonnen einsam sein.

Brotmünzen. Wie heute Brotmarken ausgegeben werden, um den Verbrauch von Brot und Mehl richtig zu regeln, so hat man schon vor Zeiten bei Teuerungen besondere Zeichen geschaffen, die ähnlichen Zwecken dienten. Als im Winter 1846 zu 1847 infolge der schlechten Ernte in dem vorausgegangenen Sommer Getreide und Kartoffeln knapp wurden, so daß es im April 1847 in Berlin zu einem „Kartoffel-

gericht (oder Reichsammergericht, wie es der Volksspott nannte) zu Weimar beschäftigt war, wo die Prozesse oft mit einer so großen Schnelligkeit erledigt wurden, daß darüber mehrfach Richter und Parteien verfarben. Es sind uns in der Tat Berichte überliefert, denen zufolge mancher Rechtsstreit über 200 Jahre gedauert hat. Was soll das aber gegen den Prozeß bedeuten, der gegenwärtig noch das Landgericht von Alg in Südfrankreich beschäftigt. Es wurde im Jahre 1327 von Robert von Anjou gegen eine Reihe von Gemeinden wegen Grenzstreitigkeiten angestrengt und 1388 vom Herzog von Savoyen fortgesetzt. Es handelt sich um die Grenzen verschiedener Gemeinden an der französisch-italienischen Grenze. Und nun, nach beinahe 600 Jahren hat der hochweise Gerichtshof in Alg einen Beweisbeschuß erlassen des

Moderne Anzeige. „Ich verkaufe von morgen an mein Lager in fertigen Kleidern so billig, daß ich mich schäme, die Preise zu veröffentlichen.“

Die höchste Verehrung. Maurer: „Wissen Sie, für Generalfeldmarschall von Hindenburg würde ich sogar gern nach Feierabend arbeiten!“

Der Klimawechsel. Französischer Unteroffizier: „Herr General, was sollen wir machen — unsere Tambours sind gefangen genommen?“ General: „Na, dann sollen die Zauben und Turcos antreten und mit den Zähnen klappern.“

Liebesbrief des Kassenrevisors Stodfisch an seine Braut:

„Meine liebe Karoline!
Deinen mit zwanzig Pfennigen Strafporto belasteten lieben Brief habe ich gestern erhalten . . .“

Das Gegenteil. „Na, nun sage mal ehrlich, lieber Freund, du hast deine Frau auch nur deshalb genommen, weil sie Geld hatte?“ „Im Gegenteil, ich habe sie genommen, weil ich feins hatte.“

Müdigkeit. „Höre mal, Max, was Vati schreibt: Drei Wochen lang haben wir uns nicht gewaschen.“ Max: „Au fein.“

Der Pedant. Wirt (zum Gast, der unter dem Tisch etwas fucht): „Warum stecken Sie denn ein Streichholz nach dem andern an, Herr Professor? . . . Haben Sie etwas fallen lassen?“ Professor: „Zunächst . . . ein Streichholz!“

Ein gutes Geschäft. Dichter: „Das ist mal талант. Vierundzwanzig Gedichte habe ich eingekauft, sechsundzwanzig bekommen ich zurück!“

Eine fleißige Familie. „Wie geht es eigentlich der Familie Pechschim? Man hört doch gar nichts mehr von ihnen?“ „Ja, weißt du, die sind alle sehr beschäftigt. Die Frau schreibt Gedichte, die niemand liest, die Tochter malt Bilder, die keiner kauft, der Sohn schreibt Theaterstücke, die niemals aufgeführt werden, und der Gatte füllt immer Wechsel aus, die kein Mensch einlösen will!“

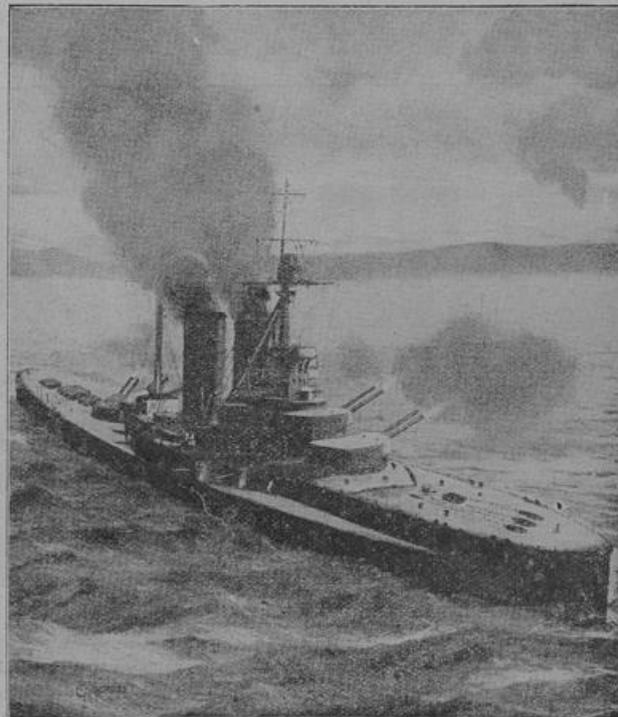
Der passende Beruf. „Ich weiß gar nicht, was mal aus unserm Jungen werden soll! Nichts gefällt ihm!“ „Nun laß ihn denn doch kritiker werden!“

*
Rästel.

Was ich bin, das bin ich nicht,
Wär' ich's, wär' ich nicht so klein.
Wär' ich, was mein Name spricht,
Wär' ich, was ich bin, nicht jein.
Wenn ich wäre, was ich bin,
Wär' es wohl nach meinem Sinn,
Und doch wünsche ich vielmehr,
Daß ich nicht, was ich bin, wär'!

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Zunge, Lunge, Junge.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredency (Abit). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeul & Koenen, Ess'n (Abit).



Das englische Kriegsschiff „Queen Elizabeth“ bei der Beschießung der Dardanellen.

ein Scheffel Roggen aus dem „Amt Hamm“ geholt, und zwar zum damals arg hohen Preise von fünf Talern. An diese Zeit des Mißwachses und der Not erinnert eine vollständig verrostete Münze von der Größe eines Zweimarkstückes, die ein Ackerknecht aus Ergste fand und in der frohen Hoffnung ein Stück eines verborgenen Schatzes entdeckt zu haben, schnell nach Hause trug und sorgfältig reinigte. Die Hoffnung wurde freilich zerschanden. Es stellte sich heraus, daß es sich um eine kupferne Brotmarke aus dem Jahre 1816 handelte, deren Vorderseite die Worte zeigte: „Kaufe in der Zeit 1816“ und auf deren Rückseite stand: „So hast du in der Not 1817 ein Brot beim Elberfelder Kornverein.“

Der längste Prozeß der Weltgeschichte. Man erinnert sich, daß Goethe in jungen Jahren als Referendar am Reichsammer-

Inhalt, es solle eine besondere Kammer von Sachverständigen gebildet werden, die unter die verschiedenen prozessierenden Gemeinden die streitigen Gebiete verteilen möge.

Der Pyrenäen-Tunnel von Canfranc, der die dritte Verbindung zwischen dem französischen und dem spanischen Eisenbahnsystem darstellt, ist jetzt seiner Bestimmung übergeben worden. Staatliche Ingenieure vollzogen den Öffnungsakt ohne besondere Feierlichkeiten, inmitten eines wütenden Schneesturmes. Der Bau des acht Kilometer langen Tunnels hat 24 Millionen Franken gekostet und wegen der Terrainschwierigkeiten eine ganze Reihe von Menschenopfern erfordert.

*
—

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 15

Sonntag, den 11. April

1915

Was die Feldgrauen erzählen.

Aus persönlichen Schilderungen.

I. Die Feuertaufe im Schrapnellregen.

Es war im heißen August 1914. Wir hatten in tagelangen mühevollen Märschen, die große Anforderungen an Menschen und Tiere stellten, den westlichen Zipfel des Regierungsbezirks Trier und das Großherzogtum Luxemburg durchquert. Bei Hoocht überschritten wir am 21. die belgische Grenze, wo das Bataillon nachts in Trarant die erste Ortsunterkunft auf feindlichem Boden bezog. In den letzten Tagen war allerdings mehrfach ferner Kanonendonner an unser Ohr gedrungen, doch dachte noch niemand, daß wir uns starken feindlichen Infanteriekräften gegenüber befänden. Es hieß im Gegenteil immer, daß bis jetzt nur Plänkelen mit französischer Kavallerie stattgefunden hätten. So kamen wir am 22. vormittags nach Neufchateau. In den Straßen war mehrstündige Kasse. Die Einwohner zeigten sich sehr freundlich und stellten Wasser heraus, aber wir sollten sie nach wenigen Stunden schon von einer andern Seite kennen lernen. Kurz nach 12 Uhr wurde zum Weitermarsch angetreten. Da, gleich beim Verlassen der Stadt, erhielt die Marschkolonne von 3 Seiten konzentrisches Feuer, die Überprüfung durch die Herren Franzosen. Unser Heererelement marschierte an der Spitze und kam daher zuerst ins Feuer. Ich hatte zunächst nur das Gefühl großer Neugierde, den Gegner einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu können. Es dauerte aber noch eine Stunde, während der sich unser Bataillon als

erste Gefechtsgruppe zu beiden Seiten der Straße entwickelte, bis wir die Herren „Kothosen“ zu sehen bekamen. Von den berühmten roten Hosen sahen wir übrigens diesmal nichts, denn uns gegenüber befand sich französische Marineinfanterie in gleichfarbiger blauer Uniform (Mantelrock und Hose). Der Feind griff über einen Höhenkanon, anschließend an einen langgestreckten Waldsaum, unsere Schützenlinie an. Im Handumdrehen befanden wir uns im heftigen Feuergefecht, in dessen Verlauf nun auch wir springweise zum Angriff übergingen und zwar fast ohne jeden Verlust.

Bis jetzt hatten wir nur mit Infanterie zu tun. Dann mischten sich von den Flügeln her auf beiden Seiten die Maschinengewehre mit ihrer scharfkatternden Musik in den Gefechtslärm. Wir machten gleich die Beobachtung, daß unsere ein bedeutend lebhafteres Feuer unterhielten. Plötzlich aber wurde es sehr ernst. Von fern her erfolgten kurz hintereinander mehrere dumpfe Schläge, ein heulendes Singen kam näher und näher und dann über uns ein betäubender Schlag: Schrapnell! Es prasselte um uns herum, und leider hatte schon der erste Schuß eine Anzahl Treffer. Das erste Gefühl war furchtbar niederschmetternd; man sieht sich einem Gegner ausgeliefert, den man nicht mit der eigenen Waffe bekämpfen kann, weil er gänzlich unsichtbar ist. Glücklicherweise kamen auch eine große Anzahl Blindgänger, und schließlich hatte man sich wieder in der Gewalt, und die Gewöhnung zeigte



Kapitänleutnant von Müde,

der Führer der Gendarmenmannschaft auf der „Kocher“ mit tüchtlichen Offizieren nach der glücklichen Landung in Sobreda am Noter Meer.

schon nach einer Stunde auch in dieser Lage ihre mildemde Wirkung. Immerhin dauerte es noch Stunden, bis wir uns, auf dem Bauche kriechend, so nahe an die französische Infanteriestellung herangearbeitet hatten, daß die feindliche Artillerie ihre heulenden Kräfte nicht mehr herübersenden konnte, wollte sie nicht die eigenen Truppen gefährden. Aber wir atmeten doch erleichtert auf, als diese dröhnenden Explosionen der Geschosse über uns aufhörten.

Und dann kam die schönste Erinnerung: unser erster Sturmangriff! Von rückwärts kam die Meldung, daß frische Kräfte einschleichen würden. Wir hatten kaum durch den Lärm des Gewehrfeuers unserm Hauptmann zugeschrien: Verstärkungen kommen! Da kam der langersehnte Gegenruf: Seitengewehr pflanzt auf! Nun aber ging der furor teutonius mit dieser Mannschaft los, die doch aus lauter Reservisten und Landwehrlenten bestand: Ohne die einschleibenden Verstärkungen oder den Befehl zum Angreifen abzuwarten, erhob sich die ganze Linie wie ein Mann, die Hörner gellten ihr „Kartoffelsupp“, „Kartoffelsupp“, die Tamboure schlugen wie rasend Sturm, und aus 150 Kehlen erhob sich ein einziger Schrei, nein, ein übermenschliches Gebrüll: Hurra! Und immer wieder Hurra! Und wieder im atemraubenden Laufen: Hurra! Und nun unsere Gegner. Sie hatten sich tapfer geschlagen, wenn auch etwas planlos geschossen. Aber bei dem Aufpflanzen der Bajonette faßte sie doch die schlottrende Angst: ein paar vereinzelt heftige Schüsse, dann jagte die ganze Linie in wilder Flucht davon.

Hier sah ich zum ersten Male die Illustration des Wortes: Panik! Vergebens bemühten sich einige Offiziere, die denn in unsere Hände fielen, die Weichenden zum Stehen zu bringen, in rasendem Laufe suchte sich jeder in Sicherheit zu bringen, es war kein Halten mehr. . . . Wir hatten gesiegt!

leider dem Befehle zum Zurückgehen in eine sichere Aufnahmestellung gegenüber den übermächtigen französischen Kräften folgen. So kam es zum Rückmarsch von der Marne.

Ungestim drängten jetzt die Rothosen nach. Sie wählten sich schon in ihrem unverbesserlichen Optimismus als endgültige Sieger, sie sahen unsere von strategischen Rücksichten diktierte freiwillige Rückwärtsbewegung als Klucht an. Eins muß hier aber Anerkennung finden: ihre Artillerie, die versuchte mit allen Mitteln durch unablässiges Feuer die Moral unserer Truppen zu erschüttern. Ihr Feuer war wohlgeleitet, es zwang uns öfter, streckenweit die Straße zu verlassen und in geräumem Abstand von ihr den Marsch über die Felder zu nehmen. Wenn es gar zu toll wurde, dann deckten uns unsere Schwarztragen, und jedesmal mit gutem Erfolg.

Wir lagen am 16. September hinter Chalons als Nachhut unseres Korps. Die Kompagnie hatte zusammen mit einer Batterie Feldartillerie den Auftrag, den weiteren Abmarsch zu decken. Das Nachtlager wurde am nördlichen Rande einer Waldlichtung bezogen. Nach Süden lagen 250 bis 300 Meter Weide, dann kam wieder Hochwald und jenseits desselben freies Feld. Übermüdet von den Marschankrengungen des Tages waren wir eingeschlafen, als gegen 12 Uhr die ausgestellten Posten meldeten, daß große feindliche Infanteriemassen zum Angriff schritten. Unsere Vorposten zogen sich feuernd in unsere Linie zurück. Im Nu hatten wir unseren Waldsaum besetzt. Maschinengewehre und Geschütze in Stellung gebracht und harrten nun des Gegners. Es war ausdrücklich bestimmt worden, daß auf den Feuerbefehl gewartet werden müsse.

Mit einem Male wurde es vor uns lebendig. Aus dem gegenüberliegenden Waldstück heraus trat eine lange Menschenmauer,



Aus den unterirdischen Felsenwohnungen in der Champagne, die unseren Truppen einen feuerficheren Unterschlupf bieten.

Zitternd vor Freude und atemlos riefen wir uns gegenseitig immer wieder zu: wir haben gesiegt! und unsere dröhnenden Hurruufe trieben den Gegner aus dem Walde, über die Höhe, ins jenseitige Tal und wieder die andere Höhe hinauf. Es war kein Zweifel mehr: auch wir hatten in den altpreussischen Ruhmesfranz ein neues Blatt gefochten, denn soweit der Blick reichte, überall fliehende Feinde und eine einzige unaufhaltsam vorwärtsdrängende feldgraue Mauer!

Die erkürnte Stellung war mit Toten und Verwundeten besät, und später tat die feindliche Artillerie noch ein übriges und schoß Granaten auf Granaten hinein, die uns nicht mehr erreichten, aber noch manchem verwundeten Franzosen den Tod brachten. Es waren schreckliche Bilder. . . .

Und dann kam die Nacht. Neue Regimenter zogen nach vorn, alle mit einem einzigen Lied, immer wieder: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

II. Ein nächtlicher Waldkampf hinter der Marne.

Unvergleichlich waren diese Tage der ersten Siege mit ihren überwältigenden Erfolgen. Die Armeen der Franzosen, Engländer und Belgier wälzten sich rückwärts, immer weiter rückwärts, es gab kein Halten mehr. Besser als jede Schilderung sprachen die Armeebefehle des französischen Generalissimus, die später in unsere Hände fielen, dafür, bis zu welchem Grade der Geist der Auflösung damals die stolzen Heere der Republik und ihrer Verbündeten ergriffen hatte. Die Regierung floh nach Bordeaux, denn schon stellten die v. Klüchtigen Klauen ihre Felle auf der Rennbahn von Chantilly im Norden der Seinestadt ein. Ostlich hatten unsere Feldgrauen die Linie der Hauptstadt bereits überschritten bei Montmirail und Coulommiers im Marnebogen. . . . Das Ende schien nahe. Da mußten unsere tapferen Truppen

im ungewissen Licht des Mondes blitzen Waffen auf, Stimmen gemurmelt schwall an, bald hörten wir deutlich das siegesgewisse En avant! En avant! Jetzt konnte man bereits einzelne Gestalten unterscheiden, dann waren dies Heraufstürmenden nur noch 50, 20 Schritte von uns entfernt. . . . und nun scharf wie ein Welterschennall: „Feuer!“ Ein donnernder Schlag die ganze Linie entlang, noch einer und noch einer. . . . vor uns gellende Aufschreie. . . . dann jagt der Überrest der Anstürmenden in langen Sähen zurück, wieder in den schützenden Wald hinein!

Der Ansturm war abgeschlagen. Doch bald bekamen wir neue Arbeit. Hell schmetternde Clairons riefen im jenseitigen Walde die Franzosen aufs neue zum Sturm. Noch einmal und dann sogar zum dritten Mal setzte der Feind zum Angriff an, aber jedesmal mit dem gleichen für ihn so blutigen und unglücklichen Ergebnis. . . . Die menschliche Mauer brach in unserem Feuer zusammen!

Als der Morgen graute, bot die Weide zwischen den beiden Waldstücken ein entsetzliches Bild. Da lag Franzose neben Franzose, an manchen Stellen gleich zwei und drei übereinander, Tote wie Verwundete. Und dazu das Zammern und Stöhnen der Verwundeten, der Ruf der Sterbenden nach Wasser. . . . es war gut, daß wir gleich weitermarschierten, aber noch manchmal kamen uns die schrecklichen Bilder des nächtlichen Waldkampfes wieder ins Gedächtnis.

III. Ein „Schlachtfest“ vor Antwerpen.

„Schön ist ein Zylinderhut, wenn man ihn besitzen tut“, sang mein Kamerad Lehmann aus Berlin, unser allbeliebter Kompagnieführer, dabei warf er einen sehnsüchtigen Blick auf eine ganze Herde fetter Vorkentiere, die sich vor unseren Augen auf einem Bauernhof grunzend und nach Futter suchend, herum-

trieben. Wir arbeiteten uns in diesen Tagen näher an den äußeren Fortgürtel von Antwerpen heran, und unsere Kompanie bekam das geräumige Bauerngehöft für die nächsten Tage zum Stützquartier angewiesen. Zu unserer Überraschung fanden wir feinen Menschen vor, der irgend einen Besitztitel auf das große Anwesen beansprucht hätte. Der Besitzer hatte das Feld geräumt, wahrscheinlich aus Furcht vor der Beschießung. Das Rindvieh lief laut blönd, die Kühe mit strogenden Eutern, auf einer Weide umher und im Hofraum grunzten etwa 30 herrenlose Schweine.

Da uns das Schicksal offensichtlich hier zu Rechtsnachfolgern der früheren Besitzer eingesetzt hatte, moßen einige sachverständige Landwirte zunächst die Kühe. War das nach dem mühsigen Wasser der letzten Tage wieder mal ein herrlicher Trank! Doch es zeigte sich auch hier, daß der Genuß den Charakter verdirbt. Lehmann murmelte immer in seinen Bart hinein und befahl im Hofe die Schweine wie ein Handelsmann von allen Seiten, besahnte auch mal eins und knurrte schließlich, daß es eine Schande sei, wenn so was nutzlos verkomme. Nun erfordert die Wahrheit das Eingeständnis, daß besagtes Schweinevieh auf mich durchaus nicht den Eindruck machte, als wenn es am „Verkommen“ gewesen wäre, aber in mir sitzigen lodende Bilder von einem duftigen Schweinebraten auf. . . . Trotzdem, es geht nicht, requirieren auf eigene Faust ist strengstens verboten. Meinem Freunde Lehmann gebührt das Verdienst, uns aus diesem Dilemma einen gangbaren Ausweg gezeigt und zugleich seine Befähigung für den bekannten Beruf der Rechtsanwältin nachgewiesen zu haben. Er führte aus: Jemand etwas wegnehmen, ist im Kriege nicht erlaubt, aber wo niemand ist, da kann auch keinem etwas weggenommen werden und wo niemand ist, da hat sogar der König von Belgien das Recht verloren. . . .

Wer hätte sich solchen Gründen entziehen können? Und vollends welcher Soldat, wenn er 14 Tage lang einmal Reis-, das andere Mal Griessuppe gegessen hat! Nun sind diese Suppen zwar unbefruchtete Delikatessen, zumal in der muster-gültigen Bereitung durch eine königlich preussische Feldküche, aber das Geleze der Abwechslung hat auch beim Soldatenmagen Geltung. Um es kurz zu machen: eine Viertelfunde später hatten Lehmann und ich das größte der Vorkentiere in eine ab gelegene Ecke des großen Hofgartens getrieben. Das Tier folgte uns auch in seiner arglosen Dummheit und als es schließlich merkte, daß der Ausflug nach unserer Bestimmung letzten Endes in unsern Wagen führen sollte, da war es zur Umkehr schon zu spät; denn Lehmann war gelehrter Schweinemehrer! Darf ich unter Diskretion noch mitteilen, daß etliche Stunden später noch zwei der Kameraden des Hauptschweines diesen auf seinem Leidensweg folgen mußten? Daß am andern Tage in großen Kesseln ein Bruzzeln war, wie in einer Hofküche, daß jeder Mann nicht nur seinen Braten mit Wurst erhielt, sondern nach das stochgeschir halb gefüllt mit köstlichem Schweineschmalz, mit Zwiebeln und Äpfeln herrlich bereitet?

Dann darf ich aber auch nicht verschweigen, daß unser Oberleutnant und Kompanieführer ein schweres Donnerwetter nach dem andern uns an den Kopf warf, als die Geschichte „ruchbar“ wurde (er war dem verlodenden Bratenruchlein nach in die Küche geraten und hatte die Bescherung entdeckt). Er erklärte die Lehmannsche Auffassung vom Begriff der „Requisition“ als durchaus unzulässig, stellte uns sämtliche Strafen des Mittelalters in Aussicht, falls so eine „Schweinererei“ nochmal passiere und ließ schließlich mit den übrigen Ferteln eine Inventuraufnahme zur Verhütung weiteren Abganges veranstalten. Als wir aber später an der Nethe gegen die „Marinetommys“ im Schützengraben lagen, und die Verpflegungszufuhr einmal stockte, da fragte unser Herr Oberleutnant mit einem lächelnden Augenzwinkern: „Hat noch jemand von dem lederen unvorschriftsmäßigen Schweineschmalz?“ Und Freund Lehmann rief seinem Vorgesetzten behaglich lächelnd eine Nethe von Schmalzstullen!

IV. Seiters vom Belagerungskrieg.

Die südöstlichen Forts der äußeren Befestigungslinie von Antwerpen hatten schon von der Sprache unserer schweren Artillerie

die das Antworten vergessen. Die Infanterie nahm sie der Nethe nach ein, und uns wurde als ferneres Arbeitsfeld der Nethe-Abschnitt zugeteilt. Der Gegner zuerst Belgier, setzte uns in den ersten Tagen im gegenseitigen Schützengrabentampfe hartnäckigen und tapferen Widerstand entgegen. Als er aber von einer Position immer wieder weiter zurück in die andere geworfen wurde, da schien in den Truppen der Mut völlig zu erlahmen. Wenigstens machten wir beim Nehmen eines feindlichen Schützengrabens, dessen Besatzung sich ausnahmslos ergab, eine merkwürdige Beobachtung. Die abgelegten Gewehre der Belgier trugen größtenteils ein kleines Stüd Schnur am Abzug. Es ging uns nach dem Buschvers: Der Jüngling schießt den Grund nicht ein! Einer der tapferen Landsoldaten seiner belgischen Majestät zeigte uns dann Zweck und Ziel dieser Vorrichtung.

Sie ermüdete es nämlich den Schützen, das Gewehr auf den Grabenrand zu legen und zu feuern, ohne sich dabei der noch obendrein gefährlichen Unbequemlichkeit des Zielens aussetzen zu müssen! „Et is niet so gefahrliel“, meinte einer der Gefangenen, offenbar ein Ullane, wir aber wollten uns alle fast ausschütten vor Lachen über diese „vorsichtigen“ Vaterlandsverteidiger.

Eines Tages, wir hatten die Nethe eben unter scharfem Artilleriefeuer überschritten, fanden wir die Herren Bettlern von der andern Seite des Kanals vor uns, die sagenhaft berühmte Marinebrigade Mister Churchills. Wir warfen sie an diesem Morgen aus zwei hintereinanderliegenden Positionen. Gegen Mittag kam das Gefecht zum Stehen. Es wurden nur einzelne Schüsse hinüber und herübergewechselt. Vor uns, in etwa 500 Metern Entfernung, lag halbversteckt eine Fabrik. Es schien uns so, als wenn eine ganze Anzahl unserer Gegner diese besetzt hielt. Einer unserer Jüge war, gedeckt durch einen Straßendamm, schon ziemlich nahe an die Fabrik herangefommen und lag jetzt mit Feuerpause unweit davor im Gelände. Unser Kompaniechef sah deshalb die Möglichkeit, durch einen überraschenden Angriff den Stützpunkt des Feindes in unsere Hand zu bekommen. Und alles ging nach Wunsch und 5 Minuten später waren wir Herren der Fabrik, die aber zu unserer größten Verwunderung nicht in Verteidigungszustand gesetzt worden war. Nein, die Herren Engländer hatten auf langen Tischen ein Mahl angerichtet, wie wir es lange nicht mehr gesehen hatten: Kaffee, Büchsenfleisch, Käse in mehreren Sorten, Mardinen usw. usw. Es war zwar nicht für uns bestimmt, aber wir haben uns diese Herrlichkeiten dennoch ganz ausgezeichnet schmecken lassen. Es wird den Mardinen auch wohl gleichgültig gewesen sein, ob sie in unsern oder in englischen Mägen enden mußten. Den Marinetommys war es ja nicht egal, das merkten wir später, als sie viermal hintereinander versuchten, sich wieder in den Besitz der Fabrik und damit ihrer Futtervorräte zu setzen. Es gelang ihnen nicht und sie mußten an diesem Tage ohne Corned beef zu Bett gehen. Andern Tages sandte sie ihr Herr und Meister dann in die Inselheimat zurück, denn am Tage drauf fiel Antwerpen, das unbezwingliche, in deutsche Hände.

V. Auf Requisition.

Es ist eine alte Binsenweisheit, daß der Deutsche den Franzmann zwar nicht liebt, daß er aber seine Weine gern trinkt, das hat uns auch dieser Krieg wieder bestätigt. Zwar war von oben herunter angeordnet worden, daß auf weißes Maßhalten auch beim Weingenuß gesehen werden müsse und vorhandene Bestände vornehmlich für ärztliche Zwecke aufzuheben seien. Bedingt durch die unregelmäßige Ernährungsweise kamen hin und wieder Erkrankungen der Verdauungsorgane vor. Da tat besonders der französische Landrotwein wahre Wunder. Und je älter der Jahrgang, um so besser. Das hatten unsere Feldgrauen bald genug heraus und aus dieser Erkenntnis war denn auch wohl die Erscheinung herzuleiten, daß die Mägen über den Durchfall sich häuften und demgemäß auch das Bedürfnis nach Wein zu „Arzneizwecken“. Doch immer war er nicht zu haben; oft genug verliefen unsere Requisitionen ohne jeden Erfolg.



Ein Feld-Telephon im Schützengraben.

Ein gelungener Vorfall ist mir dabei im Gedächtnis geblieben. Wir hatten in C. als Requisitionskommando beim Maire vergeblich nach Wein gefragt; ich erhielt zur Antwort nur ein stummes Nicken. Dabei blickte er mir aber doch ziemlich nervös nach, als ich mit 2 Mann im Keller verschwand, während er selbst mit Kowalski, unserm braven Landwehrmann aus dem Kohlenbezirk, oben stehen blieb. Zwischen den Beiden, ich hörte mit Verwunderung, daß Kowalski nicht nur deutsch, polnisch und westfälisch Platt, sondern auch französisch sprach, entspann sich bald eine Unterhaltung, der wir unten mit viel Vergnügen lauschten. Kowalski fragte mit immer mehr anschwellender Stimme, aus der schlecht verhaltener Zorn herausklang: „Muszej, dżwąg?“ worauf der Dorfgezwaltige, zuletzt auch immer lauter schreiend, immer nur mit „Pas du tout, monsieur!“ antwortete, bis Kowalski mit dem Kernworte des weiland Götz v. Berlichingen diese ergebnislose „Muszprache“ beendete. Währenddessen war unsere Untersuchung des Kellers mit einem andern Ergebnis verlaufen. Im ersten Moment entdeckten unsere Späherhaufen allerdings nur ein großes Regal leerer Steinflaschen in der einen Ecke. Als wir aber an einer Stelle misstrauisch die äußere Schicht entfernten, da zeigte sich unter der unscheinbaren Hülle der edle Kern. Wir beluden uns mit 35 „Noisegelleten“ und stellten dann das Versteck wieder her. Ich sehe aber noch heute, wie in Kowalski's Angesicht bei unserem Erscheinen ein Schmunzeln von einem Ohr zum andern lief, nur der Maire lachte nicht. Als wir uns aber wortlos entfernen wollten, da erinnerte uns doch schnell: „Oh, monsieur, le bon!“ Ich gab ihm also seinen Schein, ordnungsmäßig ausgefüllt, obwohl Kowalski vorschlug, ich sollte „gutt für

einer brachte in Sackeinwand verchnürt ein großes Paket Tabak mit, mindestens 30 Pfund! „Anscheinend echt englischer Shag“, meinte der anführende Gefreite, der die kostbare Beute in einem verlassenen Laden hinter der Tür gefunden hatte. Es dauerte auch keine 5 Minuten, da brannten etwa 50 Pfeifen allen Kavaliers.

Auch ich hatte eine kleine Holzpfeife in Brand gesetzt. Aber merkwürdig, der Tabak schmeckte so süßlich-beizend, daß mir fast übel davon wurde — und das will bei einem alten Raucher doch schon viel heißen. Auch den andern schien die Geschichte etwas „anrüchig“ vorzukommen, wenigstens meinte mein Nebenmann sachverständig, das Zeug scheine nicht feucht genug zu sein, Shag müsse immer ziemlich feucht geraucht werden. Ich versuchte mein Heil mit einer neuen Pfeife, aber ich mußte bald aufhören, weil mein Magen zu revoltieren begann und das Bestreben zeigte, den an diesem Tage ohnehin knapp bemessenen Inhalt wieder an die Luft zu setzen. Mir schien, daß zwischen seinem Benehmen und meiner Shagraucherei ein ursächlicher Zusammenhang bestehen müsse. Und den andern, von einigen Unentwegten abgesehen, mußte es wohl eben so gehen wie mir, denn langsam erlosch eine Pfeife nach der andern. Der dämmernde Morgen sollte des Rätsels Lösung bringen, die bei der ganzen Kompagnie brüllende Heiterkeit erweckte: Der Tabaksack enthielt nämlich keinen echt englischen Shag, dafür aber — ech belgisches S e e r a s! Glücklicherweise erreichte uns noch an diesem Vormittag die Feldpost mit verschiedenen Tabaksendungen, deren Genuß uns die ausgestandene Qual des Vorabends bald vergessen machte.



Deutsche Husarenpatrouille sucht ein russisches Bauernhaus nach versteckten Russen ab.

eine Tracht Priegel“ schreiben. Und der Herr Maire verstand sich sogar dazu, mit einem Bäckling sein „morei, monsieur!“ zu flottern.

VI. Die merkwürdige Tabakbeute.

In einem alten Kalender fand ich vor Jahren einmal einen begeisterten Hymnus auf den Tabak, damals kam mir dieses Loblied etwas überschwänglich vor, doch dieser Krieg hat dem alten Tabakverehrer recht gegeben. Er ist den Truppen so notwendig, wie das liebe Brot; ja, andere gehen so weit zu behaupten, daß man es schließlich wohl 24 Stunden ohne Brot aushalten könne, aber viel schlechter noch ohne Tabak. Wer die simulierende Wirkung einer Zigarre, Pfeife oder Zigarette bei großen körperlichen Anstrengungen erprobt hat, der weiß, warum unsere Feldgrauen so oft nach Rauchmaterial verlangen.

Wir lagen am Merlanal in langen Schützengraben und zwar zu Beginn der jetzt noch andauernden Kämpfe um den endgültigen Besitz der Klüfte. In unserem Zug herrschte in diesen Tagen allgemeiner Tabakmangel. Den einzigen Rauch verursachten die vor und hinter uns einschlagenden englischen Schiffsgranaten, aber dieser Rauch war nach Art des Schwefeldampfes und so stinkig, daß wir regelmäßig die Nase tief in den Sand gruben, sobald so eine Stinkbombe in der Nähe einschlug. Mit dem Einbruch der Dämmerung ging eine Patrouille von uns los in eine seitlich liegende Detschaft. Sie hatte außer dem Erkundungszweck von jedem Einzelnen unter uns feierlichst die Verpflichtung auf die Seele gebunden bekommen, unter allen Umständen Tabak herbeizuschaffen. In einer halben Stunde waren die Kerle wieder zurück und richtig — ein allgemeiner Jubelsturm brach los —

Der Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche und geistige Leben.

Von T. Kellen

(Schluß.)

Man kann wohl sagen, daß der Krieg einen neuen deutschen Idealismus der Tat geseitigt hat. Entschlossenheit und Zuversicht beseelet das Volk, ein unbedingtes Vertrauen auf den Sieg der guten Sache, ein Glaube an die Ideale schloß alle zusammen.

Bei Beginn des Krieges herrschte eine so große Begeisterung, daß viele, die zu jung oder zu alt oder zu schwächlich für den Heeresdienst waren, sich schämten aus dem Hause zu gehen. Damals schrieb Professor Eugen Lühmann:

„Der Kaiser hat gerufen, durch seine Stimme sprach das Vaterland. Die Freiwilligen strömten herbei, daß die Regimenter sie nicht fassen konnten. Es gab nur einen Schmerz: zurückzubleiben.“

Alles wird Soldat, alles wird Heer. Deutschland ist ein einziges Kriegslager, und der Krieg weckt in allen unendliches Leben. Wir haben das Größte erlebt, was Menschen auf Erden erleben können: wie ein Volk ein einziger Gedanke wird und ein einziger Wille, — wie es die Selbstbehauptung seiner Art im Kampfe gegen eine Welt als eine sittliche Pflicht begrüßt und als ein Gebot Gottes!

Die Zeiten des lächerlichen gesellschaftlichen Dünkels sind vorüber. Es gibt kein Mehr und Weniger, kein Höher und Geringer

auf dem Felde, auf dem der Tod uns alle in die gleiche Reihe ruft und seine Bojaune donnert; Siegen oder Sterben.

Dies ist das hohe Glück der Stunde; das Leben gewinnt seine Einfachheit wieder. Wir ringen um das Letzte, das allen Reichtum des Lebens erst ermöglicht, um die nationale Existenz. Wohl uns, daß wir die heilsame Vereinfachung unseres Daseins erleben. Der alte Treubund ist neu errichtet zwischen Fürst und Volk. Führe uns Kaiser!

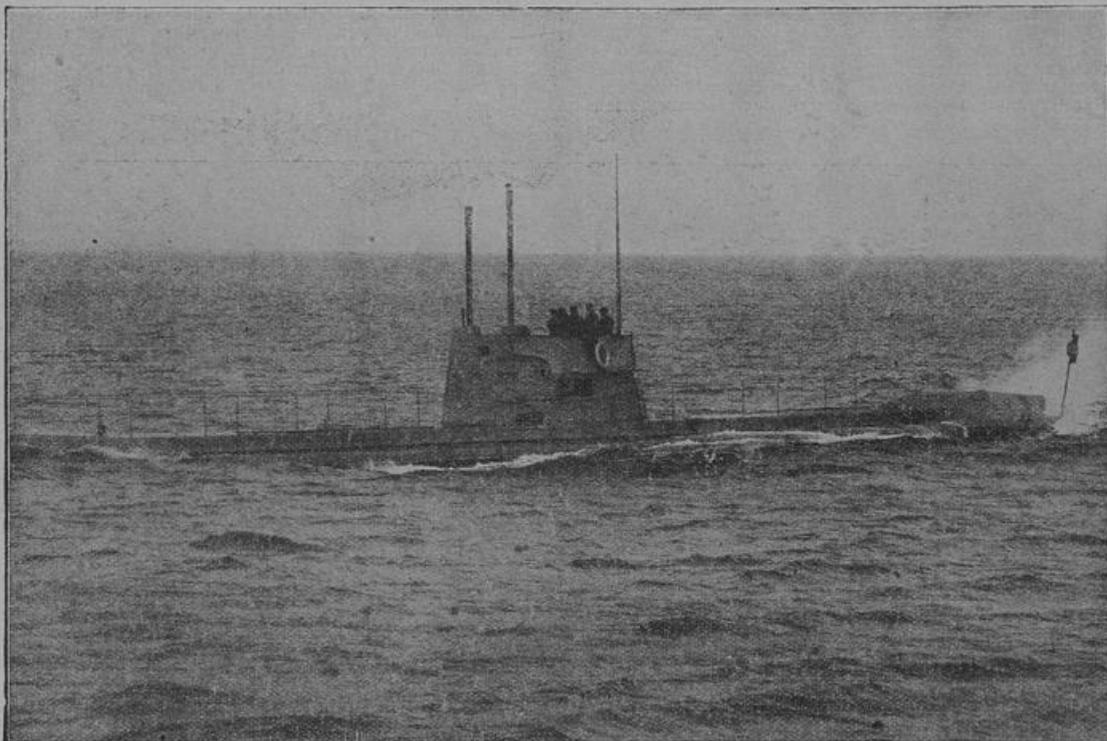
Das äußerliche Jagen nach Besitz und Genuß erfüllte den Markt. Deutschland, das ein Tempel gewesen, schien ganz ein Markt geworden. Nackter Egoismus, Sonderinteressen und Außerlichkeit überall! — Ein einziger Tag hat all die wüsten Jagen nach dem Genuß mehr, es gibt nur noch Opfer Sinn. Jeder will alles geben, alles bis zum Tode.

Wie war es eine solche Ehre, ein Deutscher zu sein! Heute wissen wir ganz, um was es geht. Es geht um Sein oder Nichtsein des Deutschland in der Welt. Das Schicksal der abendländischen Kulturwelt ist in Frage. Wir kämpfen für die Erhaltung des Deutschland und des deutschen Gedankens auf Erden. Die Schicksalsstunde Deutschlands hat geschlagen! Aber wir

von Brüdern, von der gleichen Begeisterung und der gleichen Entschlossenheit durchglüht, das Vaterland zu verteidigen. Auch die Sozialdemokraten standen hierin andern Parteien nicht nach. Mancher mochte wohl früher erwartet haben, das rote Arbeiterheer würde bei Beginn eines Krieges sich weigern, die Waffen zu ergreifen, aber es wurde von sozialdemokratischer Seite auch nicht der geringste Versuch gemacht, sich der allgemeinen Wehrpflicht zu entziehen. Zu dem opfermütigen Volke gehören auch Millionen von Deutschen, die zu Friedenszeiten der sozialdemokratischen Partei gefolgt waren, die aber jetzt treu mitkämpfen, mitarbeiten und mitdauern im Dienste ihres deutschen Vaterlandes.

Man kann wohl sagen, daß gerade dieser Krieg manches Vorurteil gegen den monarchischen Staat und gegen die bürgerliche Ordnung beseitigt hat. Vieles, was man in Friedenszeit im „Land des Militarismus“ für schwer erträglich hielt, erscheint jetzt in einem ganz anderen Lichte, wo jeder einsieht, daß Deutschland um sein Dasein kämpft. Mancher von den Abzählern, die in Zeitungen und auf Kongressen, auch im Auslande, die Zustände in Deutschland grau in grau malte, hat schon umlernen müssen.

Gleichzeitig mit der vaterländischen Begeisterung setzten neue



Zum U-Boot-Krieg. Deutsches Unterseeboot in voller Fahrt.

führen diesen Kampf nicht nur für uns, wir führen ihn für die ganze Erde. Wir kämpfen für das Recht des Deutschen auf sein persönliches Leben in Freiheit, Tiefe und Ernst. Unser Sieg soll den Menschen die Gewißheit unauslöschlich ins Gewissen schreiben, daß am letzten Ende doch sittliche Mächte die Dinge dieser Welt beherrschen, und daß ein heiliger Wille die Völker in seinen Händen trägt und wägt. Es ist die Sache Gottes, die wir führen, und in Gott ruht unsere Kraft."

Mit einer flammenden Kriegsbegeisterung eilten die Söhne des gesamten Volkes zu den Waffen. Der furor teutonicus, vor dem der eiserne Kanzler vor 26 Jahren die welschen und slawischen Friedensförderer gewarnt hatte, war erwacht und mit ihm die edelsten Tugenden germanischen Geistes, selbstlose Hingabe an die Sache des Vaterlandes, Opferfreudigkeit und hilfsbereite Kameradschaftlichkeit, die ihresgleichen in der ganzen Welt nicht findet. Ausgetilgt waren die trennenden Schranken zwischen den Ständen und Berufsclassen. Weggewischt der Gegensatz zwischen Arm und Reich, Hoch und Gering. In dem Bestreben, einander zu helfen und auszurufen für den Kampf fürs Vaterland, verschwanden Klassenhaß und Standesdünkel; im grauen Rod des Kaisers waren alle gleich, alle das einig Volk

Bestrebungen für ein reines Deutschland ein. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dem reichgewordenen Deutschland der letzten Jahrzehnte manche bedenkliche Anzeichen einer überreifen Kultur zu sehen waren. Nun wandte man sich mit allem Eifer gegen übertriebenen Luxus, gegen Ausländererei, namentlich in der Kunst und der Mode. Auch für eine größere Sprachreinheit wurde eifrig gekämpft.

So rief der Krieg auf den verschiedensten Gebieten bemerkenswerte Erscheinungen hervor. Die wichtigsten derselben habe ich in einem Werk behandelt, das eben die Presse verläßt: Die Arbeit der Dahingeblichenen. Bericht über die Leistungen des deutschen Volkes in der Heimat während des Krieges von 1914/15 (Verlag von August Lax in Hildesheim und Leipzig, 160 Seiten Breit-Oktav, 2 Mark). Es erschien mir nämlich wünschenswert, auch einmal zu zeigen, was die Dahingeblichenen in dieser großen Zeit auf den verschiedensten Gebieten geleistet haben, im Wirtschaftsleben (Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr), auf dem Gebiete der Fürsorge für die Soldaten, die Verwundeten und die Familien der Krieger, für die Flüchtlinge usw., besonders auch inbezug auf die Sicherung der Volksernährung. Zugleich bot sich hier eine Gelegenheit, so mancherlei Erscheinungen zu verzeichnen, die während des Krieges

in Deutschland zu beobachten waren. So wird dieses Buch hoffentlich einige Beachtung finden und vielleicht auch manchem waderen Krieger draußen im Feindeslande zur Lektüre erwünscht sein, damit er daraus ersehen kann, wie es in Deutschland auf den verschiedensten Gebieten aussieht. Möchte es aber auch im neutralen Ausland Leser finden, damit man sich dort daran überzeugen kann, was ein unparteiischer Beobachter berichtet.

In dem Buch ist auch Österreich-Ungarn berücksichtigt, soweit dies der Raum zuließ.

Auch in Österreich-Ungarn hat der Krieg das wirtschaftliche Leben bei weitem nicht so sehr geschädigt, wie man erwartet hätte und wie die feindliche Presse im Ausland behauptete. Der infolge der Balkankriege hervorgerufene Niedergang der Konjunktur erwies sich gleichsam als ein Segen, denn man verspürte jetzt die durch den Krieg hervorgerufene Erschütterung des Wirtschaftslebens nicht so sehr, als wenn man in einer Hochkonjunktur gelebt hätte.

Nach der fast völligen Stodung, die der Ausbruch der Feindseligkeiten in wirtschaftlicher Hinsicht mit sich brachte, haben sich auch in der Doppelmonarchie die Gemüter allmählich beruhigt. Als man gewahrt wurde, daß selbst ein Weltkrieg das Rad der Entwicklung nicht aufzuhalten vermag, als der Staat mit der Vergabung von Heereslieferungen immer weitere Kreise der Industrie in Anspruch nahm, da brach sich die Erkenntnis durch, wie wenig die anfängliche Verzagtbeit berechtigt war. Auch hier paßte sich die Industrie den neuen Verhältnissen nach Möglichkeit an. Insofern sich die Industrie auch in Friedenszeiten mit der Herstellung von Kriegsmaterial beschäftigt hat, ist die Erhöhung der Leistungsfähigkeit im Rahmen der gewaltigen Bedürfnisse an sich schon eine bedeutende Leistung. Weit bemerkens-

nach einem solchen Kriege wieder heben. Der internationale Handel wird zunächst allerdings geringer werden, nur mit dem Deutschen Reich wird eine handelspolitische Annäherung in irgendeiner Form gefunden werden. Der Krieg hat in überwältigender Weise die Staatsidee über alle Einzelinteressen gestellt und auch auf das politische Gebiet eine Wirkung ausüben müssen. Der Staat und dessen Autorität müssen wieder in den Vordergrund treten. Die alten Interessen der verschiedenen Parteien müssen zurücktreten vor den Bedürfnissen der staatlichen Einheit und des Gemeinwohls. Es ist zu hoffen, daß die großen Opfer eine Wiedergeburt Österreich-Ungarns bringen werden."

Da von den feindlichen Blättern unerhörte Lügen über die wirtschaftliche Lage in Wien verbreitet werden, hat der Wiener Stadtrat beschlossen, allwöchentlich amtliche Mitteilungen über die wahre wirtschaftliche Lage in Wien zu veröffentlichen und sie an die großen Städte des Deutschen Reiches und der neutralen Staaten zu versenden. Schon aus dem ersten Bericht geht hervor, daß von eigentlicher Kriegsnot in Wien nicht viel zu verspüren ist und von Arbeitslosigkeit in ungewöhnlichem Umfange nicht gesprochen werden kann. Die Gemeinde hielt nicht nur alle beschlossenen Arbeiten und Lieferungen aufrecht, sondern nahm auch noch darüber hinaus Vergabungen und Bestellungen vor. Bezüglich Unterstützung der Familien von Eingekerkerten verweist der Bericht darauf, daß über 80 000 Familien einen Monatsbezug von fast 7 Millionen Kronen erhielten. Die Lebensmittelversorgung Wiens ist vollkommen ausreichend. Im Kleinhandel sind die Lebensmittelpreise nur mäßig gestiegen. Der Bericht erklärt schließlich, daß die Bevölkerung einig und entschlossen sei, den Gang des wirtschaftlichen Lebens aufrechtzuerhalten.



Deutsche Schützenlinie in Russisch-Polen.

werter aber ist die Schnelligkeit und Genauigkeit, mit der Industrien, die mit der Fabrikation von Heeresbedarf auch nicht die mindesten Berührungspunkte hatten, sich auf die Erzeugung neuer Artikel eingerichtet haben. Auch die Art, in der man die mit großen Schwierigkeiten verknüpfte Arbeiterfrage gelöst hat, verdient Anerkennung. Die zahlreichen Einberufungen zur Fahne, die ungeheuren Arbeiterentlassungen hatten zu Beginn des Krieges den Arbeitsmarkt völlig zerrüttet. Heute steht fest, daß die ernstlichen Besorgnisse, die leitende Kreise hinsichtlich der Arbeitslosigkeit erfüllt hatten, zum größten Teil unbegründet waren.

Im allgemeinen bewährte sich auch in Österreich-Ungarn die Kreditorganisation, und wenn auch ein Moratorium eingeführt würde, so hielten manche Fachleute es für überflüssig. Die allerdings etwas spät gegründeten Darlehensstellen wurden verhältnismäßig wenig in Anspruch genommen. Das Reich ist bis zur nächsten Gente mit Nahrungsmitteln versorgt, und es ist auch in der Lage, der Armee so lange finanzielle Hilfe zu bieten, bis der Krieg sein Ende erreicht.

Aber die Einwirkungen des Krieges auf die Volkswirtschaft in Österreich-Ungarn zeigte sich in der Jahresversammlung die Gesellschaft österreichischer Volkswirte der Vorliegende Freiherr von Plener wie folgt: „Der Krieg hat bisher unsere Volkswirtschaft nicht so tief erschüttert, als man vielfach erwartete. Der Erfolg der Kriegsanleihe war ein günstiges Zeichen der Kapitalkraft des Landes. Die Arbeitslosigkeit ist in Wien nicht viel größer als in normalen Zeiten. Der Opfermut aller Klassen der Bevölkerung ist bewundernswürdig, ebenso wie der Heldennut und die Ausdauer unserer Armee. Daher hoffen wir, daß wir einen ehrenvollen Frieden erlangen. Unsere Volkswirtschaft wird sich wieder heben, die Konjunktur und Erzeugung müssen sich

Die tapferen deutschen und österreichisch-ungarischen Heere haben die russische Heereswoge, wie die französischen, belgischen und englischen Truppen in ihrem Vormarsch gegen Deutschland und Österreich-Ungarn aufgehalten und damit eine Tat vollbracht, die nicht nur das Staunen der Zeitgenossen hervorruft, sondern in der Kriegsgeschichte durch Jahrhunderte als ruhmvollste Leistung einer Minderheit gegen eine Überzahl gepriesen werden wird. Gleichzeitig wurde in den Reichen selbst durch kluges Zusammenfassen der bürgerlichen Widerstandskraft der Ausbreitung der sozialen Not eine Schranke gezogen und so dem wirtschaftlichen Verfall erfolgreich entgegengetreten. Wohl vorbereitete soziale Fürsorge schaltete diese Gefahr sowohl in Deutschland, als auch in Österreich-Ungarn vollständig aus. Die staatlichen Unterstützungen für die Familien der Einberufenen, die rechtzeitige Fürsorge für die Beschäftigung der Arbeitslosen, die sorgfältige Ausnützung aller erzeugenden Kräfte im Dienste der militärischen und staatlichen Aufgaben hat die beiden Monarchien vor dem Gespenst einer sozialen und wirtschaftlichen Krise behütet und die Schrecken und Sorgen des Krieges vermindert, die militärische Leistungsfähigkeit in einem alle Berechnungen übersteigenden Maße gesteigert und vor allem das Vertrauen in die eigene wirtschaftliche und soziale Kraft gefestigt. So hat sich schon jetzt draußen im Felde vor dem Feinde wie in der ganzen bisherigen wirtschaftlichen Betätigung gezeigt, daß man den Worten des Dichters gemäß handeln will:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Wendet kein Glend
Macht dich nicht frei
Allen Gewalten

Zum Trog sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Am Grabe des Freundes.

Ein Heldengrab mit Kreuzlein
Und Helm am Wiesentrand!
Wer mag es sein, der einsam
Die letzte Ruh' hier fand?

Es schreiten müde Krieger
In Scharen wohl vorbei;
Nur einen drängt's, zu schauen,
Wer da begraben sei.

Er nähert sich dem Hügel,
Er sieht den Namenszug,
Und liest mit starren Blicken,
Und liest . . . und weiß genug.

Hier schläft sein Trautgeselle
Aus fernem Jugendzeit,
Mit dem er treulich teilte
Der Kindheit Freund' und Leid.

Erinn'ung ziehet leise
Ihn mit sich heimwärts,
Und süße Bilder fluten
Dem Krieger durch das Herz.

Wie könnt' er dein vergessen? —
Er gibt hier sorglich acht,
Wie einst er schon den Schlummer
Der Kindheit dir bewacht'.

Und auch die treuen Sterne,
Die wollen bei dir sein;
Sie grüßen deinen Hügel
Mit ihrem Zauberchein.

So hell sie niederblicken
Wie auf die Heimatau —
Und spiegeln sich dann heimlich
In deines Grabes Tau.

Drum schlafe wohl, du Teurer!
Schlaf' wohl im Kämmerlein!
Vereinsamt wirst du nimmer
Und nie — vergessen sein.

Dem uns're Lieb' hat Flügel,
Sie kennt nicht nah und fern;
In deiner Schlummerstätte,
Da weilt sie immer gern.



Johll aus einem Dorf in den Karpathen. Ein Wohnhaus, das als Fleischhau benutzt wird.

Wohl zuckt noch die Lippe
Vor Weh dem ernstern Mann;
Doch fängt er leis' und lind
Den Freund zu trösten an.

„Hier ruht im Feindeslande
Du nun so ganz allein, —
Und doch wirst du nicht einsam
Und nicht vergessen sein;

Die gleiche Strahlenfonne,
Die uns daheim beglückt,
Auch dir mit warmem Leuchten
Auf deinen Hügel blüht.

Schenkt sie den Heimatgärten
Auch Edelrosen-Pracht —
Ein schmüdes Heideröslein
Hat dir sie zugebracht.

So schafft sie hüben! — drüben! —
Und abends ruht sie aus. —
Dann tritt am Himmelsbogen
Der Mond aus seinem Haus.

Vielleicht — daß deine Seele
Schon wohnt im ew'gen Licht! —
Ach, dann vergiß die teure,
Bedrängte Heimat nicht!“ . . .

Erschauernd steht der Krieger,
Sein Blick das Grab umfängt,
Und eine heiße Zähre
Ihm an der Wimper hängt.

Mit rauhen, schviel'gen Händen
Da streichelt er noch zart
Den Helm — das Kreuz — den Hügel —
Wie ist doch Scheiden hart!

Und leis', wie zu sich selber,
Spricht er im Weitergeh'n:
„Vielleicht, mein Trautgeselle,
Gibt's bald ein Wiederseh'n.“

Vielleicht reichst du schon morgen
Dort oben mir die Hand.
Das wär' ein selig Finden
Zur ew'gen Vaterland.“

W. Petit.

**Sprüche.**

Wie groß du für dich seist:
vorn Ganzen bist du nichtig.
Doch als des ganzen Glied
Bist du als kleinstes wichtig.

Ein Optimist freut sich der Rose an den Dornen,
Der Pessimist ärgert sich über die Dornen an den Rosen.

Bismarck über die fremden Amtssprachen. Als Bismarck Minister geworden war, bemerkte er eines Tages mit Unwillen, daß der russische Gesandte in Berlin ihm

können wohl Ihre Anträge dabei sein. Unten aber versteht kein Mensch Russisch, und was in einer unverständlichen Sprache ankommt, geht zu den Alten!" — Das half,

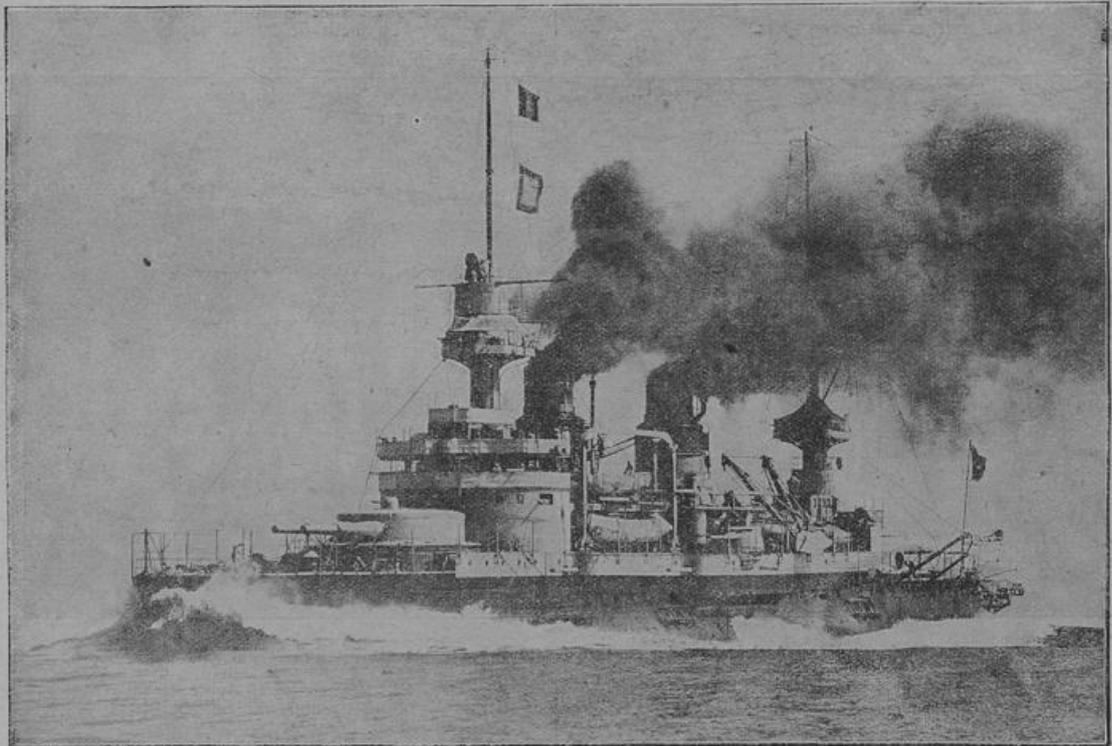
Bismarck über das Eisene Kreuz. Ein Herzog sprach sich 1870 eines Tages im Gespräch mit Bismarck tadelnd über die allzu reichliche Verteilung des Eisernen Kreuzes aus. Der Kanzler aber meinte: "Die Verteilung des Eisernen Kreuzes erfolgt aus zwei Gründen: entweder haben es die damit Geschmückten wirklich verdient, dann läßt sich nichts dagegen sagen; oder es wurde lediglich aus Gründen der Höflichkeit gegeben, wie Euer Hoheit und mir, und dann läßt sich auch nichts dagegen einwenden." Und der herzogliche Tadler verstummte.

Eures Jornes, Eurer Liebe, daß die Menschheit fünfzig Tage diesem Sturmlauf ungleichem, diesem Sieg der Minderzahl Wider eine Welt von Heidern türm ein bleibend Ehrenmal."

Also Friedrich der Große am 29. März 1760 in seiner "Ode an die Deutschen" inmitten des Siebenjährigen Krieges. Ist etwas zuzufügen oder zu ändern?

Bosheit im Schützengraben. Unteroffizier (im Unterstand): "Wie sanft unser Kamerad Krause, im Zivil der Herr Bureauvorstand, am hellen Tage und trotz des Kanonendonners schläft!" — Freiwilliger: "Kein Wunder, es ist ja seine Bureauzeit!"

Mitgefühl. "Höre mal, Max, was Bati schreibt: 'Drei Wochen lang haben wir un nicht gewaschen.'" — Max: "Du sein."



Die türkischen Dardanellenforts haben das französische Schlachtschiff „Bouvet“ zum Sinken gebracht.

seine Abhandlungen stets in russischer Sprache schickte. Da bestimmte er, daß alles, was im Ministerium nicht deutsch, französisch, englisch oder italienisch geschrieben sei, unbeantwortet liegen bleiben und zu den Alten gelegt werden solle. Der russische Gesandte schrieb nun einen Antrag nach dem andern, immer auf Russisch. Keine Antwort. Endlich kam er selbst zu Bismarck und fragte, warum denn von seinen Arbeiten keine Notiz genommen würde. „Nanu,“ sagte Bismarck, „wir haben nicht geantwortet? Auf was denn? Ich habe nichts gesehen von Ihnen!“ Der Russe erwiderte, er habe bereits vor vier Wochen eine wichtige Anfrage gestellt und habe in der Folgezeit bereits mehrmals daran erinnert. „Ach, richtig,“ sagte nun Bismarck, „jeht besinne ich mich. Unten liegt ein Stoß Altenstücke in russischer Sprache. Da

Bismarck und der Frankfurter Oberkellner. Zu den Verhandlungen über den definitiven Frieden reiste Bismarck in Zivil nach Frankfurt am Main und stieg dort in seinem altgewohnten Gasthose ab. Der Oberkellner erlaubte sich die Bemerkung, daß er den Fürsten im schlichten Schwarz beinahe nicht wieder erkannt hätte. „Ja, mein Lieber,“ entgegnete der Kanzler, „das ist den Herren Franzosen ähnlich ergangen, wie Ihnen: die haben uns auch erst erkannt, als wir die Uniform anhatten!“

Was sagt Friedrich der Große? „Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor düntelhafter Ehrfurcht völlig den Verstand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage

Rätsel.

Wo kommst du her? — Von weiter Reise,
Genoß auf ihr nicht Trank noch Speise,
Sah eng gedrückt, gebückt noch Speise,
Und grüße jetzt mit Namen dich;
Doch wer du bist, wer mich gesandt,
Dies alles ist mir unbekannt.
Betrachte meinen Ritterschild;
Vielleicht erkennst du drauf das Bild;
Wo nicht, so brich ihn fedt entzwei
Und forsche, wessen Sohn ich sei.

Auflösung des Räfels in voriger Nummer:
Ausgewachsen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
L. Kellen, Bredence (Mbz). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Schulz & Co., Bredence (Mbz).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 16

Sonntag, den 18. April

1915

Die weiße Bank.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Nach langem anstrengendem Ritt kam der junge Offizier mit der kleinen Anzahl Soldaten vor dem hinter hohen Mauerwerk verborgenem Schloß an, das ihnen als Quartier zugewiesen war.

Da keine Entgegnung erfolgte, wiederholte der Leutnant seine Worte französisch. Unterdes war der Mann langsam durch den Schnee taufend bis an das Tor herangelommen. Ein grimmes Brummen kam über seine Lippen. Unter den grauen buschigen Augenbrauen funkelten ein paar lebhaftige Augen.

Rascheln zog der Mann einen ungeheuren Schlüsselbund hervor und öffnete das Tor, das in seinen Angeln sang.

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte der Mann, „bitte, treten Sie ein, es ist kalt. Wenn meine Alte nicht so'n schwarzes



Deutsche Soldaten und französische Bevölkerung.

„Gott sei Dank“, dachte Leutnant von Telling, „endlich ein Dach über dem Kopfe.“ Er ließ die Augen durch das verschlossene Gittertor zum Schloßchen hinüber schweifen, aber nirgendwo drang ein Lichtschein durch die Nacht. Die Kolläden waren vor den Fenstern heruntergelassen und alles lag so verträumt, so friedlich schlafend, daß man kein menschliches Lebewesen hinter den Mauern vermuten konnte. Frischer weißer Schnee bedeckte die Wege, wie mit einem stedenlosen Tuch, Schnee lag auf dem Dach, auf allen Sims.

Leutnant von Telling ließ die Leute abziehen. Einer sollte versuchen, sich Eingang zu schaffen. Da knarrte durch die Stille, die nur von fernem dumpfen Kanonendonner unterbrochen wurde, eine Türe, und aus dem Schatten des Schlosses löste sich eine Gestalt, die in diesem Augenblick in den hellen Mondschein hinaustrat.

„Hallo,“ rief der junge Offizier, „öffnet die Türe! Wir haben keine Lust, länger hier in der Winternacht zu stehen. . .“

Gehör hätte, dann ständen Sie noch lange hier. Ja, ja, man liegt andauernd auf der Lauer. Dann ist's Pferdegetrappel über hartgefrorene Wege, dann sind's ratternde Motore unheimlich verkündend über einem. . .“

Man war auf's höchste überrascht, die deutschen Laute zu vernehmen, weil man französische erwartet hatte.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte der Offizier, der neben dem Alten herging.

„Zunächst, aber ich lebe schon seit mehr als vierzig Jahren hier im Schloß.“

Sie traten ein. Ein leichter Modergeruch von welken Blumen, die die Vasen auf zierlichen Holotischen füllten, schlug ihnen entgegen. Der Diener knipste das elektrische Licht auf. Die Helligkeit flutete über den großen prunkhaften Raum, in dem die schweren Reiterstiefel seltsam fremd hallten.

Jedoch die verschlafenen Soldaten hatten weder Auge noch Ohr für den wunderbaren Zauber ihrer Umgebung. Nur Leut-

nant von Tellerling genoss ihn mit befreiendem tiefen Behagen. Der Wunsch nach Ruhe war dahin, kaum daß er sich Zeit nahm, etwas Warmes zu essen, das die Dienerfrau den unerwarteten Gästen in Eile bereitet hatte.

Die Leute versorgten die Pferde im Stall, schleppten sich dann mit müden Gliedern in das obere Stockwerk, wo ihnen die Lager angewiesen worden waren.

Der Offizier trat von seinem Zimmer aus auf den Balkon hinaus, blickte veronnen in die schweigende sternfunktende Winternacht, und Heimatabilder traten vor seine Seele, die seine Sehnsucht neu entfachten.

Sein Blick glitt von dem flimmernden Horizont in den verschneiten Park, blieb auf einer weißen Bank haften, die wie Schutz suchend unter einem breitlästigen uralten Baume stand.

Bruno Tellerling hatte einen Freund, und dieser, der ihm der liebste Mensch auf der Welt war, hatte ihm kurz vor Ausbruch des Krieges die Geschichte einer reinen starken Liebe erzählt. Jeder Einzelheit entsann er sich jetzt.

Der Freund hatte sich mit einer jungen Dame verlobt, deren Mutter eine Französin war. Seit dem Tode des Vaters lebten sie auf einem kleinen alten Familiensitz der Mutter. Dieses Schloß konnte er aus den Erzählungen seines Freundes, und es konnte unmöglich ein Zweifel sein: der Zufall hatte ihn jetzt hergeführt. . . . Dort unten stand die weiße Bank. . . . Sommers mußten die tiefen Zweige der Kastanie sie fast umschließen, und diese Bank hatte merkwürdigerweise sein Interesse stets lebhaft erweckt. Der Freund hatte von ihr gesprochen, sie umgeben mit allem Zauber seines reichen lyrischen Empfindens, und er verstand es jetzt, daß ein Menschenherz bereit sein konnte, die Schönheit des Lebens in sich aufzunehmen und wenn das Schicksal solche Erdwinkel schuf, diesen Zauber an der Seite eines schönen Weibes genießen ließ. . . .

Kaum konnte er sich in die Gegenwart zurückbringen, daß draußen der Kampf tobte, daß Menschen stöhnend verbluteten, daran erinnerte plötzlich das Wiehern der Pferde.

Bruno von Tellerling schraf zusammen und trat in das Zimmer zurück. In der Frühe des nächsten Tages begann der Dienst.

Unerbittlich ging es dem Feind entgegen. Da brauchte man neue Kräfte — der Körper verlangte nach Ruhe. . . .

Traumlos schlief er ein. Noch hüllte die Nacht die Erde in tiefe Dunkelheit. Da trabte die kleine Schar über die weichen unberührten Schneefelder fröhlich den Weg, den sie am Abend gekommen.

Der Diener schaute ihnen nach.

„Ja — ja —“ sagte er zu seiner Frau, nun wird unsere Ruhe hin sein. Wenn doch bloß unser Fräulein nicht käme. Sie ahnt es ja nicht, daß die Deutschen schon hier Stellungen besetzt haben. . . .“

„Sie kommt, Alter, verlaß dich darauf. Ich kenne sie. Sie verläßt dies Schloß nicht. Und wenn sie ihre Mutter im Süden gut geborgen weiß, dann halten keine zehn Pferde unsere junge Herrin zurück.“

Wieder waren die Soldaten gekommen. Das Dröhnen der Kanonen kam näher und näher. In den Nächten leuchtete roter zuckender Flammeerschein gegen den dunklen Himmel und gab Kunde davon, daß der Krieg seine Brandfackel stetig weiter in das Land warf.

Bruno von Tellerling fand keine Zeit mehr zu romantischen Träumereien. Die Gegenwart stellte ihre raslosen Forderungen, und er dankte täglich dem Schicksal, daß er noch im Besitz seiner körperlichen Kräfte war. Kameraden waren gefallen, er hatte ihnen nicht zum Abschied die Hand reichen dürfen. . . . Das Toben des Kampfes vernichtete jegliches Grübeln.

Nun saß er in einem Salon, schrieb Briefe, die in der Heimat längst sehnsüchtig erwartet wurden. Man konnte nicht wissen, was der folgende Tag brachte. . . .

Neber dem Schreibtisch hing das Porträt einer jungen Dame. Und wieder werden Erinnerungen in ihm wach, Erinnerungen an ein Bild, das der Freund ihm einst zeigte. . . .

Spät in der Nacht hörte man Stimmen vor dem Schloß. Sanitäter brachten Verwundete.

Leutnant von Tellerling ließ sich von seinem Burschen Bericht erstatten. Als er erfuhr, daß sich unter den Verwundeten auch ein Offizier befand, sprang er impulsiv auf. Unwillkürlich gedachte er des Freundes. Er wußte, daß dessen Regiment ganz in der Nähe stand, — und wenn nun der Zufall es wollte! . . .

Bruno von Tellerling lief hinaus in den Schnee. Die Leute mit den Tragbahren machten ihm den Weg frei. Schmerzzerziffenes Stöhnen zitterte durch die Nacht. . . . Dann stand der junge Offizier vor einem Kameraden, der den rechten Arm in einer Binde trug. Ein Erkennen lief sekundenlang über die Bänge der beiden Offiziere, wortlos umarmten sie sich.

Noch bevor die Schwerverwundeten im Schlosse geborgen waren, hielt draußen am Tor ein Auto. Im nächsten Augenblick sprang eine Dame heraus, ging eilig in den Garten, auf das Schloß zu.

Die Dienerfrau schlug die Hände zusammen in größtem Erschrecken. . . .

„Um Gotteswillen, Mademoiselle, wie konnten Sie es wagen?“

„Ich mußte kommen —“ antwortete die junge Dame. „Doch was ist das? Deutsche Soldaten? Verwundete? Aber so sorgen Sie doch, daß den Leuten alles hergerichtet wird. . . .“

Sie schaute sich überrascht um. . . . Da trat Leutnant von Witte schnell vor. Ein helles Aufleuchten war in seinen Blicken.

„Gut!“

Ein Aufschrei aus ihrem Munde.

Die Soldaten gingen ins Schloß.

Langsam führte der Offizier seine Braut zu der weißen Bank.

„Sagte ich dir damals beim Abschied nicht, mein Liebling, daß wir uns wiedersehen würden — ganz unerwartet — ganz unvorbereitet —?“ Aus tausend Gefahren bin ich hier gelandet — und finde dich. . . .“

Sie lehnte sich glücklich lächelnd an ihn, und der Nachtwind bewegte die Zweige, und weicher weißer Schnee überrieselte sie in ihrer seligen Vergessenheit.

Leutnant von Tellerling schrieb seine Briefe zu Ende. Er fühlte sich plötzlich verlassen — einsam — die Bank unter seinem Fenster erweckte nicht mehr seine ferne unbestimmte Sehnsucht —

Er würde morgen zu neuen Taten erwachen und wenn ihm die letzte Stunde schlug — er würde sie willkommen heißen —

Der Kamerad trat ein. Neben ihm stand das junge Mädchen, das er von den Bildern her kannte. Da verslog jeder finstere Gedanke vor dem glücklich lächelnden Paar, das ihm nun freimütig die Hände bot. Und ein Ahnen von einer wunderbaren Schicksalsfügung zog durch seine Seele — das ihn frei machte und erlöste. . . .

Draußen senkten sich wirbelnde Schneeflöden auf die Fußspuren der Menschen, und der Park lag gleichend und leuchtend mit glitzernden Eiskristallen traumschön in der Winternacht. —



Bayerische Feldpost in Nordfrankreich.

Loger.

Skizze aus einem ungarischen Dorfe.

Von G. von Katinzky-Merzenich.

(Nachdruck verboten.)

Es gab nur zwei Dinge auf dieser Welt, die Lajos Loger liebte, nämlich seinen Säbel und seinen Hund Bido. Für beide hätte er sein Leben gelassen. Hätte man ihn vor die Wahl gestellt, „Wen willst du hergeben, den Säbel oder den Hund?“ so würde er ohne Besinnen geantwortet haben: „Keinen, wir drei gehören zusammen, Trennung wäre gleichbedeutend mit dem Tode. Bido ohne mich stirbt vor Sehnsucht nach mir, mein Säbel ohne mich wird vom Rost zerfressen, und ich ohne die beiden — nun darüber brauch' ich erst gar kein Wort zu verlieren — wer kann sich Loger ohne Säbel und ohne Bido denken?“

Loger bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Kanzleidieneres in einem kleinen ungarischen Dorfe, er war das Faktotum des dort lebenden Kreisnotars. Er trug amtliche Briefe auf die umliegenden Dörfer, und wer ihm auf solchen Geschäftswegen begegnete, dem zeigte er stets eine außerordentlich wichtige Miene, gerade als ob Ruhm und Reich von seinem Auftrage abhingen.

Vor Jahren hatte er bei den Husaren gedient, und aus der damaligen Glanzperiode hatte er sich einige Uniformstücke mit in sein späteres Leben gerettet. Diese Reliquien waren im Lauf der Jahre keineswegs schöner geworden. Dünn, spießig und unansehnlich hingen sie um Logers Körper, aber sie waren ganz, wenn auch unzählige Flecken eine sehr reizvolle Unterbrechung des Hofenbodens bildeten. Die schlante, elastische

Figur der Jugend hatte das Schicksal Loger gelassen, nur sein Gesicht sah arg verwittert aus. Wenn er den Mund öffnete, so sah man in eine dunkle Höhle, in der in stolzer Größe ein einsamer Zahn thronte. Mit diesem letzten der Mohitauer pflegte Loger eine harmlose Skotletterie zu treiben. Er lächelte stets so, daß man gerade nur ein Bruchteil dieses Zahnes sehen konnte, und wer die Geheimnisse der Logerschen Mundhöhle nicht kannte schloß unbedingt auf erheblich mehr Kauwerkzeuge als der Besitzer aufzuweisen hatte. Sehr vorteilhaft war für ihn übrigens auch der herabhängende Schnurrbart, der die Läden sehr geschickt verbergen half.

Loger hatte immer zu tun. Auf der Kanzlei war er der allgemeine Liebling. Für die Frauen der Schreiber schnitzte er unsagbar schöne Kochlöffel oder Ständer, auf die die Frauen die leeren Milchkrüge zum Trocknen aufstellen konnten. Wo in einem Hofe sich ein Milchtrugständer zu sehen war, konnte man überzeugt sein, daß die Hausfrau in irgendeiner freundlichen Beziehung zu Loger oder seinem Hunde Bido stand. Denn wer Bido etwas Liebes tat, dem war in Logers Herz ein Denkmal gesetzt, und die Revanche bestand immer in einem Kunstzeugnis seiner fleißigen Hände.

Wenn er in seinem kleinen Gärtchen saß, hielt er lange tief-sinnige Gespräche mit Bido und seinem Säbel. Bido bedeutete für ihn die Gegenwart, der Säbel war die Vergangenheit. Wenn er mit dem Hunde sprach, so sang er seinen Satz gewöhnlich mit den Worten an: „Wie denkst du über dies oder das?“ Bei dem Säbel

schönen Löffel gesehen? Glaubst du, daß auch nur eine unserer Generalsfrauen einen so schönen Kochlöffel besitzt?“ Der Säbel schwur Loger zu, daß er dies für ganz ausgeschlossen halte. Befriedigt machte sich Loger wieder über seine Arbeit her.

Doch nun wälzten sich Gedanken hinter seiner Stirn, die er ganz allein verarbeiten mußte. Er hatte eine große Sorge, die betraf die Köchin des Doktors. Diese Jungfrau hatte gut und gern ihre 50 Lenze erlebt, man konnte sie als eine etwas überreife Frucht bezeichnen. Vor 30 Jahren war sie zweifellos sehr begehrt gewesen. Jetzt konnte sie nur noch durch ihre Kochkünste reizen. So ein gefülltes Kraut oder gar Paprikahänel wie bei Doktors gab es sonst nirgendwo.

Wenn sich Marista damit begnügt hätte, des Kanzleibieners Magenfreundin zu sein, dann wäre alles, in schönster Harmonie verlaufen, aber nein, Marista verfolgte höhere Ziele; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Logers Frau zu werden, und dagegen sträubte er sich energisch. Das wäre ihm als ein Treubruch gegen seine beiden alten Freunde erschienen, außerdem fehlte ihm auch entschieden die Begeisterung zu dieser Ehe.

Aber Marista war zähe; sie gab die Hoffnung, daß sie ihr Ziel doch noch erreichen würde, nicht so ohne weiteres auf.

Während Loger mit allen Kräften von ihr wegstrebte, saß sie in ihrer bligblanken Küche und grübelte über dasselbe Problem. Da fiel ein Sonnenstrahl gerade auf ihren Lieblingssteller, der zum Schmutz an der Wand hing. Ein sehr kühner Husar war darauf gemalt, und darunter stand der sinnige Spruch: „In meinem



Brotausgabe an 15000 russische Gefangene in Augustowo, vor dem Abtransport.

aber hieß es: „Weißt du noch?“

Heute meinte es die Herbstsonne gar gut mit den drei Unzertrennlichen. „Geschenkte Tage“, pflegte Loger zu sagen. Sie rieselte wohligh über Logers Rücken, sie warf ganze Strahlenbündel in den kleinen Garten. Der Säbel glänzte unternehmend, Bido blinzelte ein bißchen geärgert nach ihm hin. Er fand es anmaßend von dem Säbel, sich so bemerkbar zu machen. Loger schnitzte eifrig an einem Löffel, den er diesmal ganz raffiniert verzierte; oben auf dem Stiel setzte er eine kleine Blume, das sollte eine besondere Aufmerksamkeit für die Frau des Kreisnotars bedeuten. Während er so arbeitete, warf er hin und wieder Bido eine Frage zu:

„Was glaubst du, alter Freund, wird sich die gnädige Frau über den Löffel freuen? — Natürlich meinst du? Ich bin auch davon überzeugt. Nächste Woche hat sie ihren Namenstag, du weißt doch, am 15. Oktober? Da gibt es für mich einen Zwetschgenknaps und für dich ein paar zarte Knöchelchen — na und für dich, getreuer Säbelfreund, hat sie dann stets einen neuen Wollappen, mit dem ich dich putzen kann. Ja, ja, sie ist eine gute Frau — sie hat ein Herz für Mensch und Tier. Ich werde ihr drei Löffel schnitzen — wie denkst du darüber Bido?“

Bido war einverstanden, und er gab seine Einwilligung zu erkennen, indem er lebhaft mit dem Schwanz wedelte.

Loger war fertig mit dem blumengezierten Löffel. Stolz hielt er ihn in die Höhe. „Nun, was sagst du dazu? Ich werde die andern Löffel auch an den Stielen verzieren. — Ich habe eine köstliche Idee! Auf einen Löffel werde ich Bidos Kopf schnitzen, auf den andern den Säbelgriff! Weißt du noch,“ wandte er sich an den Säbel, „wie wir einmal in der Küche des Generals Malonnau zu Abend aßen? Hast du auch nur einen einzigen so

Zimmer rußt der Ofen, in meinem Herzen rußt nur du.“ Wahrhaftig, das stimmte beides! Wenn nur der Mann ihrer Leidenschaft sich nicht so ablehnend gegen sie verhalten hätte, wie schön und glücklich hätte ihre Zukunft werden können. An all dem Jammer war allein der Bido schuld. An diesem dummen Tier hing der Mann mit einer Zärtlichkeit, die ihn blind und taub gegen alle weiblichen Reize machte. Wegen so einer Kreatur sollten ihre Wünsche nicht in Erfüllung gehen? Und plötzlich kam Ordnung in die Wirrnis von bösen Gedanken, die sich in Maristas Hirn stritten. Es entstand ein Plan, der ohne große Schwierigkeit auszuführen war. Bido mußte auf die Seite geschafft werden! Während der Kanzleibieners die Zimmer in Ordnung brachte, lag der Hund gewöhnlich auf der Schwelle und wartete auf die Rückkehr seines Herrn. — Diese Stunde wollte Marista benutzen. Bido kannte sie, und wenn sie ihn mit einigen Lederbissen lockte, würde er ihr sicherlich folgen. Sie wollte ihn nicht töten — nein, — aber einige Wochen konnte er im Keller eingesperrt leben, das würde ihm weiter nichts schaden, und Logers Herz, so plötzlich des Gegenstandes seiner Zuneigung beraubt, würde sich gewiß ihr zuwenden. Maristas Gesicht glühte vor Eifer und Tatendrang.

Am andern Tag hatte sie auch wirklich das Glück, den Hund zu finden. Mit schmeicheleichen Worten und prachtvollen Bratenreizen ging sie auf ihr Opfer los. Bido lief ihr sogar entgegen und sprang vergnügt an ihr in die Höhe. „Komm nur, mein Hundchen, komm nur mit mir, ich hab' noch eine Ueberraschung für dich.“ So plauderte sie mit dem ahnungslosen Tier, und dann hatte sie es bald so weit, daß es mit ihr im Hause verschwand.

Loger hatte unterdessen seine Arbeiten beendet. Nun trat er vor die Tür, piff leise nach Bido, und als der Hund nicht sofort kam, rief er nach ihm. Kein Bido war zu sehen. Er wird schon

nach Hause gelaufen sein, dachte Loger ohne jedes Misstrauen. Langsam trat er seinen Heimweg an. Es war ihm unbehaglich, so allein zu gehen. Seinen Beggenossen mochte er nicht missen, er war gewohnt, ihn immer um seine Meinung zu befragen. Da drüben schritt zum Beispiel die Wädersfrau, sie trug ein neues grellrotes Tuch um den Kopf. Loger wollte gerade Lido darüber interpellieren, ob er es billige, daß sich eine Frau von 50 Jahren noch so putze; da fiel ihm ein, daß Wido ja nicht neben ihm hertrabe. Dem Säbel fehlte für solche Dinge das nötige Verständnis, der war nur in Uniformen kompetent. So mußte Loger sich allein entscheiden, ob die Wädersfrau recht daran tat, sich so herausfordernd zu schmücken.

Loger war schon ein bißchen ärgerlich. Wie kam Wido dazu, von seinem Plaze wegzulaufen? Was waren das für neue Gepflogenheiten? Er würde ihm, daheim angelangt, gründlich den Text lesen. Als Loger indessen in seinen Garten trat, mußte er mit wachsender Unruhe feststellen, daß der Hund auch hier nicht aufzufinden war.

Wo konnte er denn nur sein?

Und nun begann eine qualvolle Zeit für Loger. Stundenlang

auf die Straße. Die Häuser mit ihren geschlossenen Augen sahen aus, als ob sie schliefen. Nichts regte sich, es lag eine feierliche, bestemmende Stille über dem ganzen Dorfe. Loger seufzte tief auf. Sein Herz hatte nur die eine Sehnsucht, Wido wiederzufinden. Nur noch einmal in die treuen Hundeaugen sehen, — nur noch einmal das Fell des Tieres streicheln! So quälend und heftig war dies Verlangen, daß Loger ganz laut den Namen des Tieres rief. Es klang ganz schauerlich — aber horch, was war das? — hatte er nicht ein jämmerliches, klagendes Heulen gehört? Wido, rief Loger, seine Stimme schwoll an, als ob sich seine ganze Kraft in die Lippen gelegt hätte. Wahrhaftig, das Heulen des Tieres wurde deutlicher!

Erschrocken und heftig machten die Häuser ihre Augen auf. Was war denn passiert? Die Bewohner kamen aus den Türen heraus, sie umringten Loger und bestürmten ihn mit Fragen. Er konnte nicht sprechen, nur ein unartikuliertes Schluchzen drang aus seiner Kehle. Seine zitternden Hände deuteten nach einem Hause — dort — dort — Man küßte ihn und führte ihn vor des Doktors Wohnung. Immer deutlicher erklang das Heulen des Hundes — nur begriffen die Leute, was das alles zu bedeuten habe. Man ging der Stimme nach und fand den Hund im Keller. Ab-



Deutsche Siegesbeute aus der Winterschlacht in Masuren.

rannte er umher und fragte jeden Menschen, dem er begegnete, nach seinem Hunde. Niemand hatte das Tier gesehen.

Sein Verdacht fiel auf die Zigeuner. Diese Bande! Wer konnte wissen, wo Wido jetzt war, vielleicht schon längst aufgefressen von den immer hungrigen Kerlen, die in der Nähe ihre Anstellung hatten. Loger faßte seinen Säbel fester; wenn er den Mörder entdeckte, wollte er seinen Freund blutig rächen.

* * *

Drei Tage waren vergangen. In tiefer Trauer hatte sich Loger in seine Behausung verkrochen. Er fühlte sich so elend wie nie zuvor in seinem Leben. Langsam stutete die Dämmerung in sein kleines Zimmer. Der Säbel lag neben ihm, er blinnte Loger zu und sprach ihm leise und eindringlich Mut ein. Aber Loger war in eine dicke Wolke von Unglück gehüllt, und Trost konnte ihm selbst der Säbel nicht spenden. Loger sah in der Dunkelheit wie der leidhaftige Jammer — plötzlich rannen zwei große Tropfen aus seinen Augen, blieben eine kleine Weile in der tiefen Mundfalte liegen, suchten sich dann einen Weg durch das Schnurrbartgestrüpp und fielen auf Logers gefaltete Hände.

Ganz erschrocken fuhr er in die Höhe. Was denn? Heulen wie ein altes Weib? Tatelos hier sitzen, ist das Treue? Auf und nach Wido gesucht! Er schnallte seinen Säbel um und schritt

gemagert kam das Tier herausgestürzt. Es hatte in all den Tagen kein Futter angenommen. Treue war stärker als List. Das war ein Wiedersehen! Wido sprang seinem Herrn bis an den Hals. Loger aber stammelte: „Gott sei Lob und Dank, daß ich dich wieder hab', mein alter, guter Kerl ...“

Ganz erschüttert, im tiefsten Dunkel des Hofes, stand Mariska. Ach, wie sie sich schämte! Ihre Eifersucht schmolz dahin, wie Schnee in der Märzsonne. Sie trat schluchzend vor Loger und gestand ihre Missetat. Ohne Beschönigung gestand sie alles ein. Dann reichte sie Loger die Hand: „Kannst du mir verzeihen?“ Und Loger im Übermaß seines Glücks ließ die Worte hervor: „Ich werde dich sogar heiraten, — heiraten werde ich dich.“

Spruch.

In deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tödliche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Schiller.

Der Vogel als Kunstwerk der Mechanik.

Von Dr. Anton.

(Nachdruck verboten.)

Der Durchschnittsmensch kennt die Vögel so, wie er alles kennt, was er immer wieder sieht: als vorübergehende, unwichtige Erscheinungen im Alltagsleben, die man wohl sieht, aber nicht beachtet. Wer an den gefiederten Gesellen Freude hat, weiß sie nach Gefieder, Gestalt, Gesang oder sonstigen Art Eigentümlichkeiten zu unterscheiden. Selbst der Ornithologe, der Vogelkundige von Beruf oder Bildung, verteilt sie nach ihren äußeren

Organ zu, das wohl als auffälligstes Kennzeichen des ganzen Geschlechtes angesprochen werden darf, dem Schnabel. Zu was muß der nicht dienen! Als Mund vor allem. Er soll die Nahrung zerreißern, zerschneiden, zerkauen, nachdem er vorher lebende Beute gepackt hat. Dann muß er in vielen die Stelle einer Hand vertreten. In den vorderen Gliedmaßen hat der Vogel, wie jeder weiß, überhaupt kein derartiges Organ, an den hinteren nur einen recht wenig brauchbaren Ersatz. Er ist also gezwungen, den Schnabel auch zum Zugreifen und Festhalten zu verwenden, und tut das auch in mitunter überraschender Geschicklichkeit. Als drittes kommt hinzu, daß alle Arten des durch seine Härte zu dem Zweck anscheinend wenig geeignete Glied — der Ausdruck

rechtfertigt sich durch die Vielseitigkeit der Handhabung — dazu bemühen, das Gefieder zu glätten und zu ordnen. Zuvorderst ist er dem Papagei und seinen Vettern eine unentbehrliche Hilfe beim Klettern.

Die moderne Wissenschaft glaubt, wie manchen Lesern bekannt sein wird, annehmen zu dürfen, daß Vögel und Reptilien im Grunde miteinander verwandt sind, das heißt, daß jene von diesen abstammen. Sie will das aus der vergleichenden Betrachtung der Skelette dieser beiden Zweige des Tierreichs begründen, und zwar vor allem aus der Wirbelsäule und dem zu ihr gehörenden Teile. Das ausführlich zu erörtern, würde mancherlei Fragen aus der Entwicklungslehre berühren und uns viel zu weit abschweifen lassen. Das Nähere muß für eine Besprechung des Knochenbaues der Flügel gelten, so daß leider ein Verzicht nötig wird. Wir müssen uns auf das jetzt Besiehende beschränken.

Für die große Mehrzahl der Vögel sind die Flügel einzig zum Fliegen da. Bei einigen Arten, wie den Hühnern, ist diese Fähigkeit durch die Gewöhnung an das Haus der Menschen, die Aufgabe des wilden Lebens und die damit verbundene Umgestaltung der Lebensbedingungen im Laufe der Generationen mehr oder weniger verkümmert, bei dem größten Vertreter dieser Art, dem Strauß, sogar vollständig verschwunden. Bei ihm haben die Vordergliedmaßen, die schon durch ihre Kleinheit im Verhältnis zu der ragenden Gestalt des ganzen Tieres die Abweichung von dem allgemein Üblichen verraten, nur noch den Zweck, während des dem Strauß eigentümlichen schnellen Laufes das Gleichgewicht bewahren zu helfen. Beim Pinguin hinwieder sind sie zu kümmerlichen Stümpfen geworden, die aber beim Schwimmen ganz vorzügliche Dienste als Ruder leisten. In ein paar, allerdings ganz wenigen Fällen, zum Beispiel bei dem südamerikanischen Hoazin, werden sie auch beim Klettern benutzt, besonders von den noch

nicht flüggen Jungen.

In der Wichtigkeit als Werkzeug kommen dem Schnabel und den Flügeln wohl die Beine am nächsten. Entsprechend den fast zahllosen Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Betätigung sind sie in Gestalt und Aufbau von einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit. Beim Strauß, dessen Lebensweise nicht wenig Ähnlichkeit mit derjenigen wilder Pferde aufweist, gleicht auch die Entwicklung von Bein und Fuß überraschend der bei den Einhufern. Hingegen sind den Vögeln, deren Füße nur zum Sitzen verwendet werden, wie dem Königshäher oder dem Kolibri, lächerlich unterentwickelte, kleine und schwach aussehende Beine eigen. Bei den Raubvögeln haben wir dicke, kräftige Gelenke, die jeder



Der Kaiser beim Besuch des Leib-Garde-Husaren-Regiments, das im Felde sein hundertjähriges Bestehen feierte. Hinter dem Kaiser der Regimentskommandeur, neben diesem Generaloberst von Einem.

Kennzeichen auf die verschiedenen Klassen seines zoologischen Systems, daß aber der Vogelkörper auch ein mechanisches Kunstwerk ist, daran denken die Allerwenigsten. Und doch ließe sich gerade darüber ein ganzes Buch schreiben, ist auch eins geschrieben worden; aus seinem überreichen Inhalt, dem Werke eines amerikanischen Fachgelehrten, sei einiges wenige hier angeführt.

In der Tat ist die eben gebrauchte Bezeichnung durchaus am Platze: der Vogel ist ein Mechanismus, der eine bestimmte Rolle zu spielen hat, in dem jedes Glied, jede Einzelheit, gleichwie in der kompliziertesten und durchdachtsten Maschine, darauf angelegt ist, den ungeführten Ablauf der Berrichtungen zu erleichtern und zu vervollkommen.

Der erste Gedanke wendet sich naturgemäß demjenigen

Beanspruchung durch die wilden Befreiungsversuche der geschlagenen Beute gewachsen sind, vor uns. Vögel wie Reiher, Kranich, Storch, die viel im Wasser waten, haben hohe Stelzen und lange, schlante Zehen, die sich beim Auftreten weit auseinanderstellen und die Tragfläche vergrößern, ähnlich wie Schneeschuhe. Noch auffälliger ist diese Eigentümlichkeit bei den Wasserhühnern ausgeprägt, die geradezu über die so nachgebenden und schwappenden Wasserpflanzen hinaulaufen vermögen; ihre höchste Entwicklung erreicht sie bei den Jacanas, den tropischen und halbtropischen Bottern unjeres Wasserhühnchens. Zur Fläche wird infolge der Säute zwischen den Zehen der Fuß der Schwimmvögel, der im Verein mit dem kurzen, kräftigen Beine ein widerstandsfähiges und durch seine Kürze nur geringen Gebelndruck verlangendes Ruder darstellt. Spechte, Kuckhüner und ihre Verwandten, lauter Vögel, die sich infolge ihrer Lebensweise häufig an senkrechten Flächen anklammern müssen, haben scharfe, hakentartige Krallen an langen Beinen, die ein Aufhaften gestatten.

Was hier in gedrängtester Kürze von den wichtigsten Teilen des Vogelsteletes gesagt ist, hat auch für die Muskeln seine Geltung; das eine wie die andern passen sich den Lebensnotwendigkeiten aufs praktischste an. Man muß gestehen, daß der geschickteste Techniker die Muskeln nicht so hätte entworfen und gestalten können wie es die Natur hier getan hat, um möglichst große Leistung mit möglichst geringem Aufwand zu erzielen. So sind die kräftigen Fasern, die die Schwingen betätigen, am Kiel des kräftigsten Knochens, des Brustbeins, verankert; dieses wieder ist bei den geschicktesten und ausdauerndsten Fliegern am besten durch-

Ganz staunenswert ist, um von allen den Arten nur diese zu erwähnen, das Auge der Ente gebaut und eingerichtet. Nur ein kleiner Teil des Augapfels ist von außen zu sehen; der Rest sitzt tief in der Augenhöhle, die fast ein Drittel der ganzen Schädelhöhle für sich beansprucht. Raum für die Aufnahme von möglichst viel Licht ist also vorhanden. Der sichtbare Rest ist von einem dünnen Knochenrahmen eingefast, der an Gestalt fast mit einem Lichtsammler oder Lampenschirm verglichen werden kann. Diese beiden Eigentümlichkeiten sind es, die das Sehen bei Nacht erst möglich machen; sie sind auch bei keiner andern Vogelart zu finden, schon aus dem Grunde, weil sie dort überflüssig sind.

Es bleibt noch das Gefieder. In jeder Beziehung paßt auch es sich den mannigfach wechselnden Forderungen des Lebens an. Es ist leicht und stellt deshalb während des Fluges die denkbar geringsten Anforderungen an die Tragkraft. Dabei ist es ein schlechter Wärmeleiter, weil es so locker aufliegt, und bietet den besten Schutz gegen plötzliche Temperaturwechsel, wie sie beispielsweise sehr hoch steigende Vögel durchzumachen haben. Im Fliegen selbst breiten sowohl die Flügel, wie die Schwanzfedern sich weit auseinander und gewähren damit eine möglichst große Tragfläche, unter der die zusammengepreßte Luft stützend angreifen kann. Unter anderen Lebensbedingungen hat es hinwieder ganz andere Gestalt. Das Kleid des Pinguin erscheint bei nicht ganz scharfem Zusehen eher aus Seehundhaaren zu bestehen als aus Federn. Dadurch wird die Oberfläche des Tieres, das in der Regel nicht auf dem Wasser, sondern unter der Oberfläche schwimmt, vollständig glatt; das dichte Zusammenliegen der Federn wieder



Unsere Schneeschuh-Abteilungen in den Vogesen.

gebildet. Das findet sich in gleicher Deutlichkeit bestätigt, ob der Vogel nun ein Niese unter seinen Genossen oder der winzigste Zwerg ist: beim Fregattvogel, der stundenlang mit den gewaltigen gespreizten Flügeln ohne einen Schlag zu tun in der Luft schwebt, und beim Kolibri mit seinen zierlich kleinen Flügeln, die in blitzschnellem Flattern das Tierchen zwischen zwei Blumen halten.

Ein wahres Kunstwerk ist die Anordnung der Sehnen und Muskeln der Beine bei allen Sperlings- oder Eißvögeln. Setzt sich das Tier auf eine Stange, dann ruht das Gewicht des Körpers auf den Beinen. Dadurch zieht sich der Weimuskel über dem Hauptgelenk zusammen und „verriegelt“ und krümmt gleichzeitig eben durch diesen Zug die Zehen, so daß sie sich fest um die Stange legen. Soll der Vogel fallen, dann muß sich vorher die Umklammerung der Zehen lösen. Das ist aber nur möglich, wenn der Hauptmuskel durch Anheben des Körpers entspannt wird. Ein unfreiwilliges Stürzen des Vogels ist also einfach unmöglich.

Da wir von den Muskeln sprechen, sei die Zunge nicht vergessen, so unscheinbar sie auch meistens ist. Viele Menschen wissen ja nicht einmal, daß der Vogel ein solches Organ hat. Beim Specht ist sie zum widerhatigen Speer entwickelt, den er schier unbegreiflich weit austrecken kann; damit sie solche Beanspruchung aushalten kann, gehen die bedienenden Sehnen fast rings um den ganzen Kopf bis dicht an den vorspringenden Augenvulst der anderen Seite. Beim Kolibri hat sie Gestalt und Zweck einer Saugpumpe, die den Nektar aus den tiefen Blumentelchen herausholt. Bei einigen Arten ist sie fast wie eine Bürste geformt, um das Festhalten des Futters zu erleichtern; bei mehreren Fischfressern ist sie mit rückwärts gerichteten Häkchen besetzt und verhindert so ein Hinausgleiten der schlüpfrigen Beute.

bewirkt, daß kein Wasser bis an den eigentlichen Körper dringen kann. Ebenso ist das Gefieder der Enten, Gänse und aller ihrer näheren Verwandten wasserdicht gelegt und zudem mit einer feinen Ölschicht überzogen, die mit Hilfe des Schnabels aus einer besonderen Drüse am Wurzel häufig erneuert wird.

Nur auf das Allernächstliegende konnten diese Zeilen eingehen, und auch darauf nur ganz flüchtig. Vielleicht haben sie dennoch, trotz ihrer Knappheit, das eine erreicht, daß einer oder der andere unter den Lesern sich gelegentlich Rechenschaft gibt, wieviel Kunstvolles, wieviel Wohlüberlegtes und Planmäßiges in den Bau des Vogels hineingelegt ist — des Vogels, der für gewöhnlich uns eine so alltägliche und gleichgültige Erscheinung ist, daß wir ihm kaum jemals mit mehr als einem halben Blick und halben Gedanken beachten, dessen Körper aber doch einen Mechanismus oder vielmehr eine Zusammenfassung zahlreicher Mechanismen darstellt, die trotz ihrer Künstlichkeit unter allen Umständen glatt und ungehemmt sich betätigen.

Spruch.

Wer Abschied nicht zu nehmen weiß,
Dem geht es schlecht im Leben:
Weil er ihn selber niemals nimmt,
Wird er ihm kalt — gegeben.

Die draußen find.

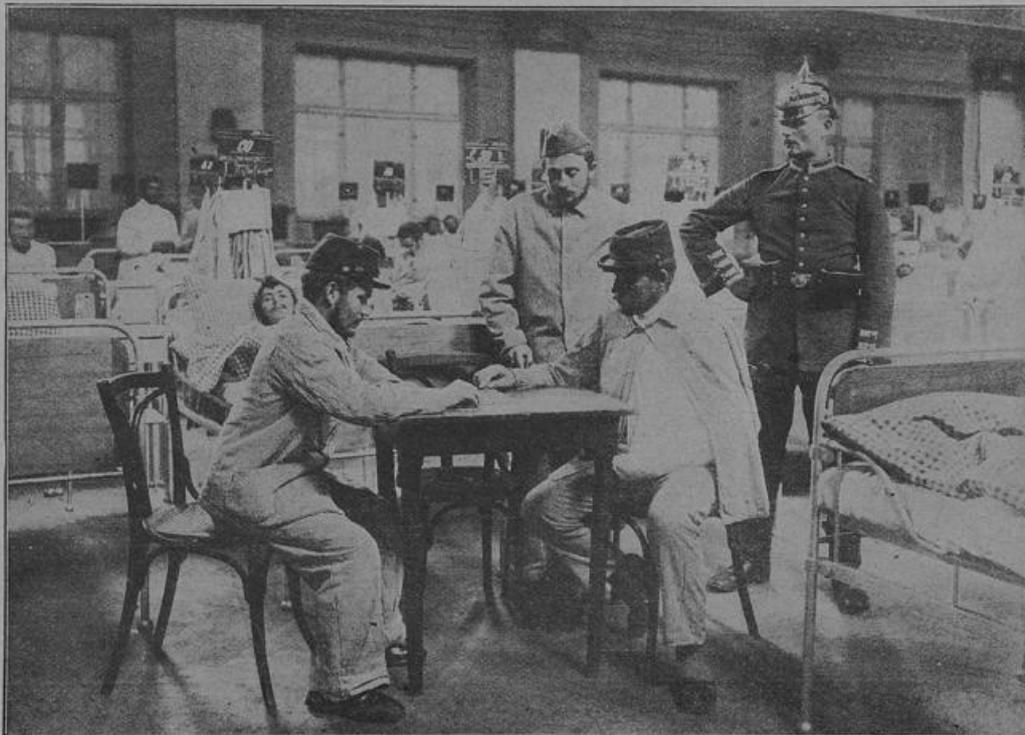
Von Henriette Brey.

So schwarz die Nacht, es heult der Wind,
Der Regen strömt, es ächzt das Haus,
Ich liege schlaflos Stund' um Stund',
Und lausche bang dem Sturmgebräus.
Wie Geisterstimmen hohl und dumpf,
Unheimlich töhnt es im Kamin,
Wie armer Seelen Klage laut,
Wie Kindesweinen stirbt dahin.
Und meine Hände fallen sich
Und heiß das Blut zum Herzen rinnt,
In dieser schlimmen Wetternacht,
O schirme, Herr, die draußen find!

Die draußen find auf wüstem Meer,
In wilder Wogen Widerprall —
O schütz' die armen Menschen mild

Herr, deinen Engel sende ihm,
Der schützend breite seine Hand.
O Herr, sei allen Licht und Stab,
Die heimatlos und schutzlos find,
Die fern dem sturmgeschützten Heerd —
O schirme, Herr, die draußen find!

Und durch die Straßen schreitet still
Die liebende Barmherzigkeit.
Wo Schmerz und Not nach ihnen ruft,
Schreckt sie nicht Nacht und Dunkelheit.
Und durch die Gassen schleicht ich
Die Sünde der verschwiegnen Nacht,
Die vor dem Lichte sich verkriecht:
Herr, auf die Unschuld habe acht!
O Herr, die schwach und schwankend noch,



Verwundete Franzosen beim Spiel in einem deutschen Lazarett.

Die zittern jetzt in Todesqual!
Daß trachend nicht ihr Schiff zerschellt
An mörderischem Klippenwand,
Die Brandung reiß' sie nicht hinab —
Daß hafenswärts ihr Kiel gewandt.
O treulos Meer, du Kirchhof weit!
Herr, dir gehorchen Well' und Wind —
O stella maris, bitt' für sie —
O schirme, Herr, die draußen find!

Und mancher ist, der obdachlos
Im kalten Regen bebt und friert,
Und mancher, der gewandert weit,
Und irr und fremd den Weg verliert.
Durch tiefen Wald, durchs küh'les Moor
Hintertumelt er an Abgrunds Rand —

Die arm und wahnbetört und blind,
Die irre gehn auf sündgem Pfad
O schirme, Herr, die draußen find!

Doch einer ist, ach fern, so fern,
Zu dem mein treues Denken geht,
Für den ich manche Stunde fromm
Die Hände falte zum Gebet.
Der zog hinaus zu Kampf und Sieg,
Der zog wohl in den heiligen Krieg.
Herr, schütze ihn in heißem Kampf,
In Kugelprühn und Pulverdampf!
Ob einam er auf stiller Wacht,
Ob heulend die Granate kracht —
Im fremden Land, in heißer Schlacht,
O schirm' ihn Gott bei Tag und Nacht.





Sprüche.

Nichts ist dem Auge so schön, als die Wahrheit der Seele.

*

Besser wissen und das Bessere wissen, ist zweierlei.

Der Obstbau in Preußen. Die endgültigen Ergebnisse der Obstbaumzählung vom 1. Dezember 1913 ermöglichen einen Einblick in den Obstbau Preußens. Es sind zunächst wie im Jahre 1900, dem Jahr der ersten umfassenden preussischen Obst-

an der Spitze; darunter waren 25 974 478 oder 64,60 v. H. tragfähig. An zweiter Stelle stehen die Pflaumen- und Zwetschenbäume mit 35 360 441; davon waren 28 040 100 oder 79,30 v. H. tragfähig. Unter den 15 836 679 Birnbäumen waren 11 079 124 oder 69,96 v. H. und unter den 13 950 012 Kirschbäumen 10 350 372 oder 74,20 v. H. tragfähig. Nach einander folgen schließlich Pfirsichbäume, Walnusbäume und Aprikosenbäume. Für die vier ersten wichtigen Obstbaumarten läßt sich die Entwicklung seit dem Jahre 1900 verfolgen; danach haben die Apfelbäume (+ 49,5 v. H. und Birnbäume (+ 29,3

Sonderbare Verwundung. Arzt: „Sah der Engländer den Schuß durch die Fußsohle beim Davonlaufen gekriegt?“ — Soldat: „Nein, aber aus schlechter Gewohnheit hat er beim Gehen die Füße auf den Grabenrand gelegt.“

Getrennt. Vater heime beiden Söhne, die sich als Kriegsfreiwillige melden wollen, zum Bezirkskommando bringend: „Wenn's geht, Herr Feldwebel, schicken Sie doch einen nach Frankreich und den andern nach Rußland, die beiden vertragen sich nicht gut!“

Einwand. „Sie haben ja unsere Hindenburgbüste heute schon wieder nicht ab-



Nächtlicher Angriff türkischer Infanterie auf einen englischen Panzerzug in der Nähe von Serapium (Suezkanal).

baumzählung, die vier wichtigsten Obstbaumarten, nämlich Apfelbäume, Birnbäume, Pflaumen- und Zwetschenbäume, Kirschbäume, in ihrer Zahl nachgewiesen. Neu ermittelt wurden 1913 die Aprikosen-, Pfirsich- und Walnusbäume. Ebenfalls neu ist die besondere Erfassung der tragfähigen Bäume einer jeden Obstbaumart; es sind dabei unter tragfähigen Obstbäumen solche Bäume verstanden, die schon getragen haben. Die Zahl der tragfähigen Bäume kennzeichnet also noch besser, als es die Zahl der Obstbäume in ganzen vermag, den gegenwärtigen Stand des Obstbaues. Eine weitere bedeutungsvolle Gliederung der Obstbäume wurde nach ihren Standorten durchgeführt, je nachdem sich die Bäume auf Gehöften und Hausgärten, im freien Felde oder auf öffentlichen Wegen, Kanalböschungen usw. befanden. Auch dieser Gliederung kann eine vollkommen entsprechende für das Jahr 1900 nicht gegenübergestellt werden.

Unter den wichtigsten Obstbaumarten stehen die Apfelbäume mit 40 210 248

v. H.) sehr stark, die Kirschbäume (+ 9,9) ganz unbedeutend zugenommen, die Pflaumen- und Zwetschenbäume (- 5,5) sogar abgenommen. Der gerade bei den Apfelbäumen beobachtete verhältnismäßig niedrige Anteilssatz der ertragfähigen Bäume läßt sich mit der besonders starken Zunahme der Apfelbäume wohl zum großen Teil in ursächlichen Zusammenhang bringen. Die Mehrzahl der Bäume einer jeden Obstbaumart findet sich naturgemäß in den Landgemeinden; die Städte umfassen insbesondere bei den Aprikosen-, Pfirsich-, Walnusz- und Birnbäumen einen verhältnismäßig beträchtlichen Teil aller Obstbäume der genannten Arten.

Die Mehrzahl aller Obstbäume stand auf Gehöften und in Hausgärten; 75 954 963; 19 333 050 befanden sich auf freiem Felde und 12 408 539 auf öffentlichen Wegen, Kanalböschungen usw. Unter den vier wichtigsten Obstbaumarten stand insbesondere ein erheblicher Teil der Kirsch- und Apfelbäume auf freiem Felde.

gestarbt!?" „Ich hab' inzwischen in der Zeitung gelesen, daß der Herr Feldmarschall nicht ins Ausland ist.“

Stimmt. „Manche Romanschriftsteller wissen wahrhaftig nicht, was sie schreiben. Hier spricht zum Beispiel einer von dem „Nabenhaar“ eines Mädchens.“ — „Na, und was ist daran falsch?“ — „Alles! Naben haben keine Haare. Sie tragen Federn!“

Rästel.

Niemand und Keiner
gingen in ein leer Haus,
Niemand ging heraus,
Keiner ging heraus:
Wer blieb nun noch drin?

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Brief.

Abdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Scherz vom 19. Juni 1901.) Bekannt, Redakteur L. Kellen, Bredenev (Rußr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Gfhn (Rußr.).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 17

Sonntag, den 25. April

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Plant.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Wie gefällt es dir hier?“

„Schön ist es! Wie sich hier die Berge mit den reichen Wäldern ineinander schieben, als wollte sich einer hinter dem anderen verstecken, wie in den Tälern die Saatsfelder in leuchtendem Gold liegen, die kleinen stillen Dörferchen dazwischen mit den weißen Kirchtürmen; alles ist so, als schlummerte hier ein ewiger Frieden, ein verträumtes Märchen.“

„Und doch haben diese Täler schon so viele Kämpfe und Schreden des Krieges gesehen.“

„Ich weiß es! Aber nun wird dieser Friede wohl nicht mehr gestört werden. Deutsch ist jetzt der Boden, und Deutschland hält gute Wacht.“

Ein festes, sicheres Vertrauen sprach aus dem Tone der Entgegnung.

Die Begleiterin aber seufzte.

Da hob die zweite den Kopf:

„Was hast du dagegen?“

„Das sind Dinge, von denen wir Frauen nichts verstehen. Das habe ich schon so oft hören müssen. In diesen Grenzgebieten wird oft von jener Zeit gesprochen, da noch Frankreich hier herrschte, und bei vielen äußert sich ein Verlangen nach jener Zeit.“

„Das sind die Unzufriedenen, die überall sind. Glaube es mir, alle, die so sprechen, würden erschrecken, wenn der Feind in diesen Frieden eindringen würde!“

„Lassen wir das Gespräch. Wenn es dir hier nur gefällt! Wenn nur du hier eine Heimat finden kannst!“

„Ich glaube es, denn die Augen können sich nur freuen.“

„Und Schloß Lorriand selbst?“ fragte die Begleiterin weiter.

„Das ist wie ein von Geheimnissen erfülltes Märchen; es liegt so im Walde versteckt; dabei ragt der alte Turm über die Wipfeln und Baumkronen hinaus, als wollte er über die Lande hinschauen wie ein Wächter, wie ein alter Torwart, um gleich vor dem Nahen von Feinden warnen zu können.“

„Du bist eine Träumerin, Martha! Und für dich ist Lorriand allerdings wie geschaffen, um deine Gedanken ausfliegen zu lassen.“

Das Gespräch wurde auf dem Wege nach dem Schlosse Lorriand geführt.

Die eine der Damen war Helene de Mèandre, die junge Frau des Schlossherrn von Lorriand, der die schöne Tochter eines deutschen Beamten in das alte, lothringische Wäldergeschlecht aufgenommen hatte.

Die andere mit den dunklen Träumeraugen war deren Nichte, eine Doppelwaise, die nun hier in den Grenzlanden eine neue Heimat finden und vergessen sollte, wie viel sie verloren hatte. Es war allerdings schon mehr als ein Jahr verstrichen, seit Martha

Rothenau den Vater verloren hatte, aber sie trug immer noch schwarze Kleider, die ihre eigenartige Schönheit mehr zur Geltung brachten. Ihr Gesicht war blaß, die Haut mattschimmernd, so daß an den Schläfen die Adern wie Perlmutter durchleuchteten, das Haar tiefschwarz.

Helene de Mèandre war in der äußeren Gestalt das Gegenteil ihrer Nichte; sie war wohl nicht viel älter, aber sie hatte ein fröhliches, rotwangiges Gesicht, goldblonde, dicke Haare und leuchtende, blaue Augen. Nur ein paar unscheinbare Fältchen, die von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln gingen, mochten etwas davon verraten, daß Helene de Mèandre auch schon manche schwere Stunde erlebt hatte.

Martha Rothenau, die einer alten Offiziersfamilie entstammte, und die in ihrem Wesen und in ihrem Empfinden im Deutschtum wurzelte, deren Urgroßvater unter den Lüdwischen Freischaren gekämpft und damals auch den Tod für sein treues deutsches Herz gefunden hatte, konnte die zweifelnden Andeutungen der Tante, die ihr wie eine innige Freundin zugetan war und ihr noch eine neue Heimat schenken wollte, nicht vergessen.

„Dreihundvierzig Jahre sind die Berge, die Fluren und Dörfer deutsch; und nur Reichtum und Segen blühte unter dem Schutze des deutschen Schwertes. Wer kann hier im Ernste die Rückkehr französischer Herrschaft wünschen?“

„Du weißt das nicht!“

„O, wenn ich nur einmal zu solchen Leuten sprechen dürfte!“

Ein leichtes Lächeln huschte über das Gesicht von Helene de Mèandre.

„Du hast die Begeisterung deiner Jugend und das Blut deiner Ahnen!“

„Ja! Und darauf bin ich stolz. Wer das nicht zu erkennen vermag, wie viel Schabenes deutsche Kultur der Welt bereits schenkte, welche Werte deutscher Geist in ungezählten Erfindungen bereits geschaffen hat. Wie die deutsche Kunst emporwuchs, der kam nur von blindem Haß erfüllt sein, der müßte selbst die Strahlen der Sonne leugnen.“

„Wie sicher das Klingt! Aber auf Lorriand wirst du doch manch anderes Wort hören.“

„Hier?“

„Ja! Du wirst dich damit abfinden müssen. Deshalb sage ich es dir gleich.“

„Doch nicht Raoul?“

„Er schweigt zumeist. Aber seine Gedanken mögen oft den anderen recht geben.“

„Seinem alten, gelähmten Vater?“

„Ja! Marcel de Mèandre kann jene Zeit nicht vergessen, da die Tricolore auf Schloß Lorriand wehte.“

„Dies mag entschuldigbar sein,“ erwiderte Martha Rothenau.

„Seine Kindheit, seine Jugendzeit und sein Werden hatten ganz unter französischem Einflusse gestanden. Er hatte doch auch im Jahre 1870 unter den französischen Truppen mitgekämpft. Da kann ich dem kranken, alten Mann nicht zürnen, wenn er die längst verschwundene Zeit nicht vergessen will und in den Deutschen immer noch Eindringlinge sieht. Aber was Deutschland Loth-



General Liman von Sanders,
Kommandant der Dardanellen-Armee.

lingen in diesen letzten vier Jahrzehnten schenkte, das muß die Herzen der Nachkommen deutsch gemacht haben, wie ja der Boden schon deutsch gewesen, ehe er von den Franzosen genommen worden war."

"Du wirst — wie ich dir schon sagte — ja selbst noch manches hören."

"Daß du dich denn nicht dagegen auflehnt, wenn ein Wort gegen Deutschland fiel?"

"Frauen verstehen nichts von Politik. Das würde auch dir geantwortet werden. Und wem können Worte schaden? Es ist eben ein Austausch von Meinungen."

"Daran würde ich mich immer beteiligen, und niemand würde es mir verwehren können."

Mit solchen Gesprächen waren die Beiden nach dem Schlosse Lorriand gekommen.

Wie dieses von Martha Rothenau schon beschrieben worden war, so stand es im Grenzwalde.

Alle Mauern umfriebeden den großen Hof; über dem Tore aber war ein verwittertes Wappen, das kaum noch die Zeichnung erkennen ließ.

Aber die Mauern, die noch alte, zerfallende Schießscharten aufwiesen, und an denen Eisen und wilder Wein emporkletterten, ragte das eigentliche Schloß, ein Bau in altnormanischem Stil. Ein Turm, der einen plumpen Eindruck machte, schaute über die hohen Baumkronen hinweg.

In dem Speisezimmer waren die beiden Damen schon von Marcel de Méandre erwartet worden; dieser saß in einem Lehnstuhl, den er nicht verlassen konnte und der deshalb von einem Diener gefahren werden mußte; auch mußte der alte Herr von dem Diener in das Bett gehoben werden. Marcel de Méandre hatte schneeweißes Haar, bartloses Gesicht, das von ungezählten Runzeln zerrissen war, eine braune Hautfarbe und knochige, zitternde Hände. Da er immer in sich zusammengekauert saß, so war schwer zu bestimmen, von welcher Größe er sein möchte.

Auch Raoul de Méandre, der Sohn des Alten und Helenens Gatte war zugegen; er war breitschultrig und groß, hatte dunkles Haar und ebensolchen Knebelbart, dabei unsterk flackernde Augen.

Begrüßende Worte wurden ausgetauscht, Fragen über den Spaziergang wurden gestellt und beantwortet, meist etwas gleichgültige Redensarten; dabei zeigte Raoul de Méandre stets eine sehr entgegenkommende Liebenswürdigkeit.

Marcel de Méandre schwieg zu meist, beobachtete aber die neue Mitbewohnerin des Schlosses Lorriand unablässig; seine Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen.

Für Martha Rothenau bedeuteten alle Wahrnehmungen in der neuen Umgebung vollkommen fremde Eindrücke.

Nicht ohne bange Furcht war sie hierhergefahren; sie hatte auf der Reise immer wieder den herzlichen Brief gelesen, der ihr diese neue Heimat angeboten hatte, aber wenn sie auch an den guten Willen ihrer Tante glaubte, die nur um einige Jahre älter war, so hatte sie deren Gatten vorher noch nie gesehen. Würde sie schließlich nicht als ein Eindringling gelten?

Aber diese Sorge war in der ersten Stunde verfliegen.

Raoul de Méandre war ihr entgegengekommen, als hätte sie sich auf dem Schlosse längst schon ein Zugehörigkeitsrecht erworben. Nicht mit einem Worte, nicht mit einer Bewegung oder einem harten Tone ließ er fühlen, daß sie eigentlich doch als Fremde angekommen war; mit der gleichen Liebenswürdigkeit behandelte er auch seine junge Frau, so daß Martha Rothenau nur den Eindruck haben konnte, daß sie in eine glückliche Ehe gekommen war.

Wunderlich war ihr der alte Herr, der Gelähmte, von der ersten Begegnung an vorgekommen. Er sah körperlich völlig gebrochen aus, während in seinen Augen noch ein leidenschaftliches Feuer zu flackern schien; er begrüßte sie französisch, was sie aber deutsch erwidert hatte, trotzdem sie die französische Sprache ebenso beherrschte hätte. Manchmal war es Martha Rothenau dann auch erschienen, als wären seine Augen nicht in freundlicher Absicht zu Helene de Méandre hinübergeglitten.

Sollte der Alte die Deutsche als seine Schwiegertochter nur widerwillig aufgenommen haben?

Aber der war doch ein Greis, der zu allem der Hilfe eines Dieners bedurfte! Dieser gebrechliche Mann konnte doch auf dem Schlosse Lorriand keine Macht ausüben! Sein Sohn hatte sich Helene selbst gewählt und wählte diese sicherlich ebenso zu schätzen wie zu schützen.

Martha Rothenau war zufrieden.

Nach dem Tode des Vaters, der ihr nur ein ganz bescheidenes Vermögen hinterlassen hatte, war sie als Erzieherin in ein Haus gekommen, in dem sie am schwersten hatte fühlen müssen, wie heimatlos die Trägerinnen solcher Stellungen waren. Sie hatte wohl am gleichen Tische mit der Familie essen dürfen, aber ganz am Ende der Tafel, merkwürdig von den anderen getrennt; sie hatte einmal auch sehen müssen, daß Schränke und Schubfächer versperrt worden waren, weil sie in der Wohnung allein zurückbleiben sollte. Diese kleinlichen und peinlichen Zurücksetzungen hatten nun ein Ende und deshalb war ihr dieser neue Tag als ein glücklicher erschienen, als sie Helene de Méandre nach ihrem Schlafzimmer führte.

Beim Nachtgrüße hatte Raoul de Méandre noch zu ihr gesagt: „Träumen Sie gut in dieser ersten Nacht, denn das ist immer eine gute Vorbedeutung für die kommende Zeit.“

Eine so gute Aufnahme hatte sie sich nicht erhofft.

Das Schlafzimmer, das ihr angewiesen wurde, lag im ersten Stockwerk.

Es war ein mäßig großer Raum, von dem aus drei Fenster nach dem Hofe mündeten; ein weiteres Fenster war neben der Türe und gewährte einen Blick auf den hohen Korridor hinaus, auf dem verschiedene Aquarellbilder hingen, die in verbliebenen Farben die einstigen Herren und Besitzer des Schlosses Lorriand zeigten. Die Bilder waren in Lebensgröße in breiten, alten Goldrahmen, die nur wenig über dem Steinboden abschlossen.

Ein Himmelbett mit schweren, seidnen, niederfallenden Vorhängen stand so im Schlafzimmer, daß der Blick zu jenem Fenster fiel, das auf den Korridor mündete. Die übrigen Möbel waren aus dunklem Eichenholz, vielen kunstvolle Schnitzereien auf und erzählten von einer fernern Zeit, ebenso die alten Gobelins, die als Schmuck die Wände überspannten.

Der Schein des Lichtes verleiht dem Raum einen eigenartigen Reiz, den Martha Rothenau sofort fühlte:

„Wie seltsam der Raum hier anmutet! Ich glaube, ich werde in den Klüften des Bettes dort von den Zeiten träumen, da die schöne Königin Marie Antoinette noch an ihr Glück geglaubt hatte. Ich werde die Kavaliere Ludwig XVI. durch die Korridore huschen sehen. Aus jener Zeit mag wohl die Einrichtung dieses Gemachs stammen.“

„Allerdings! Du scheinst auch dafür viel Verständnis zu besitzen.“

„Wozu mag nur jenes Fenster da sein, das auf den Korridor führt?“

„Das weiß ich selbst nicht. Da Lorriand ein altes Schloß ist, wirst du dich in diesem an so manche Wunderlichkeiten gewöhnen müssen. Du bist eine Träumerin! Vielleicht erjähst du die Geschichte zu diesem Fenster, das aber nicht einmal zu öffnen ist.“

„Nicht zu öffnen?“ Martha Rothenau trat näher an das Fenster, das ebenso hoch und breit war wie die anderen. Und sie konnte sich nun überzeugen, daß die Fensterrahmen in die Mauer eingebaut waren, daß aber keine Vorrichtung vorhanden war, einen der beiden Fensterflügel zu öffnen. „Das Fenster konnte doch nicht zwecklos eingebaut worden sein? Licht und Luft kann es doch nicht mehr geben als die drei anderen?“

„Nein! Vielleicht erzählt dir das Fenster im Traume seine Geschichte.“

Martha Rothenau blickte auf den Korridor hinaus, wobei sie das Gesicht gegen das Fenster presste, da der Korridor von keinem Lichte mehr erhellt war. Und ihr Blick fiel auf eines der Aquarellbilder, das gerade dem Fenster gegenüber hing.

„Wer ist das? Das Fenster ist so angebracht, als wollte dieser Aquarell immer hier hereinsehen.“

Da lachte Helene de Méandre:

„Welche Gedanken du immer hast! Aber wahr ist es. Gerade der alte Marquis Georges de Lorriand sieht in dein Schlafzimmer,



Zum Besuch des Generals Pau in Serbien.

den stellt das Ahnenbild dar; aber da dieser schon im Jahre 1816 gestorben ist, so wird er keine Nachtruhe kaum finden. Außerdem fannst du die Vorhänge auch von diesem Fenster schließen und damit jeder Neugierde des alten Marquis ein Ende machen. Nun gute Nacht! Solltest du am Morgen irgend einer Hilfe bedürfen, dann brauchst du nur dort zu läuten, und das Zimmermädchen wird sofort kommen."

Noch ein herzlich gemeinter Kuß, wie ihn zwei Freundinnen austauschen, und Martha Rothenau war allein.

II.

Für einen Augenblick blickte Martha Rothenau durch das Fenster nach dem hellerleuchteten Korridor; dabei sah sie jetzt erst vollbeleuchtet das Bild des Marquis de Vorriand, der wie ein Wächter in ihr Schlafzimmer schaute; auf ganz dunklem Hintergrunde, der nur ungewiß die Umrisse eines Vorhanges mehr ahnen als sehen ließ, zeichnete sich am schärfsten das fahle, barlose Gesicht mit dem weißen Haar ab, ebenso auch die schmalen weißen Hände. Dieser Ahnenherr war in einen schwarzen Venezianermantel gehüllt und trug einen breitrandigen Hut. Durch den wirksamen Kontrast von Hell und Dunkel hatte der Künstler erreicht, daß das Mitleid selbst um so mehr Leben verriet, daß man in den Augen noch die Leidenschaften des längst gestorbenen Marquis Georges de Vorriand erraten zu können vermeinte.

Dann entschwand das Licht immer mehr und der Korridor lag wieder im Dunkel.

Aber aus dieser Finsternis leuchteten in mattem Schimmer immer noch das bleiche Gesicht mit den großen Augen und die schmalen Hände.

Als wollte er immer hier hereinsehen! Gerade so!

Wider ihren Willen mußte Martha Rothenau unablässig daran denken; selbst als sie die schweren Vorhänge an jenem Korridorfenster geschlossen hatte, konnte sie von der Empfindung nicht frei werden, als könnten jene Augen des toten Marquis Georges de Vorriand selbst durch die schweren Stoffe des Vorhanges dringen.

Freilich war das nur ein Gedanke! Das Bild stellte ja den Marquis de Vorriand dar, der im Jahre 1816 bereits gestorben war. Und Tote sehen nichts mehr.

Selene hatte recht, daß Martha gerne träumte; und deshalb suchte sie bereits Geheimnisse und Geschichten. Die eigenartige Umgebung und das vorausgegangene Gespräch hatten die Phantasie von Martha Rothenau angeregt.

Natürlich sperrte der Vorhang jeden zudringlichen Blick in ihr Zimmer ab.

Schlafen wollte sie! Nicht Geschichten nachsinnen. Schlafen, ausruhen, denn sie hatte doch eine so gute Aufnahme gefunden, daß sie nur froh sein durfte, glücklich — ach so glücklich! — und darüber hatte der Schlaf die Augen von Martha Rothenau zugebrückt.

Sie wußte keine Zeit, wie lange sie geschlafen haben mochte. Aber aus irgend einem dumpfen, unerklärlichen Gefühl war sie aufgeschreckt; sie richtete sich schlaftrunken auf und starrte zu dem Korridorfenster hin.

Es war ihr erschienen, als wäre ein Lichtschein durch das Zimmer gehuscht, als wäre er breit und hell quer über den Boden gefallen und hätte dabei auch ihr Bett gestreift.

Nein! Eine tiefe Dunkelheit erfüllte den Raum.

Sie erkannte nur den Vorhang, der etwas auseinander klappte.

Durch diesen Spalt konnte von außen, vom Korridor wohl ein Lichtschein hereingefallen sein; aber dort außen lag doch auch Finsternis.

Sie beugte sich vor! Irrte sie sich?

Ein helleres Leuchten war auf dem Korridor, nur ein flüchtiger Schein.

Es erschien Martha Rothenau, als hätte sich ein barloses Gesicht mit weißem Haar dicht an das Fenster gedrückt, um zu ihr hereinsehen zu können; sie erkannte die beiden Hände, die sich

nun gegen das Fenster lehnten. Und in dem matten Lichte, das von der Seite herfallen mußte, war es ihr, als wäre das Ahnenbild des Marquis de Vorriand aus dem hohen Goldrahmen verschwunden. Der alte, breite Rahmen schloß nur noch eine große, dunkle Fläche ein.

Das gespenstig weiße Gesicht mit den leuchtenden Augen aber, das von dem breitrandigen Hute nur wenig beschattet war, schaute durch das Fenster.

Könnte denn das Bild aus dem Rahmen gestiegen sein? Dicht am Fenster war die Gestalt in dem dunklen, falteneichen Mantel, ganz außerhalb des Rahmens, der die Gestalt vorher umschlossen hatte.

Träumte sie denn? Martha Rothenau sprang aus dem Bett, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Sie wollte nicht mehr träumen und nicht von einem Traumbild, das sie noch im Erwachen verfolgte, erschreckt werden. Sie besaß genügend Mut, um nicht an Gespenster zu glauben, und um sich selbst von Tatsachen zu überzeugen.

Da war der fahle Schein verschwunden; der Spalt, der zwischen den zusammengehobenen Vorhängen klappte, war völlig dunkel und auch das bleiche Gesicht mit dem weißen Haar, das sie zu sehen vermeint hatte, war fort.

Hatte sie wirklich geträumt? Es konnte doch keine Gespenster geben!

Sie ging an das Fenster, schob den Vorhang weiter auseinander und drückte nun ihr eigenes Gesicht gegen die kühlende Glasfläche, um nach dem Bilde des Marquis Georges de Vorriand zu sehen.

Drüben an der dunklen Korridorwand zeichnete sich der Rahmen des Bildes ab; und aus dem Bilde schimmerten das Gesicht und die weißen Hände heraus. Der tote Marquis de Vorriand stand wieder nur innerhalb des Rahmens und auf der Leinwand.

So hatte sie also doch nur geträumt und in dem schlaftrunkenen Zustande des Erwachens hatte sie das Traumbild noch am Fenster zu sehen vermeint.

Das mußte die natürliche Erklärung sein.

Martha Rothenau ließ jetzt die Vorhänge nach dem Korridor etwas geöffnet; und als sie wieder in den Stößen lag, starrten ihre Augen noch lange nach dem Korridor.

Aber die Gestalt des Marquis Georges de Vorriand verließ die Stelle nicht mehr, die ihm jener Meister des Pinsels auf der Leinwand angewiesen hatte. Es war dies auch nicht anders denkbar.

Martha Rothenau begann über die Torheit zu lächeln, mit der sie geglaubt hatte, der tote Marquis könnte aus dem Rahmen des Bildes herausgestiegen sein, um besser in ihr Zimmer sehen zu können.

Mit diesem Lächeln war sie nochmals eingeschlafen. Diesmal war es ein traumloser Schlaf, aus dem sie erst erwachte, als draußen auf dem Korridor bereits das Licht des neuen Tages lag. Nur im Schlafzimmer herrschte noch etwas Dämmerlicht, da die Vorhänge an den drei Fenstern zum Hofe dem Tageslicht den Zugang verwehrten.

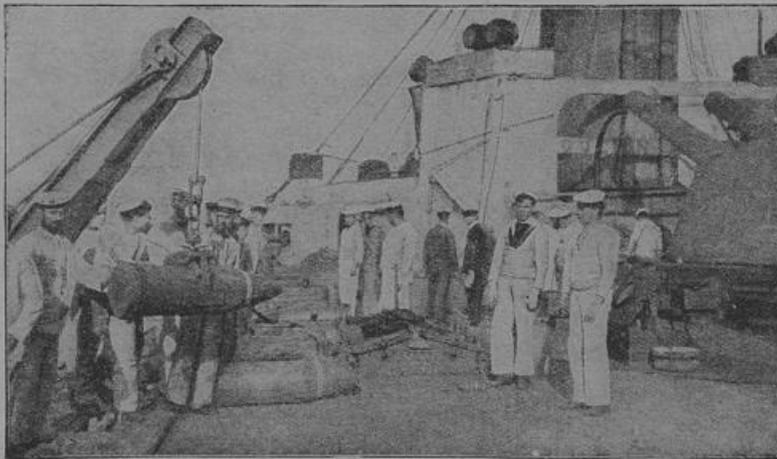
Martha Rothenau öffnete die Vorhänge; dann machte sie rasch Toilette, um beim Frühstück nicht allzu spät einzutreffen.

Ein schöner Sommertag war wiederum angebrochen.

Jetzt, da die Sonne auch den verstecktesten Winkel dieses Raumes erfüllte, hatte dieser nichts phantastisches mehr, nichts wunderliches und seltsames. Das waren geschmückte Möbel aus der Zeit Ludwig XVI., die Gobelins zeigten Schäferspiele und galante Szenen nach Bildern Watteaus.

Aber sonst? Die Hügel die durch die Fenster in der Ferne zu sehen waren, die alten Baumkronen, die Schönheit der Natur lenkten die Gedanken ab.

Als Martha Rothenau dann ihr Schlafzimmer verließ, ging sie draußen auf dem Korridor zu dem Bilde des Marquis Georges de Vorriand und blieb dicht vor diesem stehen. Das Bild hatte zweifellos einen sehr bedeutenden künstlerischen Wert. Das barlose Gesicht war mit solcher Darstellungskraft getroffen.



Zum Angriff auf die Dardanellen.

daß in den Fügen wirklich Leben zu sein schien. Das feine Geäder an den Schläfen schien die pochenden Pulsschläge zu verraten, und die dunklen Augen schauten wie sprechend von dem Bilde.

Martha Rothenau hatte die Kunst so schön gelernt, daß sie über das Bild nur Freude empfand.

Die Leinwand selbst, besonders in den tiefen Schatten des Hintergrundes, wies eine Anzahl kleinerer Risse und Sprünge auf.

Martha Rothenau nickte dem Bilde lachend zu:

„Ein zweitesmal wirst du mich ja nicht mehr erschrecken. Du wirst hübsch auf deiner Leinwand bleiben und ahnungslose Schläfer nicht mehr in Unruhe versetzen!“

Dann ging sie weiter.

Im Speisezimmer traf sie bereits Raoul de Méandre und Helene an.

Helene de Méandre stand am Büfett, mit dem Rücken gegen die Kante angelegt, nach der auch ihre Hände zurückgegriffen hatten.

An einem Fenster war ihr Gatte, dessen Brauen eben dicht zusammengeschoben waren.

Kaum aber war Martha Rothenau eingetreten, als er ihr sofort entgegenellte; er ergriff ihre Hand, die er liebenswürdig an seine Lippen führte:

„Haben Sie gut geschlafen? Jedenfalls begrüßt Sie der schönste Sommermorgen.“

„Ich danke! Ich war nur einmal wach geworden. Hoffentlich hörte ich gerade nicht.“

nachts noch von dem Bilde gesprochen hatten, ist die Erinnerung um so begreiflicher.“

„So ist es gut! Der Marquis im Mantel soll den gesunden Appetit zum Frühstück nicht fören.“

Und da nun auch der Gelähmte in das Zimmer gefahren wurde, setzten sich alle an den Tisch.

III.

„Der Marquis mit dem Mantel war es gewesen. Ich hatte infolge meiner Zahnschmerzen nicht schlafen können und hatte diese Nacht schlaflos im Bett gelegen; ich wollte dann nach der Küche gehen, weil ich dort etwas Warte und eine Zahntinktur wußte, die mir helfen sollte. Ein Licht nahm ich nicht mit, da ich doch auch im Dunklen den Weg leicht finden konnte. Als ich zu dem Korridor im ersten Stöße kam, da schien es mir, als müßte dieser von einem Licht erhellt sein. Ich schaute daher den Korridor entlang. Da sah ich auf dem Korridor stehend den Marquis im Mantel, wie er auf dem Bilde ist, mit dem langen Admantel, das weiße Haar leuchtete unter dem Hutrande und das bartlose Gesicht war scharf beleuchtet. Ich war so erschrocken, daß ich wie gelähmt stehen geblieben war; aber in der gleichen Sekunde erfolgte der Lichtschein, der aus einer offenen Türe gekommen sein mußte; und in der plötzlichen Finsternis war auch von der Gestalt des Marquis im Mantel nichts mehr zu sehen. Ich hörte keinen Laut, keinen Schritt, kein Schließen einer Türe. Ich war so erschrocken, daß ich nicht mehr zur Küche ging, sondern auf mein Zimmer zurück.“

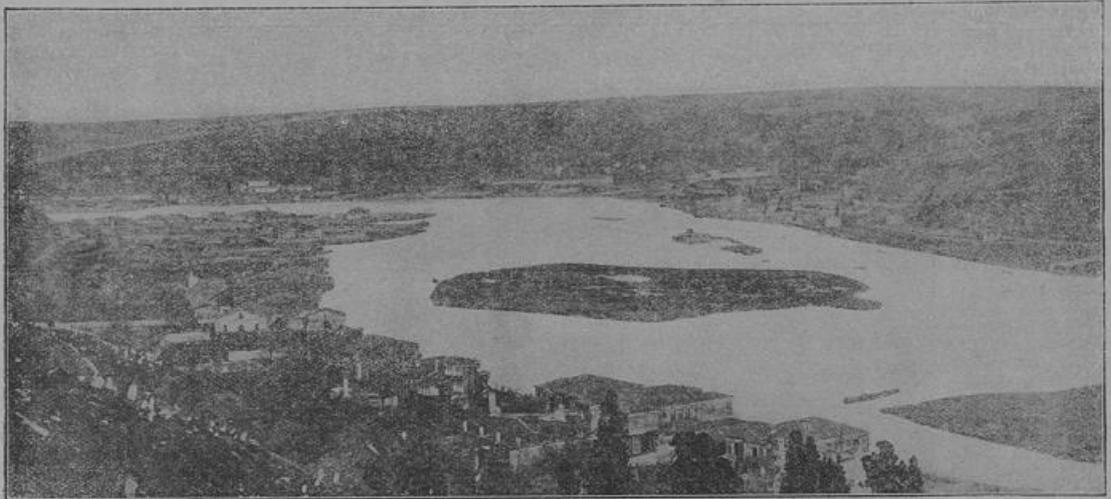


Bild auf eine der schönsten Stellen der Dardanellen-Meerenge.

„Durchaus nicht.“

Und auch Helene de Méandre antwortete:

„Du kommst eben zum Frühstück. Warst du mit der ersten Nacht zufrieden? Hast du von den Kavalieren geträumt? Oder von sonst einem Abenteuer?“

„Nein! Nur der tote Marquis hatte zu vorwiegend zu meinem Fenster hereingeschaut; mir hatte nämlich geträumt, er wäre aus dem Rahmen seines Bildes herausgestiegen und an mein Korridorfenster hingegangen.“

„Der Marquis im Mantel? Ist der wiederum gewandert? Den wollen schon mehrere in den Korridoren umherstreifend gesehen haben. Der gilt als das Hausgespenst im Schlosse.“

Das hatte Raoul de Méandre geantwortet, der noch hinzufügte: „Sind Sie nicht zu sehr erschrocken?“

„Nein! Ich konnte mich sofort überzeugen, daß das Gespenst wieder in den angewiesenen Rahmen zurückgekehrt war. Stimmt das, was Sie sagten?“

„Gewiß! Aber immer nur wußten verschiedene Diener von der Erscheinung zu erzählen. Mir ist der Marquis im Mantel noch nie begegnet.“

Das Gesicht von Helene de Méandre zeigte einen harten Ausdruck, der Martha Rothenau aufgefallen war, weshalb sie an diese die Frage stellte:

„Ist dir das Gespenst vielleicht auch schon begegnet?“

„Nein! Ich glaube nie daran. Aber es kann dir schließlich auch ein anderes Zimmer angewiesen werden.“

Das ist nicht nötig. Ich fürchte mich wirklich nicht. Solche Erscheinungen lassen sich zumeist auf die einfachste Art erklären. Ich war eben noch im Halbschlaf gewesen; und da wir gestern

„Um welche Zeit mag das gewesen sein?“

„Es hatte die Uhr noch nicht eins geschlagen.“

Martha Rothenau hatte die nächtliche Erscheinung und die Bemerkung von Raoul de Méandre, daß der angebliche Marquis im Mantel auch schon von anderen gesehen worden sein sollte, nicht vergessen. Als sie dann der Köchin begegnet war, die den Kopf eingebunden hatte und anscheinend an Zahnschmerzen litt und die wohl eine schlaflose Nacht durchwacht haben mußte, hatte Martha Rothenau mit ihr ein Gespräch begonnen und deren Erlebnisse angehört.

Sie konnte sich dabei entsinnen, daß sie die nächtliche Erscheinung ungefähr in der gleichen Zeit gesehen haben wollte. Konnten sich die beide geirrt haben? Bei ihr selbst wäre dies möglich gewesen, da sie schlaftrunken aufgeschreckt war und vor dem Schlafen lebhaft an jenes Bild gedacht hatte.

„Wußten Sie früher schon etwas von der Erscheinung des angeblichen Marquis im Mantel?“

„Gewiß! Alle wußten davon.“

„Hatten Sie diese schon einmal gesehen?“

„Nein!“

„Wer hatte denn den angeblichen Marquis im Mantel schon einmal beobachtet?“

„Der Kutscher Max.“

„Kann ich den nicht auffuchen?“

„Der ist vor ein paar Monaten entlassen worden.“

„Ist sonst niemand im Schlosse, der die Gestalt selbst gesehen hatte?“

„Ich weiß das nicht. Erzählt haben wohl schon alle davon.“ Das war alles, was Martha Rothenau hatte in Erfahrung bringen können. (Fortsetzung folgt.)

Im Feldlazarett.

Kriegsstimme von G. W e h n e r.

(Nachdruck verboten.)

„Armer Kerl,“ — sagt Oberstabsarzt Dr. Wenden und tritt vom Lager des schwerverwundeten jungen Franzosen zurück. Dr. Dernburg nickt ein laises mildes Nicken der Zustimmung: — „Ja, das Bein wird wohl hin sein, — wenn nicht sogar —“
Die beiden Ärzte sehen sich an, — einen Augenblick in ernstem schweigenden Sichtersehen. Und dann blicken sie beide hinaus in die kalte nebelnde Herbstluft, die in kurzen Abständen von einem feinen dumpfen Geräusch durchgrollt wird. — Sie kennen es, jenes ferne Grollen. —
Krieg! — Krieg! — und Tod! — — — — —
„Ah, — Herr Kollege,“ — Dr. Wenden gibt sich einen Ruck, — „weiter, — weiter!“
Und es geht weiter durch den weiten Saal, von Bett zu Bett, — wo sie liegen, — ächzende, stöhnende Gestalten, — junge — junge Menschen, — die Brust zerstoßen, — die Glieder zerschmettert — wimmernde wunde Männer, — — — — — Tod und Blut, — Blut — Blut! — — — — —

Das ist der Krieg! — — — — —
Der junge Franzose schlägt die Augen auf, — zwei große

Und Schwester Pia geht mit müden Schritten von Bett zu Bett, — von Lager zu Lager, — Tag für Tag, — Nacht für Nacht. — — — — —

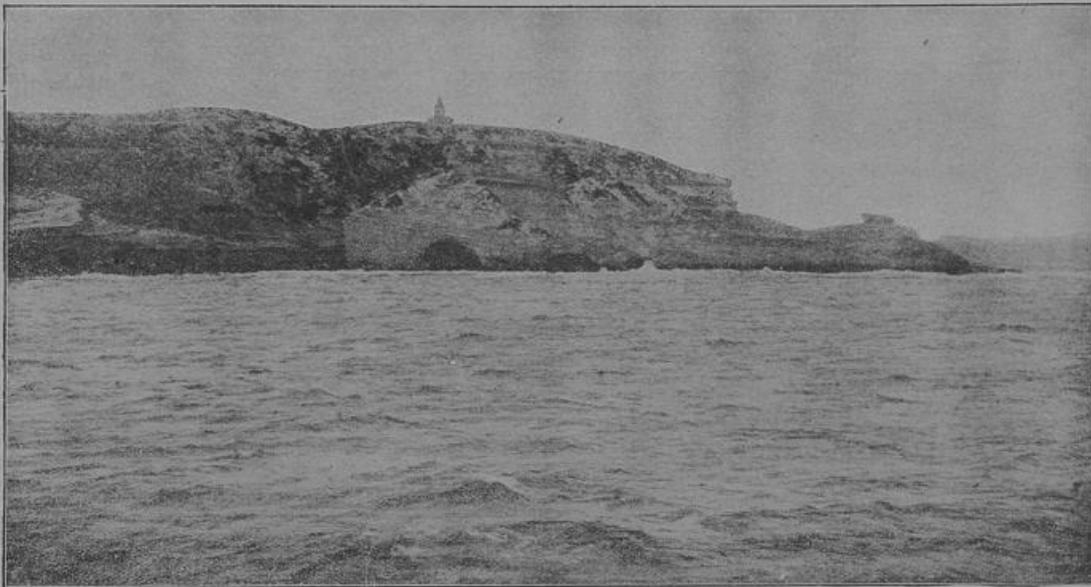
Eines Tages tritt Dr. Dernburg zu dem jungen französischen Offizier, der still und starr in den Kissen liegt. Einen kurzen, prüfenden Blick wirft der Arzt auf das bleiche Gesicht. Dann spricht er leise einige Worte zu dem Verwundeten in seiner Muttersprache. Und ein sonniges Lächeln tritt in das sahle eingefallene Gesicht des Franzosen — ein Zittern geht durch den wunden zerschmetterten Körper, dem gestern das Bein abgenommen worden ist. — Ziehend erhebt sich die gesunde Linke.

„Oh, — monsieur, — vite, — vite! — Oh Margot, — ma chère — chère — Margot!“ — — — — —

Und gleich darauf tritt an der Seite des Arztes eine junge Frauengestalt in den Saal, — ein junges blaßes Weib. Mit drei Schritten ist sie am Lager des Franzosen und sinkt vor demselben auf die Knie. — Und ein — zwei leise Aufschreie zittern durch den Saal.

„Francois, — Margot, — oh — Margot.“ — — — — —

Dann ist es still, — ganz — ganz still. — Lautlos haben sich die beiden Ärzte zurückgezogen. — Aus einer Ecke des Saales tönt leises verhaltenes Schluchzen. — Still und stumm sitzt Schwester Pia und schaut auf die beiden. Und Träne um Träne rollt



Einfahrt der Dardanellen.

in ihrer Fieberslut flackernde Augen! Er will sich mit der Hand über die glühende Stirn fahren, — aber unter tonlosem Nicken sinkt der zerstoßene Arm zurück. Ein gurgelnder Laut kommt von den blutlosen Lippen:

„De l'eau, — de l'eau!“ — — — — —

Dr. Dernburg wendet sich um.

„Schwester Pia!“ — — — — —

Und von dem Stuhl, auf dem sie zusammengekauert in dämmerndem Halbschlummer gefessen hat, erhebt sich die junge Krankenschwester. — Todmüde — trübe und irr blicken die jungen Augen aus dem bleichen übernachtetem Gesicht. Fast mechanisch hält sie das Trinkglas an die Lippen des ächzenden Franzosen, der gierig das kühlende Naß einschlürft. Dann sinkt der müde Männerkopf wieder in die Kissen, und gleich darauf wälzt sich der Verwundete wieder in wilden Fieberphantasien auf dem Lager. Schwester Pia kennt sie schon, diese wirren unzusammenhängenden Laute.

„Ah — en avant, garçons, — en avant, — vive la patrie!“ —

Und dann das andere, — ächzend, — stöhnend.

„Oh — ma mère, — — oh Margot, — mon bijou!“ — —

Schwester Pia blickt müde in das eingefallene Gesicht, das da vor ihr in den Kissen ruht. — Und dann wieder die dumpfen gurgelnden Laute.

„Margot, — oh ma chère, — mon bijou.“ — — — — —

Dann tritt sie zurück. — Hüften aus der Ecke ächzt eine andere Stimme, — eine lebendige hellere Stimme:

„Schwester, — trinken, — trinken! — Wasser!“ — — — — —

über die bleichen Wangen. Um ihren Mund aber schwebt ein laises — laises Lächeln. — — — — —

Tag für Tag sieht jetzt die junge Französin am Lager des Verwundeten, und der liegt still und ruhig und hält mit der Linken die kleine Mädchenhand. —

„Margot, — mon bijou, — ma chère — Margot!“ — — — — —

Ein Bett weiter liegt ein deutscher Offizier. Eine tüchtige Frantireurflugel hat Leutnant Bodenburg aus dem Sattel geworfen beim letzten tollkühnen Patrouillerritt. — Mitten durch die Brust ist gegangen. Und ernst schüttelt der Oberstabsarzt den Kopf.

„Nur Ruhe, — immer hübsch ruhig, Herr Leutnant!“

Und Walter Bodenburg liegt still und ruhig da. — Stets sieht jetzt Schwester Pia an seinem Bett. — Nur seit dem Tage, wo die junge Französin gekommen ist, hat den Wunden eine seltsame Unruhe befallen. Von Zeit zu Zeit dreht er den Kopf und blickt hinüber zum Bett des Franzosen, und ein seltsames Zucken geht dann stets durch seinen Körper. — Auch der Arzt sieht die Unruhe des Verwundeten. Jeden Tag wird sein Blick erister, und er kommt jetzt öfter an das Bett des Leutnants.

„Herr Leutnant, — nur Ruhe! — Ruhe allein kann Ihnen helfen.“ — Und der Leutnant nickt, um gleich darauf wieder einen unruhigen Blick zur Seite zu werfen. —

Und leise tönt's jetzt wieder herüber:

„Margot, — Margot!“ — — — — —

Es klingt so weich und losend. —

Da geht ein plötzlicher Ruck durch den wunden eingefallenen Körper des Deutschen. Seine Hand tastet nach der Rechten der Schwester. — Und leise — stöhnend und zärend, — fast ängstlich sammeln die bleichen Lippen einen leisen Wunsch. Mit leisem Nähnem nickt Schwester Pia Gewährung. Eine Minute später sibt sie mit Papier und Feder hinter dem kleinen Tischchen und schreibt die wenigen Worte, die der Verwundete mit mühsamer abgerissener Stimme ihr vorstammelt. Dann geht sie, um den Brief zu besorgen. —

Und von jetzt an liegt Walter Bodenberg still und ruhig und ein leises Leuchten huscht von Zeit zu Zeit über die eingefallenen Züge. Dr. Wenden merkt auch jetzt wieder die günstige Veränderung des Patienten.

„So ist's recht, Herr Leutnant, — nur stille!“ —

Und der lächelt wie ein folgemes Kind und liegt still — ganz still.

Eine Woche ist herim, — und noch eine. Und jeden Tag tastet die Hand des Verwundeten nach der Rechten der Schwester, — und jeden Tag wird sein Blick ängstlicher und fragender.

„Nicht wahr, — Schwester, — sie — sie kommt?“

Wie stehen eines kranken Kindes Klingt es. — Und Schwester Pia legt die kühle Hand auf seine heiße Stirn und beugt sich lächelnd über ihn. —

„Nur Geduld, — Herr Leutnant, — sie wird schon kommen.“

Und wenn dann der Verwundete die Augen schließt und im Schlaf liegt, wankt die junge Schwester hinaus. Draußen auf dem Platz steht sie am Fenster und blickt hinaus in die graue Herbstluft. Ein Schütteln geht durch den müden jungen Körper und ihre Hand fährt langsam an die Brust, wo in der Tasche ein Papier knistert, — ein Papier mit wenigen kurzen Worten.

Ein Papier, — ein Brief, — ein lang-ersehnter Brief. Und, sie, — sie hat ihn gelesen, — sie kennt seinen Inhalt. — Ein kurzer Brief von einer Frauenhand. —

Und Schwester Pia geht langsam in den Saal zurück und setzt sich zu dem stillen Verwundeten, dessen Augen schon wieder in ängstlichem Fragen an ihren Lippen hängen.

„Schwester, — Schwester, — noch nicht? — Oh, — bitte — bitte!“

Und in Schwester Pia's junges Mädchenherz kommt zum ersten Male, seit sie den Schleier nahm, ein wildes wühlendes Weh.

In ihrer Brust schlägt ja nur ein weiches kleines Frauenherz, — das erbarrende sanfte Herz eines Weibes. —

„Schwester, — bitte, — bitte!“ —

Und Schwester Pia kämpft einen Kampf, — einen furchtbaren schweren Kampf. Ihre Hand preßt sich auf den Brief, der auf ihrer Brust knistert. Leise und stark beginnt sie.

„Herr Leutnant, — Ihre — Braut — —“

Ein rasches Zucken im Gesicht des Todwunden.

„Schwester, — meine Braut, — oh Schwester, — ein Brief?“ —

„Schwester Pia windet sich unter furchtbaren Geißelstößen. —

Der Brief — — der Brief!“ —

Ist es nicht besser, ihm alles zu sagen? Kann sie ihn noch länger schmachten lassen in dieser Erwartung, die doch nie erfüllt werden wird? —

Ja, — vielleicht ist es besser. — — —

Und langsam fährt die zitternde kleine Hand in die Brusttasche. Walter Bodenbergs flackernde Fieberaugen glühen. —

Der Brief! — —

Sie zögert. — Und schon hat die Rechte des Verwundeten ihr das Blatt entrissen. Schwester Pia wendet den brennenden Blick ab. Starr und zusammengehinkten sibt sie. —

Da! — Ein gurgelnder unartikulierter Laut, — ein heiserer Schrei, — und aus dem Munde des Todwunden quillt ein heißer Blutstrom der Schwester über Hand und Schoß. — — Schwester Pia reißt sich auf.

„Herr Doktor!“ —

In wilder Angst gelst es durch den Saal. — Dr. Wenden ist schon zur Stelle. —

Auf dem Bett liegt der Verwundete, — zuckend — zitternd. Jetzt ein leises wildes Aufbäumen, — ein wilder brechender Blick, — ein heiseres todmüdes Achzen: — — „Elfriede!“ — —

Leutnant Bodenbergs ist tot. — — — —

* * *

Eine seltsame Gruppe steht am andern Morgen am Lager des Franzosen. — Ein junges Weib und ein alter, greiser Mann in weißem Rocket und Stola, — hinter ihnen mit seltsamem Ausdruck in den ernsten Augen die beiden Ärzte. —

Eine Trauung! —

Und am Lager daneben, — am leeren Bett, steht Schwester Pia und starrt mit brennenden Augen auf die heilige Handlung. — Der Geistliche legt die Hand des Mädchens in die des Franzosen. Und der Krüppel liegt mit leuchtenden Augen still und glücklich. Leise kommen die Segensworte von den Lippen des Priesters. Mann und Weib! —

Und von draußen her weht durch die kalte nebelnde Herbstluft ein scharfer knatternder Ton, — ein — zwei — dreimal.

Es ist die Ehrensalve für Walter Bodenbergs.

Und als das scharfe schneidende Knattern die Luft zerreiht, sinkt Schwester Pia mit einem trodnen gurgelnden Nehlant an dem leeren Lager zusammen.

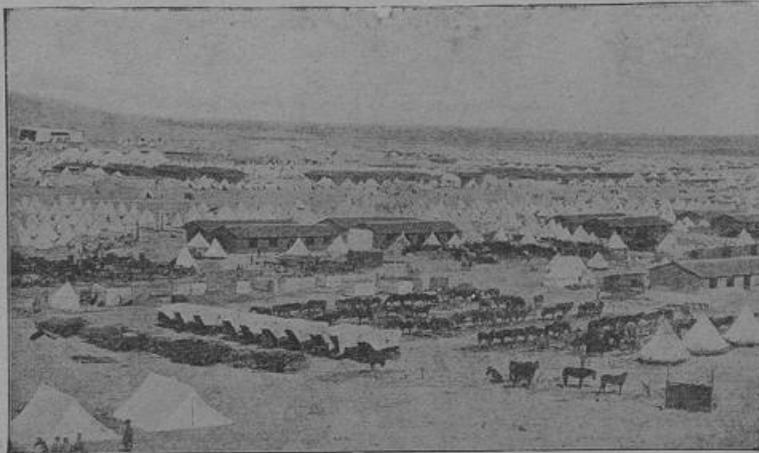
Die Volksbeglückerin.

Skizze von

E. v. Katinzky,
Merzenich.

(Nachdr. verb.)

„Wenn du noch zehn Minuten bleibst, erzähle ich dir, was mir unlängst passiert ist“ — so sprach meine Freundin Specki. Sie hat immer Erlebnisse auf der Straße, da sie sich jeder Sache annimmt, die ihr ungerecht erscheint. Wenn sich zwei Jungen prügeln, mischt sie sich ein und ruht nicht eher, bis sich die Helden versöhnt haben. Einmal bekam sie auf ihre besorgte Frage: „Aber liebe Kinder, warum haut ihr euch denn so fürchterlich?“ die beruhigende Antwort: „Weil es uns Spaß macht!“ Ein an-



Zu den Kämpfen am Sueskanal.

Ein englisches Bivouac in der Nähe der Vorantennen in Aegypten.

dermal nahm sie einen älteren Mann mit in ihre Wohnung, da er ihr äußerst bedürftig und hungrig erschien. Sie gedachte ihn mit einem Teller Erbsensuppe zu laben, Würstchen und Speck sollten die Liebesgabe noch besonders reizvoll gestalten. Mit viel Freude hörte sie den Mann auf der Diele die Suppe ausöffeln, sie blieb taktvoll durch ein Zimmer von ihrem Günstling getrennt stehen — plötzlich klappt die Korridortür ins Schloß, Specki eilt von bösen Ahnungen geheimigt hinaus, sie hat wieder aus übertriebenem Feingefühl dem Bettler ruhig einen silbernen Löffel hingelegt. Auf diese Weise hat sie schon verschiedene silberne Löffel eingebüßt, aber sie bringt es doch nicht übers Herz, einem Fremden einen Zinlöffel zu geben; die Leute müssen sehen, daß man Vertrauen zu ihnen hat. Gottlob, sie hat sich in diesem Manne nicht getäuscht. Da steht, fein säuberlich ausgelesen, der Suppenteller, und der Löffel liegt dabei. Specki freut sich von Herzen — muß der arme Kerl einen Hunger gehabt haben!! Am Nachmittag regnet es stark, Specki muß eine notwendige Besorgung machen. Als sie auf der Straße ihren Schirm öffnet, da strömt unendlicher Regen auf ihren Hut, — zuerst denkt Specki, es hagelt, aber dann sieht sie, ohne recht zu begreifen, daß es direkt Erbsensuppe hagelt! Langsam, sehr langsam hat Specki den Zusammenhang erfaßt. Der arme, hungrige Mann hatte nur die Würstchen und den Speck aus der Suppe herausgefischt, den nicht erwünschten Rest hatte er, um die gute Dame nicht zu tranken, in den Schirm geschüttet, der auf der Diele stand. Nein, Specki hatte kein Glück mit den armen Leuten, sie traf immer die Verkehrten. Andere Menschen erzählten rührende Geschichten von Dankbarkeit, die sie für ihre Guttaten eingehemst, Specki hatte bis jetzt nur Unbarmt kennen gelernt. Sie konnte einem leid tun.

„Ja, also denk dir, als ich vor einigen Tagen nach meinem Kriegskinderhort gehe, begegnet mir ein junger Mensch, der mir Blumen zum Kauf anbietet, mit kläglicher Stimme jammert er: „Ach, gnädige Frau, kaufen Sie mir doch etwas ab, ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen.“ Da es knapp 8 Uhr war, konnte ich den Fall an und für sich nicht so tragisch finden, aber ich überlegte, daß der junge Mensch möglicherweise schon seit 5 Uhr auf den Beinen war, kurz und gut, ich sagte ihm, daß ich zwar kein Geld bei mir habe, aber er solle mir für eine Mark Blumen in meine Wohnung bringen. Ich gab ihm meine Adresse, sagte, er solle sich bei dem Dienstmädchen auf mich berufen und eilte dann mit dem frohen Bewußtsein, etwas Menschenfreundliches getan zu haben, zu meinen Pflegekindern.

Als ich einige Stunden später nach Hause komme, da macht mir Marie, du weißt, ich habe sie schon 7 Jahren, und sie darf sich auch mal ein Urteil erlauben, mit sehr bekümmertem Miene die Tür auf. Vorwurfsvoll und zart verweisend sieht sie mich an. „Gnädige Frau, ich sage gewiß nichts dagegen, daß wir uns jetzt einbringen, das tun alle Familien, aber daß gnädige Frau in diesen Zeiten Blumen kauft, das ist doch gewiß überflüssig, und dann gleich für so viel Geld!“ Nun beruhigen Sie sich nur, Marie, die eine Mark werden wir auch noch verschmerzen, außerdem ist es ein gutes Werk, wenn man so einem armen Menschen einen kleinen Verdienst zukommen läßt.“ Da sieht sie mich mit aufgerissenen Augen an: „Was sagt gnädige Frau? e i n e Mark! F ü n f Mark hat mir der unverschämte Mensch abverlangt. Er schwur hoch und heilig, daß gnädige Frau ihm fünf Mark versprochen.“ Jetzt war die Reihe, empört zu sein. an mir — du tannst dir meine gerechte Entschuldigstellung vorstellen. Ich sah mir die Blumenpracht für fünf deutsche Reichsmark an, er hatte mir die allererschlechtesten ausgesucht!“

Drei Tage später wandere ich mit Specki durch die Berliner Straße, da schreit sie auf einmal begeistert auf: „Da ist er, der mich so schmähtlich geärgert und betrogen hat, solche Menschen sind ein Krebsgeschwür für die Allgemeinheit; sie machen einem das Herz unempfindsam und hart für wirklich Bedürftige und müssen energisch bestraft werden.“ Mit diesen Worten schritt meine temperamentvolle Volkserzieherin auf einen jungen Mann los, der einen alten, mit Blumen gefüllten Kinderwagen vor sich herschob. „Hören Sie mal, Sie haben mich ja neulich eilig betrogen, wie können Sie meinem Mädchen sagen, ich hätte für fünf Mark Blumen bei Ihnen bestellt, das ist zum mindesten eine bodenlose Unverschämtheit, und ich werde Sie beim nächsten Polizeirevier anzeigen.“ Der Blumenhändler sieht Specki an und sagt dann seelenruhig: „Junge Frau, Sie irren sich, ich bin mir nicht bewußt.“ „Haule Ausrede — ich werde Sie energisch bestrafen lassen.“ „Ist bin mir nicht bewußt“, sagt der Jüngling immer noch gleichmütig. Viele freundliche Zuschauer hatten sich bereits um uns versammelt. Ich bin in solchen Sachen etwas empfindlich und gab Specki einen leisen Wink, wir wollten doch nun weitergehen. Aber Specki mußte ihren Triumph voll und ganz auskosten. „Gehen Sie mal mit in meine Wohnung, da werde ich Sie meinem Mädchen gegenüberstellen; ich will doch sehen, ob Sie dann auch noch den traurigen Mut haben, Ihre Verrügerei abzuleugnen.“

„Ist bin mir nicht bewußt“, papageite der Sünder, „Ist gehe auch mit Ihnen, warum nicht!“

Und so zogen wir denn los; Gottlob war die Wohnung in nächster Nähe. Marie öffnete die Tür, und Specki spricht im Brustton der tiefsten Überzeugung: „Marie, das ist doch der junge Mensch, der Ihnen unlängst für fünf Mark Blumen verkauft hat?“

Zögernd, stotternd sagt Marie: „Ich — ich kann es nicht bestimmen sagen, ich habe mit dem jungen Mann damals nicht so genau angesehen — dabei zwinkert sie Specki sehr energisch mit den Augen zu — und das Zwinkern wollte sagen — es liegt ein Verstum vor, es ist nicht der Richtige! Specki merkt sofort ihren Fehltriff, und nun redet sie erst recht auf den „Ist bin mir nicht bewußt“ ein: „Man kann sich ja natürlich irren, also schön, wenn

Sie mir die Blumen nicht verkauft haben, dann tut es mir leid, daß ich Sie verdächtigt habe, hier haben Sie 50 Pfennig auf den Scheck und nun freuen Sie sich, daß Sie ein anständiger Mensch sind. Der „anständige Mensch“ nimmt Specki den Verdacht auch weiter nicht übel. Er steckt schmunzelnd das Geld ein und murmelt: „Wie wer ist so ne ausverschämte Sachen machen!“ Dann verschwindet er mit dem Versprechen, jede Woche einmal nachfragen zu wollen, ob die gnädige Frau Blumen nötig habe! Bis jetzt hat er sein Wort gehalten, und Specki kauft und ist wohl-tätig!

Ich werde aber den Verdacht nicht los, daß der junge Mensch, der nicht aus der Fassung zu bringen war, doch der Richtige war, sagen wir milde, „das Geschäftsgenie“ gewesen ist.

Sprüche.

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrst,
Daß ihr auf einmal nicht sie allzu sehr beschwert,
Es geht der Jugend wie den Alten,
Wer alles fassen soll, wird endlich nichts behalten.

Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen;
Wer selbst nicht besser ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Wozu hätten wir eine Seele, als um die angeborene Neigung unserer Natur, welche sich dem Schmerz willenlos fügen will, zu bekämpfen und zu besiegen.

Gelchrfsamkeit ist ein großer Schlüsselbund, der aber noch lange nicht alle Schlüssel aufschließt. Nur das Genie ist der Dietrich, der für alle paßt.

Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Traume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt.

Wer nicht Wort hält, büßt das Vertrauen ein.



Fürst Thun,
der bisherige Statthalter von Böhmen.



Graf Coudenhove,
der neue Statthalter von Böhmen.

Unsere Bilder.

General Liman von Sanders, Kommandant der Dardanellen-Armee. Durch den Sultan ist angeordnet worden, daß die an den Dardanellen zusammengezogenen Streitkräfte eine Armee und zwar die fünfte bilden sollen. Der Oberbefehl hierüber ist dem Marshall Liman von Sanders anvertraut worden.

Zum Besuch des Generals Pau in Serbien. General Pau stattete vor kurzem dem serbischen Hof einen Besuch ab und überbrachte dem Kronprinzen und Regenten persönlich die neue Militärmedaille. Unsere Aufnahme zeigt Kronprinz Alexander und General Pau auf der Treppe der königlichen Residenz in Niß, im Hintergrund in der Mitte der Treppe Paschtsch, der serbische Ministerpräsident.

Zum Angriff auf die Dardanellen. Zum Angriff auf die Dardanellen verwendet die englische Marine ihre schwersten Geschütze. Wir sehen auf unserer Aufnahme, wie die Munition für die schweren Schiffskanonen an Bord eines englischen Kreuzers transportiert wird.

Zum Statthalter-Wechsel in Böhmen. Der bisherige Statthalter von Böhmen, Fürst von Thun, wurde auf seine Bitte wegen eines ersten Augenleidens von seinem Posten entbunden und in den Ruhestand versetzt. Zu seinem Nachfolger wurde der Landespräsident von Schlesien, Graf Coudenhove, ernannt.





Sprüche.

Weise ist der und ehrenwert,
Der alle Dinge zum Besten kehrt.

Was nicht ewig ist, ist Nichts!
Nus' die Zeit, denk an die Ewigkeit!

Die erste Feldpost. Die Sachsen dürfen sich rühmen, die erste Feldpost besessen zu haben. Während des Türkenkrieges im Jahre 1683 und dann wieder 1691 während des Rheinfeldzuges folgte das „Hof- und Feldpostamt“ den kämpfenden sächsischen Truppen und vermittelte deren Verbindung mit der Heimat. Die noch erhaltene erste Feldpost-Dienstordnung, die nur drei Druckseiten umfaßt, wurde vom Kurfürsten Johann Georg III. am 30. April 1691 erlassen. Aus ihr geht hervor, daß die gesamten Geschäfte der Feldpost damals noch von einem einzigen Beamten erledigt werden konnten. Dieser besorgte zweimal

wöchentlich die Briefbeförderung zwischen dem jeweiligen Quartier der Truppen und der nächsten Reichspostanstalt, wo die weitere Befestigung durch die gewöhnlichen Posten erfolgte. Als heimatische Sammelstelle diente das Oberpostamt in Leipzig. Obgleich also die damalige Feldpost der Reichspost in die Hand arbeitete, wurde sie doch von ihr angefordert. So bereitete der österreichische Generalpostmeister Graf Baar allerlei Hindernisse, und auch Graf Taxis, der das Postwesen eines großen Teiles von Deutschland gepachtet hatte, suchte die der sächsischen Armee nach dem Rhein gefolgte Feldpost zu verdrängen. Erst das Eingreifen des Kaisers brachte hierin Wandel, und in jedem Feldzug, an dem sich die sächsischen Truppen in der folgenden Zeit beteiligten, sehen wir auch die Feldpost wieder arbeiten. Im Jahre 1806 hatte sie es auf drei Beamte, sechs Postillone und zwölf Postpferde gebracht. In Preußen wurde die erste Feldpost von Friedrich Wilhelm I., im Jahre 1716 während des vorpommerischen Krieges eingerichtet. Auch sie bewegte sich mit dem Heere und hatte durch Feldpostillone die Verbindung der Truppen mit der Heimat aufrecht zu erhalten. Bei der Neubildung des Heeres durch den König erhielt später jedes Armeekorps ein Feldpostamt, jede Brigade eine Feldpostexpedition. Derart geordnet, bewährte sich die preussische Feldpost vorzüglich während des siebenjährigen Krieges, und als Friedrich der Große am 30. März 1763 in Berlin wieder einzog, durften ihre Postillone im festlichen Zug nicht fehlen. Im Unglücksjahr 1806 setzte sich die preussische Feldpost aus 3 Postmeistern, 27 Sekretären, 4 Feldpostbriefträgern, 79 Postillonen sowie 139 Pferden und 27 Wagen zusammen. Leider waren damals die Klagen über ihren mangelhaften Betrieb an der Tagesordnung, und auch während der Freiheitskriege konnte die Militärverwaltung noch nicht an eine Neuordnung denken, da andere

Aufgaben vorangingen. Erst durch Stephan ist die preussische und später die deutsche Feldpost auf die Höhe gebracht worden.

Verwendung von Nus bei Flugzeugen. Um die Flugzeuge auf große Distanz zu signalisieren, wenigstens so weit, als der Flieger sich in Sicht der eigenen Beobachter befindet, was bei klarem Wetter auch während der Schlacht fast stets der Fall ist, selbst wenn der Flug bis über die Artilleriestellungen des Feindes führt, bedient man sich meist optischer Signalisierungsvorrichtungen. Durch Flaggen, die durch den Beobachter geschwenkt werden, gelingt es sehr gut, auf nicht zu große Distanz mit Hilfe des Morsecodes Zeichen zu übermitteln. Eine überaus interessante Methode anderer Art wurde von dem Amerikaner Means angegeben, die sehr häufig angewendet wird. Im Prinzip besteht seine Vorrichtung aus einem Gefäß, welches etwa 20 l Lampenruß faßt. Wenn die Ab-

Wir haben noch einen Freund zum Helfen, das ist Rußland. Und da wollten die Serben und die Russen mit Osterreich kämpfen. Die Deutschen aber wohnten neben dran neben Osterreich. Da schrieb unser Kaiser nach Rußland an den Kaiser von Rußland ein Telegramm und sagte: Das geht nicht so weiter, wenn Du jetzt mobil machst, muß ich doch auch mobil machen. Das geht nicht. Da haben wir gesehen, daß die Franzosen schon in die Vogesen gezogen sind mit ihren Truppen. Die haben gedacht: Jetzt machen wir auch Krieg und helfen den Russen, und da wollen wir mal die Deutschen zusammendrücken. Die Deutschen aber sagten: Geht weg oder ich wehr mich! Und der Kaiser meinte: Jetzt ist Krieg! Nun kamen die Engländer und sagten: Wir machen auch mit den anderen mit! Denn sie waren neidisch, weil Deutschland so schöne Schiffe hatte und weil wir alle die Früchte holen konnten, die wir nicht im Schlaf haben: die Datteln und Zitronen, die Apfelsinen und Feigen, die Bananen, den Kaffee, die Schokolade und das Johannisbrot. Und wie England Krieg machte, kamen die Montenegrier gelaufen und noch alle anderen. Da sagte der liebe Gott: Und jetzt müssen die Deutschen doch gewinnen, denn ich helfe ihnen!

Im Schützengraben. Beim Regiment X ist ein neuer, mächtig tiefer Laufgraben fertiggestellt worden, der am Geburtstag des Kaisers eingeweiht und auf Anordnung des Hauptmanns „Kaiser-Wilhelm-Graben“ genannt werden soll. In der Nacht regnet es furchterlich, und am Morgen ist der Graben voll Wasser. Sofort hieß er bei den Mannschaften „Kaiser-Wilhelm-Kanal“!



Stundende im Felde.

gabe des Motors hindurchgeleitet werden, so wird Nus durch eine Öffnung herausgeblasen und bildet eine ziemlich große schwarze Wolke. Durch eine Klappe kann der Auspuff beliebig geöffnet und geschlossen werden, so daß man während des Fluges eine große Zahl dieser Wölkchen herstellen kann, die in ihrer Aufeinanderfolge den Morsezeichen entsprechen.

Gretchens Kriegsphilosophie. Eine sächsische Lehrerin schreibt der Straßburger Post: Das Gretchen ist eben acht Jahre alt. Aus seinem kleinen Kindergesicht gucken die blauen Augen mich in letzter Zeit recht nachdenklich an; denn Gretchens Vater ist bei den Kämpfern in Rußland. Neulich erzählte das Kind mir, wie der Krieg angefangen habe: Es war einmal ein Erzherzog-Kronleuchter, der hatte drei Kinderchen. Eines Tages fuhr er aus mit seiner lieben Frau, und da kamen die Serben und warfen Bomben von einer Seite, und von der anderen schossen sie. Da hatten die Kinderchen keine Eltern mehr und mußten allein bleiben. Da sagten die Osterreich: Das ist eine Frechheit, unseren geliebten Thronfolger wegzunehmen, und wenn ihr jetzt nicht brav seid, dann kommen wir mit unseren Soldaten und klopfen euch! Die Serben bekamen Angst und dachten:

Rästel.

Ein wunderlicher Jägermann!
Er hat ein grünes Nöckchen an.
Wird ihm jedoch von Zeit zu Zeit
zu schlecht das abgetragne Kleid,
Nicht bringt's dem Trödler er zu Kauf,
Nein, mit Behagen frißt er's auf.
Im Sommer ist der freie Wald
für ihn der liebste Aufenthalt,
Wo eifrig er nach Beute späht
Und auch die kleinste nicht verschmäht.
Doch naht die rauhe Winterzeit,
So sucht er düstre Einsamkeit
Und schläft den lieben langen Tag,
Verdohnt von aller Not und Plag'.
Zuweilen freilich läßt man ihn
Nicht frei die eigne Straße ziehn.
Er, der Gelehrte wider Willen,
Soll was die Zukunft birgt enthüllen.
Man rühmt ihn als Autorität
In Sachen, die er nicht versteht
Und schilt, geht's später dann verkehrt:
Der Schelm ist nicht des Futters wert.

Auflösung des Räfels in voriger Nummer:
Und.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gez. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur:
E. Kellen, Breitenweg (Nus). Gedruckt u. herausgegeben von Tredebeul & Kornen, Ess n. (Nus).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 18

Sonntag, den 2. Mai

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um die gleiche Zeit wollte also die Köchin eine ähnliche Begegnung gehabt haben; und nach deren Angaben war dies an der gleichen Stelle geschehen, wo auch Martha Nothenau die gleiche Erscheinung gesehen haben wollte.

Wie war das zu erklären? Konnte die Köchin von der gleichen Sinnesstörung betrogen worden sein? Seltsam genug war das Zusammenreffen.

Aber konnte es dafür nicht auch eine ganz natürliche Erklärung geben?

Martha Nothenau hatte wieder das Bild aufgesucht. Und das war wirklich nur ein Bild, wenn auch die scharfgeschnittenen Züge von lebender Darstellungskraft getroffen waren. Diese Erscheinung konnte unmöglich den Rahmen verlassen haben.

Lange sah sie das Bild an; aber der Ausdruck des Gesichtes war immer der gleiche, ebenso der dunkle, starrende Blick.

Nein! Es war lächerlich, über etwas nachzugrübeln, was eben nicht möglich war; ein Bild konnte nicht plötzlich zum Leben erstehen. Und auf dem Schlosse Lorriand gab es sonst niemanden, der auch ein bartloses Gesicht und die schneelig weißen Haare besessen hätte.

Der Alte! Marcel de Méandre! Aber der war doch gelähmt, mußte immer in seinem Stuhle gefahren werden, konnte also ebenso unmöglich wie das gemalte Bild durch den Korridor gegangen sein. Welchen Zweck sollten auch diese geheimnisvollen Gänge haben? Wohin hätte ein Lebender so plötzlich verschwinden können?

Und woher war der Lichtschein auf dem Korridor gekommen? Wie aus einer offen stehenden Tür! So hatte es die Köchin in ihrer Geschichte erklärt.

Martha Nothenau war entschlossen, sich davon zu überzeugen, welche Zimmer noch auf dem gleichen Korridor lagen.

Daß gerade ihr Schlafraum ein solches Fenster nach dem Korridor hatte, erschien ihr nicht mehr so sehr auffallend, da sie ein ähnliches noch einmal vorgefunden hatte, unten im Erdgeschoß; es war dies im Zimmer des alten Marcel de Méandre gewesen.

Sie konnte sich deshalb den Zweck jenes Fensters auch nicht erklären, wenn es nicht deshalb angebracht worden war, um

immer von diesen beiden Zimmern aus den Korridor überwachen zu können. Wenigstens hatte sie selbst nur dadurch die unerklärliche Erscheinung gesehen, d. h. wenn sie nicht doch nur geträumt hatte!

Über die Köchin?

Martha Nothenau erkannte, daß sie durch dieses Grübeln einer Lösung nicht näherkommen konnte.

Mit Helene de Méandre hatte sie nicht mehr darüber sprechen wollen, auch nicht mit Raoul de Méandre, da beide ziemlich bestimmt zu erkennen gegeben hatten, daß sie an eine Erscheinung des angeblichen Marquis mit dem Mantel nicht glaubten.

Und Martha Nothenau selbst? War sie überzeugt, daß jene Gestalt außerhalb des Rahmens gewesen war? Eine solche Möglichkeit widersprach jeder Vermunft! Also fort! Sie hatte geträumt, und die Köchin war erschreckt worden, weil sie von der geheimnisvollen Erscheinung so viel schon gehört hatte.

Fertig!

Trotzdem überzeugte sich Martha Nothenau doch noch, welche Zimmer in der Nähe ihres Schlafgemachs lagen; da grenzte rechts die Bibliothek an, dann ein Besesszimmer und ein Spielzimmer. Links befand sich nur ein weiteres kleines Fremdenzimmer. Aber in keinem dieser Räume konnte sich in der Nacht jemand aufgehalten haben.

Also ein Irrtum, der eben zwei in ungefähr gleicher Zeit genarrt hatte.

Das war nach reiflichem Überlegen Martha Nothenaus Urteil geworden.

Um sich zu zerstreuen, war sie dann nach dem Garten gegangen, wo die verschiedenen Blumenbeete eine sorgfame

Pflege verrieten. Besonders die Rosen schienen auf Lorriand beliebt zu sein; da waren die dunkle Madame Viktor Verbiere, die große La France, die weiße Kaiserin Augusta Vittoria, die reiche Crimsan Rambler vertreten.

Martha Nothenau liebte selbst die Rosen, so daß sie lange bei diesen Blumenbeeten verweilen konnte; am herrlichsten von allen blühten die Gloire de Dijon.

So sehr waren ihre Gedanken jetzt nur mit den Rosen beschäftigt, daß sie auf langsam näherkommende Schritte gar nicht geachtet hatte, bis sie dicht in ihrer Nähe eine fremde Stimme hörte, die nur ihr selbst gelten konnte:

„Ich kann mich doch nicht irren? Fräulein Nothenau, der Gast auf dem Schlosse Lorriand?“

Erkannt hatte Martha zurückgeblickt und sah sich einem Fremden gegenüber, einer mittelgroßen Gestalt mit bartlosem, knochigem



Ein Übungsmarsch bei klingendem Spiel an den Ufern der Aisne.

Gesicht; die schwarzen, dichten Haare, die leuchtenden Augen, die etwas fahlgelbliche Hautfarbe ließen den romanischen Typus erkennen, ebenso auch die vorkiehenden Backenknochen. Der Fremde mochte etwa dreißigjährig sein und beherrschte die deutsche Sprache vollkommen, wenn auch mit dem Anflange an das Französische.

Martha Nothenau nickte:

„Allerdings!“

„So haben Sie aber sehr reich den Weg zu Ihren Schwestern gefunden, von denen Sie die schönste sind.“

Martha Nothenau hörte nicht auf die Schmeichelei; sie liebte auch keine solchen Nebenarten; kühl abweisend klang ihre Entgegnung:

„Ich kenne Sie nicht.“

„Ich gehöre zu den Freunden auf Lorriand. Mein Name ist Paul Renardier. Ich wollte Raoul besuchen. Als ich Sie dann im Garten gesehen hatte, da wußte ich, daß Sie nur Fräulein Nothenau sein konnten, von dem mir mein Freund schon so manches zu erzählen wußte.“

„Aber Herr de Méandre hat mich doch selbst noch nicht gekannt.“

„Und wußte doch genug. Nun kommt erst die Rose nach Lorriand, so hatte er gesagt. Und er hat die Wahrheit gesprochen.“

Eine flüchtige Röte färbte Martha Nothenaus Wangen.

„Sie werden auf Lorriand erwartet werden!“

Diese Abweisung war deutlich genug; aber um die dünnen Lippen von Paul Renardier spielte ein Lächeln:

„Auch so stolz! So sind die deutschen Frauen! Ist es denn so schwer, die Wahrheit zu ertragen, die doch nur die verdienteste Guldigung ist? Oder ist es so sündhaft, wenn die Augen das Schöne suchen und wenn der Mund dann die Wahrheit verrät?“

„Ich will das nicht hören!“

Und dann schlug sie selbst den Weg zum Schlosse ein; sie konnte es dabei nicht hindern, daß Renardier ihr Begleiter blieb. Aber sie achtete nicht auf seine Redensarten und gab auch keine Antwort.

Im Vestibül des alten Schlosses, in dem zwischen südländischen Blattsflanzen ein kleiner Springbrunnen plätscherte, verabschiedete sich dieser Fremde mit einem sehr höflichen Gruße:

„Ich danke Ihnen in aller Bescheidenheit, daß Sie meine Gesellschaft wenigstens erduldeten.“

„Sie haben zum Danke keine Veranlassung. Ich bin hier nur ein Gast.“

„Sie verstehen, gut zu antworten. Wären Sie mehr als ein Gast, dann —“

Da unterbrach ihn Martha Nothenau:

„Dann würden Sie zu mir anders gesprochen haben.“

Sie nickte und entfernte sich ziemlich rasch.

Paul Renardier war stehen geblieben, und seine schwarzen Augen folgten ihrer zierlichen, schlanken Gestalt; dann murmelte er:

„Stolz! Ja! Wie alle Deutschen! Aber einmal wird doch ein Tag der Abrechnung kommen. Dann wird auch dein Stolz zusammenbrechen, schönste der Rosen! Schon ist ein drohendes Gewitter im Anzuge, von dem ich Raoul erzählt muß.“

Dann ging auch er reich seines Weges.

IV.

„Wer ist denn Paul Renardier?“

Helene de Méandre und Martha Nothenau saßen in einem

Erker, von dem aus sich ein herrlicher Fernblick zu den Höhenzügen der Vogesen ergab.

In diesem Zimmer hatte Martha Nothenau die Freundin gefunden, die eben eine Handarbeit auf dem Schoße liegen hatte, während die Augen träumerisch in die Ferne geschweift waren.

„Ein Elsässer, ein Freund Raouls. Warum fragst du? Wer hat dir diesen Namen gesagt?“

„Er selbst! Er hat mich im Garten angesprochen. Was ist er? Wo wohnt er?“

Helene de Méandre sah etwas erstaunt auf ihre Nichte, in der sie eigentlich nur eine geliebte Freundin sah:

„Du fragst so viel und dabei scheinst du noch erregt zu sein.“

„Mir gefällt er nicht. Ich weiß nicht, ob ich nicht durch Außer-
lichkeiten getäuscht wurde. Aber ich

Wünste einem solchen Freunde nie trauen. Ich würde ihn auch für einen Vollblutfranzosen gehalten haben.“

„Er ist ein Elsässer und lebt wie wir ebenfalls auf einem kleinen Gute.“

„Jenseits der Grenze?“

„Ja, schon auf französischem Boden.“

„Und er ist wohl ein häufiger Besucher auf Lorriand?“

„Er ist Raouls Freund.“

„Und du? Wie stehst du zu ihm?“

„Mir ist er gleichgültig. Ich kümmere mich wenig darum, was unter den Männern gesprochen wird.“

„Aber wenn Herr Renardier jetzt auf französischem Boden lebt, dann ist er wohl längst auch Franzose geworden.“

„Er nennt sich immer einen Elsässer.“

Einige Zeit war es still. Helene de Méandre ließ die Augen wieder in die Ferne ziehen, als wollte sie einem Blick der Freundin ausweichen.

Aber Martha Nothenau hatte, trotzdem sie erst am zweiten Tage auf Lorriand war, doch schon zu viel beobachtet.

Und sie sagte darauf:

„Mir scheint es, als herrschte hier eine Stimmung, die auch deinem Empfinden fremd sein mußte. Verkehren auf Lorriand auch Deutsche?“

„Renardier ist doch als Elsässer ein Deutscher.“

„Nein, der nicht! Er mag sich einen Deutschen nennen, vielleicht aus Gründen, die ich nicht wissen kann. Aber sein Wesen hat mit der deutschen Art nichts gemeinsam. Wer verkehrt hier noch?“

„Eigentlich niemand, wenigstens nicht so, wie du

es denkst. Nach Lorriand kommen selten Besucher.“

„Helene!“

„Was willst du?“

„Du, bist du denn hier glücklich? Gestern schon fühlte ich manchmal eine etwas drückende Stimmung, eine Spannung zwischen deinem Gatten und dir, etwas fremdes, einen Schatten, der dadurch nicht vertrieben wurde, daß sich dein Gatte zu einer lauten Liebeshuldigung zwang. Ich hatte am ersten Tage noch nicht den Mut zu einer solchen Frage. Aber nun darfst du mir darüber nicht zürnen, da ich dir doch die beste Freundin sein möchte. Hast du dein Glück gefunden?“

Aber Helene de Méandre wich dem forschenden Blicke aus; ihre Augen glitten immer noch über die ferneren Hügelketten, als sie mit gewaltsam erzwingener Ruhe antwortete:

„Glück! Wir Frauen träumen immer von einem höchsten Jdeal. Das gibt es nirgends.“

„Ein Ausweichen war es. Das hatte Martha Nothenau gefühlt.“

„Nicht darum handelt es sich. Das weiß ich, daß Mädchen-



Das Kreuz von Saarburg.

Auf der Straße von Saarburg nach Bruderdorf wurde ein Kreuz für von einer Granate getroffen; das Geschöß zerstörte das Kreuz, während die Christusfigur unverlezt blieb.

träume überall nach verwunschener Brünze suchen möchten. Nein. Ich habe vom Leben bereits allzuviel gelernt. Du verstehst mich auch! Bist du glücklich?"

Da erhob sich Helene de Méandre; dabei stützte sich ihre rechte Hand schwer auf die Lehne des Stuhles:

"Ich wüßte keine Klage. Wenn ich irgendwelchen Wunsch hege, so kann ich ihn mir erfüllen, denn der Reichtum hier auf Schloß Lorrland erlaubt es mir. Es wird bereits Zeit sein, zum Diner zu kommen."

Wieder ein Ausweichen; Martha Rothenau mußte das ja fühlen:

"Ist der Reichtum das Glück?"

"Du siehst Gespenster, Martha."

Gespenster! Martha Rothenau dachte daran, daß sie sich in der Nacht geirrt haben mochte, als sie den Marquis im Mantel außerhalb des Rahmens seines Budes gesehen zu haben glaubte. Dieses Gespenst war wohl eine Phantasie gewesen. Aber ein anderes Gespenst stutete noch auf dem Schlosse, und über dieses irrte sich Martha Rothenau nicht.

Ein Schatten stand zwischen den Gatten, zwischen Helene und Raoul de Méandre. Diesen hatte Martha Rothenau erkannt, auch wenn die Freundin nichts verraten wollte.

"Ich frage nicht aus Neugierde."

"Ich weiß es. Und damit du zufrieden bist, will ich dir zeigen, daß es hier wohl manchmal einsam ist, und daß ich deshalb froh bin, wenn ich mit dir plaudern kann. Das ist alles. Nun aber komm!"

Jetzt fragte Martha Rothenau nicht mehr. Sie konnte ja nicht mehr erzwingen, wenn Helene de Méandre durchaus schweigen wollte.

Aber war es nur das Gefühl der Vereinjamung allein, das Helene bedrückte?

Martha Rothenau glaubte nicht daran. Ja, es gab auf dem Schlosse Lorrland ein Gespenst, wenn dieses auch nicht der Marquis mit dem Mantel war.

Im Speisesaal, der für die wenigen Menschen zu groß war, befanden sich schon Raoul de Méandre und Paul Renardier. Auch der Gelähmte Marcel de Méandre war bereits an den Tisch herangefahren worden.

Paul Renardier war zuerst Helene de Méandre entgegengegangen und führte deren Hand an seine Lippen; als er Martha Rothenau dann in der gleichen Weise begrüßen wollte, entzog ihm diese rasch ihre Hand. Er lächelte etwas, ohne eine Bemerkung darüber zu machen.

Raoul de Méandre war von der gewohnten Liebenswürdigkeit, die er auch gegen seine Frau zeigte, wenn auch eine kühle Formlichkeit fühlbar war. Zu Martha Rothenau sagte er:

"Sie haben Herrn Renardier bereits kennen gelernt, wie er mir erzählte:

"Ja!"

"Dann kann ich mir eine umständliche Vorstellung ersparen. Da er bei uns öfters als Gast erscheint, werden Sie ihn auch noch näher kennen lernen. Heute brachte er uns wieder sehr interessante Mitteilungen, die vielleicht bald bedeutende Änderungen bringen werden."

"Wahrscheinlich auch auf der Weltkarte, die gründlich umgearbeitet werden wird," fügte Paul Renardier hinzu.

"Also Krieg mit Serbien?" fragte Martha Rothenau sofort.

"Ja!"

Und als alle dann am Tische Platz genommen hatten, erklärte Paul Renardier, während ein Diener servierte:

"Natürlich wird es Rußland nicht dulden können, daß Österreich mit seiner Übermacht Serbien verschlingen wird."

"So glauben Sie, daß Rußland wirklich den Beschützer dieses Volkes machen will, das den Königsmord nicht nur geduldet, sondern auch belohnt hat, das den Erzherzog-Thronfolger ermorden ließ und auch noch dessen schuldlose Gattin, die nur die beste Mutter gewesen war?"

"Rußland schützt den Schwachen, schützt ihn vor der brutalen Ländergier Österreichs."

"Das ist nicht wahr. Österreich hat ausdrücklich erklärt, daß es nicht an territorialen Gewinn denke."

"Fah! Es hat Bosnien gestohlen wie Deutschland die französischen Kinder Elsaß und Lothringen geraubt hat."

"Das sagen Sie, der Sie selbst ein Deutscher sind? Waren jene Landesteile einst nicht deutsch? Waren sie nicht zuerst von Frankreich entzissen worden? Das ist Elsaß-Lothringens Geschichte. Und nun hat Deutschland diese beiden in dreißigjährigen Friedensjahren reich gemacht. Nur deshalb will Frankreich Elsaß und Lothringen zurück, weil dort deutsche Reichtümer gesammelt wurden."

In einem solchen Eifer hatte Martha Rothenau gesprochen, daß ihre Wangen glühten; so sehr wuzelte in ihr das Deutschtum, daß sie in diesem Augenblick nicht hatte schweigen können.

Da hob auch der alte de Méandre den Kopf; dabei war in seinen Augen ein flackerndes Feuer:

"Französische Kultur blühte. Und gegen den Willen des Volkes waren eben jene Landesteile von dem deutschen Machtwort unterjocht worden, die vorher noch ihr Blut für Frankreich vergossen hatten. Ich war ein Franzose und bleibe es in meinem Herzen. Ich habe ja dafür gekämpft."

Die Hände des Gelähmten zitterten in der Erregung.

Aber auch ihm mußte Martha Rothenau zu antworten:

"Ich achte in Ihnen diese Ehrlichkeit. Ich verstehe Sie! Da Sie aus Überzeugung in jenem großen Kriege mitgekämpft hatten, so konnten Sie an diese neue deutsche Kultur nicht glauben. Aber die anderen, die doch diese vier Jahrzehnte gekämpft und die Wohlthaten geküßt hatten! Sie gestanden nach Ihrer Überzeugung! Aber kann sich jemand einen Deutschen nennen, der im Stillen den Sieg Frankreichs wünscht?"

"Sie sind schön in dieser Entrüstung, gnädiges Fräulein," unterbrach sie Paul Renardier.

"Schön? Das weiß ich nicht! Ich glaube aber, daß ich daran nicht denken könnte, wenn ich eine gerechte Sache verteidigen müßte."

"Was soll ich verteidigen?"

"Sie haben mich verstanden!"

"Gewiß! So sollen wir, deutscher muß ich sein."

"Das ist eins geworden, Elsaß und Deutschland, Lothringen und Deutschland. Eine so lange Friedensarbeit, die selbst Blinden geoffenbart haben muß, wie Deutschland den beiden nur eine blühende Zukunft schaffen will, hat alle zusammengeschweißt."

"So reden Frauen, die auch in der Politik statt mit dem Verstande mit dem Gefühl urteilen möchten."

Paul Renardier hatte das geantwortet.

Ihm entgegnete Helene de Méandre:

"Nun hörstest du es selbst! Wir Frauen verstehen davon nichts."

"Ich kenne nur zwei große Aufgaben für Frauen: Schön zu sein und geliebt zu werden."

Auf diese Entgegnung Renardiers erwiderte ihm Martha Rothenau:

"Nein, das allein wird einer deutschen Frau nie genügen. Nur Zierpuppe sein, dazu mag Paris die Frauen bestimmen, denn französische Kultur ist nur Pariser Kultur, oder — Verfall. Die deutschen Frauen kennen noch andere, höhere Aufgaben."

"Politik zu treiben?"

Höhnend klang diese Bemerkung.

"Nein! Deutsche Jugend zu erziehen in deutschem Sinne, Wahrheit und Ehrlichkeit zu lehren —"

Martha Rothenau fühlte, wie die Hand von Helene de Méandre die ihre drückte; das war eine stumme Zustimmung.

"Warum denn nicht die Ehrlichkeit, Gekostenes zurückzugeben?"



Vom westlichen Kriegsschauplatz: In eine Anhöhe hineingebaute Erdwohnungen deutscher Soldaten.

„Elsaß und Lothringen waren deutsch. Gestohlen wurden Savoyen und Nizza, gestohlen wurde Korsika.“

„Wie thigig. Von solchen Lippen möchte man sich fast bekehren lassen.“

Nur Paul Renardier war es immer wieder, der geantwortet hatte. Martha fuhr fort:

„Mir ist meine Überzeugung zu ernst, um lächelnde Redensarten zu gebrauchen. Wenn Rußland es wagen sollte, einen Akt der Gerechtigkeit an dem Volke der Königsmörder zu verhindern, dann dürfen Sie davon überzeugt sein, daß Deutschland seine Treue an Oesterreich in der Stunde der schwersten Not beweisen wird. Deutschland wird an Oesterreichs Seite treten.“

Als Martha Rothenau diese Antwort gegeben hatte, da war es, als leuchtete ein dunkles Feuer in den Augen von Paul Renardier auf:

„Dann werden Frankreich und England zu Rußland stehen. Wissen Sie, was dann kommen wird? Der Weltkrieg!“

„Dafür, daß Oesterreich für den Mord des Thronfolgers Sühne forderte?“

„Deutschland wird von drei Seiten angegriffen werden, Rußland wird von seiner gewaltigen Heeresmasse die deutsche Armee im Osten erdrücken, Frankreich wird in Deutschland eindringen und England wird für Deutschland alle Meere absperrern. Das wird sein!“

„Nein, Deutschland wird sich seiner Größe bewußt werden, alle Opfer werden gebracht werden in einer einzigen nationalen Erhebung, und alle Feinde werden erschrecken, wie stark dieses einige Volk ist. So werden alle Deutschen fühlen, wenn auch alle hoffen, daß unser Kaiser den Frieden noch wird wahren können.“

„Nein! Frankreich will seine Kinder zurück!“

„Wer das sagt und sich einen Deutschen nennt, ist ein Verräter. Für einen solchen dürfte auf deutschem Boden kein Raum mehr sein.“

Zum ersten Male sprach nun auch Raoul de Méandre:

„Hier werden nur Meinungen ausgesprochen. Und ein freies Wort kommt jedem zu. Die Ereignisse selbst werden wir alle nicht beeinflussen können. Es wird geschehen, was dem Schicksal gerecht erscheint.“

„Gerecht! Ja, das waltete Gott!“

„Einverstanden! Damit aber wollen wir die Gegensätze, die so schroff aufeinanderplatzen, begraben. Die Küche ist doch gut?“

So lenkte Raoul de Méandre auf ein anderes Gespräch über, ohne daß er seine eigene Meinung verraten hätte. Dachte er wie sein Vater, der gegen die Deutschen schon gekämpft hatte und dessen Empfinden entschuldigbar war? Oder war er ein Deutscher geworden, da er doch hatte sehen müssen, was deutsche Kultur geschaffen hatte?

Raoul de Méandre hatte davon nichts erraten lassen.

V.

In der zweiten Nacht hatte Martha Rothenau die Vorhänge des Korridorfensters nur halb zugezogen, um immer das fahle Gesicht mit dem weißen Haar, um immer den toten Marquis Georges de Lorriand zu sehen, damit er nicht wieder unbemerkt aus dem Rahmen heraussteigen konnte.

Aber die Gedanken von Martha Rothenau weilten in dieser Nacht noch bei einem anderen Gespenste, das sie auf Lorriand wahrgenommen hatte.

Helene de Méandre war nicht glücklich.

Sie hatte nichts verraten wollen, aber sie hatte doch mehr ahnen lassen, als sie gewünscht hatte. Wie sie auszuweichen versucht hatte, wie sie nur von einer Einjamkeit gesprochen hatte, die sich nach Martha gesehnt, das war eine deutliche Antwort gewesen.

Aber was war in Wirklichkeit die Ursache?

Nicht einmal hatte sie beobachten können, daß Raoul de Méandre nicht von entgegenkommender Liebenswürdigkeit gewesen wäre; aber schon bei den ersten Begegnungen hatte sie trotzdem zwischen den Gatten einen Schatten gefühlt — das Gebeißt.

Helene de Méandre hatte erklärt, daß sie sich durch den Reichtum, der auf dem Schlosse Lorriand war, jeden Wunsch erfüllen konnte. Gelbangelegenheiten kamen also nicht in Betracht.

Liebte er sie nicht?

Aber er hatte sie doch aus Liebe geheiratet! War diese schon tot?

Oder was lag zwischen den beiden?

Martha Rothenau hatte empfunden, daß Helene de Méandre ihr nichts antworten wollte; sie trug lieber das Leid in sich, ehe sie darüber etwas erzählt haben würde.

Nein! Eine glückliche, junge Frau war Helene de Méandre nicht; das stand fest. Dieses Bewußtsein peinigte Martha, das Gespenst dieser Ehe verfolgte auch sie.

Das Gespenst des Schlosses, der Marquis mit dem Mantel, schaute indessen bewegungslos aus dem Rahmen heraus durch das Fenster in das Schlafzimmer von Martha Rothenau. Er sah nicht furchtsam und gespenstig aus. Das Bild konnte keinen Schaden bringen, was auch erzählt werden mochte.

Das andere Gespenst erschien Martha Rothenau gefährlicher.

Der nächste Tag kam.

Und an diesem Morgen nickte Martha Rothenau dem Marquis mit dem Mantel fast vertraulich zu.

Paul Renardier war an diesem Tage nicht auf Lorriand erschienen, womit Martha Rothenau nur zufrieden war; sie wußte keine bestimmte Ursache für ihre Abneigung gegen Renardier, aber sie hatte doch bei dem ersten Begegnen gegen ihn einen Widerwillen empfunden, als wüßte sie sich einem persönlichen Feinde gegenüber. Wie er dann später noch gesprochen hatte, wie in ihm ein Haß gegen Deutschland laut geworden war, das

hatte den ersten Eindruck in Martha Rothenau noch verstärkt.

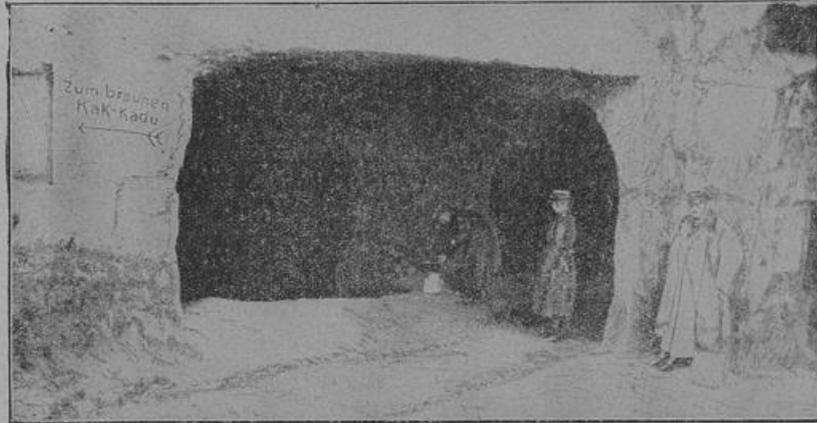
Der alte, gelähmte Mann, der in seiner Jugend für Frankreich gekämpft hatte, und jener Paul Renardier waren Feinde Deutschlands, Feinde der großen Heimat, die Martha Rothenau so sehr liebte.

Und Raoul de Méandre?

Wer wußte eine Antwort darauf?

In diesem Tage hatte es Martha Rothenau wieder versucht, von jenen Ereignissen zu sprechen die in diesen Tagen die Spalten aller Zeitungen füllten.

(Fortf. folgt.)



Eine Gelfenhöhle als Unterfunkt deutscher Soldaten bei Daffeus auf dem weftlichen Kriegsschauplatz.

Das Mütterlein.

Von Henriette Brey.

(Mel.: „Am Brunnen vor dem Tore.“)

Im Dorf im kleinen Stübchen
Beim letzten Abendfchein,
Weint um den Sohn, den toten,
Ein altes Mütterlein.

Als kaum der Krieg begonnen,
Traß ihn die Kugel schon,
Riß sterbend ihn zu Boden —
Es war ihr einz'ger Sohn!

Sie trodnet ihre Tränen:
Er starb fürs Vaterland,
Daß nicht die teure Heimat
Gerat' in Feindeshand.
O Vaterland, dir weih ich
Mein letztes Lebensglück,
Ob auch mein einz'ger Junge
Kehrt nimmer mehr zurück.

Die kalten Winde wehen
Wohl um sein fernes Grab,
Doch Gottes ew'ge Sterne
Schaun treu auf ihn herab.
Ob auch mit seinem Scheiden
Mir jede Freude schwand:
Er starb, wie Helden sterben,
Für dich, lieb Vaterland!

Zur selben Stunde

Skizze von Wolfgang Kemter.

(Nachdruck verboten.)

In der Haupt- und Residenzstadt Bayerns, in dem bierfröhlichen München hatten sie sich kennen gelernt.

Hans Rufatscher aus Innsbruck und Wilhelm Gantenbach aus Magdeburg. Beide studierten an der technischen Hochschule Chemie. Rufatschers Eltern, die schon vor Jahren gestorben waren, hatten in Innsbruck-Wilten ein Handelsgeschäft betrieben, das nach deren Tod verkauft worden war. Ein alter Freund seines Vaters verwaltete für Hans, der nun ganz allein in der Welt stand, das kleine Vermögen, und bei ihm hatte der junge Student während des Mittelschulstudiums gewohnt, ohne freilich bei dem alten Junggesellen und seiner noch älteren Wirtschafterin eine Heimat zu finden.

Wilhelm Gantenbach, der Sohn eines Landesgerichtsrates, hatte ebenfalls weder Eltern noch Geschwister mehr und nur weitläufige Verwandte, zu denen er in kleinem näheren Verhältnis stand.

Die Gleichheit dieser Lebensschicksale brachte die beiden ernstveranlagten Studenten einander bald nahe, da sie überdies auch noch bei derselben Wirtin wohnten. Aus dem täglichen Verkehr wurde eine herzinnige Freundschaft, ein Verhältnis, das die sonnenige Studentenzeit überdauern sollte, eine Freundschaft fürs Leben — bis zum Tod.

Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher waren bald unzertrennlich. Sie blieben Zinken, das heißt sie traten keiner farbentragenden Verbindung bei, da ihren ernsten Naturen diese Art studentischen Lebens nicht recht behagte, ohne aber daß sie über das

feuchtfröhliche Couleureben den Stab brachen oder es verdamnten. Sie studierten wacker, um einmal, wenn sie ins Leben traten, ihren Mann zu stellen, gönnten sich aber auch so manche Erholung. Das waren die Fahrten ins herrliche deutsche Alpenland, die Bergpartien in Bayern, Tirol und in der Schweiz. Dort verbrachten sie die Ferien und auf diesen gemeinsamen Berggängen schlossen sie sich zusammen, wie selten zwei Menschen.

Die einzige Trennung in all diesen Jahren waren jene Wochen, in denen die beiden, Hans Rufatscher in Österreich und Wilhelm Gantenbach in Deutschland ihre Waffenübungen machen mußten. Hans Rufatscher hatte als Einjähriger bei den Tiroler Kaiserjägern gedient, und war nun als Reserveoffizier zu einem böhmischen Regiment versetzt worden. Wilhelm Gantenbach hatte sein Einjähriges Jahr in der Heimatstadt Magdeburg gemacht und gehörte jetzt noch dem gleichen Regimente an.

Die Jahre der goldenen Jugendzeit gingen den beiden wie im Flug und plötzlich war die Abschiedsstunde da. Die Stunde, in der sie von München gehen mußten, und die Stunde, in der ein Lebensabschnitt hinter ihnen lag und ein neuer begann. Sie standen ihm nicht unvorbereitet gegenüber. Am gleichen Tage machten sie mit gleich glänzendem Erfolge die Schlussprüfung in München und verließen nach herzlichem Abschied von ihrer Wirtin, der sie in alle den Jahren treu geblieben waren, und etlichen Bekannten die schöne Harstadt. Die Ferien verbrachten sie im sonnigen Südtirol, wo sie für heuer die Ampezzaner Dolomiten zu ihren Bergfahrten ausersehen hatten. Sie hatten lange ge-

schwankt zwischen den Tauern, den Berner Oberland und den Dolomiten und sich endlich für Ampezzo entschieden. Und gerade dieser Entschluß sollte für ihr ferneres Leben von größter Bedeutung sein.

Die beiden Freunde hatten beschlossen, bei der Suche nach einer Stellung vor allem darauf zu achten, daß sie im gleichen Unternehmen, zum mindesten in der gleichen Stadt eine solche fänden. Würde es auch gelingen? Es wäre ein Zufall, und in beiden war eine bange Sorge, die der Gedanke an eine Trennung, die dann wohl eine Trennung fürs Leben wäre, heraufbeschworen hatte, erwacht. Gegenseitig ließen sie sich dies freilich nicht merken.

Die Fahrt in die Dolomiten sollte diese Sorge überflüssig machen.

In Cortina d'Ampezzo lernten einige Tage nach ihrer Ankunft die beiden Freunde den Geheimen Kommerzienrat Nolf von Wendler kennen, der mit Frau und zwei lieblichen Töchtern im gleichen Hotel zu längerem Sommeraufenthalt eingetroffen war.

Geheimrat von Wendler war der Generaldirektor einer der größten chemischen Fabriken Deutschlands, und diese Bekanntschaft faßten die beiden Freunde als einen Wink des Schicksals auf,

und sie beschlossen bei sich bietender Gelegenheit den Geheimrat um seinen Rat bei der Gründung einer Erfindung zu bitten.

Nolf von Wendler kam ihnen zuvor. Eines Abends sah er mit Hans Rufatscher und Wilhelm Gantenbach, nachdem sich die Damen bereits zur Ruhe begeben hatten, noch bei einem Glase funkelnden Tirolers, und dabei machte er ihnen den Vorschlag in seine Fabrik einzutreten. Der scharfe und feinsinnige Menschenkenner hatte schnell gesehen, daß er es mit zwei charaktervollen, strebsamen Menschen zu tun habe und solche Leute konnte er immer brauchen.

Die Freunde waren freudig überrascht und nahmen das Anerbieten mit herzlichem Danke an. Damit war ihre heimliche Sorge gewichen, und sie gaben sich mit umso größerer Freude

diesen schönen, unvergeßlichen Ferienwochen hin. Gemeinsam mit der Familie Wendler machten sie tagtäglich größere und kleinere Ausflüge, und langsam keimte neben der herzinnigen Freundschaft zu einander im Herzen der Freunde noch ein anderes Gefühl, ohne dem ersten Abbruch zu tun. Gleich einer zarten, köstlichen Knospe sproßte die Liebe, die erste Liebe.

Wilhelm Gantenbach sah im Wachen und Träumen immer das liebliche Antlitz Irene von Wendlers vor sich, und Hans Rufatscher war für die ebenso anmutige Gerda entbrannt.

Die selige Zeit im Ampezzo verging allzu schnell. Es kam der September, und nun mußte geschieden sein. Jedoch nur für kurze Zeit, denn schon am 1. November sollten die Freunde in der rheinischen Stadt ihren Dienst antreten. Die Verträge waren bereits unterzeichnet und die beiden Chemiker unter günstigen Bedingungen angestellt.

Hans Rufatscher und Wilhelm Gantenbach begleiteten Wendlers bis nach Innsbruck. Irene und Gerda hielten zwei prachtvolle Alpenblumensträuße in der Hand, die die Freunde kurz vorher eigenhändig gepflückt hatten.

Mit einem herzlichen Auf Wiedersehen in M. verabschiedete sich die geheimräthliche Familie, und so lange der Münchener Schnellzug zu sehen war, winkten die beiden dem Zuge nach.

Im Oktober erwarben sich Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher an der Universität in Zürich den Doktorhut und



Hinter der Front in der Champagne: Deutsche Wurfabrik im Walde.

wurden zur selben Stunde promoviert. Dann reisten sie nach M. ab.

Ein Jahr war seitdem vergangen. Ein kurzes Jahr und doch voll Bedeutung für die beiden Freunde, die nach wie vor unzertrennlich waren. Sie waren ständige Gäste des geheimräthlichen Hauses, eine Ehre, um die sie von den Kollegen sehr beneidet wurden, denn nur ein sehr kleiner Kreis von Beamten durfte sich dieses Vorzuges rühmen. Der Direktor des Laboratoriums hatte dem Generaldirektor bald mitteilen können, daß die Fabrik in den beiden jungen Chemie-Doktoren hervorragende Arbeitskräfte gewonnen habe, und wenig später gelang den beiden Freunden, die Hand in Hand arbeiteten, eine wichtige Erfindung, die sogleich in allen Staaten patentiert wurde und bald größeren Gewinn abwarf. Es war dies wiederum ein besonderer Glücksfall, denn nun erhielten die beiden Doktoren verantwortungsvollere Posten, und da sie überdies am Gewinne ihrer Erfindung beteiligt waren, stellte sich schon nach Jahresfrist ihr Einkommen auf eine Höhe, die nicht nur alle Erwartungen übertraf, sondern es auch den beiden gestattete dem Juge ihres Herzens zu folgen und um die Tochter des Generaldirektors zu freien.

Beide wußten seit dem Sommer, daß ihre Gefühle Erwidderung fanden, und so traten sie zur selben Stunde vor ihren obersten Chef mit derselben Bitte.

Herr von Wendler hörte die beiden an, dann reichte er ihnen mit herzlicher Bewegung die Hand und sprach: „Meine lieben Freunde, meine Frau und ich haben diesen Tag kommen sehen, und wir haben — nichts dagegen getan. Lange genug hatte ich Gelegenheit, Sie kennen zu lernen und zu prüfen, und ruhig darf ich die Zukunft meiner geliebten Kinder Ihnen anvertrauen.“

Um Weihnachten fand die Verlobung statt. Es waren die schönsten Weihnachten, die Hans Rufatscher und Wilhelm Gantenbach je erlebten.

Da die Fabrik mit Aufträgen überhäuft und alle Kräfte bis aufs äußerste angepannt waren, konnten die beiden Eheleute erst im Sommer für einige Wochen abkommen, und dann sollte die Doppelhochzeit stattfinden.

Der Winter und der Fasching kamen, ein langer, lebhafter Fasching mit vielen Vergnügungen, Bällen und Konzerten, und rastlos gaben sich die vier Brautleute diesen Freuden hin.

Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher wohl zum erstenmal in dieser frohen, überschäumenden Weise. Das Glück hatte auch die beiden ersten Männer froh und beinahe übermütig gemacht.

Rastlos gingen die Tage. Den Bieren aber viel zu langsam. Der Frühling zog ins Land und — verweilte heuer viel länger als sonst, so schien es wenigstens vier glücklichen Menschentindern, die den Sommer kaum erwarten konnten und deren Herzen dem Entemonat entgegenjauchzten.

Dann kam er aber doch, der Sommer. Ein schöner und merkwürdiger Sommer. Kaum ein paar Tage waren sonnendurchglüht vorübergegangen, da trug der elektrische Funke in die ganze weite Welt die Nachricht vom schaurigen Fürstenmord in Sarajewo. Die Herzen aller gesitteten Menschen schlugen in heißer Anteilnahme für den greisen Monarchen auf Österreichs Thron, dem ruchlose Mörderhände einen neuen Schlag verriechten und ihm den Neffen und Thronfolger mit seiner Gemahlin raubten.

Es folgten stille Wochen. Eine drückende Stille lag über den Ländern. Es war die Stille vor dem Sturm, der den Erdball erzittern machen sollte.

Sie merkten aber nichts von diesem Unheimlichen, das in der Luft lag, die vier jungen, frohen, glücklichen Menschen, die am 15. Juli den Bund fürs Leben schlossen.

Zur selben Stunde wurden Wilhelm Gantenbach und Irene von Wendler und Hans Rufatscher und Gerda von Wendler Mann und Weib. Noch einmal schlossen der Geheimrat und seine Gattin ihre Hände ans Herz, dann trat die Liebe zu den Eltern vor der zum Manne zurück

Am Nachmittag fuhren die beiden Paare ab. Ihre Fritterwochen wollten sie nirgends anders verbringen, als in dem herrlichen Ampezzotal, wo sie sich kennen gelernt hatten.

Ungezählt und ungemessen rannen ihnen die Stunden in dem sonnigen Dolomitenland. Was kümmerten sie sich in ihrem Glück darum, was in der Welt vorging. Sie lasen keine Zeitung und verkehrten mit keinem anderen Menschen. So traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde, daß Österreich an Serbien den Krieg erklärte. Sie hatten von der letzten befristeten Forderung nichts gewußt und nichts von all den Geschehnissen, die der Kriegserklärung unmittelbar vorangegangen waren. Österreich mobilisierte acht Korps. Hans Rufatschers war nicht dabei. Gerda atmete auf. Aber dann kam eine Depesche vom Geheimrat mit den kurzen Worten: „Kommt sofort heim.“

Jäh und lange vor der Zeit fanden die schönen, unvergeßlichen Tage der Fritterwochen ihr Ende. Die beiden jungen Frauen forschten angstvoll in den Mienen ihrer Gatten. Die beiden Freunde waren erst gestimmt, als ahnten sie das Kommende, aber liebevoll trösteten sie ihr Liebste.

„Es wird nicht so schlimm, die Diplomaten werden die Sache schon wieder einrenten,“ meinte Wilhelm Gantenbach.

In den letzten Julitagen fuhren sie heim. Mit ihnen zahllose Sommergäste aus allen Ländern und Orien Tirols. Es war wie eine Flucht. Die Hotels und Pensionen leerten sich zur schönsten Zeit inmitten der Hochsaison beängstigend schnell. Tirol und Vorarlberg waren sonst noch ruhig, beide nicht von der Teilmobilisierung betroffen, aber die ungeheure Spannung, die die

Bevölkerung ergriffen hatte, kam auf allen Bahnhöfen, im Zuge selbst gar deutlich zum Ausdruck.

Als sie nach Bayern kamen daselbe Bild. Rufe: „Hoch Österreich“ und aufgeregte Menschen überall, die sich in den Straßen, auf Plätzen und in den Bahnhöfen drängten und die neuesten Depeschen mit Ungebulb erwarteten.

In Lindau kaufte sich Hans Rufatscher eine Zeitung, und das erste was er las, war die Mitteilung, daß die deutsche Regierung angesichts der russischen Mobilisierungen auch an der deutschen Grenze an die russische Regierung eine Anfrage stellte.

Einem Augenblick lang sahen sich die beiden Freunde an. In diesem Blicke lagen die Worte: „Es

wird ernst. Diese Anfrage ist der Vorläufer des Ultimatus und dieses der des Krieges.“

„Deutschland hält Österreich die Nibelungentreue zu jeder Stunde. Entweder — Oder, es gibt kein Zurück. Sie wollen uns überfallen, wir werden uns wehren.“

Der Geheimrat empfing sie am Bahnhof. Auch er war tief-ernst gestimmt. Fest drückte er seinen Schwiegerköhnen die Hand, und als er seine Töchter umarmte und küßte sprach er bewegt: „Meine Lieben, es können schwere Zeiten über unser geliebtes Vaterland hereinbrechen, seid stark, komme, was kommen mag.“

Am anderen Tage schon kam die Entscheidung. Der Kriegszustand im Deutschen Reich wurde erklärt. Die Würfel waren gefallen, die ungeheure Spannung wich. Lohende Begeisterung schlug auf. Die Kaiserworte: „Sie sollen sehen, was es heißt Deutschland anzugreifen!“ flogen durch das große Reich und ließen alle Herzen höher schlagen. In allen Städten strömten Hunderte, Tausende, Hunderttausende durch die Straßen, kein Mensch blieb zu Hause und von tausend und abertausend Kehlen erschallten die „Wacht am Rhein“ und „Deutschland, Deutschland über alles.“

Wie ein Mann stand Deutschland und Österreich Schulter an Schulter gegen eine Welt von Feinden.

Am 2. August gegen Abend rückte Wilhelm Gantenbach zu seinem Regimente ein, und fast zur gleichen Stunde fuhr Hans Rufatscher über Dresden nach Prag, um sich seinem Kaiser zu stellen.

Noch einmal hielten die beiden Freunde ihre jungen Frauen am Herzen, noch einmal drückten sie sich die Hand, dann war die Stunde des Abschieds gekommen.

„Zum Siege oder Tod.“



Deutsche Soldatengräber in Belgien.

Tapfer hatten Irene und Gerda ihren Schmerz bekämpft und ihren Gatten den Abschied nicht schwerer gemacht, als er ihnen so schon wurde.

„Auf Wiedersehen, auf baldiges, fröhliches, gesundes Wiedersehen“ riefen sie und winkten und dann fuhren die Jüge nach entgegengesetzten Richtungen unter dem endlosen Jubel und Jauchzen der auf den Bahnhöfen versammelten Menge aus der Halle. . . .

Wochen vergingen, und fast jeder neue Tag brachte eine neue Kriegserklärung. Die ganze Welt in Flammen, der große Brand war ausgebrochen, und niemand da, der ihn mehr zu löschen vermochte. Herrliche Erfolge errangen die deutschen und österreichischen Waffen gleich zu Beginn des gewaltigen Völkerringens. Die Erstürmung von Lüttich war eine Waffentat, wie sie die Geschichte nicht kennt, bei Metz und Wülflhausen wurden die Franzosen von den Deutschen und bei Krasnitz die Russen von den Österreichern geschlagen. Sieg um Sieg. Heller Jubel klang durch die beiden befreundeten Reiche, und laut übertönte er den Schmerz und die Trauer, denn die großen Erfolge wurden nicht ohne große Opfer erkauft. Mancher Brave starb fürs Vaterland und ruhte für immer in fremder Erde.

Jeden Tag warteten Irene und Gerda mit Sehnsucht auf den Briefträger, und fast jeden Tag kam, das eine Mal von Wilhelm das andere Mal von Hans eine Feldpostkarte oder gar ein Brief. Hans stand schon in Galizien und Wilhelm an der französisch-belgischen Grenze. Sie sandten innigste Grüße und Küsse und waren freudigster und unversichtlicher Stimmung.

Dann blieben die Nachrichten längere Zeit aus, große Schlachten waren im Gange.

Ein goldener Spätsonnertag ging zur Mitternacht, da brachte der Postbote dem Geheimrat von Bendler eine Depesche. Er öffnete sie und las und plötzlich zog eine fahle Blässe über sein Gesicht. Die Hand mit dem unheilvollen Papier sank auf die Platte des Tisches und starr sah der Geheimrat vor sich hin.

„Kein armes, armes Kind.“

„Im Kampfe um Longwy am 23. August starb als einer der ersten den Heldentod fürs Vaterland Leutnant v. R. Dr. Wilhelm Gantenbach. Tollkühn führte er seinem Zuge voran, er war fürs Eiserne Kreuz vorgeschlagen. Das Regiment wird seinen Namen in Ehren halten.“

So lautete die Depesche.

Als Irene das Furchtbare erfuhr, da blieben ihre Augen trocken. Aufrecht, wie zu Stein erstarrt, kein Tropfen Blut im Gesicht stand sie, und in ihre Augen trat ein starrer Glanz. Dann auf einmal griff sie mit beiden Händen in die Luft und wäre gefallen, wenn ihr Vater sie nicht aufgefangen hätte. Dann standen der Geheimrat, seine Frau und Gerda am Lager des jungen Weibes, das sich in namenlosen Schmerzen unter dem furchtbaren Schicksalsschlage wand.

Und am anderen Tage kam eine zweite Depesche an den Geheimrat und sie meldete, daß am 23. August am ersten Tag der Schlacht bei Krasnitz der Reserveleutnant Dr. Hans Rufatscher auf dem Felde der Ehre, als ein leuchtendes Beispiel für Kameraden und Mannschaft gefallen sei.

Zur selben Stunde.

„Ich hab es gewünscht,“ murmelte Gerda tonlos „als ich von Wilhelms Tode erfuhr.“

Zu Ende. Der kurze Liebestraum war vorbei. Zwei junge Witwen hatten dem Vaterland ein übermenschliches Opfer gebracht.

Zur selben Stunde hatten Wilhelm Gantenbach und Hans Rufatscher für die Größe und Freiheit ihrer Heimat ihr junges Leben freudig hingegeben. Zwei junge Helden ruhten im Feindesland.

Andacht.

Ein einz'ger Vogel hebt und senkt die Flügel
Und schwebt fernhin zur tiefen Abendsonne.
Vor dem Marienbild am Heidewege —
Durch den die Furchen ziehen — trüet ein Mädchen,
Legt Blumen hin und faltet still die Hände.

Das feinerne, auf Holz gestellte Bildnis
Kann die kleine Seele nicht zu bannen:
Was in der Heide lebt, nimmt sie gefangen:
Die Sonne rafft den roten Saum zusammen,
Sie grüßt den Abend noch, und dann entleert sie.

Nur der goldgelbe Nachtrapp weilet noch,
Und ein verspätet Sonnenreiterlein
Sitzt oben in dem Haupthaar der Madonne.
Da greift das Kind die schönste Blüte, springt
Und wirft sie hoch dem letzten Leuchten nach.

Elia Schmidt.

Unsere Bilder.

Eine Wohnhütten-Anlage vom westlichen Kriegsschauplatz. Die halbüber-, halbunterirdische „Willeulonie“ erstreckt sich im Schutze einer von Weiden bestandenen Anhöhe, und die einzelnen Behausungen erscheinen so dauerhaft und festgefügt, daß man hinter ihren Wänden die Insassen in der Tat recht wohlgeborgen glauben darf. Es ist natürlich alles eigene Arbeit der Soldaten selbst, die sich ja im Ausbau solcher wohllicher Höhlenstädte eine außerordentliche Geschicklichkeit angeeignet haben. Die Haupträume der Wohnungen sind in den Berg hineingehöhlt und nach außen durch solide Holzwände abgeschlossen, die regelrechte Türen und Fenster aufweisen. Das nötige Holzmaterial lieferten nahe Waldungen, einige Baumstämme liegen noch zu späterer Verwendung bereit. Auch im Innern werden die Räume mit der Behaglichkeit ausgestattet sein, die sich unsere Feldgrauen selbst mit primitivsten Mitteln zu schaffen wissen.

Hinter der Front in der Champagne: Deutsche Wurffabrik im Walde. Dieses Bild führt uns in die Gegend hinter der deutschen Kampf-front in der Champagne. In dem kleinen Wäldchen schauen sich ganz wie im Schlaffenland des Märchens ledere Würste lustig im Winde; auf den Bäumen freilich sind sie nicht gewachsen, sondern sie entstammen dem erprießlichen Wirken des Feldschlächters, und man hat sie in stattlicher Fülle an einer Anzahl von Stangen sorgsam aneinander gereiht, eine wahre Augenweide und ein Labial für den hungrigen Soldatenmagen! Im Vordergrund sieht man ein Feldküchenfahrzeug mit brodelndem Kessel in vollem Betrieb.

Deutsche Soldatengräber in Belgien. Eine Reihe deutscher Soldatengräber auf dem großen Friedhofe in Brüssel, woselbst auch eine große Anzahl Gefallener der anderen kriegsbeteiligten Nationen liegen.

Sprüche.

Zu stehn in frommer Etern Pflege,
Welch schöner Segen für ein Kind!
Ihm sind gebahnt des Lebens Wege,
Die vielen schwer zu finden sind.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andere dir auf.
Handelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende dudend,
Woh! ihm, den kein Geschick liebend auf beiden geführt.



Türkische Infanterie vor dem Aufbruch im Caucasus.



Sprüche.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.

Erwartetes Glück verliert durchs Warten, Wenn's endlich kommt, an Schimmer und Glanz.

Wird's aber unverhofft beschert uns, Dann ist das Glück erst voll und ganz.

Bei den Türken. Der Vormarsch zu den Kriegsschauplätzen, auf denen unsere türkischen Waffengenossen kämpfen, nament-

selbst, die Leuchtende, sinkt im Westen ins Meer. Daraus machte der griechische Mythos einen einmaligen Fall, um die Entstehung des Bernsteins zu erklären. Allgemein galt Bernstein im Altertum als eine phönizische Kostbarkeit, d. h. als eine solche, welche ausschließlich von den Phöniziern beschafft wurde. Diese holten ihn aber nicht an seinen Ursprungsorten, sondern an den mittelländischen Hafensorten, wohin er auf heute gleichfalls noch erkennbaren Wegen zu Lande gelangte. Auf der uralten Rheinstrasse, welche, um die östliche Krümmung des Stromes zu vermeiden, das Saargebiet durchschneidet, gelangte der Bernstein zuerst über die Alpen zu den Erustern und phönizischen Missavisten. Schon anfangs des 5. Jahrhunderts v. Chr. mündete eine

prüft. Da der Student die ersten Fragen nicht beantworten konnte, so fragte der Examinator, um ihm die Antwort etwas zu erleichtern, welches denn nach seiner Ansicht der gefährlichste Bruch sei: „Ei, wenn man den Hals bricht!“ versetzte der Kandidat. „Das haben Sie eben getan!“ sagte der Professor lächelnd und ließ ihn durchfallen.

Der kleine Hans (zum Onkel): „Ach, der Papa hat's gut im Schützengraben!“ — Onkel (erstaunt): „Gut?! Wieso denn, Hanschen?“ — „Er wäscht sich bloß alle drei Wochen einmal!“

Vielsagende Frage. Vater: Hast du den Wirt schon bezahlt, für welchen ich dir 50 Mark schickte? — Sohn: — Welchen meinst du denn?“



Marchkolonne syrischer Truppen in der Wüste.

lich die Bewältigung der ungeheuren Wegstrecke bis zum Suezkanal, stellt, wie man weiß, ganz außerordentliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppen und des sie begleitenden Trojjes. Lange wasserarme Wüstenstrecken sind zu durchqueren, und an anderen Stellen türmen sich mächtige Bergketten auf, über die nur ganz wenige gangbare Straßen führen. So erblickt wir z. B. auf einem unserer Wilder ein türkisches Truppenlager angesichts der schneebedeckten Gipfel des Taurusgebirges im Süden von Kleinasien, und ein anderes zeigt uns eine Kolonne marschierender Truppen.

Bernsteinhandel der Alten. Neben dem Zinn war der Bernstein eines der vortrefflichsten Rohmittel des Völkerverkehrs in alten Zeiten. „Im nordwestlichen Ozean, vom Meere ausgeworfen“, mehr wußten die Griechen nichts von dem wunderbaren Fossil. Wie kristallisierte Sonnenstrahlen erdichten es ihnen, sie nannten es „Elektron“, das ist Sonnenstein! Täglich wandelt die Sonne nach Westen, wie ein Strom ergießt sie ihr Licht; der Strom heißt „Aridanos“ der vom Morgen stammende. Die Sonne

zweite, vielleicht noch wichtigere Straße aus dem deutschen Osten über die Karpathen und durch das Waagtal in Pannonien kommend, bis Katria ins Adriatische Meer, in welches auch die Bernstein-Inseln, Elektrides, versetzt wurden, wahrscheinlich weil man an jenen Küsten starken Handel mit dem zu Lande gekommenen Bernstein trieb. Eine dritte Straße endlich ging durch die Skythenländer zu den griechischen Kolonien am Pontus, namentlich nach Olbia. Doch kam der ostpreussische Bernstein viel später, nicht früher als im 1. Jahrhundert n. Chr. in den Handel. Die älteste Bezugsquelle ist die Nordseeküste, die Gegend der Mündung des Rheins. Dieser rheinische Bernstein war es, welcher zumeist seinen Weg nach Marseille fand. Die Abkallität der Massaloten, welche nicht so viel Bernstein empfangen, als sie auszuführen wünschten, war es wohl, die durch direktes Aufsuchen der Heimat des köstlichen Harzes zur See sich den Vorteil zu sichern beistrebten waren.

Aus dem medizinischen Examen. Ein Kandidat wurde wider sein Erwarten von dem examinerenden Professor der Chirurgie in dem Kapitel der Knochenbrüche ge-

Rätsel.

Der Räuber ist Boll arger List. Ist er auch kleiner Als mancher Held, In scharfem Mide, Blutgier'ger Lide Erreicht ihn feiner. Er springt dem Wandrer auf den Nacken, Um ihn mit scharfem Griff zu packen, Und rettungslos manch Opfer ihm verfallt. Doch wenn er, (wie es früher gern geschah bei hochgelahrten Herrn), Den deutschen Namen sich latinisiert, Dann wird durch ihn manch Weib versführt; Dann richtet er viel größern Schaden an Und würgt nicht Weiber nur, nein, auch den Mann.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Laubfrosch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur L. Kellen, Bredbeney (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebenel & Kornes, Essen (Ruhr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



N

Sonntag, den 9. Mai

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Aber sie erhielt eine liebenswürdige Abweisung:
„Ich liebe es, wenn die Meinungen der anderen in sehr schroffem Gegensatz zueinander stehen. Aber ich selbst will mir kein Urteil bilden, weil einen jeden der Zwang der Ereignisse zu wieder einem anderen Urteile nötigen kann. Ich bin mit den Tatsachen zufrieden, die die Zeit schafft. Meinungen aber werden Tatsachen nie aus der Welt schaffen.“

Kein Urteil!
Zwischen den Gatten aber beobachtete Martha Nothenau wieder nur die liebenswürdige Höflichkeit; aber kein warmer Herzton war vernehmbar, keine stille Zärtlichkeit, die doch sonst so oft vergißt, daß ein dritter Zuschauer anwesend sein kann.

Und Helene de Méandre wußte viel von der Schönheit der Gogesen zu erzählen, von so vielen stillen Tälern, in denen verträumt vergessene Dörfer liegen. Aber nichts wußte sie von sich selbst.

So blieben die Tage!
Und in den Nächten blieb der tote Marquis im Mantel immer innerhalb des Rahmens, in den ihn der Künstler gebannt hatte, der ja auch schon längst gestorben war.

In jener ersten Nacht hatte sie eben doch die durch die ungewöhnliche Umgebung erregte Phantasie geschreckt, so daß sie in halbwachem Zustande noch ein Traumbild gesehen hatte.

Und in irgendeiner ähnlichen Weise war es wohl auch zu erklären, wenn noch andere das Gespenst von Lorriand gesehen zu haben glaubten.

Das Gespenst von Lorriand!

Das andere hatte Martha Nothenau wieder einmal gefühlt.
An einem Abend hatte sie von der Bibliothek aus in das Lesezimmer gehen wollen, um dort in dem Romane „Der Sohn der Hagar“ von Paul Keller zu lesen, der sie so sehr erschüttert hatte.

Sie nahm das Buch und näherte sich eben der Tür, als sie aus dem Lesezimmer eine Stimme vernahm, bei der sie fast wider Willen stehenblieb. Die Worte selbst hatte sie nicht sogleich verstanden. Aber die Stimme Raoul de Méandres war es, die ziemlich erregt klang. Und Helene de Méandre antwortete.

„Ja, das Gespenst der Ehe!“

Das war Martha Nothenaus erster Gedanke gewesen. Und da drang wiederum seine Stimme in gereiztem Tone an ihr Ohr, daß sie auch die Worte verstehen konnte:

„Ich vollende, was ich für gut finde. Ich dulde in dieser Sache keinen Widerspruch und will auch nicht, daß ich dabei kontrolliert werde.“

„Aber das Ende?“

„Ob gut oder schlimm, ich sehe dafür ein.“

„Und ich? Soll ich immer zusehen müssen und schweigen? Denkst du nicht, daß die stärkste Liebe zerbrechen kann, daß noch etwas geben kann, das es härter sein könnte als das Band, das uns aneinander fesselt?“

Nicht hart klang die Stimme; wenn auch die Worte scharf waren, so war daraus doch mehr ein bittender Ton zu hören.

Was bedeutete das?
Sie liebte diesen Mann! Nur die Liebe konnte so sprechen.

Aber woran sollte diese Liebe zerbrechen können?

Für was wollte Raoul de Méandre einsehen?

Und Martha Nothenau hörte schon wieder die Antwort:

„Du vergißt deinen Schwur vor dem Altare? Du gehörst mir, mag kommen, was da wolle.“

„Und deine Liebe? Kann deine Liebe nicht erkennen, daß ich auch ein Recht habe, das andere von dir zu fordern?“

„Nein!“

Martha Nothenau lauschte. Sie erschrak.

Durfte sie denn horchen? Durfte sie sich in ein Geheimnis einschleichen, von dem die Freundin ihr selbst nichts verraten wollte?

Eine Horcherin an der Wand!

Nein! Sie würde sich schämen müssen, wenn sie dann der Freundin wieder gegenüber treten sollte.

Erst mußte die Freundin zu ihr das Vertrauen finden und selbst erzählen, welcher Schatten zwischen den Gatten stand.

Und Martha Nothenau war wieder zurückgegangen, auf den Zehen, damit nicht der leiseste Ton hatte gehört werden können.

Was wußte sie nun?

Er bestand auf einem Willen, der anscheinend zu einem guten und schlimmen Ende führen konnte; und mit ihrer Liebe versuchte Helene de Méandre jenen Willen zu brechen. Sie liebte ihn! Und er? Er hatte auf den Schwur vor dem Altare gepöcht, durch den sie immer zu ihm gehörte.



Die neuesten Zeitungen.

Was lag diesen Worten zugrunde?

Welch ein Geheimnis mochte das sein?

Martha Nothenau vermochte sich auf alle diese Fragen keine Antwort zu geben.

Später aber dann war sie Helene de Melandre begegnet; sie hatte von ferne erkennen können, daß deren Augen rotgerändert waren, daß Tränen Spuren hinterlassen hatten.

Und als Helene de Melandre die Freundin erkannt hatte, da war sie rasch in ein Zimmer gegangen, offenbar um ihr nicht zu begegnen, um ihr jene Tränen nicht zu verraten. So wollte Helene de Melandre alles allein tragen; sie wollte wohl den Mann nicht anklagen, den sie in ihrem Herzen sicherlich immer noch liebte, wenn sich auch jenes unbekanntes Gespenst dazwischen gedrängt hatte.

„Und Martha Nothenau konnte und wollte sich der Freundin nicht aufdrängen.

Wie gerne hätte sie geholfen! Aber sie konnte es nicht, solange Helene de Melandre sich nicht so verlassen fühlte, daß sie der Freundin das letzte Vertrauen schenkte.

Was mochte auf dem Schlosse Lorriand vor sich gehen?

In dieser Nacht hatte Martha Nothenau dann tief in die Nacht hinein schlaflos gelegen.

Was sollte sie tun? Sollte sie unter diesen Umständen auf Lorriand bleiben?

Die Freundin konnte ihrer Hilfe einmal bedürfen! Wenn sie das Geheimnis, an dem sie litt, und das ihr das Glück raubte, auch immer in sich tragen wollte, einmal konnte doch jene Stunde der Not kommen, in der sie die Hilfe der Freundin suchte.

Welche Leidenschaft mochte Raoul de Melandre beherrschen, gegen die Helene de Melandre einen erfolglosen Kampf führte?

Warum versuchte er Helene dem trotzdem an sich zu fesseln, obwohl er jene andere Leidenschaft nicht preisgeben wollte?

Sollte am Ende noch eine andere eine Macht auf Raoul de Melandre ausüben? Oder welches Geheimnis gab es sonst in den Mauern von Lorriand? O dieses entsetzliche Gespenst!

Mit geschlossenen Augen hatte Martha Nothenau darüber nachgedacht; sie hatte geglaubt, so eher Schlaf zu finden. Aber das erlauchte Gespräch hatte sie so erregt, daß an einen ruhigen Schlummer nicht zu denken war.

Dabei mußte es schon ziemlich spät sein; da sie die Uhr auf dem Nachttischchen liegen hatte, so richtete sich Martha Nothenau auf, um nach der Zeit zu sehen.

Ein Streifen des Mondenlichts flahl sich durch die nicht vollständig geschlossenen Vorhänge herein.

Unwillkürlich blickte Martha Nothenau auch nach dem Korridor nach dem Bilde des Marquis im Mantel.

Was war das? Sie träumte jetzt doch nicht! Nein! Sie hatte doch wach gelegen, wenn auch immer mit geschlossenen Augen; aber sie dachte doch ganz klar und hatte nur nach der Zeit sehen wollen.

Die Gestalt des toten Marquis war aus dem Bilde verschwunden.

Der Rahmen war nur von dem tiefen Dunkel des Hintergrundes erfüllt.

Sonst aber hatten dessen Gesicht und dessen schmale Hände immer in ihr Zimmer hereingeleuchtet.

Und der tote Marquis Georges de Lorriand war aus dem Rahmen verschwunden.

Wohin?

Nein, sie träumte nicht!

Sie sah nun aufgerichtet im Bett und starrte nach dem Rahmen hinaus, der das Bild nicht mehr hatte festhalten können. So sehr war Martha Nothenau in diesem Augenblicke erschrocken, daß sie wortlos und wie erstarrt immer nur auf den Korridor hinanschaute.

Aber das Rätselhafte, das Unerklärliche sollte kein Ende nehmen.

Rechts vom Korridor tauchte nun langsam schleichend die Gestalt des Marquis im Mantel auf. Die Augen von Martha Nothenau waren so an die Dunkelheit gewöhnt, daß sie deutlich die Umrisse der wandelnden Gestalt erkennen konnte. Besonders scharf zeichnete sich ja das bleiche, bartlose Gesicht und das weiße Haar unter dem breitrandigen Hute ab.

Das Bild hatte wiederum den Rahmen verlassen und war anscheinend im Schlosse umhergegangen.

Was bedeutete das?

Wozu geschah das Rätselhafte?

Und nun sah sie, wie der Marquis im Mantel zu dem Bilde emporstieg, wie seine Gestalt wieder innerhalb des Rahmens auftauchte.

Dann stand er wiederum im Bilde, so wie er immer dort gestanden hatte, wie ihn der Künstler auf der Leinwand festgehalten hatte. Das bleiche Gesicht schaute wieder regunglos aus dem Rahmen heraus zu ihr herüber.

Aber eben vorher war der Rahmen noch von tiefer Dunkelheit ausgefüllt gewesen, eben vorher war der Marquis mit dem Mantel verschwunden gewesen, bis er langsam von rechts erschienen war. Sie hatte genau gesehen, wie er auf den Rahmen zugegriffen und dann emporgestiegen war.

Und jetzt war er wieder an der Stelle, wo er hingehörte.

Was war das?

Martha Nothenau ließ sich auf die Kissen zurückfallen und schaute von dort aus immer nach dem Korridorfenster.

Jetzt rührte er sich nicht mehr.

Aber vorher? Wo war das Gespenst gewesen? Warum war das Bild des toten Marquis aus der Leinwand herausgestiegen? Aber das gab es doch nicht!

Bilder können nicht Leben gewinnen.

Sie selbst hatte es aber doch gesehen, ganz deutlich, Schritt um Schritt!

VI.

Der neue Tag schüttelte bereits die Lichtstrahlen der Morgenröthe in das Schlafzimmer, so daß die Stelle schon alle Winkel des Raumes erfüllte.

Da schreckte Martha Nothenau auf. Hastig schaute sie nach der Uhr. Acht!

So lange und so tief hatte sie geschlafen.

Dann suchte ihr Blick das Bild des Marquis Georges de Lorriand. Das hing an der gewohnten Stelle.

Was war in dieser Nacht nur gewesen? Hatte sie wieder geträumt?

Nein! Sie war doch wach gewesen und hatte wachend alles gesehen, und dann erst mußte sie vor Ermüdung eingeschlafen sein.

Aber konnte die rätselhafte Erscheinung nicht bereits ein Teil des Traumes gewesen sein?

Jetzt beim Tageslicht erschien ihr die Erscheinung des Gespenstes als etwas völlig Lächerliches. Das Bild konnte doch nicht von der Leinwand verschwinden, konnte nicht durch den Korridor des alten Schlosses gehen, um dann wieder auf die Leinwand zurückzukehren.



Kapitänleutnant P. Chiersfelder,
der Kommandant des Hilfskreuzers „Kronprinz Wilhelm“.

Nein!

Wozu auch?

Das Bild war etwas Wesenloses!

Oder sollte es eine andere Gestalt gewesen sein?

Aber auf Lorriand hatte nur der alte, gelähmte Marcel de Melandre das bartlose Gesicht und das weiße Haar; der aber konnte nicht einmal den Lehnstuhl verlassen, wenn er nicht herausgehoben wurde.

Wer aber hätte denn eine solche nächtliche Wanderung machen können? Und wozu?

Wie hätte ein anderer so in das Bild hineinstiegen können, wie sie es in der Nacht gesehen hatte?

Nein! Unmöglich erschien ihr wiederum das nächtliche Erlebnis. Das Tageslicht nahm den Schleier des Geheimnisvollen mit sich fort.

Ein Traum! Weiter nichts!

Abermals war Martha Nothenau vor dem Bilde auf dem Korridor stehen geblieben; und mit der Hand tastete sie über die bemalte Leinwand hin, die sich ganz kalt anfühlte. Diese brüchige Leinwand konnte kein Leben erzeugen. Das Bild war ein gleiches, wie sich auf den Korridoren noch viele vorfinden.

Und lächelnd ging Martha Nothenau an dem Bilde des Marquis de Lorriand vorbei.

Als sie dann mit Helene de Melandre beim Frühstück zusammentraf, sagte sie zu der Freundin, als Raoul de Melandre und der Gelähmte noch nicht erschienen waren:

„Ist es nicht merkwürdig, daß mir in dieser Nacht schon wieder träumte, ich sei erwacht gewesen und hätte dabei gesehen, wie jener sogenannte Marquis im Mantel vom Korridor zurückgekommen wäre und in den leeren Rahmen seines Bildes hineingestiegen sei?“

So deutlich war es gewesen, daß ich fast daran glauben müßte, ich könnte unmöglich geträumt haben."

"Diese Nacht?"

Als Helene de Méandre danach fragte, war es Martha Rothenau erschienen, als wäre die Freundin darüber erschrocken.

"Ja! Hatteſt du vielleicht in dieſer Nacht von einer ähnlichen Erscheinung gehört?"

"Nein!"

"Oder wird dem Erscheinen dieſes Hausgeſpenſtes eine beſondere Bedeutung beigelegt?"

"Ich weiß nichts! Ich ſelbſt habe noch nichts geſehen."

"Eigentlich müßte ich bereits zum Geſpenſterglauben bekehrt ſein, da ich das Geſpenſt von Lorriand ſchon zum zweiten Male geſehen habe. Aber es war wohl doch nur ein Traum geweſen."

"Ja! Etwas anderes kann es wohl kaum geweſen ſein."

Da trat Raoul de Méandre in das Zimmer; während er ſonſt immer eine große Ruhe zeigte, war er dieſesmal von einer geſteigerten Erregung beherrſcht; er grüßte nicht erſt, ſondern erklärte ſofort:

"Geſtern noch iſt erſolgt, was befürchtet worden war. Geſtern iſt in Berlin die Mobilmachungsbefehl erlaſſen worden. Das aber bedeutet Krieg."

"Alſo doch! Gegen Rußland, das ein ſo frevelhaftes Spiel getrieben hatte!"

Eine feſte Entſchloſſenheit drückte ſich in dieſen Worten aus, die Martha Rothenau gefiel; wie viele würden nun wohl aus dieſen Grenzgebieten fliehen, wo ſicherlich die erſten Zuſammen-treffen zu erwarten waren. Raoul de Méandre aber wollte die Heimat nicht verlaſſen!

Sie ſelbſt würde von ſich noch mehr gefordert haben, wenn ſie ein Mann geweſen wäre.

Freiwillig würde ſie ſich dem Vaterlande geſtellt haben! Krieg!

Das ſchien nun unabänderlich zu ſein!

Raoul de Méandre war wiederum aus dem Zimmer gegangen, da er nicht das mindeſte Bedürfnis nach einem Frühſtück zu haben ſchien.

Martha Rothenau blickte auf die Freundin:

"Und wir? Wenn das kommt, was arg deutet wurde, dann bedarf das Vaterland der Kraft eines jeden. Was können wir Frauen tun?"

Die Hand von Helene de Méandre ſtrich haſtig über die Stirne hin, als hätte ſie einen Gedanken fortjagen wollen. Dann ſchaute ſie auf Martha Rothenau. So weit waren ihre Gedanken abgeirrt geweſen, daß ſie deren Worte gar nicht verſtanden hatte.

"Ja! Das muß wohl ſo ſein."

"Du waſt fort mit deinen Gedanken. Und wo? Angſtigſt du dich hier?"



Soldatengräber im Kampfgebiet an der Niſne.

"Und gegen Frankreich!" fügte Raoul de Méandre hinzu. "Noch mag ich das nicht glauben, daß Frankreich gemeinſame Sache mit dem Volke der Königsſöldner, mit den Serben machen kann."

"Wir werden heute noch Gewißheit erlangen."

"Sie glauben daran?"

"Ich weiß nichts."

"Und wenn der Krieg kommen wird? Was dann?" forſchte Martha Rothenau weiter.

Da zog Raoul de Méandre nur die Schultern hoch:

"Dann wird Lorriand vielleicht im Bereiche der erſten Entſcheidungen liegen."

"Und Sie? Als Deutſcher gehören Sie doch auch in die Reihen derer, die Reich und Grenzen zu ſchützen haben."

"Ich habe nie gedient."

"Ich wollte nur, ich wäre jezt ein Mann. Freiwillig würde ich mich ſtellen."

Helene de Méandre ſtand aufrecht am Tiſche; ihr Geſicht war ſo ſahl, als wäre der letzte Blutstropfen daraus gewichen. Ihre Hände hielten ſich an der Tiſchkante feſt; dabei ſtarren ihre Augen auf den Gatten, als wollten ſie an ihn eine Frage richten.

Aber ſein Blick war dem ihren ausgewichen.

"Wir werden zunächſt abwarten müſſen, was noch geſchehen wird."

"Was kann noch kommen?"

"Wie Frankreich ſich entſcheiden wird."

"Und du?"

Nur die zwei Worte hatte Helene de Méandre ausgeſprochen.

"Ich bleibe auf Lorriand, denn das iſt meine Heimat."

"Angſt? Mir iſt es, als müßte etwas Furchtbares geſchehen, als drückte eine eiserne Hand mein Herz zuſammen, ſo weh tut es mir."

"Wie kannſt du ſo furchtſam ſein? Deutſchland iſt ſtark genug, um die Unverletzlichkeit ſeiner Grenzen zu wehren. Wenn die Feinde aber wirklich an einem Punkte eindringen ſollten, dann werden ſie auch wieder zurückgetrieben."

Helene de Méandre nickte.

"Du haſt den Glauben daran. Aber mir iſt es, als könnte nur ein Ende mit Schrecken hereinbrechen."

"Warum?"

"Ich kann es nicht ſagen."

"Krieg!"

Von der Tür her kam der Ruf.

Paul Renardier war es; ſein ſonſt etwas gelblich ſahles Geſicht war gerötet; er mußte in ſehr heftigem Laufe nach dem Schloſſe Lorriand gekommen ſein.

Da ſtreckte ſich die Geſtalt von Martha Rothenau; jezt ſah ſie in dieſem Manne noch mehr den Feind, der gegen Deutſchland von Haß erfüllt war. Deutſchlands Feinde mußten auch die ihren ſein.

Der hier erſchienen war, hatte ſchon zu deutlich geſprochen.

Martha Rothenau antwortete ihm:

"So hat Frankreich auch gewagt, die Königsſöldner zu vertheidigen?"

"Frankreich will ſeine verlorenen Kinder retten."

"Das ſind Phraſen! Neun Zehntel — mehr vielleicht noch — tragen in Elſaß und Lothringen nicht das geringſte Verlangen nach einer Wiederkehr der franzöſiſchen Herrſchaft. Nur ein paar unzu-

riedene Schreier lärmten, solche, die Frankreich auch nicht aufnehmen möchte."

"Ihr Stolz wagt immer noch viel. Ich aber weiß bereits, daß auch England den Bündnisvertrag halten wird. Was dann?"

"Dann hat das Krämervolk eben einen Rechenfehler begangen."

"Der Stolz von Martha Rothenau beugt sich nicht."

"Ich weiß, daß bereits alle französischen Truppen nach Lothringen gelenkt werden, daß Rußland schon die Grenzen besetzt hat."

"So rasch? Dann konnten diese Feinde nur den Krieg schon längst gewollt haben."

"Ja! Um Deutschland zu demütigen."

"Und Sie wagen es mit solchen Urteilen, auf deutschem Boden zu bleiben? Deutsch ist der Boden noch!"

"Da lachte Paul Renardier:

"Wie lange?"

"Jetzt sprechen Sie wie ein Landesverräter. Solche Ansichten dürfen innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzen nicht laut werden. Ich würde Ihnen den Weg aus diesen Mauern hinausweisen!"

"Noch ist Lothringen deutsch!"

Da zog Raoul de Méandre die Schultern hoch, während ein höhrendes Lächeln um die Lippen von Paul Renardier spielte.

"So denken Sie wie jener dort?"

"Ich bleibe auf meiner Scholle. Und ich werde mich allen unabänderlichen Tatsachen fügen. Hören Sie selbst? Das kann nur das Traben von Pferden sein, von Reiterabteilungen, die Fühlung mit dem Gegner suchen. Wissen Sie, ob es deutsche oder französische Reiter sind?"

"Deutsche!" antwortete Martha Rothenau mit leuchtenden Augen.

"Französische Kavallerie wurde gestern schon an der Grenze gesammelt."

"Ich weiß nichts! Jedenfalls kann ich mich nur dem fügen, was eben unabänderlich ist."

Da waren schon die Fenster aufgerissen worden.

Eine Reiterabteilung von etwa hundert Mann sprengte in den Schlosshof von Lorriand herein; die meisten waren schon von den Pferden abgelesen.

Französische Dragoner waren es.



Deutscher Erkundungszug auf einer Bahnlinie vor Arras.

Ein flammender Zorn sprach aus Martha Rothenau; aber Renardier hatte darauf nur ein Lächeln:

"Sie vergessen, daß hier ein anderer zu bestimmen hat und daß gar bald die Tricolore auf dem Schlosse Lorriand flattern wird."

"Selene! Läßt du deine Heimat so beschimpfen? Bist du nicht auch eine Deutsche?"

"Was geht hier vor?"

Raoul de Méandre war unbemerkt in das Zimmer eingetreten. Seine Augen streiften Renardier und Martha Rothenau.

Renardier zog nur die Schultern hoch.

Aber Martha Rothenau konnte nicht schweigen:

"Er wagt Deutschland zu beschimpfen; er ist ein Feind unseres Vaterlandes!"

"Was ist in diesen Stunden unser Vaterland? Ich habe eben Depeschen erhalten, daß der Krieg zwischen Deutschland, Frankreich und Rußland erklärt wurde, daß sich aber England und auch Belgien noch anschließen werden."

"Vive la France!"

Wiederum war es Renardier.

"Ist der Ruf keine Beschimpfung, wenn er auf deutschem Boden fällt?"

"Auf deutschem Boden? Schneller vielleicht als wir es vermuten ist dies französischer Boden; der Würfel des Schicksals kann so und auch anders fallen."

"Sagte ich es nicht? Vive la France, vive l'Alsace-Lorraine."

Stumm hörte es Martha Rothenau mit an; aber ihre Hände ballten sich zu Fäusten, und ihre Brauen schoben sich dicht zusammen. Das konnte nur beim Anfang sein!

Da mochten französische Dragoner in den Schlosshof von Lorriand reiten.

Aber dann — später!

Martha Rothenau glaubte an eine andere Zukunft. So schwieg sie trotzig und hoffte nur auf den Tag der Befreiung, der nicht allzu fern sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Gewisse geschäftige Naturen halten jede Art von Beschaulichkeit für Trägheit; denn sie erkennen nur die sichtbare, nicht aber auch die unsichtbare Welt an. Sie haben keine Ahnung davon, daß es unsichtbare Taten gibt, die eine weit fruchtbarere Wirkung haben können, als aller äußere Fleiß und alle zur Gewohnheit gewordene Betriebsamkeit.

Meine drei Jungen und die Kriegszeit.

Skizze von

E. von Rafinsky-Merzenich.

(Nachdruck verboten.)

Sie hat wohl in jedes Menschenleben einen ganz neuen unerwarteten Einschlag gebracht. Die Wirkung auf meine Jungen war verblüffend.

Von der allgemeinen Begeisterung will ich hier ganz absehen, nur kindliche Tatsachen, die ich erlebt und die wohl jede Mutter jetzt beobachten kann, will ich erzählen. Das erste Zeichen persönlichster Zugehörigkeit zum Weltendrama war, daß sie wild durcheinander schrien: „Wir gehen mit in den Krieg!“ Am liebsten wären sie gleich losgerannt. Langsam kam die Überzeugung nachgehinkt, die Frage, ob man sie nehmen würde — ob sie alt genug seien.

Für Hans, den Ältesten, bestand weiter kein Zweifel, daß er

Ja und nun kam bald die erste bittere Enttäuschung! Der Brustumfang hätte bei den beiden Ältesten genügt, aber das Alter. „Siebzehn Jahre muß man sein“, sagte Hans sehr niedergeschlagen!

Das Zimmer der Jungen trägt einen total veränderten Charakter. Auf dem Tisch ist eine Karte von Europa aufgespannt. Kleine Papierfähnchen mit den deutschen, österreichischen, russischen, französischen usw. Farben sind darauf festgesteckt und bezeichnen die Stellungen der verschiedenen Nationen. Mit welchem Jubel die deutsche Fahne nach Antwerpen gesteckt wurde, ist unbeschreiblich. Nach der genauen Berechnung meiner Jungen sind wir in spätestens acht Tagen in Paris!

Jeden Nachmittag werden große Versammlungen abgehalten und Schlachten geliefert. Neulich kam die „Lederhos“ empört zu mir: er hätte absolut keine Lust mehr, immer Müsse oder Fran- zose zu spielen. Nur Dresche zu bekommen, mache auf die Dauer auch nicht glücklich.



Deutsche Soldaten nehmen ihre Maschinengewehre auf dem Rücken mit ins Quartier, um sie bei einem Ueberfall bei der Hand zu haben.

unbedingt militärtauglich sei. Er mit seinen 16 Jahren hatte jedes Recht, sich als Vaterlandsverteidiger zu fühlen.

Mit den beiden anderen lag der Fall schon bedeutend schwieriger. „Mit 14 Jahren ist man noch zu jung“, meinte Hans überlegen, „aber wenn du das richtige Militärmaß hast, nehmen sie dich vielleicht auch, Ernst.“

„Und mich,“ schrie Joachim — auch die Lederhos genannt —, „ich soll wohl zu Hause sitzen? Nichts zu machen, ich gehe auch mit! Als ob man mit zehn Jahren noch ein Kind wär! Ich kann Patronen herbeischleppen oder für Wasser sorgen, wenn Ihr Durst habt!“

Unterdessen hatte Ernst sein Hemd ausgezogen und ließ sich von Hans den Brustumfang messen. Er atmete tief, sehr tief, um durch diese Prozedur möglichst an Brustweite zu gewinnen. Mit krebsrotem Kopf stand er da und wartete wie ein zum Tode Verurteilter auf den Ausspruch des Richters. „Viel fehlt nicht,“ konstatierte Hans, „aber in solchen Zeiten werden es die Vorgesetzten überhaupt nicht so genau nehmen. Du bist ja sonst ein gesunder, stämmiger Kerl,“ sagte er noch gönnerhaft.

Ich wurde einfach übersehen; daß ich doch schließlich und endlich auch noch ein Wörtchen mitzureden hatte, kam gar nicht in Betracht.

Eine große, ungeahnte Rolle spielen die Federbetten bei den Schlachten! Sie sind mit arger List oben an die Decke gebunden und schweben als Zeppeline sehr materisch und wirkungsvoll über dem Schlachtengetümmel! Hin und wieder faust ein Fußball, der eine Bombe markiert, mitten unter die Feinde. Hurras und Trompetensignale ertönen unaufhörlich. Manchmal will mir der Lärm zu viel werden, dann hab ich aber doch nicht das Herz, diese Kriegsbegeisterung zu dämpfen. Zumal wir immer siegen!

Gestern hörte ich die helle Stimme des Bierzehnjährigen. Ich war neugierig und öffnete ein wenig die Tür zum Kinderzimmer. Da bot sich mir ein lohnender Anblick. Ernst stand in der magischen Beleuchtung einer Kerze, die wahrscheinlich ein Wachtfeuer darstellen sollte. Ein Lobenumhang war äußerst materisch um seine Schultern geworfen, und die Kameraden sahen mit Begeisterung zu ihm auf. Er fühlte sich als Freiheitsdichter, ein zweiter Körner, und mit viel Überzeugung und Betonung deklamierte er:

Wir lassen uns nicht unterkriegen,

Wir siegen!

Herbei, ihr Feinde all, ihr freschen,

Wir d r e s c h e n!

Zhr Gegner all sollt unterliegen,
Wir fliegen!
Wir kämpfen um gerechte Sachen,
Wir lachen!
In uns ist frohes, mut'ges Klingen,
Wir singen!
Russen, Franzosen, Engländer, Serben,
Wir erben!
Antwerpen ist zertrömmert,
Gewonnen!
Was kämpft ihr gegen uns? Welch Spott!
Wir sind „Mit Gott!“

Der Dichter wurde laut bejubelt, und nun mußte jeder irgend-
etwas Selbst-Verfaßtes vortragen. Das Zimmer war eingehüllt
in Rauch, die tapferen Krieger qualmten nämlich ein Kraut, das
auf viel Blut schließen ließ. —

Bei Tisch hat sich auch eine totale Umwälzung der Begriffe
vollzogen. Früher gab es oft einmal schöne Bemerkungen über
das Hirn und Wider der aufgetragenen Speisen. Jetzt heißt die
Lösung „Kriegszeit“, und ohne Mäkeln wird alles gegessen.
Daß man so einfach leben kann, das hätten selbst wir Erwachsenen
nicht für möglich gehalten. Sogar Badobst mit Klößen, die noch
vor wenig Wochen auf allgemeine, arge Verständnislosigkeiten
stießen, werden heute mit Behagen verzehrt. Kamen sonst Klöße

Madeleine.

Eine Feldzugs-geschichte von D. Cottonius
(Nachdruck verboten.)

Wir waren Nachbarfinder, Alters- und Schulgenossen und
Freunde, so lange wir denken konnten. Derselbe Tag hatte uns
in die geweihten Räume des Gymnasiums geführt und an einem
Tage machten wir beide das Notum entenezamen, das er freilich
sursum cum laude, ich nur „so, so, lala!“ wie unser alter Direktor
meinte, bestand. Und alles, was zwischen diesen beiden Polen,
Ende und Anfang der Schülerzeit, lag, der Jugend Lust und
Leid, hatten wir zusammen als gute Kameraden getragen. So
kam es, daß man in der guten Stadt K., unserer Vaterstadt,
uns frühzeitig Kaffor und Kolluz taufte und verwundert, wenn
einer allein erschien, ihn fragte, wo der andere sei. Wir gehörten
zusammen nach der Leute und unserer eigenen Überzeugung.

Als wir der Schule Palet gesagt hatten, hieß es: Was wollt
ihr werden? Denn — daß wir beide auch denselben Beruf wählen
würden, stand ohne Erörterung fest. Wir wählten das Studium
der Philologie, er das Gebiet der Geschichte, ich das der alten
Sprachen. Zuvor aber wollten wir unserer Militärpflicht ge-
nügen und traten als Einjährig-Freiwillige ins Rische Regiment,
das in unserer Vaterstadt garnisonierte. Das alte Bild: wir



Gelandete deutsche Matrosen mit Maschinengewehren in Memel.

mit Badobst auf den Tisch, da gab es lange Gesichter, ein Volks-
gemurmel entstand und vorwurfsvoll erklang es: „schon wieder!“
Nebenbei bemerkt hatten wir höchstens alle vier Wochen einmal
diesen Götterchmaus. Ich veruchte dann mit allen erlaubten
Mitteln, den Jungen die Klöße begehrenswert zu machen, ich
sagte mit dem Brustton der tiefsten Überzeugung: „Klöße mit
Badobst geben Blut, wißt Ihr das denn nicht?“

Philosophisch und herzlos bekam ich dann zur Antwort:
„Dann lieber ein bißchen weniger Blut!“

Die Jungen behaupten, daß sie in dieser Zeit einfach nichts
Gutes essen könnten! Sie müßten dann an ganz arme Leute
denken, die vielleicht nicht mal das Notwendigste hätten, und dann
müßte ihnen ja der Bissen im Munde bitter werden.

Dieser Krieg fördert überhaupt charakterliche Anlagen zutage,
die keiner ahnte. Die Federhos hat den größten Respekt vor der
eventuellen Hungerszeit, die ja allerdings niemals kommen wird.
Als letzte Rettung hat er mir ironisch seine we ßen Mäuse in Aus-
sicht gestellt, die sich trotz der ernsten Zeiten munter vermehren.
Wir nennen sie scherzhaft nur noch die „eiserne Ration!“ Ich
sehe mir die Dingerchen ruhig an, denn wir wissen alle, sie wer-
den den Krieg überdauern — und wenn wir siegen — und wir
werden ja siegen! — kriegt jede Maus ein schwarz-weiß-rotes
Schleifen.

standen zusammen in Reih und Glied und trugen auch hier Leid
und Freud, wie sie „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ uns
zeigte. Und weil mein Freund Müller hieß, so machte der Herr
Feldwebel in einer besonders erleuchteten Stunde den Witz,
uns „Müller und Schulze“ zu taufen, was den dröhnenden Bei-
fall der ganzen Kompagnie fand und allgemein akzeptiert wurde.
Auch von uns — warum auch nicht? Ob Kaffor und Kolluz —
ob Müller und Schulze, gemeint war das nämliche und gegen die
Richtigkeit ließ sich nichts einwenden. So traf uns das große
Jahr 1914, die schmählige Herausforderung des Dreiverbandes
an unser Vaterland, die große, gewaltige Begeisterung, die durch
die ganze deutsche Nation hinflammte. Auch unsere jugendlichen
Herzen erglühten in freudigem Stolz, daß wir mitkaten durften
und konnten. Noch sehe ich des Fremdes edles Gesicht in reiner
Begeisterung strahlen. „So, mein Junge, nun wollen wir helfen,
Geschichte machen, und dann wollen wir sie schreiben!“ rief er
und die guten, freundlichen Augen bligten in edlem Feuer.

Wir zogen hinaus und standen in dem mörderischen Gefecht
bei Saarburg zum ersten Male im Feuer. Der Tod hielt seine
grausige Grute um uns herum, wir blieben verschont und abends
lagen wir uns, weinend vor Freude ob des gewonnenen Sieges,
in den Armen. Dann ging es nach Frankreich hinein. Wochenlang
standen und lagen wir auf Vorpösten und in den Schützengräben.
Dunger und Durst, Entbehrungen und Strapazen, Abenteuer

und Gefahren trugen wir zusammen, und wenn uns Fror, drängte einer sich nur um so enger an den andern. Es war genau, wie im Uhländischen Liede:

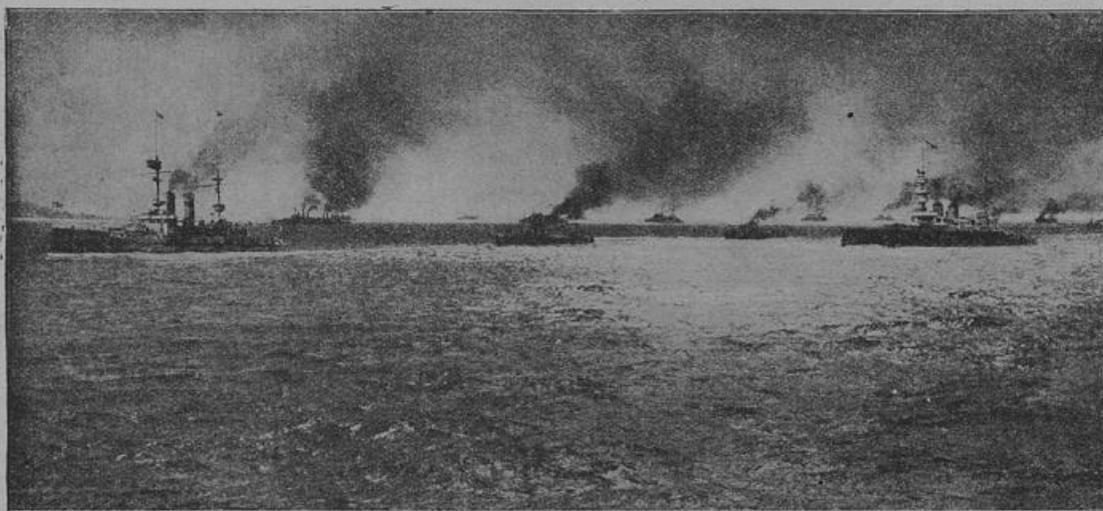
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite,
Im gleichen Schritt und Tritt.“

Unser Standort war ein Städtchen an der Risle. Edgar Müller und ich hatten hier ein Quartier bei Wirtsleuten — ein großer Vorzug, um den uns die Kameraden beneideten, denn wenn auch von den armen Leuten in der Regel wenig oder gar nichts zu holen war, so gab doch schon ihre Anwesenheit dem Quartier einen Anstrich von Wohllichkeit und eine Art Familienleben, das der deutsche Soldat, auch im Felde, so gerne hat. Unser Quartiergeber Pierre Nielot war vielleicht nur deshalb nicht dem Beispiele der meisten seiner Landsleute gefolgt und nach Paris geflüchtet, weil er zu arm war, die Kosten des Umzuges für sich, die Frau und sechs Kinder zu bestreiten. Sechs Kinder! eine Seltenheit in Frankreich, und was für Kinder! Wie die Orgelpfeifen, und eins immer hübscher, als das andere, aber Madelaine, die älteste, war doch die Krone! Welch ein Mädchen, diese Kleine von siebzehn Jahren, mit den langen, dicken, blauschwarzen Zöpfen, die sich wie ein Diadem um ihr Haupt legten, mit dem Gesichte wie Milch und Blut und den großen, schwarzen Augen, die vor dem wohl heiter und jugendfroh in die Welt geschaut haben

lose Matrosen oder vielmehr deren Fragmente fanden wir in einem anderen Hause der nämlichen Straße, und das Kochen und das Zubereiten der uns gelieferten Lebensmittel übernahm, nachdem sie den ersten Schreden überwunden, bereitwillig Madeleine. Ich darfs wohl bekennen, daß die nächsten vierzehn Tage die Familie, so sehr auch Madeleine sich kränkte, von unserem Tische mitaß und lebte, denn sie hatten absolut nichts, die Armen, als Kartoffeln und Apfel. Einmal besuchte auf unsere Bitten unser Regimentsarzt die Kranke.

„Die Frau hat die Schwindsucht“, erklärte er beim Fortgehen, „aber wenn sie heut oder morgen stirbt, ist nicht die Krankheit, sondern Entkräftung schuld. Sie muß viel gehungert haben!“

Monsieur Pierre trug, wie das nationale, so sein häusliches Unglück mit dem stumpfen Gleichmut des dem Alkohol Verfallenen. Er war nicht viel zu Hause, er hatte ein Amt, ein sehr gewichtiges Amt, er war in diesen vielbewegten Zeiten vom simplen Tagelöhner zum städtlichen Laternenanzünder avanciert. Aber ob man ihn für sein sorgvolles Amt nicht besoldete, oder ob, was wahrscheinlicher ist, er seine Einkünfte dem Absinth opferte: nach Hause hat er in der Zeit unserer Anwesenheit keinen Sou gebracht, das kann ich bezeugen. Wenn Madeleine nicht gewesen wäre, hätte die Familie buchstäblich vor Mangel umkommen müssen. Nicht nur, daß sie die Wirtschaft besorgte, die kleinen Geschwister reinlich und ordentlich hielt, die reizbare Kranke pflegte und für uns beide die Hausmutter machte: in den Nachtstunden wusch sie für die deutschen Soldaten und besserte deren Wäsche aus, um einige Sous zu verdienen. Daß wir um sie w'



Die Dardanellen-Flotte.

mochten, nun ach! so traurig, so tieftraurig uns anblickten! Sie hatte wohl Grund, traurig zu sein.

Als wir am ersten Tage unserer Einquartierung die steile, enge Treppe zu ihrer Wohnung hinaufgepolkelt kamen, trat sie uns mit allen Zeichen der Angst und des Erschreckens auf dem schönen Gesichte und mit bittend gefalteten Händen entgegen. Ich hatte ihr mit meinem schönsten Französisch das Quartierbillet überreicht und dann im Soldatenübermut eine galante Huldigung gewagt. Wie sie mich anblickte und wie ihr das: O mon Dieu aus dem angstvollen Herzen über die bleichen Lippen zitterte! Dann hatte sie statt aller Gegenrede die Tür geöffnet und uns einen Blick in das Zimmer tun lassen. Mein Gott! Da lag auf ämlichen, aber sauberem Lager eine Frau, der die Schwindsucht auf dem bageren Gesichte und in den glänzenden Augen deutlich geschrieben stand, und starrte uns ängstlich entgegen, da standen fünf Kinder von 14—4 Jahren am Lager, der Mutter und drängten sich, wie die Küchlein an die Henne, wenn der Habicht in der Luft ist. Wir wären wohl still davongegangen und hätten uns lieber ein Quartier in den vielen leerstehenden Häusern bei den Kameraden gesucht, wenn uns Mitleid und — die Schönheit Madeleines nicht zurückgehalten hätte. Zum Überflus kam auch in diesem Augenblick Herr Pierre Nielot nach Hause und lud uns mit wortreicher Höflichkeit zum Eintritt ein. Zwar war die Zunge etwas schwer und der Absinthgeruch, den er verbreitete, zeugte, — daß des Teufels Lieblingsgetränk im Orte noch nicht ausgegangen war, aber er meinte es gut, er hatte nichts gegen die Prussiens, und der Krieg sei „un malheur pour vous et pour nous.“

So blieben wir und frohen in eine leerstehende Dachkammer, wo wir unter Madeleines Beihilfe und Vater Nielot's Redeschwall uns, so gut es ging, häuslich einrichteten. Ein paar herren-

eine Heilige herumgingen und auch alle Rohheit fremder Kameraden, die Wäsche brachten und holten, von ihr fernhielten, verfiel sich von selbst. Und dazu hatte sie noch einen andern Kummer, der sie der Mutter wegen doppelt schwer drückte.

Ihr ältester Bruder, der Mutter Liebling, der Antoine, der in Toul bei der Kavallerie gestanden, war seit Monaten verschollen. Sie wußten nicht, ob er gefallen, an einer Krankheit gestorben oder ob er nur verwundet oder in Deutschland Kriegsgefangen sei. Das vertraute sie uns kummervoll, als wir bekannter geworden waren und ihre Scheu vor den „Prussiens“ sich gelegt, ja sich in schwesternliche Vertraulichkeit verwandelt hatte.

(Schluß folgt.)

Unsere Bilder.

Kapitänleutnant P. Thierfelder, der Kommandant des Hilfskreuzers „Kronprinz Wilhelm“. Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ ist, um Reparaturen vorzunehmen und seine Lebensmittelvorräte zu ergänzen, in Newport News eingetroffen, demselben nordamerikanischen Hafen, in dem auch der „Prinz Eitel-Friedrich“ vor Anker ging und vor kurzem interniert wurde. Der „Kronprinz Wilhelm“, dem während seiner Tätigkeit als Hilfskreuzer eine beträchtliche Anzahl feindlicher Handelsschiffe zum Opfer fiel, gehörte vor Kriegsausbruch dem Norddeutschen Lloyd und war einer der Schnell dampfer, die hauptsächlich dem Verkehr mit Nordamerika dienten. Der Hilfskreuzer wird von Kapitänleutnant Paul Thierfelder befehligt, der früher eine Zeitlang Navigationsoffizier auf der „Bremen“ und dann auf der „Karlsruhe“ war.



Sprüche.

Ihr sollt in Angst und Sorge nicht vergehn, euch bleib bei allem Werk der Sinn bewußt, des Lebens Grund und Geist.

Erfolg ist das Kind der Kühnheit.
Beaconsfield.

Künstliches Tageslicht.

Das Bestreben, dem Kunstlicht möglichst daselbe Aussehen und die gleiche Farbe wie dem natürlichen, zerstreuten Tageslicht zu geben, ist in neuester Zeit in den Vordergrund der Bemühungen der Beleuchtungstechniker getreten, und man hörte mehrfach von elektrischen und Gasglühlichtern, welche diese Eigenschaften in besonderem Maße haben sollten, von leuchtenden, verdünnten Gasen in evakuierten Glasröhren, und neben diesen auch von Versuchen, mittels gefärbter besonderer Filter oder Beimengung chemischer Substanzen zu Glühlichtern tageslichtähnliche Wirkungen zu erzielen. Nicht nur die angenehme Farbe des Tageslichtes und dessen vollkommene Zerstreung, welche es bewirkt, daß das Leuchten, gleiche Raumverhältnisse vorausgesetzt, überall gleich ist, welche der normalen farbigen Erscheinung zugrunde gelegt wird, machen das Bestreben zu einem voll gerechtfertigten. Ist es doch allgemein bekannt, welche oft geradezu störenden Veränderungen zum Beispiel farbige Gegenstände, etwa kunstgewerbliche Erzeugnisse oder Gemälde, bei Beleuchtung mit künstlichem Licht erleiden, welches gegenwärtig bei allen gebräuchlichen Lampen durchweg viel zu rot im Vergleich zum Sonnenlicht ist. Wie die „Umschau“ berichtet, soll der amerikanische Physiker Dr. S. Jves eine Lichtquelle erfunden haben, welche von der natürlichen nur durch ihre Stetigkeit verschieden ist und keine verschiedenen Helligkeitsstufen zeigt. In einem quaderförmigen Glaskasten ist an der Decke ein kuppelförmiger Ausbau angebracht, in dem eine gewöhnliche Gasglühlichtlampe hängt; ihr Licht wird nach unten reflektiert, muß aber auf dem Wege durch zwei Lichtfilter gehen, die alle jene Farbenstrahlen zurückhalten, die im natürlichen Tageslicht fehlen. Das eine besteht aus Glas von grünlicher Farbe und das zweite aus purpurroter Gelatine. Die Farbstoffe dieser Lichtfilter sind unveränderlich. Dieses künstliche Tageslicht würde auf den verschiedensten Gebieten zur Anwendung kommen können.

Hoffmann v. Fallersleben über die Franzosen. Hoffmann v. Fallersleben, der

Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles“, kam nach einer unerquicklichen Bibliotheksaffäre in Breslau am 8. Juli 1839 nach einer 54stündigen Fahrt in Paris an. Es hat ihm dort nicht recht gefallen. Er berichtet in seinen Aufzeichnungen und Erinnerungen im Jahre 1868: „Die angenehme Erinnerung an Paris, als ich Anfang August es verließ, war immer noch für mich, wenn wir Deutschen unter uns

merherr, der von Freiburg i. B. nach dem südlichen Frankreich zu überfiedeln gedachte und wenig erbaut von seiner Erkundigungsfahrt zurückkehrte, in folgender Weise meine Ansichten über die Franzosen kund: Die Franzosen sind als Volk sowie in ihrer Einzelheit egoistisch. Sie möchten der Welt als ein Volk erscheinen, welches an der Spitze der Zivilisation der Menschheit steht, und doch fehlen ihnen die notwendigen Bil-

dungsmittel, dahin zu gelangen; unter Hunderten kam oft kaum die Hälfte lesen und schreiben. Sie sind unfähig, irgendeine fremde Eigentümlichkeit zu erfassen, geschweige sich in dieselbe einzuleben; sie sind unbeständig, neuerungsfüchtig in Politik, Kunst, Wissenschaft und immer kriegerisch gestimmt. Das sagt ihnen schon Cäsar. . . So war es früher, so ist es heute und wird immer so bleiben! Der Franzose ist leichtsinnig in religiösen Dingen, er ist eitel. Er kennt das deutsche Heimweh nicht. Er hat nicht einmal ein Wort dafür und begnügt sich mit „le heimve“. Das Höchste ist für den großen Haufen la Gloire, für den Epicier und Duvrier la Rente, für den Studenten la Grisette und für den Gelehrten Membre de l'Académie royale des Sciences.“ Wie wenig Sympathien Hoffmann v. Fallersleben für die Engländer hatte, geht daraus hervor, daß er im Jahre 1846 ein Büchlein „Die Engländer am Rhein“ mit 36 Wüßern von Düsseldorf für Künstler he. ausgeben wollte, worin er die Engländer karikierte. Er fand keinen Verleger. Das Manuskript ruht irgendwo, wahrscheinlich im Nachlaß seines Freundes Johne in Düsseldorf.

Am Stammtisch. „No, wanns hätt sein müssen, da wär ich auch mit in Krieg zogen!“ — „Aber da hätten's vorher Ihr Nasenfeld grau streichen lassen müssen.“

Aus der Geschichtsstunde. Professor: „Was würde die Folge sein, wenn Rußland, wie es wünscht, seine Faust auf die Dardanellen legte?“ — Schüler: „Die Faust würde naß.“

Rästel.

Die Erste ist höchst unentbehrlich,
Vergan die Zweite oft beschwerlich,
Und — durch Versekung wird's erklärlich,
Das Ganze heilsam und gefährlich.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:

Luchs, Lugs.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Dresden (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Kornen, Essen (Ruhr).



Ein Schützengraben mit eingebauter „herrschaftlicher Villa“.

waren im Palais Royal. Solange ich noch in Frankreich weilte, fühlte ich mich sehr allein, ich suchte mich durch Dichten zu trösten, und so entstand mein Lied:

Wie sehn' ich mich nach deinen Bergen wieder,
Nach deinen Schatten, deinem Sonnen-
schein!
Nach deutschen Herzen voller Sang und
Lieber,
Nach deutschem Freud' und Lust, nach
deutschem Wein!

In der engen Politische von Lyon nach Genf gab ich meinem Reisegefährten, einem Herrn von Hopfgarten, preussischer Kam-

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



AD

Nr. 20

Sonntag, den 16. Mai

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Blau.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

VII.

Die Franzosen waren auf Schloß Lorriand; gewaltige Truppenmassen waren in diesen Tagen durchgezogen, Kavallerie, Infanterie, Pioniere mit ihren Wagen, Artillerie; es war als sollte ein unermesslicher Menschenstrom über Deutschland wälzen.

Mit jedem Tage hatten andere Abteilungen in Lorriand Quartier genommen.

Wie war es nur möglich gewesen, daß Frankreich so rasch derartige Truppenmassen über die Grenzen werfen konnte? Das war doch nur möglich, wenn dazu schon die notwendigen Vorbereitungen getroffen worden waren.

Aber dann mußte Frankreich schon gewußt haben, daß die Entscheidung nur Krieg bedeuten würde. Dann war weder bei Frankreich noch bei Rußland der Wille zu einer friedlichen Lösung gewesen. Dann hatten diese den Krieg gewollt.

Nur so konnte Martha Nothenau eine Erklärung dafür finden, daß so rasch eine fertige Armee über die Grenzen ziehen konnte. Da sie selbst die französische Sprache vollständig beherrschte, so hatte sie einmal gehört, daß unter den durchziehenden Truppen auch einige Mesereregimenter waren. Diese aber konnten nur dann so weit formiert sein, wenn sie schon viele Tage vor der eigentlichen Kriegserklärung zusammengestellt worden waren.

Wie in einem Hinterhalt war Deutschland also gelockt worden, stets verträubelt mit Friedensbeteuerungen, während heimlich von allen feindlichen Seiten für den Krieg gerüstet worden war.

Das hatte Martha Nothenau aus dem erkennen müssen, was sie gesehen hatte.

Und die Deutschen?

Es drangen wohl diese und jene Nachrichten durch, die von Gefechten zu erzählen wußten, von einem Vorpostengeplänkel, von kleinen Angriffen der Patrouillen, aber sonst waren die deutschen Truppen immer zurückgewichen und einer entscheidenden Schlacht aus dem Wege gegangen.

Deshalb jubelten die durchziehenden Soldaten: „A Berlin, a Berlin!“

Wenn die Deutschen immer so zurückgingen, dann konnte

in sechs Wochen der Sturmstich in Berlin erfolgen, das die französische Armee dann noch vor der hereinflutenden russischen Heeresmacht erreichte.

So träumten und hofften die Franzosen.

Das alles aber sah Martha Nothenau mit aufeinandergepreßten Lippen und mit geballten Fäusten.

Deutschland war überfallen worden.

Deutschland hatte seine Truppen nicht so rasch sammeln können, da es bis zur letzten Stunde den Beteuerungen zum Frieden geglaubt hatte.

Aber dann wehe dir französisches Volk, wenn der deutsche Jürginn



Die Kavallerie im Schützengraben. Mannen auf Beobachtungsposten.

zum Schlage die Faust erhob!

So träumte Martha Nothenau, wenn sie nun wachend in ihrem Schlafzimmer lag und wenn der Lärm der einquartierten französischen Soldaten bis in ihr Zimmer drang. Wie schrien diese schrillen Stimmen!

Deutschland wollten sie vernichten, der Kaiser sollte an einem Galgen hängen —

Das war das Kulturvolk, das über Deutschland spottete. Und im Bette ballten sich wieder die Fäuste von Martha Nothenau.

Das Bild des toten Marquis Georges de Lorriand schaute wie immer durch den halbgeschlossenen Vorhang des Korridorfensters; es zeigte das gleiche bewegungslose Antlitz und war nie mehr aus dem Rahmen des Bildes herausgestiegen.

Martha Nothenau dachte gar nicht mehr daran. Auf Vorrriand war nun wieder ein anderes Gespenst:

Die Franzosen!

Da repte sich der Marquis im Mantel nicht mehr. Fast hätte ihn Martha Nothenau vergessen können. Warum stieg er jetzt nicht aus dem Rahmen seines Bildes heraus und vertrieb diese ungeliebten Gäste?

Aber Martha Nothenau vergaß vollends, daß der Marquis Georges de Vorrriand selbst ein Franzose gewesen war und diesen gewiß nicht feindlich gesinnt sein konnte.

Nein, diese scheinbare Gespenstererscheinung hatte für Martha Nothenau jede Bedeutung verloren, seit auf dem Turme des Schlosses Vorrriand die Triflore im Winde flatterte.

Die Triflore auf deutschem Boden!

Für sie blieb es deutscher Boden, wenn auch französische Truppen eingebunden waren.

Sie konnte nicht von der gleichen Teilnahmslosigkeit sein wie Raoul de Mélandre.

Daß der alte, gelähmte Marcel de Mélandre in diesen Tagen die Marcellaise summt, das verstand sie, denn er sah die bunten Uniformen, unter denen er einst selbst gekämpft hatte.

Aber Raoul de Mélandre hatte die Triflore gebuddelt. Er empfing auch alle einquartierten französischen Truppen mit der bei ihm gewohnten Ruhe. Er tat, was von ihm gefordert wurde, er behandelte die Offiziere wie Gäste, war auch liebenswürdig, ohne aber nur einmal mit in den Enthusiasmus einzustimmen, der sich laut gebärdete.

Auf welcher

Seite stand Raoul de Mélandre?

War er zu klug, um sich zu ver-raten, oder war es nur Feigheit, die ausweichen wollte.

Nein! Feig

war Raoul de Mélandre am wenigsten. War er denn ein Anhänger der

Franzosen, weil er gab, was gefordert wurde, weil er für

alle liebenswür-dige, höfliche Wor-te auf den Lippen

hatte? Aber wenn er deutsch dachte,

warum hatte er damals Paul Ne-nardier gebuddelt?

Martha No-thenau hatte sich zuweilen in ihrem

Zimmer einge-schlossen, um den französischen Sol-daten nicht be-gnügen zu müssen

und um nicht ant-worten zu müssen, wenn sie gefragt wurde.

Sie hätte die geballten Fäuste nicht unterdrücken können. Helene de Mélandre verhielt sich still; sie tat, was gefordert wurde; sie hätte auch nicht anders handeln können.

Franzosen waren auf Vorrriand.

Da war es wohl nicht zu hindern, daß die Triflore auf dem Turme wehte.

Aber Martha Nothenau empfand es wie einen stechenden Schmerz, so oft sie es sehen mußte. Allein sie konnte es nicht ändern, — die Franzosen waren da, wie es manche der Unzufriedenen erträumt hatten.

Und nun?

Eine Antwort darauf brachte der Kutscher, der einmal ein paar Offiziere nach der nächsten kleinen Stadt hatte bringen müssen, die ebenfalls schon von französischen Truppen besetzt worden war.

Martha Nothenau hatte ihn gerufen.

Sie wollte doch etwas hören, von den Deutschen; es gelangte ja kein Brief und keine Zeitung mehr nach Vorrriand. Und die Franzosen standen immer noch auf deutschem Boden.

„Ja, von den Deutschen weiß ich nicht viel; diese sind zurück und sollen sogar Saarburg geräumt haben. Die Franzosen wissen auch davon, daß die deutschen Heere in Belgien vor Lüttich eine große Niederlage erlitten haben. Fünfzigtausend Deutsche sollen tot sein.“

„Das glaube ich nicht.“

„Ich möchte auch nicht gerade einen Eid darauf schwören, wenn mir ein Franzose etwas gesagt hat.“

„Und wie sieht es sonst aus in unserer Nähe?“

„Um! Ich kann nur sagen, was ich in ein paar Stunden in der Stadt sehen konnte. Die Franzosen haben die besten Kruppen gefunden. Und was Deutschen gehört hatte, das ist zerstört worden. Wenn es etwas zu verdienen gab, dann wurde gar nicht so sehr darauf geachtet, ob man im Hause eines Deutschen oder eines Lothringer war. Da habe ich selbst gesehen, wie am Markt-

plaz der Laden des Goldwarenhändlers Lafère, der ja am liebsten jeden Tag die Franzosen wieder hereingerufen hätte, geplündert worden war. Ein Soldat wollte an mich für zehn Franken eine goldene Uhr verkaufen. Ich habe auch Lafère gesehen, wie er von dem französischen General gekommen war, bei dem er sich beschwert hatte. Nach einem bestimmten Namen von einem der Plünderer hatte der französische General gefragt. Und da von diesem keiner seine Visitenkarte abgegeben hatte, so hatte Lafère auch keinen Namen angeben können, weshalb der General nur mit den Schultern geguckt und bebauert hatte, daß er dann nicht einschreiten könne. Nun möchte Lafère gerne wieder die deutschen Soldaten sehen. Ich bin ja ein einfacher Mann, aber ich dachte mir so, als ich das alles gehört und geschaut hatte, daß der letzte Elsäßer und Lothringer ein deutscher bleiben will, wenn die Franzosen einmal in sein Haus kommen.“

So hatte der Kutscher erzählt. Er wußte, daß er sich nicht zu fürchten brauchte, vor Martha Nothenau die Wahrheit zu sagen. So war es gekommen, wie es sich Martha Nothenau gedacht hatte.

Erst da der Feind ins Land gezogen war, lernten die Leute schätzen, wie viel sie Deutschland verdankten, und daß deutsche Gründlichkeit und militärische Erziehung solche Szenen, wie sie eben geschildert worden waren, nie zugelassen haben würde.

Nur eines hatte sie erschittert.

Die Deutschen sollten bereits... Saarburg preisgegeben haben.

Wann schlug er endlich zu, der deutsche Angreimm.

In die Niederlage bei Lüttich glaubte sie nicht; sie wollte nicht daran glauben, denn so rasch ließ sich das deutsche Volk nicht besiegen, das war ihre tiefste Überzeugung.

Da es in den Mittagsstunden im Park von Vorrriand am stillen

war, weil die Soldaten um diese Zeit von der Feldküche das Essen geliefert erhielten, so flüchtete sich Martha Nothenau um diese Stunde dorthin, um sich etwas zu zerstreuen, um von anderen Tagen zu träumen, an denen Deutschlands Sieg beginnen würde.

Eine alte Kastanienallee war es, die Martha Nothenau am meisten liebte.

Von der Allee aus konnte sie die vielen Zelte sehen, in denen die Truppen lagen, die schier endlosen Wagenkolonnen, die Bagage und Munition führten, sie sah die bunten Farben der französischen Uniformen.

Oben auf dem Turme von Vorrriand flatterte immer noch die Triflore.

„Wie lange noch?“ flüsterte Martha Nothenau vor sich hin. Sie sah auf der Etappenstraße, die nach dem kleinen Städtchen führte, Reiter, jagende Automobile, Radfahrer.

Nur diese alte Allee lag um diese Stunde still.

„Die schöne Deutsche! Hatte ich nicht recht, daß zu bald auf Vorrriand die Triflore wehen würde?“

Hinter einem breitkrönigen, alten Kastanienbaum war ein französischer Offizier hervorgetreten.

Aber sofort hatte Martha Nothenau trotz der Uniform auch das Gesicht erkannt.

Paul Renardier!

Als französischer Offizier! Das mochte er sein, der nie auch nur einen Funken deutschen Geistes gefühlt hatte.

Wie aber hatte er, der sich als einen Elsäßer, als einen Deutschen bezeichnet hatte, so rasch diese Uniform gewinnen können?



Imn Besuch des Feldmarschalls von Hindenburg in Lozen.

Der Kommandant der Feste Boyen, Oberst Wisse, flatter dem Feldmarschall eine Meldung ab.

war, weil die Soldaten um diese Zeit von der Feldküche das Essen geliefert erhielten, so flüchtete sich Martha Nothenau um diese Stunde dorthin, um sich etwas zu zerstreuen, um von anderen Tagen zu träumen, an denen Deutschlands Sieg beginnen würde.

Eine alte Kastanienallee war es, die Martha Nothenau am meisten liebte.

Von der Allee aus konnte sie die vielen Zelte sehen, in denen die Truppen lagen, die schier endlosen Wagenkolonnen, die Bagage und Munition führten, sie sah die bunten Farben der französischen Uniformen.

Oben auf dem Turme von Vorrriand flatterte immer noch die Triflore.

„Wie lange noch?“ flüsterte Martha Nothenau vor sich hin. Sie sah auf der Etappenstraße, die nach dem kleinen Städtchen führte, Reiter, jagende Automobile, Radfahrer.

Nur diese alte Allee lag um diese Stunde still.

„Die schöne Deutsche! Hatte ich nicht recht, daß zu bald auf Vorrriand die Triflore wehen würde?“

Hinter einem breitkrönigen, alten Kastanienbaum war ein französischer Offizier hervorgetreten.

Aber sofort hatte Martha Nothenau trotz der Uniform auch das Gesicht erkannt.

Paul Renardier!

Als französischer Offizier! Das mochte er sein, der nie auch nur einen Funken deutschen Geistes gefühlt hatte.

Wie aber hatte er, der sich als einen Elsäßer, als einen Deutschen bezeichnet hatte, so rasch diese Uniform gewinnen können?

„Sie werden erstaunt sein, mich so wiederzusehen?“
 „Allerdings! Ich hielt Sie für einen Deutschen.“
 „Das war ich nie! Ein Elsässer bin ich und gehöre zu Frankreich! Deshalb meldete ich mich freiwillig, um mein armes Elsass zu rächen.“

„Mit jenen, die dort nun plündern und zerstören, die wie Mordbrenner und Räuber in die reichen, deutschen Lande einfallen?“

„Oh, bereits wieder so flammend? Sie wissen, wie schön Sie das macht und deshalb tun Sie es. Da aber Frankreich als Sieger auf deutschem Boden steht, so könnte ich für solche frevelnde Worte Strafe fordern. Sie wissen, daß die Beute in jeder Form dem Sieger zufällt.“

„Dem Sieger? Glauben Sie an den Wahn, daß Deutschland von Frankreich besiegt werden kann? Niemals!“

„So! Saarburg ist französisch; über Mühlhausen rücken unsere Truppen bereits nach Straßburg. Die deutsche Armee ist vor Müttich vernichtet worden, und die Russen ziehen auf Königsberg.“

Martha Rothenau konnte nichts antworten. Sie schüttelte nur den Kopf; es war eben Deutschlands Tag noch nicht gekommen.

Sie hatte die Lippen zusammengepreßt; dann stieß sie mit aller Kraft gegen ihren Angreifer, der auf solche Gewalt wohl nicht vorbereitet gewesen war; er taumelte etwas zurück, und da er wieder zusprang, da traf sie ihn mit einem Faustschlag in das Gesicht, in die Augen.

Mit einem Fluch gab er sie frei.

Da rannte Martha Rothenau schon dem Schlosse zu.

Sie hörte hinter sich noch die schrille Stimme:

„Lauf nur, aber meiner Rache entkommst du trotzdem nicht! Nun gerade wirst du mein werden —“

Das andere verklang und verhallte.

VIII.

Martha Rothenau war fast atemlos in ihr Zimmer gekommen; hastig stieß sie noch den Türriegel vor, dann erst blieb sie stehen und atmete tief auf.

Siegesbeute!

So wollten diese feindlichen Heere durch Deutschland ziehen; deutscher Reichtum sollte dem gehören, der zuerst zuzugreifen verstand, wie es der Kutscher selbst gesehen hatte, und deutsche Frauen sollten ebenfalls dem gehören, der seine Stärke miß-



Sonntagsnachmittagspaziergang deutscher Soldaten durch das von den Russen vollständig zerstörte Dorf Janowo.

„Wollen Sie leugnen, was Sie ringsum sehen? Frankreichs Heere. Und Sie selbst ein Teil der Siegesbeute. Wissen Sie, daß Sie daher nicht mehr so spröde sein dürfen, wie Sie es bisher waren?“

Dabei war er ganz dicht zu Martha Rothenau hingetreten und umspannte mit seiner rechten Hand ihren Arm.

Martha Rothenau war stehengeblieben:

„Was wollen Sie?“

Ein Funkeln gleißelte in ihren Augen; sie kannte keine Furcht.

„Mir das nehmen, was dem Sieger gebührt. Deutsche Frauen und deutsche Mädchen müssen die Arme öffnen, wenn der Sieger es will. Das zu fordern ist das Recht des Starken.“

„So also sehen die Sieger aus, so handeln sie, wenn das Schicksal Frankreich günstig sein würde. Möge Gott mein Deutschland davor behüten!“

„Ist das so schlimm, wenn ich die trocknen Lippen bezwinde?“

„Nun, vor einem Einzelnen will ich mich selbst noch behüten.“

Da griff Paul Renardier noch mit der zweiten Hand zu, um die zierliche, schöne Mädchengestalt an sich zu reißen, um eine Liebstofung zu erzwingen, die er sonst nie hätte gewinnen können.

Martha Rothenau rief nicht um Hilfe. Wer hätte dies auch hören können? Vielleicht wären nur Soldaten gekommen, die noch lachend zugehört hätten.

Für alle diese wäre sie nur eine Deutsche gewesen, also Siegesbeute.

brauchte. So wollten sie französische Kultur nach Deutschland bringen, die mit klingenden Phrasen den Überfall entschuldigten. Die Drohungen von Paul Renardier klangen ihr in den Ohren nach.

Konnte sie seinen Drohungen entgehen?

Noch waren die Feinde die Stärkeren. Zuerst dachte Martha Rothenau an Flucht. Aber wohin? Überall waren schon die französischen Truppen einquartiert. Welches Schicksal erwartete sie erst, wenn sie anderen Soldaten in die Hände fiel? Die den Läden von Lafete geplündert hatten, würden vor ihr auch nicht zurückgeschreckt sein!

Was dann?

Paul Renardier konnte jeden Augenblick mit mehreren Soldaten eintreffen. Wenn er sie zu einer Kriegsgefangenen erklärte, da sie scharfe Worte gegen jene Eindringlinge gebraucht hatte, dann konnte er sie mit sich schleppen.

Aber lieber wollte sie einen freiwilligen Tod einem solchen Schicksale vorziehen.

Lieber sterben!

So hatte sie sich in der ersten Begegnung an Paul Renardier nicht geirrt!

Das waren also jene Vaterlandsverräter, die deutsche Gesetze nicht ertrugen, die sich nach französischer Kultur lehnten, die französischen Sieg erhofften! Und da sie bei dem Zusammentreffen in der alten Kasernenallee auch noch das sinnlich leidenschaftliche Flatern in seinen Augen gesehen hatte, so mußte sie wissen,

daß Paul Renardier vor der Ausführung seiner Rachepläne auch nicht zurückzureden würde.

Und sie? Wie konnte sie sich noch vor seinen Absichten retten? Mit einem Male hob Martha Rothenau den Kopf. Atemlos lauschte sie.

Sie hatte das Traben von Pferden unten im Hofe gehört. Dann klang noch der Lärm von hastenden Schritten an ihr Ohr. Da ging es treppauf, treppab.

Sollte Paul Renardier seine Drohung schon erzwingen? Er hatte die Uniform eines französischen Offiziers getragen und würde als solcher ihre Festnahme als die einer Landesverräterin an Frankreich erzwingen können.

Und Raoul de Méandre würde sie dann auch nicht retten können, da derselbe doch diese Gäste auf Schloß Lorr'auid wie geladene Besucher empfangen hatte.

Von Ferne irgendwoher dröhnte ein dumpfes Summen und dann ein dröhnender Schlag; bald folgte ein zweiter, dann nahm der Lärm unten im Hofe zu, während es in den Räumen des Schlosses Lorr'auid selbst immer stiller wurde.

Was bedeutete das? Wieder das dumpfe Dröhnen.

Martha Rothenau stand wie regungslos. Mit einem Male aber huschte ein Leuchten über ihr Gesicht.

Sollte es das sein? Sollte der deutsche Ingrimme den ersten Schlag geführt haben?

Die Deutschen!

Sie jubelte es und sprang an das Fenster, von dem aus die Straße am besten zu sehen war, die von der nächsten kleinen Stadt über Lorr'auid zur Grenze führte und auf der die Franzosen nach Deutschland eingefallen waren. Auf dieser Strecke hatte sie die schier endlosen Truppenzüge beobachtet können, wie sie geordnet nach Deutschland eingedrungen waren.

Und nun?

„Gloria, Viktoria!“

Jubelnd klang es von ihren Lippen.

Wie sah es nun aus! Weiter rasten dahin, die ihre Waffen fortgeworfen hatten, Kanonen wurden von Pferden gezogen; auf die Geschütze waren die fliehenden geklettert, während andere auf die Pferde einreißten, um diese zu größeren Leistungen anzutreiben. Automobile ließen ihre Hupen ertönen.

Durch die Felder rannten Soldaten, die ihre Gewehre schon längst weggeworfen hatten.

Dann erklang wieder das dumpfe Dröhnen, ein weißes Wäldchen stieg am Himmel auf, und mitten in die Crappenstraße schlug eine deutsche Granate ein.



Französische Durlas (Neger und Mißlinge) beim Spiel mit selbstgefertigten Karten.



Französische Zwangs beim Mittagsmahl.

In deutscher Kriegsgefangenschaft:

Bilder aus dem Mohammedaner-Lager in Wünsdorf bei Josen.

Ein Volltreffer! So saßen deutsche Schiffe! Ein Aufblitzen, Pferde bäumten sich auf, andere wälzten sich auf dem Boden, Trümmer eines Wagens und Menschenkörper waren in die Luft gerissen worden.

Und die Flucht ging über die noch zuckenden Körper weg.

Ein grauenvoll schreckliches Bild war es.

Bertummt und zerrissen sahen nun die gleichen Soldaten aus, die noch vor ein paar Tagen jubelt hatten: a Berlin.

„Les Allemands!“

Das war nun der Schreierndesruf.

Dabei schlugen da und dort erneut Granaten ein, als wüßten die Deutschen genau die Straßen, auf denen die Geschlagenen die Grenze zu erreichen suchten würden.

„Deutschlands Sieg!“

Bertha Rothenau jubelte und riß die Fenster auf, um an dem Siege teilzunehmen.

Sie hatte es ja geahnt, daß sich das Blatt wenden, daß es so kommen müßte.

„So sahen nun diese Soldaten aus, die sich als Sieger gewähnt hatten!“

Und unter den Fliehenden war jetzt sicherlich auch schon Paul Renardier.

Jetzt konnte sie seiner Drohungen lachen.

Wie in einem trunkenen Lustgefühl sah sie Deutschlands Sieg.

Nimmer dichter wurden die Scharen, die nun bald auf der Straße, bald über die Wiesen und Felder dahinstrast. Einer ließ den anderen zu Boden, der ihm den Weg zur Flucht versperrte konnte. Alle dachten nur an die eigene Rettung.

Und wenn wiederum eine Granate kreperte, die mit sich so viel Leben begrub, dann stoben die anderen weit auseinander, um in einer anderen Richtung dem todbringenden Machtbereich zu entkommen.

Die nun rücksichtslos nur an das eigene Leben dachten, wie viele von diesen mochten vorher schon gekümbert haben?

Wie ein Gottesgericht!

Martha Rothenau lehnte sich weit aus dem Fenster. Sie wußte nicht, wie die Zeit in diesen Augenblicken dahineilte. Nur schauen, schauen und sich freuen!

„Deutschland, Deutschland über alles,“

„Über alles in der Welt —“

(Fortsetzung folgt.)

Madeleine.

Eine Feldzugsgegeschichte von D. Colonius.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als sie uns das erzählt hatte, begegneten sich Freund Edgars und meine Mide und am nächsten Tage schrieb er heimlich einen Brief an die Vermittlungsstelle des Roten Kreuzes in Genf und bat, nach dem Aufenthaltsorte eines Soldaten Antoine Niclot von der 3. Eskadron des 2. Kavallerieregiments, zuletzt in Toul, sich erkundigen und das Ergebnis an Monsieur Pierre Niclot in V. Rue Etienne, melden zu wollen. Madeleine erfuhr davon nichts, um nicht vorzeitig in ihr vielleicht eitle Hoffnungen zu erwecken.

So fanden die Dinge, als eines Nachmittags Madeleines sonore Stimme in unsere Kammer, in der wir Siefta hielten, hineintrief: „Monsieur Mülleer, une ordonnance!“ Und eine Ordonnance war es, die den Einjährig-Freiwilligen Müller zu Sr. Gefreuten, den Herrn Feldwebel, bestellte. Er ging und kehrte nach einer Viertelstunde zurück, aber wie verändert! Sein Auge bligte, sein Gesicht glühte, die Rechte schwang triumphierend einen großen Brief mit fünf Siegeln.

und Madeleine weinte und lachte in einem Atem und probierte bald der kleinen Marguerite den neuen, wollenen Unterrock, bald dem noch kleineren Louis die schönen, neuen Schuhe an und wollte dann wieder „Monsieur Mülleer“ die Hand küssen, was dieser als ganz abscheulich ablehnte. Zuletzt kam sogar Vater Niclot, der in die Bescheerung hineintappte wie der Bär ins Bienenhaus, in eine gewisse Wüthung, die sich in einigen: „Morei Monsieur!“ und „bon garcon!“ äußerte, und die Kranke traut auf die Gesundheit von Monsieur und seufzte dabei: „pauvre Antoine!“

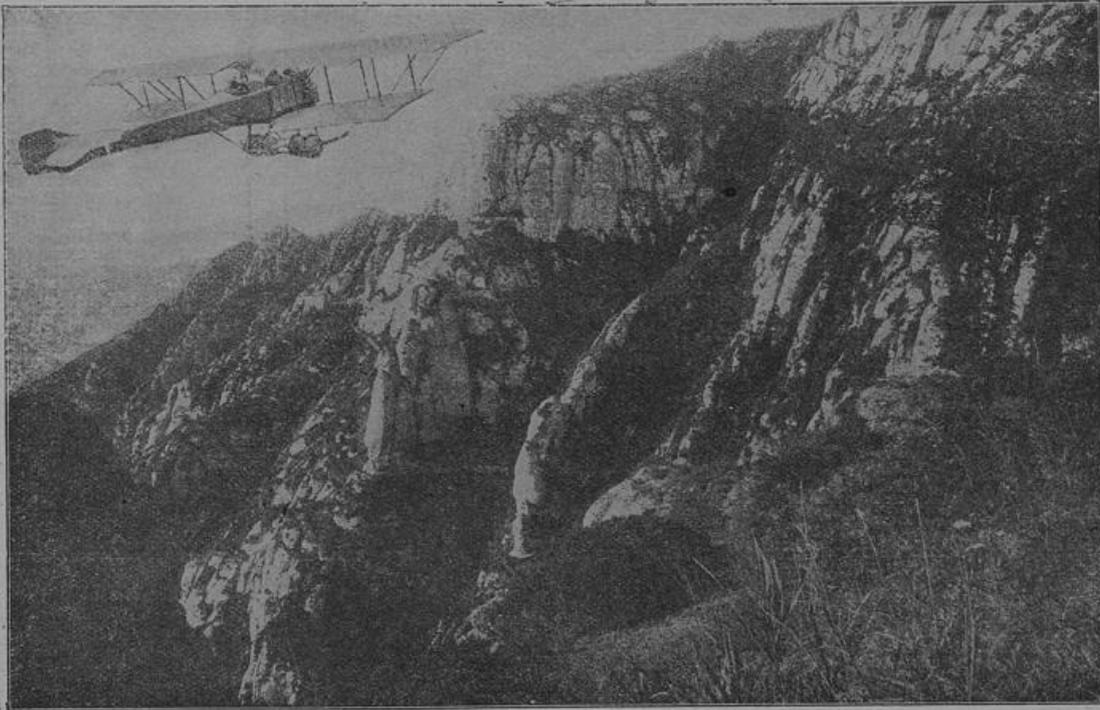
Wie schön schloß sich in dieser Nacht! Selbst ich, der ich doch bei der ganzen Sache nichts weiter getan hatte, als mitgetrunken, kam mir ordentlich verklärt vor. Ob der Blanke daran schuld gewesen, oder die Freundschaft? Wer weiß? Vielleicht beide.

Das war sein erstes Honorar.

Durch die Gassen der Stadt rasselte der Generalmarsch. Madeleines ängstliche Stimme weckte uns aus süßen Träumen:

„Messieurs, Messieurs, le rappel!“

Und fort ging es. „Que Dieu vous protège!“ rief das Mädchen uns nach, dann standen wir auf dem Marktplatz, und bald darauf



Deutsches Flugzeug auf einem Erkundungsflug in den Karpathen.

„Da lies!“ rief er mir beim Eintreten entgegen, „mein erstes Honorar!“

Und ich las:

„Für Ihren Artikel: „Feldpostbriefe eines Musketiers“, den wir gerne für eine unserer illustrierten Zeitschriften akzeptieren, senden wir Ihnen einliegend das Honorar mit fünfundsiebzig Mark.“

„Donnerwetter, Edgar!“ rief ich, „das ist famos! Ich weiß einen Blanken, Vater Niclot hat mir die Quelle gezeigt, freilich 3 Franken die Flasche, aber er ist auch herrlich. Das Ereignis will begossen sein!“

„Freilich, freilich!“ meinte er zerstreut und sinnend, „aber ich denke mir —“ und sein Auge blickte nach der Stube, wo die Kranke lag.

Ich begriff ihn.

„Herzensjunge, das versteht sich!“ Und ihn fortziehend, beflamierte ich:

„Wir vereinigen das utilis cum dulco,

„Dafür sind wir Müller ja und Schulze.“

Am Abend hatte der Einjährige Müller von jenen fünfundsiebzig Mark keinen roten Sou mehr in der Tasche, aber dafür fanden vor dem Bette der Kranken sechs Flaschen von dem herrlichen Blanken, und auf dem Herde brodelte eine kräftige Fleischbrühe und ein Frischkaffee für die kleinen hungrigen Niclots,

marschierten wir in die Nacht hinein. Wohin? Ja, wer das als Soldat in Reich und Glied wußte, wohin ihn die nächste Stunde bringt!

Am Ufer der Nisne machten wir nach sechsstündigem Marsche Halt. Vor uns brüllte bereits, vom Dunkel des Dezembertages noch halb bedeckt, die Schlacht. Schon trugen die Krankenträger einzelne Verwundete und Sterbende an uns vorüber, und die ersten Granaten zischten über unsere Köpfe hinweg, jenseits sich in den Boden bohrend oder zerplätschend. So standen wir auch den ganzen Tag, denn unser Korps blieb bis gegen Ende der Schlacht in Reserve. Aber unsere Lage war darum doch keine beneidenswerte. Abgesehen davon, daß die Granaten der Franzosen sehr bald, anstatt hinter uns zu krepieren, sich besser ihr Ziel ersahen und in unsere dichtgedrängte Masse einschlugen, so daß wir vielleicht mehr Verluste hatten, als die Kämpfenden vor uns, die Untätigkeit, zu der wir verdammt waren, bedrückte die Lebensgeister und ließ mich zum ersten Male das lagenjammerliche Gefühl kennen, das man „Kanonenfieber“ nennt. Dazu gequälte sich Frost und Hunger.

„Edgar, hast du etwas in der Feldflasche?“

„Keinen Tropfen!“

„Hast du denn etwas zu essen?“

„Ein Stück Wurst.“

„Gib her!“

Und ich faute an der harten Zerkelatur und trank in Gedankten den feurigen Blanten von gestern dazu.

„Hans, hast du den Blick gekehrt, mit dem sie Abschied von uns nahm?“

„Von uns? Von dir, willst du sagen.“

„Nein, Hans, von uns. Hat sie dir nicht auch die Hand gegeben?“

„Ja... ä...! fährt eine Schrapnellkugel über uns hin, uns zur höllischen Verbeugung zwingend und zehn Schritte hinter uns einschlagend. Die rauhe Wirklichkeit war doch stärker, als Hunger und verlebte Gedanken. Wir drückten einander die Hand und schwiegen.

„Gewehr über! Bataillon, Marsch!“ Endlich, endlich, setzen wir uns in Bewegung! Jetzt: „Gewehr zur Altade rechts! Marsch, marsch! Hurra!“ und drauf ging's auf die bereits fliehenden Franzosen über den Fluß auf der von dem Feinde selbst geschlagenen Pontonbrücke und durch ein brennendes Dorf hindurch.

„Hurra, Leute! Vorwärts, mit dem Kolben drauf!“ rief der Major, und „Hurra!“ schrien wir und stürzten vorwärts. Endlich hatte die wilde Jagd ein Ende.

„Halt!“ Dann ertönte das Signal: „Das Ganze sammeln!“ Neuchend und halbtot vor Ermattung standen wir, im bleichen Schimmer des aufgegangenen Mondes um uns blickend.

„Edgar — wo ist Edgar?“

Der Platz an meiner Seite war leer. Ich suchte, ich fragte, ich beschwor die Kameraden mir zu sagen, wo Müller geblieben. Niemand konnte Auskunft geben, niemand hatte ja in der Verwirrung auf den andern acht gegeben. Ich eilte den Weg durch das brennende Dorf zurück, seine Flammen leuchteten mir auf der schrecklichen Suche. Ach, es gab der hingestreckten Toten, der wimmernden Verwundeten auch von unserm Korps genug, aber Edgar war nicht unter ihnen! Endlich, dort am Wege jenseits des Dorfes regte sich auf mein lautes Rufen etwas, ein Arm hob sich, das war er! Ich kniete an der Seite des, wie ich sofort erkannte, schwer verwundeten Freundes. Er erkannte mich, er lächelte, dann schloß eine wohlthätige Dymmacht ihm die Augen. Aus der rechten Brustseite siderte das Blut hervor, das, zu einer Lache angesammelt, vom Froste bereits erkarrt war. Ich öffnete dem Teuren die Uniform und überzeugte mich, daß hier die tödtliche Kugel eingedrungen. Aber er lebte ja noch, noch war auch Hoffnung. Nur schnell einen notdürftigen Verband und dann nach Hilfe ausgespäht! Dort nahten Menschen. Wer sie seien, ob Freund, ob Feind, war mir sehr gleichgültig, nur Hilfe sollten sie leisten! Und der Himmel war mir gnädig, es waren Krankenpfleger von unserem Korps. Ihnen übergab ich den noch immer Bewußtlosen, in ihren Händen wußte ich ihn nach Möglichkeit geborgen und gepflegt.

Mit welchem Gefühl ich zur Truppe zurückkehrte, wie ich in den nächsten Tagen wie geistesabwesend herumlich und rein mechanisch meinen Dienst verrichtete, das will ich nicht zu beschreiben versuchen. Erst jetzt, wo das Band, das mich an meinen geistigen Zwillingenbrüder fesselte, zerrissen zu werden drohte, fühlte ich, wie eng verwoben mein Wesen mit dem seinigen sei! Wir kehrten nicht in unseren bisherigen Standort zurück, sondern bezogen eine halbe Meile davon ab neue Quartiere. Dort erfuhr ich von unserem Arzte, daß Edgar nicht weit davon in einem Landhause, das zum Lazarett umgewandelt worden war, Aufnahme gefunden habe. Der Doktor machte ein sehr ernstes Gesicht bei der Mitteilung, und ich verstand, was sein Mund mir nicht aussprechen mochte: daß keine Hoffnung sei. Ich ging zum Hauptmann, bat und erhielt Urlaub, den sterbenden Freund zu besuchen. So trat ich in aller Frühe eines scharfkalten Dezembertages die traurige Wanderung an. Ich fand ihn bei voller Besinnung und ohne Schmerzen. Lächelnd machte er eine Bewegung, als wollte er mir die Rechte zum Gruße entgegenstrecken, und die bleiche Lippe lispelte:

„Hans, Bruder!“

„O, mein Gott, was habe ich in dieser Stunde gelitten, wo er mir die letzten Grüße an Vater, Mutter und Geschwister dabeim auftrug! Und als er endlich schwieg und ich mit Aufbietung aller Kräfte meinen Schmerz verbeißend, ihm die Sterbegebanten ausreden wollte, da schüttelte er lächelnd das Haupt und meinte: „Hans, das Sterben ist nicht so schwer. Grüß Madeleine wenn du sie siehst!“

Die rote-Kreuz-Schwester trat heran und erinnerte, daß der Arzt das Sprechen dem Verwundeten untersagt habe. „So will ich schlafen,“ flüsterte er und schloß die Augen. Ich schlich zum Zimmer hinaus, um mich draußen satt zu weinen. Und als ich die Thür öffnete, da standen vor mir — Madeleine und Vater Nicolet.

Sie waren hinausgewandert, um uns aufzusuchen. Ihr Herz hatte sie hinausgetrieben, denn gestern Morgen war ein Brief aus Genf eingetroffen, der meldete, daß Antoine unwirksam und wohlbehalten als Kriegsgefangener in Zofien weile. Die Mutter sei vor Freunden schier gesund geworden. Nun seien sie hierhergekommen, um Monsieur Mülleer aufzusuchen und ihm zu danken, ach! so recht von Herzensgrund noch einmal zu danken, was er an ihnen und an der kranken Mutter getan. Doch sie haben weder ihn, noch mich gefunden, ein Offizier habe sie hierher gewiesen — wo sei Monsieur Mülleer. Aber ihr plaudernder Mund verstummte, als sie mir ins Gesicht sah und die Tränen bemerkte, die mir in den Bart rannten. „Oh, monsieur,“ rief sie plötzlich, „est-il mort?“ Die großen schwarzen Augen starrten mich so angstvoll an, das Gesicht, das der Weg in der frischen Winterluft gerötet hatte, wurde so bleich, daß ich statt aller Antwort ihre Hand ergriff und sie an das Lager des Sterbenden führte.

Er schlummerte. Madeleine hatte die Hände gefaltet und starrte das bleiche Bild vor ihr an, dann sank sie am Fußende des Bettes nieder und betete fest und inbrünstig. Ich folgte ihrem Beispiel, auch Vater Nicolets Knie beugten sich, und einen Augenblick herrschte tiefe Stille im Gemach.

Plötzlich erwachte der Verwundete und richtete sich mit wunderbarer Kraft im Bett auf.

„Madeleine!“ rief er, die Knieende erkennend, und wie ein Zauberzahn sang es in dem Raufe. „Monsieur Edgar!“ schluchzte sie und neigte sich über ihn, die Lippen in einem langen, heißen Kuße auf die feingigen brüdend.

Ein Lächeln überzog sein Gesicht, ein seliges Lächeln, und mit Madeleines Kuße auf den Lippen ist er gestorben.



Der Barbier im Schützengraben.

Selbst in den vordersten Linien haben unsere Soldaten das Bedürfnis, so weit es geht, sich zu reinigen und Bart und Haare schneiden zu lassen. Ein Barbier hat sich in einer Erdhöhle eingerichtet und betreibt dort ein schwunghaftes Geschäft.

Berliner Volkstypen.

Drei Monologe von Martin Selt.

(Nachdruck verboten.)

Der Droschkentrittscher.

Na, det weech 'n Donnerwetter, heite lauer id schon zwee geschlagene Stunden uss Vertrauen des Volks, det heest: us ne Fuhrer, und bis jetzt is mir noch keene eenzige in de Drogen gekommen. Id würde mir och den Teibel drum scheren, dhäte die teenigliche Münze mal enen Dag vor mir arbeien, aber nischt ist — nischt!

Na Pluto (mit der Peitsche seinen magern Gaul berührend) rieche dir nich. Willste mir och noch kuzenieren? Denkt woll, id hab noch Hafer im Weitel? Aee, denn freyt du dir: erst die Arbeit, denn det Rajntiegen. (Sufhend.) Nu lig id schon in det kühle Wetter ne halbe Ewigkeit, hab allens gekriegt: Schuppen, Husten — man bloß keenen Rimmel nich. Stille, Pluto, oder du kriegt Aelle. Id gloobe, olle Töle, deine Dreisur is och vor die Kage. Nummer haste falsche Gestehle: sollste loofen, denn stolperste un bringst mir in'n Kinnsteen, lenk id dir rechts, denn zottelste links, sollste stille stehen, dann humpelste von een Been uss andere. Du tannt man froh find, det mir de Strippe an meine Peitsche

fehlt, sonst würd ich dir deinen Übermut abfühlen und dir ochsig v'erballen!

Aber nann, wah is'n det? Frije, ich gloob', all weil kriegt du ne Fuhre; drüben kommt so ne Kumpeloot-Mamsell angejuehelt, die will sich sicher sehen lassen. Pluto, freue dir, jekt kommt de Weebet und nachher del Futler. — Nann, ichon wieder faule Fische! Det ist doch reeneweg zum Dotjammern!

Rippe dir nich, Pluto, id sag et dir zum letztenmal, du kennst mir doch, wenn id ellig werde! Da siel mal eener an, der Rader wittert det Heu drüben auf'n Kommisswagen. Führen sollste ins Doge haben, aber kein Heu nich. — Wenn de nu nochmal an die Ziegel knabberst, denn verblau id dir so lange, bis du 'n Spiz for'n Schußmann ansiehst. Wat, du bist beis Militär gewesen und hast io ne schlechte Odenanz, schäme dir, Pluto!

Nu wicds jut, da kommen zwei — von't Abgeordnetenhaus, die derken nicht zu Fusse loosen. Pluto, rede dir, allweil gehts los, gleich nach de Abrechtfraße ins hohe Parlament. Nann?! Seh mal eener die zwei Pappenheimer an, gehn natierlich schlankeweg zu dem Benzinjüngen drieben. Und det wollen nu Volksvertreter sind!

Ree, hier bleib ich nich, ist schon halber neune und noch keene Fuhre gehabt. Komm Pluto, rin in die Stadt, hier wohnen keene Menschen nich. Dir bibbern de Beene und mir der Magen, un wenn det so weiter geht, kriegen wir alle beide nisch mangl de Rippen. (Fährt ab.)

**Die Marktfrau am Rosen-
thaler Tor.**

Na immer ran, immer ran, meine Herrschaften, scheene Bananen, das Abendbrot des kleinen Mannes, drei Stüd 20 Pfennige! —

Dame: Haben Sie auch Gurken?

Mutter Krause: J det versteht sich doch von alleine, hier sehn Se man her, junge Frau: rien wie Fras an hart wie'n Pfasterstein!

Dame: Und was kostet das halbe Duzend?

Mutter Krause: Die sechs? Na id bin nich bheier, junge Frau: Stünd vor Stüd een Froschen.

Dame: Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst; 40 Pfennig gebe ich Ihnen für alle sechs.

Mutter Krause (höhnisch): Na glooben Se denn id hab meine Gurken gestohlen? Pasen Se nur uff, gleich kommen welche uff'n Markt, die kosten garnischt. (Die Dame geht mit totem Kopfe weiter.) Nu siel ma' eener die alle Kleisspinne an, Gurken will se kaopen un nich bezahlen, is dat jekt Mode?

Scheene Vorädorfer, junge Herr? Zwei Froschen det Pfund. (Ein junger Mann geht eilends vorüber.) Na, e riediger Tintenlecker, wenn er man bloß teenen dot. Fott im Himmel, wat spielt der for ne Figur! Ne so 'ne Müdenfänger laß id mir drei in't Doge sbringen un frage noch nich: wat trabbelt mir da? (Der junge Mann dreht sich im Weitergehen um.) J, dreh dir man rum, du kennst mir doch; id bin Mutter Krausen von't Rosenthaler. Immer ran, immer ran, zwee Froschen det Pfund!

Ein Schusterjunge (vor ihrem Kram stehen bleibend): Geda!

Mutter Krause: Na wat willst du denn, Junge?

Schusterjunge: For'n Sechser Antilopenwurscht!

Mutter Krause (wütend): Wat, du dämlicher Knypfad, du willst mir foppen? J du flebriger Hoppenfengel, verkriemle dir!

Schusterjunge: Mich uffgemudt hier, olle Kalitte, mach Se mir nich wietend, sonst renn id Jhr mit den ganzen Krampeel in den Rinnsteen!

Mutter Krause: Du mir in den Rinnsteen?! Grienschnabel, das du bist! Loofe man, loofe man bei Muttern, mach det de wechkommt, sonst sibis nen Kagenkopp, det de deine fünf Sinne mangl de Körbe wiederfuchen kannt. (Sie ruft einen Herrn an): Immer ran, immer ran, scheene Bananen hier, nahrhaft wie Fleesch, det Abendbrot des kleinen Mannes, drei Stüd nur 20 Pfennig! —

Monteur Pefede macht blau.

Pefede (den Hut auf einem Ohr): Geda, Platz gemacht, da kommt Pefede! Pefede heeß id heite, Pefede morgen un lebernorgen och noch Pefede. Ne so 'ne Fucht: alles looft um mir rum! Welt, id verachte dir! Pefede is heiter, ja det bin id!

Ein Junge: Männken, Sie haben woll in'n Tran getreten?

Pefede: Kleener Knippkieler, willst du mir ärgern? Ne, det kannte nich! Pefede bleibt heiter. Ja in'n Tran getreten?

Ja det is nich gelogen. Welt, id verachte dir! (Weibt vor der Auslage eines Bäderladens stehen; spricht die Brote an): Na, wat macht denn ihr hier? Wollt ihr euch och über mir verwundern?

Na det is drollig. (Lacht.) Wo bleibt denn euer krummbeiniger Meester? Donnerwetter komm doch man raus, du olle Mehlwurm, biste bang de vor deine Schrippen un Salzfuchen, det se dir zwaden, wie du se gezwadt hast? Na dir bring id noch aus de Kundshaft!

Ein Junge: Geda, Meester, gleich verdienen Se Ihre Bulle!

Pefede: Halt de Gabbe, kleiner Pappenheimer, wat geht di meine Bulle an? (Zieht sie aus der Tasche und betrachtet sie zärtlich): Ne Liebe, du verläßt mir nich. Du bist mein und id bin dein, un wen't anderich meent, den mag der Teibel holen! (Geht weiter.) Weg da, Platz gemacht, Jungens, alleweile gehts los.

Pefede geht jekt rin, rin in den Reichstag am Koenigsplatz, da will id reden, wie et keene Rechte, keene Linke un keen Minister kann. Neben will id, det dem jungen Vaterland de Dogen überloopen un de olle Friß sich in't Trab noch freuen soll. Junge, vor wen hältste mir? Pefede bin id heite, Pefede morgen, alle Dage Pefede, un wenn't Fahr rum is, och noch Pefede!

(Dortelt bis ans Reichstagsgebäude.) Nann hier wicds losgehen, Pefede wird jekt reden — ne — uffmucken wird er vor keening un Vaterland; gleich kann der Wis losgehen!

(Klopft an das Portal): Reichstag mach uff, hier kommt dein Netter. Pefede wird Pefede machen, wird allens in Ordnung bringen, denn Ordnung muß sin!

Portier: Was wollen Sie, lieber Mann? Sie haben sich wohl geirt; da gleich um die Ecke ist die Destille!

Pefede (sich besinnend): Mit wen hat denn Pefede die Ehre? Sind Sie 'n Richter, 'n Linker oder gar 'n Mi — minister?

Portier: Gehn Sie weiter —, lieber Mann, das Haus ist schon seit acht Tagen geschlossen, die Herren sind alle abgereist.

Pefede (sich in Wut redend): Det sind Lügen, alle abgereist — ohne mir? gelte id denn vor nisch? — Bin id nich Montöhr Pefede?

Portier: Wenn Sie jekt nicht machen, daß Sie weiterkommen, lasse ich Sie arretieren!

Pefede (sich abtrollend): Na ruhig Blut, Anton; wer'n Se nur nich pahig! Pefede läßt sich de Laune nich verderben; Pefede is heiter, ja det bin id! . . .



zn'unst eines russischen Abgeordneten bei einem öfterr.-ung. Armeekommando.

alle abgereist — ohne mich? gelte ich denn vor nisch? — Bin ich nicht Montöhr Pefede?

Portier: Wenn Sie jetzt nicht machen, daß Sie weiterkommen, lasse ich Sie arretieren!

Pefede (sich abtrollend): Na ruhig Blut, Anton; wer'n Sie nur nicht pahig! Pefede läßt sich die Laune nicht verderben; Pefede ist heiter, ja det bin ich! . . .

Sprüche.

Ja, schaut den deutschen Michel an,
Das Riesenkind mit Geisterträumen —
Nicht wird die Brandung, die begann,
In dünnem Wellenspiel verträumen —
Mit ihm mit hellem Mut hinein,
Wie wild auch Sturm und Woge treiben!
So werdet ihr die ersten sein,
Und Michel wird der zweite bleiben.

Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg
an sich immer als ein Ubel, welches die
Staatskunst den Völkern zu ersparen
bemüht sein muß.



Sprüche.

Lieb Vaterland, laßst ruhig sein;
Zeit steht und treu die Wacht am Rhein.

Deutsches Volk, du könntest fallen,
Aber sinken laßst du nicht.

Das Rote Meer. Tausende von Reisenden, die durch das Rote Meer gefahren sind, haben das Wasser betrachtet, ohne darin irgendeinen Grund für die Bezeichnung „Rotes Meer“ erkennen zu können. Es ist ganz gewöhnliches Wasser. Bei ganz stillem Wetter kommt es jedoch, wie der „Kosmos“ mitteilt, zu Erscheinungen, die den Namen rechtfertigen. Dicht an der Küste, besonders in geschützten Buchten, ist das Wasser des Meeres dann weißlich mit einer rötlichen oder gelblichen Schicht überzogen, daß man den Eindruck gewinnt, als fahre das Schiff durch Blut. Diese seltsame Erscheinung rührt von einer mikroskopischen Alge her, die im Wasser oft in ungeheuren Mengen vorkommt, vielfach in aufgedühtem oder schon verfaultem Zustande. Auch an der indischen Küste hat man diese Verfärbung beobachtet und ebenso vor einigen Jahren bei Rhode Island in Nordamerika. Die Algen traten dort in solchen Mengen auf, daß das Wasser undurchsichtig wurde und die verfaulten Pflanzen verbreiteten einen widerlichen Geruch, während zugleich viele Fische abstarben, eine Erscheinung, die auch im Roten Meere schon öfters beobachtet wurde.

Die Anfänge des Unterseebootes. Schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat der Italiener Roberto Valturio die Skizze eines zylindrischen Schiffes entworfen, das nach dem Begleitertext auch unter Wasser fahren könne. Das Kupferstichkabinett in Berlin besitzt einen frühen, außerordentlich seltenen Druck dieses Werkes. Ebenso ist diese Zeichnung in die deutsche Ausgabe des Venetius, des bedeutendsten Kriegsschriftstellers aus der römischen Kaiserzeit, geraten. Erstere einzuschätzen sind die Versuche, die ein gewisser Cornelius Drebbel im Jahre 1624 mit einem Tauboot, das von zwölf Rudern bewegt wurde, auf der Themse unternommen hat. Ein Menschenalter später hat ein Franzose in Rotterdam ein ähnliches Experiment gewagt, und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts gab Papin, der Erfinder des Dampfschiffes, die sorgfältige Beschreibung eines von ihm konstruierten Unterseebootes. Wirklich praktische Erfolge hat

dann im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Robert Fulton, der als der eigentliche Erfinder des Unterseebootes gilt, auf der Seine erzielt. Es gelang ihm, in einer Tiefe von acht Meter vier Stunden unter Wasser zu bleiben. Wieder ein halbes Jahrhundert später, im amerikanischen Bürgerkrieg, hat sich das Unter-

Gebüsch vorgeh', da siach i oben Leut' unanandergeh'n. Weil i aber nit g'woißt hab', ob's eigene oder fremde sein, mach' i's z'erst von links herum. Auf amol fällt a Schuß, i mach' a lange Schwärmiriz, a Mann vom andern fufzehn Schritt, und geh' weiter vor; da kommt no a Schießerei, i siach Russen und geh's mit Sturm; an die sind da-vong'lossen u. verschwunden. I geh' wieder weiter, auf amol sieht i an Schützengraben, und die Russen dünn schau'n unanander und schau'n rechts und links, nur uns seh'n s' nit. Admann hammer jeder a paar Schuß Schnellfeuer abgegeben, ham Hurra brüllt, und die Russen ham die Händ' in die Höh' geh'n; jed's adreißig Mann hammer g'fangen, und damit war die G'sicht scho aus."

Wurst wider Wurst. „Liebste, das Fleisch ist nicht zu essen!“ sagte der junge Chemann. „Du hast ja keine Köchin geheiratet!“ war die schnippsche Antwort der jungen Frau. — In der Nacht weckte die Gattin plötzlich ihren Mann: „Du, steh' auf! Ich glaube, es sind Eindrehler in der Wohnung!“ — „Steh' doch du auf!“ knurrte der Chemann, „du hast doch keinen Polzisten geheiratet!“

Andermund. Mein Junge ist wieder einmal nicht versetzt worden, ich tadle ihn und sage: „Nun bist du wohl der Älteste in der Klasse?“ — „Ach nein,“ erwiderte er ganz treuherzig, „der Lehrer ist der Älteste in unserer Klasse!“

Das Schwerste. Herr: „Sagen Sie, es ist doch wohl kein leichter Beruf, Zeitungen zu verkaufen?“ — Zeitungsgehändler: „Ach, lieber Herr, das Verkaufen ist nicht so schwer wie die russischen Namen, da kommt man in Schwefel!“

Küchichtlos. Pittolo: „Weil der Chef dich Schafstoppf“ genannt hat, willst du fort?“ — Der andere Pittolo (kornig): „Jawohl... und wenn das ganze Hotel darüber zugrunde geht!“

Umkehrung. „Sie beschreiben das Manuscript auf beiden Seiten... die Redaktion bittet Sie dringend, es auf keiner Seite zu beschreiben!“

Rätsel.

It's mit „G“ nur eng und klein,
Trete stets mit „g“ hinein.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Luftzug, Zugluft.

Hinzu aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Besch vom 19. Juni 1901.) Bezantio, Redakteur E. Keilen, Brederey (Naber), Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, G. H. (Naber).



43 000 Tonnen Getreide zur Ernährung für die russischen Gefangenen.



Lagerhalle mit 300,000 Säcken Mehl und 100,000 Säcken Bohnen. Die ungeheuren Vorräte in einem der Nahrungsmittellager, die von der deutschen Regierung eingerichtet wurden.

seeboot „David“ durch die Torpedierung eines feindlichen Schiffes Ruhm erworben.

„Und damit war die G'sicht aus.“ Ein Berichtskatter bringt eine köstliche Erzählung des mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichneten österreichischen Infanteristen Stroßfuß vom 11. L. J. R.: „I bin als Seitenhut mit drei Mann an hohen Be.g geschickt wor'n, der wie als a Kugel auschaut. Wie i so durchs

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 21

Sonntag, den 23. Mai

1915



Pfingsten.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichen Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwähet der gaukelnde Star.
Nun heben sich Binsen und Keime!
Und kleiden die Blätter die Bäume,
Weit fort ist des Winters Gestalt.
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Tristen, den Ager, den Wald.

R. S. G. Söllt.

Erfüllung.

Eine Pfingstgeschichte von Ilse E. Tromm.

Nachdruck verboten.)

Die junge Frau ging lässigen Schrittes durch den Garten, der sich sonnig gelbte und erfüllt von betäubenden Blütendüften bis zum Rhein herunterzog. Sie trug lange üppige Fliederzweige in der Hand und winkte einem blassen jungen Mädchen, das matt in einem Liegestuhl lag und aus sehnsuchtsfernen Augen zu ihr hinüber schaute.

„Wer doch so glücklich sein darf, wie Sie, Frau Röder...“

„Die junge Frau blieb stehen.“

„Halten Sie mich eigentlich für glücklich, Fräulein Marta?“

„Ach ja. Warum sollten Sie es nicht sein?“ fragte die Kranke ein wenig lebhafter. „Sie sind gesund, haben Pflichten, die Sie aus den Alltag hinaus bringen, wohnen in dieser köstlichen Gegend und niemand wagt es, Ihren Frieden zu stören. Sie haben nicht einmal einen Verwandten im Felde, der Ihnen nahe steht.“

Frau Claire legte die Fliederzweige in den Schoß des jungen Mädchens.

„Sie kennen nicht die Sehnsucht nach Glück, Frau Röder, weil Sie glücklich sind.“

Ein Seufzer verklang.

„Die Sehnsucht ist überall, lebt in jedem Menschen —“ sagte sie leise, während ihre Augen verkommen über den Rhein blickten.

Der Wind bewegte die

Zweige und schaute rieselte

ein leiser Blütenregen

über beide Frauen. Die

Pensionsinhaberin war

erötet. Die dummen Ge-

danken waren wieder ein-

mal abgesehen in weite

unbestimmte Fernen.

„Ich glaube, das Mäd-

chen denkt bereits den Tisch,

und ich sehe hier unlästig,

als ob nicht hundert Pflich-

ten meiner harren...“

„Sehen Sie, darum

beneide ich Sie, Sie wis-

sen, daß man Sie braucht.

Dagegen ich — —! Ich

habe keine andere Auf-

gabe, als mein langsames

Sterben möglichst hinaus-

zuschieben...“

Ein Hustenanfall be-

nötigte die Worte der Lei-

denden. Frau Claire strich

liebevoll über das schmale

weiße Gesicht, dessen Far-

be den Fliederblüten glich.

„Es wird schon alles

gut werden. Ich pflege

Sie gesund...“

Vertrauend blickte die

Kranke auf.

„Sie wissen immer et-

was Tröstliches zu sagen,

Frau Röder. Das dankt

Ihnen jeder. Es geht ja viel

Lebensstarkes von Ihnen aus.“

Ein Lächeln glitt sekundenlang über der jungen Frau Gesicht.

Dann nickte sie freundlich und schnell eilte sie über die gutgepflegten Wege zur Villa zurück.

Auf der Terrasse saßen einige Offiziere, die sich von den Stra-

pazen des Krieges durch einen kurzen Aufenthalt in Honnes

erholen wollten. Der Gang rief die Pensionsgäste zur Abendtafel.

Es herrschte ein munterer Ton in der Runde. Die Herrschaften

gatten sich alle gut aneinander gewöhnt, und die Hausfrau wußte

immer eine anziehende Behaglichkeit um sich zu verbreiten.

Das Mädchen erschien.

„Gnädige Frau, soeben ist ein Herr gekommen — — Er läßt

fragen, ob er für die Pfingsttage hier wohnen kann...“

Frau Röder überlegte. Sie wies nicht gerne jemanden ab,

aber das Haus war bereits besetzt.

„Warten Sie mal — es ginge zur Not, wenn Sie dem Herrn

mein Zimmer herrichteten. Ich behelfe mich dann halt mal.

Einen weiteren Gast müssen Sie aber unbedingt ablehnen.“

„Zunächst, gnädige Frau.“

Frau Röder widmete sich wieder ihren Gästen. Man plauderte

angeregt, die Kriegsteilnehmer erzählten interessante Erlebnisse,

und schon sank die warme Maimacht mählich auf die Erde nieder.

Die Lüfte wurden stärker und der Vogel Lieder verstummen.

Von irgendwoher trug der Wind die reinen, hellen Töne eines

Walbhorns:

„Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen,

Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.“



Der Kaiser und Prinz Heinrich von Preußen im Felde.

Weithin trug der Wind die Klänge. Frau Röder lauschte still und wieder lebte eine Sehnsucht in ihr auf, die sie unzählig oft durchkostet. Der Rhein rauschte vorüber und der Mond geisterle auf den dunklen Wellen und ließ sie manchmal wie silbern aufgleiten und glänzen.

Am nächsten Tag, kurz vor dem Diner, sah Frau Claire den Fremden zum ersten Mal. Er stand auf der Terrasse und die üppigen Aematisranken berührten fast seine Schultern. Mit nachdenklichen Augen schaute er in die Frühlingswunder ringsum, und erst als sie dicht hinter ihm stand, löste er sich von seinen Träumen und wandte sich nach ihr um.

„Claire — — du — —?“

Er war völlig fassungslos.

„Wie ist es möglich — —? Oder — lebe ich in einer Hallu-

zination — —?“

Frau Röder hielt sich an einem Stuhl.

„Es ist Wirklichkeit, Herr Doktor — —!“

Sie reichten sich jetzt zögernd die Hände. Jeder schien mit

seinen Gedanken beschäftigt.

„Welch' ein seltsamer Zufall.“

„Warum sind Sie nicht draußen im Krieg?“ kam es rauh,

beinahe vorwurfsvoll von ihren Lippen.

Da blickte es in ihm auf.

„Ich war draußen! Zuerst in Belgien — habe lange in einem

Feldlazarett gearbeitet. Dann kam ich nach dem Dnen. Habe

starpazientenkämpfe miterlebt und ihre schrecklichen Opfer gesehen.“

„Und warum sind Sie

hier — —?“

„Ich arbeite augen-

blidlich eine äußerst wich-

tige Sache aus. Aus die-

sen Gründe bin ich für

kurze Zeit beurlaubt. Das

Resultat meiner Forschung

die sich auf Typhus-

erkrankungen im Heere be-

zieht, ist von so außer-

ordentlicher Bedeutung,

daß ich nicht eher ruhe, als

bis ich wenigstens etwas

klar sehen kann. Die

Pfingsttage sollten mir

ausschließlich Ausspan-

nung sein — —.“

„Aber wie kommen Sie

grade hierher — —?“ fragte

Frau Claire, die seinen

Worten klopfenden Her-

zens gelauscht hatte.

„Ich weiß es selber

nicht. Ich ging durch den

Ort — — suchte mir ein

Heim, das mir durch den

äußeren Anblick schon Ruhe

und Erholung gewähr-

leisten konnte und fand das

Ihre, das mich ganz be-

sonders anzog. Ich war

ordentlich erlöst, als ich

draußen das Wort: „Pen-

sion“ las.“

Frau Claire schwieg und senkte die Augen vor seinen Blicken.

Dann rief das Mädchen sie und mit einer kurzen Entschuldigung

ging sie ins Haus. —

Beim Diner saßen sie zu weit von einander entfernt, als daß

eine direkte Unterhaltung möglich gewesen wäre. Auch verhinderte

der reiche Blumenschmuck der Tafel den freien Ausblick. Nur

selten sah er für Sekunden ihr feines Profil, das ihm die ganzen

Jahre nicht aus dem Gedächtnis verschwunden war.

Wie stark hatte er damals diese Frau geliebt, mit der ganzen

flammenden Begeisterung seines jungen Studentenherzens. —

Damals? War nicht jetzt jene Liebe wieder neu in ihm erblüht

— nicht um unendlich vieles reicher — bewußter, opferungs-

fähiger —?

Vor Jahren hatte das Schicksal sie auseinander geführt — weil

sie mittellos waren. Sie hätte irgendwo im Ausland Stellung

angenommen, dann waren noch einige Briefe gekommen — und

allmählich hatten sie sich aus den Augen verloren.

Doktor Strade sehnte das Ende des Mahles herbei, weil er

hoffte, es würde sich alsdann Gelegenheit zu einer Aussprache

finden. —

Frau Claire hatte sich in den Salon begeben. Ihre erregten

Nerven brauchten Ruhe. Nun hörte sie eine Stimme, die ihr

plötzlich wieder das Blut ins Gesicht trieb. Er würde kommen —

er mußte kommen. Das Mädchen gab ihm ankündigend Auskunft,

als er nach der Dame des Hauses fragte.

In der nächsten Minute stand er an der offenen Verandatür.

Seine Augen, an das helle Licht gewöhnt, suchten sie ein Dämmern.

da die herabgelassenen Markisen dem Sonnenschein den Eintritt verwehrten.

„Gnädige Frau — —“
Ihr Herz klopfte laut. Er nahm den Stuhl, auf den sie wies und setzte sich ihr gegenüber. Eine atemraubende Pause entstand. „Ich kann es noch kaum fassen, daß mich der Zufall ausgerechnet hierhin zu Ihnen führte...“
Sie beherrschte sich mühsam.

„Warum nicht? Der Zufall spielt oft eine große Rolle im menschlichen Leben...“

„Wie lange ist's her — seit — seit damals.“
„Ich glaube, zehn Jahre vergangen unterdes.“

„Ja. Zehn Jahre —“ erwiderte er gedankenverfunken.

„Man hatte damals Träume, die das Leben längst verwischt — nicht wahr? Oftmals muß man unwillkürlich lächeln, wenn man der süßen Torheiten, die die Jugend vergolden, gedenkt.“

„Wie sie so gleichgültig spricht,“ dachte er, „als ob ihr das damalige Erlebnis nichts anderes gewesen wäre, als eine alltägliche Liebeslei.“ Nichts weiter. Und doch war es etwas anderes gewesen.

Auch in ihr. Er wußte es. Und es hatte die Probe aufs Exempel bestanden und hatte dem Leben getrotzt. Er hatte die unerschütterliche Kraft gehabt, fortzubeleben und Sehnsucht zu erwecken bis zum heutigen Tag. Es hatte trotz aller Arbeit, der er sich ernst hingeegeben, sein tiefstes Denken erfüllt und all seine Taten bestimmt. Und wenn in ihm die alte Sehnsucht zeitweise zur lodernen Flamme emporgeschlagen war — wie konnte sie denn vergehen...?

Sie hatte ihre Verlegenheit überwunden und erzählte freimütig von ihrem Leben. Eine kurze Ehe, die durch den unerwarteten Tod ihres Gatten ein schnelles Ende gefunden, hatte sie für einige Jahre in andere Bahnen geleitet. Nach dem Tod ihres Mannes war sie einem unbestimmten Empfinden folgend an den Rhein gezogen, und bis zum Krieg hatte sie ziemlich ruhig und sorglos gelebt. Dann war es ihr eine Zeitlang schwer geworden, sich durchzukämpfen — aber nun, seitdem hin und wieder erholungsbedürftige Militärpersonen in der Villa lebten und auch private Kranke sich wieder eingefunden hatten, war sie den größten Sorgen überhoben...
Er hatte ihrer weichen Stimme zugehört, ohne sie zu unterbrechen. Nun hielt sie erschrocken inne. Wie kam sie dazu, zu ihm von ihren Sorgen und Nöten zu reden...? Was mußte er von ihr denken? Um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, nahm sie das Gespräch wieder auf.

„Und nun berichten Sie mir von Ihrem Leben. Wie ist es Ihnen unterdes ergangen?“

Er holte tief Atem.

„Miserabel manchmal. Es war unendlich schwer, festen Fuß zu fassen. Ich war allzusehr auf die pekuniäre Seite meiner Arbeit angewiesen. Meine Mutter bedurfte der Unterstützung und alte Schulden... Na, wie es eben so geht... Ich war mal in Berlin — dann an der Universitätsklinik in Krakau — mal in München für kurze Zeit, und nun, nachdem ich monatelang auf den Kriegsschauplätzen war, bin ich in Bonn... In Ihrer Nähe... Wenn ich geahnt hätte, daß ich Sie hier finden mußte. Ich weiß nicht, mich trieb's aus dem Laboratorium geradezu zu dieser Exkursion —“

Er beobachtete sie — aber durch nichts verriet sie ihre Empfindungen. Sie blieb kühl, beherrscht.

„Wann müssen Sie zur Front zurück, Herr Doktor...?“

„Ich denke, daß meine Arbeit bald beendet ist...“

Schweigen. Es lag etwas zwischen ihnen, das sie nicht einander finden ließ. Ihre Blicke schweiften bekümmert ab... Von draußen kamen die vollen Töne der Mägen herein — und fröhliche Stimmen schollten von der Straße heraus.

Doktor Strade ertrug das Schweigen nicht länger. Ihn trieb es dazu, in den herrlichen Maienitag hinaus zu wandern und Sonne und Duft zu genießen.

„Wollen wir nicht einen Spaziergang machen, Frau Claire...?“

Sie lehnte ab. Es schien ihr unmöglich, an seiner Seite über die blühenden Wege zu wandern. Ihr Herz würde zer-

springen vor Weh, wenn sie nicht von all dem reden konnte, was sie erfüllte.

Die Pensionsgäste hatten sich, wie immer, frühzeitig zur Ruhe begeben. Im Garten waren die Bindlichter herabgebrannt. Aus den Büschen kamen die sehnsüchtigen Gesänge einer Nachtigall. Claire Röder trug ihr unruhvolles Herz dem Zauber der Mairnacht entgegen — lauschte den Sehnsuchtsliedern, und ein tiefes Schluchzen kam aus ihrer Brust.

Möglich schreite sie ein Schritt im Ries. Sie wandte sich jäh um. Im nächsten Augenblick stand er vor ihr und nahm ihre Hand.

„Ich will Abschied nehmen.“

Sie fuhr zurück.

„Abschied — —?“

„Ein Telegramm ruft mich zurück. Nun war ich Ihnen so nahe und habe mit Ihnen doch kaum eine halbe Stunde gesprochen.“

„Und deshalb kamen Sie jetzt...?“

„Ich sah Ihr weiches Kleid durch das Dunkel des Gartens schimmern... Verstehen Sie, daß ich kommen mußte...?“

Sie sah zu ihm auf. In seinen Augen las sie seine neuverwachte grenzenlose Liebe. Da loberte es heiß in ihr empor — und das Waldhorn tönte traumisch durch die Nacht und vermischte sich mit den Liedern der Nachtigall. Die lange zurückgehaltene Sehnsucht ergriff ihr Herz. Sie fühlte das Beben seiner Hände...
„Claire — ich liebe dich... Ich muß es dir sagen, bevor ich gehe... Ich liebe dich tausendmal mehr als früher. Ohne dich mag ich nicht mehr sein...“

Claire Röder schloß be-

seligt die Augen. Die

Lichter fladerten im Win-

de und von den Goldblat-

beeten wehten betäubende

Düfte herüber.

„Sage mir ein Wort — hast du mich lieb — Willst du mein Weib werden...?“

Sie nickte. Da schloß er sie, wie einst, in seine Arme und küßte sie.

„Du — du — Einzige — —!“

Der Nachtigall Sehnsuchtslieder verlangten und leise rieselte der Blüten-schnee auf ein seliges Paar...
E b b a.



Telephondienst auf dem Kriegsschauplatz. Eine telephonische Station im Unterstand.

Früh soll aufstehen,

Wer vom andern begehrt

Leben oder Land:

Raub gewinnt selten

Der ruhende Wolf,

Noch der Schläfer die

Schlacht.

E b b a.

Spruch.

Früh soll aufstehen,

Wer vom andern begehrt

Leben oder Land:

Raub gewinnt selten

Der ruhende Wolf,

Noch der Schläfer die

Schlacht.

E b b a.

Zwei junge Helden.

Der Kriegsruf hatte zusammengeführt
Zwei junge Helden! — Noch unberührt
Von Arg und List der falschen Welt
So hatten sie frei sich dem Kaiser gestellt!
Zwei junge Helden!

Das Kriegsglück war ihnen gewesen Freund:
Sie kämpften Schulter an Schulter vereint!
Sie teilten zusammen Sieg und Freud!
Sie trugen zusammen Not und Leid!
Zwei junge Helden!

„Zum Sturm!“ rief der Tagesbefehl! „Alarm!“
Schon sank, getroffen die Brust und der Arm,
Der eine dahin! — Schnell kam sein End! —
Da hatte das Kriegsgeschick getrennt
Zwei junge Helden!

Zum Sturmangriff ein zweites Mal!
Viel kleiner schon der Tapfern Zahl! —
Der andere still die Hände hebt!
Des Toten Geist herniedersehwebt! —
Zwei junge Helden!

„Das Dorf ist unier!“ — „Nun ist's gut!“
Der andere spricht's — es rinnt sein Blut!
Sein Schutzgeist hatte es so gewollt!
Nun hatten den Kriegstribut gezollt
Zwei junge Helden!

Donu Schreiber.

Schloß Corriand.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nur noch die riesigen Massen der Infanterie zogen jetzt ohne Ordnung über die Straßen hin; jeder rannte, und die meisten hatten schon jede überflüssige Last fortgeworfen, um nur selbst am schnellsten vorwärts zu kommen. Dichte Massen waren es, die blau und rot emporleuchteten.

Vom Fenster aus konnte Martha Rothenau alles übersehen. Nun aber tauchten andere Gruppen in der Ferne auf. Graue rasch bewegliche Reiterabteilungen.

Die Deutschen!

Wie Ungewitter kamen sie angejagt, alle in den neuen, feldgrauen Uniformen, wobei die Lanzen blühten.

Manen und bayerische schwere Reiter!

Auf den raschen Pferden suchten sie von den Flanken her die Rückzugslinien abzuschneiden, und Martha Rothenau sah, wie sich immer größere Truppen zusammenscharften, und wie sie zuletzt stehenblieben und die Hände hochstreckten.

Gefangen!

Endlich!

So hatte sie ihr Glaube nicht betrogen, daß der Tag der deutschen Siege doch kommen mußte.

Ein Geräusch von rückwärts ließ Martha Rothenau aufhören.

Sie blickte zurück und sah am Korridorfenster Helene de Mélandre stehen, die ihr dort geklopft hatte. Nun erst dachte Martha Rothenau wieder daran, daß sie sich selbst eingesperrt hatte aus Furcht vor der Rache des Paul Renardier.

Diese Furcht war nun vorbei! Jetzt mochte er sich selbst vor deutscher Rache hüten. Ihr war der erregene deutsche Sieg die Rettung in eigener Not gewesen.

Sie lief zur Tür hin, schob den Riegel zurück und trat Helene de Mélandre entgegen; ehe dann noch ein Wort gesprochen wurde, sanken die beiden sich in die Arme. Martha Rothenau jubelte:

„Sieg! Die Unseren kommen, und die Franzosen schießen in wilder Hast.“

„Das Schloß haben die letzten schon verlassen; dabei haben sie die gesamte Bagage, Munitionswagen, Küche und Proviant vergessen.“

„So erwartet die wirklichen Sieger auch hier reiche Beute! Das ist Kriegsbeute — —“

Ihre Gedanken mußten sich wieder daran erinnern, wie von den Franzosen jeder Privatbesitz als Kriegsbeute betrachtet worden war, und wie Paul Renardier in seinem Begehren noch weiter gegangen war.

„Hast du es gesehen?“ fragte Helene de Mélandre.

„Ja! Alles habe ich gesehen. Und ich habe das Gefühl, als müßte das mein frohester Tag sein. Wo aber ist dein Gatte?“

Mit der Frage war es, als huschte rasch ein Schatten über das vorher noch so freundliche Gesicht.

„Er ist oben im Turm, um von oben alles zu überschauen, und um die Tricolore niederzuholen.“

„Die muß fallen, dann aber soll die schwarz-weiß-rote Fahne stolz im Winde flattern. Und er wird sie doch aufziehen!“

„Das wird er wohl tun!“

„Dann soll er die Sieger empfangen, die nun wohl die Grenzen für immer wahren werden. Denn deutsch muß er doch auch empfinden, dein Gatte, wenn auch sein Vater jenen alten, lange schon vergessenen und zerfallenen Traum von Frankreichs Größe weiterpinnen mag! Der Zwang hat deinen Gatten wohl gegen die Feinde entgegenkommend sein lassen, aber nun wird er mit dem Herzen die Deutschen begrüßen! Du mußt es doch wissen!“

„Ich? Darüber hat er auch zu mir nie gesprochen. Raoul schweigt und läßt nie erraten, womit seine Gedanken beschäftigt sind.“

„Aber er kann doch unmöglich wie jener Paul Renardier denken, wie dieser Verräter! Nein, nein! Um solche Überläufer ist Frankreich nicht zu beneiden. Er ist noch schlimmer, als ich es gehnnt hatte.“

„Warum?“

Mit raschen Worten erzählte Martha Rothenau ihr Erlebnis in der Kastanienallee.

Dabei war in der Ferne immer noch das Donnern der schweren Geschütze zu hören, das den Fliehenden nachfolgte und die aufgelösten Massen auf dem wirren Rückzuge begleitete.

„Das hat er gewagt?“

„Ja! Das ist derer würdig, die so viele hohle, inhaltlose Phrasen von französischer Kultur wissen. Nein! Unter diesen Leuten kann ich deinen Gatten nicht suchen.“

„Er hat das auch nie ausgesprochen.“

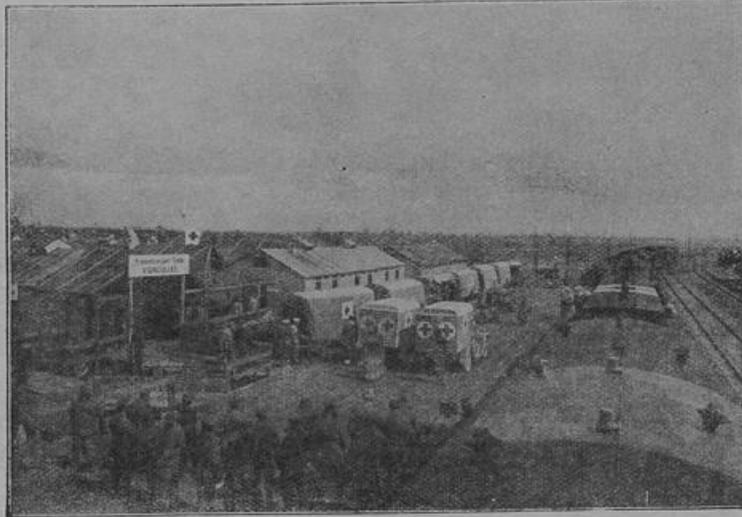
Ehe noch ein weiteres Wort fiel, erfolgte eine Unterbrechung, die am wenigsten erwartet worden war.

Auf dem Korridor war ein Lärmen von Stimmen, dann folgten hastige Schritte, Klirren von Sporen, Rufe.

Helene de Mélandre und Martha Rothenau eilten gegen das Treppenhaus zu.

Dabei begegneten ihnen mehrere deutsche Manen in den feldgrauen Uniformen, jugendfrische Gesichter, aus denen die Kampfeslust zu erkennen war.

Ein höherer Offizier war bei ihnen, der mit diesen wenigen Leuten das alte Schloß besetzt hatte.



Barackenlager des Roten Kreuzes in Vigneulle.

Sanitätsautomobile befördern von hier aus die Verwundeten nach der Heimat.

„Das ist lange her und — —“

„Was geht hier vor?“

Raoul de Mélandre war hinzutreten; in seinen Augen glomm ein unsittes Flackern, das dem Reiteroffizier galt; er war mit so raschen und doch leisen Schritten herangekommen, daß er die letzten Worte gehört haben mußte.

„Herr von Hassen!“ Helene de Mélandre hatte mit schnellem Erfassen den Augenblick ausgenutzt. „Vielleicht erinnerst du dich noch des Namens aus der Zeit in Nachen? Mein Gatte, Raoul de Mélandre.“

Die beiden sahen sich an; die Blicke kreuzten sich, als schlugen sich die Klinge zweier Gegner.

Manfred von Hassen grüßte militärisch:

„Ich habe den Namen nicht vergessen.“

„Daben Sie hier eine Meldung zu machen?“ Diese Frage war die Antwort von Raoul de Mélandre.

„Ich habe hier auf dem Schloße für den Stab Quartier zu belegen. Sind noch Feinde verdeckt?“

„Nein! Alle sind geflohen!“

„Darf ich dann versuchen, mir die Räumlichkeiten zu zeigen, die eventuell dem Stabe zur Verfügung stehen können?“

„Ich werde Sie selbst führen.“

Der Offizier grüßte militärisch gegen Helene de Mélandre und Martha Rothenau, dann folgte er mit seinen Soldaten dem voranschreitenden Raoul de Mélandre.

Das Gespenst!

Nur daran dachte in diesem Augenblicke Martha Rothenau. Die wenigen gehörten Worte, die raschen, sich kreuzenden Blicke,

„Sind hier im Hause noch Franzosen versteckt?“ Raoul hatte der Offizier die Frage ausgesprochen, als er wie mit einem Male erschreckt innehielt und Helene de Mélandre anstarrte. Ein kurzer Augenblick war es, der aber Martha Rothenau nicht hatte entgehen können.

In der gleichen Sekunde war ein heißes Rot über die Wangen von Helene de Mélandre gehuscht.

Der Reiteroffizier, eine schneige, kräftige Gestalt mit blondem Schnurrbart und blauen Augen, hatte sich aber rasch wiedergefunden; er streckte Helene de Mélandre seine Hand entgegen:

„Ich irre mich nicht. Helene! So finde ich Sie wieder, so begegnen wir uns?“

„Herr von Hassen.“
„Manfred hieß ich einst.“

und dann Martha Nothenaus Erinnerung, was sie einmal in der Bibliothek des Schlosses erlaucht hatte, die anfängliche herzliche Begrüßung des Reiteroffiziers, dann dessen kühle Förmlichkeit ließen ahnen, daß jener Schatten wieder um so stärker wirken würde, den sie zwischen Raoul und Helene de Melandre schon einmal gefühlt hatte.

Das Gespenst in der Ehe zwischen den beiden schien mit dem Erscheinen von Manfred von Hassen erst wieder aufzuleben.

Wer war Manfred von Hassen? Warum hatte Martha Nothenau schon in den sich begegnenden Blicken der beiden Männer die Gegnerschaft erkannt?

Warum waren sie sich Feinde? Warum diese gegenseitige Kälte, wenn sie sich doch schon einmal im Leben begegnet waren? Helene de Melandre hätte die Fragen beantworten können. Aber Martha Nothenau fragte nicht; sie sah nur die Freundin an, ob diese immer noch schweigen würde.

Und mit einer etwas müde klingenden Stimme erklärte Helene de Melandre, als wäre sie gefragt worden:

„Herr von Hassen war ein häufiger Gast im Hause meines Vaters zu Nagen. Dort war er auch Raoul einmal begegnet.“ Mehr mußte sie nicht zu sagen, und doch hätte Martha gerne mehr vernommen.

Was lag da in der Vergangenheit?

Martha Nothenau hätte doch so gerne der Freundin das Glück gegönnt!

IX.

Das war ein großer Sieg gewesen, zwischen Chateau Salins, Dieuze und Saarlburg.

Unter der Führung des Kronprinzen Rupprecht von Bayern war dieser Erfolg deutscher Waffen erungen worden. Die deutschen Truppen waren vor den Franzosen mit mühsam verhaltenem Zugrimum zurückgegangen; aber der Gehorsam war in den Soldaten härter als die Angriffs-lust; der einzelne Mann hatte nicht gewußt, warum und wohin, er hatte gehorcht, weil der Befehl es verlangte.

Jeder einzelne, der bei dem Rückmarsche die Faust geballt hatte, hatte wiederum aufgeatmet, als endlich Stellung genommen worden war.

Dann aber waren die denkwürdigen, unvergeßlichen Augusttage gekommen.

Auf einer langgestreckten Front von fast fünfzig Kilometer war der Kampf eröffnet worden; der Generalstabsplan hatte die Franzosen in die Position gelockt, die für die beabsichtigte Schlacht vorbestimmt gewesen war.

Dann waren die Angriffe gegen die französischen Linien eingeleitet worden.

Mit solcher Wucht waren manche der Truppen gestürzt, daß die feindlichen Reihen überrannt worden waren.

Die deutsche Artillerie war in diesen Grenzgebieten auf jede Entfernung eingeschossen. Und als auch noch die schwere Artillerie eingegriffen hatte, die von den Franzosen für den Feldkrieg gar nicht vorgesehen worden war, da lockerten sich bald die gewaltigen, nach Deutschland hereingeworfenen Menschenmassen.

Die Bayern erstürmten Saarlburg und machten bei den erbitterten Naktkämpfen, bei denen sie wiederum den Ehrennamen „les lions de Bavière“ gewannen, große Massen von Gefangenen.

Die norddeutschen Regimenter brachen bei Chateau Salins durch.

Das mehrtägige Ringen aber brachte einen so vollkommenen Sieg, daß die französischen Heere auf allen nur begeharen Wegen zur Grenze zurückfluteten.

Und die bedachtame Führung dieser Schlacht hatte dabei auch nicht vergessen, den Sieg erst zu einem vollkommenen zu machen.

Die gesamte Kavallerie war in Reserve gestanden, um dem Feinde dann sofort nachzusehen.

Ungebuldig hatte sie gewartet, während die Kanonen die Schlachtenmusik beherrschten, während die ehernen Rohre brüllten und Tod und Verderben spien. Dazwischen erklang das Rischen und das Pfauchen explodierender Schrapnells, das Knattern der Gewehre und das schrille Takttakt der Maschinengewehre. Zu diesen Reizen drang dann auch das donnernde Hurra, mit dem die Deutschen stürmten.

Mehrere Regimenter aber hatten das deutsche Lied gesungen: „Deutschland, Deutschland über alles“, während sie in Sturm-ausrüstung gegen die Reihen der Feinde rannten.

Endlich!

Wie ein Aufatmen war es gewesen, als die Adjutanten mit den Befehlen ansprengten, die endlich die Kavallerie auf das Schlachtfeld riefen.

Dann erst war ein wildes Jagen gekommen.

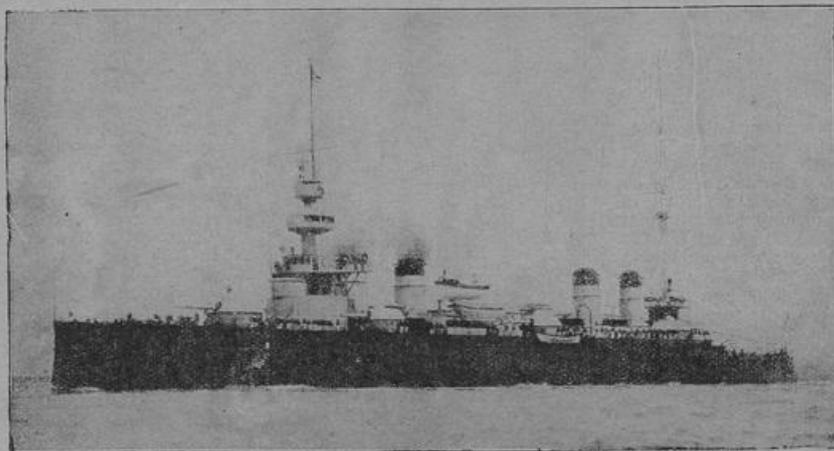
Die Artillerie sandte ihre Granaten und Haubitzengeschosse in die Rückzugskolonnen der Feinde hinein und brachte dadurch in die fliehenden Reihen erst die größte Verwirrung. Was dann zurückblieb, wurde von den Reitern umfaßt und eingeholt.

Kanonen, Maschinengewehre, gewaltige Munitionsvorräte, Bagagewagen, Autos und viele Tausende von Gevehen fielen in die Hände des Siegers.

Das war die Schlacht gewesen, in der die Franzosen, die sich schon auf dem Siegszuge nach Berlin gewöhnt hatten, über die Grenzen zurückgeworfen worden waren, die Lothringer Schlacht.

Nach allen Richtungen waren die Feinde zurückgewichen, die einen zurück nach Lunéville und Nancy, andere noch weiter nach Süden, fast bis Saint Dié, andere zurück nach Pont-a-Mousson.

Dann wurden Schützengräben ausgehoben, besetzte Stellungen in größter Eile angelegt, um den Anprall der deutschen Heeresmacht nach Möglichkeit aufzuhalten.



Zur Torpedierung des französischen Kreuzers „Leon Gambetta“.

Das Schiff war eine wertvolle Geschwaderseinheit der französischen Flotte. Sein Displacement betrug 12 600 Tonnen.

Die Deutschen! Sollte der Tag, von dem der Gelähmte immer geträumt hatte, nie kommen? Oder war jenes Deutschtum, das mit der Kaiserkrönung in Versailles oder schon mit den ersten Kämpfen bei Weißenburg, bei Spichern und Metz schon begonnen hatte, um so viel gesunder und stärker als Frankreich, das nur auf den Ruhm vergangener Zeiten pochte? Mußte dieses Deutschtum, das so einzig war, das Lüttich überrannt hatte, das zugleich weiter durch Belgien zog, das Frankreich vernichtend getroffen hatte, und das dabei noch stolz den russischen Koloss und dem englischen Hase trotzte, nicht so vielmal stärker sein? Der alte gelähmte Marcel de Melandre mochte das fühlen; im Innern bewunderte er diese Macht, dieses Volk und schämte sich Frankreichs, das die halbe Welt hatte zu Hilfe rufen müssen, um dabei die eigene Ohnmacht einzugestehen. Und wohl zumeist diese Scham war es, daß er sein Zimmer nicht mehr verließ und in dieses auch sein Essen bringen ließ.

Dagegen war Martha Nothenau nun überall.

Sie hörte ja von deutschen Siegen.

Aber sie wollte dabei auch als deutsche Frau etwas mit beitragen.

Und in den Lazaretten, in denen die Armisten waren, die für das Vaterland ihr Blut hatten opfern müssen, erschien sie täglich, um Gaben zu bringen, Erfrischungen und andere Geschenke, um selbst bei den Operationen und beim Verbinden irgendwie mitzuhelfen.

Das war es, womit deutsche Frauen dem Vaterlande ebenso dienen konnten wie die Helben, die vor dem Tode nicht zurückschreckten.

Sie wußte, daß sie dabei immer die Unterstützung von Helene de Melandre gewann.

Auf Schloß Lorriand hatte sich Marcel de Melandre in seinem Zimmer eingesperrt; er ließ sich aus diesem nicht mehr hinausfahren, denn er wollte keinem deutschen Soldaten begegnen, die noch die Nachricht mitgebracht hatten, daß die Festung Lüttich in wenigen Tagen gefallen war, daß auch Raoul das gleiche Schicksal erreichte.

Diese war in den Tagen still geworden; meist mußte die Freundin sie suchen, denn Helene de Méandre verschloß sich auch meistens in ihrem Zimmer.

Dagegen zeigte sich Raoul de Méandre liberal.

Die schwarz-weiß-rote Fahne wehte auf dem Turme des Schlosses Lorriand.

Und ebenso bereitwillig, wie Raoul de Méandre die Franzosen empfangen hatte, so tat er es auch bei diesen neuen Gästen.

Der Stab hatte sich einquartiert, der die Kämpfe, die aber bereits jenseits der Grenze stattfanden, zu leiten hatte; zu diesem Zweck war der größte Saal des alten Schlosses eingeräumt worden, in dem nun die verschiedenen Generalstabstalten lagen, auf denen auch die geringste Truppenverschiebung eingezeichnet werden konnte. Hier arbeiteten die Offiziere, während unablässig Boten kamen, Adjutanten ansprengten, Radfahrer mit Meldungen eintrafen, Autos vorfuhren, und dabei von den verschiedenen Stellungen noch telephonische Meldungen einliefen.

Um Lorriand waren viele Truppen angehäuft, zu denen immer noch erneut Reserven kamen.

Und Raoul de Méandre gab Heu- und Strohlager; aber er übernahm auch die vollständige Verpflegung des im Schlosse liegenden Stabes, wobei er bei den regelmäßigen Mahlzeiten stets selbst anwesend war; dabei hatte er vom ersten Tage an auch seinen Weinteller zur Verfügung gestellt, hatte dies auch Martha Rothenau gegenüber getan, die aber nur für die Kranken in den nächsten Lazaretten sorgte und nur für diese so manche Flasche guten alten Rotweins aus dem Keller holte.

Da hatte Martha Rothenau im Stillen Raoul de Méandre bereits Abbitte geleistet.

Klug war derselbe immer gewesen! Er hatte nie eine bestimmte Ansicht ausgesprochen, da sein Vater ja immer noch französisch fühlte, und da er an der Grenze lebte und mit beiden Seiten in Berührung stand; er hatte jede andere Meinung laut werden lassen, ohne sich selbst festzulegen. Klug hatte er den Franzosen gegenüber gehandelt, die wohl sonst das Schloß Lorriand zerstört haben würden. Man hatte genug gehört, wie diese Soldaten in Saarburg und Dieuze gehaust hatten. Aber wie er sich nun zeigte, das mußte bei Martha Rothenau die Überzeugung werden, daß Raoul de Méandre doch deutsch fühlte.

Der Hauptmann Manfred von Hassen, der selbst dem Stabe zugeteilt war, erschien wiederholt auf Lorriand, wenn er von seinen verschiedenen Adjutantennetzen zurückkam.

Sollte sich Helene de Méandre um seinetwillen in ihren Zimmern eingeschlossen halten, um ihm nicht zu begegnen?

Martha Rothenau hatte auch noch beobachtet können, daß Raoul de Méandre mit den verschiedenen Offizieren, die im Schlosse einquartiert waren, plauderte und in entgegenkommender Weise verkehrte. Begegneten sich aber Raoul de Méandre und Manfred von Hassen, dann hatten beide für einander nur einen kurzen, schroffen, fast abweisenden Gruß.

Warum?

Hatte Helene de Méandre diesen Reiteroffizier einmal geliebt? Aber warum war sie dann die Gattin von Raoul de Méandre geworden? Warum schien zwischen diesem und Raoul de Méandre ein stummer Haß zu bestehen?

Der Schatten!

Martha Rothenau ahnte ein vielleicht tragisches Geschick, eine Geschichte, die wohl nur zwischen den dreien sich abspielt haben mußte, oder deren wirklichen Verlauf eines oder das andere von den dreien selbst nur ahnte. Sie begann zu begreifen, daß auch das Leben Konflikte zu gestalten wußte, Geschichten, die ebenso tief fesseln können, als wären sie von einem Dichter erlitten worden.

Ob sie ja diese Geschichte hören würde?

Und Martha Rothenau dachte an tiefe Leidenschaften, die die Herzen aufwühlten, die dann an Zufällen zerbrechen müssen, an Enttäuschungen, an Schuld!

Liebte Helene de Méandre den Gatten? Wenn sie an jenes damals in der Bibliothek erlauchte Gespräch dachte, dann mußte sie unbedingt daran glauben. Was hatte Helene de Méandre damals von ihm fordern wollen, was er ihr verweigert hatte?

So grübelte Martha fortwährend, ohne für irgend eine Vermutung einen festen Anhaltspunkt zu haben. Ihre Haupt Sorge war, daß die Freundin nicht glücklich sein könnte in ihrer Ehe mit Raoul de Méandre trotz aller scheinbaren äußeren Harmonie. Darum suchte sie immer nach Ursachen, ohne die Wahrheit ergründen zu können, ja später sollte sie sehen, daß sie sich in allen

ihren Vermutungen und Kombinationen getäuscht hatte. Ihre einzige Frage war nur die:

„Wie mochte das enden? Wann wird dieses Gespenst weichen?“

Das andere Gespenst? Fast hätte es Martha Rothenau veressen, sollte aber doch noch daran erinnert werden. Sie war eben wieder von einem Gange nach dem Lazarett zurückgekommen, als im unteren Korridor die alte Köchin stand, die Martha Rothenau geheimnisvoll zwinkte.

Was wollte sie?

Martha Rothenau gehorchte dem Zeichen und fragte.

„Gnädiges Fräulein, der Marquis im Mantel ist wiederum da.“

„Was?“

„Sie haben mich damals schon gefragt. Sie wissen es doch noch?“

„Allerdings. Aber wann wollen Sie denn die Erscheinung wiedergesehen haben?“

„In dieser vergangenen Nacht.“

„Iren Sie sich denn nicht?“

„Ganz gewiß nicht; er hatte wieder den Mantel und den Schlapphut; sein bartloses Gesicht war so fahl wie immer. Und auch sein weißes Haar sah ich in der Dunkelheit leuchten. Die Gestalt war so nahe an mir vorbeigegangen, daß ich sie hätte greifen können.“

„Erzählen Sie doch genau! Wann war es? Wo ist die Erscheinung aufgetaucht?“

„Ja, ich wollte heimlich nach dem — nach dem Stall; weil — weil —“

Die Köchin stockte etwas, wurde verlegen, erzählte dann aber weiter:

„Unter den Soldaten ist einer aus meiner Heimat. Und mit dem wollte ich gerne plaudern, deshalb! Sie dürfen da nicht schlecht von mir denken, gnädiges Fräulein!“

„Gewiß nicht! Erzählen Sie nur!“

„Und als ich im unteren Korridor war, da hörte ich gerade an der Ecke, die zu den großen Sälen führt, ein ganz leises Schließen von Schritten; ich war erschrocken und drückte mich in eine Ecke. Da sah ich dann an meinem Versteck den Marquis im Mantel vorbeigehen, so nahe, daß ich vor Erschrecken wie gelähmt war. Und er ging leise, als könnte sein Fuß den Boden gar nicht berühren die Treppe zum Korridor im ersten Stock empor. Dort ist er gewiß wieder in sein Bild zurückgestiegen.“

„Und Sie haben sich nicht geirrt, haben das nicht nur geträumt?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Was taten Sie dann?“

„Dann bin ich wieder in mein Zimmer zurückgelaufen und habe mich dort eingeschleiert.“

„Gut! Erzählen Sie vorerst keinem Menschen etwas davon. Auch nicht dem Soldaten aus Ihrer Heimat.“

„Nein!“

„Dann — dann werde ich einmal darüber nachdenken.“



Zum Siege auf Gallipoli.

General Liman von Sanders, der Oberbefehlshaber der türkischen Armee.

X.

Der Marquis im Mantel!

So war er wiederum erschienen! Und die Köchin hatte von jener Begegnung eine Darstellung gegeben, die an keinen Irrtum glauben ließ.

Martha Rothenau hatte sofort die Stelle aufgesucht, die dabei angegeben worden war.

Es war der Teil des unteren Korridors, in dem auch die Räume waren, die dem Generalstabe zur Verfügung standen. Von der oberen Treppe war die Köchin gekommen. Martha Rothenau fand auch die Nische, in der sie sich vor dem vorbeigehenden Gespenste versteckt hatte. Dort hatte die Erscheinung wirklich in greifbarer Nähe vorbeigekommen müssen.

Oben aber im nächsten Korridor war das Bild des Marquis mit dem Mantel.

Zweimal hatte die Köchin die Gestalt gesehen; in diesem letzten Falle war die Erscheinung so nahe vorbeigekommen, daß es kein Traum und keine Täuschung gewesen sein konnte.

Was dann?

Hatte auch sie nicht geträumt, als sie das Bild des Marquis außerhalb des Rahmens gesehen hatte, als dieser nur mit dem dunklen Hintergrund ausgefüllt gewesen war? Aber das war doch undenkbar, daß ein lebloses Bild Leben gewinnen konnte! In eine solche Möglichkeit durfte sie nicht denken.

Wie aber war denn das Geheimnis dieser Erscheinung zu lösen?

Wie?

Martha Rothenau stand wiederum wie schon so oftmals vor dem Bilde.

Auf der alten Leinwand war der Marquis Georges de Lorriand; von dieser selbst konnte er sich doch nicht lösen. Das große, schwere, in Lebensgröße ausgeführte Bild war mit schweren Klammern ebenso wie die übrigen an der Wand unverrückbar befestigt. Die alte Leinwand hatte wohl schon manche krüchtige Stellen, aber durch die Leinwand selbst konnte niemand hindurch gelangen, ein Spalt, ein Loch war nicht darinnen. Und hinter dem Bilde war doch die breite, alte Schloßmauer, die so massiv gebaut war, daß Lorriand noch Jahrhunderte überdauern konnte.

Martha Rothenau begab sich in ihr Zimmer. Dort setzte sie sich auf einen Stuhl und schaute durch das Korridorfenster hinaus zu dem geheimnisvollen Bilde des Marquis mit dem Mantel.

Das fahle Gesicht zeigte immer noch den gleichen Ausdruck.

Aber Martha Rothenau konnte sich ganz bestimmt entsinnen, daß dieses bartlose Gesicht mit dem weißen Haar dicht am Fenster gewesen und dann nach der dunklen Füllung des Rahmes zurückgewichen war, bis es wieder in der gleichen Stelle im Bilde war. Und bei dem zweiten Abenteuer war die Gestalt von rechts her gekommen und zu dem Bilde emporgestiegen.

Rein! Das war nicht zu erklären; sie selbst mochte geträumt haben und die Gestalt, die von der Köchin als der Marquis im Mantel bezeichnet worden war, hatte offenbar mit dem Bilde selbst gar nichts gemeinsam.



Der französische Flieger Garros.

Einer der tüchtigsten französischen Aviatiker. Garros, geriet in deutsche Gefangenschaft.

Im Schlosse Lorriand war eben jeweils ein geheimnisvoller, nächtlicher Spaziergänger gewesen; da dessen äußerliche Gestalt eine Ähnlichkeit mit jenem Bilde haben mußte, so waren bei Martha Rothenau Sehen und Träumen eins geworden; sie hatte die wirkliche Gestalt, die auch die Köchin beobachtet hatte, gesehen und in halbwachem Zustande dann ein Traumerlebnis fortgelebt. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Die Gefangennahme des französischen Fliegers Garros.

Am 18. April ist der bekannte französische Flieger Leutnant Garros südlich von Ingelmünster durch das Gewehrfeuer einer Bahnschutzwache zur Landung gezwungen und gefangen genommen worden. Dem Bericht des Führers der Wache, Feldwebellieutenant Schlenstedt von der ersten Kompanie des Landsturm-Infanterie-Bataillons Würzen entnimmt die Kriegszeitung der vierten Armee (Nr. 36) folgende Einzelheiten:

Gegen 7 Uhr abends erschienen zwei feindliche Flieger in großer Höhe über dem Gelände zwischen St. Katharine und Vendeledede. Der eine wurde von einer Ballonabwehrkanone beschossen und verschwand in der Richtung auf Menin. Der andere flog in nordöstlicher Linie über Vendeledede hin. In diesem Augenblick näherte sich auf der Bahnlinie Ingelmünster-Kortrijk von Norden her ein Eisenbahnzug. Kaum hatte der Flieger diesen gesichtet, als er plötzlich in einem steilen Gleitflug von fast 60 Grad aus über 2000 Meter Höhe bis auf etwa 40 Meter herunterging. Er beschrieb über dem Eisenbahnzug eine ganz kurze Schleife mit fast senkrecht stehenden Flügeln und warf eine Bombe, die

jedoch ihr Ziel verfehlte und keinen Schaden anrichtete. Sie riß 40 Meter südlich der Bahnlinie ein Loch von einem Meter Tiefe und zwei Meter Durchmesser in den Boden. Der Lokomotivführer hatte inzwischen den Zug zum Stehen gebracht. Als der Flieger in erreichbare Nähe kam, eröffnete die Bahnschutzwache auf Befehl des Feldwebellieutenants Schlenstedt das Feuer auf ihn. Zeitweise wurde er aus kaum 100 Meter Entfernung beschossen. Er versuchte nach Abwerfen der Bombe zu entkommen, stellte seinen Motor wieder an und stieg unter dem steten Feuer der Landsturmleute steil bis zu ungefähr 700 Meter Höhe auf. Plötzlich schwannte das Flugzeug merklich, das Geräusch des Motors verstummte, der Flieger setzte zum flachen Gleitflug an und ging in der Richtung auf Hulste nieder.

Der Führer der Landsturmwache nahm sofort mit einem Teil seiner Leute die Verfolgung auf. Der Flieger steckte gleich nach der Landung sein Flugzeug in Brand und flüchtete nach dem Gehöft eines Bauern in Hulst. Feldwebellieutenant Schlenstedt kam auf seinem Fahrrad als erster auf der Landungsstelle an. Nach und nach trafen außer den Landsturmleuten und einem Wachtmeister von einer Fußparkkolonne noch einige Angehörige der Kavallerie-Abteilungen in Hulste ein und halfen den Flieger suchen. Die Einwohner antworteten auf Befragen, es sei bestimmt nur ein Unfall in dem Flugzeug gewesen. Man entdeckte den Flieger hinter einer dichten Dornhecke versteckt. Er versuchte, sich noch einmal zu verbergen, indem er sich in einen Wassergraben an der Hecke duckte, wurde jedoch von den beiden Landsturmleuten Broemme und Arnold I aus dem Graben herausgezogen. Nach seinem Begleiter gefragt, versicherte er auf Ehrenwort, er sei allein im Flugzeug gewesen und habe auf dem hinteren Sitz zwei Bomben mitgeführt; sein Motor habe nur 80 Pferdekraft; bei einiger Kenntnis der Flugzeuge könne man berechnen, daß sein Apparat — ein Moran-Eindecker — keine zweite Person hätte tragen können. Trotzdem wurde von den anwesenden Soldaten noch weiter nach einem zweiten Unfallen gefahndet, während der Feldwebellieutenant mit seinen Leuten den Gefangenen abführte. Zunächst brachte man ihn nach der Ortskommandantur Vendeledede, wo er vernommen und sein Name festgestellt wurde. Er gab dort an, sein Motor sei in 700 Meter von einem Gehöft getroffen und stehen geblieben; dadurch sei er zur Landung gezwungen worden.

Frühlingsfaat 1915.

Von Leutnant Jansen, Führer einer Fliegerabwehrbatterie vor Verdun.

Der Frühling zog ins Weichland ein:
Mit Palmengrün und Schneeglöcklein,
Mit Lerchentriller und Jubelschlag.
Hell blaute der froh erwachende Tag.
Sieghaft er über die Scholle schritt,
Wohin sein Sonnenbild liebend glitt,
Wohin besäet sein Fuß nur trat:
Da fand er so felt'ne, felt'ne Saat.

Ein Hügel am andern, sonder Zahl,
Drauf stand aus mo'rgen Ästen ein Mal,
Drauf hing ein verdorrtes Winterreis,
Da schlief manch Herz, so jung und so heiß.
Ein Vöglein singt süß ein Heimatlied,
Behmütig klagt es durch Feld und Nied,
Am Weizenrain, am waldigen Fud:
Hier ruht so felt'ne, so felt'ne Saat.

Da hat der Lenz sich trauernd gewandt,
Ob der edlen Saat im weischen Land.
Schwermütig klagend, von fern rauscht's her:
„Nun hab' ich nicht Sohn, nicht Vater mehr!“
Vergilbte Worte, von Tränen befeut,
In welken Kränzen ... schrieb Weib und Braut.
Sie legte aufs Grab ein Kamerad,
Hier ruht so felt'ne, so felt'ne Saat.

Doch dann hat der Lenz, hoch aufgereckt
Die ros'gen Hände segnend gestreckt:
„Was hier gesät ward, in langen Reih'n
Das will ich der Ernte Gottes weih'n.
Du edles Saatkorn, schollenumhüllt,
Gedeihe, mit edelster Kraft erfüllt;
Dein sei der Sieg, wie dein war die Tat,
Nie sah ich so edle, so köstliche Saat.“

Und weiter schritt er durch blühenden Grund,
Kings Leben hauchend mit ros'gem Mund,
Wie der pflügende Bauer sumt und plant,
So hat er die kommende Ernte geahnt.
Auf lichterlicher Halde, im lieblichen Tal
Schirmt sie des Schwertes blühender Stahl,
Flammend in mächtiger Heidenhand.
„Gott schütze das deutsche Vaterland!“



Sprüche.

Man sage nicht, das Schwerste sei die Tat;
Da hilft der Mut, der Augenblick, die Re-
gung;
Das Schwerste dieser Welt ist der Entschluß!
Grillparzer.

Gut hat auf die Dauer nur die kraft-
volle Intelligenz. —
Wolke.

Kriegsbrot und Pumpernickel. Unser vielbesprochenes Kriegsbrot, das bekanntlich unter Zusatz von Kartoffelsoden hergestellt wird, ist von einer vorzüglichen Schmackhaftigkeit. Und wer kann wissen, ob es nicht nach dem Kriege in seiner jetzigen Beschaffenheit oder etwas anderer Zusammensetzung als Spezialität weiter hergestellt wird. Auch das unter dem Namen Pumpernickel weit und breit bekannte Schwarzbrot ist zuerst in einer mit großen Ernährungsschwierigkeiten verknüpften Zeit entstanden. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, während einer Hungersnot ließ der Rat der Stadt Osnabrück für die Armen eine Brotart aus grob geschrotetem Hirse (*panicum*) backen. Ein Brot, das zwar schwer verdaulich gewesen sein, sonst aber recht sättigend gewirkt haben soll. Um eine möglichst große Ausnutzung des Brotgetreides herbeizuführen, wurde dann auch in derselben Weise ein Brot aus grob geschrotetem Roggen hergestellt, das jedoch erheblich besser und feiner war als das „Paniculum“; dieses Brot erhielt so die Bezeichnung „bonum paniculum“. Hieraus entstand dann mit der Zeit die noch heute gebräuchliche Benennung „Pumpernickel“. Dieser Brotname, dessen Ursprung in Vergessenheit geriet, führte später zu verschiedenen sagenhaften Deutungen: So die eine, wonach der Bäcker, der dies bonum paniculum zuerst gebacken, Nikolaus Pumper geheißen haben soll; und eine andere, wonach ein durchreisender Franzose, dessen Pferd Nidel hieß, dieses grobe Brot als „bon pour Nidel“ bezeichnet habe. Der Turm in Osnabrück, in dem das Paniculum für die Armen hergestellt wurde, heißt heute noch Kernidelturm. Er ist noch gut erhalten und in bewohnbarem Zustande. Dieser nun ein halbes tausend Jahre alte stumme Zeuge aus altersgrauer Vorzeit verdient gerade jetzt die Beachtung jedes Altertumsfreundes. Er steht östlich vom Haupttor am Ende des Herrenreichswalles und bietet mit seinem zum Teil eisenumrankten grauen Gemäuer, zum Teil zwischen blühenden Bäumen versteckt, am ewig rauschenden Hasewehr einen bezaubernden Anblick dar.

Kriegssehen. Nach einer Zusammenstellung in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ ergibt sich, daß in 19 deutschen Städten mit mehr als 200 000 Einwohnern im Monat August die weitaus größte Zahl der Ehen Kriegssehen gewesen sind; beispielsweise in Berlin 80,39 Proz., in Charlottenburg 81,83 Proz., in Magdeburg 85,66 Proz., in Hannover 86,89 Proz., und in München sogar, als kriegsgeheuligster Stadt, 87,95 Proz. In den Monaten September und Oktober ist der Prozentfuß der Kriegssehen meistens stark herabgesunken

so in Berlin auf 22 und 18 Proz., in Kiel (im August 79 Proz.) hielt er sich allerdings auf 68 und 71 Proz.

Feldgraue Trommeln. Auf Anordnung des Kaisers sind jetzt sämtliche Trommelreisen für den Gebrauch im Felde grau gestrichen worden, um zu verhindern, daß das Messingmetall weithin leuchtet. Die Trommelfessel haben einen Überzug aus Helm-Überzugstoff erhalten, damit sie sich ebenfalls dem Gelände anpassen und nicht die Anwesenheit des Trommelträgers verraten.

Bierproduktion und Bierverbrauch in München. 1906 bis 1910 waren in München 23 Brauereien vorhanden. Die Biererzeugung berechnet sich auf 3 187 309 Hektoliter, die Einfuhr betrug 23 379, die Ausfuhr 1 664 481 Hektoliter, der Verbrauch

der Türken und auch ihrer Mäßigkeit im Essen zuzuschreiben, daß trotz mangelhafter Bewaffnung, Ausbildung und Verpflegung sie so lange Zeit der russischen Übermacht Widerstand leisten konnten. Auch richteten nach dem Waffenstillstand von San Stefano Typhus und Dysenterie unter den siegreichen Russen größere Verheerungen an als die durch Waffen beigebrachten Verletzungen und die Erfrierungen, während die Türken durch ansteckende Krankheiten kaum zu leiden hatten.

Der Lustulan. (Pariser Meldung.) Die Deutschen beunruhigen mit ihren entsetzlichen Manen jetzt auch die Luft. Die Lustulanen reiten auf fliegenden Pferden durch den Luftraum und werfen überall Lanzen herunter. Die Deutschen nennen einen solchen Lustulanen Zeppelin.

Die Adressen. Klein-Hilde betet jeden Abend eifrig für die Soldaten im Felde. Einmal fragt sie die Mutter: „Veten alle Kinder so wie ich?“ — „Ja, natürlich, Kind,“ sagt die Mutter. Nachdem sie ihr Gebet fertig gesprochen hat, winkt sie mit der Hand nach oben und ruft: „Lieber Gott, mein Gebet kommt aus der Potsdamer StraÙe 168!“

Im Kasernenhof. Unteroffizier (zu einem Kriegsfreiwilligen, dessen tünerische Leistungen nicht befriedigen): „Was sind Sie im Zivilleben?“ — Rekrut: „Regierungsassessor.“ — Unteroffizier: „Regierungsassessor? Da soll mir doch die ganze Regierung leid tun, wenn Sie noch nicht mal einen Schlupfstrich auf der Stelle machen können!“

Verweichtlicht. Gattin: „Hast du in der Zeitung gelesen, wie die Soldaten tagelang in den mit Wasser gefüllten Schützengraben liegen müssen?“ Hausbesitzer (zornig): „Ja, und so'n Lumpengeindel wie die Meiers im Hinterhaus beklagt sich schon darüber, daß das eine Zimmer ein bißchen feucht ist!“

Wenig eichen. Gast: „Na, Kathol, was gib's denn neues vom Kriege?“ Kellnerin: „I hab' heut' noch gar nir lesen können... aber's müssen seine Nachrichten in der Zeitung sein: Der Herr Apotheker, der hat schon beim Lesen der ersten Seite die zweite Maß.“



Herzlicher Abschied von Quartier.

Feldgraue Einquartierung nimmt von ihren französischen Wirtstenten Abschied.

1 546 207 Hektoliter oder bei 566 000 Einwohnern 274 Liter pro Jahr und Kopf der Bevölkerung. Das neue Malzausschlaggesetz brachte eine Änderung der Berechnungsweise. Bei einem Malzverbrauch von 3 487 728 Hektolitern, einer Biereinfuhr von 27 152 und einer Ausfuhr von 1 687 219 Hektol., errechnet sich ein Verbrauch von 1 827 661 Hektol. oder bei 590 000 Einwohnern 310 Liter pro Kopf und Jahr der Bevölkerung. Das letzte statistisch verarbeitete Jahr 1913 weist aus: Brauereien 22, Biererzeugung 3 637 515 Hektol., Einfuhr 21 156 Hektol., Ausfuhr 1 785 182 Hektol., Verbrauch 1 873 489 Hektol. oder bei 636 000 Einwohnern 295 Liter pro Kopf und Jahr.

Von der militärischen Tüchtigkeit der Türken hat der jetzige Krieg schon mancherlei Proben geliefert. Interessant ist angesichts dessen, was Universitätsprofessor Dr. Donath, Budapest, der den russisch-türkischen Krieg von 1877/78 als Militärarzt im türkischen Heere mitgemacht hat, aus seinen damaligen Erfahrungen mitteilt: „Zweifellos ist es zum großen Teil der Mächtigkeit

Rästel.

Der Kopf spricht:
Ich nenn' dich mein, heßt du dich auch
Rebellengleich empor,
Gehst du auch deiner Nachbarschaft
Mit jähdem Beispiel vor.

Die Trommel spricht:
Ich nenn' dich mein, denn auf mich hin
Lobst du in wildem Spiel,
Bekommt auch manche gute Haut
Durch dich der Schläge viel.

Das Meer spricht:
Ich nenn' dich mein, denn wer sich dir
Genahnt in stolzer Ruh',
Den führst du mit gewalt'ger Kraft
Schnell meiner Tiefe zu.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:

Gemach.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Berant. Redakteur
E. Kellen, Bredeneß (Rußr.). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Ferd. Beul & Kornes, Offen (Rußr.).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



AD

Nr. 22

Samstag, den 30. Mai

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

So war es! So ließ sich auch das Unmögliche erklären. Martha Rothenau war zu klug und zu mutig, um wirklich an Gespenster zu glauben.

Es blieb dann nur die andere Frage offen: Wer war jene Erscheinung gewesen?

Wer konnte dieser Nachtwandler sein? Nach Marthas eigenen Beobachtungen und den Angaben der Köchin, die doch die Gestalt schon zweimal gesehen hatte, hatte die Erscheinung in allem eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Wido; das bartlose, fahle Gesicht und das weiße Haar, das unter dem Hutrande stets hervorleuchtete.

Aber es gab doch niemand auf Lorriand — doch!

Marcel de Mélandre!
Der Alte hatte ein bartloses, fahles Gesicht und weißes Haar.

Aber Marcel de Mélandre konnte kein Simulant sein, er war wirklich gelähmt und immer in seinen Lehnhuhl gefesselt, in den ihn stets zwei Diener hineinheben mußten; er wurde überallhin gefahren und mußte auch in sein Bett gehoben werden.

Aber sonst hatte niemand auf Lorriand irgend welche Ähnlichkeit mit der geschilderten Gestalt.

Oder sollte der Gelähmte doch jener geheimnisvolle Nachtwandler sein und seine Umgebung in so frevelhafter Weise zu täuschen verstehen?

Sollte Marcel de Mélandre dieses Gelähmtsein in der Tat nur vorgeschützt haben, um jene nächtlichen Wanderungen unentdeckt ausführen zu können?

Aber zu welchem Zwecke?

Martha Rothenau konnte sich dafür gar keine Gründe ersinnen.

Und dennoch mußte diese Erscheinung ein Mensch von Leib und Blut sein. — Martha Rothenau war entschlossen, das Geheimnis dieses Gespenstes zu ergründen; sie wollte keine Furcht kennen und gerne ein paar Nächte hindurch wachen.

Sollte sie mit jemandem über ihre Absichten sprechen? Vielleicht mit Helene de Mélandre?

Nein! Ganz allein wollte sie ihre Absichten ausführen; und kannte sie selbst erst das Geheimnis, dann konnte sie immer noch mit der Freundin darüber sprechen.

Aber sie konnte diese wohl in harmloser Weise über die angebliche Erscheinung fragen, vielleicht auch über Marcel de Mélandre, durch welche Krankheit sich dieser seine Lähmung zugezogen hatte. Vielleicht fand sie dann zugleich Vertrauen und erzählte etwas von ihrer Geschichte.

Welch' kurze Zeit befand sich Martha Rothenau eigentlich auf

Schloß Lorriand und hatte dort schon so viel erlebt! Das Geheimnis des Gespenstes vom Marquis im Mantel, — die Geschichte von Helene de Mélandres Ehe, die auch ein Geheimnis barg. Der Krieg war dazwischengekommen!

Auch das Zusammentreffen mit jenem Verräter Paul Menardier durfte sie nicht vergessen, wenn dieser nun auch unschädlich gemacht worden war, da die deutschen Truppen bereits ihre Stellungen in Feindesland eingenommen hatten, und da die Franzosen jetzt sicherlich nie mehr über die Grenze eindrengen konnten.

So viele Abenteuer und Erlebnisse in so kurzer Zeit!

Martha Rothenau war nach dem Zimmer von Helene de Mélandre gekommen.

Als ihr auf ihr Pochen nicht geantwortet worden war, öffnete sie die Türe, um nach der Tante zu sehen. Helene de Mélandre war nicht im Zimmer.

Wo konnte sie sein?

Da drang aus dem angrenzenden Kabinett eine gedämpfte Stimme. Also war Helene de Mélandre dort! Deshalb hatte sie auch das Pochen nicht hören können. Aber Helene de Mélandre schien drinnen nicht allein zu sein.

Wessen Stimme aber hatte sie gehört?

Sollte sie lauschen?

Die Verhüllung lag allzunah; doch mußte sie sich nicht vor sich selbst schämen?

Jetzt vernahm sie die Stimme von Helene de Mélandre, die heller klang und deshalb deutlicher zu verstehen war; jedes Wort war für Martha Rothenau zu hören:

Ich weiß, daß der Marquis im Mantel bereits wieder durch das Schloß schleicht.

Jetzt war der Schritt von Martha Rothenau wie festgebannt. Das Gespenst! Sollte sie jetzt das Geheimnis zu hören bekommen? Sie konnte nicht zurück; sie mußte lauschen.

Die gedämpfte Stimme gab eine Antwort, die aber so undeutlich klang, daß nur ein Murren an das Ohr von Martha Rothenau drang.

Deutlich war darauf wieder die Entgegung von Helene de Mélandre zu verstehen.

„Das mußt du wissen, daß ich an keine Gespenster glauben würde, daß damit vielleicht andere auf dem Schlosse erschreckt werden können, aber nicht ich.“

„Mich konnte es auch nicht erschrecken,“ dachte Martha Rothenau, während sie fast atemlos lauschte.

„Aber ich kenne das Geheimnis des Marquis Georges de Lorriand. Und da nun mehr auf dem Spiele steht, als bisher, da nun die ernstesten Tage gekommen sind, so will ich das alles nicht mehr ertragen wie bisher.“

Wieder kam das dumpfe Murren, das nichts verstehen ließ. Aber es mußte wohl Raoul de Mélandres Stimme sein.



Generaloberst von Klud, vor seinem Hauptquartier.

„Nein! Nenne seinen Namen nicht in diesem Zusammenhange. Manfred von Hassen trägt keine Schuld. Und er ahnt wohl auch nichts von dem, was geschehen ist. Nicht um seinetwillen geschieht es, wenn ich nicht länger mehr schweige.“
Jetzt wurde auch die zweite Stimme verständlicher, die in der Erregung lauter wurde.

Du hast bisher geschwiegen und würdest dadurch zur Mitschuldigen. Du vertritt auch den Schwur vor dem Altare, durch den du alles, mit mir tragen willst und mußt.“

„Nein! den habe ich nie vergessen, denn ich habe an dich geglaubt. Und ich habe dich auch geliebt, einmal —“

„Ja! Und jetzt suchst du den anderen! Deshalb alles!“

„Du beleidigst mich absichtlich! Ich bin ihm nie mehr begegnet. Du weißt es selbst. Du weißt auch, daß ich dir treu bleiben werde, daß auch die Vergangenheit in mir begraben und vergessen bleiben wird, daß ich schweigen kann. Aber der Marquis im Mantel darf nie mehr erscheinen. Sonst — sonst vergesse ich, daß ich deine Gattin bin —“

„Du!“
„Schlage mich, wenn du auch dazu den Mut hast. Einst sah ich in allem nicht viel mehr als ein gewagtes Spiel! Jetzt aber erkenne ich, was alles bedeutet, jetzt darf ich nicht mehr schweigen.“

Die Stimme war wiederum ruhiger geworden und klang abermals gedämpft, so daß die Worte nicht mehr zu verstehen

Ob Helene de Méandre ihr die Geheimnisse verraten würde, wenn sie sie zur Rede stellte?

Nein! Helene konnte schweigen! Sie hatte es ja selbst gesagt. Jedenfalls war Martha Nothenau entschlossen, die kommende Nacht durchzuwachen.

Vielleicht erschien die Gestalt des Marquis im Mantel wiederum, dann sollte dieselbe unter allen Umständen entlarvt werden.

Nie hatte Martha Nothenau eine Nacht mit einer solchen Erregung erwartet.

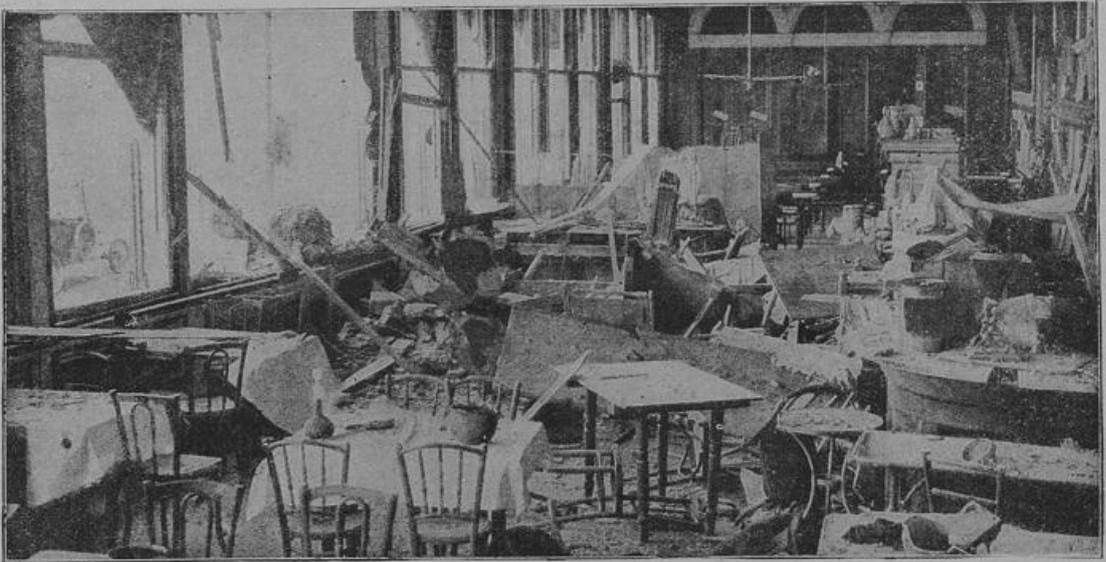
Sie hatte Müdigkeit vorgeschützt und sich bald auf ihr Zimmer zurückgezogen; dort aber hatte sie die Türe nicht versperrt, um möglichst rasch ihr Zimmer verlassen zu können, falls es notwendig werden sollte.

Ihre Geduld wurde in der Nacht aber auf eine große Probe gestellt.

Zwölf Uhr wurde es, eins, halb zwei! Und noch hatte sich nichts ereignet; die Stille der Nacht war durch kein Geräusch draußen auf dem Korridor unterbrochen worden.

Von außen her waren wohl manche Geräusche zu hören, die nicht vergessen ließen, daß der Krieg durch die Lande zog. Da trug die Stille der Nacht das ferne Donnern der Geschütze jenseits der Grenze heran; dann war das Tuten eines Autos zu hören, ab und zu ein verräucherter Puffschlag.

Im Schloß aber war alles still.



Zur Beschießung von Dünkirchen. Durch deutsche Granaten zerstörter Speisesaal.

waren. Aber Helene de Méandre's Antwort war zu hören:

„Das Gespenst war zwischen uns getreten! Und wenn es erscheint, wenn es wieder das Spiel beginnt, das du führst und in dem du allein die größte Verantwortung trägst —“

„Still! Ist nicht jemand nebenan?“

„Das hatte Martha Nothenau gehört. Sofort war sie zur Türe zurückgehuscht und durch diese auf den Korridor hinaus verschwunden; so rasch es ihr möglich war, eilte sie in ihr Zimmer, um dort über das soeben Vernommene nachzudenken.“

Erst lauschte sie noch auf den Korridor hinaus, ob sie gehört und verfolgt worden war. Da es still blieb, so setzte sie sich auf einen Lehnstuhl in ihrem Zimmer.

Was hatte sie gehört? Was wußte sie nun?

Helene de Lorriand wußte von dem Erscheinen des angeblichen Marquis im Mantel, von dem sie forderte, daß es nicht mehr geschehen dürfe. Sie kannte auch das Geheimnis! Und sie konnte drohen, daß sie vergessen würde, die Gattin von Raoul de Méandre zu sein, wenn die Gestalt des Marquis im Mantel nochmals auf dem Schlosse Lorriand auftauchen würde!

Warum? Was bedeutete diese Erscheinung?

Warum sagte sie, Raoul de Méandre trüge für diese die größte Verantwortung?

Rätsel über Rätsel!

Und mehr denn je war Martha Nothenau entschlossen, das Rätsel zu lösen.

Würde das Gespenst überhaupt noch erscheinen? Oder würde sich Raoul de Méandre nun von den Forderungen seiner Frau bezwingen lassen? Er pochte darauf, daß der Schwur vor dem Altare sie für immer an ihn fesseln mußte, und hatte sie noch eine Mitschuldige genannt.

Zwei Uhr!

Martha Nothenau saß immer noch im Lehnstuhl; sie mußte sich mit aller Gewalt gegen die Müdigkeitsgefühle wehren, die ihr die Lider schließen wollten.

Da glaubte sie draußen auf dem Korridor ein Geräusch zu vernehmen. Es war dies wie ein Nechzen zu hören, wie ein Knarren.

Auffschreckend starrte Martha Nothenau nach dem Bilde des Marquis im Mantel.

Doch das Bild war verschwunden; eine dunkle, schwarze Fläche füllte den Rahmen aus.

Jetzt träumte sie doch nicht, jetzt ganz gewiß nicht. Martha Nothenau war aufgestanden.

Nun aber zeichnete sich wiederum in dem dunklen Raum die Gestalt ab; das bartlose Gesicht und das weiße Haar schimmerte.

Dann stieg die Gestalt aus dem Rahmen des Bildes heraus. Deutlich war sie in dem Mantel und in dem breitrandigen Hute zu erkennen. Die gleiche Erscheinung wie auf dem Bilde. Und die Gestalt mußte leben, denn sie ging nun nach rechts den Korridor entlang.

Für einen Augenblick fühlte Martha Nothenau ein Frösteln. War es Furcht? Nein!

Es gab keine Gespenster! Das Rätsel aber wollte sie einmal lösen.

Rasch hastete sie auf den Korridor hinaus; da sah sie eben noch, wie die schattengleiche Gestalt des Marquis im Mantel nach der Treppe zu um die Ecke bog.

Der Rahmen des Bildes war immer noch von der undurchdringlichen Dunkelheit ausgefüllt; aus diesem Rahmen heraus war die Gestalt des Bildes verschwunden.

Martha Rothenau war nach dem Bilde hingeeilt und griff nach der Leinwand; aber sie griff in das Leere.

Wo sonst das Bild war, befand sich nun ein leerer, hohler Raum!

Das war die Lösung des Rätsels von dem Gespenst von Lorriand. Das Bild des Marquis im Mantel war eine geheime Lüre, die sich nach innen öffnen ließ. Sie war durch den Rahmen gesichert verborgen und verbarg einen geheimnisvollen Gang.

Deshalb war die Gestalt aus dem Bilde herausgestiegen. Martha Rothenau mußte sich rasch entscheiden.

Was sollte sie beginnen? Sollte sie sich in jenen geheimnisvollen Raum wagen? Oder sollte sie der Gestalt folgen? Wer war diese? Konnte die Gestalt nicht gefährlich werden, wenn sie eine Waffe mit sich führte?

Gleichviel! Rasch entschlossen eilte Martha Rothenau leise der Gestalt nach —

XI.

Manfred von Hassen traf bei der letzten Batterie ein, die in der besten gedeckten Stellung lag; dichtes Gestrüpp ließ nichts erkennen, während die Granaten unermüdlich zur feindlichen Stellung hinüberflogen.

In der Ferne waren dann die kleinen, weißen Wölkchen zu sehen, die genau anzeigten, wo die Geschosse explodierten. Der heftige Positionskampf währte nun bereits ziemlich lange.

Die Franzosen, die in wilder Flucht aus Deutschland hinausgeworfen worden waren, hatten sich hinter vorbereiteten Schützengräben, die teilweise Betondecken erhalten hatten, verschanzt, hatten also eine aufs beste vorbereitete Verteidigungsstellung bezogen und versuchten dort vorerst den Anprall des feindlichen Angriffes aufzuhalten.

Manfred von Hassen gab die Meldung des Generalstabs ab.

es gehört: Sie können kein besseres Ziel haben, wenn ihnen die Eintragungen auf der Karte zugesandt würden. Anderswo lautete es: die Stellung unserer Batterie scheint mit der gegnerischen Fährung vereinbart worden zu sein, so sicher finden uns die Granaten."

War das Zufall?

Zimmer mußte er daran denken, während er querselbem sprengte. Dabei kreuzte er eine Straße.

Reservetruppen zogen dahin, die zur Ablösung in den Schützengräben bestimmt waren. Ein Munitionspark zog die Straße entlang. Schon befanden sich alle auf französischem Boden; das war schon erreicht worden, daß sich die furchtbaren Schreden des Krieges nicht mehr auf deutscher Erde abspielten, daß der Krieg mit ganz unbedeutender Ausnahme tief ins Feindesland hineingetragen worden war. (Schluß folgt)

Der Landsturmmann.

Von Peter I. de.

(Nachdruck verboten.)

Im Laufe der Jahre war man völlig auseinandergekommen, und nach einem zufälligen Zusammentreffen wurde die Freundschaft erneuert. Sie war sieben oder acht Jahre älter als Püppi und Anni, und war eigentlich die Freundin der ältesten, jetzt verheirateten Schwester gewesen, aber sie verstanden sich sehr gut. Auf dem Wege zu Margot nahmen sich die beiden Studentinnen Anni und Püppi regelmäßig vor, die Freundin zu fragen, warum die Freundschaft mit der ältesten Schwester eigentlich aufgehört habe, aber sie vergaßen es immer wieder.



Zu den Kämpfen um Spä. Unterstände bei Sjöbba.

Der Führer der Batterie erklärte ihm darauf:

„Die uns angewiesene Stellung werden wir unmöglich besetzen können, Herr Kamerad! Es ist, als hätten die Gegner einen Einblick in unsere Situationspläne, in die Generalstabskarten. Die gegnerische Artillerie schießt mit einer Sicherheit, als wären die Entfernungen mit dem Meterstabe abgezeichnet. In dieser Deckung können wir unmöglich erpäßt worden sein und —“

Jäh unterbrach er sich: „Da! Sehen Sie selbst.“

Kaum war dies gesagt, da erfolgte ein heulendes Krachen, dann ein Aufblitzen, etwa in zweihundert Meter Entfernung unmittelbar bei einem abfeuernden Geschütz, der kommandierende Offizier des Geschützes hatte eben noch rechtzeitig das zischende Summen der Granate gehört.

Zu Boden, Deckung!

Die Kanoniere kannten die Bedeutung und waren wie Steine auf den Boden gesunken, wobei sie das Gesicht auf die Erde pressten. Die Granate sank in die Erde, dann erfolgte das Krachen, Aufblitzen, und die bestenden Splitter spritzten nach allen Seiten empor.

Aber noch rechtzeitig waren alle auf den Boden gekommen, so daß niemand getötet wurde; aber das Rad eines Geschützes war weggerissen worden.

Sofort sprangen die Kanoniere wie auf ein Kommando wieder auf; das Geschütz, das ein Rad verloren hatte, wurde durch einen schweren Baumast aufgestellt und die Kommandorufe erklangen weiter.

Nochmals wiederholte der Batterieführer:

„Bergessen Sie es nicht, wir müssen eine andere Stellung angewiesen erhalten.“

Dann sprengte Manfred von Hassen wieder weiter. Und er vergaß die Warnung nicht. Er konnte sie auch nicht vergessen, denn er hatte die gleiche Mahnung bei allen Batterien erhalten, zu denen er seine Meldung gebracht hatte. Wiederholt hatte er

„Heute habe ich etwas für Sie,“ sagte Margot beim Kaffee. „Haben Sie etwas Schönes geschrieben?“ fragte Püppi gespannt.

„Ich schriftstellere nicht,“ sagte die Journalistin lachend.

„Das Kritiken schreiben zehrt alles Positive auf. Sehen Sie die beiden Delbilder dort, die stammen von meinem Freunde, und heute hat er mir sein Selbstbildnis verehrt.“

Das Bild war von eigenartiger Auffassung. Auf Wolken thronte ein hagerer Kopf mit weichem, blonden Haar; und sonnene blaue Augen blickten durch scharfe Brillengläser.

„Der ist wohl sehr eingebildet,“ fragte Anni.

Püppi starrte betroffen auf das Bild und sagte dann langsam: „Das ist Ihr Freund.“

„Ja,“ wiederholte Margot, „das ist mein Freund.“

„Denken Sie sich schon lange?“

„Nicht so sehr lang. Er schreibt für unsere Zeitschrift allerlei Artikel über Kunst und Künster, manchmal auch ein lyrisches Gedicht. Er singt auch zur Laute.“

„Ach, das ist entzückend. Wir haben eine Freundin, die schon in Gresswald mit uns zusammen studierte und hier zu Hause ist, die singt auch zur Laute.“

Beim Abschied sagt Margot: „Kommen Sie, bitte, am Montag und bringen Sie die Freundin mit. Mein Freund, der Maler, pflegt Montags zu kommen. Seine Tage sind jetzt gezählt, denn der ungeübte Landsturm seines Alters wird in diesen Tagen ausgemustert.“

„Das ist unsere Freundin Nanna,“ sagte Anni am Montag. Bald darauf kam auch der Maler. Die Stimmung war zwar sehr ernst. Anni und Püppi sprachen von den Nachrichten, die sie von den Brüdern hatten und die, mit einem Aufatmen wurde es gesagt, noch günstig waren. Allmählich wurde der Ton leichter. Der Maler wurde genedt, weil er nicht gebiet hatte wegen seiner

Kurzschichtigkeit. Er trat vor der vierfachen Uebermacht den Rückzug an und nahm seine Laute. Nanna löste ihn ab. „Lula, lula, leia, mit dem Mandjaf willst du fliegen?; sang sie mit weichem Mezzosopran. Eine weiche, träumerische Stimmung griff um sich. Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr erhob sich Nanna hastig. „Ich darf nicht länger bleiben, die Eltern werden böse,“ sagte sie zaghaft. Die andern gingen mit. Anni und Püppi wunderten sich nachher, wie sie Krieg und alle Sorgen vergessen hatten, und an ihrem Strickzeug fast gar nicht weitergekommen waren.

Man traf sich sehr häufig. Nanna war die einzige Friedensförderin, denn sie mußte immer um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr zu Hause sein. Der Ausbruch geschah dann mit spöttischen Bemerkungen über das strenge häusliche Milieu.

Es war besonders der Maler, der glücklich in den Tag hineinlebte, auch, als er zur Infanterie festgeschrieben war und jede Stunde fortkommen konnte. Er war viel mit Anni und Püppi allein zusammen. Margot war immer so sachlich. Mit den beiden Schwestern aber konnte man über das Kleinste und Kindlichste lachen und weidlich über gemeinsame Bekannte herzeln. Nach den Gesprächen mit Margot, die alle nur denkbaren Gebiete berührten, nur nicht das tägliche Leben, hatte er ordentlich Sehnsucht nach nettischem, lächelndem Geplauder.

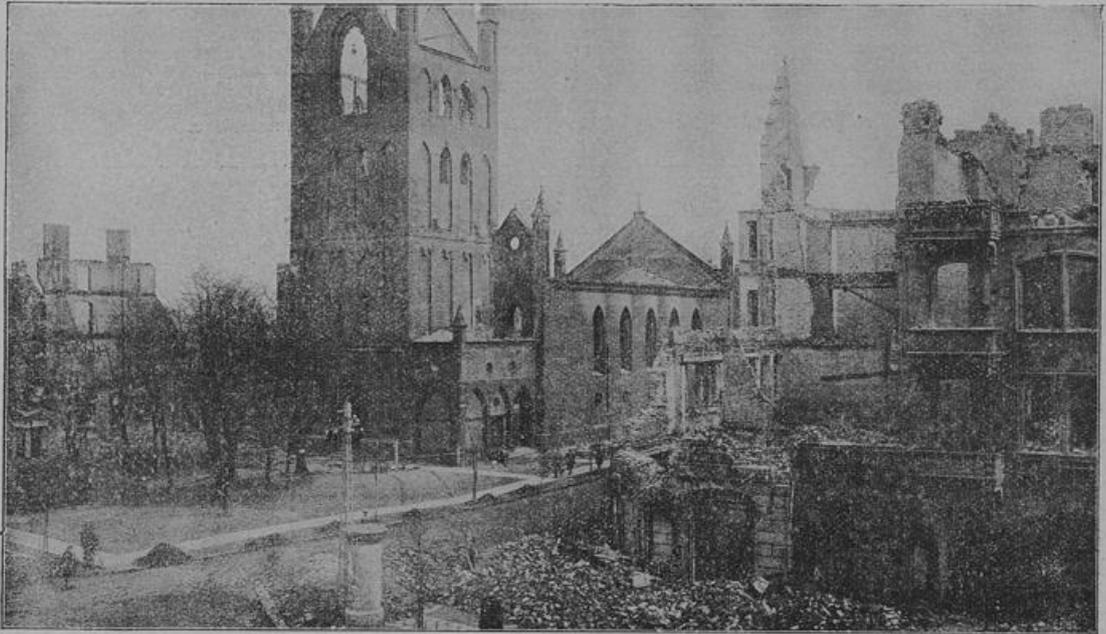
Nanna störte wieder die Feier und wippte von 9 $\frac{1}{2}$ Uhr an auf ihrem Stuhl umher. Sie wurde von dem Maler, Püppi und Anni nach Hause gebracht. Dann wanderte er mit den beiden Schwestern heimwärts. Des Nachens und Erzählens war kein Ende. Er hatte seine helle Freude daran, wie beide impulsiv und energisch Partei ergrißen, wie herrlich sie sich freuten und wie natürlich sie sich entrüsten konnten. Als er nach Hause ging, wußte er, daß sein Herz entschieden hatte, und die Erinnerung an den Blick aus zwei dunkelglänzenden Augen machte ihm das Herz bei der Abreise schwer.

* * *

Ein lustiger Briefwechsel begann. Es gefiel ihm ausgezeichnet. Er hatte Einzelquartier, und durch seine Briefe ging ein Ton wie ein Hurraruf. Die Freundinnen nannten ihn Hurrapatriot oder ihren Mustaten, baten ihn, sich ja nicht im Einzelquartier zu erkälten und schickten ihm Kopfschüler, Pulswärmer, Leibbinden und Kniewärmer. Bei den Montagszusammenkünften wurde ihm regelmäßig geschrieben. Nach der ersten Nachricht war er so entzückt, daß er in Versen antwortete.

„Liebe Kaffeeschwestern!

Die vier Damen rümpften die Nase bei dieser Anrede.



Zu den Kämpfen um Lnd: Die zerstörte Kirche in Lnd.

Auf einem Spaziergang trafen Nanna, Anni und Püppi, zufällig Margot und gingen mit zu ihr. Sie sprachen von dem Maler. Nanna schwärmte für ihn und hielt nicht damit zurück. Anni gestand, daß er ein Mann wäre, der ihr leicht gefährlich werden könnte, wenn sie länger und häufiger mit ihm zusammenkäme. Margot betrachtete sinnend das feine Gesicht der Freundin, die etwas Mütterliches im Wesen hatte, und bei deren Anblick sie häufig an Werthers Lotte dachte. Püppi warf aus den dunkeln, glänzenden Augen einen raschen Blick auf die Schwester, lehnte sich tief in den Sessel zurück und schwieg. Sollte es zum ersten Mal in ihrem Leben zu einem Konflikt zwischen ihr und der Schwester kommen? Dann möchte sie den ersten Gang in dieses Haus ungeschwunden machen.

„Sie sind zu schade für ihn,“ sagte Margot.

„Wieso?“ Klang es etwas scharf aus Püppis Sessel.

„Nun, Annis Mann stelle ich mir anders vor, mit mehr Talent zum Familienvater. Künstler sind Egoisten, die nehmen nur Rücksicht auf ihr eigenes Innenleben.“

Beim Abendbrot schellte es heftig, dann ein stürmisches Klopfen an die Tür und der Maler stand vor ihnen. Er war sehr überrascht, seine schöngeistigen Freundinnen alle beisammen zu finden. Am andern Morgen um 5 Uhr mußte er fort zum Regiment. Endlich war es so weit. Bei Ausbruch des Krieges war er von Garnison zu Garnison gefahren, um sich freiwillig zu stellen, aber alles war überflüssig. Da hatte er ruhig angefangene Arbeiten beendet und jetzt rief das Vaterland.

Es war eine frohliche Abschiedsfeier. Nur Margot saß still daneben, als wollte sie die andern in ihrer Stimmung beobachten.

Feldpost da?
Ne — famos!
Handschrift kenn ich.
Freude groß.

Der von Euch
stark flog
Kaffeetrinken —
Hier Mann hoch.

Eingefickt —
Herz gelacht —
Hier Mann hoch
Mein gedacht.

Hier Mann hoch
Gruß und Kuß —
Landsturm schneidig
Ne — Schluß.

Dazu hatte er an den Rand Illustrationen gezeichnet. Sofort wurde eine Antwort gedichtet:

Landsturmmann
Im Quartier
Feldpost triegte
Von uns vier.

Andachtsvoll
Dichtet er
Dantesverse.
Freut sich sehr.

Landsturmmann,
Werke dir,
Kaffeetanten
Paffen wir.

Wie eine geheime Abmachung trugen alle Sendungen die Unterschrift: „Gott trafe England“. — Margot wollte an einem Sonnabend nachmittag ein Manuskript zum Druck fortgeben, als ihr einfiel, daß sie Anni und Püppi verprochen hatte, es ihrer

vorzulesen, sowie es fertig sein würde. Sie packte es ein und ging zu ihnen. Wie selbstverständlich war auch Hanna dort. „Ich wollte zu Ihnen,“ begrüßte Margot diese scherzend, „aber ich dachte, hier würde ich Sie wohl am sichersten treffen.“

Sie fand für die Vorlesung ihrer kleinen Satire verständnisvolle Zuhörer, und eifrig diskutierend ließ man sich schließlich zum verspäteten Abendessen nieder. Nur Margot war schweigsam. So berebt sie in ihrem Urteil über fremde Bücher war, so wenig wußte sie über ihre eigenen Sachen zu sagen.

Plötzlich schellte es, und die vier sahen sich verduzt an. Wer mochte denn so spät noch kommen? Anni ging hinaus, fragte aber vorsichtig: „Wer ist da?“ Dumpfe Töne antworteten. „Ich verstehe nicht, wer sind Sie?“ Dumpfes Gemurmel. Plötzlich lachte Anni hell auf. „Der Mustat?“ Die Tür wurde geöffnet und lachend trat der Mustat in Felbgrau über die Schwelle. „Wie schön, daß ich Sie alle wieder zusammentreffe,“ und damit schüttelte er kräftig die Hände der Freundinnen. Er hatte sich sehr zu seinem Vorteil verändert, schien größer geworden und hatte frische, gesunde Farben bekommen. „Ja,“ meinte er, als die Freundinnen ihn darauf aufmerksam machten, „ich lebe ja auch vollständig meiner Gesundheit; ständiger Aufenthalt in frischer Luft und körperliche Bewegung.“ Anni war ratlos.

„Hätten Sie doch vorher geschrieben, jetzt haben wir gar nichts besonderes zum Abendbrot.“

O, der Abendbrotlich machte auf einen armen Mustaten einen direkt fürstlichen Eindruck. Man tafelte vergnügt weiter. Anni fühlte sich in ihrer mütterlichen Fürsorge etwas getränkt,

mit einem bescheidenen „guten Tag, Herr Direktor“ in das Nebenzimmer begeben, wo sie für gewöhnlich mit einigen Kolleginnen arbeitete, als der alte Herr, der wegen seiner stets gleichbleibenden Freundlichkeit bei allen Angestellten recht beliebt war, sie nochmals zurückrief.

„Sie könnten mir einen Gefallen tun, liebes Fräulein,“ meinte er mit einer Höflichkeit, die ihm offenbar zur zweiten Natur geworden war. „Ich habe hier einen dringenden Brief, den ich eigentlich schon heute morgen befördern lassen wollte. Ich vergaß es jedoch. Bitte liefern Sie ihn doch an Ort und Stelle ab. Die genaue Adresse steht hier auf dem Umschlag. Am besten, Sie benutzen die Linie 69, die Sie bis vor die Tür bringt. Das Fahrgehalt will ich Ihnen auch gleich aushändigen. So — und, da wir nur bis fünf Uhr Dienststunden haben, lohnt es sich nicht mehr, daß Sie noch einmal in das Bureau zurückkommen. — Ade denn also, Fräulein Manfred.“

Wenige Minuten später stand Grete Manfred auf der Straße. Vor den Stößen des scharfen Herbstwindes, der staubaufwirbelnd über den Fahrdamm hinfuhr, knöpfte sie das Jackett ihres dunkelgrauen Kostüms, das trotz mancher kleiner Schäden die Eigenheit der Vestlerin deutlich verriet, fester zu und begab sich dann nach der nächsten Haltestelle der Straßenbahn. Im Stillen war sie ihrem Chef, dem gütigen Direktor Grünwald, so recht von Herzen dankbar, daß er ihr heute wieder einmal zwei freudig begrüßte Freiskunden verschafft hatte. Denn den Brief hätte er doch auch durch einen der vielen Boten, über die die Gesellschaft verfügte, bestellen lassen können. Daß er sie mit diesem Auftrag betraute,



Deutsche Infanterie auf dem Marsche durch ein Karpathendorf.

denn der Feldgrane genoß fast nichts. Der war froh, Püppi gegenüber zu sitzen und ihr noch einmal in die dunklen Augen blicken zu können, ehe es in den Schützengraben ging.

Am Sonntag machte er Margot nur einen kurzen Besuch. Es zog ihn zu Püppi und Anni. Köstliche Stunden verlebte er dort, und er geriet in Verjüngung, Püppi zu sagen, wie es um ihn stand. Er wollte warten bis nach dem Arteege. Aus ihren Augen sprach soviel Liebe und Verständnis. Er war ihrer gewiß. Bald kam der Frühling und bald mußte sich alles, alles wenden. Voll froher Hoffnung nahm er Abschied.

Einige Tage später hatte Püppi das Telegramm in der Hand: „Wir rücken aus. Letzte Grüße.“ Mit einem frohen Ausdruck der Hoffnung in den Augen reichte sie es Anni. Die streckte in liebevollem Verständnis mit einem feinen Lächeln der Schwester die Hand entgegen.

„Du bist ein furchtbar anständiger Mensch,“ sagte Püppi.

Der Kassenbote.

Kriminalerzählung von W. K a b e l.

(Nachdruck verboten.)

„So — das wäre erledigt,“ sagte der Direktor der juristischen Abteilung der großen Lebensversicherungsgesellschaft zu dem jungen Mädchen, dem er soeben einen längeren Bericht auf der Schreibmaschine diktiert hatte.

Grete Manfred, eine zierliche Blondine mit einem feinen, sympathischen Gesichtchen, packte daraufhin die fertigen Blätter zusammen, stülpte den Deckel über die Maschine und wollte sich

war doch sicherlich nur aus dem Grunde geschehen, um ihr eine kleine Erholung zu gönnen. Direktor Grünwald schätzte sie als pünktliche, gewandte Arbeiterin. Das wußte sie. Schon oft hatte er ihr ähnliche Beweise seines wohlwollenden Interesses gegeben, durch die sie aber nicht etwa selbstbewußter geworden war, sondern nur zu noch gewissenhafterer Pflichterfüllung angespornt wurde.

Nachdem sie den Brief abgeliefert hatte, machte sie sich zu Fuß auf den Heimweg. Die Wohnung ihrer Eltern lag keine Viertelstunde entfernt, und da wollte sie den frischen Herbstnachmittag noch zu einem kurzen Spaziergang benutzen. Wie sie dann gerade den Bischofsplatz, auf dem große Scharen lärmender Kinder umhertollten, überquerte, wurde sie von einem jüngeren Manne angerufen, der auf einer der Bänke in der Nähe des Springbrunnens gesessen hatte.

„Wo kommst du denn jetzt her?“ fragte Fritz Manfred forschend und streckte ihr zum Gruß die Hand entgegen, in die sie jedoch nur widerwillig einschlug. Er bemerkte ihre zögernde Bewegung nur zu gut. In sein blaßes, verlebtes Gesicht trat ein höhnischer Ausdruck.

„Du kommst mir schon ruhig, wie sich unter Geschwiftern gehört, guten Tag sagen, besonders wenn man sich seit Wochen nicht gesehen hat,“ meinte er spitz. „Oder gehörst du auch zu den Menschen, die einem reuigen Sünder einen Fehltritt nie verzeihen? Zu deiner Beruhigung will ich dir nur gleich sagen, daß ich das alte Hummelleben, nachdem Vater mich als ungeratenen Sohn vor die Tür gesetzt hat, aufgegeben habe und mir seit einem Monat bei dem Spediteur Engelle als Kutscher mein Brot redlich verdiene. Dort kann ich jetzt wenigstens meine Vorliebe für Pferde, die ich früher leider meistens auf Rennplätzen huldigte, praktisch betätigen.“

Sie waren inzwischen in eine stille Seitenstraße eingebogen und gingen langsam nebeneinander her. Grete hatte sich nach der ersten Ueberraschung inzwischen wieder so weit gesammelt, daß sie jetzt an den Bruder die Frage richten konnte, die sich ihr notwendig aufdrängen mußte.

„Kutscher bei der Expeditionsfirma Engelke? Und da gehst du jetzt schon nachmittags vier Uhr in deinem besten Anzug wazieren?“ meinte sie misstrauisch.

Er runzelte ärgerlich die Stirn. „Ich hatte auf dem Bezirkskommando zu tun,“ erwiderte er barschen Tones. „Da habe ich mir von Mittag an freigenommen. Ich sollte am 15. Oktober die Kontrollversammlung mitmachen, was aber unmöglich ist, da wir im Geschäft um die Pflanzzeit stets alle Hände voll zu tun haben. Deine Zweifel an meiner Aufrichtigkeit sind also höchst überflüssig. Meinetswegen erkundige dich doch bei Engelke, ob ich dort nicht schon vom Ersten ab arbeite.“

Gretes Argwohn war nun wirklich zerstreut.

„Ich glaube dir ja, Fritz,“ meinte sie freundlicheren Tones. „Daß man nicht sofort alles für bare Münze nimmt, was du sprichst, kannst du einem nach den Erfahrungen, die wir mit dir gemacht haben, wohl nicht verargen. Aber ich will dich nicht tranken. Wenn einer über diese Verringerung zum Besseren in deiner Lebensführung von Herzen froh ist, so bin ich's. Auch den Eltern will ich davon erzählen. Hat Vater erst gesehen, daß es Dir mit dem neuen Lebenswandel wirklich ernst ist, so wird er sicherlich alles Gemeinere gern vergessen. — Wo wohnst du denn jetzt eigentlich, Fritz?“ fuhr sie nach kurzer Pause fort, als er auf ihre letzte Be-

maschine eine andere Serie frisch gebundener Bücher zu beschneiden. Man merkte es seinem ganzen Aeußeren an, daß das Leben ihm hart mitgepielt und keine Enttäuschungen erspart hatte. Seine gebückte, fast schon greisenhafte Haltung, die träben Augen und die leicht zitternden Hände redeten eine deutliche Sprache. Wie jetzt seine Tochter ihn mit warmer Herzlichkeit begrüßte und ein unterwegs gekauftes Päckchen Tabak vor ihn hinlegte — auch Frau Manfred war mit einer Dute billigen Konfekts bedacht worden — flog ein frohes Leuchten über sein weltes Antlitz.

„Kind, Kind, wie leichtsinnig!“ wehrte er, allerdings mit freudigen Augen, ab.

„Laß nur, Vater,“ sagte sie, ihm zärtlich den Arm auf die Schulter legend. „Auf die eine Mark kommt es mir wirklich nicht an, zumal ich — ja denkt euch! — wieder Zulage bekommen habe — ganze zehn Mark! Ich sehe mich jetzt am besten von allen Tippdamen bei uns.“

Damit holte sie ihre Börse hervor und zählte vierzehn blanke Goldstücke auf den Arbeitstisch hin, von denen sie dann zwölf der Mutter in die Hand drückte — ihren Beitrag gemeinsamer Wirtschaftsführung.

„Was, Vater, wenn wir nicht die Grete hätten,“ sagte Frau Manfred ganz gerührt und schloß das Geld in ein kleines Kästchen ein, welches sie dann zwischen einigen großen Wäschestücken in der obersten Kommodenschublade verbarg. „Rachher will ich gleich zum Hausverwalter gehen und die Miete bezahlen,“ meinte sie, zu ihrer Arbeit zurückkehrend. „Von diesem Monat ist auch



Oesterreichische Bagagewagen.

merkung nicht gleich etwas entgegnete. — „In der Kleiststraße 33 bei einer Witwe,“ antwortete er bereitwillig. Und dann begann er ganz begeistert zu erzählen, wie er bei Engelke die seiner Dohut anvertrauten Pferde bereits in diesen vier Wochen prächtig aufgefüttert habe, sprach auch von seiner sonstigen Tätigkeit, die seiner Schilderung nach anstrengend genug sein mußte. Als dann auch dieses Thema erschöpft war, begann er sie nach dem Ergehen der Eltern und ihrer gemeinsamen Bekannten auszufragen.

„Ich fühle mich manchmal doch recht einsam, seit ich von euch fort bin,“ meinte er im Laufe des Gesprächs. „Auch das Essen in der Kneipe schmeckt mir nicht. Vielleicht erlaubt Vater, daß ich wieder zu euch zurückziehe. Du kannst ja mal sehen, wie er darüber denkt. Vielleicht schreibst du mir gelegentlich ein paar Zeilen. Verlaß nicht: Kleiststraße 33 bei Witwe Lederer, — ja, Lederer. Was ich fragen wollte, wie sieht eigentlich Deine Sache mit dem Ernst Hartung. Will dessen Mutter noch immer nichts von eurer Verlobung wissen?“

Grete seufzte traurig auf. „Frage lieber gar nicht danach. Ich fürchte, dieser Herzenswunsch wird mir nie in Erfüllung gehen.“ Er begann schnell von etwas anderem zu sprechen. So viel Zartgefühl schien er doch zu besitzen. Erst in der Nähe der Pionierstraße, wo der Buchbindermeister Manfred in einem Gartenhaus eine Zweizimmerwohnung seit Jahren inne hatte, trennten sich die Geschwister dann mit beinahe herzlichem Händedruck. —

Als Grete das zugleich als Arbeitsraum dienende Wohnzimmer betrat, fand sie die Eltern wie immer in eifrigster Tätigkeit an. Die Mutter, eine corpulente, kleine Frau mit mildem, schnell gealtertem Gesicht, hantierte mit dem Kleistervinzel herum und bestrich die Rücken der in große Rahmen eingespannten, noch defekteren Bücher. Der alte Manfred war eben dabei, mit der

noch ein Rest von zwölf Mark geblieben. Dann brauche ich mich nicht mehr jeden Tag mahnen zu lassen, und die Hartung von nebenan wird mich nicht mehr so höhnlich anlächeln, wenn sie mir auf der Treppe begegnet — die aufgeblasene Person! Als ob wir nicht ebenso ehrlich schufteten wie sie! Daß Vaters Krankheit uns in Schulden gebracht hat, dafür können wir doch nichts!“

Das junge Mädchen hatte sich inzwischen ein einfaches Hauskleid übergeworfen, eine große Schürze vorgebunden und half jetzt der Mutter, die die gehefteten Bücher in die Dedel einzuflecken begann. Hierbei erfuhren die Eltern dann auch von der Begegnung mit Fritz auf dem Bischofsplatz.

„Wenn der Junge sich wirklich wieder an ordentliche Arbeit gewöhnt hat,“ meinte Meister Manfred bedächtig, „so habe ich nichts dagegen, daß er zu uns zieht. Erst wollen wir aber noch abwarten. Solche Anläufe zur Besserung hat er bereits ein paar Mal gemacht. Leider hielt's nie lange an. Aber hoffen wir das Beste.“

Nach einer Stunde fleißigen Schaffens begab sich Frau Manfred dann zu dem Hausverwalter hinab. Es dauerte eine geraume Weile, bis sie zurückkehrte. Und ganz aufgeregert war sie, als sie wieder ins Zimmer trat. Neben der Mietsquittung hielt sie eine Zeitung in der Hand.

„Ein Unglück, Grete — Ernst Hartung —“ Ihr verlagte vor Erregung die Stimme.

Schon hatte das junge Mädchen ihr die Zeitung förmlich aus der Hand gerissen.

Das wurde ein trauriger Abschluß dieses bisher so gut verlaufenen Tages. . . .

Der alte Monteur Hartung kloppte nachdenklich den Tabak in seiner kurzen Peise mit dem Daumen fest. Dann tat er einige schnelle Züge, daß der glimmende Brand leicht knisternd weiterkrah, und schaute nun, leicht den Kopf schüttelnd, zu seinem Sohne hinüber, der ihm gegenüber am Tische unter der brennenden Hängelampe saß.

„Trotzdem werden sie's dir nicht glauben, Ernst. Sie tun nur so. Und immer werden sie hinter dir her sein, dich belauern und jeden deiner Schritte bewachen.“ Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Daß auch gerade dir das passieren mußte . . . was wird nur die Mutter sagen.“

Ernst Hartung, der um den Kopf einen festen Gazeverband trug, so daß von seinem vollen krausen Haar nichts zu sehen war und sein Gesicht unter dieser weißen Kappe krankhaft bleich erschien, schaute mühsamer vor sich hin. „Ich hoffe, die Mutter wird von meiner Schuldlosigkeit ebensoviele fest überzeugt sein wie du,“ meinte er dumpf. Und dann redete er in plötzlich aufblühender Erregung die Arme aus und knirschte zwischen den Zähnen hervor: „Wenn ich den Kerl hier zwischen meinen Händen hätte, der mir das angetan, ich würde ihn . . .“ Er stotte und griff mit der Hand nach dem Hinterkopf. Ein wütendes Stechen in der Wunde mahnte ihn, daß er sich vorläufig möglichst ruhig verhalten müsse.

Der Alte rauchte schweigend vor sich hin. Es gab über die traurige Geschichte auch kaum noch etwas zu besprechen. Seit er vor einer Stunde aus der Fabrik heimgekehrt war, hatten sie ja von nichts anderem geredet.

Ernst Hartung nahm jetzt zum so undsovielten Male die Zeitung zur Hand und überließ wieder Wort für Wort den gesperrt gedruckten Artikel auf der ersten Seite. „Ueberfall auf einen Kassenboten“ — 23 500 Mark geraubt“ stand da auffallend groß als Ueberschrift. Und darunter:

„Als heute mittag gegen elf Uhr der Kassenbote Ernst Hartung der Volkereigroßhandlung Warnach auf einem Geschäftsgange den dunklen Flur des Hauses Winterfeldstraße 24 passierte, wurde er von einem unerkannt entkommenen Täter von hinten zu Boden geschlagen und der Ledertasche beraubt, in der sich 23 500 Mark in Papiergeld und Gold befanden. Der Kassenbote hatte eine nicht unbedeutende Wunde am Hinterkopf davongetragen und mußte auf die nächste Polizeistation geschafft werden, wo er sich jedoch bald erholt.“ Dann folgten in kleinerem Druck folgende nähere Angaben. „Zu dem auffeherregenden Raubansfall erfahren wir noch verschiedene Einzelheiten. Die Firma Warnach unterhält in der Stadt 23 Filialen. Dem dort beschäftigten Personal wird das Gehalt am letzten des Monats durch den Kassenboten der Firma, Ernst Hartung, ausbezahlt. Dieser steht seit vier Jahren bei der Volkereigroßhandlung in Dienst und erfreut sich des vollsten Vertrauens seines Chefs. Wie regelmäßig jeden Monat sollte er auch heute vormittag die Filialen aufsuchen und die Gehälter

den Angestellten gegen Quittung aushändigen, außerdem auch noch einige größere Einzahlungen bei der Post erledigen. Im ganzen bekam er 23 500 Mark mit, die er in eine mit einem Riemen zum Umhängen versehene verschließbare Ledertasche packte. Um sich den Weg nach der nächsten Filiale abzukürzen, benutzte er einen Durchgang von der Bleibtreu- nach der Winterfeldstraße, der über den Hof der Speditionsfirma Engelle und weiter durch das Haus Winterfeldstraße 24 führt. Als er den langen dunklen Flur dieses alten Gebäudes passierte, erhielt er plötzlich von rückwärts einen starken Schlag auf den Kopf, so daß er für Sekunden die Besinnung verlor und kraftlos gegen die Wand taumelte. Diesen Moment benutzte der Angreifer, durchschnitt den Lederiemen und eilte mit der wertvollen Tasche davon. Als Hartung sich so weit erholt hatte, um Hilfe herbeirufen zu können, war der Täter längst verschwunden. Herbeieilende Einwohner des Hauses benachrichtigten die Polizei, die dann den noch immer halb betäubten Kassenboten nach der nächsten Revierwache

brachte, wo ein Arzt ihm die etwa 7 cm lange Wunde am Hinterkopfe vernähte. Gleichzeitig wurden die Recherchen nach dem Täter mit allem Eifer aufgenommen, die jedoch bisher ohne Erfolg geblieben sind. Man steht in diesem Falle insofern vor einem Rätsel, als es vorläufig völlig unerklärlich ist, nach welcher Seite hin sich der Räuber auf seiner Flucht gewandt haben kann. Denn auf dem Hofe des Speditionsgeschäftes waren um die betreffende Stunde mehrere Arbeiter mit dem Reinigen der Möbeltransportwagen beschäftigt. Sie haben aber mit Ausnahme des Kassenboten Hartung einen Fremden eben so wenig über den Hof gehen sehen, wie die Steinleger, die gerade vor dem Hause Winterfeldstraße 24 den Bürgersteig ausbesserten, einen Mann bemerkten, der zu der fraglichen Zeit aus der Haustür von Nummer 24 trat. Und nur diese beiden Wege hätte der Täter benutzen können. Auch sonst sollen noch mehrere Momente vorliegen, die dringend der Auf-

klärung bedürfen. — Hartung ist, nachdem er sich genügend erholt hatte, sofort von einem Kriminalkommissar vernommen worden, konnte aber nichts wesentliches mehr angeben. Anscheinend zieht die Polizei jedoch seine Angaben stark in Zweifel, zumal die Wunde an seinem Hinterkopfe eine so merkwürdige Lage hat, daß sie nach Ansicht des Arztes kaum von einem von rückwärts geführten Schlage herrühren kann. Jedenfalls darf man auf den Ausgang der weiteren polizeilichen Untersuchung recht gespannt sein. Die Firma Warnach teilt uns noch kurz vor Redaktionsschluss mit, daß sie auf die Ergreifung des Täters und für die Wiederherbeischaffung des Raubes eine Belohnung von 500 Mark aussetzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Kaisers edle Tat an einem Kriegsgefangenen.

Mutter, Mutter, laß mich ziehen!
 Immer werd ich für dich beten,
 Daß der liebe Gott dich schütze
 In Gefahr und Kriegesnöten.

„Mag die Trennung dich auch schmerzen,
 Fest sind unsrer Liebe Bande.“
 Also sprach ein edler Jüngling
 Aus dem welschen Frankenlande,

Als er ihr zum letzten Male
 Tiefgerührt die Hände reichte,
 Und sie tröstend dann umarmte
 Sie die schmerz- und gramgebeugte.

Und der Jüngling zog von dannen,
 Ward dem Heere eingegliedert;
 Hat die Liebe seiner Mutter
 Stets durch treuen Dienst erwidert.

Doch die Mutter blieb untröstlich,
 Daß der gute Sohn geschieden:
 Ihres Alters ein'ge Stütze,
 Ihres Lebens Glück hienieden.

Tage, Wochen, Monde schwinden;
 Schier unendlich will's ihr scheinen.
 Schon verjagen ihre Kräfte
 Unterm Druck der Seelenpeinen.

Zwar versucht sie im Gebete
 Trost und Stärkung zu erringen;
 Doch die Leidensglut steigt höher,
 Bringt das Herz fast zum Zerpringen.

Wie die Jüge sich verdüstern!
 Ihre Seele todeschaurig.
 Ach wie ist ihr einsam Leben
 Fast schon zum Verzweifeln traurig!

Bald ergreift das Schnuchtsfieber
 Auch die zarte Körperhülle,
 Fesselt sie ans Schmerzenslager.
 Ringsumher winds todesstille.

Und zu ihrem Krankenbette
 Lenkt der Arzt nun seine Schritte;
 Lauscht auf ihres Herzens Pulsschlag,
 Hört heraus die heiße Bitte:

„Schick den Sohn, den vielgeliebten,
 Daß ich ihn ans Herz kann drücken;
 Er allein wird Rettung bringen
 Und mich wieder hochbeglücken.“

Was die Mutter heiß ersuchte,
 Schrieb man also ihrem Sohne;
 Hoffend, daß der Kindesliebe
 Wolne Freiheit würd' zum Lohne.

Fern der Heimat hört der Jüngling
 Tieferschüttert solche Kunde;
 Und sie schlug dem treuen Herzen
 Wieder eine schwere Wunde.

„Könnt ich doch die Mutter retten!“
 Seufzt er voller Angst und Bangen.
 „Ach sie würde bald genesen
 Wär ich nur nicht Kriegsgefangen!“

Da, ein rettender Gedanke
 Scheucht der Seele banges Jagen:
 Ja, dem edlen deutschen Kaiser
 Darf getrost sein Leid er klagen.

Also legt er seine Bittschrift
 Vor des Thrones Stufen nieder:
 Jedes Opfer möcht er bringen,
 Sah' er nur die Mutter wieder.

Auch sein Wort gibt er zum Pfande,
 Daß er werde wiederkehren;
 Majestät mög' drum entscheiden,
 Und die Bitte ihm gewähren.

Nicht vergeblich ist sein Flehen;
 Gnädigt ward's ihm zugestanden;
 Und so fügte Kaiser Wilhelm,
 Daß sich Sohn und Mutter fanden.

Edler Sproß der Hohenzollern
 Setzt Lieb dem Haß entgegen;
 Wie beschämt du deine Feinde,
 Die verlogen und verwegen

Stets dein hehres Bild begeistern!
 Träger einer Dornenkrone,
 In dem heil'gen Freiheitskampfe
 Führt dich Gott durch Leid zum Lohne!

S. Solinus

klärung bedürfen. — Hartung ist, nachdem er sich genügend erholt hatte, sofort von einem Kriminalkommissar vernommen worden, konnte aber nichts wesentliches mehr angeben. Anscheinend zieht die Polizei jedoch seine Angaben stark in Zweifel, zumal die Wunde an seinem Hinterkopfe eine so merkwürdige Lage hat, daß sie nach Ansicht des Arztes kaum von einem von rückwärts geführten Schlage herrühren kann. Jedenfalls darf man auf den Ausgang der weiteren polizeilichen Untersuchung recht gespannt sein. Die Firma Warnach teilt uns noch kurz vor Redaktionsschluss mit, daß sie auf die Ergreifung des Täters und für die Wiederherbeischaffung des Raubes eine Belohnung von 500 Mark aussetzt.“



Sprüche.

Nicht der hat seinem Sohn den besten Dienst erwiesen, der ihm Millionen hinterläßt, sondern der ihn mit den nötigen geistigen Gaben ausgestattet hat.

Jede Person hat zwei Erziehung: die eine, die sie von anderen erhält, und die andere, die wichtigere, die sie sich selbst gibt.

Die russischen Truppen im eigenen Land.
Eine Straßburgerin, die auch noch nach Kriegsbeginn in Rußland als Erzieherin

wurden diese Uraltosjaken von einem starken Gendarmereiaufgebot scharf überwacht, um Ausbreitungen vorzubeugen, und maßgebende Offiziere versicherten, jenseits der Grenzpfähle gebe man diesen Vorden die Weisung: „Schlagt alles tot, brennt alles nieder!“ Die Weisung haben sie dann ja auch getreulich befolgt, nur hat man ihnen nicht lange Zeit dazu gelassen.“

Das größte Bewässerungswerk Amerikas. Die Bauarbeiten des Staudammes „Elephant Butte“ in Neu-Südmeriko, 130 km nördlich von Las Cruces, nähern sich rasch dem Ende, und für diesen Frühling war die Füllung des Staubeckens in

986 510 800 cbm Wasser. Die Bewässerung des durch dieses Werk versorgten Landes wird ein Höchstmaß von 739 875 600 cbm erfordern; das einmal angefüllte Staubecken wird also jeder Möglichkeit gewachsen sein und eine ausreichende Wassermenge enthalten, um die ganze Gegend bei äußerster Dürre über zwei Jahre lang zu bewässern.

Aus einem Feldpostbrief. „Liebe Mami. Schide mir keine so lange Hartwurst mehr; als ich davon abbiß, wurde mir die Hälfte abgeschossen.“

Aus der Schule. „Hat ener Mathematikprofessor auch mit euch über den letzten



Die Russen bei den Aufräumarbeiten in Ortelburg.

tätig war, erzählt über die ersten Kriegswochen, die sie auf dem Schloßgut einer russischen Herrschaft verbrachte. „Mich verschonte man zunächst um der russischen Kinder willen, und weil auch der hier zutändige Priester „beste Beziehungen“ von jeher zur Gutsherrschaft unterhielt. So konnte ich also, sonst ganz unbelästigt, an Ort und Stelle verweilen. Dabei bot sich reichlich Gelegenheit, die auf der Heerstraße dahinziehenden Truppen zu sehen, die schon längst die Pferde des Gutes, sowie dessen gesamten Viehbestand fortgeführt hatten. Ganz strupellos fingen die Kosaken unser Federvieh ein, drehten den Hühnern, Enten und Gänsen den Hals um und nahmen den sehr erwünschten Braten mit. Weit schlimmer trieben es allerdings die „Dunkelhäuter“ aus Zentralasien, die schon hier, noch im Russenreich, rücksichtslos ihre eigenen Quartiere ausplünderten in der Meinung, dieser kultivierte Landesstrich liege gewiß schon jenseits der Grenze. Auf ihrem ganzen Marsche

Aussicht genommen. Es ist dies das größte Bauunternehmen, das der landwirtschaftliche Bodenverbesserungsdienst der Vereinigten Staaten bisher hat aufzuführen lassen. 72850 Hektar, die meistens in Neu-Meriko und Texas liegen, werden dank diesem Unternehmen bebaut werden können. Der Staudamm durch den Rio Grande wird eine Länge von 366 m und eine Maximalhöhe von 65,53 m erreichen; zu seiner Herstellung werden 420 500 cbm Mauerwerk benötigt; 12 große Wasserdurchlässe werden in ihm angelegt werden und ein 5,5 m breiter Weg wird ihn überschreiten. Der Stausee wird 42 km lang sein, 16 188 Hektar bedecken und 3 918 652 000 cbm Wasser enthalten. Die größte Tiefe des Wassers am Stauwert wird sich auf 58,82 m belaufen, die durchschnittliche Tiefe auf 20,12 m. Der Gesamtkostenpreis wird 29 736 800 Mark betragen. Der Rio Grande liefert an der Stelle, wo der Damm gebaut worden ist, jährlich

großen Hindenburgsieg gebrochen?“ — „Ja, anfänglich wars ganz nett, aber dann haben wir die Kubikwurzel aus der Gefangenenzahl ziehen müssen.“

Rätsel.

(Vier Silben.)

Aus meinen leichten Fäden webst du
Der Langeweile Sterbekleid.

(Drei Silben.)

Nach mir mit allen Kräften strebst du,
Weil Leben stets Vernichtung scheut.

(Zwei Silben.)

Bewahre mich; nur dann erhebst du
Dich liegend über Glück und Leid!

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Wirbel.

Verbot. Aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Besch vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Kellen, Bredeneß (Mähr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kocern, G. S. n. (Mähr.).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 23

Sonntag, den 6. Juni

1915

Schloß Lorriand.

Roman von Matthias Biank.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Durch ein kleines Dorf führte der Mitt der Reiteroffizier, das letzte französische Dörfchen vor der Grenze.

In diesem waren große Truppenmassen einquartiert, die Feldküchen befanden sich dort, Proviantkolonnen, Feldschmieden, eine Note-Artzenstation.

Im Durchreiten bemerkte Manfred von Hassen einen bayrischen Landwehrosoldaten mit ungepflegtem, dichtem Vollbart, der vor einer ärmlichen, zerfallenden Hütte auf Steintrufen hockte und auf seinem Schoß ein paar magere Kinder sitzen hatte, mit denen er den ihm zugewiesenen Stäffer und das Brot teilte.

So waren die Helden, die Deutschlands Siege erstreiten würden, so waren sie alle. In der Haut und im Auge den wilden Jungfrauen, wenn es zum Sturm gegen den Feind ging, dann aber im Quartier die Träumer, die gutherzigen Menschen, die mitfühlten, daß Frauen und Kinder am Elend des Krieges schuldlos sind.

Die Barbaren!
Sahen so Barbaren aus, wie die Deutschen von ihren Feinden genannt wurden?

Wie hatten dagegen die Feinde, in Lothringen gehaust, ehe der Sturm sie hinausgeschleudert hatte!

Das war ein Augenblicksbild, eine friedliche Episode gewesen; er erinnerte sich aber unwillkürlich wieder an die Szene, als die Granate bei dem Geschütze eingeschlagen hatte.

Damit aber kam zugleich die Erinnerung an das andere: so sicher waren die Geschütze der Feinde eingestellt, als müßten sie alle Stellungen kennen.

Konnte ein Marcel in Betracht kommen?

Da und dort waren schon Spione entdeckt worden; mit Lichtern waren den Feinden bei Nacht schon Zeichen gegeben worden. Manche Harmlosigkeit war oftmals nicht ohne Bedeutung. Aber wenn auch hier und da ein einzelner Spion in Betracht kam, aber eine einzelne Stellung erschließen hatte, so war es doch höchst sonderbar, daß Manfred von Hassen von allen Batterien die gleichen Mitteilungen erhalten hatte.

„Als schauten die Feinde über eure Schultern hinweg in die Stabsarten.“ So hatte ein Offizier befunden.

Vollständig ermüdet, nachdem Manfred von Hassen noch

mehrere Aufträge zu erledigen gehabt hatte, war er endlich auf dem Schloß Lorriand eingetroffen.

Er erkrankete beim Stabe Meldung.

Der führende General hatte erst eine Weile geschwiegen; dann antwortete seine scharfe Stimme:

„Das fühle ich auch! Aber wo, — wo steht der Verrat? Natürlich werden für die Batterien morgen neue gedeckte Stellungen geschaffen werden müssen. Aber wie kann das sein, ohne daß der Feind uns in die Karten schauen kann?“

Dann dämpfte sich sein Stimme: „Glauben Sie, daß hier —?“

Er vollendete den Satz nicht, dessen Sinn aber Manfred von Hassen sofort erfaßte.

„Ich kann das nicht sagen! Unsere Aufnahme auf dem Schloße geschah in einer Weise, die kaum einen Zweifel an dem Schloßherrn zuläßt. Er liefert an das Lazarett, er sorgt selbst für das beste Quartier unserer Leute und Pferde, und ich habe auch nie eine verdächtige Beobachtung gemacht.“

„Ja, ja! So scheint es! Er mag vielleicht auch schuldlos sein, denn er gibt viel. Aber sein Vater, der doch gelähmt sein soll, denn er ließ sich in unserer Gegenwart ja niemals sehen, hat doch 1870 und 1871 un'er den Franzosen gegen uns gekämpft. Der ist uns sicherlich nicht freundschaftlich gesinnt.“

„Ich sah ihn nie.“

„Ich eben auch nicht!

Es wird nur ein Zimmer gezeigt, in dem er sein soll. Ob es auch so ist? Ob er wirklich gelähmt ist? Kann das nicht auch ein Vorwand sein, um den angeblich gelähmten nicht so scharf zu kontrollieren? Sehen Sie mal zu! Ich überlasse alles Ihnen, einmal nachzuvollziehen.“

Das vergaß Manfred von Hassen nicht.

In den bisherigen Kriegswochen war es bereits zu oft empfunden worden, mit welchen Mitteln die Feinde den Kampf führten, die mit gewaltigen Summen eine weit ausgedehnte Spionage zu unterhalten schienen. Wiederholt war es schon empfunden worden, als wäre gerade Frankreich über Einzelheiten unterrichtet gewesen, die nur durch Marcel erfahren werden konnten.

Die Mitteilungen der einzelnen Feldbatterien ließen es vermuten, daß abermals Spione am Werke waren.

Aber war hier im Schloß ein Verräter?

Er selbst hatte jenen alten, gelähmten Marcel de Melandre ebenfalls nie gesehen. Konnte es daher nicht doch möglich sein, daß dessen Gelähmtheit nur ein Vorwand war?

Aber sollte Helene die Mitwisserin eines solchen Verrates sein können?



Ritt in den Frühlingmorgen: Hussarenpatrouille im Osten.

Helene de Melandre!

Völlig fremd klang ihm der Name. Einstmals Helene Romberg! Nur als Helene Romberg lebte sie in seiner Erinnerung. Damals hatte er sie geliebt und hatte Hoffnungen und Träume gehegt — damals hatte sie ihn noch Manfred genannt — und nun war sie Helene de Melandre geworden.

Wie hatte das geschehen können?

Acht Jahre lagen dazwischen!

Und Helene Romberg von ehemals sollte Mitwisserin eines Verrates an Deutschland sein? Sie war wohl die Gattin des Raoul de Melandre, mit dem er damals in jener Zeit in Nachen einigemal zusammengetroffen war. Sie waren sich damals immer schon aus dem Wege gegangen.

Aber dann war Manfred von Hassen auf die Kriegsakademie nach Berlin gekommen; und in dieser Zeit war aus Helene Romberg Frau Helene de Melandre geworden. Als er nach Nachen zurückgekehrt war, hatte er sie dort nicht mehr gefunden.

Manfred von Hassen war in seinem Quartier eingetroffen. Dort ruhte er sich zunächst aus, zurückgekehrt in einen alten Beinhuhl, wobei er träumend den Rauchringen einer Zigarre nachschaute.

Was nützte es, an jene Vergangenheit zu denken? Wenn er sie auch geliebt hatte, wenn auch bis zu diesem Tage noch ihr Bild in ihm fortgelebt hatte? Was nützte es?

Fort also!

Ein harter Tag war es wieder gewesen, von dem ihm ein paar Stunden Ausruhen gegönnt waren! Morgens um 3 Uhr begann bereits wieder sein Dienst.

Vielleicht konnte er sich bis dahin überzeugen, ob jener alte Marcel de Melandre wirklich gelähmt war.

So irrten seine Gedanken umher; bis er durch ein Pochen aufgeschreckt wurde.

„Wer ist es?“

Da öffnete sich leise die Türe und eine Gestalt schob sich in das Zimmer; „Herr von Hassen, ich muß Sie sprechen!“

„Sie — Sie kommen zu mir?“

Er schob sofort einen Stuhl hin, auf den die gänzlich unerwartete Besucherin erschöpft nieder sank.

Martha Nothenau war am Ende des Korridors angelangt, als sie am unteren Ende der Treppe eben noch die Gestalt des Marquis im Mantel sah. Leise huschte sie dieser Erscheinung nach.

Wer mochte sie sein? Wo wollte sie hin?

Und von welchem Ort kam jener rätselhafte Gang, der in der starken, massigen Mauer des Schlosses in die Tiefe zu führen schien?

Das waren Fragen, die sie wohl noch in dieser Nacht beantworten konnte.

Nur vorsichtig mußte sie sein!

Sie war der Gestalt bis zu dem unteren Korridor nachgefolgt; die Augen von Martha Nothenau hatten sich schon so sehr an die Dunkelheit gewöhnt, daß sie alles unterscheiden konnte, daß sie auch in der herrschenden Finsternis den Weg fand. Manchmal war die Gestalt auch stehen geblieben, um zu lauschen, um forschend zurückzublicken.

Aber in solchen Augenblicken hatte sich Martha Nothenau immer rechtzeitig genug in eine dunkle Nische gedrückt, so daß sie nicht gesehen werden konnte.

Am Ende des unteren Korridors, wo dieser nach dem Garten zu mündete, befand sich eine Kammer, in der die verschiedenen Gartengeräte aufbewahrt wurden, und von der aus auch eine Treppe nach den Kellergewölben führte. In dieser Kammer verschwand die Gestalt des angeblichen Marquis im Mantel.

Was aber wollte er dort?

Martha Nothenau war in dieser Kammer noch nie gewesen, sondern hatte von dem Zwecke derselben nur erzählt gehört.

Warum war gerade diese Kammer das Ziel jenes Besuchers gewesen?

Martha Nothenau war unentschlossen, was sie tun sollte. Sie horchte zuerst an der Türe, durch die die Gestalt verschwunden war.

Da sie keinen Laut hören konnte, so schob sie vorsichtig die Türe auf.

Nichts war zu sehen!

Langsam schob sie sich dann selbst hinein, und in der Kammer entdeckte sie mit einem Male an der Wandseite einer Steinmauer einen ganz dünnen, erhellten Spalt.

Sofort erriet sie dessen Bedeutung; da war eine Türe, die als Mauerverkleidung kaum zu erkennen war; da in dem Raume noch verschiedene Körbe, Gartengeräte und überflüssiger Kram aufbewahrt waren, so fand so leicht niemand diese geheime Tür, die genau wie die Mauer aussah, die von manchen Sprünge zerissen war. Auch mochten tagsüber manche dieser Gerätschaften so vorsichtig gegen die scheinbare Mauer gestellt worden sein, daß niemand auf eine derartige Vermutung gekommen sein würde.

Martha Nothenau schlich heran, wo sie den helleren Schein wahrgenommen hatte.

Sie hörte nichts.

Sie lehnte nun das Ohr dicht an den Spalt.

Sehen konnte sie nichts; aber eine gedämpfte Stimme konnte sie verstehen:

„Hier hast du alle angelegten Schützenlinien eingezeichnet, dabei noch die genauen Zahlenangaben; die Artilleriestellungen sind vorerst noch die gleichen, aber morgen wird wohl wieder eine Änderung erfolgen.“

„Ich werde mir diese holen!“

Beide Stimmen waren Martha Nothenau bekannt erschienen. Zuerst hatte Raoul de Melandre gesprochen.

Er war also ein Landesverräter; jetzt hatte sie Beweis und Gewißheit! War es dann nicht auch das, wovon Helene de Melandre mit ihm gesprochen hatte? Deshalb hatte sie wohl auch nur gefordert, der Marquis im Mantel dürfe nie mehr erscheinen!

Das war die Lösung aller Geheimnisse!

In diesem Verrate war auch die Liebe von Helene de Melandre zerbrochen. Alles war nun verständlich.

Aber wer war der Marquis im Mantel? Nach seine Stimme war Martha Nothenau bekannt erschienen.

„Somit habe ich noch erfahren können, daß der Hauptvorstoß der deutschen Armeen durch Belgien erfolgt, um von Norden mit gewaltigen Massen in das weniger geschützte Nordfrankreich einzudringen.“

„Ich werde das schon melden, damit die Deutschen dort einen unerwünschten Empfang finden sollen.“

Diese Stimme! Wer war es nur? Nein, der alte, gelähmte Marcel de Melandre war es nicht!

„Wir müssen nun aber einen neuen Weg der Verständigung finden, denn Helene weiß um unser Geheimnis.“

„Zum Henker! Sie kann uns verderben!“

„Nein! Sie wird es nicht, wenn der Marquis im Mantel nicht mehr erscheint; sie wird dann alles Geschehene vergessen sein lassen.“

Nach einer kurzen Unterbrechung setzte Raoul de Melandre noch hinzu: „Wir müssen uns eben eine andere Verständigung verschaffen, denn darin werde ich mich nicht irte machen lassen, daß Deutschland vernichtet werden muß!“

Zum ersten Male hatte Raoul de Melandre seine Überzeugung laut werden lassen. So stand es also mit Helenes Gatten! Er stand auch im Begriff, Helene weiterhin zu täuschen und sein verbrecherisches Handwerk fortzusetzen.

Das durfte und sollte nicht gelingen! Schon zu viel war verbreiten worden.

Aber der andere? Wenn Martha Nothenau nur ein wenig in diesen Raum hätte hineinschauen können!

Als sie sich noch mehr vorneigte, um etwas zu erspähen, verlor sie plötzlich das Gleichgewicht, wollte sich dann noch festhalten, taumelte jedoch an die geheime Türe, die dabei nachgab, so daß Martha Nothenau nachstürzte. So fiel sie direkt in diesen geheimen Raum.

„Wir sind verraten!“

Ehe Martha Nothenau sich hatte aufraffen können, war sie schon von zwei Armen gepackt worden.



Nach der Schlacht.

„Das ist ja Fräulein Rothenau, die mir nachgeschlichen sein muß. Sie wird uns verraten, denn sie ist die Gefährlichste, die auf Lorriand kommen konnte.“

Die Stimme!

Jetzt hatte Martha Rothenau auch das hartlose Gesicht erkannt, das durch die weiße Perücke und den breitkandigen Schlapphut verdeckt worden war.

Paul Renardier! Er war es, von dem sie nun auf sein Mitleid rechnen durfte.

„Ob sie alles gehört hat?“

„Gewiß! Vor ihr kann uns nur ihr Tod schützen.“

Mit aufeinandergepreßten Lippen hatte es Martha Rothenau gehört.

Lieber tot! Und wenn sie nun gellend zu schreien versuchte, wurde sie wohl sofort getötet, aber die Deutschen alle waren dann wenigstens vor weiterem Verrate gerettet.

Dann hatte sie nicht mehr getan, als was die vielen Tausende taten, die ihr Leben für das Vaterland einsetzten. Aber im Korridor war die geheime Türe offen; der Verrat auf Lorriand wurde dann erkannt —

Für Deutschland, das siegen mußte! Ihr Leben war nicht mehr wert als eines von der Tausenden der Männer.

Und ihre Stimme gellte schrill durch die Räume, daß sie weit hin gehört werden mußte:

„Hilfe, Verräter, Spione — —!“

XII.

In solchen Besuch hätte Manfred von Hassen nie gedacht.

Seine Gedanken hatte sie diesen Abend ja schon wiederholt gesucht.

Aber daß sie in sein Zimmer kommen würde!

Helene de Méandre war es gewesen! Ihr Gesicht sah fahl und bleich aus, erschöpft, als hätte sie in diesen letzten Stunden unendlich viel gelitten.

Das hatte auch Manfred von Hassen nicht entgehen können.

„Sind Sie krank? Kann ich Ihnen helfen?“

„Ja! Sie müssen es, denn ich ertrage es nicht mehr länger, ich kann nicht mehr schweigen, da es nichts ändern wird, wenn er es auch versprochen hat!“

„Sie sprechen von Ihrem —“ Gatten hatte er sagen wollen, fügte dann aber hinzu: „von Raoul de Méandre?“

„Ja!“

„Nein Helene! Ich kann es nicht begreifen, wie sich Ihre Zukunft so hat gestalten können, wie gerade dieser Raoul de Méandre das Glück hat finden können.“

„Ich habe an seine Worte geglaubt.“

„Warum nicht den meinen, als ich in Nachen im Hause Ihres Vaters verkehrte?“

„Sie hatten sich dann ja in Berlin verlobt!“

„Ich? Nein! Wer sagte Ihnen das?“

Da grub sich in dem Gesicht von Helene de Méandre der vergränzte Zug noch schärfer ein:

„So hat er mich damals schon belogen.“

„Raoul de Méandre?“

Sie nickte:

„Ich habe ihm eben geglaubt. Und auf das andere hoffte ich nicht mehr.“

„Helene — so waren wir beide betrogen worden!“

„Still! Sprechen Sie jetzt nicht davon! Was wir hätten gewinnen können, was ich schließlich erhofft haben mochte, das ist jetzt bedeutungslos. Heute steht mehr auf dem Spiel. Deutschland ist in Gefahr! Deshalb finden Sie mich hier.“

Da hatte sich die Gestalt von Manfred von Hassen gekräftigt. Jetzt erriet er auch das Letzte:

„Er ist ein Spion?“

„Ja! Das ist er. Er war es längst, als noch niemand an einen Krieg dachte; damals erhielt er regelmäßig den Besuch eines politischen Agenten, der von außen her nach Lorriand kommen konnte, ohne daß er hätte gesehen werden können. Von einem alten, ausgetrockneten Ziehbrunnen, der völlig zerfallen erscheint, draußen bei der Verischbachquelle, geht ein unterirdischer Kanal nach dem Schloß. Derselbe führt durch einen selbsttätigen Aufzug,

der in die breiten, massiven Mauern von Lorriand eingebaut ist, zu dem Korridor des zweiten Stockes empor. Das Bild des angeleglichen Marquis im Mantel ist eine verdeckte Türe. Und in der Maske dieses Marquis im Mantel gelangte der Agent stets in das Schloß. Wurde er in der Nacht beobachtet, dann glaubten alle an ein Gespenst!“

„Das ist Flug erfunden! Und wie hieß dieser Agent?“

„Ich hörte stets nur den Namen Paul Renardier.“

„Was! der ist es, der in Deutschland längst gesucht wurde, einer der gefährlichsten Agenten. Weiter! Sie erwiesen durch diese Geständnisse dem Vaterlande den größten Dienst.“

„Er war das sogenannte Gespenst des Marquis im Mantel. Seit die Deutschen nun auf Lorriand einquartiert sind, ist er wieder jede Nacht erschienen.“

„Und Raoul de Méandre?“

„Er teilte ihm alles mit, was geschah! Und heute, heute fand ich bei ihm noch einen zweiten Schlüssel, der das Geheimschloß zum Arbeitszimmer des Stabes sperrt.“

„Deshalb! Warum haben Sie nicht früher gesprochen?“

„Ich habe es nicht gewagt! Er ist doch mein Gatte, wenn ich ihn jetzt auch nur noch hassen kann; und ich mußte doch meinen Schwur halten, den ich ihm vor dem Altare gelobte.“

„Nein! Das Vaterland steht höher!“

„Als ich noch jenen Schlüssel entdeckte, da konnte ich mein Geheimnis nicht mehr tragen.“

„Wie danke ich Ihnen im Namen der Vielen, denen Sie durch dieses Geständnis das Leben retten.“

„Und ihm, was geschieht ihm?“

„Fragen Sie mich nicht danach. Wissen Sie, wenn sich die beiden immer treffen?“

„Ja. Nach zwei Uhr nachts!“

„Ich verstehe! Um diese Zeit will auch der Stab für zwei Stunden ruhen. Wo ist der Treffpunkt?“

„In der Gerätekammer; wenigstens sah ich den einen der beiden schon wiederholt in dieser verschwinden.“

„So soll sich das Schicksal der Verräter noch diese Nacht entscheiden. Aber was wird dann mit Ihnen geschehen?“

„Auf Lorriand kann ich nicht mehr bleiben.“

„Gewiß! Wollen Sie nicht nach Nachen zurück?“

„Ich will es versuchen.“

„Und dort warten, bis Deutschlands Farben gesiegt haben, bis ich als Sieger heimkehre, um dann zu versuchen, daß jene Tage wiederkommen, in denen Sie mich Manfred nannten.“

Ein Rot flog über die Wangen von Helene de Méandre.

„Das kann ich nicht mehr!“

„Doch! Bis zu jenem Zeitpunkt sind Sie frei von dem Schwur, an den Sie bisher geglaubt haben. Sie waren betrogen worden; er war ein Vaterlandsverräter, der wohl schon den Tod vieler braven Soldaten verschuldet hat. Sie werden frei! Wollen Sie dann meinen Wunsch nicht erfüllen?“

„Darüber kann wohl heute nicht gesprochen werden!“

„Helene! Tun Sie es, damit ich weiß, daß ich nicht allein für Deutschlands Ruhm und Sieg kämpfe, sondern auch für mich.“

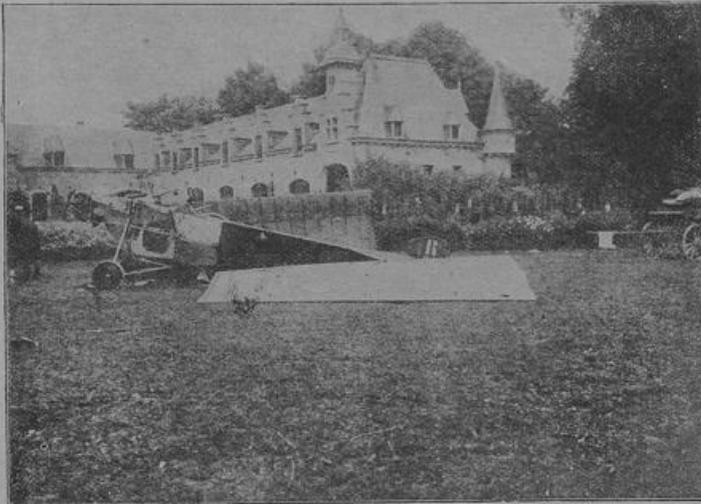
Sie vermochte nichts mehr zu antworten, aber nach langer Zeit und über unendlich viel Leid hinweg war es Helene de Méandre, als wäre wiederum Frieden in ihr eingelehrt, als wäre der Druck auf ihrem Herzen leichter geworden, leichter, da sie das Geheimnis des Gespenstes von Lorriand preisgegeben hatte, um dem Vaterlande zu nützen.

Dessen Wohl stand am höchsten! Ihm mußten die schmählichen Familienbaude geopfert werden.

In Nachen war's.

In einem Krankenzimmer lag Martha Rothenau; in den weißen Kissen sah ihr jugendliches Gesicht noch blühender und frischer aus. Mit offenen Augen schaute sie nach dem Fenster hin und träumte. Zu rasch war die Zeit für sie verstrichen.

Alles, was aefichen war, lebte in ihr wieder auf.



Ein durch eine deutsche Ballonabwehrkanone heruntergeschossenes französisches Panzerflugzeug im Hofe eines Schlosses.

Kaum hatte sie damals den ersten Schrei ausgestoßen, mit dem sie jenen ihr Vaterland bedrohenden Verrat vereiteln wollte, als andere Stimmen und Schritte laut wurden. Im gleichen Augenblicke waren dann Schüsse gefallen.

Manfred von Hassen war mit mehreren Soldaten in die Gerätekammer eingedrungen, die ihm durch Helene de Melandre verraten worden war.

Bei ihrem Kommen hatte Paul Renardier einen Revolver gezogen und auf Martha Rothenau geschossen, die dann zusammengeknirscht war, während das dunkle, rote Blut aus der Wunde quoll.

Später, als sie in einem Bette wieder aus der Ohnmacht erwacht war, da hatte sie dann erfahren, daß Raoul de Melandre von einer Gewehrkugel getroffen und getötet worden war, als er gemeinsam mit Paul Renardier Widerstand zu leisten versucht hatte. Nur Paul Renardier selbst war lebend gefangenengenommen worden, hatte aber noch am gleichen Tage den schmachvollen Tod eines Verräters gefunden.

Damit war die Geschichte des Gespenstes von Lorriand zu Ende, damit war für Martha Rothenau das Geheimnis ihrer Erlebnisse enthüllt.

Und was sie noch nicht gewußt hatte, war ihr von Helene de Melandre, die wieder ihren Mädchennamen Helene Romberg angenommen hatte, erzählt worden.

Sie erfuhr, daß nun Marcel de Melandre allein auf Lorriand war, das nun weit hinter der deutschen Front lag, daß jener Ziehbrunnen, von dem der geheime Gang nach dem Schloß geführt hatte, zugeschüttet und die Wandöffnung hinter dem Bilde des Marquis Georges de Lorriand zugemauert worden war, so daß also das Gespenst von Lorriand niemanden mehr erschrecken konnte.

Und jetzt befand sich also Martha Rothenau mit ihrer Freundin Helene Romberg, wie sie jetzt wiederum heißen wollte, in Nachen, wo Martha Rothenau von der Verletzung langsam gesundete.

Martha Rothenau aber war noch stolz auf die Wunde, denn sie hatte diese ja auch für das Vaterland erlitten.

Zu das Zimmer war nun Helene Romberg eingetreten, der Manfred von Hassen folgte; derselbe trug den rechten Arm in der Schlinge und seine Brust schmückte das Eisenerne Kreuz.

„Fräulein Rothenau, ich mußte rascher zu Euch hierher, als ich es mir träumte. Die Kugel eines Franktireurs hat mich bei einem hinterlistigen Überfall getroffen. Aber ich hoffe, daß ich bald wieder in das Feld hinauskomme. Jetzt will ich die kurze außerzwungene Ruhepause dazu benutzen, mich mit Helene zu verloben, der meine Liebe in früheren Jahren schon gehört hatte, was Sie bereits wissen werden. Wollen Sie uns gratulieren?“

„Gerne, so gerne! In diesem Glück wird es dann ja kein Gespenst mehr geben wie auf Lorriand.“

„Nein! Das Glück ist ja erst durch Irrfahrten und Wirnisse gewonnen worden.“

„Und sonst, was gibt es sonst Neues?“ fragte Martha Rothenau darauf.

Manfred von Hassen und auch Helene Romberg wußten, was Martha Rothenau zu wissen begehrte, deren Herzschlag von glühender Vaterlandsliebe erfüllt war.

„Antwerpen ist gestern bezwungen worden.“

Da lächelte Martha Rothenau:

„Ich habe es ja gewußt, immer schon! Deutschland, Deutschland über alles — —“

Spruch.

Wenn die Sachen da sind, wo sie hingehören, so verliert man die Zeit nicht mit Suchen, sondern kann Tag und Nacht nur zugreifen, so hat man's.

Vater und Sohn.

Aus Konstantinopels jüngsten Tagen.

Von J. Weislich.

(Nachdruck verboten.)

Ueber Eren-Key, dem an der kleinasiatischen Küste gelegenen, zu Konstantinopel gehörenden Vorort, in dem, von üppigen Gärten umgeben, die Landhäuser reicher Türken liegen, weben geheimnisvoll die Schleier der ersten Morgenfrühe. Kein profanes Menschenwort hört ihre feierliche, schier atemlose Stille. Erst, als vom schlanken, weißen Minarett die klangvolle Stimme des Muezzins das Morgengebet der Gläubigen Mohammeds ruft, wacht das Leben auf.

Von Osten kommt mit dem jungen Tage der Morgenwind und weckt mit seinem Rauf die noch träumenden Wellen des Marmara-Meeres. Sie dehnen und recken sich, setzen sich Schaumkrönden auf und eilen mit leiseren Klängen und Singen ans Gestade. Und die Wöden werden wach, schießen wie mattsilberne Pfeile über sie hin oder machen die Wellenfahrt mit. Wie grelle Fandächer schrägt ihr Geschrei ans Ufer.

Aus einer der engen Gassen Eren-Key's, in denen die Schiffer und Fischer wohnen, kommt langlamen, schlürfenden Schrittes ein hochgewachsener, kräftiger Türke. Zu der kleinen Meeresbucht, wo er sein Netz aus-

gespannt hat, schreitet er, um den nächtlichen Fang zu holen und ihn zum Markte nach Istanbul zu bringen. Da er das Netz emporhebt, gleitet der erste Sonnenstrahl wie ein blitzendes Schwerdt durch den Frühnebel und läßt die herabdrinnenden Tropfen wie funkelndes Geschmeide wie Diamanten und Edelsteine aufsprühen. Aber das Netz ist leer. Allah hat es nicht zum Fang gesegnet. Gelassen senkt der Schiffer es wieder in die nun wie Saphir leuchtende Flut und geht mit demselben gelassenen Schritt, mit dem er gekommen, von dannen.

An einem der am Strande stehenden, von prächtigen Anlagen umgebenen schloßähnlichen Goldhäuser wird die auf einen breiten Balkon führende Thür geöffnet. Ein hoher, von einem langwallenden gelbweiden Mantel umhüllter Mann tritt in ihren Rahmen. Einige Augenblicke bleibt er darin stehen und deckt die Hand über die von der

Flut des Lichtes geblendeten Augen. Dann tritt er selbst heraus. Wie Edelstein glänzt der lang auf seine Brust herabhängende Bart um das bronzefarbene ausdrucksvolle Antlitz. Ueber der scharfgebogenen Adlernase leuchten zwei große tiefblaue Augen in fast jugendlichem Feuer.

Eine tiefe, leidenschaftliche Erregung spricht aus seinen Zügen, als er an die mit zierlichem Schnitzwerk versehene Brüstung des Balkons tritt und nach Konstantinopel hinübersehend. Und dann gleitet sein Blick in die Runde.

Das Meer taucht auf, und während es seinen ertwigen Morgenpsalm singt, wachsen aus dem letzten zerflatternden Nebelschleier die waldbekrönten Kuppen der nahen Prizen-Inseln auf den blauen Wellen des Golfes von Ismid empor. Wie stille Träume gleiten die Segelbarren der Schiffer vorüber.

In scharf umrissener Silhouette steht Murz-Bey da. Langsam wandern seine Blicke wieder zum Wäde Istanbul, der geliebten Vaterstadt, hinüber. Wie ein Märchenraum von Schönheit liegt die Meerumschlungene da. Hinter der mächtigen Kuppel der Suleimanie-Moschee rötet sich der Himmel. Bart und Leise erst, unendlich lieblich, leuschem Mädchen-Erdröten vergleichbar, dann allmählich sich tiefer färbend, bis er Konstantinopels Schöne mit flammenden Gluten überzieht.

Voll inbrünstiger Liebe ruhen Murz-Bey's Augen auf ihr. Ein jäher Sturm der Freude braust durch die Seele des einamen, stolzen Mannes. Betend streckt er die Hände empor und von seinen Lippen hebt es in ergreifenden Tönen: „Endlich! Endlich! Allah, Allah, laß es wahr werden!“ Wieder sehen seine leuchtenden Blicke in die Runde. Da verdunkeln sie sich plötzlich in tiefem Leid. Auf Ueskübars Zypressenhair, dem mächtigsten, der



Pferdeschwemme bei Baccarat an der Meurthe.

über einer muselmännischen Totenstadt schattete, bleiben sie haften. Die Morgenröte hat auch die letzten Rebellenschleier von den tausendjährigen Bäumen gelöst. Wie eine keile, dunkle Schicksalswand ragt der Totenwald auf der Höhe. Dort schläfst, das stille Antlitz nach Mekka zugewendet, Nury-Bey's Weib schon lange den letzten Schlaf.

„Fatme, Stern meiner Seele, du meine holde Taube, meiner Augen Lust und Wonne! O, daß du an meinem Freiheitsraum dahingegangen bist, und ich und unser Sohn leben, um ihn in Erfüllung gehen zu sehen! O, Allah!“ So zittert es in schmerzvoller Sehnsucht vom Munde des einsamen Mannes. Mit einer mechanischen Bewegung zieht er eine kostbare Gebetskette aus der Tasche seines Kaplans, und während er die aus Metallsteinen geschliffenen Perlen durch die Hände gleiten läßt, leben ferne, schwere Jahre wieder vor ihm auf.

Er sieht sich wieder als junger Offizier unter Sultan Abdul-Hamids Günstlingswirtschaft, als Jungtürke verdächtigt, bei Tag und Nacht von Spionen bewacht. Sieht sich von seinem heißgeliebten jungen Weibe, seiner Fatme, an dem Tag gerissen, da sie ihm den Sohn und Erben gab. Er hat sie nicht wieder gesehen. Während er auf der anatolischen Steppe in der Verbannung schmachtete, siechte sie vor Sehnsucht nach ihm dahin. Jahre gingen so vorüber. Sein Bart wurde silbern, aber der Freiheitsraum in seiner Seele brannte in unverminderter heißer

auch das Morgenrot des Osmanenreiches. Allah, Allah, sei gepriesen für deine Gnade!“

In die nahe Station fuhr ratternd der Zug ein. Nury-Bey zog hastig die kostbare Uhr und sah dann spähend und laufend den Strandweg entlang. Achmed, sein Sohn, könnte vielleicht schon kommen und ihm die Entscheidung, die in der Nacht auf der hohen Pforte fallen sollte und mußte, bringen. In ihm und dem Sohne bebte jede Faser dem Krieg gegen den moskowitzischen Unterdrücker und den stützend und schützend hinter ihm stehenden englischen Schwächerer und Heuchler entgegen. Und Seite an Seite mit dem deutschen Volke, das den Osmanen der Jubegriff von Macht und Größe war seit langer Zeit, für das Recht und für die von den Germanen hoch und rein errichtete und gehaltene Kultur kämpfen, bluten und siegen zu dürfen, dünnle ihnen alle eine Ehre, ein Glück ohnegleichen.

Schnelle Schritte auf dem Kiesweg des Gartens klangen an sein Ohr. Achmed? Ja, Achmed!

Welche Nachricht würde er bringen? Es konnte nur eine, den Hoffnungen und Wünschen des ganzen Osmanenreiches und der Belenner Mohammeds entsprechende sein, das hörte Nury-Bey's feines Ohr an des Sohnes, mehrere Stufen auf einmal nehmenden Schritten. Und dann steht er vor dem Vater, den er trotz aller Erregung mit der gewohnten, etwas umständlichen, zeremoniellen Ehrerdichtung grüßt.



Strahnbild aus dem wiedereroerten Kolomea.

Mut. Und da der Tag kam, der Sultan Abdul-Hamids unglückselige Herrschaft stürzte und ihm die Freiheit brachte, loberte er in heiligen Flammen empor. An der Schwelle der geliebten Vaterstadt warf er sich auf die Knie nieder und küßte ihre Erde. Und dann ging er von der Ruhesätte seines Weibes zum Sohn, den ihm die alte treue Mutter gehütet und erzogen hatte. Als schöner stolzer Jüngling, der Mutter Ebenbild, trat er ihm entgegen, dessen erster Lebensschrei so oft in die Träume des Verbannenen geklungen war. Ein Blick in des Sohnes Augen belehrte ihn, daß Geist von seinem Geist ihn besetzte, und wenige Worte taten dem Vater kund, daß er den Degen an seiner Seite in der gerechten Sache der Jungtürken führe.

„Allah, Allah, sei gepriesen!“ hatte der Schwergedrückte ausgerufen und den Sohn in die Arme gezogen, als wolle er ihn nicht mehr lassen. Vater und Sohn arbeiteten seitdem in heißer Liebe zum Vaterland getreulich an seinem Wohl. Einmal, einmal mußte die Stunde ja kommen, da das viesvertraunte, verspottete und geknechtete Volk der Osmanen das Haupt wieder freier erheben, da die Welt des Islam in geachtetem Dasein einher-schreiten durfte —

Der gellende Pfiff des von Hajdar-Pascha heranbrausenden Borortzuges weckt Nury-Bey aus seinem Sinnen. Er richtet sich hoch auf, dehnt mit einem tiefen befreienden Atemzug die mächtige Brust und ruft mit vor Erregung bebender Stimme in den leuchtenden Frühherbstmorgen hinein: „Sie ist nahe, ist da, die heilige Stunde, von der ich mit Hunderttausenden meines Volkes und meines Glaubens allmächtig geträumt, um die wir am Abend und am Morgen gebetet Jahr um Jahr, Tag um Tag. Die Kriegsfurie, die ihre lodernde Fackel über Europa schwingt, entzündet

„Dein Morgen soll ein gesegneter sein, mein Vater,“ sagt er mit nur mühsam gedämpfter Stimme und neigt sich tief.

Dann schauen sich die beiden Männer, der Sohn das verjüngte Ebenbild des Vaters, in die Augen, und ihre Hände finden sich zu festem Druck zusammen. Noch schweigt Achmed. Er erwartet des Vaters Aufforderung, ihm in das Arbeitszimmer zu folgen, aber Nury-Bey tritt Hand in Hand mit dem Sohn an die Brüstung, und auf die von unsagbarem Zauber umflossene Hauptstadt deutend, sagt er mit tiefer Bewegung: „Allahs Segen über dich! Nun laß mich wissen, was du zu berichten hast.“

Achmeds Augen leuchten, da er antwortet: „Wir haben den Krieg! Und, Vater, wir haben bereits einen Sieg! Einen Sieg zur See, mein Vater!“ „Was sagst du, mein Sohn, träumst dir am hellen Tag, weil du nicht geschlafen hast? Sag's noch einmal, wenn es wahr ist, was du berichtest.“ „Allah ist mein Zeuge, daß es sich verhält wie ich sage, mein Vater. So wahr ist es, wie die Sonne, die über Istanbul leuchtet. Die Moskowiter haben unsere Schiffe im Schwarzen Meer angegriffen, und wir haben ihnen mit Allahs Hilfe und unseren Torpedos eine ganze Anzahl Schiffe zerstört, ohne zu Schaden gekommen zu sein.“

Immer heller, begeisterter hat Achmeds Stimme geklungen. Wortlos, mit einer Erschütterung ohnegleichen kämpfend, hat ihm sein Vater gelauscht. Tränen, die er mannhaft niederzwingt, verdunkeln einen Moment Nury-Bey's Augen. Dann heftet er sie fragend auf den Sohn. Achmed versteht ihn.

„Es ist alles bestimmt und wir sind gerüstet, mein Vater. Der heutige Tag gehört noch mir, um meine Vorbereitungen fürs Feld zu treffen. In dieser Nacht noch muß ich mit meiner Truppe ausrücken. Ich lehre, wenn Allah mich heimkehren läßt, nur als Sieger wieder, Vater. Wir, Oesterreich-Ungarn und Deutschland,

Water, Deutschland, zusammen, da gibt es nichts anderes als Sieg, Sieg, und nochmals Sieg!"

Nun findet auch Nury-Bey Worte. Fast jauchzend kommt es aus seinem Munde: „Allah ist groß! Wer hätte das gedacht: Wir mit den Deutschen zusammen! Allah, sei gelobt und gewiesen in alle Ewigkeit! Auch ich ziehe mit in den großen heiligen Krieg! Auch ich muß —“

„Water, du, du willst mit in den Kampf? Bleib doch hier, wo du so viel für das Vaterland wirken kannst," wagt Achmed den Vater zu unterbrechen. Da richtete sich Nury-Bey in seiner ganzen imponierenden Höhe auf, und feierlich sagte er, auf das schimmernde Meer deutend: „Eher verzieht die Meerflut, ehe ich es mir entgehen lasse, dabei zu sein, wenn für das Osmanenreich die neue Zeit, und für die Welt des Islam die große Schicksalswende anbricht!"

Und auf den Friedhof von Uestüder deutend, fährt er mit noch feierlicherem Ausdruck fort: „Und eher wandelt mein totes Weib, deine Mutter, dort unter den heiligen Cypressen, ehe ich nicht unter den Fahnen der Söhne Osmans und Germanias

Der Kassenbote.

Kriminalerzählung von W. Käßel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eben war Ernst Hartung mit der Feltäre dieser Sensationsnachricht, die ihn nur allzusehr anging, fertig geworden, als sich die nach dem Tur führende Tür öffnete und hastig eine ältere hagere Frau in die Stube trat.

„Das ist ja eine schöne Geschichte," begann sie schon, als sie kaum die Tür ins Schloß gedrückt hatte, mit erregter Stimme. Sie kam jetzt dicht an den Tisch heran und, sich mit beiden Händen auf die Platte stützend und den verlegen vor sich hinschauenden jungen Menschen scharf fixierend, fuhr sie fort... „Wie kann man nur so unvorsichtig sein, Ernst! Wenn man so viel Geld bei sich trägt, vermeidet man alle Orte, wo einem vielleicht aufgefauert werden könnte. Aber natürlich...! Mit den Zahlen wird man gleichgültig. Man gewöhnt sich daran, daß einem solche Summen anvertraut werden, bis dann eines schönen Tages das Unglück da ist. 23 500 Mark noch dazu, ein Vermögen!



Karpathenbewohner, die aus dem Kampfgebiet in die Täler geflüchtet sind

Kämpfe! Und falle ich, so wird es ein seltsames Eingehen zu Allahs Freuden sein!"

Stumm, keines Wortes mächtig vor Ergriffenheit, beugte der Sohn das junge Haupt in tiefer Ehrfurcht vor dem Vater.

„Geh jetzt, mein Sohn, und rüste dich," sprach Nury-Bey zu ihm. „Auch ich will desgleichen tun und mein Haus bestellen. Aber wenn beim Sonnenuntergang der Imam das Gebet der Anhänger des Propheten vom Minarett der Moschee ruft, erwarte ich dich. Nun laß mich allein!" Wieder neigte Achmed das Haupt vor dem Vater. Dann verließ er mit fast lautlosen Schritten den Balkon. Und da er die Tür hinter sich schloß, sank Nury-Bey auf den in der Ecke liegenden Gebets-Lappich nieder und beugte die Stirne im Zeichen um Sieg für die türkischen und deutschen Waffen vor Allah bis tief auf die Erde nieder.

Spruch.

Nicht jeder liebt den Nezt, der mit dem Messer
Nahn in das faule Fleisch der Lügen dringt.
Das Vorurteil ist mächtig in der Welt,
Und wer da rühret an einer alten Sagung,
Sei auch gefaßt, daß tausend drum ihn haßen.

Na, ich habe dich genug gewarnt. Und mir weroen es hoffentlich die Herrschaften, bei denen ich nun schon jahrelang schneiden gehe, nicht nachtragen, daß unser ehrlicher Name so vor allen Leuten bloßgestellt wird. — Da ist ja auch die Abendzeitung. Ein sauberer Artikel! Wie fein darin angedeutet ist, daß die ganze Geschichte womöglich nur von dir erfunden sein könnte und du selbst vielleicht dieser spurlos verschwundene Raubgefelle bist. — Eigentlich müßte man den Zeitungsschreiber wegen Verleumdung verklagen..."

Endlich ebte der Wortschwall ab. Ernst Hartung war bei den Vorwürfen der Mutter, deren teilweise Verächtlichung er nur zu gut einfaß, die helle Röte ins Gesicht geschossen. Jetzt meinte er festen Tones, indem er offen zu ihr aufblickte:

„Ich habe gleich gefürchtet, daß du für mich kein Wort des Bedauerns übrig haben würdest, Mutter. Seitdem die Geschichte mit der Grete Manfred spielt, sind wir uns fremd geworden. Du hast es mir nicht vergeben, daß ich deinen Wünschen hinsichtlich der Wahl meiner späteren Lebensgefährtin nicht nachkam. Das muß endlich einmal ehlich gesagt sein. Du hast das Eine ganz vergessen, Mutter, daß nämlich ich es bin, der mit meiner späteren Frau ein lauges Leben zusammenleben muß, nicht du. Wer dir gefällt, braucht mir noch lange nicht zuzufagen. — Doch — ich will mich nicht wieder ereifern. Ich habe heute gerade genug Aufregungen gehabt."

Frau Hartung hatte bei Erwähnung der Heiratsangelegenheit die etwas schmalen Lippen fest aufeinander getrieben. Für ihren energischen, zur Tyrannei neigenden Charakter war es etwas ganz Unerhörtes gewesen, als ihr einziger Sohn ihr plötzlich gezeigt hatte, daß er als erwachsener Mensch auch seinen eigenen Willen habe und sich ihr nicht mehr blindlings unterzuordnen gedenke. Diese Widerjeglichkeit reizte sie um so mehr, als sie ihren Mann vom ersten Tage ihrer Ehe an stets vollständig bedor- mündet und jeden Widerstandsversuch rücksichtslos unterdrückt halte, ein Vorgehen, das jedoch ihrem früher recht leichtsinnigen und lockeren Gatten gegenüber nicht ganz unberechtigt gewesen war. Denn Dank ihrer Sparsamkeit und ihres Fleißes waren dem kleinen behaglich eingerichteten Hartung'schen Heim Tage der Sorge erspart geblieben. Noch mehr, — auf der Sparkasse hatte man einen recht ansehnlichen Notgroschen, und auch sonst brauchte man sich sehr zum Neide der Nachbarn nichts abgehen zu lassen. Allerdings mußte Frau Martha Hartung recht gut, was sie wert war. Dieses Selbstgefühl war bei ihr fest zu stark ausgebildet und vergrößerte nur noch ihr Streben nach unumschränkter Herrschaft im Hause. So mußte es denn, als ihr Sohn aus seiner Neigung zu der Tochter des Hutmachbars, dessen Familie sie stets nur wegwirkend als „ausgepfändertes Bad“ bezeichnet hatte, kein Hehl weiter machte, zu ersten Zusammenstoßen zwischen Mutter und Sohn kommen. Hatte sie doch mit ihrem Einzigem, der in seiner Vertrauensstellung bei Warnach schon jetzt seine 160 Mark verdiente, ganz andere Pläne gehabt. Er sollte auf jeden Fall reich heiraten. Geld sah sie über als den Gipfel aller Glückseligkeit an. Und sie war sich auch schon einig geworden, wer ihre Schwiegertochter werden mußte. Da kam diese furchtbare Enttäuschung. Die überwand sie leicht nicht.

Jetzt lachte sie etwas spöttisch auf.

„Meinst du, nur du hast Aufregungen gehabt?“, sagte sie schroff. „Mir ist der Schreck in alle Glieder gefahren, als die Frau Geheimrat die Zeitung in die Nähstube brachte und mir den Artikel über den Raubfall vorlas. Und, was die Grete Manfred anbetrifft, die wirst du doch jetzt wohl schleifen lassen müssen. Jedenfalls würde ich als Mann nicht ans Verloben, geschweige denn ans Heiraten, denken, so lange auch nur noch die Spur eines schimpflichen Verdachtes auf mir ruht. Und dieser Verdacht wird erst von dir genommen, wenn man den Spitzbuben hinter Schloß und Riegel hat. Das ist meine Ansicht.“

Vater Hartung glaubte jetzt die Zeit gekommen, um auch mit seiner Meinung hervorzutreten.

„Daselbe habe ich dem Ernst auch schon gesagt. Es ist eine sehr, sehr traurige Sache. Und wer weiß, was daraus noch wird.“

Der junge Mann starrte trübe vor sich hin. Sein Hirn schien ihm wie angebrannt von alledem, was an diesem Tage auf ihn eingestürzt war. Er wußte ja nur zu gut, daß man ihn jetzt überall mit forschenden, mißtrauischen Blicken betrachten würde. Hat doch dieser Raubfall genug ungeläute Momente, aus denen man un schwer einen Kravohn gegen ihn aufbauen konnte. Und dazu würden die lieben Mitmenschen viel eher bereit sein, als ihn auf Grund seines bisherigen makellosen Lebenswandels zu verteidigen. Diese traurige Ueberzeugung hatte sich ihm bereits mit dumpfer Schwere aufgedrängt, als der Kriminalkommissar ihn vernahm und ihn dabei immer wieder so durchdringend anschaute und sagte, er solle sich doch ja an die Wahrheit halten. Immer mehr verbäuferte sich sein Herz. Er, der bisher jeden Menschen so frei hatte ansehen können, würde sich nun sehen wie ein Verbrecher vor den Augen der anderen zu verbergen suchen. Er merkte ja, daß er schon sich jetzt davor fürchtete, die Wohnung zu verlassen und irgend einem Bekannten zu begegnen. . . . Und das Schlimmste. . . . Wie würde Grete Manfred sich nach diesem Geschehnis zu ihm stellen. . . . ?! Hatte er nicht wirklich die Pflicht, sich von ihr wenigstens so lange zurückzuziehen, bis seine Unschuld klar erwiesen war! Der Mutter Worte schoffen ihm durch den Kopf. Er ahnte, welche Hoffnungen sie aus diesem ihren Sohn so hart treffenden Schicksalschlag für ihre eigenen Pläne schöpfen würde: daß die Geliebte sich von ihm abwenden und auf diese Weise das Verlöbnis, von dem sie nie etwas hatte wissen wollen, vielleicht für immer gelöst werden könnte. . . . Dunkel und trostlos sah er die Zukunft vor sich liegen. Und die Verzweiflung über dieses

unverschuldete Leid presste ihm die Brust jetzt so stark zusammen, daß ein leiser Seufzer seinen Lippen entfuhr.

Da streckte sich eine raue, verarbeitete Hand ihm über den Tisch entgegen. Frau Hartung war inzwischen in der Küche verschwunden um das Abendessen herzurichten.

„Schlag ein, Junge!“ meinte der Alte herzlich. „Ich weiß, daß du nichts Unrechtes getan hast. Und das ist die Hauptsache. Die Wahrheit muß ja an den Tag kommen. . . .“

Direktor Grünwald öffnete die Tür nach dem Nebenzimmer. „Fräulein Manfred — bitte einen Augenblick.“

„Liebes Fräulein, so können wir diesen Bericht an das Ministerium unmöglich abschiden,“ meinte er dann in seiner ruhigen Weise, als das junge Mädchen abwartend neben seinen Schreibtisch stand. „Es sind zuviel Korrekturen darin. Das macht einen schlechten Eindruck. Vielleicht schreiben Sie die von mir blau angekreuzten Seiten noch einmal ab.“

Grete Manfred war die helle Röte ins Gesicht geschossen. „Entschuldigen Sie, Herr Direktor,“ stammelte sie verwirrt. „Ich leide seit Tagen an starken Kopfschmerzen, und da . . .“

„Sind's wirklich nur Kopfschmerzen?“, unterbrach er sie ernst und schaute ihr seltsam prüfend in das in letzter Zeit so schmal gewordene Gesicht.

Vor diesem Blide senkte sie verlegen den Kopf noch tiefer.

„Wollen Sie mir, der ich's mit Ihnen stets nur gut gemeint habe, ein offenes Wort gestatten,“ fuhr er in dem ihm eigenen warmen, vertrauenerweckenden Tone fort. „Sie sind seit einige Zeit völlig verändert, Fräulein Manfred. Etwas Schönes, Unstütes liegt in Ihrem ganzen Wesen. Und in Ihrem Gesicht, besonders in Ihren Augen habe ich jetzt häufig einen Ausdruck bemerkt, als ob Sie ein tiefer Kummer bedrückt. Der Dienst führt uns hier täglich zusammen, und da ist mir Gelegenheit genug geboten, Sie zu beobachten. Ich will gewiß nicht aufdringlich erscheinen, aber — könnte ich Ihnen vielleicht irgendwie helfen? Sprechen Sie sich mir gegenüber nur rüchthaltlos aus. Ich bin ein alter Mann. Hinter mir liegt ein langes, er fahrungreiches Leben. Schon viele haben sich Rat bei mir geholt, schon viele sind getröstet, aufgerichtet von mir gegangen.“

Ueber Grete Manfreds eingefallene Wangen rannen langsam zwei Tränen. Noch suchte sie ihre Fassung zu behaupten. Dann aber schlug sie plötzlich mit einem wehen Aufschluchzen die Hände vor das Gesicht. Ihr ganzer Körper zitterte unter diesem Ausbruch einer bisher mit aller Macht zurückgedrängten wilden Verzweiflung.

Der alte Herr hatte sich schnell erhoben und schob ihr nun seinen eigenen, beuementen Schreibtisch hin. Willentlos ließ sie es geschehen, daß er sie sanft zum Wiedersehen zwang.

Eine ganze Weile verging. Direktor Grünwald war zartfühlend an das Fenster getreten und schaute auf die Straße hinaus. Er wollte warten, bis sie sich etwas beruhigt hatte. Dann lehnte er sich vor ihr an der schweren Diplomatenstuhlschleife und sagte leise . . .

„Nun, liebes Fräulein, erleichtern Sie sich einmal Ihr Herz. Jeder Kummer läßt sich heilen. Wir werden auch für den Ihren ein Mittel finden, glauben Sie mir!“

Er hatte jetzt alle Sorgen überwunden. Nur ein Gedanke beherrschte sie: Sich die Seele ganz, ganz frei zu reden. Und so erzählte sie ihm denn, erst wohl noch zaghaft und oft stotternd, dann aber überlegter und stehender von ihrer schweren Herzensnot, von der Verhaftung ihres Verlobten und weiter von den Vermutungen, die hinsichtlich der Person des wahren Täters in ihr aufgestiegen waren.

Nur hin und wieder unterbrach er sie mit einer Zwischenfrage. Zu dem rein menschlichen Interesse, das er für sie bisher empfunden hatte, trat jetzt noch ein anderes hinzu, das des Juristen. Zwar lag das Gebiet der Kriminalistik ihm ziemlich fern. Dennoch mußte er sich sagen, daß die Verdachtsgründe, die das junge Mädchen mit seltenem Scharfsinn ihm hier entwickelte, fraglos nicht ganz von der Hand zu weisen seien. Als er sich dann noch über manche Punkte genaueren Aufschluß von ihr hatte geben lassen und nun genügend Bescheid wußte, um allein das Weitere in die Wege leiten zu können, entließ er sie mit festem Händedruck.

(Fortsetzung folgt.)



Der kommandierende General v. Morgen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.



Sprüche.

Wer mit ruhet in seiner Arbeit,
Mag's mit ertragen lange Zeit.

Wir leben so dahin
Und nehmen nicht in acht,
Daß jeder Augenblick
Das Leben kürzer macht.

Westgalizien. Durch den glorreichen Massieg von Gorlice-Tarnow ist auch die alte galizische Stadt Tarnow, aus der die Russen nunmehr vertrieben worden sind, zu einem ewigen Angedenken in der Weltgeschichte gekommen. Tarnow liegt recht anmutig an der Biala, einem Zuflusse des Dunajec. Es hat nahe an 40 000 Einwohner, ist Bischofs-, Kreisgerichts- und Bezirkshauptstadt, dabei Sitz vieler höherer Lehranstalten. Die katholische Domkirche beherrscht das Stadtbild. Sie ist ein dreischiffiger, spätgotischer Bau mit eigentümlichem Innenschmuck; der Turm erinnert ein wenig an byzantinische Bauwerke dieser Art. Im Innern des Domes befinden sich die prächtigen, zumeist barocken Grabmonumente der Tarnowski und Ostrogski. Besonders schön ist das Doppeldenkmal des Jan Tarnowski und seines Sohnes Christoph. Die Kathedrale hat außerdem eine reiche Schatzkammer, und im nahen Diözesan-Museum befanden sich bedeutende Werke der kroatianer Malerkunst. Der merkwürdigste Bau Tarnows ist jedoch das Rathaus, ein mächtig großes, doch reizvolles Gebäude, das völlig frei auf dem Marktplatz steht. Der untere Teil des Rathauses ist modernisiert, der Oberbau mit seinen Zinnen und der spitzdachige, mit einem Rundgang versehene Turm sind im alten Stile erhalten. Es gibt noch eine Anzahl baulicher Merkwürdigkeiten in Tarnow, so der bischöfliche Palast, die Bernhardinerkirche, das sogenannte Forum u. a. m. In der Nähe liegt Gumnisko mit dem berühmten Park des Fürsten Sanguszko, dann der Schlingengarten und der Martinsberg mit einer Burgruine und einer uralten hölzernen Kirche, an deren Haupteingang ein paar „Niesentknochen“ hängen; wahrscheinlich sind es Knochen eines Mammut oder eines Urelcantans. In der Markuskirche hängt eine Kette, deren Holzschloß, das Werk eines blinden Hirtens, angeblich auf keine Weise geöffnet werden kann. Die zweite Stadt, an deren Namen sich die Erinnerung an die gewaltige Durchbruchschlacht für alle Zeit knüpfen wird, Gorlice, ist viel kleiner als Tarnow; da sie im Jahre 1874 abbrannte, haben sich nur wenige alte Gebäude erhalten. Seltener ist der „Kerker“, wahrscheinlich die Krypta der alten Pfarrkirchen-Kapelle, mit einer Figur des gegeißelten Heilands, beachtenswert eine Musikammer im Gutshof. Gorlice ist der Ausgangspunkt der galizischen Petroleumindustrie gewesen, und zahlreiche Naphtha-Raffinerien und andere

Fabrikanlagen umgeben die Stadt. Diese liegt sehr hübsch in den Vorbergen der Beskiden, an der Ropa und Sekowla. Vom Schloßberg hat man eine entzückende Aussicht.

Auch Jaslo und Krosno am Wislota sind heute einem jeden bekannt. In Krosno knüpft sich die berühmte Geschwisterlegende von Stanislaus und Anna Oswiecim, eine der rührendsten Legenden, die auf einem wirklichen Vorgange zu beruhen scheint. In der Franziskanerkirche zeigt man die Gruft der Geschwister, und auf einem Altarbild, das Van Dyck zugeschrieben wird, sind Stanislaus und Anna gemalt zu sehen; außerdem hängen ihre Bildnisse in Lebensgröße zu beiden Seiten des Altars.

Eine Ablehnung des Wortes „Krüppel“ für Invalide erfolgte bereits durch Kaiser

zu versichern gab, dann suchte er sich irgend einen Unglücklichen, der sich im letzten Stadium einer tödlichen Krankheit befand. Den Sterbenden nahm er in sein Haus auf und pflegte ihn bis zu seinem Tode. Dann ließ er ihn unter dem Namen begraben, unter dem er das Geschäft gekauft hatte, aus dem er gerade seinen Nutzen zog. Der ursprüngliche Eigentümer hatte dann das Nachsehen, denn der Mann, an den er sich allein halten konnte, war tot. Erschien er aufgeregt in der Wohnung des „Verstorbenen“, so wurde er hier von einer Dame in tiefer Trauer empfangen, die in Tränen aufgelöst ihren verstorbenen Gatten beweinte. Es war dies die Geliebte des Gaunners, die den Schwindler auf sehr geschickte Weise unterstützt. Als der Gauner eben wieder mal — es war sein siebenter Tod! — gestorben war, kam die Polizei hinter den Schwindler. Ein Detektiv wurde sofort hingesandt, um den geliebten Gauner zu verhaften. Wieder empfing die weinende Dame in Trauer den Polizisten, aber dieser wollte sich diesmal nicht täuschen lassen. Er glaubte, daß wieder der alte Kniff angewendet war. Aber diesmal war der Tote wirklich tot und die Polizei hatte das Nachsehen...

Unverfroren. Hausfrau: „Da hört sich doch alles auf! Ich hatte Ihnen ausdrücklich erklärt, daß im Hause keine Musik gemacht werden darf... nun wird bei Ihnen zu gleicher Zeit die Flöte, die Zither und das Waldhorn gespielt!“ Mieter (sanft): „Nemey Sie das Musik?“

Die Spezialisten. Gauner (zu seinem Sohn): „Du trittst nun ins Leben ein, Junge! Sei arbeitsam und ehrlich! Wenn du aber einmal in die Lage kommen solltest, einen Verteidiger nötig zu haben, dann nimm dir folgende: Für Diebstähle und Einbrüche Justizrat Meier, für Unterstellungen Rechtsanwalt Cohn und für sonstige Delikte gegen das Eigentum Doktor Müller!“

Bayerischer Maskettier aus dem Schützengraben den Gegner schend: Franzosen, Engländer, Schottländer, Turkos, Sitts, Gurtahs, Negler usw. „Na nu, i ham alleweil denkt, mir sein im a Krieg, dort brüben awer is ja a Maskenball!“

Räsel.

Erst' ich selbst, kommt nur ein Hausen
Von kleinen Kindern ängstlich ich
Zu seiner Mutter schnell gelaufen,
Zu ihrer pflegt mit Lieb und Treu'.

Doch singen andre meine Lieder,
So ruft ein jeder Musikus,
Daß in der Welt so bald nicht wieder
Sich finde solcher Kunstgenuss.

Auflösung des Räselns in voriger Nummer:

Unterhaltung, Erhaltung, Haltung.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
F. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Roenen, Essen (Ruhr).



Ein Geldgrauer von zarter Hand rasiert.

Infolge des Krieges wurde eine große Anzahl Friseurer eingezogen, und ihre Frauen übernahmen die Stellvertretung.

Wilhelm I. Zur Grundlegungsfeier des Denkmals für Friedrich Wilhelm III. wurden, wie H. Zahnte in seinen Hohenzollern-Anekdoten berichtet, alle Ritter des Eisernen Kreuzes geladen. Als der König in dem Entwurf der Festordnung den Satz las: „Alle Krüppel werden dem Zuge in Wagen aus den königlichen Marsällen folgen“, sprach er ihn durch und schrieb dafür: „Diejenigen, welche infolge ihrer bei der Landesverteidigung erhaltenen ehrenvollen Wunden gelähmt sind, werden im Festzuge in königlichen Equipagen fahren.“

Zum siebenten Mal gestorben. Paris hat, wohl zum ersten Mal seit Kriegsausbruch, wieder eine große Sensation; die Pariser Polizei ist nämlich auf eigenartige Weise einem seit Jahren betriebenen Schwindel auf die Spur gekommen und dabei noch im letzten Augenblick von dem gerissenen Gauner genasführt worden. Der Kniff des Verbrechers namens Viktor Jabot bestand darin, daß er auf Kredit Geschäfte kaufte, dann rasch möglichst großen Gewinn darans zog und — plötzlich farb. Wenn in dem ohne Bezahlung erworbenen Geschäft die Vorräte auf die Kleige gingen, und es fast nichts mehr

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 24

Sonntag, den 13. Juni

1915

Anneliesses Liebe.

Erzählung von L. Hübner.

(Nachdruck verboten.)

Heute hatte Herbert Jngenpohl das Eiserne Kreuz bekommen. — Einen Augenblick lang hatte eine Welle freudigen Stolzes ihn durchflutet, als der Arzt ihm das schlichte Ehrenzeichen an die wundte Brust heftete — aber, war es denn wirklich so etwas Besonderes gewesen, daß er die Führung der Kompanie übernahm beim Sturmangriff, wie der Arzt sagte, als der Hauptmann verwundet wurde und die beiden Leutnants fielen? Er mußte es nicht. Er mußte doch einfach, und die Kameraden waren ihm so begeistert nachgestürzt, ob zum Siege, ob zum Sterben — tausend Toden entgegen! Zum Sterben! Ja, das hatte er gewollt; er mochte nicht mehr dabei sein, wenn die Sieger mit grünem Reis den Helm kränzten und die Glocken die Heimkehr einläuteten; wenn Fahnenwehen und dankbarer Jubel die Tapferen in der Heimat willkommen hieß. Dann würde er längst in Frankreichs Erde schlafen, irgendwo im Schatten am Waldes-saume.

Keiner war da, der um seine Wiederkehr bangte. Die Eltern waren beide tot, die Mutter seit mehr denn Jahresfrist; den Vater hatte er kaum gekannt, und die Eine, der er sein ganzes, heißes Herz gegeben hatte, sie hatte ihn so tief enttäuscht. Deshalb war er ja gegangen, den Tod zu finden draußen im schweren, eisernen Ringen.

Es war Wahnsinn gewesen, zu denken, daß die lebensprühende, nach Genuß lechzende Anneliess Burckhardt sein kühles, arbeitsreiches Leben teilen würde, es umgolden würde mit ihrem Lachen. — Wie ein sonnenbunter Schmetterling hatte sie seinen Schatten durchflimmert und war davongegaukelt in ferne Sonnenlande. Neidisch hatte sie ihn gelodt, bald hierhin, bald dorthin, und er mußte ihr nachhaken und mußte sein armes Herz verbrennen in der ungewohnten Sonnenfülle — und konnte sie nimmer erhaschen. Da hatte er sein todwundes Herz zurückgeschickt in den Schatten.

Nun war der erste, grausame Schmerz überwunden, nur eine tiefe Leere wohnte in ihm.

Der Krieg kam ihm gerade recht. Sie konnten ja so viele Freiwillige brauchen, die schwere, heilige Not des Vaterlandes forderte

jeden Einzelnen. So ging er. Der feindlichen Geschosse würden ungezählte sein — da würde er vielleicht den Tod finden, nachdem er das Leben wie eiserne Ketten müde geschleppt hatte. Still und ernst war er gekommen, nicht hellstrahlende Begeisterung brach aus seinen Augen wie bei den Kameraden, aber tief und verhalten glomm in ihnen der Wille, zu kämpfen, um zu sterben.

Die Vorgesetzten achteten den stillen Menschen, der so kühn, allzu kühn fast, in Not und Gefahren stand; die Waffengefährten bewunderten ihn. Eifern tat er seine Pflicht. Als das Regiment

in raschem Siegeslaufe Belgien durchzöge, nach Frankreich hinein, da war es wie ein Rausch über ihn gekommen. Jetzt kam der Tod! In den vordersten Reihen stand Herbert Jngenpohl, immer voran, wenn es das Schwerte galt. Wo es hieß, zu einem besonders gefährlichen Auftrage Freiwillige vor, da trat er als erster heraus. Nur immer weiter, dem Tode, der Erlösung entgegen, dorthin, wo die Kugelfaust am dichtesten fiel! Rechts und links sanken die Kameraden. Ihr brechender Blick umkrampfte die Sonne — leben wollten sie — leben! Das Leben hatte ihnen ja noch soviel versprochen! Zu Hause wollte eine Mutter, eine Gattin sie in verzweifelter Kampfe dem Schicksal abringen — doch, sie mußten dahin, unerbittlich raffte

sie die Sense des düsteren Mähers. Und er, Herbert Jngenpohl, suchte den Tod, und der verschmähte ihn. War ihm sein bisheriges Leben vielleicht gar zu armselig? Warum mied er ihn, der ihn tausendfach aufsuchte? Mit Wollust hatte er sich ihm in die Arme gestürzt.

Vor Verdun hatten sie zuletzt gelegen. Es war ein ermüdender Stellungskampf, der harte Anforderungen an ihre Nerven stellte. Manchmal war es wohl ruhig, so daß nur hin und wieder eine Granate sich zu ihnen herüberverirrte — dann aber wieder gab es Tage, an denen die Franzosen erbitterte Ausfälle und Angriffsversuche machten. Seinen Helm hatte schon in Belgien eine Kugel durchschlagen, seine Feldtasche war zertrümmert, selbst seinen Mantel hatten mehrere Geschosse durchpfliffen — doch ihn selbst traf es nicht. — Da, beim letzten Sturmangriff, hatte er es plötzlich in seiner Brust gefühlt, wie einen Schlag zuerst, und dann stechenden Schmerz. Warmes, rotes Blut quoll unter der Uniform hervor; blutigroter Nebel, darin feurige Funken tanzten, wogte vor seinen Augen — ihm schwanden die Sinne — kam jetzt die Erlösung vom Leben?



Die Kriegsstimmung in Italien.

Volksansammlung auf der Piazza Vittorio Emanuele in Mailand.

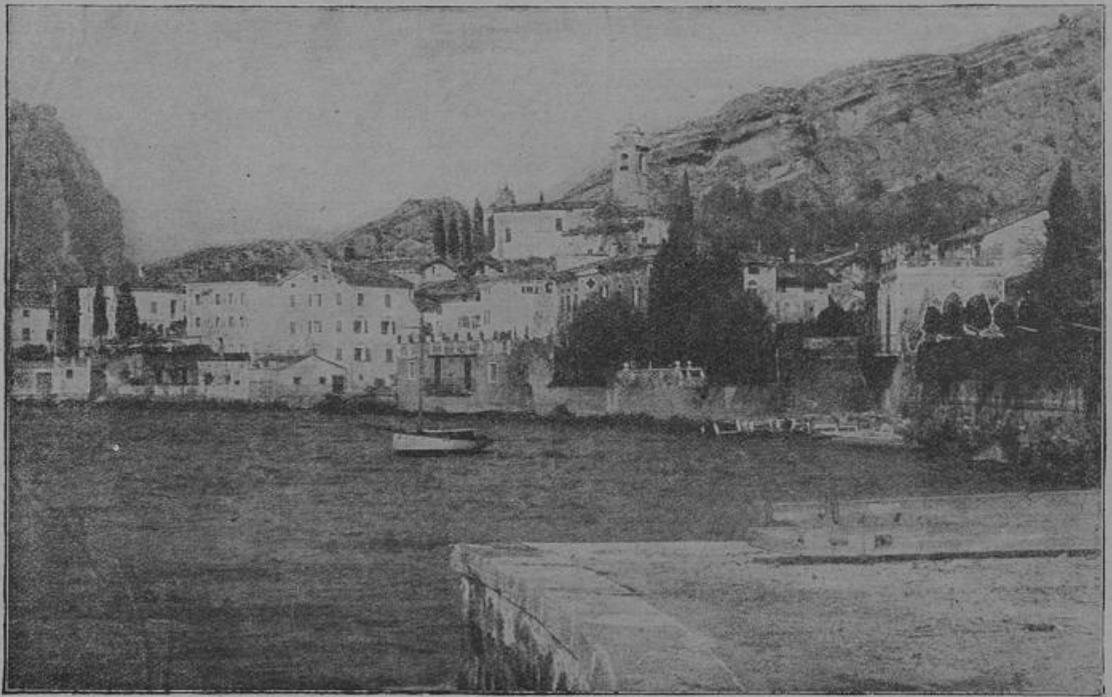
Er erwachte in einem weichen, kinnenbezogenen Bette. Sein fragender Blick glitt an den hellen Wänden des Krankenzimmers entlang; er tastete über noch ein anderes Bett neben dem seinen. Es stand unbenuzt. Sein Blick ging weiter durch ein hohes Fenster. Draußen wiegte ein Kirschaum seine schneigen Blüten im Frühlingswinde. Jrgendwo flötete eine Amsel. Breite Streifen zitternden Sonnenlichtes malten sich auf dem Boden des Zimmers. Er wandte sich, er haßte die Sonne! — Da durchzuckte ein Schmerz seine Brust — wann hatte er das Stechen doch schon einmal gefühlt? — Er tastete hinauf — er fühlte weiße Binden. Wo war er denn? — Langsam sammelten sich seine Gedanken — eine ferne Erinnerung wie an einen schweren Traum kam ihm. — Der Kampf! — Er wollte doch sterben! — So hatte der Tod ihn nicht gewollt? — So wohlthig war es gewesen in seinen Armen. Was wollte das Leben denn noch von ihm? Hatte es ihn nicht genug genarrt? Oder wollte es ihm in einem verborgenen Winkel vielleicht doch noch ein Glück beschicken? — Er glaubte nicht daran. Der Wind trug seinen Blütenhauch ins Gemach. — Wo war er denn nur gewesen all die Zeit? Er besann sich vergebens. Im Felde draußen hatten erst ganz winzige, zartgrüne Spitzen aus der braunen Erde geschaut — und nun blühten schon die Kirschen! — — — —

machen. Nachher komme ich nochmal zu Ihnen herein. Wenn Sie etwas wünschen — hier ist der elektrische Knopf.“ Die Schür hing neben seinem Bette. Er dankte. Der Arzt nickte ihm noch einmal freundlich zu und ging.

Herbert Jngenpohl schlief, ganz gehorsam. Ach, er war ja auch so müde — — —

Und heute hatten sie ihm das Eiserne Kreuz gebracht. — Was würde nun werden? Sie hatten ihm gesagt, daß er wochenlang in schwerem Bunsfieber gelegen. Kopfschütteln hatten die Aerzte an seinem Lager gestanden — hier war noch etwas anderes als der Bunsbrand — hier brannte es tief im Herzen. Doch, sie hatten ihn durchgebracht und führten ihn der Genesung entgegen — der körperlichen. Ob denn das arme Herz nicht gesunden würde? — — —

Auf einmal war sie da — Annelleje Burdhardt. Als der Krieg ausbrach, da hatte sie gewußt — jetzt geht auch er! Sie kannte ihn. Ihr Herz hatte tausend Reinen gelitten, als das Erwachen gekommen war, und das Bewußtsein seines Wertes. Wie ein törichtes Kind hatte sie ihn in lachendem Uebermuth zurückgestoßen. Sein ganzes, schaffensfrohes Ich hatte er ihr entgegengetragen; sein reinstes, edelstes Gefühl. Und sie hatte nur genommen und lächelnd seine arme Seele zerpflückt. Erst jetzt lastete



Corbale am Gardasee, die südlichste Stadt der Österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die Thür ging auf und die hohe Gestalt eines Arztes in weißem Leinenmitttel trat ein, gefolgt von einem jungen Mädchen in Pflegerinnentracht. Blütenfrisch trug sie das weiße Häubchen auf dem dunklen Scheitel. Der Arzt trat lächelnd an sein Bett und streckte ihm die Hand entgegen. „Guten Morgen, Herr Jngenpohl! Nun, wie geht's uns denn?“ —

Herbert Jngenpohl legte seine schmale, blasse Hand in die lebensvolle des Arztes. „Nicht wahr, es ist schön bei uns!“ Er wies auf die blühenden Bäume. „Wenn Sie hübsch brav sind, dauert es gar nicht mehr lange, bis Sie sich da draußen im Garten ein sonniges Plätzchen aussuchen können!“ —

Ein schwaches Lächeln irrte über Herbert Jngenpohls Gesicht. Was ging ihn die Sonne an und der Frühling! Die waren für frohe Menschen da.

Der Arzt wandte sich an die Pflegerin und gab ihr mit halblauter Stimme einige Anweisungen. Sie nickte und verschwand.

Herbert Jngenpohl folgte dem Arzte mit den Augen. Wie froh der ansah und welch heiterer Tonfall in seiner Stimme lag! Der stand sicher in der Sonne. Etwas wie Reid hing in ihm auf. — Tui — er schämte sich. Gönnte er dem freundlichen, blonden Menschen nicht sein bißchen Lebensfreude? Was konnte der dafür, daß er, Herbert Jngenpohl, im Schatten stand!

„Nun müssen wir aber erst noch recht viel schlafen, wenn wir den Frühling suchen wollen da draußen. Und schön ruhig liegen! Neist will ich einmal schauen, was unsere andern Pflöglinge

die ganze herbe Schwere des Verlustes auf ihr; die ernste Zeit streifte das Schmetterlingsgewand von ihr ab und reifte sie tiefinnerlichst.

Nun war er fort — für immer? Sie hatte ihn nicht erreichen können, ehe er aus der Heimat ging. Ihn schreiben? — Wie matt, wie farblos stand auf dem Papier, was ihre Seele ihm zu sagen hatte! Und sie wußte ja nicht einmal seine Adresse! Er konnte ihr auch nicht vergeben — das nicht, den Frevel an seiner Seele! — Mit brennenden Augen starrte sie in den eisernen Weltkampf, jede Faser des Herzens angespannt. — Gott, du schließe den Eimen — gib ihn mir wieder — du mußt ihn mir wieder senden, er darf nicht von mir gehen, so nicht! — O, dieses qualvolle Warten, dieses bange Hoffen und Harren! Sie suchte in den Verwundetenlisten — den großen Bänden mit den langen Spalten, in denen in dichten Reihen Tausende von Namen vor ihren Augen tanzten — sie fand ihn nicht. Gottlob, so lebt er! — Vor Wochen, da noch, ja — aber seither — gestern — heute! Jeder Tag brachte Tod! Und wieder der verzweifelte Aufschrei, Gott, schid ihn mir wieder! Gott ist gnädig, er muß ihn mir lassen! —

Sie hatte sich zum Krankendienst gemeldet — unermülich, die Tränen verhalten, mit zusammengepreßtem Herzen tat sie ihren schweren Liebesdienst an hunderten von Verwundeten. Viele kamen, viele gingen wieder in den heiligen Kampf — und sie, sie mußte zurückbleiben und harren — harren. Manch einer aber, den sie todwund aus der Schlacht trugen, schaute den erwachenden

Frühling nicht mehr. — Viel Leid war zu lindern, viel Trost zu spenden — oft meinte sie, zusammenbrechen zu müssen — ihr konnte niemand Trost geben.

Da langten eines Tages einige Zeilen einer Freundin an sie, die in einem kleinen, süddeutschen Städtchen als Pflegerin tätig war. Nicht viel schrieb sie; zu langen Briefen reichte die Zeit wohl kaum — nur daß Herbert Jüngerpohl schwer verwundet in ihrem Lazarett sei. Ein Herbert Jüngerpohl sei bei ihnen eingeliefert worden vor einigen Wochen, seine Person war ihr zur Gewißheit geworden, als er im Fieber unter tausend Schmerzensschreien einen Namen rief. Zwischen den Zeilen die stumme Bitte: Komm, es muß doch gut werden! —

Sie war im Urlaub angekommen; sie reiste gleich. Nun war sie da. — Ein unglaubliches Staunen in seinem Blick, als er sie sah so im Rahmen der Tür — so hilflos ihr bleiches, süßes Gesicht; in den großen, blauen Augen eine bange Frage. „Innere Liebe!“ Ein Jubelschrei, ein Jauchzen aus tiefer Brust. „Herbert!“ Er hielt ihren Kopf in seinen Händen, küßte ihre tränennassen Wangen, ihre Augen, ihre zitternden, roten Lippen. — Sie hatten einander nichts mehr in Worten zu sagen. Alle Schattungen, all die Qual, die zwischen ihnen war, war ausgelöscht und nur ihre Liebe war leuchtend in ihnen. —

Ob er ans Leben glaubte? — Ja, — tausendmal ja! Und jetzt wußte er, er würde zurückkommen, er wollte wiedertreten zu einem Leben voll Schönheit, sein Platz war auf der Sonnenseite.

Die Schuld.

Skizze v. M. Stephan y.
(Nachdr. verb.)

Mit geschlossenen Augen lag er da. Seit Tagen. Und sie saß an seinem Lager und wartete und wartete auf das Ereignis, das der Oberstabsarzt schon seit Monaten angelegt — den Tod. Ganz gebrochen hockte sie in ihrem Sessel, gramebeugt und gealtert vor der Zeit. Stunden saß sie nun schon so. Die Dienstboten gingen ihrem Sonntagsvergütigen nach und die Pflegerin mußte sich auf einem Spaziergang erholen. Es war ja auch immer dasselbe mit dem Kranken, der durch seine Verwundung vollständig gelähmt. Wie lange würde es noch dauern?

Draußen tobte der Sturm und fuhr wild, rauflustig durch die Bäume des Parks, zerrte höhnisch Zweige und Äste herunter. Pfeifend und singend jagte der rohe Geselle durch das alte massive Haus. Sie hörte das alles nicht. Die Uhr vom nahen Kirchturm schlug bedächtig fünf Mal. Sie achtete der Schläge nicht mehr. Dampf hibrütend saß sie für alles außer dem Krankenzimmer interesselos. Was tat eine Stunde mehr — eine weniger in ihrem Leben, das dieser Kranke mit Schimpf und Schande bedeckt und zur Hölle umgewandelt?

Da — ein Krachen, wie wenn etwas berstet. Die Frau mit dem vorgebleichten Haar sieht müde auf. Das eigentümliche Geräusch kam vom Bette her, das sich im fallen Lichte des Winterpölnachmittags grell abhebt von den dunklen Möbeln des Zimmers. Langsam erhebt sich die Einsame. Vielleicht verlangt der Kranke irgend eine Handreichung. Das Gesicht in den Krüsen erscheint eigentümlich fahl. Sie beugt sich über den Liegenden. Nun doch von Schreck durchzuckt. Der Atem stockt. Aber so ist es ja schon oft gewesen in den letzten Tagen. Sie reißt die Decke fort, öffnet mit zitternder Hand die Balleidung. Da klirrt etwas leise. Das Eisene Kreuz, das man dem Krieger selbst im Bett belassen mußte, stieß mit den brillantgeschmückten Ringen ihrer Hand zusammen. Porchend hält sie das Ohr über das Herz. Kein Schlag! Sekundenlang. Bange Minuten! Eine qualvolle Ewigkeit! Kein Schlag. Das Herz sieht still. Die eine nicht verbundene Hand eisig kalt. Augen und Mund tief eingesunken — — ein Toter! Also still ist er hinübergewandert in die große Ewigkeit.

Die Gewißheit durchfährt sie. Furchtbar klar wird ihr: Er ist tot! Dein Sohn ist tot. Nun hat aller Gram und Kummer ein Ende. Du bist erlöst. Freue dich doch! Du hast es dir doch so oft gewünscht.

Sie wollte läuten. Aber wie gelähmt sank ihr Arm herunter. Es war ja kein Mensch im Hause, der ihr hätte helfen können. Sie sank wieder in ihren Stuhl und (nun blieb das erlösende Gefühl aus) dachte: Nun noch ein paar schreckliche Tage! Der

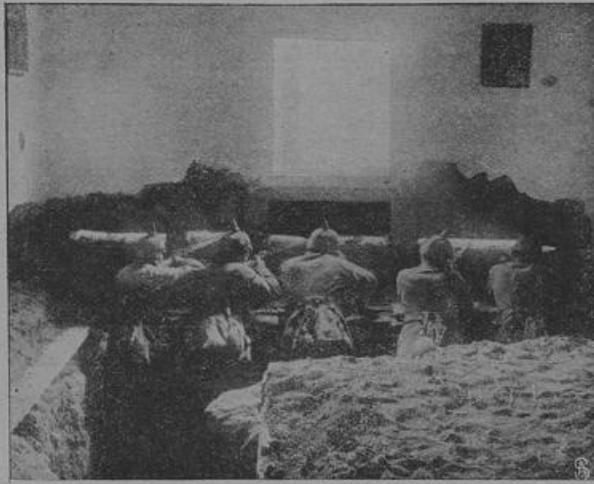
Tod hat ihn ausgestreckt und noch einmal wird er ein Held sein — ein Held für ein paar Tage in seinem Heimatstädtchen. Weile! Weile! Briefe! Ein pomphaftes, militärisches und blumenreiches Begräbnis, offenes Bedauern, versticktes Nachjeden. Dann noch eine Weile — und alles ist still wie vor dem Kriege lange Jahre.

Im Zimmer herrscht Zwielicht. An der Decke, in den Ecken irren dunkle Schatten. Sie gleichen Gespenstern. Betäubend legt sich die dicke Luft, vermischt mit dem betäubenden Duft der Rosen auf dem Nachttischchen neben dem Lager um die Schläfen der Einsamen, deren Gedanken langsam weit, weit abwandern aus der Gegenwart. Längst verschwundene Zeiten und Bilder erstehen vor ihrem Geiste. Wie Lichtgestalten ziehen sie narend und äffend vorbei. Frau Barth sieht ihre Jugend, ihre Eltern, von denen sie alles ertrökte. Als junges, schönes, reiches Mädchen heiratete sie nach kurzer Brautzeit den Fabrikanten Barth, einen ebenso lebenslustigen wie tüchtigen Menschen. Die ersten Jahre waren ein überhäumender Rausch. Sie gaben Feste und machten die Feste der anderen mit. Köstlich amüsierten sie sich. Elisabeth mochte nicht von ernstlichen Dingen reden oder doch nur dann, wenn es sich um die Verherrlichung ihrer eigenen Person handelte. Kinder kamen in den ersten Jahren der Ehe nicht. Erst im zehnten Jahre ihrer Ehe erblickte ein Sohn das Licht der Welt. Man mußte ja doch schließlich einen Erben und eine Freude im Alter haben. Auf Händen hatte ihr Mann sie getragen und alle ihre Klagen gebüdig angehört. All die Liebe des Mannes, der sich in Wirklichkeit lange nach dem Kinde gelehnt, nahm sie als selbstverständlich hin. Alle die kleinen und großen Aufmerksamkeiten von seiner Seite waren eben nicht zu vergleichen mit dem Opfer, das sie ihm brachte.

Als dann das Kind geboren war, lebten sich die Gatten immer weiter auseinander. Der kleine Kurt wurde seinem Vater Lebensinhalt, der Mutter auch, aber nur dann, wenn ihn Freunde und Bekannte als hübsches Kind bewunderten und er die Mutter in ihren Vergnügen nicht störte. Das Schreien des Kindes machte seine Mutter nervös. Sie zankte mit der Wärterin, die doch nur lediglich die Schuld trug. Lange blieben die Bediensteten des kleinen nie. Und hielt doch mal eine Gebärdige einen Monat aus, so war es bestimmt, daß sie ihm jedesmal beim Schreien weitestgehende Konzessionen gemacht, die der Bengel ausnutzte. Von den guten und bösen Eigenschaften, die doch im kleinsten Kinde schlummern, wurden letztere am besten gewahrt und genährt. Der Vater sah den kleinen

nur abends und kurz. So kam es, daß Kurt, noch ehe er zur Schule ging, das ganze Haus regierte. Um den guten Ton zu wahren, hielt man dem Kinde in den ersten schulpflichtigen Jahren eine Hauslehrerin. Das war nicht nach des Vaters Sinn, aber er gab dem Drängen seiner Frau nach, um Szenen zu vermeiden. Die Lehrerinnen wechselten wie die Dienstboten ehemals und man entschloß sich endlich für die Schule. In der Schule wurde das verwöhnte, eigenwillige Kind eine Last für Lehrer und Schüler. Nicht gewöhnt mit anderen Kindern zu spielen, nachzugeben oder zu teilen, zeigte sich Kurt Barth eigenwillig, rechthaberisch und launisch. Zum Lernen zeigte er schon gar keine Lust und wozu auch? Die Fabriken seines Vaters fielen doch später an ihn. Soviel wußte er schon. Mit jedem Ferien flog ein schlechtes Zeugnis ins Elternhaus. Ein paar Scheltworte des Vaters, ein nervöses Nachjeden der Mutter! Was kümmerte das den Jungen? Und überhaupt waren doch die Lehrer schuld an dem schlechten Witz. Die konnten eben den „armen Kerl“ nicht ausbleiben, meinte der Vater hinterher.

In den Jahren, in denen der Junge den Vater am nötigsten gebraucht, starb dieser plötzlich. Elisabeth Barth flüchtete ein volles Jahr aus der großen Welt in die Einsamkeit, um den Verlust würdig zu tragen. Aber ihren Sohn verlor sie alle Macht. Sie gestattete ihm Freiheiten, wie sie sonst Kindern niemals gewährt werden. Ihre zarte Gesundheit verlangte, den Winter und Sommer in großen Bädern zu verbringen und der Sohn zog mit. Der internationale Verkehr, das Leben und Treiben in den Bädern bildete ein früh-reifes, blasirtes Bürschchen heran. Die Schule besuchte er nicht mehr. Er hatte es doch sogar zum „Gin-jährigen“ gebracht, wenn auch mit vielen Geldopfern. Ein Jahr diente Kurt Barth bei einem schneidigen Regiment. Dann trat



Deutscher Schützengraben in einer Bauernstube.

er in die Fabriken ein, d. h. er übernahm dem Namen nach die Stelle des Fabrikherrn. In Wirklichkeit behielten alle Beamten ihre Verantwortung. Dem Sohne war diese Verfügung der Mutter nicht recht, aber er mußte sich fügen. Nach wie vor berieten alle mit der Mutter. Der Sohn amüsierte sich, verpraktete sein Geld. Nach ein paar Jahren verlangte er seines Vaters Erbteil. Ohne Erfolg! Nun machte er Schulden über Schulden. Mehr und mehr verlotterte der junge Mann. Ohne sittlichen — ohne religiösen Halt. Religion waren im Barth'schen Hause nie gepflegt worden. Sie zählten zu den Menschen, die sich deshalb unglaublich nennen, weil die Ausübung der Religion ihnen lästig — ja unbequem ist. — Nach einiger Zeit wurde in der nahen Großstadt ein Komplott entdeckt, das sich längere Zeit mit Dingen beschäftigte, die das Tageslicht scheuten. Kurt war einer von jenen, die am ärgsten belastet und die Mutter half ihm in der Verzweiflung über die Grenze. O die Tage und Nächte! Die Wochen und Monate, die dann folgten!

Elisabeth Barth verließ ihr Haus auf lange Zeit. Sollte sie den Leuten von den Uebergriffen des Sohnes in die eigene Kasse erzählen? Sollte sie der Welt verkünden, daß ja die weiblichen Diensthöfen des Hauses nicht sicher vor dem hübschen, lebenswürdigen, gebelustigten Sohn waren. Die eine von diesen Mädchen wollte er sogar an den Traualtar führen. Das hatte einen schrecklichen Kampf zwischen Mutter und Sohn gegeben. Dann hatten

veinlichen Pflege. Ich habe mit ihm selbst noch nicht sprechen können, da das Fieber ihn mächtig gepackt und durch den Körper rast. Nicht jede Mutter kann jetzt ihrem Sohne den letzten Liebesdienst erweisen. Sehen Sie es als besondere Zügelung an." Damit war der alte Grobian gegangen, ohne sich weiter um die gänzlich gebrochene Freundin, noch um deren Antwort zu kümmern.

So fand Kurt Barth Aufnahme im Hause der Mutter, um die er so lange vergeblich geklopfet.

In den ersten Wochen raste das Fieber durch seine kräftigen Glieder. Wie es über den Körper triumphierte, ihn hoch schnellte, daß die Pfleger ihre liebe Not hatten. Noch im Fieber wehrte er sich seiner Feinde. Dann kamen Minuten, in denen der Bewundete lachte — lachte — lachte. Gellend hallten die Töne wieder. Sobald sich die Mutter dem Lager näherte, wurde er unruhiger denn je. Einmal hatte sie versucht, ihre Hand auf seine Stirne zu legen. Da war der Sohn hochgefahren. Mit irren Blick suchte er im Zimmer und schrie: Fort mit dir. Du bist an allem Schuld! Dann war der Körper kraftlos in sich zusammengefallen und einer der Wärter trug die ohnmächtige Frau aus dem Zimmer.

Seit diesem entsetzlichen Tage besserte sich des Kranken Befinden merklich. Das hohe Fieber wich allmählich und stellte sich dann nur noch abends ein. Kurt Barths Geist verirrte sich nur



Die Erzherzöge Friedrich Ernst (1) und Karl Franz Joseph (2) an der Front.

die Außenstehenden lange Jahre nichts von Kurt Barth gehört. Nur die einsame Frau in ihrem Steinpalaste erhielt ab und zu Briefe. Die ersten las sie. Aber dann kam eines Tages einer, in welchem der Sohn ihr seine Heirat mit dem früheren Dienstmädchen mitteilte. Im Auslande lebten sie und ernährten sich kümmerlich. Kurt rühmte die wirklich guten Eigenschaften seines geliebten Weibes. Ja — auch Frau Barth kannte das tüchtige und pflichttreue Mädchen — aber als Schwiegertochter hieß man eine solche Person doch nicht willkommen. Was wohl die hohe Bekanntschaft dazu gesagt hätte? Ein solch raffiniertes Weib!

Alle Briefe der kommenden Jahre wanderten in ein Geheimfach und wurden weder geöffnet noch beantwortet. So ging das Leben äußerlich seinen Gang. Auch die Briefe blieben aus. Dafür lief eines Morgens das Gerücht durch die Gassen und Straßen des Ortes: In dieser Nacht ist im Schloßchen gestohlen worden und viel ist dem Räuber in die Hand gefallen. Ob es sich wirklich so verhielt? Die Leute haben niemals die Wahrheit erfahren.

Dann war der grause Krieg über das Land hereingebrochen. Erschreckt hatte die vergrämte, alte Frau aufgeatmet. Die Verwundeten häuften sich bald im Städtchen. Und eines Tages geschah etwas Entsetzliches: Der alte Hausarzt der Familie und Freund der Frau Barth war mit tiefem Gesicht gekommen und hatte ihr mitgeteilt, daß ihr Sohn sich bei Lüttich besonders tüchtig gezeigt, mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet worden sei, aber leider eine Verwundung erhalten, die ihn für unabsehbare Zeit ans Krankenbett fessle. „Sie werden dem Heben verzeihen, gnädige Frau und ihn ins Haus nehmen. Er bedarf einer äußerst

noch zuweisen in weite unbekannte Fernen. Dann kam ein Name über seine Lippen: Margrete! Leise, wie ein Hauch — lieblosend — fliegend. Und er hielt Zwiesprache mit einem Wesen, das er über alles andere zu lieben schien. Die stahlharte Frau hörte es und hörte es nicht.

Die Zeit ging hin. Kurt Barth wandelte langsam, für die Umstehenden fast unsichtbar auf der dornenvollen Straße, die sicher in das große heilige Land führt, von dem kein Zurückkommen möglich.

Die Wärter wurden einberufen. An ihre Stelle trat eine junge, große, ernste Pflegerin mit blauer Brille. Der alte Hausarzt hatte sie besorgt. Mit äußerster Gewissenhaftigkeit waltete sie ihres Amtes und merkwürdig: Der Kranke wurde ruhig — gefasster und söhnte sich auch mit seinem Herrgott aus. Ein seltsam Leuchten trat jedesmal in seine dunklen Augen, irrte über die Schmerzverzerrten Züge, wenn Schwester Maria ins Zimmer trat.

Die Mutter hatte es wohl bemerkt und der Schwester im Anfang gegrollt. Aber dann hatte das stille, bescheidene Wesen, das auch sorgend um die alte Frau ging, deren Herz gewonnen. Tag und Nacht wich die Fremde kaum vom Lager, bis der Arzt ein Nachtwort sprach und sie täglich einen Gang ins Freie machen mußte.

Zimmer weiter schritt die Lähmung. Und in den letzten Wochen hatte der Kranke nicht mehr sprechen, nur noch flammeln können. Seit Tagen lag er mit geschlossenen Augen. Und nun war es der einsam Träumenden, als ob diese Augen tieftaurig auf sie gerichtet seien. In diese dunklen Augen sprang eine Bitte so verzehrend heiß: Mutter — vergiß den ungeratenen Sohn, denke nur an

den Helben Kurt, der für Ehre und Vaterland stritt und der dir jetzt sein Heiligtes auf Erden empfiehlt, sein Weib und Kind — Sie lächelte — ein seltsames Lächeln. Der Sohn, dessen Seele sie nie gesucht, kam wieder in ihren alten Tagen. O, wie wollte sie gutmachen! Sie breitete die Arme aus, ihn an ihr Herz zu drücken da — riß der Sturm das Fenster auf. Frau Barth fährt erschrocken auf. Sie hat ins Wesenlose getappt. Ja — sie hat geträumt oder — ? Nein — nein! Das Licht der elektrischen Vogenlampe scheint grell herein. Dort — dort liegt ihr Sohn still und starr und ist gestorben.

Nun geht sie ohne Furcht, ohne Grauen zu seinem Lager. Sie schlägt die Hände vor's Gesicht und weint heiße, erlösende Tränen. Ich — ich trage die Schuld an deinem verhehlten Leben, Kurt. In meine Hand war's gelegt, dein Glück — dein Unglück. Diese Stunde hat es mir gezeigt!"

Die Türe öffnet sich behutsam. Schwester Maria steht eine Weile wie angewurzelt. Sie dreht das Licht an. Bleich, verflört schaut sie auf die Gruppe. Mit wartenden Schritten stürzt sie vor und mit dem lähmenden Schrei: „Mein Kurt! sinkt sie an der Leiche nieder.

Die Mutter schaut auf. Die Pflegerin? Ein langsames Begreifen. Ja — daß sie nicht auf den Gedanken kam. Aber kein Trost, kein Stolz, kein Weid wühlt in ihrem Innern. Nur der eine große Gedanke hat Raum: Du kannst sühen.

Waffen zeigen können. Das ganze Dorf (Stanga) versammelt sich auf der Steppe und bildet dort einen großen Kreis, in welchen sodann die Teilnehmer an der Dschigitowka, die Dschigiten, bewaffnet unter Klängen von Nationalliedern auf ihren unscheinbaren struppigen, aber unglaublich leistungsfähigen, schnellen und intelligenten Köhchen einreiten, so den festlichen Aufzug bildend. Nach einigen Minuten ertönt plötzlich ein gellender Schrei und einer der Reiter jagt in vollster Karriere im Kreise herum und dann durch eine Lücke der Zuschauer in die weite Steppe hinaus, von den Uebrigen unter fürchtbarem Lärm und blinden Gewehrschüssen verfolgt. Dieser jedoch, nun im Sattel stehend, rast davon, wirft das Gewehr in die Luft, fängt es sicher wieder auf und ruft seinen Verfolgern höhnische Worte zu. Plötzlich jedoch wankt er im Sattel und stürzt wie getroffen vom Pferde, kaum hat er jedoch den Boden berührt, so ist er auch wieder im Sattel und feuert seine Pistolen, an der Seite des dahinjagenden Pferdes hängend, unter dem Hals desselben hindurch auf seine Verfolger ab. Endlich gelingt es diesen doch, ihn zu umzingeln, aber er ergibt sich nicht, denn plötzlich, mitten im tollsten Jagen liegt er samt seinem Pferdchen auf dem Boden, durch dieses gedeckt auf seine Verfolger sein Gewehr abfeuernd. Schließlich wird es aber von diesen doch mittels der nie fehlenden Wurfgeschlinge überwunden und weggeführt, während sein Pferdchen regungslos liegen bleibt. Plötzlich ertönt ein schriller Pfiff, das „tote“ Köhlein springt auf und kommt herangaloppiert. Mit einem Sprung ist sein Herr wieder im Sattel und sprengt mit den anderen lachend und jubelnd in den Kreis zurück.



Gewehreinigen nach abgeschlagenem Angriff im vordersten Schützengraben (Westgalizien).

Die Kosaken.

Von N. Messikom er.

(Nachdruck verboten.)

Ueber das Wesen und die Herkunft der Kosaken herrscht noch vielfach große Unklarheit. Die Kosaken sind Bauern der endlosen Steppen von Don bis zum Amur, die von der Regierung mit je 15 Hektar Land pro Familie ausgestattet werden und dafür verpflichtet sind mit eigener Uniform und Pferd vom achtzehnten Jahre an zwanzig Jahre Militärdienste zu tun. Abgesehen von den Kuban-Kosaken sind sie geborene Reiter und schon von Jugend auf im Sattel. Der edle und rechte Kosak ist ein geschworener Feind jeder geregelten Arbeit, der nichts weiter kennt, als die Steppenjagd hoch zu Ross und seine Reiter Spiele. Die übrige Zeit, die er nicht im Sattel zubringt, lungert er müßig herum, seine Pfeife rauchend. Die ganze Arbeit bürdet er seiner Frau und den sonst vorhandenen weiblichen Familienmitgliedern auf, und nur im Falle der Not, die aber bei dessen sprichwörtlicher Genügsamkeit schon einen hohen Grad erreicht haben muß, läßt er sich zur Mithilfe bei der Feldarbeit herbei. Ist diese aber dann glücklich erledigt, so gibt es zur Entschädigung ein großes Fest mit Dschigitowka, viel Wodka und anschließender landesüblicher grandioser Weileret.

Diese Dschigitowka ist nämlich das bei keiner Festlichkeit — und zu einer solchen findet der Kosak stets eine Veranlassung — fehlende waghalsige und wilde Reiter Spiel, bei dem namentlich die Jugend ihre aus fabelhafte grenzende Gewandtheit in der Beherrschung und Dressur ihrer Pferde sowie im Gebrauch der

Der Dorfälteste, Aroman, legt nun fünf Rubelstücke auf die Erde. Jeder einzelne Dschigit springt heran, um die Geldstücke in voller Karriere an der Seite seines nimmermüden Pferdchens hängend, aufzuheben. Den meisten gelingt es. Diesen werden dann die Rubelstücke nochmals aufeinandergeschichtet hingelegt, die nun mit einer Pistolentugel so getroffen werden müssen, daß sie klirrend aufspringen. Derjenige, dem dies gelingt, darf die fünf Rubel behalten und dafür seinem schwarzhaarigen Liebchen Schmutz, oder aber auch für sich — Wodka kaufen, denn die Kosaken sind leidenschaftliche Liebhaber dieses Feuerwassers.

Doch weiter gehen die Reiter Spiele, gegen die unsere besten Zirkusnummern keine Kinder Spiele sind. Da rast einer auf dem Sattel kopfstehend und sein Gewehr abschießend herum, ein weiterer springt in voller Ausrüstung über ein oder zwei, ja oft sogar drei nebeneinander galoppierende Pferde. Prachtvoll ist auch das Pyramidenreiten, bei welchem die Reiter auf je zwei Pferden stehend zwei- und auch dreireihige Pyramiden bauen und dann in dieser Stellung in voller Karriere im Kreise herumsprennen, bis auf einen Pfiff plötzlich alles übereinanderpurzelt. Ein nicht minder hübsches und schwieriges Stüdchen ist es auch, wenn einer auf dem Sattel stehend auf einem Holzsteller ein volles Glas des geliebten Wodka im tollsten Galopp balanciert, das er dann schließlich auf das Wohl des „freien Kosakenheeres“ leert.

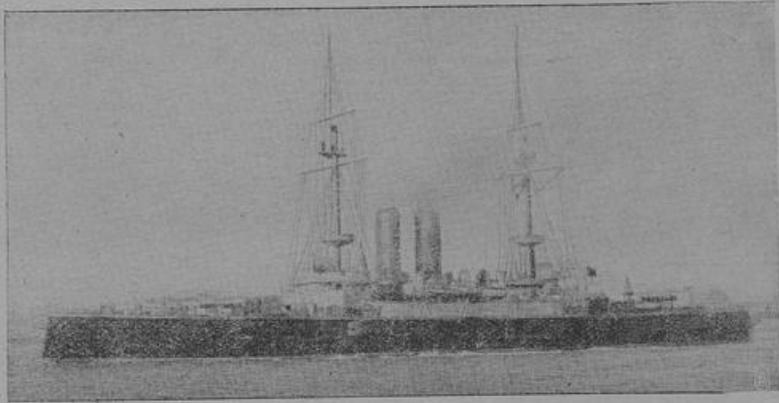
Es ist erklärlich, daß es bei solchen Aufführungen meist nicht ohne Verletzungen abgeht, aber auf ein paar Knochenbrüche und derlei „Kleinigkeiten“ kommt es den zähen Naturbrüchigen nicht an. Wie bei allen Festlichkeiten der Kosaken, so folgt auch einer Dschigitowka ein solennes Woblagelage, das dann stets mit einer großen Keilerei endigt.

Die fabelhafte Geschicklichkeit, welche die Kosaken zu Pferde an den Tag legen, ist darauf zurückzuführen, daß die Kosakenjungen sozusagen eher reiten als laufen lernen; sieht man doch schon Knirpse von kaum vier Jahren wie angewachsen auf ihren Pferden sich tummeln und alle ihre Kinderspiele sich nur um die Dschigitowla drehen. Sind die Jungen größer, so beteiligen sie sich an der Jagd. Das Wild wird zu Pferde gejagt und, wie z. B. Hasen, Fropfen und ähnliches Geflügel (ja sogar Schlangen), mit der Wurfslinge in vollem Galopp gefangen. Der Wolf wird ebenfalls zu Pferde gehegt und mit der Nagalka, der berüchtigten Kosakenpeitsche totgeschlagen. Ueberhaupt, was nur irgendwie möglich, besorgt der Kosak zu Pferd.

Trotz dieser Gewandtheit der sozusagen mit ihren Pferden verwachsenen Naturmenschen, die im Frieden an 60 000, im Kriege aber wohl rund 200 000 Mann stellen dürften, ist ihr kriegerischer Wert, namentlich für die Feldschlacht, nicht sonderlich hoch zu veranschlagen, zumal bei den jetzigen Feuerwaffen die Rolle der Kavallerie fast nur auf den Aufklärungsdienst beschränkt bleibt. Hierzu gehört aber eine spezielle technische Ausbildung, die den Kosaken vollständig mangelt. Dazu kommt noch, daß ihr Pferd ihr persönliches Eigentum ist und oft auch ihr ganzes erspartes Vermögen darstellt, weshalb ihre Hauptforge natürlicherweise auch diesem gilt und man es dem Steppenjohne nicht verübeln kann, wenn er die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit hält und sein Pferd möglichst zu schonen und in Sicherheit zu bringen sucht. Für ein im Kriege gefallenes Pferd erhält er zwar während demselben Gias, jedoch nach Beendigung desselben wird dieser ihm wieder abgenommen.

Trotz ihrer Freiheitslieder sind der Kosak ihrem Vorgesetzten in geradezu hündischer Treue ergeben und daher zur Ausführung

eines jeden Befehles zu gebrauchen. Deshalb werden sie auch mit Vorliebe zu Polizeidiensten verwendet, in welchen sie dann die unheimliche Aufgabe, bei Judenverfolgungen, Studentendemonstrationen und ähnlichen „Volksaufständen“ durch die Straßen zu sprengen und wehrlose Leute mit den berüchtigten Nagalken niederzuhauen, gern und nur zu gründlich besorgen. Eigentlich grausam ist er indes nicht, er ist eher gutmütig, d. h. im nächsten Zustande, und nur der Schnaps-genuß, dem er eben leidenschaftlich fröhnt, weckt seine rohen Instinkte. Am übrigen liebt er es, da seine Begriffe über „Mein und Dein“ sehr im Argen liegen, seinen am ichen Verhältnissen bei sich bietender Gelegenheit durch Plundern etwas aufzubessern, eine Eigenschaft, die bei Verückelung des Namens Kosak oder eigentlich Kosot, was: freier Mann, gleichbedeutend mit Räuber heißt, nicht weiter verwunderlich ist und die er mit der Mehrzahl seiner Kameraden in „Väterchens“ Heer teilt.



Das englische Schlachtschiff „Goliath“, das vor den Dardanellen vernichtet wurde.

Reiterlied.

(Nachdruck verboten.)

Schon fängt es an zu tagen,
Die Sonne wachet auf.
Nun heißt es drauf geschlagen,
Nichts hemm' der Pferde Lauf.

Ich will mich nimmer sorgen,
Nur wacker — Sieb um Sieb!
Ob heute oder morgen...
Lebwohl, lebwohl mein Lieb!

Es wehen stolz die Fahnen
Durch Morgenluft und Glanz...
Es reiten die Mannen
Frei auf zum wilden Tanz.

Venedikt Kippes.

Der Kassenbote.

Kriminalromanerzählung von W. Nabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Kriminalkommissar Behrend, der den Fall Hartung bearbeitete, war sehr überrascht, als sich Direktor Genuwald bei ihm telefonisch mit dem Bemerkten anmeldete, es handele sich anscheinend um wichtige neue Angaben, die vielleicht der Untersuchung gegen den vor drei Tagen verhafteten Kassenboten Ernst Hartung eine ganz andere Wendung geben könnten.

Zu der verabredeten Stunde fand sich der Direktor dann auf dem Zimmer des Kommissars im Polizeipräsidium ein.

„Ich bin wirklich gespannt, welche neue Spur Sie entdeckt haben. Darum dürfte es sich ja wohl handeln,“ sagte der Beamte höflich, nachdem er dem Besucher einen Stuhl angeboten hatte.

„Vorher noch eine Bitte, Herr Kommissar! Ich bin über die Verbachtmomente, die zu Hartungs Verhaftung geführt haben, wenig informiert. Vielleicht erzählen Sie mir alles Wissenswerte. Ich glaube meine späteren, für Sie vielleicht ganz interessanten Mitteilungen dann wesentlich übersichtlicher gefallen zu können. Selbstverständlich sichere ich Ihnen strengste Discretion zu.“

„Gern, Herr Direktor! Dienlich verpflichtet mich jetzt nichts mehr zum Schweigen. — Hartung kam am letzten Tage des vorigen Monats morgens wie immer in das Hauptgeschäft der Wollereihandlung Warnach, hob zunächst von einer Bank Geld ab und erhielt dann von dem Kassierer der Firma 23 500 Mark ausgehändigt. Er verschloß die genannte Summe in seine Ledertasche, hängte diese um und wollte nun die einzelnen Filialen besuchen. Diesen Rundgang trat er wenige Minuten vor 11 Uhr an.“

Er trug dabei über seinen Anzug einen langen dunklen Lederrucksack, den er morgens mitgebracht hatte, weil es schon recht empfindlich kühl war und der Himmel mit Regen drohte. Wenigstens hat er diese Gründe für die Benutzung der Wollereihandlung, die er sich erst kürzlich angeschafft und bis dahin noch nicht gebraucht hatte, angegeben. Gewiß — die Witterung war ja kalt und regnerisch. Trotzdem nehmen wir aber an, daß er aus einer anderen Veranlassung gerade am dem Tage den Umgang mit sich führte. Hartung hat nun, wie er behauptete, zu-

nächst in dem wenige Häuser von dem Hauptgeschäft Warnach entfernten Automatenrestaurant sein Frühstück verzehrt und dazu ein Glas Bier getrunken. Gesehen hat ihn jedoch in der fraglichen Zeit dort niemand. Die Angestellten des Lokals sind zur Sache vernommen worden. Allerdings war der Automat gerade am jenem Vormittag sehr stark besucht, weil auf dem nahen Kasernenhof des Eisenbahn-Regiments eine Kontrollversammlung abgehalten wurde. Möglich wäre es also immerhin, daß auch diese seine Angaben stimmen. Aber auch nur möglich! Dann ging er, um sich den Weg nach der Wintersfeldstraße abzukürzen, über den langgestreckten Hof des Engelfeldschen Expeditionsgeschäftes, von dem aus man durch den Hintereingang des Hauses Wintersfeldstraße 27 diese Straße ohne Umweg erreichen kann. Als er den Hof passierte, bemerkten ihn einige Arbeiter, die dort gerade einen Möbelwagen reinigten. Sie riefen ihm, da er diesen Durchgang bisweilen benutzte, noch einen Gruß zu, und von ihnen erfuhren wir auch den ziemlich genauen Zeitpunkt, wann dies geschah, — etwa zehn Minuten nach 11 Uhr. Die Leute sind auch danach befragt worden, ob sie bemerkt hätten, daß er eine Ledertasche umgehängt trug. Die Antwort lautete übereinstimmend dahin, er habe eine weite lange Pelzermine umgehängt, und daher könnten sie nicht sagen, ob sich darunter die Ledertasche befand. Hartung gelangte nun über den Hof in den Hof des Haus 27 Wintersfeldstraße, einer alten, bereits etwas baufälligen Mietskasernen, deren Hof winzig und selbst am Tage dunkel ist. Dort will er dann von rückwärts einen wuchtigen Schlag erhalten haben, der ihn für Minuten halb betäubte. Auch dieser Behauptung schenkt die Untersuchungsbehörde keinen Glauben. Denn die am Hinterkopf des Toten vorgefundene Wunde stellt eine etwa 7 cm lange, ziemlich oberflächliche Spaltung der Schädelhaut vor, die von oben nach unten verläuft und nach dem Urteil des Gerichtsarztes weit eher dadurch entstanden sein kann, daß Hartung mit dem Kopf absichtlich gegen eine harte Stelle stieß, zum Beispiel

gegen die der Kellertür, welche sich dicht bei der Stelle befindet, von der der Angriff erfolgt sein soll.

Alles weitere dürfte Ihnen wohl bekannt sein, Herr Direktor. Der erste Argwohn gegen Hartung tauchte auf, als durch die Nachforschungen meiner Beamten erwiesen war, daß um die betreffende Zeit ein Fremder weder das Gebäude Winterfeldstraße 27 durch den Vordereingang verlassen, noch den Hof der Expeditionsfirma passiert hatte und daß ferner von den Hausbewohnern ebensowenig jemand als Täter in Betracht kommen konnte. Hinzutraten dann noch die von mir bereits kurz angeführten anderen Verdachtsgründe, — der Kauf der Pelzmine und ihre erstmalige Benutzung an jenem Tage, ferner der angebliche Besuch des Automatenrestaurants und schließlich die merkwürdige Beschaffenheit der Verwundung. Aus dieser Kette von Indizienbeweisen glaubten wir uns nun die tatsächlichen Vorgänge folgendermaßen rekonstruieren zu können. Hartung hat nach einem lange vorher überlegten Plan gehandelt. Er wußte, daß er stets am letzten jedes Monats größere Summen in die Hände bekam. An dem betreffenden Tage verberg er dann, sofort nachdem er das Hauptgeschäft verlassen hatte, die Ledertasche mit dem Gelde in einem schon früher vorbereiteten Versteck. Um für die Zeitdifferenz zwischen seinem Fortgang aus dem Kontor der Firma und seinem Auftauchen auf dem Engelleichen Hofe, wo er leicht einigen ihm bekannten Arbeitern begegnen konnte, eine Erklärung abgeben zu können, behauptete er später, er sei in dem Automatenrestaurant gewesen. Als ihn die Leute des Expeditions-geschäftes begrüßten, hatte er die Tasche garnicht mehr bei sich, was unter dem weiten Umhang jedoch nicht bemerkt werden konnte. In dem Flur des Hauses angekommen, brachte er sich dann die Wunde bei, wartete hierauf noch eine Weile und begann nun um Hilfe zu rufen. — Sie werden zugeben müssen, Herr Direktor, daß die größte Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit all dieser Vermutungen spricht, die zu gut ineinander greifen, als daß es sich hier um lauter Dug-schlüsse handeln könnte. Hartung hat nur mit einem Umstande in seinem raffiniert ausgeflügeltten Plane nicht gerechnet. Er wußte nicht, daß gerade an jenem Vormittag Steinseker den Bürgersteig vor dem Hause Nr. 27 ausbesserten und daher unbedingt sehen mußten, wenn jemand das Gebäude durch den Vordereingang um die fragliche Zeit verlassen hätte. Dies war nicht der Fall, und so mußte der Täter entweder unter den Bewohnern des Hauses gesucht werden, oder aber — Hartung hatte den ganzen Ueberfall nur erdichtet. Und diese letzte Annahme kam auch dadurch nicht entkräftigt werden, daß er sich bisher stets tadellos geführt hat, nie mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen ist und ihm auch sein Chef das beste Zeugnis ausstellt, — falls nicht gerade Sie, Herr Direktor, in der Lage sind, uns eine neue ebenso bündige Beweiskette gegen eine andere Person in die Hand zu geben.

Der alte Herr war diesen klaren Ausführungen mit größter Aufmerksamkeit gefolgt. „Ich räume ohne weiteres ein,“ sagte er jetzt bedächtig, „daß die von Ihnen dargelegten Verdachtsmomente die Verhaftung des Kassenboten wohl rechtfertigen können. Und doch — Sie werden bald einsehen, Herr Kommissar, daß noch ein zweiter Mensch, wenn man sich nur auf Indizienbeweise stützen will, mindestens ebenso schwer befaßt ist, wie jener Hartung. Die Umstände nun, die mich in diese Kriminalsache mit hineingezogen haben, sind so eigenartig, daß ich schon etwas weiter ausholen muß. In unserem juristischen Bureau beschäftigten wir seit drei Jahren ein junges Mädchen als Typfräulein, wie man ja wohl zu sagen pflegt, welches ich mir mit der Zeit zu einer für mich recht wertvollen Hilfskraft herangebildet habe. Das ständige Zusammenarbeiten brachte es mit sich, daß ich bald ein freundschaftliches Interesse an diesem ebenso bescheidenen, wie fleißigen und intelligenten Kinde nahm. Seit einigen Tagen nun fiel mir Fräulein Manfred durch ihr bedrücktes, völlig verändertes Wesen auf. Und heute vormittag vertraute sie mir auf meine teilnehmenden Fragen nach anfänglichem Zögern die Ursache ihrer tiefen Niedergeschlagenheit an. Sie ist seit einem halben Jahr mit dem jetzt in Untersuchungshaft sitzenden Ernst Hartung heimlich verlobt, allerdings gegen den Willen seiner Eltern. Trotzdem haben die jungen Leute weiter fest zu einander gehalten. Am Tage nach dem für ihn so folgenschweres Geschehnis teilte nun Hartung seiner Braut, die schon vorher vergebens eine persönliche Aussprache mit ihm herbeizuführen versucht hatte, schriftlich mit, daß er sich genötigt sehe, ihr sein Wort zurückzugeben, weil er im Verdacht stehe, die geraubte Summe durch einen fingierten Ueberfall an sich gebracht zu haben und er sie daher nicht weiter an seine unsichere Zukunft setzen wolle. Aus diesem Brief, der nach Ansicht des Mädchens wohl hauptsächlich dem Einfluß der Mutter des jungen Mannes zuzuschreiben sein dürfte, einer anscheinend sehr resoluten, aber auch ebenso selbstsüchtigen Frau, sprach eine so tiefe Miskofigkeit und Verzweiflung, daß Fräulein Manfred sofort ihren Verlobten in der Wohnung seiner Eltern aufsuchte, obwohl sie dieser Schritt wegen der offensichtlichen Ablehnung, die Frau Hartung ihr entgegenbrachte, recht starke Ueberwindung kostete. Sie bekam denn auch ihren Bräutigam gar nicht zu Gesicht, hatte dafür aber mit dessen Mutter eine sehr erregte Aussprache, die damit endete, daß Frau Hartung ihr unter belebigenenden Umständen die Tür wies. In den folgenden Tagen glückte es ihr ebensowenig, ihrem Verlobten — die beiden Familien wohnen auf demselben Flur — zu begegnen. Sie entschloß sich daher zu einer schriftlichen Mitteilung an ihn, in der sie ihm versicherte, daß sie von seiner Schuldbiligkeit fest überzeugt sei und ihm, was auch geschehen möge, treu bleiben würde. Ob dieser Brief den jungen Mann erreicht hat, bezweifle ich. Frau Hartung dürfte ihn wohl ihrem Sohne nicht abgeliefert haben. Jedenfalls erhielt Fräulein Manfred keinerlei Antwort mehr. Dann wurde Ernst Hartung verhaftet, und die Zeitungen brachten über die Gründe zu seiner Festnahme ziemlich eingehende Berichte, die ich selbst zwar nicht gelesen habe, denen das energische Mädchen, fest entschlossen, dem Geliebten in jeder Weise beizustehen, aber desto größere Beachtung schenkte. Es scheint nun wirklich, als ob gewöhnlich, im übrigen nur mit einer Durchschnittsintelligenz ausgestatteten Personen tatsächlich eine besondere Fähigkeit von der Natur mitgegeben ist, aus einer Reihe von Tatsachen folgerichtige Schlüsse auf deren inneren Zusammenhang zu ziehen. Dieses Kombinations-talent ist bei meinem kleinen Typfräulein nun unzweifelhaft ebenfalls vorhanden. Bei unserer Aussprache am heutigen Vormittag legte sie recht beachtenswerte Proben davon ab. In den Zeitungsberichten war ihr aufgefallen, daß die Polizei eines völlig übersehen zu haben schien: daß nämlich der Raub-geselle doch auch unter den zahlreichen Angestellten des Expeditions-geschäftes Engelle hatte gesucht werden müssen, die ja zu dem Flur des Hauses Winterfeldstr. 27 ebenso leicht zu jeder Zeit Zutritt hatten, wie die Bewohner dieses Gebäudes, denen die Behörde anscheinend ausschließlich Beachtung geschenkt hatte. An diesen ersten nicht ganz unberechtigten Gedanken reiften sich dann andere und verdichteten sich schließlich zu einem bestimmten Argwohn, wodurch Fräulein Manfred in die schwersten Gewissenskonflikte geriet, da sie zunächst nicht wußte, ob sie von ihrem Verdacht jemandem Mitteilung machen oder das Geheimnis im Interesse ihrer Eltern, armer, aber hochachtbarer Leute, für sich behalten sollte. Die Liebe zu ihrem Verlobten siegte schließlich auch über diese Bedenken.



Eine neue Kriegsanzzeichnung in Frankreich. Das französische Kriegskreuz, eine Nachahmung des Eisernen Kreuzes.

„Ich räume ohne weiteres ein,“ sagte er jetzt bedächtig, „daß die von Ihnen dargelegten Verdachtsmomente die Verhaftung des Kassenboten wohl rechtfertigen können. Und doch — Sie werden bald einsehen, Herr Kommissar, daß noch ein zweiter Mensch, wenn man sich nur auf Indizienbeweise stützen will, mindestens ebenso schwer befaßt ist, wie jener Hartung. Die Umstände nun, die mich in diese Kriminalsache mit hineingezogen haben, sind so eigenartig, daß ich schon etwas weiter ausholen muß. In unserem juristischen Bureau beschäftigten wir seit drei Jahren ein junges Mädchen als Typfräulein, wie man ja wohl zu sagen pflegt, welches ich mir mit der Zeit zu einer für mich recht wertvollen Hilfskraft herangebildet habe. Das ständige Zusammenarbeiten brachte es mit sich, daß ich bald ein freundschaftliches Interesse an diesem ebenso bescheidenen, wie fleißigen und intelligenten Kinde nahm. Seit einigen Tagen nun fiel mir Fräulein Manfred durch ihr bedrücktes, völlig verändertes Wesen auf. Und heute vormittag vertraute sie mir auf meine teilnehmenden Fragen nach anfänglichem Zögern die Ursache ihrer tiefen Niedergeschlagenheit an. Sie ist seit einem halben Jahr mit dem jetzt in Untersuchungshaft sitzenden Ernst Hartung heimlich verlobt, allerdings gegen den Willen seiner Eltern. Trotzdem haben die jungen Leute weiter fest zu einander gehalten. Am Tage nach dem für ihn so folgenschweres Geschehnis teilte nun Hartung seiner Braut, die schon vorher vergebens eine persönliche Aussprache mit ihm herbeizuführen versucht hatte, schriftlich mit, daß er sich genötigt sehe, ihr sein Wort zurückzugeben, weil er im Verdacht stehe, die geraubte Summe durch einen fingierten Ueberfall an sich gebracht zu haben und er sie daher nicht weiter an seine unsichere Zukunft setzen wolle. Aus diesem Brief, der nach Ansicht des Mädchens wohl hauptsächlich dem Einfluß der Mutter des jungen Mannes zuzuschreiben sein dürfte, einer anscheinend sehr resoluten, aber auch ebenso selbstsüchtigen Frau, sprach eine so tiefe Miskofigkeit und Verzweiflung, daß Fräulein Manfred sofort ihren Verlobten in der Wohnung seiner Eltern aufsuchte, obwohl sie dieser Schritt wegen der offensichtlichen Ablehnung, die Frau Hartung ihr entgegenbrachte, recht starke Ueberwindung kostete. Sie bekam denn auch ihren Bräutigam gar nicht zu Gesicht, hatte dafür aber mit dessen Mutter eine sehr erregte Aussprache, die damit endete, daß Frau Hartung ihr unter belebigenenden Umständen die Tür wies. In den folgenden Tagen glückte es ihr ebensowenig, ihrem Verlobten — die beiden Familien wohnen auf demselben Flur — zu begegnen. Sie entschloß sich daher zu einer schriftlichen Mitteilung an ihn, in der sie ihm versicherte, daß sie von seiner Schuldbiligkeit fest überzeugt sei und ihm, was auch geschehen möge, treu bleiben würde. Ob dieser Brief den jungen Mann erreicht hat, bezweifle ich. Frau Hartung dürfte ihn wohl ihrem Sohne nicht abgeliefert haben. Jedenfalls erhielt Fräulein Manfred keinerlei Antwort mehr. Dann wurde Ernst Hartung verhaftet, und die Zeitungen brachten über die Gründe zu seiner Festnahme ziemlich eingehende Berichte, die ich selbst zwar nicht gelesen habe, denen das energische Mädchen, fest entschlossen, dem Geliebten in jeder Weise beizustehen, aber desto größere Beachtung schenkte. Es scheint nun wirklich, als ob gewöhnlich, im übrigen nur mit einer Durchschnittsintelligenz ausgestatteten Personen tatsächlich eine besondere Fähigkeit von der Natur mitgegeben ist, aus einer Reihe von Tatsachen folgerichtige Schlüsse auf deren inneren Zusammenhang zu ziehen. Dieses Kombinations-talent ist bei meinem kleinen Typfräulein nun unzweifelhaft ebenfalls vorhanden. Bei unserer Aussprache am heutigen Vormittag legte sie recht beachtenswerte Proben davon ab. In den Zeitungsberichten war ihr aufgefallen, daß die Polizei eines völlig übersehen zu haben schien: daß nämlich der Raub-geselle doch auch unter den zahlreichen Angestellten des Expeditions-geschäftes Engelle hatte gesucht werden müssen, die ja zu dem Flur des Hauses Winterfeldstr. 27 ebenso leicht zu jeder Zeit Zutritt hatten, wie die Bewohner dieses Gebäudes, denen die Behörde anscheinend ausschließlich Beachtung geschenkt hatte. An diesen ersten nicht ganz unberechtigten Gedanken reiften sich dann andere und verdichteten sich schließlich zu einem bestimmten Argwohn, wodurch Fräulein Manfred in die schwersten Gewissenskonflikte geriet, da sie zunächst nicht wußte, ob sie von ihrem Verdacht jemandem Mitteilung machen oder das Geheimnis im Interesse ihrer Eltern, armer, aber hochachtbarer Leute, für sich behalten sollte. Die Liebe zu ihrem Verlobten siegte schließlich auch über diese Bedenken.

heute vormittag vertraute sie mir auf meine teilnehmenden Fragen nach anfänglichem Zögern die Ursache ihrer tiefen Niedergeschlagenheit an. Sie ist seit einem halben Jahr mit dem jetzt in Untersuchungshaft sitzenden Ernst Hartung heimlich verlobt, allerdings gegen den Willen seiner Eltern. Trotzdem haben die jungen Leute weiter fest zu einander gehalten. Am Tage nach dem für ihn so folgenschweres Geschehnis teilte nun Hartung seiner Braut, die schon vorher vergebens eine persönliche Aussprache mit ihm herbeizuführen versucht hatte, schriftlich mit, daß er sich genötigt sehe, ihr sein Wort zurückzugeben, weil er im Verdacht stehe, die geraubte Summe durch einen fingierten Ueberfall an sich gebracht zu haben und er sie daher nicht weiter an seine unsichere Zukunft setzen wolle. Aus diesem Brief, der nach Ansicht des Mädchens wohl hauptsächlich dem Einfluß der Mutter des jungen Mannes zuzuschreiben sein dürfte, einer anscheinend sehr resoluten, aber auch ebenso selbstsüchtigen Frau, sprach eine so tiefe Miskofigkeit und Verzweiflung, daß Fräulein Manfred sofort ihren Verlobten in der Wohnung seiner Eltern aufsuchte, obwohl sie dieser Schritt wegen der offensichtlichen Ablehnung, die Frau Hartung ihr entgegenbrachte, recht starke Ueberwindung kostete. Sie bekam denn auch ihren Bräutigam gar nicht zu Gesicht, hatte dafür aber mit dessen Mutter eine sehr erregte Aussprache, die damit endete, daß Frau Hartung ihr unter belebigenenden Umständen die Tür wies. In den folgenden Tagen glückte es ihr ebensowenig, ihrem Verlobten — die beiden Familien wohnen auf demselben Flur — zu begegnen. Sie entschloß sich daher zu einer schriftlichen Mitteilung an ihn, in der sie ihm versicherte, daß sie von seiner Schuldbiligkeit fest überzeugt sei und ihm, was auch geschehen möge, treu bleiben würde. Ob dieser Brief den jungen Mann erreicht hat, bezweifle ich. Frau Hartung dürfte ihn wohl ihrem Sohne nicht abgeliefert haben. Jedenfalls erhielt Fräulein Manfred keinerlei Antwort mehr. Dann wurde Ernst Hartung verhaftet, und die Zeitungen brachten über die Gründe zu seiner Festnahme ziemlich eingehende Berichte, die ich selbst zwar nicht gelesen habe, denen das energische Mädchen, fest entschlossen, dem Geliebten in jeder Weise beizustehen, aber desto größere Beachtung schenkte. Es scheint nun wirklich, als ob gewöhnlich, im übrigen nur mit einer Durchschnittsintelligenz ausgestatteten Personen tatsächlich eine besondere Fähigkeit von der Natur mitgegeben ist, aus einer Reihe von Tatsachen folgerichtige Schlüsse auf deren inneren Zusammenhang zu ziehen. Dieses Kombinations-talent ist bei meinem kleinen Typfräulein nun unzweifelhaft ebenfalls vorhanden. Bei unserer Aussprache am heutigen Vormittag legte sie recht beachtenswerte Proben davon ab. In den Zeitungsberichten war ihr aufgefallen, daß die Polizei eines völlig übersehen zu haben schien: daß nämlich der Raub-geselle doch auch unter den zahlreichen Angestellten des Expeditions-geschäftes Engelle hatte gesucht werden müssen, die ja zu dem Flur des Hauses Winterfeldstr. 27 ebenso leicht zu jeder Zeit Zutritt hatten, wie die Bewohner dieses Gebäudes, denen die Behörde anscheinend ausschließlich Beachtung geschenkt hatte. An diesen ersten nicht ganz unberechtigten Gedanken reiften sich dann andere und verdichteten sich schließlich zu einem bestimmten Argwohn, wodurch Fräulein Manfred in die schwersten Gewissenskonflikte geriet, da sie zunächst nicht wußte, ob sie von ihrem Verdacht jemandem Mitteilung machen oder das Geheimnis im Interesse ihrer Eltern, armer, aber hochachtbarer Leute, für sich behalten sollte. Die Liebe zu ihrem Verlobten siegte schließlich auch über diese Bedenken.

(Schluß folgt.)

Sprüche.

Willkommen, Tod fürs Vaterland! Wenn unser sinkend Haupt Schon Blut bedeckt, Dann sterben wir Mit Ruhm fürs Vaterland!

Müh' dich in dem eignen Reich Um ein still Gelingen, Prüf die Meisel an dem Tor, Halte scharf die Klingen.

Nie ist Feindesfreundschaft ohne Tücke, Nie das Wort des Feindes eine Brücke.

Unsere Bilder.

Ein in einen Schützengraben einbezogenes Bauernhaus zeigt unser Bild. Man hat den Laufgraben einfach durch das Fundament des Hauses hindurchgeführt und dieses selbst durch Anbringung von Schießscharten zwischen den Balken der Lehmannen zur Verteidigung eingerichtet.



Sprüche.

Sich in Vergangenes liebend zu versenken,
Mit klarem Geist die Gegenwart durchden-
ken,
Aufs Nötigste die Willenskraft beschränken,
Die Zukunft sorgenlos Gott anvertrauen,
Heißt heiter schön sein Leben aufbauen.

Blauk halte den Tisch und blauk den Pokal;
Gönn' Würde dem Leben und Rast;
Ja, rüste dir selber das Lebensmahl,
Als wäre der Kaiser zu Gast.

Der Rhein-Hannover-Kanal. Die Voll-
endung des Rhein-Hannover-Kanals ist in
wenigen Wochen zu erwarten. An der Her-
stellung des Kanalbettes fehlt nur noch ein
kleines Stück. Wenn keine Hindernisse ein-

bleibt es beim alten" (d. h. er nimmt den
Hut ab).

Die Einführung der Kartoffeln in
Frankreich. Das von Drake nach Europa
gebrachte Knollengewächs fand nicht sehr
schnell Verbreitung; in vielen Ländern wä-
dersehten sich die Bauern hartnäckig der
Einführung der Kartoffeln, weil sie glaub-
ten, daß dieses Gewächs als Nahrungs-
mittel einen sehr zweifelhaften Wert habe.
Da kam in Frankreich der berühmte Tar-
got auf den Gedanken, einen uralten Zug
der Menschennatur seinem Zwecke, die Kar-
toffeln in Frankreich zu verbreiten, dienst-
bar zu machen. Er schickte allen Pächtern
von Staatsgütern, Lieferanten und anderen
ihm untergebenen Leuten Kartoffelsaat und
fügte ein strenges Verbot bei, den Bauern
davon etwas abzugeben; insgeheim aber
ließ er den Leuten wissen, sie möchten die
Bauern nicht verhindern, Kartoffeln zu

tes bemächtigt hat. Es mögen hundert und
noch einige Jahre hinübergegangen sein
seit der Zeit, da ließ sich in Paris ein Vir-
tuose auf der damals noch nicht bekannter
Leier hören. Sehr bald fanden sich Lieb-
haber. Namentlich entstand in der Damen-
welt eine förmliche Sucht — vielleicht auf
Verehrung für die wahrscheinlich sehr lie-
benswürdige Persönlichkeit des Virtuosen
— das monotone Ding zu kultivieren.

Eine schlimme Sache. Man sagt nicht
mehr „Adieu“, sondern: „Kommen Sie
wieder!“ oder „Auf Wiedersehen!“ Wie
nun aber, wenn ein Gerichtsvollzieher der-
jenige ist, welcher...? Oder wie, wenn
ein Bettler von uns Abschied nimmt?

Unbegreiflich. Da lese ich eben, in
Serbien soll es an Papier fehlen. Das ist
mir unbegreiflich, es gibt dort wahrhaftig
„Lumpen“ genug!



Die Stadt Riga, Hafenanfahrt.

treten, werden diese Arbeiten, bei denen
jetzt etwa 300 Kriegsgefangene beschäftigt
werden, bis Juli beendet sein. Dann wird
mit der Füllung des Kanals begonnen
werden können. Ein Schiffsverkehrs-
verkehr, wie er sich auf der Strecke bis zur Weiser
schon entfaltet hat, wird aber vorerst nur
in beschränktem Maße auf dieser Endstrecke
stattfinden können, da die Hafenanlagen,
Ladeeinrichtungen und Eisenbahnanschlüsse
noch nicht fertiggestellt sind. Auch die
Arbeiten in dem Lindener Zweigkanal und
der Leineregulierung werden noch geraume
Zeit in Anspruch nehmen.

Der heutige Gruß im Heere durch Hand-
anlegen an die Kopfbedeckung ist in Preu-
ßen 1812 eingeführt worden. Vordem be-
stand er im Abnehmen des Hutes. In der
Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III.
über die neue Art des militärischen Grußes
vom 4. Mai 1812 heißt es u. a.: ... „daß
bei der Infanterie der Unteroffizier und
Gemeine, wenn er seinen Montierungshut
aufgesetzt hat und einem Offizier begegnet,
Front macht und gerade steht, ohne den
Hut abzuziehen. ... Wenn sich jedoch ein
Offizier in einem Hause zu melden hat
oder überhaupt in ein solches eintritt, so

stehen. Das half! Sobald die Bauern
hörten, daß es ihnen verboten sei, Kartoffel-
saat zu kaufen, stahlen sie sich massenhaft
von den Staatsäckern die nötigen Sek-
kartoffeln zusammen, und in wenigen Jah-
ren war ein großer Teil Frankreichs mit
Kartoffeln bebaut.

Die Leier, nicht zu verwechseln mit der
Lyra der Alten, ist ein Instrument, welches
heutzutage ziemlich selten geworden ist,
selbst von Savoyardenknaben, deren Lieb-
lingsinstrument es lange Zeit gewesen,
nicht oft mehr geführt wird. Sie hat oben
ungefähr die Form einer kurzen Gitarre,
läuft aber in einen länglichen Kasten aus,
in dessen Seitennaand sich zehn bis zwölf
Tasten bewegen, die mit der linken Hand
gespielt werden, während die rechte Hand
eine Kurbel zu drehen hat, mittels deren
die Saiten in Bewegung gesetzt werden.
Das Instrument selber ist dürrig genug,
namentlich sein monotoner singender Ton
auf die Dauer wahrhaft unerträglich. Es
ist aber leicht zu handhaben, und da nach
dem Sprichworte „die Geschmäcker“ sehr
verschieden sind, so kann es uns nicht wun-
dern, daß sich die allgewaltige Gesell-
schafterin „Mode“ einmal dieses Instrumen-

Räffe.

Ich bin nicht der Städte verzogenes Kind;
Mein Vater wohnt draußen im Feld.
Ich muß es gestehen, er ist kein Held —
Er neigt sich bei jedem Wind.
Mit blauem Hütchen, in grünem Kleid,
So steht er im Felde zur Sommerszeit.
Er konnte mich freilich nicht selbst erziehen,
Und eh' ich geworden, was jetzt ich bin —
O Himmel! da gab es manch harten Strauß!
Man riß mich hinweg aus dem Vaterhaus,
Man hat mich geschlagen, mich ausgedörrt.
Man hat mich gezaust, man hat mich ge-
zerrt —

Doch steht ihr an mir, an des Feldes Kind
Daß Prüfungen von Nutzen sind,
Denn jetzt behaupt' ich den Ehrenplatz
In jeder sorglichen Hausfrau Schatz,
Und wo man noch huldigt dem edlen Wert.
Da wird auch mein Name gebührend geehrt

Auflösung des Räfels in voriger Nummer:
Kind.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
E. Kellen, Bredehey (Habr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Ferd. Deibel & Kornen. (58 u. (Habr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



AD

Nr. 25

Sonntag, den 20. Juni

1915

Nachts auf dem Kriegspfad.

Von Dr. von Gneiff.

(Nachdruck verboten.)

Zeit seines Lebens war es ihm gepredigt worden, aus dir wird mal nichts Rechtes. In der Schule schon hörte er's zum Ueberdruß, so oft, daß es sich unauslöschlich bei ihm einprägte, und es mußte doch auch wirklich wahr sein, sonst würde es nicht immer und immer wieder jeder mit solcher Bestimmtheit behaupten. Es mußte wohl auf seiner Stirn geschrieben stehen, auf dem ängstlichen, ewig einen gedrückten Ausdruck tragenden blauen Gesicht; an dem unfreien, verschüchternen Wesen mochte man es ablesen.

Es war auch ein eigenes Verhängnis, daß seine Mutter, die Witwe Heinemann, niemand anders hatte, als den Sohn, die Waise zu den Kunden zu bringen. Und weil sie weit draußen im Borort wohnten, kam er meist spät heim. Wenn er dann des Abends eilig die Schularbeiten zurechtbasteln mußte und ihm die müden Augen immerfort zufielen, dann wollte nichts

Rechtes mehr in den Kopf hinein. Aber auch wenn er seine Lektion zu Hause wie am Schnürchen gewohnt hatte, in der Schule nachher, wenn aller Blicke, und vor allem die Brillengläser des Lehrers, auf ihn gerichtet waren, wie weggeblasen war dann mit einem Male alles.

„Na, aus dir wird schon nichts Geseidtes“, pflegte der Lehrer geringschätzig vor sich hin zu murmeln. Wenn die Zensur schlecht ausfiel, flugte die Mutter: „Schade um das schöne Schulgeld. Na, ich sag's ja immer, an dir ist ja doch Hopfen und Malz verloren.“

Dumpp fühlte er wohl die Ungeheuerlichkeit, die hierin lag, aber er wußte keinen Ausweg; also es blieb dabei, daß aus ihm mal nichts Ordentliches würde.

Wo es sich darum handelte, sich led vorzudrängen nach Jungenart, hielt er sich schon zurück, als täme ihm dieses Recht nicht zu, und wo es galt, ändern den Rang abzulaufen, lastete ein dumpfer Druck auf ihm, der ihn hinderte, sich hervorzutun. „Natürlich, der Karl ist mal wieder der Dumme“, höhnten die andern dann.

Und so blieb es auch später, als er Lehrling und dann Gehilfe wurde in dem großen Tuchwarengeschäft von Sauer & Co. Die

unangenehmsten Arbeiten wurden ihm aufgedrückt, und wenn irgend ein Fehler gemacht worden war, zu dessen Urheberchaft sich niemand bekennen wollte, dann sah der Besitzer geringschätzig zu Karl hinüber, zuckte die Achseln und knurrte böse: „Das wird natürlich wieder der Heinemann gewesen sein!“

Manchmal aber quoll es doch heiß in ihm empor, wie in brennender Sehnsucht. Wenn es ihm doch gegeben wäre, sich herauszureißen, gewaltsam aus diesen Banden einer eingewurzelten Blödigkeit und Zurückhaltung. Warum immer für was Schlechteres

gelten, als die andern, wo er doch im tiefsten Innern spürte, daß da genug Kraft und das Vermögen aufgestapelt lag, um hiermit die Triebkraft zu Höchstleistungen anzufachen.

Ungehoben blieben die schlummern Kräfte, unterdrückt und eingengt im Alltagsmerlelei des gleichmäßig dahinschleichenden Lebens, dem er keine Erfolge abzurufen vermochte. Da schlug eines Tages, wie ein Funke in brackliegenden Sprengstoff, der zündende Auf des Kaisers nach seinen Soldaten in dieses stumpfe Hindämmern hinein. Auch Karl Heinemann brauchten sie. Er rüstete sich kühl und zog mit hinaus als einziger Bruchteil einer ungeheuren

Maschine, aber ein warmes Leuchten in den Augen, mit einem frisch aufquellenden Kraftgefühl im Mark. Das da innen Schlummernde regte sich und sprengte fast die Brust. Als ein kleiner bescheidener Teil eines herrlichen Ganzen fühlte er sich, aber berufen, an etwas Höchlichem, etwas unendlich Großem mitzuschaffen.

Eines Tages hieß es, es sollte die Stellung der Engländer ausgekundschaftet werden. Ohne Deckung, war gesagt worden, über freies Feld kriechen. Wer entdeckt wird vom Feind, ist dem Tod geliefert. Freiwillige vor, wer meldet sich?

Da tritt Karl Heinemann vor. Es ist, als ob er gewachsen wäre, so stolz, so aufrecht steht er da. Das Herz lacht ihm im Leibe. Er kofset den Augenblick wie einen Labetrunf nach mühseligem Marsch durch den heißen Wüstenand. Das erste Mal in seinem Leben, daß ihm der Mut kommt, es ändern vorzulun. Alles, was ihn sonst hemmte, beengte, drückte und knete, geschwunden ist es, und ein seliges Gefühl der Befreiung rinnt durch seine Adern. „Ich, Herr Hauptmann!“ Er erhält seine Instruktionen, und fort geht's.

Ein Patrouillenreiter konnte hier gar nichts anrichten, denn das Klappern der Hufe auf dem gefrorenen Boden, das Schandere



Ein erfolgreicher Vorstoß der Österreichisch-Ungarischen Flotte gegen die italienische Ostküste.
Panorama der Stadt Ancona

und Wehern der Kasse kann leicht zum Verräter werden. Diese Mission war nur von einem Infanteristen auszuführen, der die etwa vorhandenen Deckungen des Geländes schlan benutzte, um den wichtigen Aufklärungsdienst bis zu Ende durchzuführen zu können. Bleiches Mondlicht übergoß das weite, nur wenige hügelige Erhebungen aufweisende Wiesengelände. Fern am Horizont der Feuerchein eines brennenden Dorfes.

Heinemann warf sich zur Erde nieder, denn der feindliche Scheinwerfer beleuchtete momentan die Stelle, an der er sich befand, tageshell. So verharrte er bewegungslos, bis der Feuerchein weiterglitt.

Wesend segt der eiskalte Nordwind über die zerstampften Grasflächen. Wie eine Schlange kriecht etwas Graues, Unscheinbares durch die knisternden, rauenden Halme. Ab und zu verbirgt der Mond seine strahlende Helle hinter gespenstlich jagenden Wolken; dann liegt das Feld in tiefem Schatten, und das Graue, Unscheinbare beschleunt seine Bewegungen. Fast unmerklich biegen sich rechts und links die Grashalme zur Seite, wo der Feldgrabe kriecht.

Vor ihm erhebt sich ein winziger Hügel, an dem sich nach rechts und links hin ein Graben zieht. Kaum, daß sich der Krieger angesehen bis zur Kniehöhe erheben kann. Dort lugt er scharf ins Weite. Jenseits des Hügel fällt das Land ab bis zur Landstraße. Da gilt es, über den Graben hinweg und dann weiter zu kriechen über die platte Fläche.

Der Mond meint es gut; in prachtvoller Klarheit übergießt er eben die Landschaft mit Tageshelle und enthüllt die Stellung des Feindes mit deutlicher Wahrnehmbarkeit.

Rechts ein schlafendes Dorf, Hundegebell in der Ferne. Aber weiter, weiter! Ueber plattes Land hin. Der feindliche Scheinwerfer sucht und gleitet mit seiner blendenden Lichtfille über die Fläche hin; wie ein Toter, zur Regungslosigkeit erstarrt, verharrt der graue Schatten und schleicht dann wieder geräuschlos vorwärts; rutschend, gleitend, tastend. Wie ein Indianer auf dem Kriegswad! Wie oft hatte er mit Heißhunger die Schilderungen der Taten der Buschmänner und Rothhäute verschlungen, ohne zu ahnen, daß auch er einmal auf lebensbedrohlichem Schleichpfade dahingleiten würde. —

Ganz dicht am Feind! Nun noch das Letzte, Schwierigste. Zwischen den feindlichen Posten durchschleichen. —

„Wenn er nur nicht in einen Hinterhalt gefallen ist — ein und eine halbe Stunde ist Heinemann fort.“ —

Leise flüstern die Kameraden untereinander.

„Ein Wagnis! Der Heinemann ist doch stiller, ruhiger Mensch! Aber was kein anderer möglich macht, der schafft's. Doch heute — der kommt nicht ungerufen davon!“ —

Wieder geht ein Raunen durch die nächtliche Stille: „Er ist da!“

Bleich, wie der Tod! Ob es das grünliche Mondlicht macht, daß sein Gesicht so fahl aussieht? Es sieht aus, als ob er sich nur noch mühsam schleppen kann. Da — er wankt — er bricht zusammen.

Die Mannschaften im Verein mit dem Hauptmann stürzen hinzu. Er laßt mühsam, erstattet seine Meldung, haarscharf hat er ausgekundschaftet, Stärke des Feindes, seine Stellung.

„Sie sind verwundet, Heinemann?“

„Nicht schlimm! Der Blutverlust macht es nur — hier — am rechten Schenkel und am Arm — das war der reine Hagel — der Wachtposten hat mich zu guterletzt noch erwischt —“

Man sieht, wie er sich gewaltsam den Schmerz verbeißt.

„Das haben Sie brav gemacht, Heinemann! Das war ein Heldentat! Mit den Augen im Körper zurück die lange Strecke gekrochen! Ich werde Sie für Ihr tapferes Verhalten für das Eisene Kreuz vorschlagen.“

Da überzog das bleiche Antlitz ein leichter Schimmer der Freude. Alles, was er früher gelitten und ausgehalten in einem Leben der Unterdrückung, des Verkanntseins, das Wächte dieser Augenblicke aus — Er würde leben, fortan leben mit dem köstlichen Gefühl

im Herzen, dem Vaterlande einen ungeheuren Dienst geleistet zu haben. In stillseligem Glück schloß er die Augen. Er fühlte es, erst mit diesem Tage begann er wirklich zu leben.

Der Arzt, der ihm den Verband umlegte, wunderte sich im Stillen, warum der Verwundete trotz seiner Schmerzen so vor sich hin lächelte. Er ahnte nicht, daß der junge Soldat da vor ihm auf seinem Schmerzenslager an sich eines der vielen Wunder des Krieges erlebt hatte.

Der Vertrag.

Skizze von R. G o r d w i t z.

(Nachdruck verboten.)

Die Standuhr am Kamin schlug die vierte Stunde. Nora Volkmar legte das Buch aus der Hand und stand auf. „Jetzt wird es gleich klingeln,“ dachte sie nervös. Erregt machte sie einige Schritte ins Zimmer. Dann trat sie vor den Spiegel.

„Wie ich aussehe!“ flüsterte sie vor sich hin, während sie ihr blaßes Antlitz betrachtete. „Ich muß mich zusammenehmen. Er darf nicht merken, wie es um mich steht.“

Draußen schlug die Glocke an. Hastig trat Nora vom Spiegel fort. Erwartungsvoll blickte sie nach der Tür.

Ein kurzes Klopfen.

„Herein!“

Das Stubenmädchen trat ein und meldete:

„Herr Dr. Sanden läßt fragen, ob gnädige Frau empfangen?“

„Ich lasse bitten.“ Das Mädchen verschwand.

Wenige Sekunden später wurde die Tür von Neuem geöffnet. Auf der Schwelle stand der Erwartete.

Mit raschen Schritten näherte er sich der jungen Frau und preßte seine Lippen ein zweimal auf die sich ihm entgegengestreckte Hand.

„Willkommen auf heimlichem Boden, Herr Doktor.“

„Tausend Dank, Frau Nora.“

Er sah sie einen kurzen, flüchtigen Moment forschend an, ehe er ihre Hand freiließ.

Nora's Wangen waren jetzt von leichtem, feinen Rot überzogen. Mit etwas hastiger Gebärde wandte sie sich zur Seite.

„Kommen Sie, wir wollen's uns gemütlich machen.“

Sie drückte auf den elektrischen Knopf an der Tür. Dann ließ sie sich grazios in einen Sessel fallen und machte eine einladende Bewegung.

„Tee und Gebäck,“ befahl sie dem eintretenden Mädchen. Wenige Minuten später wurde auch schon der Teetisch herein geschoben.

Dr. Sanden war im Zimmer stehen geblieben. Prüfenden Auges überflog er den ihm vertrauten Raum.

„Kommen Sie, Herr Doktor,“ wiederholte jetzt Nora, während das Mädchen das Zimmer verließ. Ihre Stimme hatte jetzt einen freien, natürlichen Klang. „Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie, wie es Ihnen ergangen.“

Sanden trat näher. Dann ließ er sich langsam ihr gegenüber nieder. Dabei machte er eine abwehrende Bewegung.

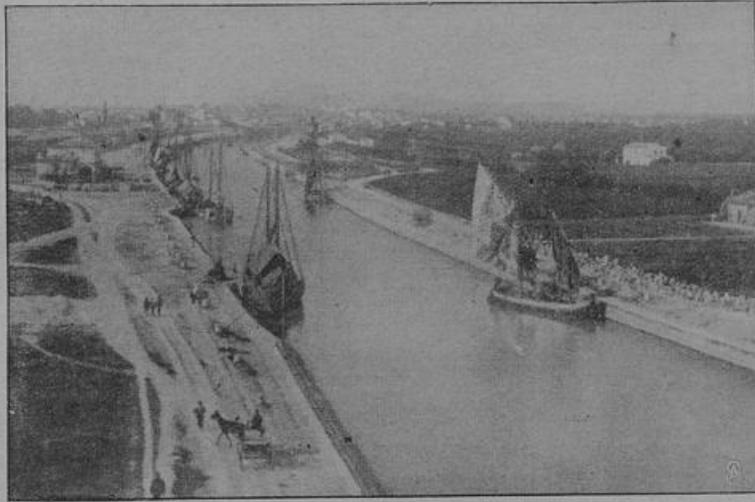
„Da gibt's nicht viel zu erzählen. Sie halten mich hoffentlich nicht für so geschmacklos, daß ich Sie mit Dienstgeschichten langweilen könnte.“

Nora lachte. Ihr Gesicht bekam dadurch einen liebreizenden, mädchenhaften Ausdruck.

„Nein; das erwarte ich selbstverständlich nicht. Aber Sie sind doch nicht bloß Regierungsbeamter, sondern auch Mensch. Und der Mensch Sanden dürfte vielleicht aus dem halben Jahre in der Fremde etwas Erinnerungswertes zu verzeichnen haben.“

Er zuckte die Achseln. „Der Mensch Sanden ist, wie Sie wissen, ein ziemlich nächterner Geselle. Er hat kein Talent zum Erleben.“

Nora schob ihm die gefüllte Tasse Tee zu.



Zum erfolgreichen Vorkampf der österreichisch-ungarischen Flotte gegen die italienische Ostküste. Ansicht des Kanals von Rimini und Blick auf die Stadt.

„Trinken Sie erst einmal; dann tauchen Sie schon auf. Es gibt nichts Vertraulicheres als ein gemeinsames Teestündchen.“
 „Kann waren ihr die Worte entschläpft, als sie sie auch schon bereute. Etwas befangen sah sie ihn an.“

„Meinen Sie?“ Die Frage fiel lässig von seinen Lippen.
 „Ich habe lange keine solche Teestunde genossen.“

Nora hatte sich wieder gefaßt.
 „Ach, Doktor — sie lachte leicht auf — „tun Sie doch nicht so! Sie werden mir doch nicht weismachen wollen, daß Sie nicht, im Laufe der vielen Monate, zu ungezählten five-o'clock-tea's bei smarten Amerikanerinnen gebeten waren.“

Sanden stimmte lachend zu.
 „Das leugne ich auch nicht. Nur, daß es dabei nicht zu vertraulichen Aussprachen kam.“

„Wirklich nicht?“
 „Es klang neckend und doch flog aus den blauen Augen ein forschender Blick zu ihm hinüber.“

„Wünschen Sie ein Generalgespräch, liebe Freundin?“
 Sie wehrte erschrocken ab.

„Nein, so war es nicht gemeint. Wie käme ich dazu?“
 „Nun — er bog sich vor, so daß sein Gesicht dem ihren fast nahe war — „ich dachte, Sie wollten meine Erlebnisse hören.“

Nora wich seinem Blick aus.
 „Damit meinte ich doch nicht Ihre Herzenserlebnisse.“

„Und warum nicht? Glauben Sie nicht, daß die vielleicht interessanter sein könnten, als die Schilderung amerikanischer Sitten und Gebräuche, die sich kaum von den unsrigen unterscheiden?“

Sie antwortete nicht. Ein leises Unbehagen zeigte sich in ihren Zügen aus.
 Sanden schien es nicht zu beachten. Er lehnte sich in den Sessel zurück, zog ein silbernes Zigarettenetui aus der Seitentasche des Rockes und fragte:

„Darf man bei vertraulichen Teestunden auch rauchen?“

Das gab Nora ihre Unbefangenheit wieder.
 „Selbstverständlich. Also immer noch im Banne dieser Leidenschaft?“

Er entnahm dem Etui eine Zigarette, die er in Brand setzte. Dann — ein paar Rauchringe ausstoßend, meinte er ruhig:

„Ich bin eine konservative Natur, Frau Nora. Wenn ich einmal verfallen bin, dem bleibe ich bis an mein Lebensende treu.“

Die Worte klangen harmlos und doch — Nora fühlte den leisen Unterton. Diese Röte bedeckte ihr Gesicht.

Eine kleine Pause entstand. Zögernd sprach sie dann:

„Denken Sie jetzt freizubleiben, Herr Doktor?“
 Sandens Blick suchte den ihren.

„Würde Sie das freuen, Frau Nora?“
 „Aber gewiß. Man entbehrt doch nicht gern seine Freunde.“

Er verneigte sich.
 „Danke verbindlichst. Uebrigens“ — er schlug einen leichten Ton an — „meine Zukunftspläne sind noch ziemlich unsicher.“

Vorläufig lasse ich mich noch von der Woge des Zufalls treiben. Es hat ja bekanntlich alles im Leben sein Für und Wider. Teils lockt mich der Dienst im auswärtigen Amt, teils fällt es mir schwer mich von der heimatlischen Scholle loszureißen.“

„Und darf man fragen, nach welchem Erdteil Sie jetzt wieder verschlagen werden sollen?“

Er lachte.
 „Gute Freunde dürfen schon. Aber gar so weit solls diesmal nicht gehen. Man findet mein Englisch tabellos und mein Benehmen feig genug, um mich in die englische Botschaft zu verpflanzen.“

Aber, wie gesagt — ich bin noch unentschieden. Meine Mutter möchte mich gern vom Staatsdienst losreißen. Sie behauptet Gravenstein brauchte einen Herrn; sie und der Inspektor wären schon zu alt, um allein das Feste in der Hand zu halten.“

„Ich finde, Ihre Frau Mutter hat recht.“ Nora sprach lebhaft.
 „Ich begreife nicht, wie Sie daran denken können immer wieder für Monate oder gar Jahre fortzugehen, um der Allgemeinheit

zu dienen, wo sich Ihnen auf Ihren Besitzungen ein so reiches Arbeitsfeld bietet. Abgesehen davon, daß Sie dort Ihr eigener Herr sein können.“

Sanden sah sie belustigt an.
 „Das klingt zwar wenig patriotisch, aber echt freundschaftlich.“

„Und — was Sie mir da sagen“ — er wurde ernst — „das habe ich mir selbst schon des öftern vorgehalten. Aber“ — er zog die Stirn kraus — „ich gestehe offen, es gebricht mir an Mut es zu tun.“

„D, Doktor, Sie und keinen Mut!“
 „Und doch ist es so.“ Dann meinte er ablenkend: „Aber wir reden immer nur von mir. Wie ist es Ihnen denn im letzten halben Jahr ergangen, Frau Nora? Die kurzen Kartengrüße haben mir recht wenig darüber gesagt.“

„Ach, mir geht es wie Ihnen. Ich habe auch nichts erlebt.“
 Er sah sie prüfend an. Sie errödete von Neuem unter seinem Blick.

„Sie sehen mich ja wie ein Großinquisitor an! Sagen Sie selbst, was kann einer Frau, die nicht mit dem realen Leben zu kämpfen hat, viel begegnen.“

„Nun“ — er streifte etwas umständlich die Asche von der Zigarette — „eine junge Frau, noch dazu wenn sie allein steht, ist doch so manchen Anfechtungen ausgesetzt. Zum Mindesten“ — er hielt inne —

„Zum Mindesten?“ wiederholte sie gespannt.
 „Zum Mindesten — einem Heiratsantrag.“

Nora lachte.
 „Bah — solchen Anfechtungen ist man schon gewachsen.“

„Macht das die Übung?“
 Sanden fixierte sie scharf. Sie verzog spöttisch das Gesicht.

„Welch unlogische Deutung für einen Mann und Diplomaten. Uebrigens — lassen wir das Thema fallen. Es ist mir ebentowenig genehm, wie Ihnen die Teestunden bei den schönen Amerikanerinnen.“

„O bitte! Sie wollen mich ja nicht hören; an mir hat's nicht gelegen. Aber — Sie sollen sehen; ich bin ein besserer Freund wie Sie, Frau Nora. Mich interessieren Ihre Herzenserlebnisse. Und dann — haben Sie unseren Vertrag vergessen?“

Nora machte sich umständlich am Teetisch zu schäufeln. Sie sah ihn nicht an.
 „Wie sollte ich!“ Es klang gemacht gleichgültig.

„Na also! Soll ich Ihnen einmal die Worte, die Sie mir beim Abschied sagten, wiederholen?“

„D, dessen bedarf es nicht. Ich weiß, Sie haben ein gutes Gedächtnis, Herr Doktor.“

„Ich quittiere dankend. Es ist ja fast unheimlich, mit welcher Komplimenten Sie mich überhäufte. Ich sehe, es ist doch gut, wenn man sich etwas vor macht. Man wird entschieden mehr gewürdigt. Aber — kommen wir auf unsere Herzenserlebnisse zurück.“

Sie wandte sich schmolend ab.
 „Sie sind wirklich unansprechlich. Wer Ihnen zuhörte, könnte glauben meine Hauptbeschäftigung bestände im Korbansteilen.“

Sanden betrachtete sie aufmerksam.
 „Nun — etwas Wahres scheint schon dran zu sein. Das merke ich an Ihrer Empörung. Es muß ja auch für eine Frau einen besonderen Reiz haben, das gebe ich zu.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn. Es gibt nichts Unangenehmeres, versichere ich Ihnen.“

„So. Das Geständnis überrascht mich. Ich glaube diese Situation sei Ihnen fast schon zur zweiten Natur geworden.“

Nora erhob sich heftig. Ihre Augen sprühten vor Zorn.
 „Sie nehmen sich etwas viel heraus, Herr Doktor.“

Er blieb ganz gelassen.
 „Aber, Frau Nora, denken Sie doch an unseren Vertrag.“

Sie sah ihn finstler an.
 „Was hat das damit zu tun?“

Er schüttelte verwundert den Kopf, während sie sich wieder setzte.
 „Es scheint merkwürdig, daß mein Gedächtnis das bessere ist.“



Der Landkurm beim Durchmarsch durch die Hauptstraße von Lodz.

Als ich mich vor Monaten von Ihnen verabschiedete, da reichten Sie mir die Hand und sprachen: Wir wollen gute Freunde bleiben, lieber Doktor. Mit Ausnahme von Liebe, dürfen Sie mit mir über Alles und Jedes sprechen. War es nicht so? Nun — und jetzt sind Sie empört, wenn ich von meinem Freundesrecht Gebrauch mache und wollen mich wie eine sündige Wallbesamtheit tadeln stellen. Ist das recht? Nein — dagegen streifte ich; um so mehr, da Sie mir doch nicht den Vorwurf machen können, ich hätte sonst gegen unsere Abmachung irgenwie gefehlt.“

Nora schloß. Ein müder Zug trat in ihr Gesicht. Endlich sagte sie lächelnd:

„Also gut. Was wünschen Sie zu wissen?“

Er neigte sich zu ihr.

„Sehen Sie nicht so finster drein, Frau Nora. Wenn Sie ahnten, wie ich mich auf diese Stunde gefreut. Nein, nein — fürchten Sie nichts — ich denke an unseren Vertrag. Aber um einen Freundschaftsbeweis darf ich Sie doch bitten?“

Sie spielte nervös mit den Ringen an ihren Fingern.

„Ich habe Ihnen ja schon Redefreiheit gegeben.“

„Es liegt mir ja auch nur an der Beantwortung einer Frage.“

Wenn Sie mir diese bewilligen, dann —“

„Dann?“

„Dann ver-
gelte ich Gleiches
mit Gleichem.“

Sie versuchte
gleichgültig auszu-
sehen, aber ihre
Stimme verrät
die verhaltene Er-
regung.

„Ich will ja gar
keine Bekenntnisse
dieser Art hören.“

„Ja, ich weiß
— aber so meine
ich es auch nicht.
Ich will Ihnen et-
was Wichtiges an-
vertrauen.“

Nun sah sie ihn
gespannt an.

„Da bin ich
doch neugierig.“

„Sehen Sie!“

Es klang frohlo-
send. „Also, er-
ledigen wir schnell
mein kurzes Ver-
löb.“ Er lehnte
sich nachlässig in
den Sessel zurück.

Wissen Sie, Frau
Nora, wen ich vor
wenigen Tagen in
Paris auf der gare
du nord getroffen
habe?“ Und als
Nora ihn bestrem-
det anfah, fuhr er
fort:

„Einen
Mann, dem ich
früher oft in die-
sen Räumen be-
gegnete, Mittmei-
ster Wendland.“

Die junge Frau sah befangen von ihm weg.

„Er sagte mir, er habe einen längeren Urlaub angetreten, um sich zu erholen. Ich fand ihn, offen gestanden gar nicht so erholungsbedürftig aussehend. Nun möchte ich gerne wissen — er machte eine kleine Pause — „ob diese Reise mit irgendwelchen Entschlüssen meiner Freundin zusammenhängt.“ Er blickte sie gespannt an. Nora antwortete nicht. Die eingetretene Dämmerung ließ ihre Züge nicht mehr deutlich erkennen.“

Sanden fuhr fort:

„Als ich abreiste — der Wahrheit die Ehre — da war mir der Gedanke, daß ich mich mit Wendland in Ihre Freundschaft teilen müßte, nicht grade sehr sympathisch. Noch dazu, wo er hier blieb und ich in die Fremde zog. Ein unangenehmes Sprichwort sagt befanntlich: Aus den Augen — aus dem Sinn. Das peinigte mich. Und als ich heimkehrte, da war es mit leisem Bangen ich konnte den Mittmeister in einer noch bevorzugteren Stellung in diesem Hause wiederfinden. Nun traf ich ihn unvermuthet in Paris. Er sprach von längerem Fortbleiben. Ist es nicht mir natürlich, Frau Nora, daß ich daraus besondere Schlüsse ziehe?“

Sanden stand auf und trat an ihre Seite.

„Frau Nora — fordernd und doch bittend klangen die Worte an ihr Ohr — „Frau Nora, sagen Sie mir, ist Wendland um Ihre Willen gegangen?“

Sie hielt den Blick gesenkt. Noch immer antwortete sie nicht.

„Nora.“

Da sah sie ihn an und ein eigenes Leuchten lag in ihrem Blick.

„Und — und wenn dem so wäre?“

Er nahm ihre Hand und zog sie ungeschickt an die Lippen.

„Ich danke Ihnen.“

„Da entzog sie ihm leise die Hand. „Doch nun zu Ihnen, Sie Wissensdürstiger,“ sagte sie munter. „Setzt ist an mir die Reihe zu fragen.“

„Was wollen Sie mir anvertrauen?“

Er setzte sich neben sie.

„Ja so — da muß ich Wort halten.“ Wie überlegend, hielt er einen Moment inne, dann sprach er weiter:

„Wissen Sie, weshalb ich vorhin sagte, ich hätte keinen Mut den Dienst aufzugeben und mich auf mein Gut zurückzuziehen?“

Sie sah ihn erwartungsvoll an. Er fuhr fort:

„Sehen Sie, liebe Freundin, es liegt nicht daran, daß mir nicht diese Art Tätigkeit auch verlockend erschiene. Ich glaube sogar, ich habe etwas Talent zum Gutsherrn. Aber — dann müßte ich auch ein Heilm besitzen, das mir alles andere, was das Leben auf dem Land nicht bieten kann, ersetzt. Und um dieses Heilm zu haben — dazu fehlt mir vor allem das Hauptrequisit, die Frau. Ich meine eine Frau, die mich liebt, meine Sorgen und

Pflichten mit mir trägt und es versteht mir mein Da-
sein zu verschö-
nern. Begreifen
Sie das?“

Auf Nora's
Wangen kam und
ging die Farbe.

„Gewiß ver-
stehe ich Sie,“ er-
widerte sie zö-
gernd, „nur kann
ich mir nicht den-
ken, daß es Ihnen
so schwer fallen
könnte das Ge-
wünschte zu er-
reichen.“

Er schüttelte
den Kopf.

„Ja — wenn
ich nicht solch starr-
köpfiger Hürsche
wäre, Frau Nora!
Wenn ich nicht
solch ausgesproche-
nes Beharrungs-
vermögen besäße!
Eine Herrin für
Grabenstein würde
sich schon finden,
aber — was nützt
mir das! Für mich
gibt es nur eine
Frau, die mir das
geben kann, was
ich ersehne — und
dieser Einen darf
ich es nicht sagen,
denn — mich bin-
det ein Vertrag.“

Tiefe Stille

herrschte einen Moment im Zimmer. Sanden neigte sich ganz dicht zur jungen Frau wieder.

„Nun, Frau Nora, wissen Sie mir keinen Rat?“

„Da kam leise die Antwort.“

„Lieber Freund, muß ich Ihnen, dem Diplomaten, erst sagen, daß Verträge dazu da sind, um —“ sie hielt inne.

„Weiter, Nora, weiter,“ drängte er.

„Um gelöst zu werden“ — kam es wie ein Hauch von ihren Lippen.

„Nora!“ Jubelnd umfaßte er sie. „Nora, ist das Ihr Ernst?“

Sie sah ihn schelmisch lächelnd an.

„Das hätten Sie eigentlich schon vor einem halben Jahr wissen können, mein Herr Diplomat.“

Der Kassenbote.

Kriminalerzählung von W. K a b e l.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Hören Sie weiter, Herr Kommissar. In der Wohnung des Buchbinders Mansfred hielt sich bis vor kurzem noch ein Bruder meines Schütlings auf, ein verbummelter, arbeitscheuer Mensch, der von ehrlicher Beschäftigung nichts wissen wollte und sich ständig auf Rennplätzen umhertrieb, wo er als Schleppler für



Gesamtansicht des Judenmarktes in Lodz.

Duchmacher tätig war und auch selbst sein Glück am Totalfaktor versuchte. Ihn wieder auf den rechten Weg zurückzuführen war unmöglich. Alle Ermahnungen, alle Vorstellungen seiner Eltern blieben umsonst. So entwickelte sich mit der Zeit notwendig zwischen dem fleißigen Vater und seinem mißratenen Sprößling ein recht gespanntes Verhältnis. Als Fritz Manfred dann noch seine Eltern, die sich selbst nur mühsam durchschlugen, zu verschiedenen Malen Geld stahl, wurde ihm vor etwa einem Monat das Haus verboten. Seitdem hörten weder seine Eltern noch seine Schwester etwas von ihm. Erst am Tage, als der Ueberfall auf Hartung passierte, traf das junge Mädchen ihn am Nachmittag auf der Straße. Bei dieser Gelegenheit erzählte er der Schwester, daß er seit einigen Wochen bei dem Spekteur Engelste als Kutscher in Stellung sei.

„Ah, das wird ja interessant,“ warf der Kommissar überrascht ein.

„Auf deren ungläubige Frage, ob er denn dort soviel Zeit

aneinandergereichte Vermutungen, mit denen sie dem Bruder womöglich bitter unrecht tat. Aber — hatte er nicht gesagt, er sei an jenem Nachmittag auf dem Bezirkskommando gewesen? Und, ließ sich nicht an dieser einen Behauptung einwandfrei nachprüfen, ob hier nur ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen vorlag, was anzunehmen war, wenn sich jene Angabe von ihm als richtig erwies!

Diese Kombinationen waren es, die in dem Geiste meines Schütlings langsam ausreifen und Fräulein Manfred dann auch dazu antrieben, sich auf eigene Faust über diesen einen wichtigen Punkt Gewißheit zu verschaffen. Gestern nachmittag bat sie mich, ihr eine Stunde freizugeben, weil sie eine wichtige Besorgung zu erledigen habe. Und da ist das tapfere Kind auf das Bezirkskommando gegangen, hat sich dem betreffenden Feldwebel als Schwester des Reservisten Fritz Manfred vorgestellt und angeblich im Auftrage ihres Bruders nachgefragt, ob sein Gesuch um Befreiung von der Herbstkontrollversammlung genehmigt sei. Der Feldwebel hat sehr zuvorkommend die Listen sofort durchgesehen



Nach der Erstürmung von Gorlice: Sammeln der Truppen zum weiteren Vormarsch gegen den fliehenden Feind.

übrig habe, bereits am Nachmittag spazieren zu gehen, behauptete er, er sei auf dem Bezirkskommando gewesen und habe sich deshalb von Mittag an frei genommen. Nachher trennten sich die Geschwister im besten Einvernehmen. Erst später, als in den Berichten über den Raubanfall der Engelste'sche Hof öfters erwähnt wurde, erinnerte sich Fräulein Manfred an diese Begegnung. Und gleichzeitig blühte auch der erste Argwohn gegen den Bruder, zunächst allerdings noch als recht unklare Vorstellung, in ihr auf. Dieser hatte sich stets in sehr aufdringlicher Weise an ihren Verlobten herangedrängt und ihn häufig auch auf Geschäftsgängen begleitet. Daher konnte es ihm nicht unbekannt geblieben sein, in welcher Weise die Gehaltsauszahlungen bei der Firma Wornach erfolgten und daß ihr Bräutigam ziemlich regelmäßig gerade an jedem Monatsletzen mit einer größeren Geldsumme in der Tasche den Durchgang über den Engelste'schen Hof benutzte. Wie, wenn nun ihr Bruder, dem jede ordentliche Arbeit direkt verhasst war, lediglich deswegen bei dem Spekteur als Kutscher eingetreten wäre, um eine günstige Gelegenheit zur Verübung Hartungs abzuwarten! Und — war es nicht auch ein immerhin merkwürdiges Zusammentreffen, daß er sich an jenem Tage eine Stunde nach dem Ueberfall auf ihren Verlobten für den Nachmittag Urlaub genommen hatte! War dies nicht vielleicht nur zu dem Zwecke geschehen, damit er seinen Raub anderswo in Sicherheit bringen konnte! — Gewiß — vorläufig waren das alles nur ganz loje

und dann recht erkant die Auskunft erteilt, ihr Bruder sei ja bereits durch schriftliche Mitteilung vor vierzehn Tagen von der Teilnahme an der Kontrollversammlung dispensiert worden, woraufhin sie nun ihrerseits die Erkante spielte und meinte, hier müsse dann wohl ein schlechter Scherz ihres Bruders vorliegen und sich schleunigst empfahl. Fritz Manfred hatte also gelogen und sich in anderer Absicht den Urlaub an jenem Tage besorgt, eben um zu einem besonderen, von ihm geheimgehaltenen Zweck das Geschäft verlassen zu können. Um diese eine Unwahrheit in Verbindung mit den sonstigen Charaktereigenschaften ihres Bruders bestärkten sie so sehr in ihrem Verdacht, daß sie mir heute vormittag im Interesse ihres unschuldig verhafteten Verlobten das eben Geschilderte mitteilte und mich dann um meine Meinung bat, ob die Polizei vielleicht auf Grund dieser ihrer Angaben bereit sein würde, weiteres Belastungsmaterial gegen den ihrer Ansicht nach einzig und allein Schuldigen herbeizuschaffen. Da ich nun tatsächlich glaube, daß der jetzigen Sachlage nach weit eher der arbeitssüchtige, moralisch tief gesunkene Fritz Manfred als der aufs beste beleumundete junge Hartung, gegen den bisher doch lediglich Indizienbeweise sprechen, als mutmaßlicher Täter die Aufmerksamkeit der Polizei verdient, sagte ich dem jungen Mädchen meine Unterjügung zu. — So, das wäre alles. Und nun, Herr Kommissar, — was halten Sie von Fräulein Manfreds Kombinationen?

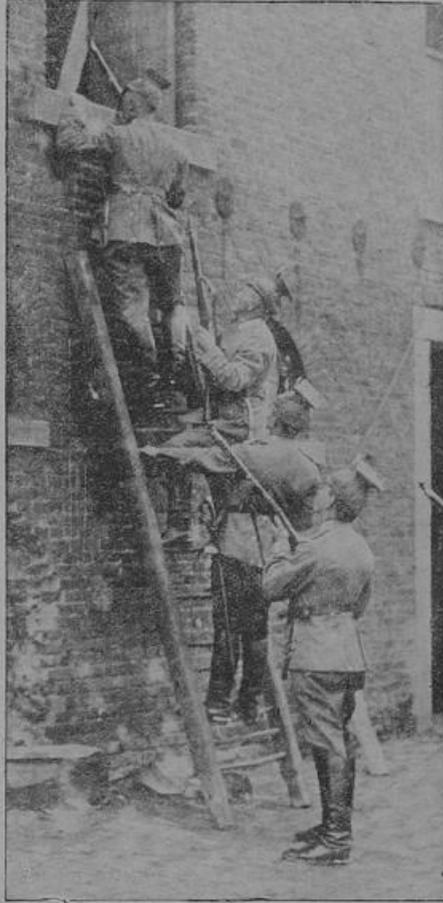
„Genau soviel wie Sie, Herr Direktor,“ meinte der Beamte eifrig. „Und — um ganz ehrlich zu sein, eigentlich fällt mir so ein kleiner Stein vom Herzen, daß die Angelegenheit durch das Eingreifen des jungen Mädchens jetzt ein anderes Gesicht bekommen hat. Denn, ganz unter uns, auch in mir sind immer wieder Zweifel aufgestiegen, ob wir nicht mit Hartungs Verhaftung arg vorbeigehen haben. Ich habe ihn oft genug vernommen und stets hat er mir dabei mit Tränen echter Verzweiflung in den Augen gesagt: „Was gegen mich spricht, ist lediglich eine Reihe mir ungünstiger Zufälle. Ich bin unschuldig, kann dies aber nicht beweisen, und das ist mein Unglück.“ Diesen Beteuerungen, die gerade in ihrer Schlichtheit so eindringlich wirkten, keinen Glauben zu schenken, fiel mir tatsächlich recht schwer. Hartungs Verhaftung ist so dann auch erst auf meinen Bericht hin von der Staatsanwaltschaft angeordnet worden. Ich selbst konnte mich zu diesem Schritt auf eigene Verantwortung hin nicht entschließen. Nun, wenn ich mich nicht gerade sehr irre, so dürfte Hartung die längste Zeit Untersuchungsgefangener gewesen sein. Diesen Fritz Manfred werden wir uns sofort einmal etwas genauer ansehen. Ich möchte Sie nur um eines bitten, Herr Direktor: Schärfen Sie dem jungen Mädchen aufs strengste ein, vorläufig mit niemandem weiter über diese ganze Angelegenheit zu sprechen. Ein unvorsichtiges Wort könnte uns alles verderben.“

Fritz Manfred, der schlauerweise seine Stellung bei Engelle noch nicht aufgegeben hatte, konnte denn auch wirklich bereits nach drei Tagen verhaftet werden. Kriminalbeamte hatten jeden seiner Schritte heimlich beobachtet und so heransbetommen, daß er abends in zweifelhaften Lokalen der entlegenen Vororte, wo ihn niemand kannte, stets in Gesellschaft eines schon mehrfach verurteilten Buchmachers namens Velling viel Geld springen ließ. Daraufhin wurde ganz plötzlich in der Wohnung dieses Buchmachers eine Hausdurchsuchung vorgenommen. Und dort fand man auch, wie vermutet, die in der Matratze eines Bettes versteckte Ledertasche nebst Inhalt vor. Es fehlten allerdings bereits einige hundert Mark, die das laubere Mädchen inzwischen verjubelt hatte. Manfred legte sich zunächst aufs Weigen, gab dann aber schließlich vor dem Kriminalkommissar Behrens ein umfassendes Geständnis zu Protokoll. Danach war der Plan zu der Verabreichung des Koffenboten von ihm und Velling gemeinsam entworfen worden. Die Aufseherstelle bei dem Spediten hatte ihm, ganz wie seine Schwester vermutete lediglich die Gelegenheit geben sollen, Hartung einmal an einem Monatsletzten gefahrlos zu betrauen. Alle Einzelheiten der Ausführung waren von den beiden Verbrechern aufs genaueste vorher überlegt worden, damit auch nicht der geringste Verdacht auf Manfred fallen könne. An dem betreffenden Tage hatte dieser es so einzurichten gewünscht, daß er Vormittags auf dem Hofe beschäftigt wurde. Als er dann Hartung von weitem in die Hofeinfahrt einbiegen sah, verbarz er sich unauffällig in dem dunklen Flur und führte dann nach dem Kopfe des ahnungslos an ihm Vorübergehenden einen wuchtigen Schlag mit einem schweren Hammer. Zu Hartungs Glück traf der Hieb jedoch etwas zu kurz. Die Kante des Eisens riß jenem nur die Haut am Hinterkopf auf, verfehlte ihn trotzdem aber lange genug in halbe Betäubung, so daß Manfred den Riemen der Ledertasche blitzschnell durchschneiden, diese unter seinem Rocke verbergen und dann wieder auf den Hof zurückkehren konnte, wo er von niemandem beachtet in das ganz nahe an der Hintertür gelegene Stallgebäude schlüpfte und dort seinen Raub und den Hammer sofort in einer mit Häcksel gefüllten Futterkiste versteckte. Als die ersten Hilferufe des Hebersallenen ertönten, war er bereits in dem Stall bis zur letzten entgegengesetzten Tür entlanggelaufen und ganz harmlos zu den übrigen Arbeitern getreten, die ihre Tätigkeit an den Transportwagen unterbrochen hatten und aufmerksam nach der Winterfeldstraße hinhorchten, von woher jetzt immer lauter das Hilfergeschrei herüberklang. So kam es, daß niemand auch nur den geringsten Argwohn gegen ihn schöpfte. Schon

am Morgen hatte er den Besitzer des Expeditionsgeschäfts unter dem Vorwande, er müsse auf dem Bezirkskommando nachfragen, ob sein Befreiungsgeuch von der Kontrollverammlung genehmigt sei, von zwölf an um Urlaub gebeten. Um diese Zeit verließ er dann unangefochten durch das große Eingangstor den Hof. Unter seiner Weste aber trug Manfred die Ledertasche mit sich hinaus, deren etwas sich abzeichnende Formen das offene Jadedett völlig verdeckte.

Wenn Grete Manfred gefürchtet hatte, die Eltern würden ihr es vielleicht verargen, daß sie den eigenen Bruder dem Gericht überliefert hatte —, so wurde sie schnell eines Besseren belehrt. Als ihr Vater von der Verhaftung seines Sohnes und der Rolle, die seine Tochter dabei gespielt hatte, Kenntnis erhielt, zog er sie liebevoll in seine Arme und sagte in seinem strengen Rechtschlechtsgefühl, freilich mit schmerzlicher Stimme: „Jetzt haben wir nur noch dich, mein Kind. Es war ja deine Pflicht als ehrlicher Mensch so zu handeln, wie du es getan hast.“

Auf Frau Martha Hartung aber hatten diese Tage tiefsten Leides, als ihr Sohn unter so schmählichem Verdacht im Gefängnis saß, einen sehr heilsamen Einfluß ausgeübt. Sie war es, die den ersten Schritt zu einer völligen Ausöhnung mit der Familie Manfred tat, indem sie ganz von selbst zu den Nachbarn hinüberging und den armen, völlig niedergebrosenen Eltern ihrer Schwiegertochter in aufrichtigster Weise ihre Teilnahme bekundete. Noch bevor dann die Hochzeit des jungen Paares, das sich sein Glück so bitter hatte erkämpfen müssen, gefeiert wurde, besorgte Direktor Grünwald dem Buchbindermeister Manfred bei der Versicherungsgesellschaft eine bequeme, recht gut bezahlte Stellung, so daß die alten Leuten den Wegfall der von ihrer Tochter stets so liebreich gegebenen Unterstützung in keiner Weise vermied, zumal die junge Frau Hartung noch regelmäßig durch Uebnahme von Schreibmaschinenarbeiten im Hause ein schönes Stück Geld verbiente und ihnen davon abgab, soviel sie entbehren konnte.



Deutsche Mannenpatrouille untersucht ein verlassenes Haus.

Eine eigenartige Kletterpartie.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man vom Klettern spricht, glaubt jedermann sicherlich, daß es sich um gebirgige Gegenden handelt, die zu Fuß zu durchstreifen oft nicht geringe körperliche Anstrengung kostet. Die nachfolgenden Zeilen werden jedoch dartun, daß die Kletterei in dem vorliegenden Falle in einem völlig ebenen Landstriche ausgeführt werden mußte: „Die neue Welt war von mir aufgesucht worden, weil ich annahm, daß sich mir, nach manchen Fehlschlägen in Europa, dort am ehesten eine auskömmliche Stellung bieten würde. Schon in Newyork hatte ich gesehen, daß ich mich in dieser Beziehung, wenigstens im Osten der Union, in krafftem Irrium befinden hatte, und ich beschloß daher, mich sofort so weit als möglich gen Westen zu wenden, da dort die Verhältnisse für Auswanderer doch bedeutend günstiger liegen sollten.“

Ich „schrappte“ also meine Barichast zusammen und dampfte ohne zögern nach Chicago, um dort mein Glück zu versuchen. Aber auch in der „Windstadt“ wandte mir Fortuna den Rücken, und ich mußte daher weiter nach wilderen Gegenden zu kommen suchen. Ein Herr, mit dem ich im Gasthose mich unterhielt, riet mir, nach dem etwa 80 englische Meilen westlich gelegenen Städtchen Seneca zu gehen, daß sie ringsum ein vortrefflicher Farmdistrikt, in welchem Personen, die etwas mit der Landwirtschaft Weisheit wüßten, recht gut bezahlte Posten erlangen könnten. Da ich noch einige überflüssige Garderobe besaß, verkaufte ich sie und löste so viel um die Strecke nach dem genannten Orte per Bahn zurücklegen zu können.

Am Ziele angelangt, begab ich mich in ein von einem Deutschen gehaltenes Hotel, um dort weitere Erkundigungen einzuziehen. Der Wirt, ein äußerst liebenswürdiger Mann, dem ich meine Wünsche vortrug, meinte, daß sich mir auf einer großen Farm, die sieben Meilen entfernt sei, wohl Gelegenheit bieten dürfte,

eine Verwalterstelle zu erhalten. Der Besitzer, auch ein Landmann, sei ein sehr wohlhabender Mann, der unweit seiner Hauptfarm noch eine kleinere Besitzung hat, die er verwalten lasse. Dieser Posten sei kürzlich frei gewesen, und es würde sich empfehlen, mal hinüber zu gehen. Am nächsten Morgen fahre jedoch ein anderer Farmer dieselbe Straße, der mich gern die halbe Strecke mitnehmen werde, da sein Weg sich dort abzweige.

Um 6 Uhr früh sah ich neben dem Farmer, der mich ein Stück mitnehmen wollte, auf dem mit zwei tüchtigen Bräunen bespannten Wagen und kutscherte aufs Land hinaus. Vorausschiden will ich hier, daß es in dieser Gegend mehrere Tage sehr stark geregnet haben sollte, so daß ich von vornherein annehmen konnte, die Wege in dem schweren Boden würden sich in recht früher Verfassung befinden. Was ich jetzt aber sah, als wir das Tor hinter uns hatten, überstieg denn doch alles, was ich für möglich gehalten. Die ganze, ziemlich breite Straße war in einen Morast verwandelt, in den der Wagen meist bis an die Achsen einsank. Schöne Aussichten für mich und mein leichtes Schuhwerk für den Rest der Tour, wenn ich das Gefährt verlassen mußte! So dachte ich bei mir und sprach schließlich meinem Begleiter gegenüber die Befürchtung aus, im Sumpf und Wasser stehen zu bleiben, der ältere Mann entgegnete darauf: „Sie sehen, daß die ganzen Farmen nach der Straße zu eingezäunt sind mit einem starken „Stacheldraht-Fang“. Wenn nun der Weg wie heute für Fußgänger ohne Wasserstiefel nicht passierbar ist, hilft sich der Amerikaner, indem er an den Zäunen entlang klettert. Es geht zwar etwas langsam und man muß des scharfen Drahtes wegen etwas vorsichtig sein, aber gelangt wenigstens trockenen Fußes ans Ziel.“ Als dann die Stelle kam, wo ich abgesetzt wurde, fuhr er dicht andenkensseitigen Zaun heran, ich vollgierte hinüber und versuchte nach Verabschiedung von dem Alten mein Heil mit dem Weiterkommen. Erbaut war ich durchaus nicht über die Perspektive, die sich mir bot, denn ich konnte es mir bei der schneckenartigen Kletterei ungerne anrechnen, daß es wohl Abend werden würde, ehe ich die betreffende Farm erreichte.

Was ich während der nächsten sechs Stunden — so lange dauerte nämlich diese absonderliche und außerordentlich anstrengende Fortbewegung — geächt und geschimpft habe, kam mir wohl kaum verbacht werden. Denn man muß bedenken, daß ich diese Stunden hindurch mich nie hinsetzen und ausruhen konnte, sondern unausgesetzt auf die Stacheln achten mußte, um mir nicht die Kleider und die Finger zu zerreißen. Ich habe vor- und nachher im Leben manche Anstrengungen durchgemacht, so körperlich mitgenommen bin ich jedoch nie gewesen. Sich permanent an dem Zaun festhalten zu müssen, da man sonst nur zu leicht rütlings in den Sumpf fallen konnte, erschöpft die Kräfte in einer Weise, die sich nicht beschreiben läßt.

Als ich an dem Hofstor der Farm angelangt war, brach ich fast zusammen und ließ mich ziemlich unsanft auf einen großen Stein plätten, an dem die Umzäunung endigte. Meine Glieder zitterten und ein Gefühl des Geknicktseins überkam mich, dabei legte es sich wie Blei auf meine Augen und ich duselte ein. Wie lange ich geschlummert, weiß ich nicht. Plötzlich erwachte ich, fuhr in die Höhe und sah neben mir einen älteren Mann stehen, der mich wohl schon ein Weilchen betrachtet haben mochte und jetzt neugierig fragte, was mit mir wäre.

Da die Schwäche, die mich befallen, so ziemlich geschwunden war, erhob ich mich von meinem harten Lager und erzählte dem Fragesteller in Kürze den Grund meines Hierseins und wie es mir ergangen. Er erwiderte vorläufig kein Wort, sondern nötigte mich freundlich in seine Wohnung, die nur wenige Schritte entfernt war. Während er sofort seine Frau, eine würdige Matrone, rief und einen kräftigen Imbiß für mich verlangte, mußte

ich in einen bequemen Lehnsstuhl Platz nehmen. Sodann erklärte er, wie es ihm von Herzen Leid tue, daß der fragliche Posten nicht mehr vakant sei, den er vor zwei Tagen an einen anderen Reservanten vergeben habe. „Aber, lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen“, fuhr er fort, „Sie sind natürlich mein lieber Gast, und morgen fahre ich mit Ihnen zu einigen benachbarten Besitzern, vielleicht findet sich bei einem derselben ein annehmbares Plätzchen.“

Mit bestem Dank nahm ich die Einladung an und verlebte einen recht gemütlichen Abend im Kreise des alten Pärchens, daß, obwohl schon Jahrzehnte in Amerika, doch die Neugierde nicht zu verbergen vermochte, dies und jenes aus der alten Heimat zu erfahren. Sie entschädigten mich dadurch, daß sie mir manche wichtige Fingerzeige für das Verhalten eines „Grünen“ in diesem freien Lande gaben. Mein Nachtquartier mußte ich im Staatszimmer des Hauses aufschlagen, wo ich in einem vorzüglichen Bett nach der strapaziösen Kletterei mich des erquickenden Schlafes erfreute.

Mit unserer Fahrt auf Stellungssuche hatten wir kein Glück: „Alles besetzt“, hieß es überall. Am folgenden Tage kutscherte mich mein lebenswürdiger Wirt ins Städtchen zurück, wo ich bald eine vorläufige Stellung erlangte.

Der fatalen Kletterei habe ich mich im späteren Leben oft erinnert, dann sagte ich mir regelmäßig: „Nein, für einen solchen Scherz wäre ich jetzt nicht mehr zu haben!“

D. v. Briesen.



Erzherzog Eugen,
der erste Generaloberst der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee.

Kriegszeit im Kinderland.

Von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Seitdem der große Krieg ist entbrannt,
Wacht hell die Sonne im Kinderland,
Wird's nicht mehr dunkel vor Freude.
Da wehen beständig aus jedem Haus
Aus allen Fenstern die Fahnen heraus,
Da spricht man von Sieg nur und Beute.

Da schlägt die Mäusen der Hindenburg
An jedem Tage wohl zehnmal durch,
Und Lüttich muß stündlich mal fallen.
Antwerpen aber hat keine Ruh,
Sich aufzurichten, fällt immerzu
Als stärkste Festung von allen.

Die Emmich's und Bessler's sind ohne Zahl
Der Kaiser schickt Orden vielhundertmal
Und's Eisene Kreuz erster Klasse.
Da glühen die Augen, schwarz, blau oder braun,
In ehrlichem, tödlichem Haß.

Seitdem der große Krieg ist entbrannt,
Erklingen aus meiner Kindheit Land
Wie heut mir dieselben Lieder.
Damals war es nicht anders als heut,
Es klingen im Siegesglockengeläut
Die Tage von Siebzig mir wieder.

Unsere Bilder.

Zum erfolgreichen Vorstoß der österreichisch-ungarischen Flotte gegen die italienische Ostküste. Als bald nach Italiens Kriegserklärung hat die österreichisch-ungarische Flotte in schneidiger Weise durch eine den Feind überraschende Unternehmung gegen die italienische Ostküste den Krieg zur See eröffnet. Auf der langen Küstenstrecke zwischen Venedig und Barletta wurden an zahlreichen Stellen militärisch wichtige Anlagen und Befestigungen mit Erfolg beschossen, wobei auch die Marine-Flugzeuge unserer Verbündeten wirksam mit eingegriffen haben. So wurde u. a. das Arsenal von Venedig mit Bomben belegt, ferner stieß ein Panzerkreuzer gegen Rimini vor und zerstörte den dortigen Bahnhof und eine Eisenbahnbrücke, während das Gros der Flotte die Befestigungsanlagen, Werften und Depots des großen italienischen Kriegshafens Ancona beschloß.

Erzherzog Eugen, der erste Generaloberst der k. u. k. österreichisch-ungarischen Armee. Kaiser Franz Joseph hat vor kurzem den Rang eines Generalobersten in seinem Heere neu geschaffen und den bisherigen k. u. k. General der Kavallerie Erzherzog Eugen als Ersten in diese Charge befördert. Erzherzog Eugen war bekanntlich im Dezember des Vorjahres als Nachfolger Potiorek's mit der Führung der österreichisch-ungarischen Balkanfrontkräfte betraut worden. Er ist ein jüngerer Bruder des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich und hat am 21. Mai sein 52. Lebensjahr vollendet. Von 1908 bis 1912 befehligte er die Stellung eines Armeinspektors mit dem Sitz in Innsbruck nachdem er zuvor schon dort lange Jahre Kommandant gewesen war.



Sprüche.

Die gemütlich fortschleudernden Leute, denen kein Zweifel einkommt, sind ein schwaches Geschlecht; gemacht zum Genießen, aber unwürdig, daß irgend eine ernste Wissenschaft sich ihnen mitteile, denn alle Wissenschaft hat sich emporrängen müssen aus dem Zweifel.

Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille; Mit stilltem Geist will es empfunden sein.

in seinem Jagdeifer anspannen und fährt mit dem Jäger und dem Hauslehrer seines Sohnes zum Aufsit. Auf ihm schläft er mit gekochener Doppelbüchse zwischen den Ästen ein. Nachdem das Schußlicht vorüber, ruft ihn der Jäger an, Wissmann schreckt auf, die Büchse geht los, der Schuß reißt Wissmann über dem Auge die Schädeldecke weg. Ein entsetzliches Ende für einen in der vollen Kraft seiner Jahre, mitten im Glüd stehenden Mann! Er, dem tausendmal der Feind in Afrika aufgelauert, der zwanzig Jahre in fettem Kampf mit den Tieren der Wildnis und mit dem gefährlichen Klima gestanden, muß auf seiner

den Behörden festgestellt worden und haben sehr erhebliche Bußen für derartige Zuwiderhandlungen zahlen müssen. Sie mußten nämlich die Hälfte des Kaufpreises für jedes Pferd als Buße an den Fiskus zahlen. **Reuter-Meldung.** Die Hungersnot in Deutschland greift immer weiter um sich. Deutsche Zeitungen melden, daß sogar die Extrablätter von der Menge verschlungen werden. **Parvenü.** Gattin: „Moriz, laß doch die Fremdwörter in Ruh' — ich hab' vorhin bemerkt, da hast du im Gespräch mit den paar Herrn wieder verwechselt Pinoleum und Mausoleum!“



Kartensfisse der Sprachgrenze im Norden von Italien.

Her mann von Wissmann. — zehn Jahre sind es jetzt her, daß die Zeitungen die Nachricht von dem beklagenswerten Unglücksfall brachten, dem der großzügige Eroberer unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika zum Opfer fiel. Zehn Jahre — und doch ist der Klang seines Namens noch so frisch in unserem Ohr, als wolle der mutige Mann noch in unserer Mitte. Was Wissmann war, schildert in berebten Worten ein Aufsatz aus dem Nachlaß von Eugen Wolf: „Nachdem Wissmann tagsüber in Liezien gewesen, um Einkäufe zu machen, Briefe zur Post zu geben, telegraphisch einen Artikel über den großen Sklavenhändler Tippu-Tipp für die nächste Woche in Aussicht zu stellen, kehrte er auf sein Gut zurück und verteilte das eingelaufte Obst unter seine ihn umjubelnden Kinder. Es war der schwülste Sommerabend, den wir im Jahre 1905 gehabt haben. Der Jäger kommt auf den Hof und meldet, daß er zwei starke Böde geschickt habe; Wissmann läßt trotz großer Uebermüdung

eigenen Jagd, durch seine eigene Büchse so jämmerlich zugrunde gehen! Die Trauer seiner Lieben, seiner Freunde, der gesamten Bevölkerung in Obersteiermark war allgemein, und die Ueberführung der Leiche von seinem Gute nach der Eisenbahnstation Liezien und die Verbringung der sterblichen Hülle meines geliebten Freundes nach Köln biebt mir unergeliche, schmerzliche Erinnerung.“

Verbotener Weiterverkauf von Kriegsheutepferden. Die Vermittlung von kriegsunbrauchbaren Heeres- und Heutepferden an Landwirte durch die betreffenden Provinziallandwirtschaftskammern geschieht befaßentlich unter der Bedingung, daß die Pferde während der Kriegsdauer in den Betrieben der Käufer verwendet werden müssen und nur nach Genehmigung der Landwirtschaftskammer während dieser Zeit an einen Landwirt der Provinz unter denselben Bedingungen weiterverkauft werden dürfen. Mehrere Uebertreter dieser Anordnung sind nun in der letzten Reif von

Rästel.

Wenn du einmal das Ganze hast,
So lade mich dazu als Gast;
Ich weiß es zu genießen.
Beim Glas, das du mir reichst dar,
Will ich das schöne Mittelpaar
Mit lautem Toast grüßen.
Und was sonst anderweit ich hab'
Des Ersten, vor und nach dem Grab',
Dem will mein Hoch ich bringen;
Die Letzte aber laß ich steh'n,
Denn ob sie wäre noch so schön,
Kein Glas mag damit klingen.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Leitwaud.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Beseg vom 19. Juni 1901.) Bezant, Redakteur
Z. Kellen, Bredeneq (Ruh). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Debel & Coenen, Off. n. (Ruh).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 26

Sonntag, den 27. Juni

1915

Frau Sonne.

Erzählung von Elisa vom Rhein.

(Nachdruck verboten.)

Der Frühling war in die Berge eingezogen. Frühling auch in die Herzen. Maienluft und Blumenduft auf allen Wegen. Und in den Lüften sang und klang jubelnd aus frischen Kehlen ein vielstimmiger Vogelchor. Frau Sonne zog mit ihrem goldigen Schein über Täler und Fluren dahin.

Lachende Sonne strahlte auch aus den Augen zweier junger Menschenkinder. Hingelagert auf grünem weichen Moos des Waldes, hielten sie lächelnd nach anstrengendem Marsch. Sie wollten noch einmal wandern zu weiten in die herrliche Gotteswelt — in den schönen deutschen Wald — ehe sie Abschied nahmen von den Bergen — und Abschied — von dem wunderbaren Erdenfleck — für sie doppelt verkärt und verschönt — da sich hier ihre Herzen fanden zum innigsten Bunde für's Leben.

Ernst und Behmut mischten sich bald in Theo Walbens frohe Laune und legte sich leise in sein treues Auge.

Zuversicht und lachende Lebensfreude in Mia Folkers Mienen.

„Ich begreife dich nicht, Theo,“ klang es von den roten Lippen.

„Warum bist du nun so ernst gestimmt, wo wir nochmals denken wollen all der vergangenen schönen Tage und des Glücks, das uns hier aufging. Und wir gehen doch nur auseinander, um dann in einigen Monaten für immer vereinigt zu werden.“

„Mia, auch ich bin glücklich, daß wir uns im schönen Harz für immer gefunden. Nie werde ich meines Lebens seligste und schönste Zeit vergessen. Und doch mein Lieb.“

Doch schnell wehrt sie ihm — „Wie, Theo! — Dies nennst du beines Lebens seligste Zeit? Kommt nicht eine noch schönere, wenn wir im nächsten Jahr Seite an Seite durchs Leben wandern. Nicht traulich wollen wir unser Nestchen bauen, Frau Sonne sei in unserem Heim die Königin. Und Sonne wird sein in unseren Herzen, Sonne lachen in jedem Raum.“

So plauderte das fröhliche braunäugige Mägdlein und zauberte einen schönen Traum von Jugendglück und Zukunftsreichtum auch in das ernsten Mannes Seele. — — — — — Dem schönen Traum ward Erfüllung.

Frau Sonne selbst schien, als Mia am maifrischen Morgen mit ihrem Theo hintrat an den Altar, den Schwur fürs Leben zu wechseln.

„Du bist nun mein und ich bin dein.“ flüsterten die holden Lippen, als er sein Bräutchen in den Wagen hob. Von der geliebten Eltern Seite zog sie lachend in das Leben, ging's ja dem Glück entgegen.

Und was beide vor'm Jahr im schönen Harz erträumt, nun wurde es wahr.

Frau Sonne zog mit in das blumengeschmückte Heim. Rosen schlangen sich um die schlanken Säulen des Erkers, Rosen blühten drinnen und draußen, und die Liebe regierte als holde Königin.

Da kam der Krieg. Auch für Theo Walben hieß es scheiden vom trauten Heim und seiner herzlichen Gattin. Mutig und voll Begeisterung zog er ins Feld für das Vaterland zu kämpfen und zu siegen — wenn auch sein Herz zuckte in bitterem Weh ob der Verlassenen.

Und daheim hoffte und hoffte ein junges vertrauendes Frauenherz auf baldige Wiederkehr. Er mußte kommen. Ein zartes liebes Wesen würde bald das Licht der Erde schauen — und weiche rosige Händchen werden sich vom Vater entgegenstrecken. In Frau Mia's Braunaugen war längst der sonnige Strahl erloschen. Des Lebens harte Faust hatte ihr den Ernst in Aug und Herz gemischt. Doch leise, ganz leise lebte immer noch in ihr die Hoffnung, daß die Sonne, die ihrem jungen Eheglück so herrlich auf-



1. Admiral Soukon. 2. Kapitänleutnant Müde.
Die „Emden“-Mannschaft in Konstantinopel.

ging — in ferner Friedenszeit noch schöner leuchten würde.

Dann kam ein düsterer trüber Morgen. Wie bange Ahnung legte es sich auf jedes Gemüt. Und es kam die Kunde, daß Herr Theo Walden als mutiger Offizier den anderen voranging in Not und Gefahr und daß er dort den Heldentod erlitten — betrauert und bewundert von allen seinen Kameraden.

Erstorben war alles Leben in den sonst so sonnendurchstuteten Räumen der kleinen Villa am Rhein.

Sterben wollte auch Frau Mia, da ihres Lebens Sonne unterging. Nicht trösten konnte sie sein ruhmreicher Tod; nicht der Eltern sorgende Liebe. Teilnahmslos ruhte sie meist in den Wolken ihres stillen Gemaches; so nichtig war ihr alles, auch die sie umgebende Pracht.

O Sonne, lachende Königin, wohin bist du verschwunden? Wirst du nie mehr dem jungen holden Kind erzählen? — — —

Schweigend lag die Rosenwilla — man sollte wähnen, auch sie sei dem Weltreiden entrückt. Doch was regt sich hinter den weißverhangenen Fenstern? Liebende sorgende Eltern huschen vorbei. Soeben ist dem Hause ein neues Mädchen erblickt, ein kleines rosiges Wunder. Die junge Mutter begrüßte das Töchterlein mit Tränen, wird ja der Vater sein Kind nie im Leben schauen. Doch bald tritt ein lieblicher Glanz in Frau Mia's bleiche Züge. Es ist sein Kind — ein Teil von ihm, den sie so heiß geliebt. Sie will es halten, sie will es pflegen, als sein kostbares Vermächtnis.

Und schon jetzt ahnt sie — daß dem trauernden Hause doch noch Liebe und Glück, in der kleinen Menschenblume erblühen wird. Da schaut auch ein vorwühiger kleiner Schelm durch die Ritze am Fensterverband; darf er sich wohl dem so vertrauten, lang zemiehenden Hause nahen? — Der kleine muntere Gesell zieht weiter ins Gemach und vergoldet mit seinem Glanz die duftige Wiege, des zur rechten Zeit vom Himmel gesandten Schwesterleins. Auch der jungen Mutter naht sich der Sonnenstrahl zugend. In den Augen Frau Mia's erblickt er frohes Leuchten. Nun ist er beruhigt, seine Königin darf wieder Einzug halten.

Glück und Freude führen wieder das Szepter im rosenumjovonnenen Heim; zwar nicht das laute stürmende Glück vergangener Tage; es ist gedämpft in der Trauer um den Verlorenen. Doch eine milde Sonne strahlt ihr verklärendes Licht über die Wehmut aus.

Die Sonne — die dort oben wohnt bei den Sternen — und die kommt und grüßt, von ihm — der nun auch da droben weilt, in seligen Gefilden — im ewigen Frieden.

Die Heirats- anzeige.

Erzählung
von G. Schiller.
(Nachdr. verb.)

Im traulichen Zimmer saßen sie zusammen, zwei Freundinnen, die sich nach langer Trennung noch einmal wieder gefunden hatten. Das war ein Erzählen, Fragen und Antworten, — auf beiden Gesichtern lag das Not der Freude über das unerhoffte Wiedersehen. Beide Frauen schienen noch in den zwanziger Jahren zu sein, hübsche, schlanke Gestalten, nur der Ausdruck der Gesichter war grundverschieden von einander. Eine heitere Ruhe, eine stille Zufriedenheit lag über Frau Claira Sonjas Gesicht, ein stilles Leuchten blickte aus den hellbraunen, großen Augen. Man sah es der jungen Hausfrau an: sie hatte ihr Lebensschifflein ruhig vor Anker liegen, im sichern Hafen, sie fürchtete nicht Sturm und Wetter.

Hede Richards Antlitz zeigte an der Stirn schon einige scharfe Linien, die Augen hasteten unstill nach allen Richtungen, das ganze Wesen schien auch etwas zerfahren zu sein, — kein Wunder, — Hedwig Richards trug noch nicht den Chering am Finger, — sie fühlte sich oft selbst als ein Spielball, der überall hingeworfen wird und keine bleibende Stätte hat.

Von Beruf aus Buchhalterin, hatte sie diesen vor nicht zu langer Zeit aufgegeben, um als Stütze der Hausfrau zu gehen, — sie wollte Abwechslung in ihrem Leben haben, nicht ewig hinter Büchern sitzen und hundentlang Zahlen addieren. Ach, auch in dem neuen Berufe würde sie es nicht ewig aushalten, — ihr, dem schwachen Mädchen fehlte der Mut, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen; — sie beneidete fast die junge Frau, der das Glück immer hold gewesen, während es sie stets stiefmütterlich behandelte. ... Unmutig und jung sah Claira da, im Bewußtsein ihrer Frauennürde, — was war sie? Bald rückte sie in die dreißig, — man würde sie zu den „alten Jungfern“ rechnen.

„Unstimm, liebe Hede,“ Frau Claira tauchte gelassen ein Stüdchen Zucker in ihren Kaffee, „alte Jungfern gibts überhaupt nicht mehr. Das alleinlebende, meistens erwerbende Mädchen, genießt ebenso viel Ansehen und Würde wie die Frau als Gattin und Mutter. — Außerdem,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, — ist es ja noch gar nicht gesagt, ob du zeitlebens allein bleiben wirst, du sehest

noch in den besten Jahren und könntest sehr wohl einen Mann noch glücklich machen.

„Ja, es wäre der schönste Beruf für mich, —“ sehnlichsvoll blinnte Hede geradeaus, „ich würde auch gern eine gute Stiefmutter werden, — kleine Kinder pflegen und Herzen denke ich mir süß! ... Ich möchte überhaupt meine ganzen Kräfte entfalten, um einem zu dienen, den ich liebe, der mich brauchen kann, dem ich unentbehrlich wäre, — nur nicht immer fremder Leute Brot essen, an fremden Tischen sitzen, — man kommt sich so verlassen, so unnütz vor in dem großen Weltgetriebe.“

„Unnütz und unsicher,“ pflichtete Frau Sonja der Freundin bei, — „ich bleibe auf meinem alten Standpunkte: mögen die Frauen noch so viel von Freiheit, Entfaltung ihrer Talente, Wahrung ihrer Menschenrechte phantasieren, — das eine steht fest: sie tauschen gern jede äußere, glänzende Stellung, die sie oft schwer genug erkämpft, für die Liebe eines Mannes ein. Und man, die in hochtönenden Worten vom Zerreißen der Sklavensketten predigt, wäre glücklich, ein Dach überm Haupte zu haben.“

„Ja, ein sicheres Dach, ein kleines Heim, das Gefühl des Geborgenheits, — danach geht mein Sehnen! Man muß wissen, für wen man lebt, für wen man schafft!“

„Ja, Hede, dann heirate nur, du bist für die Ehe wie geschaffen.“

Die andere seufzte komisch: „Lieber Gott, — wer mag mich wohl noch haben wollen. Ja, früher, als man jung war, die Eltern noch lieben und für reich galten, — da streckten so viele die Finger nach mir aus, — und sie waren mir zu gering, — ich wollte ganz hoch hinauf, — jetzt, — lieber Gott, — jetzt nähme man mit jedem braven, einfachen Menschen fürtlieb.“

„Weiß ich für dich wirklich keinen Mann?“

Frau Sonja ließ die ganze Reihe ihrer Bekannten Revue passieren — fand aber niemand, der sich als Ehemann für die Freundin eignen könnte: — „Wir müssen mal in der Abendzeitung die Heiratsanzeigen studieren, es sind schon viele Ehen auf solchem Wege zusammen gekommen und haben sich oft besser benährt als manche Liebeshe.“

Hede ergriff den Plan mit Feuerifer.

„Das wäre ein Gedanke, in deines Mannes Zimmer liegt schon die neueste Nummer, und da er ja heute Abend durch Abwesenheit glänzt, können wir in Ruhe schreiben,

Hinter der Front.
Kaffee-Salon im Grünen.



schließlich,“ sie stand auf und sagte im Herausgehen wie zu sich selbst, „sollte alles vom Schicksal so bestimmt sein, — denn ich glaube nun einmal an die gütige Hand, die alle Wege ebnet und vorzieht.“

Bald studierten die Freundinnen den Heiratsmarkt, der auf der letzten Seite der Zeitung viel Angebot und Nachfrage enthielt.

„Diese eine hier könnte mir schließlich zusagen,“ Hede deutete auf eine kurz gefasste Annonce:

„Witwer, anfangs dreißiger, in sicherer Lebensstellung, mit kleinem Kind, möchte sich mit nicht zu junger, kinderliebender Dame verheiraten.“

„Hier ist wenigstens nicht gleich der Wunsch nach Vermögen ausgedrückt, der Mann scheint vor allem um das Kind besorgt zu sein,“ meinte Frau Sonja nachdenklich.

„Um, ist's eigentlich nicht schändlich, auf solche Weise einen Mann zu heiraten? Nur, wo die Liebe die Herzen bindet, soll man sich dem Manne hingeben.“

„Du hast noch immer recht romantische Ideen, und das Leben, mußt du doch wissen, ist oft so entsetzlich nüchtern.“

„Laß die ändern handeln, wie sie wollen und richte du dich nach deinen eigenen Gefühlen. Vielleicht ist dir der schöne Unbekannte recht sympatisch sogar, vielleicht auch bricht die Liebe zwischen euch auf den ersten Augenblick hervor, — jedenfalls werden wir sogleich eine Offerte abgeben.“

Die energische Frau Sonja holte Schreibzeug herbei, drückte der leise überstrebenden Hede den Federhalter in die Hand und diktierte ihr den Brief.

„Nun — und die Chiffre?“ fragte Hebe lachend am Schluß des ziemlich kurzen Schreibens.

„Ja, das ist eine dumme Sache,“ bemerkte Frau Elvira nachdenklich. „Einfache Buchstaben führen oft zu Verwechslungen, da der Brief doch postlagernd geschieht wird.“

„Ich wüßte einen Namen,“ sagte Hebe. „Nun?“

„Felicitas von der Busche —“ neckisch legte sie den flechtengeschmückten Kopf zur Seite und sah die Freundin an, — „weißt du noch?“

„Felicitas —“ wiederholte die andere gedehnt — dann sich bejammend: „Ach ja, vor langen Jahren — zehn — elf Jahre mögens sein, — da nanntest du dich mal Felicitas.“

„Ja, vor dem Herrn, an dessen Rad ich mit dem Kleide hängen blieb und zu Falle kam.“

„Und der dich galant aufhob, um dir nachher einen Kuß anzubieten, —“ Frau Elvira zog in Gedanken an diesen dreisten Vorgang die Augenbrauen ernst zusammen.

„Es war ein hübscher, schneidiger Kerl, — Assessor von Welten nannte er sich.“

„Ach, — er sagte sicher einen falschen Namen,“ „Wie ich ihm ja auch meinen richtigen verschwie.“

Hedwig senkte den Kopf, der so rot geworden, — die Erinnerung an das kleine, harmlose Erlebnis führte sie zurück in die sonnige Jugend, spiegelte ihr das Bild des Eines vor, den sie allen andern Männern vorgezogen hätte, — wenn er sie nur um ihre Hand gebeten hätte... Aber leider war es bei der einen, flüchtigen Begegnung geblieben.

„Ich glaube gar, Hebe, du denkst noch an den Unverschämten?“ fragte Elvira wirklich böse...

„Gott, was soll ichs leugnen, — gern hätte ich ihm ein Küßchen in Ehren gegeben, aber, freilich, du standest dabei und verdarbst das Spiel.“

„Gott sei Dank, liebe Hebe, — ich habe dich vor diesem Menschen beschützt, der sicher ein Gauner war.“

„Nein, nein, der hatte doch sonst ein so einnehmendes Aussehen, du denkst wirklich zu schlecht von den Menschen, — sicher ist er jetzt ein großes Tier geworden — Rechtsanwält, Amtsrichter — Präsident, — weiß ich.“ Sie seufzte wieder, schrieb nun wirklich den Namen Felicitas von der Busche darunter und steckte alles in den bereitliegenden Umschlag.

„Vielleicht bringt auch mir der Name Glück,“ sagte sie leise und ging, der Freundin eine Kußhand zuwerfend, leichtfüßig von dannen, um den Brief in den nächsten Postkasten zu stecken.

* * *

Un gern, widerstrebend, nur dem eifrigen Zureden seiner Mutter folgend, hatte Friedrich Kestner sich entschlossen, die Heiratsanzeige einzurücken. Er wohnte in der großen Stadt B... und hatte dort ein gutgehendes Tapetengeschäft das er einstweilen von einem jungen Gehilfen versorgen ließ. Seit einem Jahr lag seine Frau unter der Erde, und das kleine, herzige Mädchen, das sie ihm hinterlassen, wanderte von einer fremden Hand in die andere. Nun hatte er Klein-Lotte zu seiner Mutter nach R. gebracht, aber der alten, kränklichen Frau wurde das Kind auch eine Last.

Sie köhnte von früh bis spät: „Du mußt heiraten, lieber Friedel, nimm dir nur gleich eine Frau von hier mit, aufs Geld brauchst du nicht zu sehen, — lieber auf Herzensgüte und Tüchtigkeit.“

Und da kamen noch viele gute Freunde, die ihm gleichfalls zuredeten, wieder zu heiraten und, wenn nicht anders möglich eine heiratslustige junge Dame durch ein Zeitungsanzeige zu suchen.

Nun saß er am Tisch, in der Wohnstube, neben ihm die Mutter, die durch eine große Brille aufmerksam die eingelassenen, zahlreichen Briefe durchlas. Meistens waren sie in den hochtönendsten Redensarten gehalten, durchtränkt von Lobpreisungen der eigenen, glänzenden Persönlichkeit, voll heiliger Versprechungen, Sonnenschein und Liebe dem trauernden Gatten, dem hilflosen Kinde

angedeihen zu lassen. Mit einer Geberde des Eils warf er die Briefe beiseite; nein, vor solchem Seelenverlauf bedankt er sich! Da fiel sein Blick auf ein kurzes Schreiben, dessen keine Schrift vorteilhaft abfiel von den andern. Er las, — er stuzte: „Felicitas von der Busche?“ Seltam heimelte ihn der Name an. Er brauchte nicht lange in seinem Gedächtnis zu suchen, — das kleine Intermezzo an jenem warmen Sommertage vor vielen, vielen Jahren stand ihm deutlich vor Augen.

Felicitas! So hatte sich die kleine, süße Schelmin genannt, durch deren Unvorsichtigkeit damals sein Rad kaputt ging! Deutlich sah er sie vor sich, im Schmuck der Jugend, der holden Siebzehn, — wie sie verwirrt ihn anblickte, als er sie vom Boden aufhob, — wie sie erschrocken auf sein zerbrochenes Rad sah, und wie er, als Strafe für ihre Unvorsichtigkeit, ihr einen Kuß rauben wollte. Da aber trat wie eine Mäcchegöttin, eine zweite Dame, die er zuvor kaum bemerkt, dazwischen, — allem Anschein nach herrschsüchtig, und wohl auch vornehm. Er wollte seine Dreistigkeit gut machen, und, um den beiden, aufscheinend sehr gebildeten Damen zu imponieren, stellte er sich mit großartiger Geberde vor: „Referendar Gottscheidt.“

Und die Größere sagte kurz: von Eltern, — die kleine Blonde schlug die Augen auf — und er sah noch heute den Schalk darin blitzen — als sie zwischen den weißen Zähnen murmelte: Felicitas von — der Busche.

„Liebe, kleine Felicitas! Sprach er sinnend, wehmütig. Was mochte aus ihr geworden sein? Jedenfalls eine geachtete, vornehme Frau, eine gute Mutter artiger Kinder... oder nicht?“

Jedenfalls war es höchst seltsam, diesen Namen hier vorzufinden, — er nahm ihn als gutes Omen an. Oft genug hatte ihm ihr süßes Bild vorgeschwebt, er war sogar noch einige Male,

den selben Weg gefahren, hoffend, sie zu treffen. Da er sich aber damals nur vorübergehend hier aufgehalten, konnte er sie in der großen Stadt nicht wiederfinden. Allmählich verdrängten andere Bilder das kleine Erlebnis, nur manchmal, wenn er ein hübsches, junges Mädchen sah, bedauerte er — um den Kuß gekommen zu sein, den er doch damals als Buße redlich verdient hatte...

„Was sinnst du, mein Sohn?“ Die alte Frau schob die Brille hinauf und sah ihn erwartungsvoll an: „Sagst du etwas Passendes schon gefunden?“

„Passendes noch nicht, — nur etwas von guter Bedeutung, Mutter. Gib nur hübsch acht auf Lotti, ich werde inzwischen eine Offerte beantworten...“

Freundlich nickend verließ er das Gemach und während er schrieb, schien's ihm, als halte er schon ein neues, sicheres Glück in Händen...

* * *

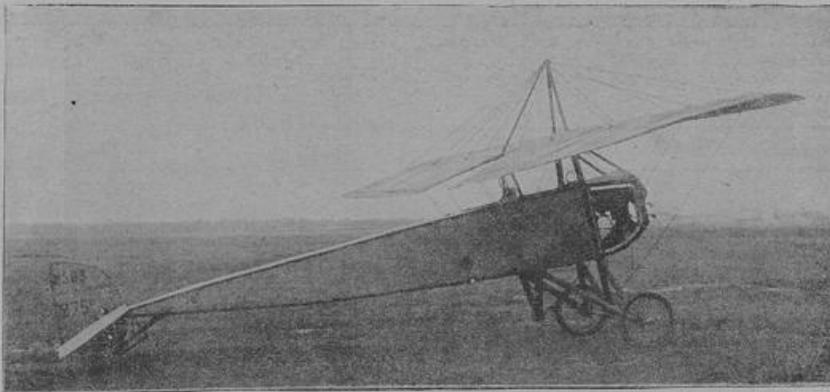
Wenige Tage später standen sich die beiden Glücksucher im Stadtwald gegenüber; es war ein schöner, stiller Wintertag. Neiß lag über den dünnen Ästen der Bäume, die Erde war mit einer dünnen Schneedecke bedeckt... Im Herzen des Mannes aber regten sich neue, zarte Frühlingsteime, als er die hübsche Gestalt des Mädchens musterte, als er in die neckischen Augen sah, die jetzt voll starren Schreckes sich auf ihn richteten... „Felicitas von der Busche?“ Halb freudig, halb zaghaft kam es heraus, — wie, durfte er's wagen, seine Hand nach diesem vornehmen Mädchen auszustrecken...

Da aber bligte schon wieder der Schalk in ihren Augen auf: „Herr — Landgerichtsrat?“

Friedrich Kestner bejahte sich auf seine damalige Lüge, — und doch mußte er lachen:

„Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich wirklich in aller Form vorstelle: Friedrich Kestner ist mein Name, — verzeihen Sie den Scherz, den ich mir wohl in der Jugend erlaubte, — ich bin — hm — Tapetenhändler.“

Er hatte geglaubt, daß die Dame vor Schreck umsinken möchte, aber es geschah nichts dergleichen. Auch sie verbeugte sich artig und sagte: „Mein Name ist Hedwig Richards, — Stütze, Buchhalterin, Waise, Pfliegerin — kurz alles und auch nichts... Wir haben uns beide vor langer Zeit fast an derselben Stelle



Englischer Aero-Doppeldecker. Abgeschossen bei dem Angriff auf die Zeppelinwerft in Friedrichshafen.

einmal getroffen — und bedienten uns also beide eines falschen Namens.“

„Na, dann sind wir ja quitt,“ lachte Kestner belustigt, — „aber ich muß doch froh sein, daß der falsche Name mich auf die richtige Fährte brachte, — denn Fräulein — nein, Hedwig, Ihr Bild schwebte mir beim Lesen des Namens sogleich vor Augen.“

Er reichte ihr galant den Arm und schüttelte ihr, langsam promenierend durch die einsamen Gänge sein ganzes Herz aus. Daß er seit vielen Jahren in D. wohne, ein gutgehendes Geschäft betreibe, daß er zeitig Witwer geworden und für sein kleines Mädchen eine gute Mutter suche... Und auch sie erzählte ihm vieles. Wie sie immer, seit dem Tode der Eltern, fremdes Brot gegessen, sich in die Launen Fremder habe schicken müssen, wie sie ihre längst verheiratete Freundin besucht habe und sich sehne nach einem kleinen, bescheidenen Heim...

„Das kann ich Ihnen bieten, liebes Fräulein, und noch viel mehr. Die treue Liebe, den Schutz des Mannes, den freudigen Segen einer alten Mutter und ein goldenes, unentweihbares Kinderherz. Wollen Sie das alles annehmen?“

Er schaute ihr liebevoll, und doch ein wenig bang in die Augen: „Werden Sie auch mit einem einfachen — Tapetenhändler zufrieden sein?“

„Ich habe mich längst bescheiden gelernt,“ nickte sie demütig, — „das Leben hat meine stolzen Luftschlöffer, eines nach dem andern, niedergedrückt, — nun will ich den Rest des Geretteten recht fest zusammenhalten, — und glücklich sein, wenn noch ein bißchen Winterstille in mein Leben scheint.“

Da schloß er sie in seine Arme: Frühling, Frühling ist in unsern Herzen, — nur wollen wir nicht lange mehr aufeinander warten — und vor allen Dingen muß ich nun den Kuß bekommen, den Du mir schon vor zwölf Jahren schuldest.“ Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und küßte es...

„Wenn wir zu Hause sind, bei meiner Mutter, da mußt Du mir noch die vielen Zinsen und Zinseszinsen geben, die Du mir seit zwölf Jahren gleichfalls schuldig bist und die zu einer erstaunlichen Höhe angewachsen sind...“ Und Jede nickte glücklich, froh, endlich einmal auch von Herzen geben zu können...

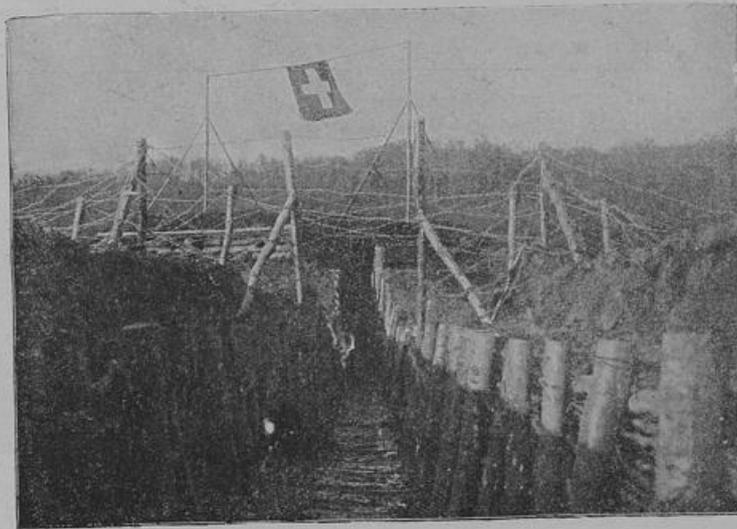
Sie hatten es recht eilig mit der Verlobung, sogar die alte Mutter war erst etwas betroffen, dann aber, beim Anblick des glückstrahlenden Sohnes, gab sie freudig ihren Segen...

Mit dem Kind an der Hand besuchten sie Frau Sonja, das gab ein frohes Lachen, ein Wiedererkennen, gegenseitige scherzhafte Vorwürfe.

Ja, damals in der Jugend hing der Himmel noch voller Geigen, da wollte man mehr scheinen, als man in Wirklichkeit war... Da träumte man von Königsöhnen und Mittern, hielt sich selbst für eine Geadelte, — für ein verwunschenes Königskind, — dann aber kommt die Brandung des Lebens an die hochstehenden Felsen und Klippen und schwemmt so manche Spigen, Kronen und Eken hinweg...

„Musste nicht alles doch so kommen?“ fragte die abergläubische Hebe. „Damals in der Jugend, mit unsern unfertigen Wesen, waren wir eben für ein ganzes Glück noch nicht reif; — der schäumende Most hat sich gesetzt und der klare, edle Wein ist geblieben...“

„Niemand kann seinem Schicksal entgehen,“ philosophierte Frau Clotha, „Ihr wart eben für einander geschaffen, das Leben hat Euch wieder zusammengeführt. Ja, die Ehe wird doch im Himmel geschlossen, wie sie zusammenkommt, ist Sache der Menschen,“ sagte Kestner glücklich. Dann saßen sie und schauten Hand in Hand in den frühen Winterabend hinein, — am Himmel ihres Lebens stand die Sonne, die schöne, herrliche Tage verhieß...



An der Schweizer Grenze.

Zugang zu den Grenz-Unterständen mit bombensicherer Bedachung und Stacheldrahtverbauen.

Alte Stadt am Strome.

(Nachdruck verboten.)

Du spiegelst purpurstrahlend deine Zinnen
Im stillen Strom. — Durch enge Tore lauern
Verstumme Bassen, morsche Giebelmauern,
In deren Winkeln graue Sagen spinnen.

Am Ufer dumpf die Ankerketten rattern.
Ein Schifferruf aus heimgeleittem Kahn —
Im Windbellichte um die Segelfahne
Flugmüde Silbermöven taumelnd flattern.

Und Nebelschleimen huschen auf und nieder
Die heimlich sich um glühende Fische breiten.
Durch ihre goldgesäumten Schleier gleiten
Vom Turm des Glockenspiegels Abendlieder.

Und leuchtend hinter dunkeln Pappelnbäumen
Seht sich der Mond aus seinem Sternenhafen —
Nun magst du, alte Stadt, in Schönheit schlafen
Und von verfluchten Wundern selig träumen!

Heinz Morgenbrodt.

Der Tod im Felde.

Ein österreichischer
Brief von Ferdinand
Gruner.
(Nachdr. verb.)

Liebe Tochter!

Dies diesen Brief am Morgen, wenn Du mit voller Kraft an die Dinge herantrittst, die Deiner im Hause harren. Lies ihn, nachdem Du die Kinder in den Garten geschickt hast, damit sie die jungen Glieder in der Sonne baden. Küsse sie, tue es auch in meinem Namen.

Dann sieh zu dem Kaiserbilde auf, das in Eurem Wohnzimmer neben dem Kreuze hängt. Denk daran, wieviel an Schmerzen der Gottessohn erduldet, als er auf der Erde wandelte, und wieviel Leiden die gekrönte Stirne unseres

alten guten Kaisers unwittern.

Dann wirst Du stark genug sein, auch von Dingen zu hören, die an unser tiefstes Inneres greifen. Dann werden Dich die Geschehnisse gefaßt finden, von denen ich mit Dir sprechen will, weil wir unser beider Leben damit untrennbar verknüpft haben.

Wir wollen miteinander von der schweren Zeit sprechen, die wir und mit uns Millionen Menschen durchleben. Darüber, was uns an sie bindet und von ihnen scheidet.

Der Krieg scheidet und bindet die Menschen. Es gibt nichts auf dieser sonnenbeglückten Erde, was ihm gleich käme. Denn er entscheidet über das Glück oder Unglück ganzer Völker und Zeiten. Die Opfer sind unerhört und unmeßbar an anderen, wie auch die Wirkungen des Sieges Generationen empfinden. Die Tore zum Glück, zum blühenden Wohlstand, zu Freiheit und Kultur schließt der Krieg auf. Aber sein Schritt ist ehern und das Blut frischgängiger Geschlechter trinkt er aus.

Nur eines sollte ihn begründen: Der Wille zum Recht und die Abwehr des Unrechtes, das die ewigen Gesetze der Menschheit höhnt.

In einem solchen Kriege stehen wir nun. Wir wollen kein fremdes unterjochen und keinem Land die Freiheit nehmen. Aber unschuldig vergossenes Fürstenblut schreit nach Rache. Die Ketten müssen gesprengt werden, mit denen wir heimtückisch umfrachtet wurden. In Strömen von Blut sollte unser ehrwürdiges Reich untergehen und damit jene große und vielgestaltige Kultur, die vor allem unser Volk in nie ermüdeter Arbeit in langen Jahrhunderten geschaffen hat. Die Feinde wollten unsere Vergangenheit auslöschen und unsere Gegenwart.

Dagegen stand das ganze Volk auf. Der Bauer ging vom Pfluge weg, der Handwerker vom Ambos und aus der Werkstatt, die Arbeiter aus den surrenden Sälen der Fabriken. In den Schreibstuben zogen die bloßen Männer die Kittel aus und nahmen die Wehr auf die Schulter. Die Hochöfen sind erloschen, die Maschinen stehen still. Die gewaltige Sinfonie der Arbeit ist verklungen.

Frauen lenken die Gespanne mit dem Erntesegen heimwärts und stehen in den Läden, wo sonst Gatte und Vater standen. In den Spitälern sind Frauen und Mädchen geschäftig tätig. Das rote Kreuz ist die Fahne, zu der sie schwören, wie die Männer zu der Fahne Schwarz-gelb, zu den kaiserlichen Farben.

Das bindet uns an diese Zeit. So steht jeder, der wachen Sinnes ist, in diesem Kriege.

Noch stehen die Feinde mit ihren mächtigen Heeren fern von den Grenzen unseres Heimatlandes. Aber sie treten die gierigen, blutbesetzten Hände doch nach ihm aus. Sie wollen die still gewordenen Städte vernichten und die Dörfer, die nun einsam liegen.

Verhaltenen Atems liegt die Welt. Geheimnisvoll ist jeder Tag, der im Osten anbricht. Gesehnisse in bunter Fülle kann jeder bringen. Jeder erfüllt Schicksale. Schicksale, die Liebe umbangt und Liebe betrauert.

Stille wie in den Straßen ist es auch in den Herzen geworden.

Aber Duellen haben wieder zu rauschen begonnen, die wir lange nicht mehr gehört. Aus verborgenen Tiefen brechen sie hervor: rein und reich. Es ist ein tödlicher Überfluß. Die Menschen haben sich besonnen auf das, was sie eint, und erkannt, daß es so unendlich vieles gibt, was sie zusammenschmiedet.

Gefühle sind wach geworden, die verbort schienen in einer Zeit, die tändelnd und dabei unfroh dem Tage und nur diesem lebte.

Der Begeisterung heilige Flamme loht und ein wunderbares Vertrauen in den Schutz des unennbaren Gottes ist wach geworden mit ihr.

Es weht eine reinere Luft. Es ist, als ob unser Geschlecht wieder jung geworden wäre. Es gibt keine Alten, die eigenförmig und eigenwillig nur an sich selbst denken. Der gleiche stürmende Drang beseelt jugendlich alle. Ein Volk und ein Gedanke!

Liebe Tochter! Aber lies diesen Satz noch einmal. Bräg ihn ewig in Dein Gedächtnis ein! Weil wir eins sind im Fühlen und Denken, ist aller Schmerz gemeinsam wie alle Freude. Das macht diese ernste Zeit zu einer großen. Das ist wahrhaftig Eisen für Gold. Es ist beselegend, daß jeder Schmerz millionenfach Widerhall findet. Gibt es denn überhaupt noch Leid und Betrübniß in dieser großen Gemeinde?

Ich sage Dir, mein Kind, es gibt keine. Der Tod hat keinen Stachel mehr. Der tiefste Sinn dieses herrlichen Wortes, das aus den geheimnisvollen unserer Seele geschöpft ist, hat sich mir nun ganz erschlossen.

Wohl rinnen die Tränen, aber die sind voll herber Süße. Liebe Tochter! Wenn der Tod keinen Stachel mehr hat, dann ist das Leben kein Vorrecht, kein Besitz, um dessen Verlust wir trauernd klagen. Es ist da wie Mühe und Frucht. Die Blüten müssen vergehen, damit die Ernte reif wird.

Du hattest meinen Sohn, der Dein Gatte ist, elliche Kornblumen auf den Hut gesteckt, neben einem kleinen Busch Ähren, als er von uns ging. Das hat mich gerührt. Anton lächelte fröhlich, als er hinausschritt und sich noch einmal an der Straßenecke umwandte. Ich sehe sein gebräuntes, ruhiges Gesicht vor mir. Sein Blick war voll Vertrauen in das Kommende. Er ging, um ernten zu helfen.

Liebe Tochter! Als der Junge in der Wiege lag, da sorgten Mutter und ich mich, ob er auch würde zur rechten Zeit aufrecht gehen lernen. Es war eine fürchte Sorge, aber es haben sie wohl alle Eltern. Er lernte gehen. Als er in die Schule eintrat, sorgten wir uns, ob er das Wissen würde erfassen können, welches das Leben heißt. Er wurde ein braver Schüler, mit dem die Lehrer zufrieden waren. Als er hinaus trat in das wirkende Leben sorgte

ich mich, ob auch was Tüchtiges aus ihm werden würde. Denn jeder soll der Menschheit ein Gewinn sein, und wenn auch nur ein Blatt, über das ein weinendes Kind lächelt, wenn es der Wind bewegt. Er wurde, gottlob, ein ganzer Mann. Er hatte ein helles Auge, eine offene Hand und ein empfindsames Herz. Ein Gutteil der Eigenschaften meiner lieben seligen Frau. Als er auf eigenen Füßen stand, sorgte ich mich, ob er auch ein Mädchen finden würde, das seiner Liebe würdig wäre und die Gewalt, die sie über sein heißes Herz gewinnen würde, zu seinem Vorteil nützen würde. Er fand Dich. Ich sage Dir, liebe Tochter, daß Du meinem Sohn eine Frau wurdest, wie ich es hoffte. Du hast das Gute in ihm zur Reife gebracht und die kleinen Härten, die ihm anhafteten, gemildert.

So sind mir alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen und, ich hoffe, auch Dir. Du hast mir ja gesagt, daß Ihr glücklich gewesen seid.

Als Anton in den Krieg zog, hatte ich einen Wunsch und nur den einen, daß er seine Pflicht reslos erfüllen würde, wie das Gesetz, das tief eingeschrieben in unserem Herzen ist, es befiehlt.

Liebe Tochter! Er hat seine Pflicht bis zum Außersten erfüllt. Nun rufe Deine Kinder herbei! Sammle sie um Dich und küsse sie. Weine! Die Tränen werden Dein Herz freimachen für den einen großen und feierlichen Gedanken, daß unser Anton aus-ersehen war zu dem größten und heiligsten Opfer, das wir bringen können. Er hat es mit Freuden gebracht. Es war Erntzeit, und er ging hin, um selber geerntet zu werden.

Wenn Du nun Tränen in den Augen der anderen siehst, dann denke daran, daß sie auch ihm gelten. Denn die herrliche und heilige Sache des Vaterlandes war die seine. Für alle und für uns starb er: für den Kaiser und das Reich, wie für unsere kleine Stadt, für unser kleines, glückliches Haus. Er starb, damit der liebe Rauch weiter um die herblichen Blumen sähle, damit die Saaten auch ferner ihre Keime treiben können...

Wenn einst die Kunde des Sieges durch die Straßen eilt, wenn die Fahnen im Winde sich wiegen und die Augen der Menschen voll Glanz und Freude sind, dann ist's der Dank auch für ihn, für meinen tapferen Jungen, der Dein Gatte war.

Das sag' Deinen Kindern und mache ihren Glauben zu dem Deinen. Wenn Du Zeit findest, dann komme zu mir herüber. Wir wollen den

Spuren des geliebten Toten nachgehen und von ihm sprechen, der unser Stolz war und unser Held bleibt.

Es grüßt Dich von Herzen

der Vater Deines Gatten.



Schweizer Verteidigungswerke.

Berliner Arbeiter mit einmündendem Verbindungsangang in einen Stützpunkt.

Insekten als Kämpfer.

Von Dr. Bernard.

(Nachdruck verboten.)

Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Er möchte sich wehren gegen den zermalmenden Fuß, kann es aber nicht, denn er hat nichts, womit er es tun sollte. Nicht weit davon, im nämlichen Garten vielleicht, packen Knabenhände nach der umherfurenden Wespe. Im nächsten Augenblick löst sich ihr Griff, denn das Insekt hat sich diesmal gewehrt; es hat gestochen, und zwar so gründlich und mit so unangenehmen Folgeerscheinungen für den Angreifer, daß dem vorläufig die Luft vergangen sein wird, mit dem stachelbewehrten Kerbtier wieder anzubinden.

Das fleuchende und kreichende Kleinzeug ist nämlich durchaus nicht immer und überall gezwungen, sich im Kampfe ums Dasein ohne weiteres dem Sieger zur Beute zu geben. Im Gegenteil: Unter seinen Arten zählt es eine ganze Reihe von solchen, die mit recht wirksamen und teilweise ganz originellen Waffen zum Schutz und zum Trug ausgerüstet sind. Mit ihnen wehren sie, wenn's

notwendig, Quäler und Feinde von anscheinend unverhältnismäßiger Überlegenheit ab. Erst recht brauchen sie dann einen Kampf mit eigenen Artverwandten nicht zu scheuen. Freilich gilt auch ihnen mitunter die Vorsicht als der bessere Teil der Tapferkeit: kommt der böse Feind, dann wird Reißaus genommen und ein Versteck gesucht. Um dabei rascher dem Blick zu entweichen, gebraucht der Bombardierkäfer ein originelles Mittel. Er ist ein kleiner, etwa zentimeterlanger Geckle in braunschwarzem Rod, mit seinem wissenschaftlichen Namen *Brachinus* geheißten. Auch bei uns in Deutschland hat er Heimatsrecht. Im allgemeinen nährt er sich von kleineren und schwächeren Artgenossen, bis — eines Tages ein Stärkerer über ihn kommt, das heißt ein größerer Angehöriger der eignen Gattung ihn überfällt und ihn fressen will. Sobald Freund *Brachinus* das rächende Schicksal nahen sieht, macht er sich auf zur Flucht. Doch seine Beinchen sind kurz und dick, zu flinkem Entschlüpfen wenig tauglich. Nur kurze Gnadenfrist würde ihm also vergönnt sein, wenn nicht eine seltsame Schutz- waffe ihm Rettung schaffte. Dicht unter der Spitze des ziemlich schlanken Hinterteiles sitzt nämlich eine Drüse, die in eine kräftige Aussprühvorrichtung endet. Sie ist mit einer unangenehm scharf brennenden, schwach nach Moschus riechenden Flüssigkeit gefüllt. Im Augenblick der Gefahr erkönt mehrmals kurz hintereinander ein leiser aber deutlicher Knall, und ein feines Gaswölckchen steigt hinter dem Flüchtling empor. Jedesmal ist ein feiner Strahl der Säure im Bogen aus der Drüse hervorgeschossen. In der Luft hat er sich sofort verflüchtigt und ist zu einem dichten Nebel geworden, der den Verfolger verblüfft und blendet. Dadurch aber gewinnt der Gejagte die Möglichkeit, unbemerkt in sicherem Versteckwinkel zu verschwinden. In Südamerika hat unser Bombardier Verwandte, die das nämliche Verfahren gegen ihre Feinde anwenden, selbst gegen den Menschen. Für diesen kann der anscheinend so ungleiche Kampf unter Umständen wenig angenehm enden, da die verspritzte Flüssigkeit dieser tropischen Arten scharf wie Schwefelsäure ist und die bloße Haut bis zu schwerer Entzündung ähen kann.

Der giftige Inhalt bestimmter Körperdrüsen ist ja die bekannteste und gefährlichste aller Insektenwaffen. Die Anwendung in der eben beschriebenen Form ist freilich eine Ausnahme. In der Regel begnügt das angegriffene Weibchen sich nicht mit einem oberflächlichen Aufsprühen des Giftes, sondern bringt es ins Innere des Körpers selbst hinein. Als Mittel dazu dient ihm der allbekannte Stachel. Es ist das ein Organ, das ausschließlich den sogenannten Hautflüglern (Hymenoptern), das heißt den Bienen- und Wespenarten eignet, und hier wiederum nur den weiblichen Tieren. In seinem Aufbau ist er durchaus nicht so einfach wie der Untundige gewöhnlich glaubt. Er gleicht nämlich nicht etwa bloß einer Hohl- nadel — die Krankenschwester kennt solche Instrumente — oder dem in der Längsrichtung durchbohrten nadelförmigen Giftzahn der Schlange, ist vielmehr ein ganz kompliziertes, aus mehreren Teilen zusammengesetztes Werkzeug. Wenn zum Beispiel die Biene stechen will, bohrt sie zunächst mittels eines langen, mit Rinne und Spitze versehenen Stachels eine Wunde in die Haut. Auf jeder Seite dieses Stachels gleitet eine Art widerhakenförmiger Heile auf und nieder. Sie senken sich abwechselnd in die Stichöffnung, während gleichzeitig aus der Drüse am Grunde des Stachels das Gift austritt, durch die Rinne in die Wunde fließt und hier die bekannte schwere Entzündung der Gewebe hervorruft.

Auch unter den Ameisen gibt es Stachelträger, während anderen ihrer Art diese Waffe fehlt. Der Giftstachel dient in letzterem Falle lediglich als Behälter; seinen Inhalt gibt er durch eine Öffnung an der Spitze des Unterleibes ab. Will deshalb die Ameise die Flüssigkeit in den Körper des Gegners hineinschaffen und sich nicht mit einem oberflächlichen Bestreichen begnügen, so muß sie zuerst die Oberhaut mit den Niesern durchbeißen und danach das Gift in die Wunde einspritzen — ein ziemlich umständliches Verfahren, da zwei ganz verschiedene „Handgriffe“ zu seiner Erzielung nötig sind. Ermöglicht und erleichtert wird es jedoch durch die außergewöhnlich biegsame Verbindung zwischen Brust

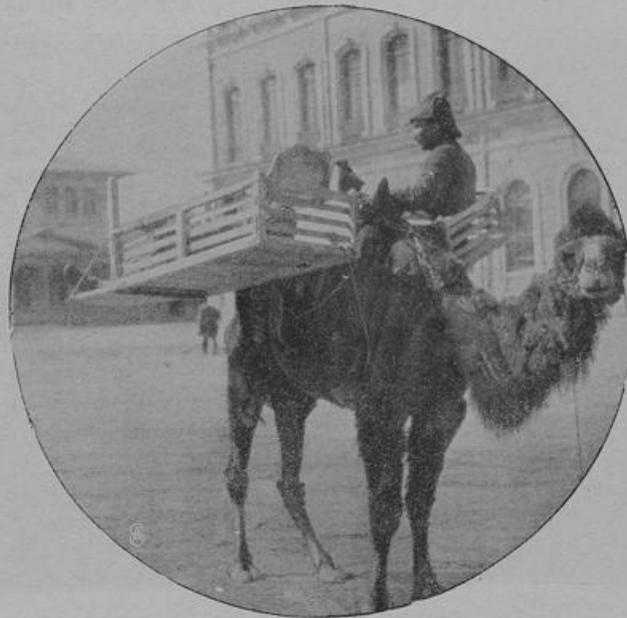
und Hinterleib. Übrigens kommt es auch vor, daß einzelne stachellosen Ameisenarten ihr Körpergift in einer Weise verwenden, die an das Verfahren des Bombardierkäfers erinnert. Es geschieht bei dem Angriff auf ein sogenanntes „Schlammnest“. Sobald dieses teilweise zerstört ist, sammeln sich die „Arbeiter“ (unfruchtbaren Weibchen) auf den höchsten Stellen der Trümmer und übersprühen von dort aus das Nest. Die aufsteigenden starken Dämpfe betäuben die Insekten, so daß die Larven und Puppen, das eigentliche Ziel des ganzen Raubzuges, weggeschleppt werden können. Um diese „Schlamm“ — den Namen verdienen sie voll und ganz — ist es ein eigenes Ding. Sie sind, wie eben angedeutet, das Ergebnis ganz planmäßig unternommener Kriege gewisser kräftiger Ameisenarten gegen schwächere Gattungsgenossen; die Insekten, die einen derartigen Feldzug durchzuführen verstehen, müssen zu den tüchtigsten Kämpfern unter ihresgleichen gezählt werden. In der Burg der Räuber haben die Gefangenen, nachdem sie die Vollentwicklung erreicht haben, die Rolle echter und rechter Sklaven zu spielen. Wertwürdig ist es, wie sie trotz dieser vermeintlichen Knechtung und trotz der reichlich gebotenen Möglichkeit niemals an Klucht denken. Auf der andern Seite gibt es einzelne Herrenarten, die in ihrer ganzen Existenz von der dienenden Gattung völlig abhängig sind und sofort eingehen, sobald sie ihre Arbeit entbehren sollen, so daß unter Umständen letzten Endes dem Sieger der Besiegte wird.

Allbekannt ist es, daß die Paarungszeit vielerorts die Tierwelt in heftige Kämpfe hineinstößt. Auch unter den Insekten ist diese Erscheinung nicht eben selten. Ein überaus drolliges Bild ist es, wenn zum Beispiel zwei unserer deutschen Hirschkäfermännchen sich mit den gewaltigen Hörnern gegenseitig gepackt halten, in wildem Grimm einander hin und herschieben, sich kneifen, kurz, in jeder Weise den andern in die Arnie zu zwingen suchen. Sie verlieren darüber so sehr alle Aufmerksamkeit für die Umwelt, daß ein Beobachter und gar Photographieren des Kampfes kaum mehr schwierig ist. Bleibt schließlich einer von den zwei Streitern Sieger, dann läßt er den Gegner am Boden liegen, wendet sich dem Weibchen zu, packt sie mit den Niesern und stößt oder trägt sie bis an einen bergenden Platz.

Bei einzelnen Scarabiden scheint die ganze, gewaltig entwickelte Kopf- und Brustwehr überhaupt keinen anderen Zweck zu haben als denjenigen, nach Niedersetzung des Nebenbuhlers das Weibchen zwischen die Hörner zu nehmen und so von dannen zu schleppen. Besonders tut

das einer der größten aller bekannten Käfer, *Dynastes hercules*.

Einen ungemütlicheren Ausgang nehmen die Liebestkämpfe bei der sogenannten Gottesanbeterin (lat. Name *Mantis*), einer Heuschrecke von fast sieben Zentimeter Länge, die auch in einigen Strichen Süddeutschlands vorkommt. Hier weint häufig das Weibchen mit einem Male des bisherigen Genossen überdrüssig zu werden. Ohne viel Umstände geht sie ihm dann zu Leibe. Der überraschte Gebieter will sich zuerst gegen das plötzlich böse- artig gewordene Weibchen wehren, muß aber bald den Kampf aufgeben, weil „sie“ bedeutend größer und stärker als „er“ ist. Sein schließliches Schicksal ist recht traurig: er wird von dem eigenen Weibchen in aller Gemütsruhe aufgefressen. An sich sind die Mantiden durchaus harmlose Tiere, die dem Menschen je weiter desto lieber aus dem Wege gehen. Nur ihresgleichen werden sie gefährlich, und zwar eben wegen ihrer Strecklust, die mitunter ohne jeden ersichtlichen Grund hell auflodert; zu weilen will es dem Beobachter des Insektes — des übrigens in seiner Lebensweise sehr viel Fesselndes und Bemerkenswertes bietet — vorkommen, als seien sie geradezu kampfstoll geworden. Mit tödlicher Wut benutzen sie die gewaltigen, mit Haken und Widerhaken besetzten Vorderextremitäten, die ein englischer Forscher als eine Vereiningung des Dreißiglegels mit der Säge bezeichnet hat. Der Kampf ist jedesmal ein Duell bis zu „schwerer Abfuhr“. Der Unterliegende muß mit dem Dasein Schluss machen, denn sein Überwinder beginnt ihn sofort zu verzehren, sowie er im wechselnden Hin- u. Herdschieben den Obertritt genommen hat.



Türkischer Verwundeten-Transport auf Kamelen in Syrien.

Eine Erwähnung möge in diesem Zusammenhange auch einem der gefährlichsten aller Giftträger zuteil werden: dem Skorpion. Zu den Insekten gehört er aber nicht. Er benützt seine Giftwaffe ähnlich wie die Hautflügler, indem er nämlich durch einen Stich den Drüseninhalt unmittelbar in das Körpergewebe des Gegners hineinbringt. Auf Beutetiere, also Tiere von etwa der Größe einer Katerlatze, ist die Wirkung sofort tödlich; etwas größere erliegen nach kurzer Weile. Beim Menschen bewirkt der außerordentlich schmerzhaftes Stich Entzündung, Fieber, allgemeines Uebelbefinden; sogar den Tod vermögen einzelne Arten Afrikas und Asiens zu bringen. Die Wissenschaft hat uns heutzutage aber Schutzmittel gegen diese schlimmen Folgen in die Hand gegeben.

Erinnerung.

(Nachdruck verboten.)

Wann war es nur? Zum erstenmal
Hielt ich die Dichterlaute in der Hand
Und prüfte leise den Ton.

Wilde Stürme flogen um mich her,
Und über die Saiten glitt meine Hand
In irrer Hast.

Dann war es still, so märchenstill.
Ganz heimlich meine Laute klang:
Ob ich ihn liebe?

Elia Schmid.



San Marino, die Hauptstadt der Republik gleichen Namens.
Das kleinste Land der Welt soll auf Wunsch Italiens Oesterreich den Krieg erklären.

Eine gemütliche Kriegsflotte.

Von A. Messikommer.

(Nachdruck verboten.)

Eine zum mindesten recht eigenartige Kriegsflotte besaß Rußland unter Katharina II. am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — Potemkinschen Andenkens. Das Leben darauf muß jedenfalls sehr gemütlich gewesen sein, denn es ging da alles recht pompös zu, worauf man viel mehr, als auf die Kriegstüchtigkeit Wert gelegt zu haben scheint. Sehr wirkungsvoll nur „kriegerisch“ nahmen sich schon die Herren Schiffskommandanten aus. Es waren dies lauter feiste, rotbackige Gesellen in längst überschrittenem kanonischen Alter, die ein stattliches Ränzlein vor sich hertrugen und deren Gesichtsmittelpunkt blankgeputztem Kupfer den Rang kreitig machen zu wollen schien. Daß diese Herren samt und sonders kaiserliche oder Potemkinsche Günstlinge oder solche waren, die auf dem Wege des rollenden Rubels diese Stellen erlangt hatten, nur nebenbeigesagt. Und mit welcher imponierenden Grandezza schritt ein solcher kaiserlich russischer Kapitän daher! Eine einheitliche, bestimmt vorgeschriebene Uniform gab es nicht, jeder kleidete sich, wie es ihm gefiel, oder, wie man sich damals „standesgemäß“ ausdrückte; „nach adeligem Belieben“. So konnte man Kapitäne sehen in weißen Röcken und blauen Westen oder in schwarzen Röcken und allerhandfarbigen seidenen Anzügen, bei denen die Purpurfarbe den Vorzug zu besitzen schien. Aber dem respektablen Baudche baumelte stets eine kurze, aber schwere goldene Uhrkette mit einem Gehänge von Perlschäfen und „Souvenirs“. Dazu wurden Schnallenschuhe mit riesigen silbernen Schnallen getragen oder aber Stiefel aus feinem Ziegen-

leder, die „standes- und respektsmäßig“ knarren mußten. Um den Hals schlang sich ein buntes seidenes Tuch und auf dem Kopfe thronte ein großer goldbetrehter, passimentierter Hut. Die ganze Gestalt kam gestützt auf ein gewaltiges spanisches Rohr mit goldenem Knopf gravitatisch dahergeschritten und während Degen und Mantel von der Ordnung nachgetragen wurden, die sich jedoch in einer Respektsenfernung von fünf Schritten zu halten hatte. Bei schlechter Laune des Herrn Kapitäns vergrößerte sich jeweils dann dieser Abstand auf zehn Schritte; denn dann hieß es für die Ordnung: je weiter, um so besser. Der Kutter des Kapitäns war mit einem prunkvollen Baldachin überspannt, mit seinem eingestickten Wappen geschmückt. Auch die Ruderknechte des Kutters trugen das Wappen des Gewaltigen an ihrem Hute. Diese bildeten überhaupt eine Art Leibwache, die ihren Herrn überallhin begleiteten, und auch in seinem Hause schlafen mußten, denn — der Herr Kapitän befand sich eben meist auf dem Lande! Daß die übrigen Schiffsoffiziere ihrem Vorgesetzten entsprechend waren, läßt sich denken, und was diesen Herren an Pompösität abging, ersehnten sie durch ihren gründlichen Mangel an Wissen. Die wenigsten dieser Offiziere konnten nämlich einen Quadranten handhaben; einen Sextanten gar kannten sie nicht einmal vom Hörensagen. Wozu auch; gab es auf den Schiffen ja nicht einmal Barometer, dafür aber viel — Hum! Und nun erst gar die Mannschaft! Von dieser wurde nur verlangt, daß sie recht stämmig, möglichst vierschrittig und — krummbeinig sein sollten, um als echte und rechte Teerjaden zu gelten.

Nun noch einiges über die „Kriegsschiffe“ selbst. Sie waren natürlich ganz aus Holz, denn es fehlte ihnen sogar der schon damals allgemein übliche Kupferbeschlag. Die Folge davon war naturgemäß, daß sie sich schnell bewuchsen und dazu so stark, daß sie an Mandrierfähigkeit und Fahrtleistung ganz bedeutend einbüßten. Das hatte jedoch nicht viel zu sagen, denn größere Fahrten waren ein ganz überflüssiger Luxus; man blieb lieber daheim und — betrank sich. Die größten Fahrten erfolgten wohl nach England, wenn die Schiffe gedockt werden mußten um dem Ubel des Bewachsenseins abzu- helfen. Bei dieser Gelegenheit sperren die Engländer dann vor Staunen die Augen auf, denn so etwas hatten sie noch nicht gesehen und — gerochen! Denn die von Wärmern angebohrten überwachlenen Schiffe stanken pestilenzialisch, wie ein russischer damaliger Zeitgenosse, Baron Steinheil, in seinen Memoiren selbst gesteht. Dafür konnte man aber die russische Flotte oft unter Entfaltung sämtlicher vorhandener Leinwand bewundern, was sich die mit Kupfer beschlagenen Schiffe anderer Staaten aus begreiflichen Gründen nicht leisten konnten. Nachdem dann die Schiffe wieder gereinigt waren, — blieb alles beim alten.

Die Herstellung des Eisernen Kreuzes.

Das Eiserne Kreuz, der schönste Ehrenpreis, den der Krieg unseren Helden spendet, wird heute nicht mehr in derselben Weise hergestellt wie sein Vorgänger in den Jahren 1813 und 1870. Die Fortschritte der modernen Technik haben auch die Erzeugung dieser Kriegsauszeichnung umgestaltet, und ganz besonders kommt dabei jetzt die Elektrizität reichlich zur Verwendung. Die Kreuze werden nicht etwa gegossen, sondern mit Hilfe kräftiger Stanz- und Prägemaschinen aus Eisenblech verfertigt. Nach dieser Rohbearbeitung werden sie einer Prüfung unterzogen und kommen sodann in die Silberschmiede, wo die Vollarbeit vollzogen wird und wo sie mit dem schmalen Silberrande versehen werden. Schließlich geben Frauenhände dem silbernen Kreuzrande mit elektrisch betriebenen Schleif- und Polierapparaten den letzten Schluß.

Spruch.

Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken.
Schiller.



Sprüche.

Was unerreichbar ist, das rührt uns nicht,
Doch was erreichbar, sei uns goldne Pflicht!

Das nächste Ziel mit Lust und Freud'
und aller Kraft zu verfolgen, ist der einzige
Weg, das fernste zu erreichen.

Die Vergnügungen eines Zaren. Peter der Große von Rußland stellte im Jahre 1715 über die Geburt eines längst ersehnten Prinzen eine großartige Festfeierlichkeit an. Zur Verherrlichung des Tages verheiratete er seinen Leib- und Hofnar Satorf, dem er wohl wollte, obwohl er bereits 84 Jahre zählte, mit einer zweiundzwanzigjährigen jungen Witwe. Eine Maskerade zu Schlitten, die aus 400 kostümerten Personen bestand, geleitete das Ehepaar zur Kirche. Der Zar und seine Umgebung machten den Zug als friesländische Bauern mit. Der Kaiser selbst hatte das Ganze arrangiert. Die vier ärgsten Stotterer, die weit und breit gefunden werden konnten, mußten die Hochzeitsbitter machen, die vier dicksten und ungehalteneren Personen, die man aufzufinden vermochte, und die infolge ihrer Schwerefälligkeit selbst geführt werden mußten, wurden zu Läufern verwendet, zur Bedienung bei Tafel wurden blinde und lahme alte Männer erwählt, die sich gegenseitig anrannten und durch Verschüttung der Speisen viel Anstoß bereiteten. Während des Hochzeitszuges wurden alle Glöden, während des Mahles die Trommeln gerührt, und Tausende von Bestien zum Schreien und Brüllen gereizt. Der Lärm war so arg, daß niemand seinen Nachbar verstehen konnte. Der Kaiser aber, der bei guter Laune war, hatte seine Hand in größter Freigebigkeit geöffnet, also daß in Petersburg kein Mensch nüchtern war.

Die Centesimi-Kanone. In der „Chemnitzer Volksstimme“ finden wir folgenden hübschen Scherz: Wie wir aus sicherer Quelle erfahren, ist von der Firma Krupp ein neues, ganz eigenartiges Geschöß gegen die italienische Armee konstruiert worden. Außerlich gleicht es durchaus den bisher gebräuchlichen Schrapnellgranaten. Aber bei der Explosion der äußeren Hülle streut es anstatt der bekannten runden Bleikugeln — Kupfermünzen zu 5 und 10 Centesimi aus. Wer jemals in Venedig oder Neapel sich das Vergnügen gemacht hat, vom Hotelfenster aus ein paar Kupferstücke auf die Straße zu werfen, wird die schauerliche Wirkung dieser Geschosse voll ermessen können. Der beschossene Trupenteil liegt im Nu auf der Erde, eine wüste Schlägerei bricht aus. Dolchmesser blitzen und binnen weniger Minuten hat sich die italienische Armee selbst zerfleischt. Etwaige Reste werden gefangen genommen, für den Erfolg bürgt der Erfinder.

Ein Kampf mit Adlern. Eine seltsame Adlerjagd hat sich in der Umgebung von Feldkirch zugetragen. Dort arbeitete eine Bäuerin auf dem Felde, als plötzlich unweit von ihr zwei große Vögel niederstürzten, die sich anscheinend bekämpften und

verwundet hatten. Einer der beiden Raubvögel, von denen jeder eine Flugweite von über zwei Meter besaß, flog dann eilends davon, der andere blieb bekümdt liegen. Die Bäuerin, eine mutige Frau, drang nun auf den Raubvogel ein, schlug mit einem ihrer grobgenagelten Schuhe tüchtig auf ihn los und schließlich machte sie ihm den Garaus. Im Todeskampf noch verletzte der Adler die Bäuerin mit den Fängen und durch Schläge mit den mächtigen Fittichen.

Ein deutscher Student als Arzt in Sibirien. Die Mutter eines in Kurgan (Westibirien) internierten Studenten der Medizin berichtet dem Ausschuß für deutsche Kriegsgefangene in Frankfurt a. M., daß ihr Sohn, obwohl er als aktiver Soldat

einmal veruchen!“ Er läßt sich von einem Soldaten einen Löffel reichen und verucht den Inhalt des Kessels. „Fui, Teufel, das schmeckt ja wie Spülwasser!“ — „Das ist es auch, Herr General!“

Das Wachtlokal eines Gefangenenlagers ist läuseverdächtig. Es will sich deshalb keiner der Wachtmannschaften auf die Strohsäcke legen. Als die Mitternachtsstunde vorüber und der Schlaf sich immer mehr bemerkbar macht, holt ein Landwehrmann als erster seine Decke mit dem Ausspruch: „I hau mi hin; war trauri, wenn ma nel no a paar Läu' dafuttern köm't.“

Wissen Sie es schon? In London ist das Rasieren drei Pence teurer geworden, weil die Gesichter so viel länger geworden sind.

Verständlich. „Warum zieht denn Ihr Hund den Schwanz so ein?“ — „Wissen Sie, der schämt sich halt, weil er englischer Abstammung ist.“

Sie kennt ihn. Professorsgattin (zu ihrem als Landsturmann ausziehenden Gatten): „Daß du mir nirgends das Gewehr stehen läßt!“

Die lauer gewordenen Schulden. Ein Studio ist einem Wirte acht Maß Bier schuldig. Dieser mahnt ihn sanft: „Es stehen noch acht Maß Bier, wie lange sollen sie denn stehen?“ — „Wie lange stehen sie denn schon?“ fragte Studio küffel. — „Schon zwei Jahre.“ war die Antwort. — „D, dann schüttele sie nur weg, die sind längst lauer geworden.“

Hörstertol. „Schau, schau — ma' soll's net glaub'n, damisch viel hat er mitg'macht, der Sanitätsär; aber Rednergabe, meine Herren, hat er kane — er is halt la Jäger!“

Begreifst. Maler: „Zum Donnerwetter! Wo mag ich denn nur die Leinwand mit meinem neuesten Bild hingesteckt haben?“ — Bäuerin: „So? W' Bild war das? Und ich hab' die Leinwand unter die schmutzige Wäsch' tan!“

Summarisch. Gefängnisaufseher: „Was wollen Sie mit den Blumen?“ — Bummler: „Dem Herrn Direktor zu seinem heutigen fünfundsingzigjährigen Amtsjubiläum gratulieren . . . und dann habe ich auch gleichzeitig eine dreitägige Haftstrafe zu verbüßen.“

Rätsel.

Am Paar der Ersten freut nach wadern Taten

Wohl jeder sich, sie winken ihm zur Raß;
Das Paar der andern hat gar oft verraten
Den Lügner als ein ungebet'ner Gast.

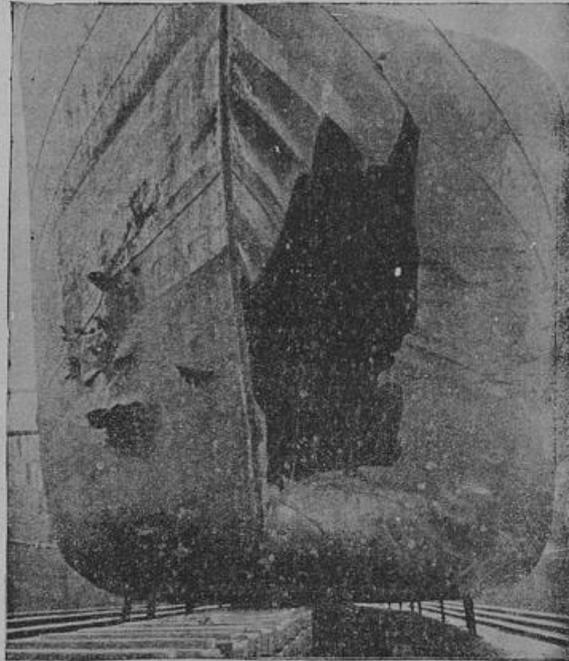
Das Ganze ist die aller schönste Schleppe,
Dran Gold und Purpur streiten um den Sleg;

Man sieht sie bedeu noch die hohe Treppe,
Nachdem die Königin herniederstieg!

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Liebfrauenmilch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besch vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
L. Kellen, Wredeneh (Augs). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Deubel & Coenen, Ess n (Augs).



Arbeit unserer Unterseeboote.

Die Wirkung eines von einem deutschen U-Boote abgeschossenen Torpedos.
Ein beschädigter englischer Dampfer.

gefangengenommen wurde, infolge des dort herrschenden Mangel an Verpflegung seinen Beruf ausüben darf. Er ist sehr beschäftigt, hat Offiziersverpflegung, sein eigenes, elektrisch beleuchtetes, gut geheiztes Zimmer und völlige Bewegungsfreiheit. Seine Briefe erreichen die Angehörigen in vier bis sechs Wochen, doch hat er noch keine Post von zu Hause erhalten. Die erste Nachricht von ihm traf drei Monate nach seiner Gefangennahme ein.

Heringefallen. Die Soldaten sind gerade dabei, das Essen vorzubereiten. Die Küchenordnungen laufen geschäftig hin und her, als plötzlich der kommandierende General aufsteht. Er hält einen Soldaten, der mit einem großen Topf vorüberellen will, an und sagt: „Halt, mein Sohn, laß mich mal versuchen, was du hast!“ — „Verzeihen, Excellenz . . .“ — „Was soll denn das heißen? Ich will das Zeug selbst

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



AD

Nr. 27

Sonntag, den 4. Juli

1915

Nach der Schlacht.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Der Musketier Severin hob ein ganz klein wenig seinen Kopf mit jener Vorsicht, die ihm in dem Schützengraben zu einer Selbstverständlichkeit geworden war.

„Du — war das kalt!“

Unwillkürlich wollte er die Beine an den Leib ziehen, ließ jedoch sogleich von diesem Beginnen wieder ab, da ein stechender Schmerz im linken Unterschenkel ihn daran hinderte.

Ach ja, Donnerwetter... er lag ja nicht mehr im Schützengraben... nein, er lag auf freiem Feld und war verwundet!

Langsam und traumhaft kam ihm die Erinnerung an die Geschehnisse der letzten Stunden zurück: viel Getöse und Getratter, Kanonendonner, Plagen von Schrapnell und Granaten, scharfe, heiße Kommandorufe, Sturmangriff... wirres Handgemenge... Aufschrei Blut... Flüche... fliehende Feinde... Hurra!... Ihnen nach...

Ja, und jetzt lag er da, nicht wissend, wo, im Finstern, im Kalten, und anscheinend ganz allein.

Wieder hob der Kriegsfreiwillige den Kopf, diesmal, sich auf den rechten Arm stützend, schon höher, und hielt Umschau.

Er unterschied zunächst nichts als einen finsternen Raum. Allmählich aber hob sich von diesem finsternen Raum eine noch schwärzere Fläche ab, und das war die Erde. Und schließlich entdeckte er, da und dort verstreut, auf dieser Erde klumpenartige Gebilde. Das waren Menschen. Menschen, die sich nicht rührten, die also tot waren.

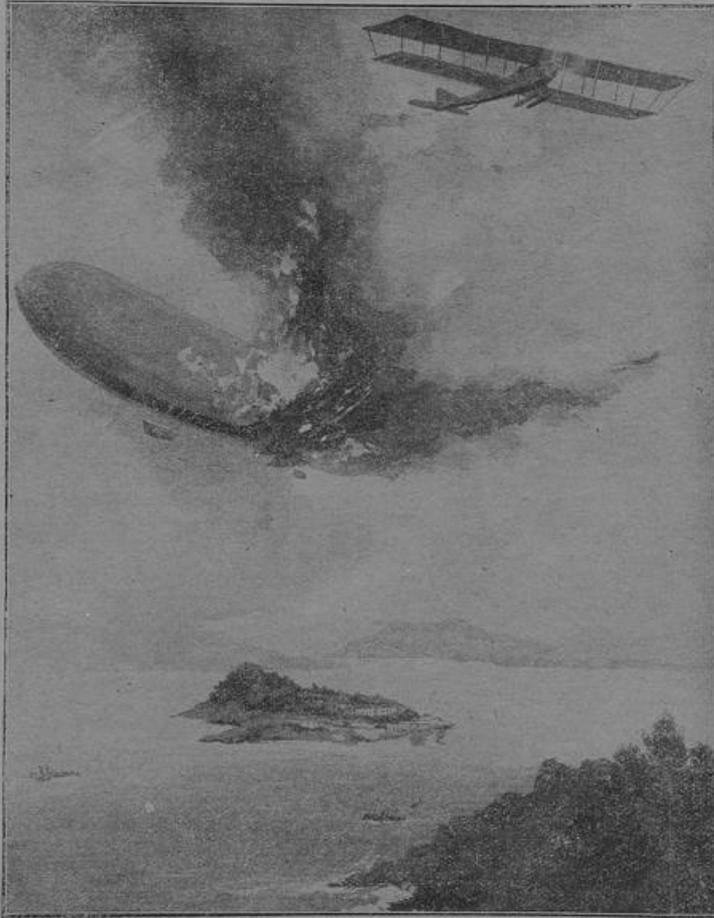
Das heißt...

Severin horchte gespannt auf, denn es war ihm, als habe er ganz in seiner Nähe ein Geräusch vernommen.

Richtig, dort links von ihm bewegte sich einer.

„Ge, Kamerad!“ rief Severin, „willst du etwas?“

Eine schwache, fieberhafte Stimme antwortete: „Wasser!“ Da verbiß Severin seinen Schmerz und rutschte, so gut es ging, zu dem, der geröhnt hatte.



Zur Vernichtung des italienischen Luftschiffes „Citta di Ferrara“.

Nach einer Zeichnung von Josef Gaber. Bei der Rückfahrt von Rom wurde das italienische Luftschiff, das Bomben geworfen hat, von dem österreichischen Marineflugzeug „U 48“, Führer Vizeleutnant Glatting, Beobachter Seefadett von Tritsch, in Brand gesetzt und vernichtet. Zwei Offiziere und fünf Mann der Besatzung sind gefangen genommen.

Es gelang Severin, dem Verwundeten den Kopf ein wenig zu heben und ihm so aus seiner Feldflasche etwas kalten schwarzen Kaffee einzufüllen.

„Merci,“ dankte der Erschöpfte und holte tief Atem.

„Wiejo merci,“ dachte Severin, „ist das gar kein Deutscher?“ Und er griff nach seiner elektrischen Taschenlampe und leuchtete dem anderen ins Gesicht.

Wahrhaftig, es war ein Franzose, und noch dazu ein Offizier. Ein schöner stattlicher Mann, etwa im Anfang der Vierzig, mit feinen, scharf geschnittenen Zügen, nur sehr blaß, mit kaltem Schweiß auf der Stirn und mit Blutflecken auf dem Waffenrock.

Der Franzose lächelte sonderbar. Es war ein Lächeln, das sich gegen alle Schmerzen tapfer durchzusetzen mußte. „Tut es Ihnen leid, mir geholfen zu haben?“ fragte er im reinsten geläufigsten Deutsch.

Severin empfand einen großen Respekt. „Leid? Keine Spur! Das heißt, es tut mir leid, daß ich nicht mehr für Sie tun kann.“ Und in einer Umwandlung von Höflichkeit, die ihm in diesem Augenblick sehr lächerlich vorkam, fügte er hinzu: „Gestatten Sie übrigens: Severin B., Privatdozent!“

„Ah,“ versetzte der Franzose nach einer kle-

nen Kaufe freundigen Erstaunens, „sehr angenehm: Henri Subeton, Chemiker!“

„Schwer verwundet?“ fragte Severin.
Der Franzose zeigte auf seine Brust. „Hier irgendwo oben. Eine Kugel. Vielleicht geht es noch einmal. Wer kann es wissen?“

„Schmerzen?“
„Es macht sich. Und Sie?“
„Ach nur am Bein. Nicht der Rede wert. Nur verteuert kalt. Wie?“

„Ja,“ bestätigte der Franzose mitiebernder Stimme.
„Herrgott, Sie klappern ja. Warten Sie, hier haben Sie meinen Mantel. Nein, ich brauche ihn nicht. So. Nun bleiben Sie schön liegen.“

Der Franzose lächelte wieder. „Sie sind sehr liebenswürdig. Wie soll ich Ihnen danken?“

Severin mehrte ab. „Keine Umstände. Ich fühle mich ganz behaglich.“ Und indem er eine Zigarette hervorholte und anzündete: „Zuwohl!“

„Wie, Sie rauchen?“ fragte der Franzose.
Severin hielt ihm die Schachtel hin. „Wollen Sie sich bedienen?“

„Ich bin so frei,“ sagte der Franzose.
Und mit Hilfe des Deutschen setzte auch er eine Zigarette in Brand, befehlte sie zwischen den Lippen und tat dann und wann einen Zug...

Sie schwiegen beide eine lange Zeit.

Die Nacht war unheimlich still und schwarz und lag wie ein göttlicher Mantel über dem, was in ihnen beiden, den Feinden, das ursprünglich Menschliche, das Gemeinsame war. Ohne daß sie ein Wort darüber sprachen, fühlten sie das beide.

Endlich nahm der Franzose das Gespräch wieder auf. Aber seine Stimme war leiser geworden. Es war ein Ton in ihr, der gar nicht von dieser Welt schien.

Er fragte: „Haben Sie eine Frau? Haben Sie Kinder?“

„Nein,“ verlegte Severin.

„Ich habe eine Frau. Ja. Und zwei Kinder. Sie sind noch ganz klein.“

„So,“ sagte Severin.

„Einen Knaben und ein Mädchen. Denken Sie, wie gut das ist!“
„Gut?“

„Ja, wenn ich sterbe...“ Der Franzose machte eine Pause, als dante er nach. Dann fuhr er fort: „Denn nicht wahr? eigentlich kann ich gar nicht sterben, da sie vorhanden sind, die Kleinen. Sie bleiben da, sie sehen mich fort. Sie sind Ich... Ach, wie traurig wäre es, wenn man jetzt sterben müßte, ohne daß man zuvor fertig war. Wissen Sie, die Kinder sind unsere Vollenbung. Wer sie hat, der ist fertig. Er kann gehen...“

Eine Traurigkeit war in seiner Stimme, die unendlich ergreifend war, obwohl sie gar nichts Weichliches hatte. Der schöne Ernst eines geistig gereiften Menschen klang aus ihr.

„Sie werden nicht sterben, lieber Freund,“ tröstete Severin.
„Doch, mein Braver, ich glaube, daß ich das werde. Es geht mir nicht gut. Aber ich bin sehr glücklich, daß ich es so gut getroffen habe. Sehen Sie diese Nacht. Wie schön sie ist und wie groß! Und dann dieses: daß Sie da sind! Welches Glück!“

„Ich bitte Sie...“
„Wir Menschen sind einander gar nicht so fremd und so feind, wenn wir nur das Band finden, das uns alle eint... Sie werden mir eine Bitte erfüllen, mein Lieber?“

„Neben Sie!“
Der Franzose griff an seine Brust. „Hier, in meiner Tasche... ist ein Brief. An meine Frau. Er ist adressiert. Wenn es Morgen werden sollte, ehe man uns findet, und wenn... Nicht wahr, Sie werden ihn befehlen?“

„Ich verpreche es Ihnen.“

„Und Sie werden einige Zeilen hinzufügen... darüber, wie es kam, daß wir uns trafen?“

„Ja.“
„Ich danke Ihnen! Hier, meine Hand! Mein Gut!“
Severin fühlte den Druck einer Hand, die kalt und weß war.
„Und dann... wenn ich Sie noch um eine Zigarette bitten dürfte...?“

Sie zündeten sich beide eine neue Zigarette an.
Die Nacht schwieg und floß ernst und ehern in die Ewigkeit hinüber.

Die beiden waren nun still.

Es wurde Morgen, ehe Sanitätskolonnen sie fanden.

Severin war feiß und halb erfroren.

Man legte ihn auf eine Bahre.

Mit fast lebloser Hand zeigte er auf den toten Franzosen neben sich, und sagte: „Bitte, gebt mir den Brief aus der Tasche dieses Mannes. Ich habe ihn zu bestellen.“

Und er schloß, als er das Papier befaß, befriedigt die Augen und fiel in einen bleiernen Schlaf.

Das Kriegskind.

Skizze von
Ketha Klitjcher-
Wergenich.

(Nachdr. verb.)

„Hier bringe ich das Kästchen, es ist sehr artig, die Damen werden nicht viel Arbeit mit ihm haben. Geh, Kästchen, mach einen schönen Knix.“

Langsam nähert sich die Kleine der Vorstands-dame, blüht sie ernst aus großen dunklen Augen an, streckt ihr die Hand entgegen und macht ihren Knix. Die alte Frau sieht befriedigt auf ihr Entelkind und dann zu der Dame hin, die Kästchen leise über die spärlichen blonden Haare streicht.

„Wissen Sie, liebe Frau Paulsen, eigentlich darf ich ja kein Kind mehr aufnehmen, da unser Hort schon überlastet ist, aber da Ihr Sohn im Felde

steht und die Mutter der Kleinen tot ist, wollen wir eine Ausnahme machen. Kommen Sie, ich führe Sie in die Spielstube, wo Kästchen viele kleine Gefährten finden wird.“

Aber einen weilen Korridor geht es, vorüber an hohen Türen, hinter denen laute Kinderstimmen durcheinanderschwirren. Zwischen den beiden Frauen schreitet das Kind mit schnellsten kleinen Schritten, es blüht einmal ängstlich zur Großmutter auf, die ihm leise beschwichtigend zuraunt: „Du bist ja mein braves, großes Kästchen und brauchst dich nicht zu fürchten.“ Bärtlich preßt sich die kleine, zarte Hand des Kindes in der derben, knöchigen der alten Frau.

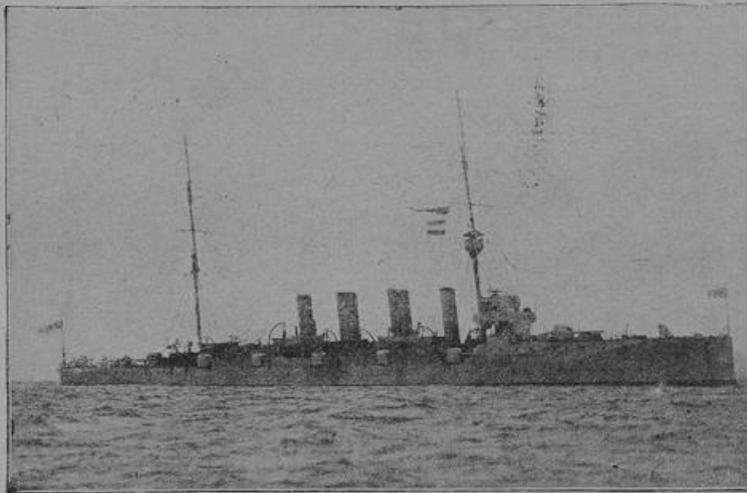
Die Vorstands-dame öffnet die letzte Tür: „Frau von Orenen, sehen Sie sich mal Ihren neuesten Schützling an, es ist die kleine Käte Paulsen, deren braver Vater im Osten kämpft.“

Die Angeredete, eine brünette Dame, die von einer Kinder-schar umringt ist, macht sich eilig frei und kommt lächelnd auf die Kleine zu. „Tag, Herzchen, ei, sieh mal, wie schön das Kind knixen kann, willst du nun mit uns spielen und hierbleiben?“

Fragend blüht Kästchen nach der Großmutter, die eifrig mit dem Kopfe nickt.

„Ja, Tante, ich bleibe hier, Großmutterchen aber auch.“
„Gewiß bleibt sie hier; aber hat sie denn auch Zeit?“
Ihr Herzchen schlägt hart, als sie mit stotternder Stimme sagt: „Nein, Großmutter kann nicht bleiben, sie muß ja waschen.“
„Na, siehst du, Kästchen, aber bald ist es Mittag, und wenn es dunkel wird, holt Großmutter dich nach Hause.“

Während Kästchen von den kleinen Spielgefährten umdrängt wird, verläßt die alte Frau auf einen leisen Wink das Zimmer.



Ein englischer Kreuzer der Liverpool-Klasse, welcher durch das österreichische U-Boot IV westlich von San Giovanna di Medua versenkt wurde.

Frau von Greven hatte schon mit zwei jungen Damen alles zu einem Waschtisch vorbereitet. Schnell wird der Reinigungsprozess an all den erkrankten Gesichtchen und den rosig-schwarzen Händen vorgenommen. Manche machen zwar ein Mäulchen, was soll auch das viele Waschen! Früher wusch die Mutter höchstens einmal am Tage, und nun wollen die Tanten aber auch immer im Wasser herumplanschen! Die Seifzer lösen sich jedoch in Jubellaforde auf, als von ferne ein leises Klirren ertönt. Jemand kommt über den Korridor, die Tür öffnet sich, und ein großes Tablett mit vielen kleinen Käpfen wird heringereicht; das Mittagessen der Kinder! Ein köstlicher Duft von geschmortem Obst erfüllt den Raum.

Die Kinder sitzen schon auf ihren Plätzen und haben die Augen erwartungsvoll auf die Schüsseln gerichtet.

„Ah, Tante, fein, Milchreis, oh, wie viel Zucker ist drauf, fein!“ Frau von Greven beobachtet Kätschen, das zuerst nicht essen will, aber auf ein freundliches „na, is schön, Kleinschen“, gehorham mit ihrer Mahlzeit beginnt. Bei jedem Löffel blickt sie zur Tante hin, und als diese ermunternd ihr zunicht, überzieht eine feine Röde das zarte Gesichtchen, und halblaut sagt sie: „Tante, dich hab' ich lieb.“

Nun erötet die Tante, und ihre Augen schimmern seltsam von unterdrückten verschwommenen Tränen.

Kätschen ist nun schon vierzehn Tage im Hort, und zwischen ihr und Frau von Greven ist eine stille Liebe aufgeblüht. Täglich erwartet das Kind mit Ungeduld die Stunde, wo es, von Großmutter begleitet, den Weg zum Hort antritt. Verspätet sich einmal die Kleine, so ist es Frau von Greven, die immer wieder nach der Uhr sieht und ihren Liebling, der immer zutraulicher wird, herbeisehnt.

Heute ist es fast 11 Uhr, als Kätschen an der Hand der alten Frau sich einfindet.

„Ach, liebe Dame, ich komme nur auf einen Augenblick mit dem Kinde, es hat mich gar so sehr gebeten, aber hierbleiben, nein, das geht heute nicht, ich brauch' ihr zärtliches Herzchen jetzt selber. Fragen Sie Kätschen doch einmal, warum sie das schwarze Schürzchen trägt!“

Tränen ersüßten die letzten hervorgeschluchzten Worte. — Die Kleine erzählt, ohne erst auf die Frage zu warten: „Tante, meinen Vater haben die bösen Russen totgeschossen, und nun kommt er nicht mehr heim, sagt Großmutter!“

„Ach, mein armes, liebes Kätschen.“ Ein heißes Mitleid steigt in dem Herzen der jungen Frau auf, und sie drückt das väter- und mutterlose Kind innig ans Herz. Vertrauensvoll schlängt Kätschen die Arme um ihren Hals, zärtlich sich anschmiegend.

Die alte Frau schluchzt und jammert weiter: „Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich erst die Augen zumache? Wer wird dann noch gut zu ihm sein? Verwandte hat es keine, ach, es bleibt nur das Waisenhaus!“

Als Margarete von Greven gegen drei Uhr in ihr Heim in der Kaiserallee zurückkehrt, ist sie sehr ernst und schweigsam.

Langsam steht sie vor dem Bilde ihres verstorbenen Gatten und hält Zwiegespräche mit ihm. Das gütige, kluge Auge ihres Jochens blickt auf sie, und sie vermeint seine Stimme zu hören: „Gretele, tu mir, was dein Herz dir eingibt, es ist schon das Rechte.“ Unruhig wandert sie im Zimmer auf und ab, plötzlich bleibt sie vor einem Kinderbilde stehen. Ein zartes, feines Gesichtchen, aus dem ein paar überlebensgroße Augen ernst und traurig auf Margarete herabschauen. „Mein Liebste“, murmelt sie leise, „meine Hilfe!“ Ein Zittern überfällt sie, eine unendliche Schwäche, sie schlägt die Hände vor die Augen und bricht in schmerzhaftes, bitteres Weinen aus. Sie glaubt, die Stimme wieder zu hören, die ihr die liebste gewesen, und die tröstend sagt: „Gretelein, liebes, vielleicht hast du noch eine schöne Aufgabe zu vollbringen.“ Blühschnell denkt sie an die kleine Käte, doch schnell, wie der Gedanke gekommen, wird er verworfen. Nein, sie hatte nur ein Kind gehabt, und nur ein Kind sollte ihre ganze Fürsorge und Liebe empfinden haben. In ihrem Schlafzimmer schlief sie sich ein und nimmt in selbstverständlicher Weise aus dem kleinen weißen Schranke, der das Vermächtnis ihres Kindes enthält, die teuren Andenken. — Stundenlang streichelt sie mit zitternden Händen über die

Kleidchen, Schuhchen, die ihr Kind getragen, und hält die Puppe i. Bar und Schälchen im Arm, mit denen ihr Kind gespielt hat.

Kätschen fehlt seit einigen Tagen im Hort, und nun treibt es Frau von Greven, nach der Kleinen, die immer zutraulicher geworden ist, zu sehen. In einem Hinterhause der Umlandstraße wohnt Frau Paulsen. Drei steile Treppen geht es hinauf, die Tür links mit dem kleinen Schild, da ist Kätschens Wohnung. Leise klopf die junge Frau an, als kein Geräusch ertönt, drückt sie die Klinke leicht nieder. Das Öffnen der Tür wird gar nicht bemerkt. Fortschend blickt die Besucherin sich um; die Alte liegt im Bett und scheint zu schlafen; auf einem kleinen Stühlchen sitzt Kätschen dürftig bekleidet, ein Umschlagstuch um die Weichen geschlungen. Nun steht sie auf, und mit einem leisen Schrei stürzt sie auf Margarete zu.

„Ach, Tante, liebe Tante, Großmutterchen ist krank und hustet so viel; jetzt schläft sie, und ich bin so allein, Großmutterchen konnte mich nicht nach dem Hort bringen. Wilst du mich mitnehmen? Nein, ich kann nicht kommen, ich muß Großmutterchen pflegen.“

Mit feuchten Augen betrachtet Margarete die aufgeregte Kleine, das ungewaschene Gesichtchen, die wirren Haare, das nur mit einem Knopfe geschlossene Kleidchen.

„Kätschen, mein armes, hast du denn niemand gehabt, der nach dir und Großmutterchen gesehen hat?“

„Nein, Tante, Großmutterchen sagte, sie will niemand haben, und den Vordbeutel und die Milch hole ich allein herein. Feuer hat Großmutterchen gemacht, und ich lege immer ein Brötchen nach, dann ist's warm.“

Die alte Frau höhnt auf, mit leisen, raschen Schritten nähert sich Margarete dem Bette.

„Meine gute Frau Paulsen, was kann ich für Sie tun?“

Die Kranke seufzt. „Ach, liebe Dame, Sie sind gekommen; das ist lieb und gut.“ Ein schmerzlicher, bitterer Blick, in dem eine leise Hoffnung leimt, trifft Margarete.

„Liebe Frau Paulsen,“ sagt sie tröstend, „ich will und werde für Kätschen sorgen, sie soll es gut bei mir haben.“

„Versteht ich recht? Wollen Sie Kätschen zu sich nehmen, wenn ich nicht mehr bin. Mein Liebster wird nicht ins Waisenhaus kommen?“ Tränen stürzen aus ihren Augen, und noch bevor es Margarete verhindern kann, drückt die Kranke einen Dankeskuß auf ihre Hand.

Das Letzte ist vorüber. Die alte Frau ruht nun aus von der schweren Last des Lebens. Die wenigen Menschen, die bei dem Begräbnis zugegen waren, haben

den Kirchhof verlassen. Kätschen steht allein mit Frau von Greven an dem Grabe ihres Großmutterchens und streut Rosen über den frischen Hügel.

„Kätschen, nun freut sich Großmutterchen aber über all die Blumen.“

Selbst bewegt nicht ihr Margarete zu.

„Kätschen, liebes Kätschen, nicht weinen, ich hab dich doch so lieb!“ Fest umschlingen die kleinen Arme ihren Hals, und ein frischer, weicher Mund, küßt sie zärtlich. Innig preßt Margarete das Kind an sich: „Ja, wir wollen uns lieb haben, wir haben ja beide sonst niemand mehr.“

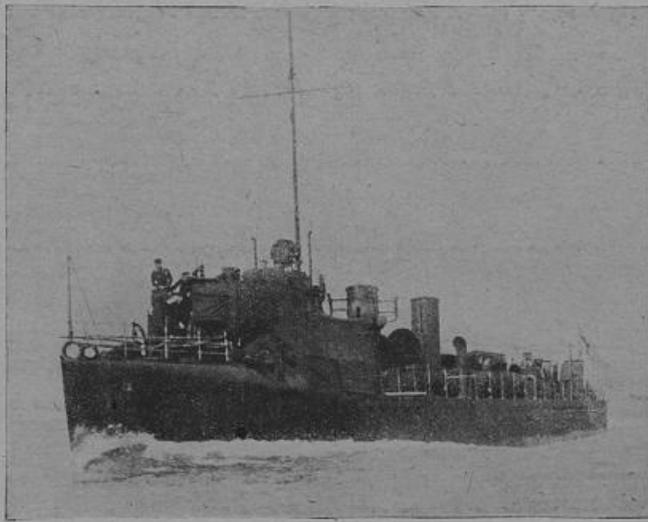
Und ihre Gedanken fliegen hin zu dem einsamen Soldatengrab im Osten. Leise murmelt sie:

„Schlafe ruhig, du Held, ich halte dein Kind und behüte seinen Lebensweg!“

Es klingt wie ein Schwur von den Lippen der ersten Frau, und zwei Tränen fallen auf das Köpfchen ihres Kriegskindes.

Spruch.

Was man nicht kann lassen
Und noch weniger lassen,
O Herz, da ist kein Mittel geblieben,
Als von ganzer Seele lieben!



Das in den Grund gebohrte englische Torpedoboot Nr. 12.
Am 11. Juni wurden zwei englische Torpedoböote durch ein deutsches U-Boot in den Grund gebohrt.

Das Deutschtum in den Ostseeprovinzen.

Von Dagobert Winter.

(Nachdruck verboten.)

Mehr als sieben Jahrhunderte sind vorüber, seitdem der Grund zu der deutschen Kultur in den Ostseeprovinzen gelegt ward. Zwar führen die Spuren der ersten Berührung Deutschlands mit dem Livenlande in eine noch frühere Zeit: schon um 1159 wurden deutsche, und zwar bremische Kaufleute auf ihrer Fahrt nach dem auf der Insel Gotland belegenen Stapelplatz Wisby an die Mündung des Dünaströmes verschlagen, aber erst das Jahr 1186 läßt sich als dasjenige bezeichnen, in dem der christliche Glaube und der deutsche Geist Wurzel zu schlagen begann in dem jungfräulichen Boden des alten Livland.

Im Jahre 1186, als das Eis des Winters geschmolzen war und die Erde sich mit neuem Grün bedeckte, da brach auch der Frühling der christlich-germanischen Kultur für die Ostseeprovinzen an. Meinhard, der Kanonikus von Segeberg, schiffte durch die Fluten der Düna als der erste Befeher der Ostseeprovinzen, der Apostel der Liven. Nicht zur Eroberung des Landes kam er, nicht um die Eingeborenen unter das harte Joch des Schwertes zu beugen, nein, von dem reinen Geiste der christlichen Liebe befeelt, gab er die sichere Heimatauf, um den wilden Völkern die Wohltaten des Evangeliums zu spenden. Mag auch in späterer Zeit das Wort Gottes öfter mit dem Schwerte als mit der Zunge gepredigt worden sein, — die ersten Anfänge der christlichen Kirche in den baltischen Provinzen bieten uns ein Bild des heiligsten Friedens, der schönsten Selbstaufopferung für eine erhabene Sache.

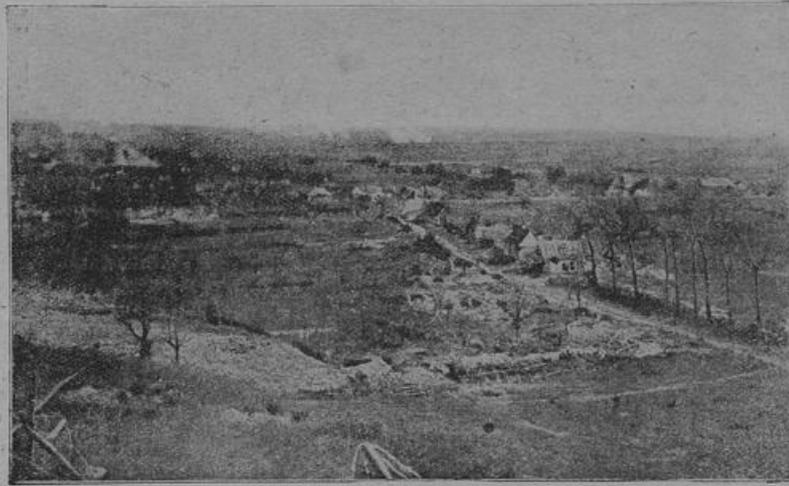
„Meinhard ist lediglich um Christi willen und nur des Predigens halber nach Livland gekommen,“ schreibt Heinrich, der besetzte Vette, einer der ältesten und wahrhaftigsten baltischen Chronisten. Und Arnold von Lübeck sagt: „Die Urheberschaft der Beteherung gebührt Herrn Meinhard, einem Kanonikus aus Segeberg, den die göttliche Bredsamkeit entflamte, daß er dem heidnischen Volk den Frieden Gottes verkündete und es allmählich mit dem Feuer des Glaubens entflamte und durchschwärmte.“

Mancherlei erzählen uns die Chronisten aus dem Leben und Wirken des Mannes, auf dessen verklärter Gestalt unsere Blicke pietätvoll haften bleiben, wenn wir den Anfängen der deutschen Geschichte der Ostseeprovinzen nachforschen. Bei dem Dorfe Alstola (Alstola heißt im Estnischen ein Dorf), dem heutigen Uexküll, stieg er aus der Düna ans Land und hier begann er sein Werk, in dem er von dem russischen Fürsten Wladimir von Plozk, der von den Liven einen Zins erhob, die Erlaubnis zu seinem Beteherungswerke erlangte. Es gelang ihm auch bald, einige angesehenere Männer aus dem Livenvolke für sich zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe sowie mit der einiger ihm vom Erzbischofe Hartwig II. von Bremen gesandten Beteherer baute er im Jahre 1186 in Uexküll die erste christliche Kirche der Ostseeprovinzen. — Aber Meinhard war seinen Täuflingen nicht nur ein geistlicher Beistand. Als die Litauer ihrer Gewohnheit gemäß einen Einfall in das Livenland machten und viele aus diesem Volke mit sich fortnahmen, da raffte der Mönch seine Anhänger zusammen, und mit dem Schwerte in der Hand jagte er den Litauern ihren Raub ab. Diese mannhafte Tat gewann ihm manches wilde Herz, und als er sich bereit erklärte, den Liven auch fernerhin gegen feindliche Angriffe Beistand zu leisten und ihnen Burgen zum Schutze aufzubauen, wenn sie dem Christentum treu bleiben wollten, da versprachen sie ihm gern, diese Bedingung einzuhalten, und Meinhard ließ Mauer und Steinhauser aus Gotland kommen und erbaute in Uexküll die erste baltische deutsche Burg. Die Litauer vertrieben bei ihrem nächsten Raubzuge vergeblich, die feste Burg mit Schiffstauen niederzureißen, da ihnen die bindende Kraft des Mörtels unbekannt war. Unermüdlich wirkte Meinhard in seinem heiligen

Eifer, und unter seinem Schutze erhob sich bereits die zweite christliche Kirche (in Holm), als ihm ein würdiges Zeichen der Anerkennung von seiten seines geistlichen Oberhirten zuteil ward. Papst Clemens III. bestätigte ihn auf Veranlassung des Erzbischofs von Bremen, Hartwig II., zum ersten Bischof von Livland. Zugleich verfügte dieser Papst, daß das Bistum Uexküll dem Erzbistum Bremen untergeordnet sein sollte.

In seinem heiligen Werke wurde Meinhard von dem Zisterziensermönche Theodorich oder Dietrich unterstützt. Dieser wirkte in der Treidenischen Gegend (im mittleren Teile der heutigen Provinz Livland), wo er ein Stück Landes bebaut. Als aber 1189 ein lange währender Regen die Felder der Liven verwüstete und Theodorichs Acker allein verschont blieb, ward er von einem heidnischen Priester für einen Zauberer erklärt, der den Göttern geopfert werden müsse. Diese wurden befragt, indem man eine Lanze unter die heilige Erde legte und das weiße Pferd, welches den Willen der Götter verkündete, über die Lanze treten ließ. Das Pferd trat jedoch mit dem linken, d. h. mit dem Lebensfüße über diese und Theodorich wäre schon jetzt gerettet gewesen, wenn der Priester nicht erklärt hätte, der Christengott läge unächtbar auf dem Rosse und lenke dasselbe. Man beistete den Rücken des Pferdes ab und begann die Prozedur von neuem. Aber das Pferd trat abermals, mit dem linken Fuße über die Lanze. Auf diese Weise entging Theodorich dem Schreden des Opfertodes. Die gefährliche Zeremonie trug vielmehr dazu bei, das Ansehen des Mönches zu heben, denn bei dieser Gelegenheit ließen sich zum ersten Male einige Personen des weiblichen Geschlechts taufen, das noch um ein Bedeutendes fester an dem alten Glauben hing, als das männliche.

Trotz derartiger günstiger Ereignisse sollte das Beteherungswerk democh nicht ungehemmt seine Bahn gehen. Die Liven wütheten das Wasser der Taufe mit dem Wasser der Düna wieder ab, ja sie trugen sich mit dem tödtlichen Plane, ihren geistlichen Hirten Meinhard umzubringen. Dieser erhielt von ihrer Absicht Mitteilung und zog sich in seine Burg zu Uexküll zurück. Von hier sandte er seinen treuen Genossen Theodorich nach Rom, um den Papst von der gefährlichen Lage seines Bischofs zu benachrichtigen. Aber nur durch Anwendung einer List konnte sich Theodorich aus dem Lande entfer-



Die Kämpfe bei Notre Dame de Lorette.

Das Gesamtbild des Kriegsschauplatzes im Süden der Lorettoböde, Carency und der Weg von Villers au Bois nach Souchez.

nen, denn die Liven fürchteten, er werde mit bewaffneter Macht zurückkehren. Schon Meinhard hatten sie einmal durch trügerische Versprechungen bewogen, eine frühere sichere Reise aufzugeben. Theodorich gab sich das Ansehen, als reite er zu einem Kranken. Mit Gebetbuch und Weihwasser entfernte er sich aus dem Lande und soll auch glücklich in Rom angelangt sein. Der damalige Papst Celestin III. versprach die Uexküllsche Kirche zu schützen und predigte einen Kreuzzug nach Livland. Meinhard erlebte jedoch die erwünschte Hilfe nicht mehr. Vom Alter gebeugt und seinem Tode nahe, ließ er die Ältesten des Volks vor sein Sterbelager treten, ermahnte sie herzlich und väterlich, dem christlichen Glauben treu zu bleiben, und schied aus dem Leben im Jahre 1190. Wohl sahien sein Werk schon unter seinem Nachfolger Berthold, der von den Liven in Stücke gerissen ward, zu zerfallen, aber Bischof Albert I., der Eroberer, fügte es mit maßvoller Hand wieder zusammen. Nicht nur Kirchen und Kapellen erhoben sich unter seiner Herrschaft, sondern auch zahlreiche Städte und Burgen, und wo die Stimme der Glocken nicht ausreichte, das trogige Heidentum zu seinem Erlöser zu rufen, da tat es das deutsche Schwert, und mit Panzer, Schild und Speer schaffte der heldenkühne Mann dem Kreuze Ehrfurcht und dem deutschen Namen Achtung.

Albert gründete die später so mächtige Hansestadt Riga, er gründete auch den Schwertbrüderorden zum Schutze des eroberten Landes. Aber kaum war die Eroberung vollendet, kaum die äußere Ruhe notwendig hergestellt, da loderte auch schon der innere Zwist in hellen Flammen empor. Bischof und Orden ranen miteinander um die Oberherlichkeit, nur ein loferes

Band hielt die auf ihre Macht eifersüchtigen zahlreichen Gebieter Livlands zusammen. Mächtig erstarben die Nachbarn: Litauer, Polen und Russen, und nur die Vereinigung mit dem Deutschen Orden vermochte den Schwertbrüderorden zu halten.

Jahrhunderte saßen an uns vorüber. Schon broht der Ordensstaat zu zerbröckeln, da rafft sich der entnernte Orden, der franke Löwe, noch einmal vom Siechenlager auf, und sterbend schlägt er die mächtigen Taten dem jeden Feinde ins Antlitz.

Glänzend besiegt Walter von Plettenberg die zehnfache Übermacht der Russen in zwei unvergeßlichen Schlachten (1501 und 1502), daß sie fünfzig Jahre nicht wieder zurückzukehren wagten. Ruhmbedeckt kehrt der Meister aus dem blutigen Schlachtengetümmel in die Heimat zurück. Die gewaltige Persönlichkeit Plettenbergs vereinigt noch einmal die auseinanderfallenden Teile des livländischen Staatengebüdes. Der Landtag zu Wolmar-Rufen bietet ihm Livland als weltliches Fürstentum an. Plettenberg schlug die angegebene Fürstenwürde aus. In der Ordens-

meinend das Antlitz. Wohl hat Deutschland seinen Schwertstreich getan, um das mit deutschem Blute Zoll für Zoll erkaufte baltische Land zu retten, aber die Liebe zum alten Vaterlande sollte nicht so bald in den Herzen der deutschen Ritter und Bürger erlöschen, und in „Privilegien“ bedangen sie sich von ihren neuen Herren deutsche Sprache, deutsche Verwaltung und deutsches Recht aus.

Gustav Adolf entriß das von den Polen mißhandelte Livland der meißidigen polnischen Krone. Bessere Zeiten schienen für diese Provinz unter schwedischer Herrschaft zu beginnen, als Karl XI. seine verächtigten Güter-Reduktionen ins Werk setzte und die Landesprivilegien vernichtete. In Johann Reinhold Patkul erstand den baltischen Gauen ein unermüdlicher Vorkämpfer, der aus eifrigste für ein Bündnis zwischen dem Zar Peter von Rußland und August II. von Polen wirkte. Und wenn auch Patkul selbst sein Leben als Märtyrer auf dem Rade aushauchte, so brauste doch der große nordische Krieg über die Küren der Ostseeprovinzen, und im Frieden von Njäd 1721 wurden Livland und Estland



Zersprengte Eisenbetonblöcke am Fort 11 von Przemysl, die die furchtbare Wirkung unserer schweren Artillerie zeigen.

Kirche zu Wenden, auf einem Stuhle vor dem Altare sitzend, tauschte der greise Meister den kurzen, irdischen Frieden gegen den ewigen.

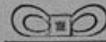
Mit freundlichem Strahle hat die Sonne der alten Zeit von den Ostseeprovinzen Abschied genommen. Jetzt geht sie unter. Der fürchterliche Jwan IV. überflutet mit seinen asiatischen Horden das baltische Land. Russen, Polen, Schweden und Dänen stürzen wie die Geier über den Leichnam des toten Ordens. Jeder will etwas aus dem Schiffbruche für sich gewinnen. Und in der Tat, es ist ein Schiffbruch, ein unerhörter Untergang, den der ehemalige livländisch-deutsche Staat jetzt erlebt. Ein zuchtloses, verdorbenes Geschlecht vollendet das grausame Werk des Feindes durch Verrat und schamlose Selbstsucht. Als es wieder heller wird, — da sind aus dem alten Livland drei Provinzen, da ist Estland schwedisch, Livland polnisch, Kurland polnisches Lehensherzogtum geworden.

Da sehen wir Gotthard Kettler, den letzten Ordensmeister, der im Begriffe ist, erster Herzog von Kurland zu werden, das Ordenskleid ablegen und dem Bevollmächtigten der Krone Polens die Schlüssel der Stadt Riga übergeben. Und da er aufhören muß, Deutschland sein liebes Vaterland zu nennen, da rinnt ihm wie einem hilflosen Kinde die heißen Tränen über die wetterharten Wangen, und die um ihn stehenden Ordensritter verhüllen

russisch und ihre Privilegien völkerrechtlich sanktioniert. Im Jahre 1795 dankte Peter Wiron, der letzte Herzog von Kurland, ab und Katharina II. vereinigte das gewesene Herzogtum unter Bestätigung seiner Rechte mit dem russischen Reiche.

Sieben Jahrhunderte haben wir nun durchwandert. Wir haben Städte verwüstet und Völker einander himmorden sehen, und nur flüchtig sahen wir den holden Frühling die Ostseeprovinzen durchweilen. Nur kurze Frist, und er schüttelte den Staub des baltischen Landes von seinen Füßen und wandte sich zum gehen. Aber wir hörten dennoch nicht das deutsche Wort im Baltenslande verhallen, und wenn der Donner des Krieges auf kurze Zeit verstummte, dann hörten wir das deutsche Lied fröhlich im trauten Kreise der Familie erklingen, und wir hörten das erste Wort des Enkels jener alten Ritter und deutschen Bürger in deutscher Sprache stammeln.

Hoffen wir, daß bald ein schönerer Tag für dieses unglückliche Land anbricht und die Morgenröte einer Zeit aufgeht, die an den Enkeln reichlich das vergilt, was die Ahnen durchkämpft und die Väter gelitten.



Der Vogel Phönix.

Von H. Schneider.

(Nachdruck verboten.)

Ich, Leopold Hörhammer, 1. 1. Leutnant der Reserve im Infanterieregimente Nr. ... von Beruf Maler, gebürtig aus Wien, 29 Jahre alt, lebendig, schreibe hier die Eindrücke nieder, die ich hatte, als ich bei G. in Galizien zum ersten Male in der Schlacht gegen die Russen geriet. Ich wurde in dieser Schlacht durch einen Schrapnellschuß am Kopfe verwundet, in dem Augenblicke, als es mir mit meinen Leuten fast gelungen war, bis hart zu den Russen vorzubringen, die, am Rande eines Waldes gut verschanzt, mit ihrem Feuer unsere Reihen dezimierten. Ich fiel als der letzte Offizier meiner Kompagnie. Diese Aufzeichnungen mache ich, während ich mich, nahezu schon wieder völlig hergestellt, bei den Eltern meiner Braut in häuslicher Pflege befinde und stündlich meine Rückberufung in die Front erwarte.

Vor allem möchte ich mich einmal ernstlich fragen, ob das, was ich während der heißesten Augenblicke, die die Schlacht brachte, empfand, Furcht war. Wenn ich nun ganz ehrlich gegen mich sein und mich nicht scheuen will, bis in die geheimsten Winkel meines Herzens hineinzuleuchten, dann muß ich bekennen: Ja es war etwas wie Furcht! Aber ich darf hinzufügen: diese Furcht hielt nicht an, ich überwand sie vermöge meines Willens und vermöge meines wiedererlangten Zutrauens zu Gott, in dessen Hände ich mein Schicksal vorbehaltlos legte! Ja, diesen Zusatz darf ich machen. Und ich darf weiter sagen: wenn die Tatsache, daß das animalische Leben des Menschen durch ein Höheres, nämlich durch die Pflicht, die Idee, überwunden werden könne, für mich eines Beweises bedurfte hätte, so ist dieser Beweis durch die Erfahrung, die ich an mir gemacht habe, lückenlos erbracht. Denn von dem Augenblicke an, da es meinem Willen gelungen war, sich von allem Engen und Niedrigen der Materie frei zu machen und sich mutig und kraftvoll der Idee zuzuwenden, war eine Gehobenheit in mein Dasein gekommen, mit deren Reinheit, Vollkommenheit und Schönheit sich nichts vergleichen läßt, was außerdem existiert. Ich war früher ein schwächlicher Mensch, der vielfach unter einer gewissen Menschenfurcht litt. Heute bin ich furchtlos. Und ich weiß, daß, wenn es mir noch beschieden sein sollte, in diesem Kriege zu fallen, ich doch mein Leben in seinen letzten und höchsten Möglichkeiten voll ausgelebt hätte.

Die Umwandlung von einem unentschlossenen, zaghaften Menschen zu einem in edlem Sinne furchtlosen Soldaten vollzog sich in mir, nachdem ich mit Glück eine Situation überstanden hatte, in deren Verlaufe ich nervenstarke, wetterharte Männer hatte zu bleichen Schatten werden sehen. Die Einzelheiten dieser Situation haften noch in blassen Umrissen in meinem Gedächtnis, wie ein ferner Traum. Was ich von ihnen noch weiß, will ich hier mitteilen:

Es war in den ersten Nachmittagsstunden. Meine Kompagnie war noch nicht im Gefecht gewesen, nun aber erhielt sie den Befehl, ein Gehölz zu besetzen, und so marschierten wir los. Neben uns, in derselben Richtung, bewegte sich Artillerie. Und plötzlich — die Russen mochten das Vorhandensein unserer Kanonen erkundet haben — plähten über uns die ersten Schrapnells.

Der, der den sonderbaren Gesang dieser Dinge einmal erlebt hat, wird ihn nie wieder vergessen. Es ist von einer aufregenden Spannung, ihm zu lauschen. Zuerst vernimmt man nichts, als entferntesten dampffeierteilchen Donner. Dann folgt jenes streichende, fauchende Singen, das die, die es noch nicht gewöhnt sind, atemlos aufblicken läßt. Und dann gibt es den erlösenden Krach. Ein kurzes Aufblitzen. Ein wunderliches weißes Wölkchen wölbt sich

am Himmel. Und man atmet auf: der Schuß ging diesmal noch zu kurz oder zu weit!

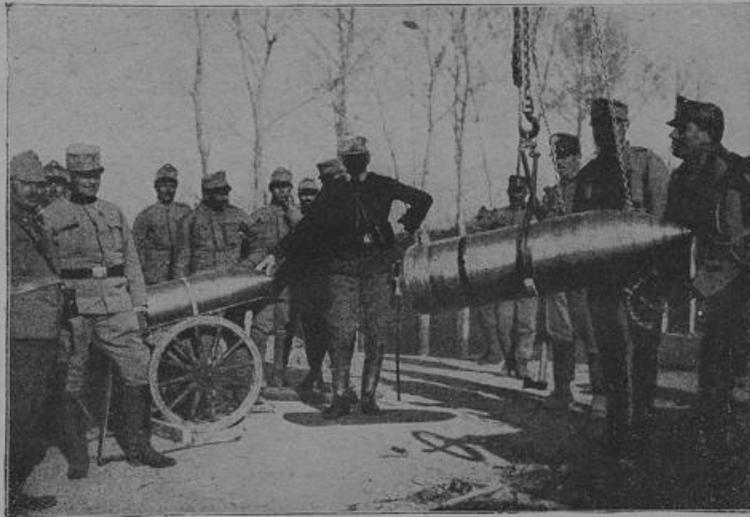
Solche Schrapnells plähten jetzt zu Dutzenden in unserer Nähe. Es war, als ob die Hölle ihren Rachen geöffnet habe, bereit, uns alle zu verschlingen. Eine infernalische Musik hub um uns an; in einem wirren Durcheinander feiner Donner, Fräusen und Krachen. Ein neuer, uns ganz fremder Hauch legte sich um unsere Sinne. „Vorwärts!“ kommandierte unser Hauptmann, „in das Gehölz!“ Es war der letzte Befehl, den er gab. Während wir unserem Ziele zustrebten, mit klopfendem Herzen, ein brennendes Rot vor unseren Augen, sah ich noch, wie er fiel. Nun hatte ich den Befehl. „Vorwärts!“ nahm ich des Hauptmanns Kommando auf. Unsere Artillerie hatte sich schon längst hinter dem Gehölz aufgestellt, und als wir die ersten Bäume erreichten, krachte es schon aus den Schländen ihrer Kanonen. „Gott!“, dachte ich, „wie gut, daß wir da sind!“ In demselben Augenblicke aber, da ich um mich sah, erwartete ich bei dem Augenblicke, der sich mir bot: alle meine Leute, die zwei rangjüngeren Reserveleutnants inbegriffen, waren auf die dicksten Bäume zugestürzt und umarmten diese krampfhaft, aus dem instinktiven Verbrechen heraus, sich Deckung zu verschaffen. Aber uns fauchte und krachte es weiter, die Äste knackten und es hagelte Eisen. „Soll ich es,“ ging es mir durch den Kopf, während ich einen dicken Baumstamm ins Auge faßte, „soll ich es ebenso machen?“ Aber ein Gefühl, das in diesem Moment nur Eitelkeit war, hielt mich davon ab, es zu tun. Ich warf mich im Gegenteile flach auf die Erde, zog ein Buch aus der Tasche und begann zu lesen...

Man sagte mir später, daß wir, zur Untätigkeit verdammt, eine volle Stunde in dieser Situation ausgeharrt hätten. Mir selbst war jedes Maß für die Zeit abhanden gekommen. Und ich frage mich jetzt: werde ich jemals imstande sein zu beschreiben, was damals in mir vorging? Heute mutet mich das alles geradezu als ein Erlebnis an, das vor meiner Geburt liegt. In dunklen, verschwommenen Umrissen erkenne ich nur das folgende:

Mein erstes Gefühl, während es über mir prasselte, um mich einschlug, sagte mir: nun mußt du sterben! Und eine seltsame warme Schwäche kam mich an. Tausende Einzelheiten aus meinem Leben rasten durch mein Gehirn, ich sah meine Eltern, meine Geschwister, meine Lehrer, meine Freunde, meine Braut.

Und mitten in diesen Bildern überfiel mich die Frage: „Fürchtest du dich vielleicht?“ — „Nein, ich bin Soldat!“ — „Und gibst du gern dein Leben hin? Und wofür?“ — „Ja,“ antwortete es in mir mechanisch weiter, „ich gebe es gern hin, denn ich gebe es fürs Vaterland!“ — Allein in das rein Mechanische dieses Denkens kam plötzlich ein sonderbares Glänzen. „Höre,“ rief irgendwoher eine Stimme, die mir die Gottes schien, „was war dein Leben bisher wert? Womit hast du dich verdient gemacht? Was hast du Gutes getan? Sprich!“ — Und weiter: „Bist du ein Mann? Lebst ein hohes Ziel einzujagen? Und kennst du dieses Ziel? Weißt du, daß es die Überwindung deiner selbst ist?“ — Durch meine Brust ging das Brausen Tausender Orgeln. Ich hörte den Gesang von Millionen jubelnder Menschen. Und eine Stimme rief: „Du Vogel Phönix!“ Ich schleuderte das Buch fort und sprang auf. Eine Odonnanz kam herangeprungen. Sie wies auf einen Wald, ungefähr einen halben Kilometer links von uns, und rief: „Aus-schwärmen! Angreifen!“

Das, was nun folgte, hastet ebenfalls nur als ein Bild wirren Durcheinanders in meinem Gedächtnis. Was ich hunderte Male im Frieden mit meinen Leuten geübt hatte, das führte ich jetzt praktisch aus, und zu meiner Bewunderung klappte alles bis auf die letzte Einzelheit. Wir gingen in einer langen Linie, sprunghafte vor, warfen uns nieder, suchten hinter allem, was gerade da war, Deckung und schossen. In das Krepieren der Schrapnells über uns hatten wir uns schon gewöhnt. In dem Walde, auf den



In den Siegen in Galizien:

Die Geschosse der österreichisch-ungarischen 35,5 Mörser.

wir losgingen, steckte russische Infanterie. Davon, daß sie dort war, erhielten wir den ersten Beweis durch einen kurzen Ausschrei des Leutnants R. Er bog den Körper zurück, griff sich an die Brust, fiel nieder, wälzte sich zweimal von der einen Seite auf die andere und blieb steif. Er hatte einen Lungenschuß erhalten.

Das war wie ein Signal. Von derselben Sekunde an pfliffen die Kugeln in solchen Mengen über uns hin, daß wir uns eine ungefähre Vorstellung davon machen konnten, wie stark die feindliche Stellung im Walde drüben war. Zum Glück wurden wir von unserer Artillerie von einem unsichtbaren Punkte aus auf das schärfste unterstützt. Die Geschosse über dem Walde platzten in fürchterlichen Mengen. Wir hatten das Gefühl, als müßten wir, einmal am Walde angelangt, nur Leichenhaufen dort vorfinden.

In mir war keine Spur von Bagdaschheit mehr. Ich befand mich an der Spitze meiner Leute. Ich besaß nur noch meinen Revolver, meinen Säbel hatte ich, ich weiß nicht wie, verloren. Immer blidte ich mich, wenn ich aufsprang, um einige Schritte weiter vorzugehen, kurz um. Und da nahm ich die sonderbarsten Dinge wahr. Mein letzter Leutnant fiel, mitten durch den Kopf geschossen, stumm hin. Mein Diener hielt nicht meine Tasche, sondern nur den Hentel meiner Tasche krampfhaft in der Hand und sein Gesicht glich nicht dem eines lebenden Menschen, sondern war eine bloße Maske. Meine Tasche aber sah ich, von dem Splitter einer Granate emporgerissen, hoch in der Luft oben, wo mein Obofläschchen, mein Kamm und meine Zahnbürste einen lustigen Tanz aufführten. Von hinten kamen die wimmernenden Laute eines Schwerve wundeten, der nach mir schrie: „Herr Leutnant, helfen Sie mir! Ich bitte Sie! Helfen Sie mir!“ Entsetzliche Läden waren in meine Leute gerissen, derer, die noch aussprangen, wurden immer weniger. Viele leuchteten, man sah nur das Weiße ihrer Augen, und ein Zug verbissener Wut war an ihnen. Diese Wut feuerte sie untereinander an. Jene Krämpfe, die den Höhepunkt der Angst bildet, hatten sie überwunden. Nun spannte die Gier, zu leben, ihren Willen zu einer letzten Anstrengung an. Ihre Herzen standen in roten Flammen.

Diese Flammen züngelten von Mann zu Mann und verletzten die Seele eines jeden einzelnen in einem loderbenden Brand. Auch auf mich sprangen sie über und hüllten mich vollständig ein. Ich sah und hörte nichts mehr, ich befand mich in einem Taumel. Ein heißes Glücksgefühl durchströmte mich, ein Gefühl, das nichts anderes war, als die denkbar höchste Bejahung des Lebens angesichts des sicheren Todes. Ich lebte in diesen Augenblicken mit solcher Intensität, daß ich des Todes als des einzig denkbaren Abchlusses geradezu bedurfte. Nur noch hundert Schritte etwa trennten mich noch von dem Walde. Ich warf mich auch nicht mehr nieder und ich suchte auch keine Deckung mehr. Ich lief vorwärts, unter einem unwiderstehlichen Zwange. Und ich stürzte, als ich einen fürchterlichen Schlag gegen den Kopf erhielt, mit dem dunklen Gefühle der Erlösung zu Boden...

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war es Nacht, stille, unheimlich stille Nacht. Von dem Walde, der vor mir liegen mußte, merkte ich nichts. An meiner Wange, bis in den Hals hinunter, floss geronnenes Blut, unterhalb meines rechten Auges empfand ich einen beißenden Schmerz. Ich richtete mich auf und hielt Umschau. Rückwärts, in einer Entfernung, die ich auf drei Kilometer schätzte, bemerkte ich in großer Zahl flackernde Lichter, die von brennenden Fackeln herzurühren schienen. Das war wohl der Verbandsplatz. Und so erhob ich mich und trottete langsam auf diese Lichter zu. Manchmal stolperte ich über Hindernisse. Diese Hindernisse waren Leichen. Allein ich war viel zu müde und viel zu apathisch, als daß dieses noch hätte einen Eindruck auf mich machen können.

Nachdem ich eine halbe Stunde gelaufen war, stieß ich auf einen Proviantwagen, der mit seiner Deichsel kerzengerade gegen den Himmel emporraate. Das hatte eine Granate getan. Neben

dem Wagen lag Stroh, und auf diesem Stroh ruhte ein Offizier und schnarchte. Ich atmete auf, als ich so wieder auf den ersten lebenden Menschen stieß. Aber noch einen zweiten Eindruck tiefen Friedens hatte ich. Ein herrenloses Pferd näherte sich zögernd dem Stroh, blieb, als es mich bemerkte, stehen, spitzte die Ohren und machte sich schließlich doch an das Stroh heran. Den schnarchenden Schläfer genierte es nicht. Vom Hunger getrieben, zog es ihm vielmehr die improvisierten Postler unterm Kopf weg und fraß sie gelassen auf. Der Offizier schimpfte im Schlaf und wälzte sich auf die andere Seite.

Je näher ich dem Verbandsplatz kam, um so phantastischer wirkte das wehende Licht seiner Fackeln. Ein seltsamer Lärm drang bis zu mir, der sich anhörte wie der müßige Betrieb auf einer großen Vogelwiese. Das war von einer grotesken Schauerlichkeit, besonders deshalb, da um diesen grellhellen, lärmenden Punkt die tiefste, schwarze Nacht wie ein majestätischer Rahmen gespannt war. Ich näherte mich den Lichtern. Viele Menschen liefen scheinbar ziellos durcheinander und gestikulierten und schrien. Verwundete wurden auf Tragbahnen hin und her geschafft, auf der Erde kauerten Ärzte, die Notverbände anlegten, knieten barmherzige Schwestern, die bleiche, verzerrte Gesichter mit Schwämmen abwuschten, lagen Sterbende und Tote.

Ich wand mich durch dieses wirre Durcheinander und wurde von niemandem beachtet. Zwei Sanitätsoldaten schlepten einen Menschen an mir vorbei, an dem ich zunächst gar keine Verwundung entdecken konnte. Das grelle Licht fiel nur auf ein steinernes Antlitz. Als ich näher kam, glaubte ich umsinken zu

müssen: beide Beine waren diesem Sohne einer Mutter bis zum Unterleib abgerissen worden. Am Begrabe stand eine Tragbahre und von ihr kam ein kindliches Wimmern. Es war ein Hauptmann, den ich als einen furcht- und nervenlosen Hünen kannte. Nun lag er da, viel kleiner geworden, gleichsam eingedrumpft, und wimmerte. Ich streichelte ihm die Stirn. „Kamerad, wo fehlt's?“ — „Ach,“ hauchte er mit dem dankbaren Blick eines Sterbenden, „da ... und da ... und da ... überall! Ich mache es nicht mehr. Es ist aus! ... Geh', tue mir den Gefallen und sag's in Budapest meiner Frau!“ — Ich ging stumm weiter, denn es würgte mich. Meine eigene Wunde spürte ich längst nicht mehr. Und ich war froh, als ein Arzt

den ich anpakte, zu mir sagte: „Hier ist kein Platz. Wir können nichts machen. Nur für die Schwerverwundeten sind wir da. Kommen Sie, ich mache Ihnen schnell einen Notverband. Dann fahren Sie damit nach Krakau. Oder nach Budapest. Oder wohin Sie wollen.“

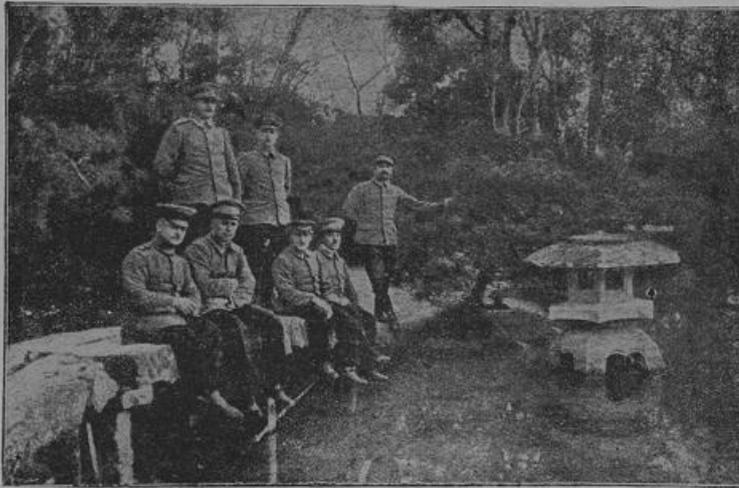
Am Vormittag des nächsten Tages machte ich mich zu Fuß auf den Weg nach der Bahnstation G. Ich ging hoch oben auf dem Bahndamm, zwischen den Schienen. Es war ein wundervoller trodener Herbsttag. Links von mir begann schon wieder eine neue Schlacht. Rechts dagegen lag die Landschaft im tiefsten Frieden. Über beide Seiten aber goß die Sonne ihr sattes Gold aus.

Sprüche.

Ich habe nichts als mein Leben!
Das muß ich dem Könige geben.

Das Regiment ist wohl gemacht,
Wo man im Frieden den Krieg bedacht.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.



Die Helden von Tsingtau.

Unsere tapferen Helden von Tsingtau in japanischer Gefangenschaft in Foo Rauburerna.



Sprüche.

Wenn du's so weit bringst, daß du Feinde hast, dann lob ich dich, weil alle noch nicht gut sind. Wenn du es auch verschweigst, doch schäme dich nicht, daß du Feinde hast — wer Feinde nicht vertragen kann, ist keines Freundes wert.

Vor echter Begeisterung, vor schönem, schlächten
Todesmut verstummt jeder Spott.

Die deutschen „Barbaren“. Was haben unsere Feinde nicht alles über uns deutsche „Barbaren“ geschrieben! Hunnen, Vandalen usw., und dann haben sie das liebliche Wort „Boche“ erfunden, dessen Bedeutung und Herkunft eigentlich niemand kennt, das aber im Volksmund auf alle Fälle „ein ganz gemeiner Kerl“ bedeutet. Daß die Anschuldigungen gegen die deutschen Soldaten lediglich Verleumdungen sind, weiß jeder. Es ist aber ganz gut, daß uns hier und da so ein Bildchen von den deutschen „Barbaren“ in Feindesland zugeschickt wird, wie wir hier eins bringen. Die deutschen Soldaten erweisen sich in den besetzten Ländern überall nützlich; sie haben die Acker bestellt und nehmen sich sogar der Kinder liebevoll an. Viele Tausende dieser Kinder werden vereinst noch gern an die deutschen Soldaten zurückdenken.

Als Przemysl's deutscher Vergangenheit. Die Freundschaft von der Wiedereroberung Przemysl's durch reichsdeutsche Truppen lenkte unsere Aufmerksamkeit von neuem auf die altslawische Stadt, die, von Ruthenen gegründet, im ruthenischen (kleinrussischen) Gebiet liegt, und die seinerzeit hervorragende Bedeutung im Königreich Polen gehabt hat. In der neuesten Zeit gehört sie zu den Städten, in denen Polen und Kleinrussen besonders lebhaft miteinander um den beherrschenden Einfluß gerungen haben: Was nicht überall bekannt sein dürfte, ist der Umstand, daß Przemysl von jeher einen nicht unbedeutenden Einschlag deutscher Bevölkerung gehabt hat, und daß auch die Geschichte des galizischen Deutschtums zu dieser Stadt in mannigfaltiger Beziehung steht. Schon im 14. und 15. Jahrhundert gab es in Przemysl zahlreiche Deutsche. Prof. Dr. Raimund Kaindl erwähnt in seiner Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, daß in Przemysl schon in jener alten Zeit eine ganze Reihe deutsche Bürger waren. Am Ende des 14. Jahrhunderts war Przemysl der Bischofsitz Erichs von Wintzen, in dessen Umgebung sich deutsche Geistliche befanden, und der jedenfalls selbst ein Deutscher war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde vom Domkapitel Przemysl der Beschluß gefaßt, daß sämtliche in dieser Diözese angelegten Geistlichen der deutschen Sprache mächtig sein mußten und das Wort Gottes in dieser Sprache zu verkünden hatten. Schon im Jahre 1389

hatte auch die Stadt Przemysl deutsches Recht erhalten, und es ist anzunehmen, daß ähnlich wie Krakau und Lemberg auch Przemysl bis in das 16. Jahrhundert hinein eine wesentlich auf dieses Recht gegründete Stadtverwaltung besaß. Später hat auch in Przemysl, wie in vielen anderen galizischen Städten, das Deutschtum den polonisierenden Einflüssen weichen müssen. Ganz ist das deutsche Element aber doch nicht verdrängt worden. Als Przemysl zu Österreich kam, gelangten natürlich gar rasch wieder eine große Zahl von deutschen Beamten, Kaufleuten und Handwerkern in die Stadt. Aber von besonderer Bedeutung für die Erhaltung und Erstarbung des Deutschtums war es jedenfalls, daß die österreichische Regierung Przemysl zu der größten und stärksten Festung der Monarchie ausbaute. Da die Armeesprache deutsch ist, so wurde durch die sehr zahlreiche Garnison die deutsche Umgangssprache sehr gefördert, und so kommt es, daß noch heute Przemysl zu den

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall...“
Und vom Walbrand sang es wieder:
„Wie Schwertgeflirr und Wogenprall...“
Die Brüben waren nämlich Hiereicher.
„Wer Ungeziefer hat, trete vor.“ In einem russischen Dorfe ließ ein deutscher Hauptmann seine Kompanie antreten und befahl: „Wer Ungeziefer hat, trete vor!“ Zauberdämonen dies drei Mann. Der Hauptmann lachte. „Was, Kerls, schämt euch wohl? Ist's denn ein Wunder, wenn man Käse kriegt, wo tags zuvor die Russen gelegen haben?! Ich bin gänzlich verlaunt! — Also: Wer Ungeziefer hat, trete vor!“ Und wie ein Mann trat die ganze Kompanie vor.

Als Hindenburg noch Divisionsgeneral war, wurde für ihn bei einem Manöver einmala in einem kleinen Bauerngutshof Quartier belegt. Am Abend ritt Hindenburg's Burche voraus und kam zu dem Bauern: „Bitte um das Quartier für Excellenz von Benedendorf und Hindenburg!“ jagte der Soldat. „Nanu?“ fragte der Bauer, „jezt kommen auf einmal zwei? Hier ist doch bloß für einen General Quartier bestellt!“

Die Linsen-Suppe. Der verstorbene Begründer eines berühmten Weinlokals in A. war ein wegen seiner Originalität bekannter Herr. Einst saß er mit einer Gesellschaft an einem Tisch in seinem eigenen Lokal. Die Damen studieren die Speisekarte. Plötzlich fragt eine von ihnen: „Ach bitte, hier steht Linsen-Suppe. Was ist das?“ Der alte Herr, schlagfertig wie immer, hielt auf: „Aber, gnädige Frau! Sie kennen keine Linsen-Suppe? Diese wunderbare Suppe?“ Dann ruft er einen Kellner heran: „Bringen Sie sofort eine Linsen-Suppe!“ Der Kellner horcht erstaunt auf, geht aber und kommt sehr schnell wieder mit dem Bescheid: „Verzeihen Sie, das ist 'n Druckfehler, das soll Linsen-Suppe heißen.“

Unteroffizier (bei der Schießübung der neuen Rekruten): „Schließen Sie nur so weiter, Lehmann, schließen Sie nur, — treffen werden Sie niemand! Aber vielleicht lachen sich später ein paar Feinde darüber zu Tode!“

In Erwartung. Fremder: „Warum ist hier am Laden des Dorfbadens ein Kranz mit „Willkommen?“ — Einheimischer: „Heute ist Kirchweih, da wartet der Wader auf die Bauern zum Verbinden.“

Rästel.

Welch ein hübscher Glaspalast
Ist es, den ich hab' gesehen!
Doch darinnen sitzt ein Gast,
Kann nicht aus der Stube gehen,
Als Gefang'ner eingeschlossen,
Muß von eigner Fett sich nähren.
Dient uns andern unverdrossen,
Muß sich endlich selbst verzehren.

Auflösung des Rästels in voriger Nummer:

Abendröte.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: E. Kellen, Breitenweg (Ruh). Gedruckt u. herausgegeben von Herdebeck & Kornen, Ess n (Ruh).



Die deutschen „Barbaren.“

galizischen Städten gehört, in denen man auch auf der Straße, in den Stoffehäusern und im Geschäftsleben vorwiegend die deutsche Umgangssprache hört.

Das Erkennungszeichen. Jrgendwo in Polen war es. Eine Patrouille war ausgesandt worden, um die feindliche Pfanzstellung zu erkunden. Nach längerem Marsch bemerkte die kleine Abteilung an einem Waldstreifen jenseits einer breiten Lichtung ein paar Soldaten. Man ging sofort in Deckung. Die Brüben taten das gleiche. Unmöglich zu erkennen, ob dies nun Freund oder Feind war. Da meinte der Unteroffizier: „Kinder, die Ehre ist faul. Einer von uns muß sich so weit in die Lichtung vorwagen, daß er herankriegt, was da drüben für Kerle freuden. Wir werden eben lösen. Wenn das Los trifft, der muß in den sauren Apfel beißen, vielleicht gar ins Gras.“ Und das Los traf den Einjährigen M... Er war nicht sonderlich entzückt von der Aufgabe. Aber da es denn sein mußte, — wer in den Krieg zieht, hat allemal mit dem Leben abgeschlossen. Da durchblitzte sein Hirn ein Gedanke. Schließlich, sterben konnte er doch allemal. Und er fing laut zu singen an:

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 28

Sonntag, den 11. Juli

1915

Przemysl und Lemberg.

(Nachdruck verboten.)

Przemysl! Das ist, liebe Leser, ein Wort von selten hohem Klang! Das prägt euch für alle Zeiten in die Herzen ein, das dürft ihr nie und nimmermehr vergessen! Aus dem entsefelten Wellenbrände ragt es als imponierendes Denkmal deutsch-österreichischer Bundestreue empor, bis in die fernsten Zeiten von ihr kündend.

Um der Festung jede Nahrungsmittelzufuhr abzuschneiden, wurde ihr ganzer Bezirk mit einer Reihe von Sperranlagen hermetisch abgeschlossen. Es war das eine Belagerungsform, deren sich Cäsaren im Zeitalter der Antike bedienten, die zum Cäsaren-Bahnstirn der Russen paßte.

Wierundeineinhalb Monat hindurch ertrug die eingeschlossene Festung mit einer fast einzig dastehenden Ausdauer diese Belagerung. Ergreifend ist es, wenn man hört, wie die von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnittene Besatzung und die Einwohner der Stadt alle Schreden und Entbehrungen der Be-



Die Wiedereroberung von Przemysl.

Die preussische Garde zieht am Tage der Eroberung ein.

Als sich am 22. März das Geschick der galizischen Festung erfüllte und sie nach heldenhafter Verteidigung in die Hände der sie von allen Seiten umschlossen haltenden Russen fiel, herrschte darüber in Österreich-Ungarn und in Deutschland große Trauer. Sie wurde allerdings durch das Bewußtsein gedämpft, daß es dem Feinde nicht gelungen war, Przemysl durch die Gewalt seiner Waffen zu erobern. Damit hatte er der unter dem Kommandanten v. Kusmanek stehenden Feste und ihrer Besatzung nichts anhaben können, dazu mußte er sich einen weniger ehrenvollen Bundesgenossen im Kampf anwerben: den Hunger!

lagerung hinhahmen, wie sie sich gegenseitig ermutigten und zum Aushalten stärkten. Wie jubelten die von der Sorge um das Schicksal des Vaterlandes Bedrückten, denen die lägenhaftesten Berichte durch die Feinde wurden, als ein todesmühtiger Flieger einen Generalstabsoffizier von der österreichischen Front in ihrer Mitte landete, der ihre Angst und Sorge in Freude wandelte. Er brachte außer sehr wichtigen Befehlen für die Festungs-Besatzung auch die so lang und schmerzlich entbehrten Nachrichten von den glänzenden Siegen der österreichischen, deutschen und türkischen Heere. Als er nach zweitägigem Aufenthalt denselben von tau

send Todesgefahren umlauerten Weg zur Front zurücklegte, verließ er eine von neuem Mut und neuer Hoffnung besetzte Stadt.

Aber der Hungertod umzog die Feste stärker und stärker und der Hunger war sein grauenvoller Verbündeter. Er begann in den Gebäuden der Belagerten zu wühlen und ihre Herzen mit Verzweiflung zu erfüllen. So spärlich auch die Nationen in der Festung und die Mahlzeiten in der Stadt ausgeteilt wurden, so kam doch der Tag, der den heldenhaften Kommandanten, dem die Not der Belagerten das Herz zerriß, zur Übergabe zwang. Aber zuvor genigte er seiner und der Befestigung Soldatenehre noch durch einen Ausfall ins Russenlager und, da er mißglückte, durch Sprengung der Forts, die den Waffen des Feindes standgehalten hatten, und von ihnen nicht so leicht wieder aufgebaut werden konnten. Dann erst übergab er stolz wie ein Sieger die Festung und die Heere der Russen zogen ein, trunken von Siegesrausch und Wut. Die Eroberer spielten sich nun als die neuen Herren auf, die nicht daran dachten, die Feste jemals wieder räumen zu müssen. Es wurde sofort ein neues russisches Gouvernement, das Gouvernement Przemysl, gegründet und der Zar und die Hofgesellschaft ehrerbietig gebeten, sich die Gebietsvergrößerung

belagerung von diesen gebauten Batteriestellungen bemut. Das Vernichtungsfeuer, das sich über die Feinde ergoß, war furchtbar und dauerte bis zum Nachmittag des 31. Mai. Dann schwebte es plötzlich und die Infanterie, bairische Regimenter, ein preussisches Regiment und eine österreichische Schützenabteilung, gingen zum Sturm über. Die dem Sturm vorangegangene Verwüstung der Festungsforts durch die schwere Artillerie hatte bereits einen derartig zerschmetternden und niederschlagenden Eindruck auf die Besatzung gemacht, daß sie nicht mehr in der Verfassung war, der angreifenden Infanterie Widerstand zu leisten. Sie floh unter Hinterlassung des gesamten Kriegsmaterials und einer großen Anzahl neuester leichter und schwerer Geschütze. Am 1. Juni führte der Feind einzelne Bataillone zum Gegenangriff vor, die aber glänzend abgewiesen wurden. Mehrere Forts wurden von der schweren Artillerie niedergelämmt und das preussische Infanterieregiment Nr. 45 eskürmte mit den Bayern mehrere von den Russen zahl verteidigte Schanzen. Abends, am 2. Juni, begannen die Truppen des Generals von Srenuß den Angriff auf die Richtung der Stadt, wo die besetzten, vom Feinde kaum noch verteidigten Stellungen genommen wurden. Dann



Einzug österreichisch-ungarischer Truppen in Przemysl kurz nach der Erklärung.

in Gallzien anzusehen. Nun, die Gäste kamen und es soll in diesen „denkwürdigen“ Tagen „glänzend“ in Przemysl hergegangen sein.

Die Herrlichkeit sollte aber, entgegen den russischen Berechnungen, nicht von langer Dauer sein. Der Born und Schmerz um die gefallene Festung ließ die österreichisch-ungarischen und deutschen Bundesgenossen nicht ruhen und rasten. Bereits am 2. Mai legte ihre Offensive in Westgalizien ein und bald wurde die geraubte Feste von ihnen umzingelt. Daß die gar nicht aus dem Siegestaumel herauskommenden Russen damit nicht im Geringsten gerechnet hatten, berichteten die Flieger, die die Ratlosigkeit der neuen Herren bemerkten. Sie schienen zu schwanken ob sie die Festung „aus politischen Gründen“ halten, oder „freiwillig räumen“ sollten. Einige Tage hindurch schien es fast, als ob sie sich zu letzterem entschlossen hätten, denn die Flieger meldeten von darauf schließenden Vorbereitungen. Als aber acht Tage später die deutsch-österreichischen Belagerungsgeschütze ihr Feuer auf Przemysl spien, wurde die Feste zahl verteidigt. Unter General von Srenuß rückte die Einschließungslinie seiner bairischen Regimenter von Norden her näher an die Festung heran. Am 11 Uhr vormittags begannen die schweren Batterien die Belämpfung der Forts der Nordfront. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai schob sich die Infanterie näher an die Drahthindernisse heran, um die Wirkung der schweren Artillerie abzuwarten. Zur Unterstützung der leichteren Geschütze wurden die während der Russen-

konnten die deutschen Truppen, denen später die österreichisch-ungarische 4. Kavallerie-Division folgte, die inneren, ausgezeichnet ausgebauten Forts besetzen. Am 3 Uhr des Morgens zogen sie, nachdem sie eine große Zahl von Gefangenen gemacht hatten, in die befreite Stadt ein. Als die ersten der Befreier marschierte ein Bataillon des 3. Garderegiments zu Fuß ein. Allerdings gab es vor einem völligen Einmarsch noch einen Halt vor den von den Russen abgebrannten Sanbrücken, die durch Verlegbrücken ersetzt wurden. Dann konnten die Befreier ungehindert einziehen, und wurden von den Einwohnern mit nicht endemwollendem Jubel begrüßt. Nur neun Wochen hatten die Russen sich der Festung zu erfreuen gehabt. Nach einer nur vier Tage andauernden Belagerung war sie zurückerobert worden. Im großen und ganzen ist die Stadt von den Russen nicht verwüstet worden, was wohl geschehen wäre, wenn sie geahnt hätten, daß sie ihnen wieder entrisen würde. Über 6000 der Einwohner von Przemysl wurden von ihnen als Geiseln nach Rußland verschickt.

Die Stadt hat etwa 50 000 Einwohner und liegt zu beiden Ufern des San. Am ihrer Halben haben die Russen Unmassen von Menschen geopfert, da sie ja, bevor sie durch Hunger fiel, lange und schwer gegen ihre Befestigungen kämpften ohne sie niederzulegen. Es zeigt sich erst jetzt, welche furchtbaren Wirkungen die österreichischen und deutschen schweren Geschütze auf die Forts gehabt haben. Die Trichter der 42-Zentimeter-Geschütze weisen

eine Tiefe bis zu 8 und eine Breite bis zu 15 Metern auf. Auf die Russen übten diese furchtbaren Geschosse eine derartige Wirkung aus, daß sie selbst ihre Drahtverhaue durchschnitten, um sich aus ihrer verzweifeltsten Lage zu retten und sich dem anstürmenden Feinde mit erhobenen Händen ergaben.

Das Blut vieler deutscher und österreichischer tapferer Soldaten ist um die galizische Festung geflossen und hat die Waffenbrüderschaft nur noch enger geknüpft, als sie schon war. Dessen wollen wir uns trotz aller Opfer freuen.

* * *

Am 22. Juni ist nun auch Lemberg gefallen und damit die Hauptstadt Galiziens wieder in die Hände Österreichs zurückgelagt.

Von welcher Seite immer sich der Reisende Lemberg naht, immer, so bemerkt Ladislaus von Lozinski in seiner Beschreibung der Stadt, rollt er gleichsam in die hinein. Die umgebende Landschaft entbehrt des Charakters und trägt einen beinahe mißrätlich zu nennenden Zug, und die Stadt selbst scheint sozusagen überhaupt nicht zu „liegen“. Und doch trifft diese Vorstellung nicht ganz zu; Lembergs Lage ist nicht ohne Reiz, und um ihn zu erfassen und zu verstehen, tut man am besten, die Höhe des alten Schlossberges zu ersteigen, der heut Franz-Josefsberg heißt. Da sieht man, daß Lemberg sich in einen ziemlich tiefen Kessel schmiegt, der ringsherum von Anhöhen umgeben ist. Diese Anhöhen tragen den Namen von Bergen, alle in das sind sie ihrem Wesen nach nicht, sondern es sind vielmehr Schollen und Reste einer zerrissenen Hochebene. Das Flüsschen Poltew, an dem Lemberg liegt, hat die Hochebene hier in dieser Weise zu Hügeln und Höhen zernagt; heut ist vom Poltew in der Stadt Lemberg nicht mehr viel zu merken, da sein häßlicher Lauf längst überwölbt worden ist. Die Hochebene aber, durch die er sich hier gegraben hat, das ist die podolische Platte, mit der jene riesige Platte, die die Bodengefaltung von ganz Osteuropa bedingt, bis hierher nach Galizien vordröhrt. Richtet man vom Franz-Josefsberge den Blick gerade ostwärts, so streicht er über die weiten, ohne Unterbrechung sich hinziehenden Flächen dieses podolischen Plateaus hin. Gegen Norden fällt dieses Plateau mit einem deutlichen Steilrande gegen die Ebene ab. Die Eisenbahnlinie, die von Lemberg aus nach Tarnopol und weiter östlich zur russischen Grenze fährt, folgt etwa dieser Steilgrenze; zur rechten Hand erhebt sich gleich einer steilen Wand das Plateau von Podolien mit Gestrüpp und Laubwald bedeckt, zur Linken aber dehnt sich eine weite sandige, öfters von Sumpf und Moor unterbrochene, stellenweise dunke Inseln von Nadelwäldungen tragende Niederung, die nichts anderes, als die Fortsetzung der nordgalizischen Tiefebene ist.

Lemberg selbst liegt in dieser nordgalizischen Tiefebene, etwa da, wo die podolische Platte in ihrem äußersten Westausläufer an sie stößt, und vom Franz-Josefsberg sieht man, wenn man sich nach Westen herüber wendet, unabsehbar die Fortsetzung der großen Niederung, ein sumpfig-sandiges, hier und da mit dunkelgrünen Nadelwäldungen bedecktes Land, das schon ganz den Charakter des Weichselgebietes trägt und mit zahlreichen eratischen Blöcken aus nordischen, besonders finnländischen Gesteinen bedeckt ist. Nun ist freilich gerade in der Gegend von Lemberg diese große Niederung noch nicht typisch entwickelt. Es setzt nämlich hier ein stellenweise bis zu 400 Metern ansteigender Hügelzug ein, der in nordwestlicher Richtung, gegen Tomaszow in russisch-Polen streichend, die ganze Tiefebene in zwei ungleiche Teile teilt. Der bei weitem größere, westliche Teil, umfaßt das Gebiet des San- und Weichsellaufes — das Gebiet, das die siegreich vordringenden Heere der Verbündeten jetzt bereits hinter sich gelassen haben. Der östliche, kleinere Teil der Tiefebene hingegen bildet die Niederung des Bug-Gebietes, das jetzt der Schauplatz neuer, bedeutender, kriegerischer Ereignisse

zu werden bestimmt scheint. Mit Ausnahme des erwähnten Lemberg-Tomaszower Rückens wird die Oberfläche dieser Ebene nur durch die Ablagerungen des ehemaligen Inlandsees und der jüngeren Anschwemmungen gebildet, und so erklärt es sich, daß die Landschaft den Charakter der Einörmigkeit und der Langweiligkeit trägt. Ein polnisches Sprichwort sagt von diesem Teile Galiziens recht bezeichnend: „Hinter dem Sande ein Wäldchen und hinter dem Wäldchen wieder Sand.“

Nordöstlich von Lemberg und östlich von Poltew beginnt diese typische Landschaft des oberen Bug-Gebietes. Wald und Morast, manchmal auch Sand, das ist der ganze Inhalt dieser flachen Gegend. — so schildert sie ein trefflicher Kenner, Emil von Habbant-Dunkowksi. Nur ein leidenschaftlicher Jäger entschließt sich weit von der Landstraße in diese beinahe schwimmenden Wälder einzudringen. Kiefer, Erle und Birke bilden den Waldbestand. Erst westlich hinter Rawa-Ruska erscheint eine willkommene Abwechslung in diesem traurigen und eintönigen Bilde, nämlich der Lemberg-Tomaszower Hügelzug. Freilich sind die Hügel weder besonders hoch und malerisch und Sand und Kiefer herrschen auch hier noch, aber von der Höhe des Rückens kann man doch einen interessanten Blick über das ganze Land gewinnen.

Mit diesen Eindrücken von der umgebenden Landschaft bildet Lemberg eine doppelte Überraschung. Denn es ist eine

stättliche, ja in ihrer Weise selbst glänzende Stadt, die sich da zwischen der podolischen Platte und der galizischen Tiefebene eingeklemmt hat. Von ihren älteren Denkmälern freilich ist das Meiste durch den furchtbaren Brand von 1527 vernichtet worden, aber aus den Zeiten seit dem 16. Jahrhundert besitzt Lemberg so manchen interessanten Palast, so manche stattliche Kirche. Dennoch sind es nicht die Altertümer, die man in Lemberg sucht und die den Reisenden hier fesseln; darin kann sich Lemberg nicht im entferntesten mit Krakau, der Hauptstadt von Westgalizien messen. Was an Lemberg festsetzt das ist vielmehr gerade seine moderne Entwicklung, das ist das neue Lemberg, das sich in den letzten 30 Jahren entwickelt hat, eine Stadt mit stattlichen und belebten Straßen, mit prächtigen Reu-



Von dem großen Durchbruch am Dunajec. Deutsche Truppen stehen durch Neu-Sandez an die Front ins Kampfgelände vor Gorlice.

bauten, mit schönen Parkanlagen. Diese moderne Sdicht hat die Spuren und Reste der langen geschichtlichen Bergangenheit Lembergs fast ganz bedeckt; daß diese aber dennoch hier und dort bald in der Straßenanlage, bald in einem Bauwerke, bald selbst wieder nur in ein paar dekorative Überreste immer wieder durchwächst und sich geltend macht, das gibt der Physiognomie von Lemberg einen feinen Reiz und bewahrt sie vor dem Fluche der nur modernen Städte — vor dem Fluche der Charakterlosigkeit.

Mondnacht im Schloßpark.

(Nachdruck verboten.)

Der Park liegt stumm in falber Glut —
Von den Plantanen flutet weich
Ein Silberflimmer in den Teich,
Der sanft im Hauch der Rosen ruht.

Wie scheinewobner Nebelflor
Löst sich's in weißem Truggewand
Vom Grottenhang am Uferand
Und geistert durch des Schlosses Tor.

Und um die alten Mauern weht
Ein Lied von einem Königskind,
Das heimlich, wenn das Mondlicht rinnt,
Den Märchenprinzen suchen geht...

Heinz Morgenbradt.

Im Fort Hamidje.

Erzählung von Johanna Weisfisch.

(Nachdruck verboten.)

Es war zu Anfang des Monats März. Über der Meerenge der Dardanellen blaute der orientalische Frühlingshimmel und spiegelte sich seine strahlende Sonne in den leise rauschenden Wellen. Zwischen den an der europäischen und asiatischen Küste erbauten Schlössern Kılıd-el-Bahr und Kaleh-Sultanje schossen die Mäwen wie blinkende Sonnenpfefel hin und her. Die Festungsmauern hatte der junge Deniz mit dem ersten zarten Grün und den ersten duftigen Blüten reizvoll umkleidet. Aber über diese feuchte Frühlingspracht drang das Schlachtengebrüll des Weltkrieges aus den Kanonenschländen feindlicher Schiffe. Statt der schimmernden Mäwen, die entseht davonflattern, flogen englische und französische Granaten durch die blauen Lüfte nach den Forts der beiden Schlösser. Die Töchter des Festungsdorfes Tshanat-Kaleh, deren Erzeugnisse sich auf den Märkten Stambuls so großer Beliebtheit erfreuen, sahen erschrocken von ihrer friedlichen Arbeit auf und verließen zeitweilig ihre bescheidenen Wohnstätten. Aber die feindlichen Geschosse verfehlten meist ihr Ziel. Höchstens, daß sie ab und zu eine kleine Verwirrung in den Frühlingsträumen der blühenden Festungsgürtel anrichteten; die meisten fielen in

dem Halbmond und dem Stern jezt den Gästen seines kleinen Kaffeehauses zu dienen. Er hatte es wenigstens bis zu dem Tage getan, als die ersten feindlichen Granaten von den Schiffen vor den Dardanellen herübergeflogen kamen. Da begann in ihm etwas zu wühlen — das merkten sie alle, die Offiziere, türkische und deutsche von der Besatzung der Forts, und die einheimischen und fremden Zeitungsbereichtersteller, die sich gern bei einem Täßchen von Ali-Babas echtem Schwarzem über die wichtigsten Ereignisse der Kriegshauptpläne zu unterhalten pflegten. Sie waren nicht mehr so zufrieden mit dem Kaffee des Invaliden wie sonst. Das Getränk zeigte sich nicht mehr mit derselben Liebe wie früher bereitet, die Kaffeestube und der davor im Freien liegende Platz waren nicht mehr so sorgfältig gekehrt und gesprengt, und der üppige, am Häuschen emporrantende Weinstock, Ali-Babas Stolz, wurde nicht mehr allmorgendlich getränkt.

Eine Woche später geschah es, daß Ali-Baba sein Kaffeehaus schloß und hinauf nach dem Fort Hamidje schritt. So schnell, als es ihm sein Holzbein gestattete. Das war an dem Tage, da er erfahren hatte, daß sein früherer Hauptmann, der Bin-Baschi Schükür-Effendi, bei der Festungsartillerie sich befände — sein Hauptmann, den er vor Adrianopel mit dem eigenen Leibe gedeedt, den er vor einer Bulgarentugel gerettet hatte — sein Hauptmann, der es wußte, wie sein Jüs-Baschi mit ganzer Seele Soldat gewesen war, und der Verständnis für seinen Schmerz hatte, nicht



Ruhetag am San.

das zornig aufbegehrende Meer. Die Kommandanten der Forts hielten es kaum der Mühe wert, ihre Geschützmannschaften, prächtige türkische und deutsche Jungen, zur Beantwortung des feindlichen Granaten-Anfalls zu ermächtigen. Immerhin nahm man auf den Forts Sultanje und Hamidje, in der Voraussetzung, daß sich die feindliche Flotte vor den Dardanellen noch verstärken und eine härtere Beschießung nicht ausbleiben würde, Veranlassung, sich noch ausgiebiger zur Verteidigung zu rüsten, als es schon geschehen war.

Darüber gingen Tage hin. Die Einwohner von Tshanat-Kaleh ließen sich kaum noch in ihrer Beschäftigung stören, wenn die Granaten über ihren Köpfen hinweg nach dem Fort Hamidje flogen, um dort wirkungslos zu krepieren. Die fleißigen Leute formten, malten und brannten ihre Töpfe und Kannen fast mit derselben Beschaulichkeit wie in Friedenszeiten. Es war, als ob die stolze Ruhe der ragenden Feste sich auf sie übertragen hätte.

Nur im Herzen eines Mannes brannte und wühlte es in diesen Tagen, daß er keine Ruhe und Raht finden konnte: im Herzen des ehemaligen Jüs-Baschi (Feldwebel) und jetzigen Kriegsinvaliden Ali-Baba! Den schmerzte sein Holzbein, wie er sagte, wenn man nach der Ursache seiner gestörten Ruhe und Laune forschte. Das Holzbein war der Ertrag für den ihm im letzten Balkankriege vor Adrianopel abgeschossenen rechten Unterschenkel, und er hatte sich damit abgefunden, statt der Fahne mit

mit gegen den alten Erbfeind, den Moskowiter, und gegen dessen Verbündeten kämpfen zu können! Sein Hauptmann war es ja auch ganz allein, der von dem anderen, von dem tiefsten Kummer seines Jüs-Baschi wußte, von dem Kummer, der ihm nun am Herzen fraß, den er vor anderen aber auf sein Holzbein schob.

Der Bin-Baschi Schükür-Effendi empfing seinen früheren Feldwebel mit herzlichster Freude und erfüllte ihm gern das Anliegen, in einem kleinen Räume des Forts eine Kaffeeküche einzurichten. Ali-Baba neigte sich ehrerbietig und küßte dankbar den Saum an seines Hauptmanns Waffentode. Dann fragte er in aller Bescheidenheit, und doch innerlich siebernd vor Erwartung, nach dem Stande der Dinge da draußen auf dem Meere.

Da bligten Schükür-Effendis dunkle, große Augen auf, und sich zu seiner ganzen Länge aufredend, sprach er: „Allah sei Dank, der mit uns ist und mit unseren Verbündeten! Es steht gut! Laß sie nur kommen, die Feinde; wir werden ihnen schon Meßspeck beibringen vom 'ranken Mann', wie sie uns nennen! Wir und die Deutschen zusammen, Ali-Baba! Wer wollte uns da widerstehen? Allah ist groß, und unsere Stunde ist nah!“

In den tobschwarzen Augen des Invaliden erglommen Funken des Hasses und der Verzweiflung, da er klagte: „Und ich kann nicht dabei sein, wegen dem da!“ — Dabei schlug er mit dem Krüdstock gegen sein Holzbein, daß es nur so klapperte.

„Wenn mir Allah nur —“, rief er hervor, um dann abzubrechen und hinter sich hinzusehen.

Schüßler-Effendi sah teilnehmend auf den Braven und fragte: „Hast du nichts mehr von Achmed gehört, Ali-Baba?“

„Kein Wort mehr, Effendi; Allah hat es nicht gewollt! Warum kam der Junge nicht zu mir, ehe er in den Heiligen Krieg zog, zu dem der Ruf doch auch sein Ohr erreicht haben muß?“

„Warum? Du fragst noch, da du deinen einzigen Sohn, dem du deine heftige Natur vererbt hast, vertriebst? Und warum? So frage ich!“

In des Invaliden Stimme grollte es wie ferner Donner, als er seinem Hauptmann antwortete: „Was nicht genug der Schande, Effendi, daß er die Hand hob gegen seine Mutter, die zu Allahs Freude einging, ohne daß er sie wieder sah, ohne daß sie ihn segnete? Um des Heiligen Krieges willen hätte ich ihm verziehen, ehe er hinauszog, um zu kämpfen gegen unsere und unserer Freunde Feinde. Das mußte er wissen und kam doch nicht noch einmal zu mir! — Allah sei mir gnädig, aber ich flu —“

Das ohrenbetäubende Geräusch einer nahebei herstehenden Granate riß dem Invaliden das Wort vom Munde, noch ehe er Zeit hatte, es zu vollenden. Mit einer abschließenden Hand-

zösischen Schiffen, die von zwei Feuerstellungen aus den Angriff auf die Dardanellen begannen und sie mit einem wahren Hagel von Geschossen überschütteten. Da entspann sich ein Kampf, von dem die Geschichte der Türkei bis in die fernsten Zeiten berichten wird. Es war, als ob der Tag des jüngsten Gerichts gekommen sei, um im Himmel und auf Erden zu gleicher Zeit Abrechnung zu halten. Meilenweit erbebten die Lüfte, das Wasser und die Felsen vom rasenden Gebrüll der Schlacht. Unablässig schleuderten die feindlichen Schiffe ihre Geschosse nach dem stolz ragenden Fort, dessen schwere Geschütze mit wohlgezielten Treffern den Tod und die Vernichtung in die Panzer auf der See trugen.

Am Eingange einer Batterie lehnte der Invalide. Ihn hatte das jubelnde, begeisterte Siegesgeschrei der Geschützmannschaft herbeigerufen, als das stolze französische Schiff „Bouvet“ in der Tiefe des Meeres versank. Da hatte er, zwar nur von der Rückseite, an einem der 36-Zentimeter-Mörser einen kraftvoll gebauten Soldaten gesehen, der ihn in seinen Bewegungen an den verstorbenen Sohn erinnerte. Wo mochte der sein? Ein so großer, heiliger Zorn und Schmerz erfaßten den Invaliden, daß er sich rühmend wie ein verendetes Wild in den dunkelsten Winkel seiner Küche schlich. Aber wieder und wieder rief ihn das jauchzende Siegesgeschrei aus den Batterien nach vorn, und immer mehr zog sich sein Blick an dem einen fest, der da mit einer Ruhe und Sicherheit



Zur Wiedereroberung von Galizien. Uebergang österreichischer Truppen über die Wisloka.

Bewegung ging der Hauptmann eiligt nach der Batterie und ließ den Füß-Bajshi allein.

Am anderen Tage bereits richtete Ali-Baba seine Kaffeetücher nicht weit von der Batterie ein, in der die gewaltigen Feuereschlünde der 35-Zentimeter-Geschütze nach dem Feinde hinausdrohten. Gerade, als Ali-Baba mit dem Fächer aus Truthahnfedern die Holzlohlen auf seinem Mangal (Kohlenpfanne) zur Glut entfachte, zogen sieben angekommenene neue Geschützbedienungsmannschaften in die Batterie ein.

Der nächste Tag war der 18. März — ein so sonniger, wonniger Frühlingstag, daß es selbst den Verteidigern des Forts Samidje schwer wurde, an den Krieg zu glauben. Sie sahen in den Batterien neben den blickblauen Mörsern und Haubitzen und tranlen, Türken und Deutsche, von dem kräftigen schwarzen Kaffee, den ein alter Diener aus Ali-Babas Kaffeetücher herbeitrug. Zehn Para kostete das Täschchen nur, tadellos war er und mit Liebe und Verständnis gebraut. Es ging auf Mittag. Eben wollte einer der Deutschen, ein blonder, hünenhafter Bommer, den türkischen Kameraden auf deren Bitte die „Wacht am Rhein“ vorsingen, als eine Granate übers Meer gezielt kam und an der Festungsmauer zerplatzte. Im Nu waren alle Mann des Forts auf dem Posten. Die Ferngläser der Offiziere gingen übers Meer und entdeckten ein Geschwader von fünf englischen und vier fran-

ohnegleichen von einem der Mörser Treffer um Treffer in die feindlichen Schiffe sandte. Wenn er sich nur einmal umbrehen wollte! Und er drehte sich um, aber anders, als Ali-Baba dachte: in dem Augenblicke, als die Mannschaften den Mörser von neuem laden wollten, fuhr eine feindliche Granate in den Unterbau des Geschützes und traf gerade den einen, an dessen Gestalt des Invaliden Augen hingen! Ein Granatplitter riß ihn herum. Ein-, zweimal drehte er sich um sich selbst, dann fiel er neben seinem zerschmetterten Geschütz zu Boden. Doch da war auch schon Ali-Baba neben ihm und kniete mit dem Ausruf: „Allah! Achmed, mein Sohn! Achmed, mein Sohn!“ an seiner Seite nieder.

Der Schwerverletzte, aus dessen Brust es purpurn tropfte, richtete sich in des Vaters Armen auf und sah ihn mit glänzenden Augen an: „Allah sei Lob und Dank, daß er mich dich noch sehen läßt, ehe ich für mein Vaterland sterben darf, mein Vater! Vergib mir, wie mir die Mutter wohl vergeben hat, damit ich ruhig zu Allahs Freunden eingehen kann. Ich glaube — ich habe — es gutgemacht — an der Heimat — an unserem herrlichen Istanbul! Bon — Erzerum — hat mich — hat mich — das Fetwa des Großherrs — hergetrieben — in die Heimat, mein Vater — in deine Nähe.“

„Sei ruhig, Achmed, mein Sohn, sei ruhig! Sprich nicht, sei ruhig! Es ist alles, alles vergessen, mein Achmed! Die Mutter

hat dich gesegnet, ehe sie zu Allah ging, und ich und das Vaterland segnen dich, mein Sohn!"

In erschütternden Tönen kamen diese Worte von des Invaliden Lippen, während er den sterbenden Sohn an seine Brust bettete. Der sah den Vater noch einmal an, ein glückliches Leuchten ging über sein tauch- und pulvergeschwärztes Antlitz, dann schloß er die Augen für immer. Nur die beiden her tobte das Gebrüll der Schlacht. Die Felsen bebten, die Lüfte zitterten, und in das Donnern und Krachen der Geschütze klang der Jubel der Festungsbesatzung.

Als am anderen Tage türkische und deutsche Soldaten, die in treuer Waffenbrüderschaft Seite an Seite den Sieg mit ihrem Herzblute bezahlt hatten, nun auch nebeneinander zur letzten Ruhe gebettet wurden, stand der Invalide in seiner alten Uniform, geschmückt mit seiner Tapferkeitsmedaille, an dem offenen Grabe, über das die Ehrensalve so mächtig erklang, daß sie das Echo an den Felsen weithin weckte. Schütir-Effendi trat auf seinen Füß-Baschi zu, drückte ihm die Hand und sprach: „Allah hat Großes an dir getan!“

Vom offenen Grabe des Sohnes ging der Invalide fort, um mit seinem Gott allein zu sein.

Als er am anderen Tage dem Festungskommandanten die Bitte vortrug, auf dem Fort Hamidje seine Tage beschließen zu dürfen, wurde ihm das gewährt. Und nun betet Ali-Baba jeden Tag dreimal am Grabe seines Sohnes und der mit ihm schlummernden Kameraden.

Sprüche.

Gerechtigkeit wird nur darum so oft verweigert, weil sie als ein Recht gefordert wird. Würde sie als Günst erbeten, so sähen wir sie ohne Zweifel weit häufiger gewährt.

Mag die Verleumdung zischen! Sieh — ich achte nicht das Urteil einer Welt so sehr als des Bewußtseins stillen Zeugnis. Gerecht will ich nicht scheinen, ich will's sein.

Ruhe und Ruhm sind selten gute Freunde.



Zur Wiedereroberung Galiziens. Gesamtansicht der Stadt Lemberg.

Zigeunertüde.

Skizze aus den östlichen Karpathen.

Von Ketha Klitscher-Merzenich.

(Nachdruck verboten.)

Die östlichen Karpathen waren der Schauplatz der Kämpfe zwischen österreichisch-ungarischen Truppen und den Russen, die über die Karpathenpässe in Ungarn eingedrungen waren, aber nach großen Niederlagen wieder über die Karpathen hinausgedrängt wurden. Die nachstehende Skizze gibt ein Kulturbild aus dem wilden Gebirgslande.

Die gesamte Gendarmenrie von Csábad war in Aufregung. Seit einigen Wochen verfolgte sie schon die Spur einer Zigeunerbande, die das ganze Szármárer Komitat durch ihre Diebereien und Brandstiftungen beunruhigte.

Die bisher nutzlosen Streifzüge hatten dem jungen Leutnant schon viele „freundliche“ Bemerkungen von oben eingetragen. Endlich war heute ein walachischer Bauer mit der Nachricht gekommen, daß man in Jókete Pálat zwei Zigeunerwagen angehalten und bei der Durchsichtung eine Menge gestohlener Sachen gefunden habe. Sofort wurden die Gendarmen zusammengerufen. Gion Béla, der junge Leutnant, wählte zwei tüchtige Männer aus und sagte ihnen in ernstem Ton: „Kováts und Szóke, Ihr werdet mir die Kerle gut hierher bringen, es hängt viel davon ab. Ihr kennt

ja die tüchtigen, feigen Gefellen, im schlimmsten Falle schon! Eure Patronen nicht.“

In einem walachischen Bauernwägelchen rollen sie bald nach Jókete Pálat. Es ist Mittag, heiß brennt die Augustsonne auf die Anzessen hernieder. Der Lauf der Gewehre und die aufgeschlängelten Bajonette blitzen, und die schillernden Hahnenfedern wiegen sich stolz auf den ledrigen Tschagos. Die Gendarmen haben die hohen engen Halstragen geöffnet, Hitze und Staub werden immer unerträglich.

Der Fuhrmann knallt aufmunternd mit der Peitsche und ruft ein „Jáki hot“ seinen Pferdchen zu.

Die laufen tüchtig. Man sollte nicht glauben, was diese armen, schlecht gefütterten, kleinen Tiere leiden können. Es geht in schnellem Fluge durch walachische Dörfer, die fast ausgestorben scheinen. Alles ist zur Ernte auf den Feldern. Nur ein paar kleine Kinder in groben Hemden laufen dem Wagen mit Geschrei entgegen, und die wütenden weißen Hunde mit den roten, stehgebenden Augen erheben ein ohrenzerreißendes Gebläff.

Kováts, der schon lange in der Gegend ist, wird viel von seinem jüngeren Kameraden über walachische Sitten und Gebräuche gefragt. Er gibt nur einseitige Antworten und versinkt endlich ganz in Gedanken. Eine Ahnung sagt ihm, daß ihm heute etwas Schiefes gehen werde. Er ist mit sich selbst unzufrieden, denkt an Weib und Kind und den geringen Sold. Seine Stimmung wird nicht besser, als nun sein Freund ein Lied ansingt. Der Wagen rüttelt und schüttelt sie tüchtig durcheinander, und das Tremolo der Stimme Szókes ist kein Genuss.

Das Gefährt hat die Landstraße verlassen. Der Fahrweg, der nach dem Dorfe führt, ist mit großen und kleinen Steinen übersät, nur wo die Wagen fahren, sind zwei tiefe Furchen in der Erde.

Die Männer steigen ab und gehen rüstig den ansteigenden Weg hinan. Auf beiden Seiten erheben sich bewaldete Hügel, ein brausender Gebirgsbach eilt schäumend an ihnen vorbei. Der Wagen fährt durchs Wasser und in langen, dürrigen Zügen trinken die Pferdchen. Langsam geht es vorwärts. Sie und da fliegt ein Harbvoogel schreitend auf, und während die Flügel nicht revidiert, möchte Szóke gern auf die Vogel schießen.

Das Tal verengt und verdüstert sich immer mehr, und der Weg wird immer steiler. Jetzt haben die Männer eine Anhöhe erreicht, von wo sie ihr Ziel, Jókete Pa-

lat, ein freundliches Gebirgsdörfchen, liegen sehen. In den Bergen hin ziehen sich gelbe Maisfelder. Die Häuser mit ihren Schindeldächern und dem grellfarbigen Anstrich leuchten aus dem Grünen heraus. Sie liegen zerstreut, nach Willkür und Laune der Besitzer erbaut.

Nur um die Kirche mit dem hohen Schindelturm zieht sich eine Straße.

Die Männer sitzen wieder auf; die Pferdchen, die den Stall wittern, laufen schnell und schneller und wickeln freudig. Beim Einfahren ins Dörfchen eilt dem Wagen die halbe Jugend nach. Es ist ein großes Ereignis; zwei Gendarmen, die die Zigeuner abholen wollen!

Beim Hause des Dorfbörsen — des Richters — steigen sie ab. Dieser ist ein Greis mit freundlichem Gesicht und klugen Augen, sein Kopf von langen weißen Locken, die bis auf die Schultern fallen, umrahmt. Er kommt auf sie zu, schüttelt ihre Hände und führt sie in sein Haus. Seine Frau, ein noch rüstiges Mütterchen, holt den selbst gebrannten Zwetschen-Schnaps, Schafstafe und ein großes Laib Brot für die Gäste herbei. Die Stube ist niedrig, an den Wänden hängen selbstgepönnene Tücher, mit Wollstückerie über und über bedekt. Dazwischen verteilt grellfarbige Heiligenbilder, bunte Teller und Schüsseln. Das Prachtstück, das Bett, mit 12 oder mehr Kissen, ist der Stolz der Hausfrau. Mit allerlei Malereien und Schnitzereien verziert ist es sehr feig und grob, aber trotzdem nicht un schön.

Szóke betrachtet das alles verwundert, er ist erst aus dem Tornitler Komitat gekommen, hat noch nie ein walachisches Bauernhaus gesehen.

Nachdem beide sich gesärkt, fragt Kováts nach den Zigeunern. Der Richter erzählt ihnen umständlich, wie ein paar Bauern die

Hande in einem Weisfeld aufgespritzt hätten. Jetzt seien sie im Schulhause eingeschperrt, und zur Wache wären zwei junge Burtschen bei ihnen.

Witru, der Greis, geht langsam mit den Gendarmen. Überall kommen neugierige Bauern aus den Häusern:

„Nunz morre (wohin geht's)?“, fragen sie und schließen sich den andern an.

Am Schulhaus angelangt, hört man ein helles Lachen. Beim Eintritt in die geräumige Stube, die von der Zigeunerbande besetzt ist, fallen vor allem eine junge Frau und ein Mädchen auf, die eifrig mit den zwei Walachen, ihren Wächlern, kokettieren. Das Mädchen sieht auf, als die Tür sich freischend öffnet, die Frau dagegen tanzt um einen der jungen Bauern herum und beifelt, daß er sie nur ein klein wenig ins Dorf gehen lasse.

„De da,“ ruft Kováts, „willst du still sein!“ Sie schreut zusammen und wirft ihm einen wütenden, lauernden Blick zu.

In einer Ecke lauern drei Männer, die an den Händen mit Hautstriden gefesselt sind. Sie sehen wild und verzogen aus. Dunkelbraun ist ihre Gesichtsfarbe, zerzaust ihr langes, schwarzes Haar und blühend ihre Augen. Die schmutzigen Kleider hängen in Fetzen um ihre Körper.

Eine echte, dicke, schmutzige Zigeunermutter fehlt auch nicht, sie ist gerade dabei, einem Balg, hm — die „Frisur“ zu säubern! Kinder jeden Alters sind an die Gendarmen herangetreten und begaffen die Männer nach Zigeunerart.

„Marsch mit euch in die Wagen, Gefindel,“ ruft der Gendarm.

Unwillig wird dem Befehle Folge geleistet. Es dauert lange, bis alles untergebracht ist. Zwei herrliche Planwagen, voll von allem möglichen Kram, mit Pferden bespannt, die gewiß nie mehr den Stall, aus dem sie gestohlen waren, verlassen werden; denn die Zigeuner behandeln sie sehr schlecht.

Die Frauen tuschieren, die Männer sitzen gefesselt auf den Karren. Kováts und Szöte schreiten neben den Wagen her, die langsam davonrollen. Die johlende Jugend begleitet die Gefangenen noch bis zur nächsten Brücke.

Im Dorfe läutet die Weislocke, und die untergehende Sonne läßt das doppelte Kreuz (die Walachen sind alle griechisch-katholisch) in ihren letzten Strahlen verheißungsvoll leuchten.

Szöte müstert öfters streng die Zigeuner und unterdrückt selbst den kleinsten Muthveruch drohend mit dem Gewehr. Langsam geht's bergan. Oft bleiben die Pferde stehen. Wenn nicht die Gendarmen energisch dazwischen schimpften, blieben die Pferde und Zigeuner am liebsten — um Raß zu machen.

Es ist dunkel geworden, die Sterne glimmern schon durch die Bäume. Die Stille der heraufsteigenden Nacht wird nur durch das Kläuschen des Wagens und das Knarren der Räder unterbrochen.

Manchmal dringt ein leises Sprechen und Tuscheln aus dem Wagen. Der junge Zigeuner knirscht mit den Zähnen und reißt an dem Hautstride, der ihm aber um so fester in die Gelenke einschneidet.

Die Frauen fragen die Gendarmen, ob sie nicht aufstehen wollen, der Weg sei noch weit und schlecht. Kurz wird verneint. Was haben sie nur so eifrig miteinander zu flüstern? Und wie ihre Augen nachsüchtig an den beiden, sie bewachenden Männern hängen. Diese merken es nicht, oder wollen es nicht merken, pah! Angst kennen sie nicht; sie haben ihre guten Büchsen bei sich.

Den engen Gebirgsfahrweg haben sie nun verlassen und sind auf die breite Landstraße eingebogen. Hier und da begegnet ihnen ein Gefährt, das verpäpelt aus dem Städtchen heimkehrt. Doch die fahren schnell und haben kaum ein Auge für die Zigeuner. Noch eine Stunde gehen Kováts und Szöte neben den Wagen her, dann meint Kováts, sie wollten aufstehen, denn sie sind beide erschöpft von der Hitze und der Last des Tages. Bereitwillig, aber mit sonderbarem Lächeln wird ihnen Platz gemacht.

Eine Weile lauschen beide gespannt auf das, was in den Wagen vorgeht. Alles bleibt aber ruhig, und sie werden weniger achtam.

Kováts hat auf dem letzten Karren Platz genommen und übermacht auch noch den seines jüngeren Kameraden mit. Eine Sternschuppe fällt, die Nacht ist warm und mild. Die Klagen, die am Wege blähen, fröhen balsamische, sinnverwirrende Düfte aus. Ganz in der Ferne sieht man die Lichter von Gálsdag. Den den Strapazen des Tages ermüdet, sinkt Szöte immer mehr in Träume. Ein glückliches Lächeln huscht über sein ehrliches junges Gesicht bei dem Gedanken an sein braunäugiges Mädel und wie es ihn von Stolz für seinen guten Fang mit süßem Kusse lohnen wird.

Da — darf er seinen Ohren trauen! — klingen schmeichelnde Liebesworte zu ihm herüber. Ein weicher, zärtlicher Arm legt sich um seinen Hals. Wählich aber — schändliche Zigeunertücke — dringen spitze Nägel in sein Fleisch ein! Er will schreien, aber wie mit eisernen Klammern wird ihm die Kehle zugepreßt. Mit einem Muth steigt er rücklings in den Wagen. Vergeblicher Widerstand! Ein hummes, verzweifelltes Klagen — dann gräbt sich ein spitzer Dolch in seine junge Brust. Und wie oft wird er noch hineterversenkt! Alle müssen ihre Nachgedanken befrichtigen; selbst die Kinder dürfen nicht zurückstehen —

Ganz zerfetzt ist seine Uniform, und sein Blut rinnt in dunklen Strömen. Dann werfen sie den graulich Ermordeten auf die Landstraße, wo — schon ein anderer Leichnam liegt: Kováts ist dem gleichen Schicksal zum Opfer gefallen.

Haltig wenden nun die Zigeuner ihre Karren und verschwinden im Dunkel der Nacht, ohne sich umzusehen.



Lemberg. Der Wall und das Stadttheater.

Als am andern Morgen Bauern die Leichname fanden und sie nach Gálsdag brachten, ward sofort eine Patrouille Gendarmerie ausgesandt, um die Freunde zu rächen. Wie aber hat man auch nur eine Spur von den Zigeunern entdecken können.

Sprüche.

Es ist ein kleines Wort, Du wissen, was man will — Doch bleibts ein guter Gott Und macht gar heil und still.

Halte in allem das richtige Tempo inne; sei nicht zu rasch, aber auch nicht zu langsam.

Es ist ein Segen für jedes Haus, Und tiefen Studiums wert, Daß man das Beste von dem sucht heraus, Was einem das Schicksal beschert.

Mein Glück.

Von Heinz Morgenbrodt, 3. St. im Felde. (Nachdruck verboten.)

Und ist in Pflicht und lauter Gast Mein ernstes Tagewort verklungen, Winkst du mir fern zu süßer Raß, An deinem Herzen unsern Jungen.

Ein froher Gruß, ein Blick so warm — Und beide habt ihr mich umfangen. Der Junge hüßt auf meinen Arm Und küßt und kost mir beide Wangen.

So führ' ich euch ins Häuschen ein, Wo ich den Abendfrieden finde: Wie kann ein Mensch doch glücklich sein Bei seinem Weib und seinem Kinde!



Sprüche.

Niemals gab es eine Partei oder Sekte, worin nicht die Unwissendsten zugleich die Heftigsten waren.

In Bereitschaft sein, ist alles.

Die Russen und die Presse. Daß einem richtig gehenden russischen Machthaber die Presse, namentlich die freimütige, ein gewaltiger Dorn im Auge ist, weiß man genügend. Sehr drastisch drückte einst der Präsident der Wilnaer Genjurbehörde seinen Abscheu vor dieser westeuropäischen lästigen Kulturerrungenschaft aus. Als nämlich einst einer seiner Beamten einen Urlaub erhalten hatte, den er im Auslande verbringen wollte, und sich, wie üblich, von

bution von 4 1/2 Millionen Talern anferlegt, die aber, da die Vertreibung dieser für die damalige Zeit horrenden Summe unmöglich war, auf 1 1/2 Millionen reduziert wurde. Als nun unvorsichtigerweise, und nicht mit den kaiserlichen Verhältnissen rechnend, die Berliner Zeitungen diese Bedrückungen geißelten und den mutmaßlichen Urheber, den russischen General Tolleben anklagten, ließ dieser kurzerhand durch seine Kofaten die „verfluchten Zeitungsschreiber“ nachts aus den Betten herausholen und vorsehren, worauf er sie summarisch zur Strafe für ihren Freimut zum Spießruten laufen verurteilte. Auf dem Neuen Markt hatten zwei lange Reihen Kofaten Aufstellung genommen, um grinsend vor Freude auf das Kommende, ihre Magaliten auf die nackten Rücken der armen mutigen Opfer laufen zu lassen, als auf die, jedenfalls durch genügend „Ungende Gründe“ unterstützten

sonderliches Glück gehabt hat. Die Kugel hat die Lunge durchschlagen, ist an den großen Gefäßen vorbeigeschlüpft, ohne sie zu zermalmen, und hat schließlich die dünne Vorkammerwand durchschlagen, ohne zu einer Verblutung zu führen. Der Zustand des Verwundeten ist gut; Beschwerden des Herzens fehlen. Eine operative Entfernung des Geschosses ist unterlassen worden, da die Operation am Herzen zu gefährlich ist.

„Fritzy“, sagte der Lehrer in der Dorfschule, „rechne mal aus: wenn 11 Schafe auf einer Wiese sind und 6 springen über den Zaun, wieviel bleiben zurück?“ — „Keine, Herr Lehrer!“ — „Aber doch!“ — „Nein, Herr Lehrer,“ sagte Fritzy, „Sie kennen vielleicht Kopfrechnen besser, aber ich kenne die Schafe besser!“

Stoßsenzer einer alten Jungfer. Jetzt kommt bei den Männern schon das zweite



Der Erdgroßherzog von Oldenburg (X) mit seinen Kameraden beim Mittagessen auf dem Kriegshauptplatz in Oßgalizien.

seinem gestrengen Vorgesetzten zu verabschieden kam, entspann sich folgender charakteristische Dialog:

„Ich komme, mich von Ew. Excellenz vor meiner Abreise ins Ausland zu verabschieden.“

„So, nun gut, mit Gott, glückliche Reise.“

„Gaben Ew. Excellenz vielleicht noch Aufträge mitzubringen?“

„Nein, nicht daß ich wüßte. . . Abzuziehen, sagen Sie, kommen Sie vielleicht auch nach Mainz?“

„Möglich, Excellenz.“

„Nun, dann seien Sie so gut, dort das Denkmal Gutenbergs aufzusuchen, und diesem Kerl an meiner Statt ins Gesicht zu spucken.“

Einen Begriff von der russischen Ansicht über Pressefreiheit konnten auch im Jahre 1760 die Berliner Redakteure bekommen. Am 9. Oktober genannten Jahres hatten nämlich, im Verlaufe des Siebenjährigen Krieges die Russen Berlin besetzt und dort dem Hauptteil des Heeres, den Kofaten, entsprechend gehaust. Unter anderem ward der Stadt auch ohne weiteres eine Kontri-

Butten des Industriellen Gutkowskij, die Dollouenten begnadigt und von Tolleben mit einem ernsten Verweis entlassen wurden. Die Königenherrschaft währte allerdings nur einige Tage, bis Friedrich in Elmärchen heranzog, vor welchem dann die Russen Hals über Kopf ausrissen. A. M.

Eine Kugel im lebenden Herzen. So seltsam es auch klingen mag, so einwandfrei ist es doch erwiesen, daß man mit einer Kugel im Herzen ungestört leben kann. Es handelt sich um einen bayerischen Infanteristen, der von einem französischen Geschos verwundet worden war. Als man das Geschos durch eine Röntgenaufnahme entdecken wollte, fand man es im Herzschatten liegen. Da ein solcher Befund zunächst unwahrscheinlich erschien und man kaum aus einer einzigen Röntgenaufnahme den Sitz eines Fremdkörpers genau lokalisieren kann, wurde der Rekonvaleszent im Röntgenologischen Zentralinstitut vom Roten Kreuz in München wiederholt untersucht. Soviel Aufnahmen man auch machte, das Geschos blieb im Herzen, und zwar in der rechten Vorkammer, liegen. Man muß sagen, daß der Verletzte ein ungeheures, ab-

Aufgebot dran, und ich wart' noch immer auf das erste!

Zur Zeichen des Krieges. Richter: Sie werden beschuldigt, dem Mäler unverschens eine wuchtige Ohrfeige verlegt zu haben. — Angeklagter: I kann nig dasfür, Herr kaiserlicher Rat, daß er in mein' Aktionsradius geraten ist!

Rätsel.

Ein Schifflein fährt mit Windesschnelle Hin durch die Luft von Ort zu Ort; Es will nie ruhn an einer Stelle, Doch wirft es Unter immerfort. Es darf nicht leer sein, doch entleeren Muß sich's, wenn es nützen soll; Es muß viel Tausende ernähren Und schafft Schränk' und Kästen voll.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Laterne.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fiedersal & Koenig, Ess'n (Ruhr).

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 29

Sonntag, den 18. Juli

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Der Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Wendebühl auf Stechow stellte sich in dem Raum, der seines Lebens Not am meisten sah, heute das vierte Glas Grog zusammen. Als jetzt der Löffel

mit unfreiwillig hellem Klängen gegen den Glasrand fuhr, hob sich der Kopf eines Kindes vom Fenster zurück und sah zu ihm hinüber, wie ihm erschienen — vorwurfsvoll. Und doch wußte Mut Wendebühl mit ihren sechs Jahren noch nichts von der Leidenschaft ihres Vaters, die alle jene Energie verbrauchte, welche von rechts wegen der ausgelegenen Scholle hätte gehören müssen. Mit Wendebühl glitt langsam vom Stuhl auf die abgetretenen Dielen herab, lief zum Vater, hob das Mädchen, legte die feine Kinderhand auf seine Rechte, welche trotz äußerer Stärke zum Selbstregieren zu schwach geworden war und bat:

„Laß mich auch mal trinken, Vating!“

Die Gestalt des Mannes auf dem Armstuhl, dessen Polster zerschiffen und verblichen waren, schien zu wachsen. Er sah sein einziges Kind scharf an. Durch seinen Kopf fuhr ein Gedanke. Das Kind an seiner Seite besaß keine Mutter mehr. Und es waren hier nur Männer im Haus, die mehr oder minder mit kalten oder warmen Mischungen von Getränken ihre Sorgen bekämpften. Das alles sah die aufgeweckte Kleine. Wenn sie nun eines Tages den Zauber erkannte, der darin lag — ebenfalls versuchte und Geschmach daran fand — was dann?

Der Rittmeister Wendebühl suchte den Rest seiner Energie zusammen, öffnete das lose Fenster und goß den dampfenden, lieblich duftenden Trank hinaus, gerade dem alten halbblinden Budel auf den Rücken. „So“, sagte er und strich das krause Haar tiefer über Nuts erstaunte Augen. „Nun können wir beide nicht mehr trinken, mein Kind!“

In der Kinderseele wuchs eine neue Frage empor. Aber Mut hatte sich abgewöhnt, nach Antworten zu suchen. Sie wollte eilig auf ihren Stammsitz zurückkehren. Die Stimme des Vaters hielt sie jedoch zurück. „Wir bekommen nachher Besuch. Du kannst aber ruhig im Zimmer bleiben, Marjellenchen.“ Sie neigte sich in brülligem Eifer nieder und sammelte hausfraulich ein paar Zigarrenresten zusammen — hinter ihrem Rücken ging lautlos die Tür. Der alte Johann Peterkow, der die Stuben und den Garten besah, brachte eine Tischdecke herein.

„Was soll der Plunder?“ fuhr ihn Wendebühl an, „hast du schon wieder Bunte gerochen? Der gnädige Herr Fredericis auf Damerow, unser Nachbar, ist nicht besser als wir. Kaum hinter den Ohren trocken geworden! Der Schmutz, den ich alle Tage sehen muß, wird ihn wohl für eine Stunde nicht geirren.“

Aber Johann Peterkow ließ sich in seinem Vorhaben nicht stören. Er breitete die große, geblümte Decke über den Tisch, sah an seinem Herrn vorbei und sagte leise:

„Es ist bloß wegen der vielen weißen Hände, die von den heißen Gläsern kommen, Herr Rittmeister.“

Da ließ ihn Wendebühl gewähren. Er stellte sich an das andere Fenster und pffiff den Einzugsmarsch. Daran merkte Johann, daß sein Herr sich schämte und glaubte den rechten Augenblick für allerhand gute Ratsschläge gekommen.

„Herr Rittmeister müßten mal draußen nach der Lokomotive sehen. Der Stanislaus Nachtschkel solls wieder böß treiben. Er ist eben unserm jungen Herrn von Wiberstein mit der Forke zu Leibe gegangen. Der hat ihn in heller Wut windelweich geschlagen und aus der Scheune geschmissen. Wenn das nur kein Unglück mit den beiden gibt.“

Mit einem Ruck fuhr die aufrechte, breite Gestalt herum:

„Naus, sage ich dir, altes Backweib, auf deinen Posten! Wenn Herr

Frederic kommt, führe ihn sogleich zu mir!“

Aber die Worte des Alten gingen ihm doch im Kopf herum. — Daß sich der Friedrich Wilhelm von Wiberstein auch nicht zu zähmen lernte. Sonst ein Brachmensich, nur sobald ihm das Blut zu Kopf stieg, jede Gewalt über sich verlierend. Die fünf Jahre, die er hier auf Stechow weilte, hatten ihn dem Rittmeister lieb gemacht. Das Verhältnis der beiden Männer zueinander gestaltete sich im Laufe der Zeit inniger, als es sonst zwischen Prinzipal und Beamten der Fall zu sein pflegt. Wiberstein stand ohne Eltern und Verwandte in der Welt. Aber er hatte eine kraftvolle, zuverlässige Art, sich überall durchzusetzen — nur diese brutale, kaum verständliche Wildheit, wenn er zu Unrecht angegriffen wurde. — Ja richtig, die durfte er auch nachher dem Frederic nicht verheimlichen.

„Hoffentlich störe ich Sie nicht allzusehr“, sagte eine halbe Stunde später der Groß-Damerower Nachbar, nachdem er von Nuts Anwesenheit gebührend Notiz genommen. Dabei mußte er husten, denn von seinem Stuhl war beim Niedersitzen eine dicke Staubwolke emporgewirbelt.

„Ich schrieb Ihnen doch, daß ich bereit sei“, sagte Wendebühl



Fürst Solms-Baruth (1).

der Inspekteur der freiw. Krankenpflege, spricht auf einer Inspektionsreise im Osten mit dem Etappenlegierten Grafen Wedel (2).

ziemlich unverbindlich — „wie gesagt, der Viberstein ersezt mich draußen vollständig.“

„Es ist mir beinahe unangenehm, Ihnen diese Stütze fortzuschneiden, Herr Nachbar.“

„Wozu die Wippen, Frederici. Ich bin altmodisch. Sie sind reformwütig. Sie haben Geld — ich keins. Bei mir bezieht der Viberstein bloß Wohnung, Essen und was so ein Stück Pflegevater sonst noch gibt. Bei Ihnen soll er 1500 Mark haben. Ich bitte Sie, da wäre doch jede Empfindlichkeit von meiner Seite ein Böddinn — Sie wollen also hören, wie er sich bei mir geföhrt. Goldiren, arbeitsam, durchaus zuverlässig.“

„Das bestätigt mir, was ich selbst schon wahrzunehmen glaubte. Wenn nun auch das andere in Ordnung ist, bin ich fest entschlossen, ihn anzustellen. Wann würden Sie ihn entlassen?“

„Wenn es Ihnen darum zu tun ist — sofort. Eine Kündigungsfrist ist nicht zwischen uns vereinbart. Das gehörte mit zu den kleinen Freiheiten, die ich ihm gewährte.“

In diesem Augenblick löste ein krampfhaftes Schluchzen zu den beiden Männern hinüber. Nuts zierlicher Körper wurde davon hin und her geschüttelt. Sie war dem Gespräch mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt und hatte verstanden, was der seltene Versuch wollte.

„Onkel Viberstein“ wimmerte sie — „Onkel Viberstein soll nicht fortgehen.“

Wendebühl ließ die Lider über die Augen sinken und deutete mit der Hand dorthin, wo sein Kind weinte.

„Sehen Sie, das vergaß ich noch, — als ich Ihnen vorher

sagte, was er so alles bei mir bezieht. Die Liebe von der da auch. Er kam ins Haus, als sie gerade ein Jahr alt war. Meine Frau war erst ein paar Tage tot. Ich rede sonst nicht darüber. Aber jetzt muß sich doch wieder was vom Herzen lösen. Er hat sie damals monatelang versehen. Ich konnte nämlich keine Frauensperson im Haus vertragen. — Nun hängt sie an ihm.“

Und er stand auf und redete leise mit dem Kinde. Da schlich es zur Tür hinaus, um sich draußen neben den Büdel zu hocken, der immer noch unter dem Fenster lag. Und das alte treue Tier leckte die diden Tränen von den rötlichen Kinderwangen — Drinnen sprachen die Männer weiter.

„Er bleibt ja in Ihrer Nähe, wenn ich mich fest entschleße“, sagte der junge Frederici, innerlich längst ungeduldig. „Die Sonntage gehören ihm.“

Wendebühl hatte die weiche Stimmung überwunden. Er geriet jetzt — wie das immer bei ihm der Fall war — in die gegen-tellige.

„So“, sagte er trocken, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen, „da hätten Sie seine guten und schätzenswerten Eigenschaften. Man besitzt er aber noch eine, die man in der heutigen Zeit, wo die Leute sämtlich mit Glattehandschuhen angefaßt werden wollen, nicht recht gebrauchen kann. Er ist maßlos jähzornig. Es kommt ihm nicht darauf an, mal was zu tun, was er hinterher bitter bereut. Auch Sie sollen nicht gerade sanft sein, Frederici. Wer weiß, ob da die Herrlichkeit lange dauert.“

Es kam nicht oft vor, daß sich der reiche, junge Mensch im Jaum hielt. Heute gewann er es über sich, ruhig zu bleiben. „Ich würde ja wohl schließlich doch der Herr bleiben“, meinte er kurz, gab sich einen Ruck und kam dann wieder glücklich zu seiner Angelegenheit zurück. „Was Sie mir da sagen, habe ich auch schon von anderen Seiten gehört. Darum bin ich persönlich zu Ihnen gekommen. Alles andere hätte sich schließlich schriftlich erledigen lassen. Natürlich sichere ich vollste Distretion zu. Ist Herr von Viberstein bereits wegen solcher — Ausfälle gerichtlich bestraft? Mein Vorarbeiter wollte etwas von einer längeren Befängnisstrafe wissen.“

„Nein“, sagte Wendebühl, und wer ihn genau kannte, hätte gewußt, daß er dem jungen Menschen nach dieser Frage am

liebsten die Tür gezeigt hätte. „Dann wäre er nämlich nicht in meinem Hause. Hören Sie nicht, daß ich sagte, ich hätte ihm mein Kind ganz anvertraut? — An meinem Tisch essen bloß Leute, die vorher noch nicht aus Blechgeschirr gespeist haben. Verstehen Sie, Herr Frederici?“

— Und der andere, dessen Vater durch eine gutgehende Gastwirtschaft mit zäher Ausdauer Nr für Nr der fetten, waldreichen Scholle, die jetzt der Sohn bewirtschaftete, erobert hatte, rüstete sich zum Abschied. Er gab sich nicht mehr so vertraut und nachbarlich wie beim Kommen. Rittmeister Wendebühl, von dem in der Gegend die Rede ging, daß er in zweifacher Beziehung auf dem sogenannten letzten Loos pfiff, hatte ihm imponiert. Sogar seine Stimme klang nicht ganz so unangenehm scharf wie zuvor.

Wenn Sie die Güte haben möchten, Herrn von Viberstein von unserer Unterredung in Kenntnis zu setzen“, bat er höflich. „Ist er unter den bekannten Bedingungen — Ihr Einverständnis voraussetzend — bereit, am 1. Juli bei mir einzutreten, so erwarte ich Sonntag seinen Besuch.“

Wendebühl sparte sich die Bejahung. Er neigte kühl den Kopf und geleitete den Nachbar zum Wagen. Der Händedruck zwischen ihnen war lose und förmlich. Ihre Art hatte nichts miteinander gemeinsam. — Sobald das Rollen des hohen, modernen Wagens verklungen war, schickte er Johann Peterlow zu Viberstein. — Er war gerade im richtigen Fahrwasser, um jenem die Angelegenheit mundgerecht vorzutragen. — Es wäre eine Sünde und Schande gewesen, wenn er da nicht kräftig zuredete. Ob es ihm schwer

wurde, den Viberstein herzugeben? Danach hatte niemand zu fragen. Und die Kut war schließlich noch ein Kind, und sein Kind. Auch das würde drüber hinauskommen. Ein Schwächegefühl wollte ihn anwandeln. Er wurde inne, daß er heute noch nichts Festes genossen hatte. Er ging in die Speisekammer, um sich etwas zurechtzuschneiden, fand aber nur auf dem Küchenherd brodelndes Wasser und im Vorratsschrank eine Flasche mit Krak. Da holte er nach, was er vorher um seines Kindes willen unterlassen hatte. — Er brachte es fertig, sich scheinbar ganz gefühllos Fredericis Auftrag zu entledigen. — Friedrich

Wilhelm von Viberstein hatte sich nicht

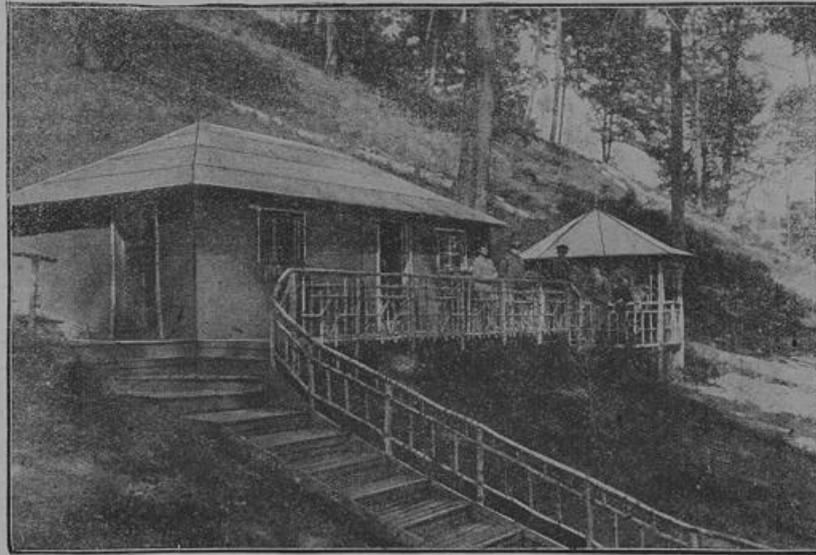
erst Zeit genommen, die Staubklothe herunterzufegen, die auf Anzug und Gesicht lagerte. Die hellen Augen mit ihrer klaren ernsten Schönheit wirkten doppelt stark aus dem schwärzlichen Grau. Er hörte ruhig an, was Rittmeister Wendebühl ihm zu sagen hatte, lächelte ein wenig und meinte dann in einem Tonfall, durch den ein Zittern lief:

„Wenn einer für 1500 Mark eine Stelle annimmt, wo er doch vor Jahresfrist schon eine andere mit 2000 Mark hätte haben können, dann ist er doch ein miserabler Rechner, nicht wahr?“

„Wie meinen Sie das“, fragte Wendebühl unsicher. „Ich meine, daß mich damals schon der Graf Wendhöft haben wollte. Seinen Brief werde ich nach Feierabend zeigen — und ich meine ferner, daß ich jetzt dasselbe antworten werde, womit ich damals ablehnte. „Ich bleibe, wo ich bin, bis ich fühle, daß man mich da nicht mehr will.“

„Viberstein“, sagte Wendebühl mühsam, „Sie sollen sich nicht an uns hängen. Mensch, wir halten ja doch nicht mehr lange aus. Sie haben dann Ihre besten Jahre vertan. Seien Sie doch kein Narr. Es wäre doch mehr wie Sentimentalität, — es wäre kopflose Dummheit von Ihnen. Gehen Sie. Ich sage Ihnen hiermit — ich brauche Sie nicht mehr! Ich will Sie nicht mehr. Ich machs allein.“

„Und ich glaube Ihnen nicht, Herr Wendebühl. Sie könnten mich nicht dabei ansehen. Ich besitze ja doch so viel ererbtes Geld, daß ich mir mal eine Klischee davon kaufen kann. Ob sie ein paar Morgen größer oder kleiner ausfällt, ist doch ganz egal.“



Malerisches Quartier deutscher Offiziere an einem Waldhang bei St. Mihel.

Dann entstand eine Weile tiefen Schweigens zwischen ihnen. Wibersteins Blick suchte etwas und als er es nicht fand, tat er eine unruhige Frage danach:

„Wo ist Mut? War sie im Zimmer, während mir Herr Frederici diese Ehre antat?“

„Ja,“ sagte Wendebühl.

„Hat sie alles mitangehört?“ Der andere nickte.

„Und?“

„Ich habe sie nach draußen geschickt.“ Da lief Wiberstein aus dem Zimmer, um sie zu suchen, fand sie noch mit dem Pudel vereint und kniete an ihrer Seite in das spärliche Gras nieder.

„Soll ich von dir fortgehen, kleine Mut?“ Das Kind weinte verzweifelt an seinem Halse.

„Nicht fortgehen — Bitte, bitte, hier bleiben —“

Er hob sie auf, trug sie in des Rittmeisters Zimmer und sagte ganz leise:

„Jetzt sagen Sie mir noch einmal, daß Sie mich nicht länger haben wollen —“

Die Antwort blieb aus, aber der Mann, der nichts weiteres mehr von seinem Leben verlangte, als daß es möglichst schnelle Wege lief, verlegnete seine Liebe nicht länger. Er schlang die Arme fest um die beiden Menschen, die ihm das Schicksal gelassen hatte.

2. Kapitel.

Sie hatten heute ein wenig früher als sonst mit der Arbeit aufgehört. Der letzte, dünnhäutige Futterhafer war ausgedroschen.

Eine neue Arbeit zu beginnen verlohnte sich nicht mehr. Der Gutshof lag daher schon um die siebente Abendstunde öde und tot da. Rittmeister Wendebühl saß drinnen vor den dampfenden Kartoffeln, die Johann Peterkow abgekocht und herein getragen hatte und erwartete seine Tischgenossen. In der Stube saßen die alten Burgunder auf dem Sofa, die auf Wibersteins Platz stand, lag ein feuriger Abglanz des sinkenden Sonnenballs und ließ ihren Inhalt wie alten Burgunder aufleuchten. Überhaupt ver barg der gleißende Flammenton die dürftige Ausstattung des hohen Zimmers. Wendebühls Gedanken liefen zwei Jahrzehnte zurück zu Ubersfuß und Frohsinn, tasteten sich zur Stube, erkannten jedoch langsam, was sie barg und schlichen enttäuscht den langen unfreudigen Weg zurück, bis sie sich wieder in Ungebuld und Mißmut zur Gegenwart fanden, die in diesem Augenblick Johann Peterkows auftauchende Gestalt ausfüllte. — Der Alte zitterte. Seine Junge wollte nicht gehorchen. Die Augen traten förmlich aus den Höhlen. Stumm wies er nach dem Hof hinaus.

Rittmeister Wendebühl tat mechanisch eine Frage:

„Was ist denn schon wieder los?“

Da ließ er es in schauerndem Grausen hervor:

„Unser Herr von Wiberstein — hat den Stanislaus totgeschlagen.“

Es ließ sich eigentlich kaum noch etwas hinzufügen. Es war, wie Johann Peterkow gesagt hatte. Als Rittmeister Wendebühl in die Scheune trat, wo Knechte und Mägde zusammengebrängt beisammen standen, sah er zuerst vor grellem roten Licht nichts.

Dann aber, als sich seine Augen daran gewöhnt hatten, gewahrte er Stanislaus Nachtschells langgedeckten Körper auf sahlem Stroh und neben ihm zusammengebrochen, stumpf, willenlos einen andern, Friedrich Wilhelm von Wiberstein.

Wendebühl wußte nicht, daß er selbst in diesem Augenblick einen grauenhaften Anblick bot. Aber die Neugierigen kühlten sich von seinem Entsetzen gepackt und durchschauert. — Sie schlichen davon, als er die Hand hob und sie stumm aus der Scheune wies.

Nun waren die beiden Lebenden allein miteinander. Und es wäre reichlich Zeit und Gelegenheit zum Erforschen gewesen. Aber Wendebühl schwieg weiter. Seine Hand streckte sich langsam aus und drückte dem Toten die Augen zu. Da schrie Wiberstein auf und faßte nach derselben Hand, die das getan hatte.

Aber Wendebühl zog sie jäh zurück. — Es geschah aus einem starken Impuls heraus, ohne jede Überlegung. Den andern traf es wie ein Peilschneid. Er taumelte empor und gurgelte etwas heraus:

„Ich wußte nicht, daß er hier seine Trunkenheit ausschloß. Ich wollte nur die Scheune zuschließen — da stürzte er sich auf mich. Ich — nahm die Sense — ein einziger Schlag —“

„Lassen Sie doch“, sagte Wendebühl dumpf, „es ist nun ja vorbei. Und er hob den Schlagbaum, um ihn zwischen die Türen zu legen. Da taumelte Wiberstein mühsam an ihm vorbei ins Freie zum Gutshaus hinüber.“

Unten auf der Wiese, wo sich ein silbernes Wasserfädchen schlängelte, schaute Mut Wendebühl zu dieser Stunde aufmerksam den Hautfaltungen eines Mannes zu.

„Karl Rodemann, was machst du da?“

Ein gekrümmter Kopf wandte sich nach ihr herum. Wie atemlos klang die Stimme des Befragten:

„Ich wasch mir hier die Hände.“

„Warum wäschst du dir denn die Hände, Karl?“ — Eine so überaus natürliche Frage. Weshalb antwortete er nicht, daß sie schmutzig von der Werktagsarbeit seien und daß dies fließende Wasser sie wohligh fühle. Ein Kind ist doch leichtgläubig und ohne Mißtrauen. Karl Rodemann kamte aus aufrichtiger Familie und hatte nicht gelernt zu lügen. Er antwortete gar nicht. Ihr mochte das wohl schon des öfteren geschehen sein, denn ohne Unmut trippelte sie näher heran, stellte sich an seiner Seite auf und guckte in den klaren Wasser Spiegel — Da war es ihr, als wenn eilig ein paar rote Blütenknöschen von damen schwammen. — Sie hauchte nach ihnen. Aber sie waren schon entglitten. Karl Rodemanns Hand riß sie ängstlich zurück, denn das Wasserfädchen spann sich zu einem großen Teich aus, auf dem im Spätkommer die Seerosen wohnten. Als er sie freigab, fand sie auf ihrer Rechten die gleichen roten Knospen, die soeben fortgeschwommen waren. Sie kamen von Karl Rodemanns Berührung her und lagen mit warmer Feudtigkeit auf ihren Fingern.

Und wieder fragte sie: „Sieh mal, du, was ist denn das?“ Er judte zusammen.

„Ich hab mich vorher in die Hand geschnitten.“

Er zeigte ihr die blutende Linke. Sie wußte, daß er nächstens Hochzeit halten wollte und war besorgt, ob dies etwa ein Hindernisgrund sein würde:

„Wird Mieke Wolters nun doch deine Frau?“

„Ja,“ sagte er und ein Ausdruck unsäglicher Qual war dabei in seinem Gesicht — „und alle müssen uns was schenken. Du auch. Sag keinem, daß ich mich in die Hand geschnitten hab’ — hörst du. Es könnt kommen, daß mich die Mieke dann nicht wollte. — Das soll dein Geschenk sein.“ In das warme, gute Kinderherz zog heißes Mitleid.

„Ich sag nichts,“ versprach sie ernsthaft, „kein einziges Wort. Du, auf dem Armel hast du auch noch was von der schlimmen Hand, soll ichs dir abwaschen?“

Sie zog — ehe er es zu hindern vermochte — ihr buntes Täschlein heraus, tauchte es in das flüssige Silber und begann damit den großen, dunkeln Fleck zu reiben. — Und Karl Rodemann ließ sie gewähren. Er war zu matt, um das Kind seines Herrn, das an den Sonntagen vertraulich den Klängen seiner Handharmonika lauschte, vor der Berührung mit dem Unteren zu schützen.

Als sie endlich rot und erschöpft innehielt, nahm er ihr Täschlein mit sanfter Gewalt an sich.

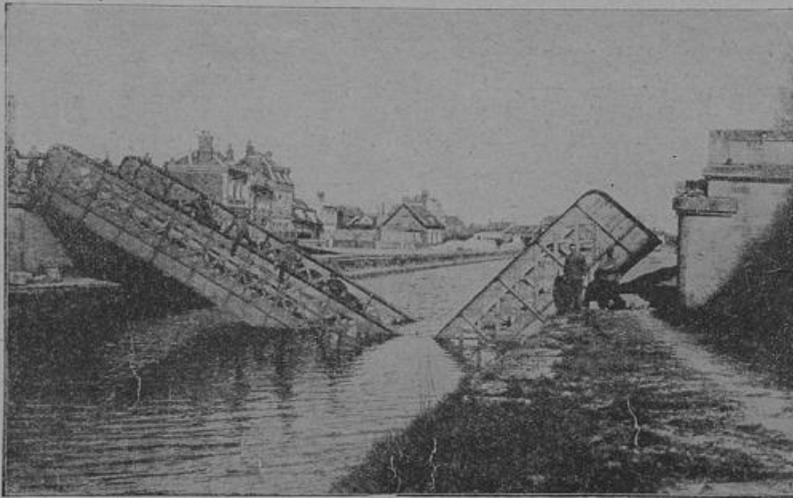
„Ich wasche es erst aus. Dann sollst du es wiederhaben.“

Sie war es zufrieden.

„Ade, Karl Rodemann.“

„Ade auch, Mut.“

Nun lief auch sie nach Hause. Kein Licht bligte ihr aus dem



Gesprengte Brücke in Pont l'Evêque bei Nogon.

Die Brücke wurde von den Franzosen vor der Eroberung des Ortes durch die Unseren gesprengt.

Fenster entgegen. — Die da drinnen konnten seinen Schein nicht ertragen.

— Rittmeister Wendebühl saß wieder in seinem Zimmer. Die bunte Tischdecke war längst verschwunden. Wie vordem hoben sich die weißen Hände hervor und redeten — in dem fließenden Dämmergrau — scharfe Worte:

„Sieh uns an. Bei dem ersten hast du eine feine Ausrede gehabt. Kaltes Wetter — nahende Erfüllung und Ähnliches. Bei dem zehnten und zwanzigsten einen farblosen Selbsttrost — bloß noch eins und dann Schluß. — Und es sind hunderte und tausende dazu gekommen — und weitere werden folgen, solange, bis deine Hand das Glas nicht mehr halten kann. Nun wohl, das ist deine Sache, sagst du. Niemand hat ein Recht, dir deswegen Vorwürfe zu machen. Du hast dir eine Leidenschaft großgezogen. Du trägst auch geduldig ihre Schläge. Wie unlogisch bist du aber nebenbei. Dem, der sich in Verzweiflung und Verlassenheit windet, weil ihn eine angeborne und noch nicht bezwungene Gewalt über alle Maßen elend gemacht hat, — verweigertest du den Handschlag.“

Ein Nagen zog durch den Raum. Rittmeister Wendebühl hatte sich erhoben, um Viberstein endlich ein Wort des Trostes zu sagen. Er stieg mit steifen Knien die Treppe zu dem Turmzimmer empor, das Viberstein sich ausgebeten hatte, weil er von dort einen freien Ausblick über den Gutshof hatte. Ohne anzu-

„Es war kein einziger Zeuge zugegen?“ fragte Wendebühl fast wider Willen.

„Nein.“

„Wenn sie Notwehr annehmen —“

Durch Vibersteins junge starke Glieder flog ein Zittern. Seine Augen wurden starr. Seine Lippen verloren das Rot.

„Er war wohl sinnlos betrunken — er taumelte auf mich zu und stieß wüste Beschimpfungen heraus. Aber in den Händen hatte er nichts.“ Da fühlte Wendebühl, daß in der Sache ver-zweifelt wenig zu hoffen sei.

„Ich will Ihnen etwas zu essen holen,“ sagte er ablenkend, „Sie müssen ja halb ohnmächtig sein vor Hunger.“

„Ich könnte doch nichts herunterbringen.“

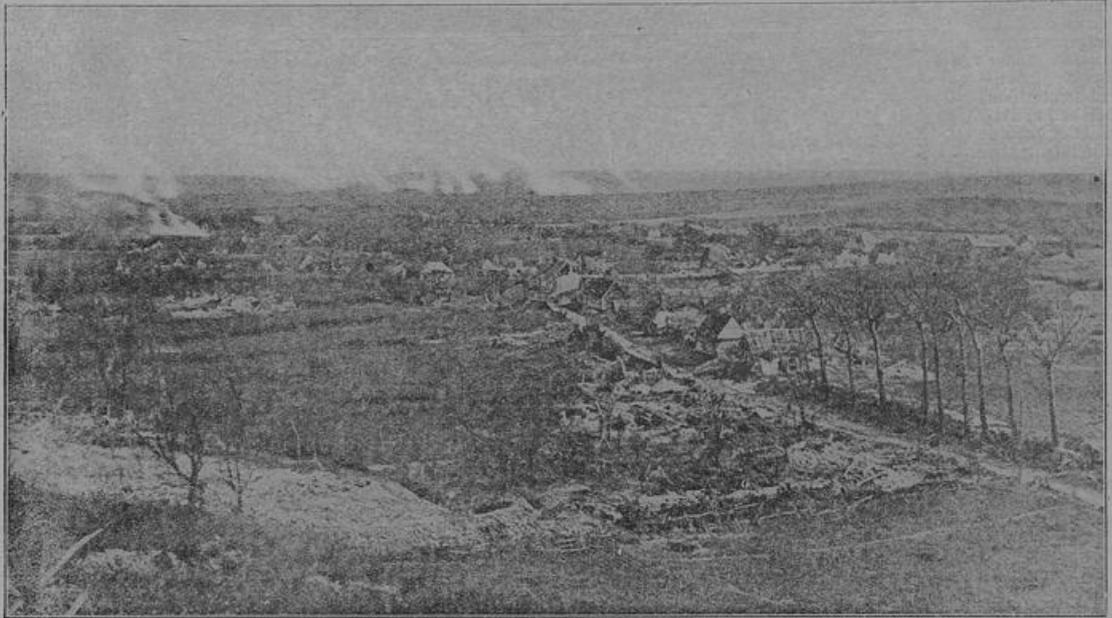
„Wenn Sie sich dann wenigstens ausnahmsweise entschließen möchten, ein Glas Grog oder ein bißchen schweren Wein zu trinken.“

Viberstein hob schauernd die Hand.

„Nur das nicht.“ Unsicher sah Wendebühl in die Dunkelheit hinaus. Er fand nichts, was er hier hätte zum Trost sagen können, und fühlte doch von dem Grund der Seele den Wunsch emporen, irgend welchen Frieden zu spenden.

„Haben Sie vielleicht einen Wunsch, eine Beforgung?“

Viberstein hob etwas empor. Es war dasselbe, das er vorher mit scheuer Zärtlichkeit gestreichelt hatte, ein dreifarbiges Band. Das Blau und Weiß verschwamm zu einem silbernen Grau,



Der Kriegsschauplatz südlich der Lorettohöhe:

Der Weg, der von Billers au Bois nach der heilumstrittenen Siderfabrik von Soules führt.

Klopfen trat er über die Schwelle. Die Stallaterne brannte jetzt auf dem Tisch. Dünne, rötliche Lichtquellen flossen an den grauen Wänden entlang. Viberstein saß dem Nahenden mit dem Rücken zugewandt. Er hielt etwas in den Händen. Wendebühl sah, wie seine Finger lieblosend daran auf- und niederglitten.

„Viberstein“, sagte er endlich, „ich will die Nacht bei Ihnen bleiben.“ Der andere stand mühsam auf.

„Morgen wird ein schwerer Tag, Herr Rittmeister, die neuen Kutenen kommen doch. Sie werden die ganze Zeit auf den Füßen sein müssen; denn ich ertrage nicht so bald den Anblick — der Scheune.“ In seiner Stimme war ein zitternder Unterton von Grauen. Sie sahen geflüstert aneinander vorbei. —

„Wir müssen uns klarmachen, was nun kommt,“ sagte Wendebühl. „Mir ist in meinen Perioden als Amtsvorsteher ein solcher Fall noch nicht passiert. Ich denke aber, die Anzeige an das Gericht hat Zeit bis morgen früh. Sie werden dann ja wohl gleich herauskommen.“

Viberstein nickte mechanisch.

„Amtsrichter Kranert ist ein vernünftiger Mensch. Und was mir noch mehr wert ist — er kennt Sie ja doch, Viberstein.“ In Vibersteins Gesicht schlug langsam eine rote Flamme.

„Wie lange glauben Sie wohl, daß —“

„Das kann keiner vorher wissen, Viberstein. Die Geschworenen sind manchmal unberechenbar. Wir wollen jetzt auch nicht darüber reden. Morgen müssen Sie ja doch alles haarklein erzählen.“

„Davor trauf mir am meisten.“

aber der Streifen Gold am Ende leuchtete unter seinen Fingern auf. Der stumme Jammer des andern flog zu Wendebühl hinüber, als er erkannte, daß es das Band seines Korps sei, von dem er in dieser Stunde Abschied genommen.

„Ich war im Begriff, es einzupacken,“ sagte Viberstein jetzt tonlos, „es ist mein Rezeptionsband. Ich muß es zurückgeben. — Wollen Sie dafür sorgen, daß es Peterkow morgen früh dem Briefträger übergibt?“ Da wurde das harte und Trostige, das sich Rittmeister Wendebühl als Ehrbegriff aufgebaut hatte, von einem Stärkeren zerbrochen. Er nahm mit festem Drud die beiden jungen, matten Hände in die seinen und suchte die verzweifelten Augen.

„Wie es auch auslaufen mag, Viberstein — nachher kommen Sie wieder in mein Haus — an meinen Tisch. Lassen Sie die andern nur reden. Ich und das Kind, wir haben Sie bisher jede Stunde und Minute gebraucht, nachher werden Sie uns vielleicht gebrauchen.“

Viberstein rührte sich nicht. Ja, wenn der, welcher jetzt so Gutes zu sprechen wußte, nicht im ersten Gefühl die Hand vor seiner Berührung zurückgezogen hätte. —

„Nachher,“ sagte er bloß dumpf, „nachher.“

Der Rittmeister Wendebühl wartete noch ein Weilchen, ob auf einen Dank oder ein Versprechen, das wußte er wohl selbst nicht. Als keins von beiden kam, machte er eine unruhige Bewegung nach der Türe hin. „Sagen Sie es ganz offen, möchten Sie auch lieber allein sein, Viberstein?“

(Fortsetzung folgt.)

Sietje.

Eine Erzählung aus dem Seemannsleben von
Werner Granville-Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Eine Reihe von Jahren mag es schon her sein, da lagen wir mit der „Schwarzenbel“, einem Hamburger Wollschiff, in Portland, Oregon.

Drei Tage bevor wir nach Bahia-Blanca segeln sollten, stürzte ich durch einen Fehltritt von der Deck auf's Großdeck und verletzte mir bei dieser Gelegenheit derart den linken Fuß, daß der Kapitän es für geraten hielt, mich ins Hospital schaffen zu lassen.

Als ich nach Verlauf einiger Wochen völlig geheilt entlassen wurde, war meine alte „Schwarzenbel“ natürlich längst abgelegt, und ich konnte nun zusehen, wie ich ein anderes Schiff betam.

Unter Umständen ist es sehr unangenehm, ohne große Geldmittel im Auslande sitzen zu bleiben, und da ich ebenfalls nicht an Geldüberschuß litt, wandte ich mich in meiner Not an den deutschen Konsul.

Diesmal hatte ich wirklich Glück; denn im Geschäftszimmer des Konsulats traf ich mit dem Kapitän der Hamburger Bark „Kriemhild“ zusammen.

Das Schiff war erst im Laufe der letzten Woche binnengekommen; aber doch hatten schon zwei Matrosen die Gelegenheit benutzt und waren ausgepöckelt.

Der Kapitän war natürlich froh, so schnell einen Ersatz gefunden zu haben; er mußerte mich sofort an und denselben Vormittag ging ich noch an Bord.

Die Schiffe lagen damals mit dem Ped nach dem Lande hin verträut und das Beladen mit Holz ging ziemlich schnell.

Bald hatte ich denn auch, am Strande stehend, die „Kriemhild“ zwischen den anderen vier oder fünf Seglern herausgefunden. Sie war ein verhältnismäßig kleines, weißgestrichenes Schiff mit einfachen Brammahen und gefälligen Formen.

Nachdem ich Seeleiste und Kiebelstak an Bord gebracht hatte, meldete ich mich bei dem „Ersten“ und begab mich dann nach dem Logis, um eine Koje zu belegen.

Wir waren zwölf Leute vor dem Mast und alle, bis auf den Zimmermann, der schon achtzehn Jahre ununterbrochen auf der Bark fuhr, im jugendlichen Alter.

Übrigens machte das allerdings sehr beschränkte Logis einen ganz gemüthlichen Eindruck, und aus dem Tone, der unter meinen künftigen Kameraden herrschte, vernahm ich, daß Einigkeit an Bord herrschte. Nur wer selbst auf monatelanger Reise im engen Raum mit einem Duzend Genossen zusammengewerfelt gelebt hat, versteht zu würdigen, was es bedeutet, wenn sich die Leute gut miteinander vertragen. Sobald ich mich eingerichtet hatte, sah ich mich etwas näher in dem Raume um, der mir für eine Reihe von Monaten zur Wohnung dienen sollte. Vor allem fiel mir eine rohe Bleistiftzeichnung auf, die mit Reißzwecken an die Logistür befestigt war.

Bei etwas gutem Willen und einer reichlichen Portion Phantasie konnte man in dem Bilde wohl ein bekränztes Schwein erkennen. Unter dem feinsten Borstentier prangte die halbverwischte Unterschrift:

„Unserm lieben „Fietje“ in dankbarer Erinnerung gezeichnet — von der Besatzung!“

Auf meine verwunderte Frage, durch welche Tat sich denn das Schwein den Dank der ganzen Besatzung erworben hatte, forderte mich der Zimmermann auf, neben ihm auf einer Seckiste Platz zu nehmen.

Natürlich drängten sich nun auch die anderen Matrosen und Leichtmatrosen daran, um der Erzählung des alten Fahrsmannes, dessen bronzefarbenes Gesicht die Fältchen und Runzeln so dicht wie ein Moskitonez bedeckten, und der an Bord eine gewisse Autorität besaß, mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu lauschen.

Hauschildt, so hieß der Alte, blühte uns alle unter seinen buschigen Brauen prüfend an, dann, nachdem er seinen „Priem“ durch einen geschickten Zungenschlag von Backbord nach Steuerbord geschleudert hatte, begann er:

„Wenn ich Euch von unserm „Fietje“ erzählen soll, muß ich Euch zuerst mit „Jonnie“ bekannt machen. Natürlich habt Ihr Grünshäbel keine Ahnung, wer „Jonnie“ war; denn als die Geschichte spielte, lagt Ihr ja noch alle in den Windeln.“

Hauschildt spuckte verächtlich den Tabaks-saft aus, ehe er fortfuhr: „Also damals war's, wie ich auf der „Kriemhild“ meine ersten Reisen machte. Wir waren eine feine „Grew“ an Bord, Jungens, und da war keiner unter uns, der nicht schon wenigstens drei Reisen ums Kap gemacht hätte. Einer unter unsern Matrosen zeichnete sich besonders durch seine Varenkraft aus. Wie er genau hieß, weiß ich nicht; denn wir an Bord nannten ihn nur „Jonnie“. Jonnie war ein echt Hamburger Junge. Er war früher Ewerführer gewesen und hatte später umgesattelt. Alle übertrugte er um Haupteslänge, und wo er hinschlug, da wuchs kein Gras wieder. Trotzdem war er aber ein harmloser guter Kerl, und wir hatten niemals Streit im Volkslogis.

Wie die Geschichte, die ich Euch erzählen will, spielte, lagen wir bei der Insel Aruba in Holländisch-Westindien. Wir hatten abwechselnd Landgang und machten fleißig Gebrauch davon; denn wir hatten in der Stadt ein kleines „Tingeltangel“ entdeckt, wo es einen guten Tropfen Bier gab. Eine kleine Bühne war auch in dem Lokal, und abends traten Regertänzerinnen und Mu-



Vorposten am Eingang eines deutschen Schützengrabens vor Arras.

moristen auf.

An einem Sonntag abend hatte unsere Wache, zu der auch „Jonnie“ gehörte, wieder Landgang. Natürlich galt unser nächster Gang dem Vergnügungsort. Diesmal harpte unserer eine ganz besondere Abwechslung — es sollte nämlich auf der Bühne ein Faustkampf stattfinden, und als Preis für den Sieger war ein fettes Schwein bestimmt.

Schweine waren zu jener Zeit in Aruba sehr billig; aber wir hätten es trotzdem gerne gewonnen, wenn wir nicht vor dem Herausforderer Angst gehabt hätten.

Der Herausforderer aber war ein in Aruba ansässiger holländischer Hafenarbeiter, allgemein unter dem Spitznamen „Der große Piet“ bekannt. Er hatte einen Nacken wie ein Stier und Hände wie Ballasthaufeln.

Wie das Lokal ordentlich gefüllt war, trat der Wirt auf die Bühne und forderte die Gäste auf, einen Gang mit dem „großen Piet“ zu wagen. „Piet“ musterte derweil mit übereinandergeschlagenen Armen die Gäste mit höhnisch-fremdem Grinsen.

Wir alle hätten dem aufgeblasenen Durschen gerne eine Lektion gönnnt, und das Schwein war ja auch nicht zu verachten; aber

menn wir dann seine Häuse ansahen, rutschte uns das Herz in die Stiefelschäfte.

Auf einmal hörte ich neben mir ein Stuhlkrachen, und wie ich mich umwandte, sah ich, daß „Jonnie“ aufstand und entschloffen die Bühne bestieg.

Die Gäste klatschten alle in die Hände und riefen Bravo; denn sie hatten schon befürchtet, daß es diesmal mit einem Faustkampf nichts werden würde; aber uns war gar nicht so wohl zumute, und wir verhehlten uns nicht, daß „Jonnie“ gegen den großmäuligen Kaufbold einen schweren Stand haben würde.

„Jonnie“ zog sich aber ganz seelenruhig die Jacke aus, freimte sich die Hemdärmel auf, nickte uns vergnügt zu und trat dann seinem Gegner gegenüber.

Na, Jungens, Ihr könnt' mir glauben, die Siebe, die da gefallen sind, hätte ich nicht haben mögen. Man glaubte ordentlich zu sehen, wie den Kämpfern die Funken aus den Augen flogen, wenn mal ein Hieb so recht saß.

Zuerst sah es aus, als ob der Hollandsmann im Vorteil war; aber dann wendete sich das Blattchen und der „große Piet“ bekam vierkant eins in die breite Gallion, daß er aus dem Steuer lief und gleich drei Messer einsteckte. Nun war „Jonnie“ in seinem Fahrwasser, und wären wir nicht dazwischen gesprungen, hätte er den Holländer dermaßen vertobacht, daß ihm für immer die Lust zum Faustkämpfen vergangen wäre.

Der Witt wollte natürlich noch erst ein großes „Palaver“ machen; aber wir nahmen mit Hurra unsern „Jonnie“ und das gewonnene Schwein in die Mitte und im Triumph ging's an Bord.

Hier machte ich dem vierbeinigen Gefellen einen kleinen Verschlag vor dem Logis. Natürlich sollte das Tier auch einen Namen haben, und wir wollten es unserm „Jonnie“ zu Ehren auch „Jonnie“ nennen; da sich aber der richtige „Jonnie“ aus christlichen Gründen gegen diese Ehrung sträubte, taufte wir es „Fietje“.

Kurze Zeit darauf sollten wir nach einem Orderhafen in See gehen.

„Jonnie“ machte beinahe alle Arbeit allein. Beim Ankerheben brauchten wir nur die Ketten steif zu holen. Wie der Anker auf und nieder stand, nahm „Jonnie“ seine Handspate und ging alleine um's Spill,

damit wir uns mit nütlicheren Dingen beschäftigen konnten. Sowohl, Jungens, das verhält sich so!“ bekräftigte Hauschilt, als unsere Gesichter gar zu deutlich Zweifel ausdrückten.

Nachdem er sich einen neuen Priem hinter die Zähne geschoben hatte, spann er seinen Faden weiter: „Wir segelten also von Kruba ab und bekamen gleich günstigen Wind. „Fietje“ war bald der Liebling an Bord und wir beschäftigten uns gerne auf Freiwache mit ihm. „Jonnie“ hatte natürlich ein gewisses Vorrecht auf das Schwein, und das Tier schien es instinktiv zu fühlen; denn es folgte ihm bald überall hin wie ein Hund.“

Mit aufrichtiger Freude stellten wir fest, daß „Fietje“ von Tag zu Tag fetter wurde, und wenn unsere Freude auch recht egoistischer Natur war, so ist das wohl in Anbetracht der näheren Umstände verzeihlich; denn wenn man an Bord nichts als Erbsen und Salzfleisch und Salzfleisch und Erbsen bekommt, sehnt man sich nach einem frischen Bratenstück.

Ja, der Mensch denkt so manchmal, was nicht eintrifft. — Ihr wißt doch, daß es in der westindischen See mehr als genug Hais gibt? Wir hatten denn auch bald ein paar dieser Durschen hinter uns. Manchmal konnte man ein halbes Duzend der dreieckigen Rückenflößen im Kielwasser zählen.

Eines Morgens kam eine Dünung auf, in der die „Kriemhild“ stark schlingerte. Der „Alte“ ahnte wohl schon, daß ein Sturm im Anzuge war und ließ die kleinen Segel bergen.

Bald wehte es denn auch mit Trommel und Pfeifen und ein paar Mann wurden in die Bramrah beordert. Auf einmal hörten wir einen lauten Schrei, der uns durch Mark und Bein ging. „Jonnie“ war es, der ihn ausgestoßen hatte. Auf irgend eine Weise hatte er auf der Noth der Großbramrah den Hals verloren. Noch im Sturz hatte er die Geistesgegenwart, das Rückenrad zu

ergreifen, und nun gondelte er in der schwindelnden Höhe, mit den Händen das dünne Tau umklammernd, hin und er.

Es war ein furchtbarer Klatsch, und jede Sekunde glaubten wir, er würde loslassen und zerschmetterte an Deck oder in die aufgeregte See stürzen.

Wenn nicht sofort Hilfe kam, war er verloren. Nur eine Rettung gab es für ihn, so waghalsig der Versuch auch war. In dem Augenblick nämlich, wo das Schiff nach Backbord überholte, ging er frei über'm Meer und wenn er dann fiel, zerschmetterte er wenigstens nicht auf dem harten Deck.

Der Kapitän rief ihm zu, er solle sich um Himmelswillen so lange festhalten, bis das Schiff wieder nach Backbord überhole und sich dann ruhig ins Meer fallen lassen.

Derweile hatten wir das eine Boot klar zum Aussehen gemacht und harten voller ängstlicher Spannung der nächsten Augenblicke.

So wie sich das Schiff wieder überlegte, ließ sich „Jonnie“ los und schoß wie ein Pfeil von oben ins Meer.

Keiner von uns glaubte, daß er heil davonkommen würde; aber auf einmal tauchte er im Kielwasser auf, prustete und winkte mit den Armen.

Gleichzeitig flogen ein paar Rettungsringe über's Heck; es wurde nachgegräht und das Schiff auf den andern Bug gebracht. Blitschnell war das Boot ausgeschlungen und zu Wasser gebracht.

Schon waren die im Boot ihm bis auf einige Meter nahe, da rief er plötzlich, sie sollten schneller machen, es sei ein Hai hinter ihm.

Mittlerweile war auch die „Kriemhild“ so weit herangefommen, daß man ihm von Bord Taue zuwerfen konnte.

Die Leute im Boot pulten sich die Seele aus dem Leib, und wie „Jonnie“ schon einen der hingehaltenen Riemen ergriffen hatte, tauchte direkt neben ihm die Rückenflöße des Hais auf.

Uns frodte der Aftem; denn nur mußte er rettungslos verloren sein. —

Da gab es dicht neben uns einen lauten Plumps, so daß wir über und über mit Wasser bespritzt wurden — ein lautes, herzzersehndendes Quieken erkante und ringsum farbte sich das Meer rot.

Wie wir wieder zur Besinnung kamen, saß „Jonnie“ gerettet neben uns auf der Bootsdecke.

Des Rätsels Lösung blieb uns nicht lange verborgen. Eine überkommene See hatte „Fietje“ über Bord gewaschen. Jedenfalls erschrak der Hai durch den Plumps und ließ „Jonnie“ fahren. Während der sich ins Boot rettete, mußte „Fietje“ allerdings seine Anhänglichkeit mit dem Tode büßen. Wir freuten uns über die Rettung unseres Kameraden sehr; aber andererseits betrauertten wir „Fietje“ aufrichtig. Man gewinnt so ein Tier doch recht lieb — und dann hatte es auch so schöne, pralle Schinken.“

Hauschilt blinnte einige Sekunden schwermütig vor sich nieder; dann schloß er: „Dies Bild hat „Jonnie“ selbst gemalt, unserm „Fietje“, seinem Lebensretter, zu Ehren. Die junge Generation hält natürlich nichts mehr auf das Bild, weil sie überhaupt keine Pietät kennt!“

Hauschilt erhob sich; aber ehe er an Deck trat, warf er noch einen wehmütig entschlagungsvollen Blick auf das feiste Vorkentier.

Nach langen Jahren kam ich wieder an Bord der alten „Kriemhild“, die jetzt unter norwegischer Flagge fährt; diesmal aber als erster Steuermann.

Mein erster Gang war nach dem Mannschaftslogis. Der alte Hauschilt war vor einigen Jahren gestorben, noch ehe der Flaggenwechsel stattfand, und ich war nun neugierig, ob einer von der Mannschaft noch „Fietjes“ Lebensschicksale kannte, oder was sie sich bei dem Wilde dachten.

Doch von dem Bilde fand ich fast keine Spur. Nur ein paar Fetzen hingen noch an den Zeichentischen, und die Matrosen wußten nicht einmal mehr zu sagen, was für ein Bild an der Tür gehangen hatte.



Pontonsbrücke über den Njemen bei Jurburg (Gouv. Kowno).

Einst . . .

Von Heinz Morgenbrodt, z. B. im Felde.

Wenn einstens still mein Lebensschiff
Fahrtmüde sucht den Friedenschafen,
Und nach dem letzten Sturm und Riff
Die wilden Wogen ruhig schlafen,

Möcht' ich vom neuen Heimatstrand
Noch einmal in die Ferne träumen,
Wo meines Glückes Jugendland
Versinkt in rosenfarbten Säumen

Dann seh ich dich, den Blütenkranz
Wie einst in deinem dunkeln Loden —
Du rußt — — und auf zum Sternenglanz
Schwebt leis ein Klang von Abendgloden.

Warum sie nach Texas gingen.

Von N. Mexikomer.

(Nachdruck verboten.)

Texas, das im Kriege zwischen den nordamerikanischen Nord- und Südstaaten eine führende Stelle auf der Seite der Sklavestaaten eingenommen, war sozusagen ein unbedingtes Äuß der Gesetzlosigkeit geworden und ist, wenn sich indessen die Zustände auch wesentlich gebessert haben, doch immer noch das Eldorado für die zweifelhaften Existenzen der Vereinigten Staaten, wie ja auch die chronisch gewordenen Revolutionen in Mexiko mit diesen Abenteurern durch viele mehr oder weniger geheime Fäden verknüpft sind. Eine recht peinliche Frage ist deshalb insbesondere auch heute noch die, warum jemand nach Texas gekommen sei, die einem naiven Fragesteller sehr leicht eine blaue Bohne eintragen kann; denn nur unter ganz intimen Bekannten ist es erlaubt, dieses Thema anzuschneiden.

Vier Jäger, ein Bankpräsident, ein Richter, ein Senator und ein Professor, natürlich alle „a. D.“, lagern nach einer ergiebigen Jagd um ein loderndes Feuer, an dem das Wildpret am Spieße bratet, unter fleißigem Streifen der unvermeidlichen Whistylfische. „Sagen Sie doch, mein Lieber,“ wendet sich im Gespräch plötzlich der „Richter“ mit einem pfliffigen Lächeln an seinen Nachbarn, den „Präsidenten“, wie kamen Sie eigentlich dazu, sich hier in Texas niederzulassen?“

Der Gefragte nimmt die Pfeife aus dem Munde, spuckt kunstgerecht an einen etwa zehn Meter entfernten Baum und erwidert achselzuckend: „Oh, die Sache ist nicht der Rede wert. Die Bank in Chicago, bei der ich in Stellung war, weigerte sich eines Tages einen Scheck über fünfzigtausend Dollar zu honorieren.“

„Sie war bankrott?“
„Gewahre, — im Gegenteil, sie floriert heute noch.“
„Ja aber warum in aller Welt honorierte sie den Scheck dann nicht?“

„Oh, der Präsident meinte, er habe ihn gar nicht unterschrieben?“
„Und Sie, wußten Sie es auch nicht sicher?“
„Nein, so genau weiß ich es jetzt noch nicht.“

„Wie kommt denn das?“
„Ja, ich war eben gerade vorher, ehe man die Entdeckung machte, nach Texas gegangen.“
„So, dann allerdings . . .“

Die vier Gentlemen qualmten aus ihren kurzen Pfeifen, und spuckten nach ihren Stiefelspitzen.

Der „shorill“ nimmt einen tiefen Schluck und unterbricht die Stille: „Ein Vertrauen ist das andere wert. Ich kam hierher, weil ich gerne heiraten wollte.“

„Hier? — — Konnten Sie denn das zu Hause nicht?“ meint sein Nachbar.

„Nein, eben nicht.“
„Warum denn nicht?“

„Weil meine Frau es nicht leiden wollte.“
„Ihre Frau selbst? Wieso denn?“

„Ja, ich meine nicht die, die Sie kennen, sondern die andere — die in Newyork.“

„Ach so! — —“
Nachdem diese beiden Gentlemen ihre Einwanderungsgründe zum Besten gegeben, wandte man sich an den Dritten, den „Mistor Sonator“, was dieser nach dem soeben Gehörten sicher auch nicht übelnehmen konnte.

„Well“, meinte dieser, „die Sache ist so. In Boston hatte ich als Nachbar einen Menschen, der mir alles zuleide tat, was er nur konnte, und mit dem ich deshalb schon seit Jahren in Unfrieden lebte.“

„Da haben Sie sich wohl revanchiert?“
„Oh nein, das nicht. Aber da spielte mir der Galunke eines Tages den infamen Streich, sich nach einem Wortwechsel in meiner Gegenwart und mit meinem Revolver zu erschließen.“

„Ah —!“
„Ja; und da ich eben keine Zeugen hatte, ging ich nach Texas.“
„So — so.“

Indessen hatte der „Herr Professor“ anscheinend teilnahmslos auf dem Rücken gelegen und, nur unterbrochen von zeitweiligem Ausspucken, in feierlicher Andacht das Firmament betrachtet. Wer und was dieser ehrenwerte Gentleman eigentlich war, das wußte niemand recht. Er lebte, wie so viele andere „Bürger“ dieses Staates, meist vom Spiel, jedoch sein salbungsvolles Benehmen hatte ihm den Beinamen „Professor“ verschafft, gegen welchen er sich auch niemals mit einem Worte verwahrt hatte.

„Ja,“ meinte er nun auf eine Frage der Genossen, „die Welt ist sehr schlecht, das habe ich erfahren. Ich kam hierher, weil ich mich mit meinen Kollegen überworfen hatte.“

„Aber, wie ist denn das zugegangen bei ihrer bekannnten Gutmütigkeit?“

„Oh, da war eine große Schulgemeinde in Kentucky, deren Vorsteher ich war. Diese sammelte damals etwa dreißigtausend Dollars zum Bau einer neuen Schule. Das Geld wurde mir übergeben, und — —“

„Und?“ frug man gespannt.

„Oh, da baute ich eben die Schule nicht, sondern — — zog nach Texas.“

Und der „Herr Professor“ blickte wieder zum Himmel, in dem Gedanken sich wiegend, wie ungerecht doch die Welt im allgemeinen, wie im besonderen, und wie schön es dagegen doch — — in Texas sei.



Ein Frühstück vor einem galizischen Bauernhaus.

Sprüche.

Die Zeit wird wider und mit unserm Willen vollenden, was sie will; aber wir müssen nicht vergessen, daß unser Wille die Zeit machen soll.

„Wahrlich! sag' ich euch, ist höher euer Gerechtigkeit

Nicht als die der Pharisäer, Bleibet ihr vom Himmel weit.

Bringst du also deine Gabe zum Altar, erinnernd dich,

Daß dein Bruder etwas habe rechterweise wider dich,

Laß vor dem Altar die Gaben

Und zur Sühne eile hin;

Dann komm opfern, dann erst haben

Magst du Gnade und Gewinn.“

Was vor Menschen scheint unmöglich,

Möglich ist es, Gott bei dir,

Oh, so bete zitternd täglich

Und vertrauend: Gott, hilf mir!

Unsere Bilder.

Pontonbrücke über den Njemen bei Jurburg (Gouv. Kowno.)

Die Abbildung führt uns an die Ufer des Njemen und in die Nähe der russischen Ortschaft Jurburg. Der Strom ist dort, wie man sieht, ziemlich breit, aber eine binnen kürzester Frist hergestellte Schiffsbrücke ermöglichte seine Überschreitung. Jurburg selbst liegt am rechten Ufer des Njemen östlich von Tilsit unweit der preussischen Grenze; es ist ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern und gehört zum Kreise Rossieny im Gouvernement Kowno



Sprüche.

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?

Wir Menschen bestehen aus solchen, von denen nie annähernd das verlangt wird, was sie zu leisten imstande wären, und aus anderen, an die Anforderungen gestellt werden, denen sie in keiner Weise gerecht werden können.

Der Krieg und die Tiere unserer Zoologischen Gärten. Die Getreidestreckung und die Notwendigkeit weiser Sparsamkeit im

geweichtem, mit Salz sorgfältig abgeschmecktem Weizen gefüttert, jetzt müssen sie mit abgebrühten Fischen, feingehacktem Abfallfleisch und Knochenmehl ihre Mahlzeit bestreiten. Ähnlich werden jetzt die Kraniche und verschiedene Arten der Wasservögel gefüttert, nur daß an Stelle des Fleisches gekochte Kartoffeln treten. Von Heuhäcksel mit Meie vermischt müssen jetzt die Störche leben, als „Sonntagsbraten“ gibts bei ihnen ab und zu Fische mit Stedrüben oder Eicheln. Im allgemeinen haben sich auch die Tiere mit den veränderten Verhältnissen gut abgefunden, wenn sie natürlich auch nicht besonders „fett“ dabei werden.

Die falklächelnde Henne. Am Schöffengericht München hatte sich kürzlich ein Bauer wegen Sachbeschädigung zu ver-

Huhn erlaubt sein soll, straflos in dem sauren Schweiß des Angeklagten zu wühlen?“ Sichtlich stolz auf sein Plädoyer beantragte der redegewandte Herr zum Schluß die Freisprechung seines Mandanten, für den er den — Notwehrparagrafen geltend machte. Das Gericht sprach d. Hühnertöter auch frei; allerdings aus andern Erwägungen als den mit so vielem Geschick vorgetragenen.

Schön gesagt. Er: „Ich habe immer das Gute und das Schöne geliebt.“ — Sie: „Oh, John, wie hübsch hast du mir das gesagt: ich bin dein!“

Noch schlimmer. Barbier: „Brüll' nicht so, Junge, du kriegst doch nur an' Bahn gezogen — den' mal, wenn d' später erst raffert wirst!“



Ein deutsches Jägerbataillon auf dem Marsch.

Gebrauch verschiedener Futterstoffe hat auch die Frage der Ernährung der Tiere der Zoologischen Gärten stark beeinflusst, und auch diese Tiere haben sich vielfach veränderten Verhältnissen anpassen müssen. Die Löwen, Tiger und die anderen fahnenartigen Tiere bekommen zwar nach wie vor ihr Pferdefleisch und ihre Rindsköpfe, die braunen Bären aber müssen jetzt auf das vielbegehrte Brot verzichten und sich mit Stedrüben, Wurzeln und rohen Kartoffeln begnügen. Auch die Eisbären müssen das Brot entbehren und sich jetzt an Fischen, namentlich an Seefischköpfen, sogenanntem Fischabfall, ergötzen. Die Zebus erhalten jetzt an Stelle von Hafer Haferstroh oder Heu, dem einige Runkelrüben beigemischt sind. Nashörner, Giraffen, Antilopen, Hirsche und dergleichen erhielten früher zum Meist Mais und gequetschten Hafer. Jetzt gibt es nur geschnittene Rüben, Eicheln, Kastanien, höchstens mit einem kleinen Zusatz von Meie oder Kartoffeln. Die Flamingos wurden früher mit in Wasser auf-

antworten, weil er eine Henne aus einem Nachbaranwesen, die auf seinem frisch besäten Grundstücke scharzte, mit einer Mistgabel erschlagen hatte. Zu seiner Verteidigung hatte sich der Angeklagte einen noch jugendlichen Anwalt verschrieben, der mit mehr Temperament als juristischer Schulung und Gewandtheit der Sprache die Sache seines Kunden führte. Er kam nach einigen einleitenden Sätzen über Unarten des Hühnervolks im allgemeinen auf die Streiche des gemordeten Huhns im besonderen zu sprechen, das offensichtlich provozierend auf dem Ader seines Klienten herumgestiegen sei, und meinte dann wörtlich: „Das Tier dachte sich zweifellos, nachdem es einige Tage straflos in dem Felde des Angeklagten herumgelungert war: a) daß, der sieht mir nicht danach aus, der traut sich ja doch nicht, ordentlich zuzuschlagen. In dieser Erwägung kragte und scharzte das Huhn falklächelnd weiter. Da frage ich Sie denn doch, meine Herren, ob es dem

Ein Optimist. Anker: „Ist der Ernst eigentlich ein Optimist?“ — Voder: „Zu wohl, sofort als der neue Posttarif genehmigt war, verkürzte er seiner Frau das Haushaltsgeld, weil die Lebenskosten nur geringer würden.“

Rätsel.

Zwei Spiegel sind die beiden Ecken, In die gar oft und gern man blickt. Das Zweite ist ein Tröpflein Tau, Vom Himmel selbst geschickt; Wenn Schicksalsstürme uns getroffen, Läßt es auf Sonnenbild uns hoffen. Das Ganze ist im weiten Land — Ein München, dir gar wohlbekannt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Weberschiff.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Befehl vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur L. Kellen, Breiteny (Nürb.). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Deibel & Coenen, Off. n. (Nürb.).

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 30

Sonntag, den 25. Juli

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowska.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja, Herr Rittmeister.“ Noch ein kleines Zögern, ein Abwägen, ob er diesem hier wohl das Wort abnehmen sollte, welches einen Fluchtversuch unmöglich machte.

Er unterließ es. Sogar die Haustür sollte unvergeschlossen bleiben wie immer.

„Ich denke, morgen gegen Mittag können wir das Gericht erwarten,“ sagte er noch, ehe er ging.

— Wiberstein begann seine Sachen zu ordnen. Wäsche und Kleider legte er in einen Koffer, verbrannte alte Briefe und Zeitungen, fing an, sich zu säubern und seinen Werktagssack mit einem Feierkleid zu vertauschen. Dann steckte er seine Wertpapiere zu sich und nahm auf dem blanken Glanzlederstuhl Platz.

Es war nun wohl alles fertig. Draußen schien der Mond. Seine Strahlen sammelten das Licht und trugen es auf der feineren Scheune zusammen, in der Nachtischel lag. — Und es war dem Einamen, als ob er doch noch etwas vergessen habe, sein letztes Weihnachtsgeschenk von Wendebühl, ein Jagdgewehr. Er suchte es aus einem schmalen, schwarzen Kasten heraus und nahm es mit sich auf den alten Stuhl. Mit beiden Händen fest umklammert, hielt er es fest auf den Knien, als ein Finger an die Tür pochte. Jemand mit nackten Füßchen und dicht verweinten Augen kuschelte zu ihm herein.

„Über Mut,“ sagte er mit sanftem Vorwurf, „schläfst du denn noch nicht?“

„Niele Wolters ist heute nicht gekommen,“ klagte sie, „ich kann das dumme Kleid allein nicht aufknöpfen.“

„Komm, ich helfe dir.“

„Ach, das Gewehr,“ sagte sie ängstlich.

„Es soll auch schlafen gehen. Siehst du, dort ist sein Bett. So, nun komm mit her.“

„Onkel Wiberstein, ich fürchte mich heute so schrecklich in meiner dunkeln Stube. Neulich lief eine richtige Maus über die Decke. Darf ich nicht bei dir schlafen?“

„Wo?“ fragte er ratlos.

„Auf deinem Schoß,“ antwortete sie mit dem sorglosen Egoismus der Kinder. Da schlug er eine Decke um ihre bloßen Füßchen und hob sie zu sich. — Ihr Kopf nestelte sich an seine Brust, ihre Finger suchten seine Hand. Schon sanken die Lider schlummermüde über die frommen Kinderaugen. Da richtete sie noch einmal den Kopf empor. Ganz leise kam es von ihren Lippen:

Müde bin ich, geh zur Ruh.

Hab ich unrecht heut getan

Sieh es, lieber Gott, nicht an.

Dann erst schlief sie fest ein, trotz der Tränen, die unaufhaltsam auf ihr Gesicht herabfloßen.

So lief auch diese lange, schwarze Nacht zum Ziel. Und die Sonne schuf den neuen Tag!

3. Kapitel.

Gegen Mittag dieses Tages brachte ein Wagen die erwarteten Herren der Gerichtskommission. Wendebühl nahm sie draußen in Empfang. Sein Wesen war wie sonst — ein wenig kurz und laut. Er zwang sich geradezu in die gewöhnliche Stimmung hinein. Sie sollten nicht auf den Gedanken kommen, daß er etwas Ernstliches für Wiberstein fürchtete. Alle drei waren noch sehr jung — Richter, Arzt und Gerichtsschreiber — und darum noch ohne jene Gleichgültigkeit außerordentlichen Ge-

scheitnissen gegenüber, die langjährige Ausübung dieses Berufes schließlich gibt. Amtsrichter Kranert sprach halblaut mit Wendebühl.

„Es wäre mir lieb, wenn Wiberstein bei der Leichenschau zugegen wäre. Sind etwaige Zeugen da? So — die Tat selbst geschah unter vier Augen. Aber vielleicht wissen Sie Leute, die über den in Ihrer Anzeige vorhergegangenen Streit ausagen können. Haben Sie doch die Güte, dieselben für nachher ins Haus bestellen zu lassen.“

Das waren schwere Augenblide für Wiberstein. Die Scheunentore standen weit offen. Das Licht stutete golden herein. Unbarmherzig zeigte es, was gestern die Dämmerung verkleierte. Da lag die Sense noch, wie sie Wibersteins Hand entglitten war. Nur die Blutflecke wirkten jetzt trocken und rostbraun. Daneben ruhte Stanislaus Nachtschel, als wenn er die mächtigen Glieder dehnen wollte, — gar nicht verändert. Sein Haupt war zur Seite geneigt. Die tiefe Schnittwunde in der Gegend der Schläfe blieb unsichtbar, bis der Arzt ihn ein wenig aufhob und auf den Rücken



Prinz Eitel Friedrich von Preußen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Wir zeigen den zweiten Sohn des deutschen Kaisers nach einer neueren Aufnahme im Gefräch mit seinen Offizieren im galizischen Kriegsgebiet.

legte. Es wurden zwei Wunden festgestellt, die an der Stirn, welche das Leben genommen und die über der linken Hand, die nicht einmal einen Knochen zersplittert hatte.

Also mußte Wiberstein gestern zweimal zugeschlagen haben. Wiberstein sah jammervoll aus, als sie endlich in des Rittmeisters Arbeitszimmer mit der Vernehmung begannen. Die zahlreichen weißen Hände deckten jetzt allerhand Aktenbogen zu. Der gewandte Gerichtsschreiber brachte die Formalien so schnell wie möglich zu Ende.

Friedrich Wilhelm von Wiberstein, geboren am 1. Mai 1884 zu Willborg in Pommern als einziger Sohn des 1899 verstorbenen Oberleutnants Erwin von Wiberstein und seiner im Jahre 1894 verstorbenen Ehefrau Charlotte, geborene von Nechtrig. Unbeskräft. Soldat nicht gewesen. Eigenes Vermögen 60 000 Mark.

Zur Sache:

Ich übernahm gestern persönlich das Zuschließen der Scheunen weil der Hofmeister, zu dessen Obliegenheiten dies sonst gehört, noch mit den Frauen auf dem Feld war. Als ich in Nummer 4 eintrat, um mich zu überzeugen, ob auch die Hintertür ordnungsgemäß gesichert, taumelte ein Mensch auf mich zu, den ich zuerst nicht erkannte. Die Sonne blendete meine Augen. Erst an der heiseren Stimme merkte ich, daß es Stanislaus Nachtsicht war. Er gurgelte mir zu:

„Ich sehe dich tot, du Hund, du Vieh,“ und kam mir so nahe, daß ich seinen Atem spürte. Ein Messer sah ich nicht. Er machte den Eindruck eines sinnlos Trunkenen. Ich wollte ihn mir abwehren, ergriff die Sense, die auf dem Stroh lag und schlug auf ihn ein. Die Absicht, ihn zu töten, hatte ich nicht.“

„Sie schlugen zweimal zu, nicht wahr?“ fragte der Richter.

„Mir ist, als könnte es nur einmal gewesen sein,“ antwortete Wiberstein matt.

„Mit aller Bestimmtheit können Sie sich dessen aber nicht erinnern?“

„Nein, ich weiß nur, daß ich die Sense ergreifen mußte.“

„Stürzte der Getroffene sofort zu Boden?“

„Das weiß ich auch nicht mit Sicherheit.“

„Ist das alles, was Sie sagen können?“

„Alles.“

„Wollen Sie Ihren Namen unter das Protokoll setzen.“

Da stand es, als wenn sich ein Lebensschicksal geschlossen hätte:

Friedrich Wilhelm von Wiberstein.“

Und der, welcher es zu Ende gebracht hatte, ging in sein Turmzimmer zurück. — Ein paar Mädchen erzählten nachher über den Streit des Vormittags. Sie schilderten den Polen als einen heftigen, tüchtigen Menschen, der einen Haß auf den Inspektor gehabt hätte.

Karl Nodemann kam auch zu Worte. Sein Zeugnis entlastete Wiberstein erheblich. Er erzählte, daß der Pole ihn selbst einmal — trotz großer Trunkenheit — mit der bloßen Faust zu Boden geschlagen habe. Er halte es darum für sehr wahrscheinlich, daß er Wiberstein getötet haben würde, wenn dieser ihn nicht so schnell unschädlich gemacht hätte. Richter und Gerichtsschreiber wechselten einen Blick.

Da blieb dem Bedrohten ja eigentlich gar kein anderer Ausweg als die Sense. — Karl Nodemann wurde durch einen alten Arbeiter abgelöst, der im allgemeinen nichts Neues vordrachte, aber, nach Wesen und Charakter des Inspektors den Leuten gegenüber befragt, zögernd meinte:

„Sonn war er ja sehr gut. Aber wenn er in Hut kam, wußte er nichts von sich. Wir haben uns schon einmal zwischen ihn und den Polen geworfen.“

„So“ sagte Wendebühl, als der letzte entlassen und die herbe Luft den eigentümlichen Geruch, der den Kleidern der Leute anhaftete, durch das geöffnete Fenster getragen. „Nun darf ich Ihnen wohl endlich ein Butterbrot anbieten.“

Amtsrichter Neanert suchte aus seiner Ledermappe einen Bogen rotes Papier hervor. Es dauerte felsam lange, bis er es zum Vorschein brachte. „Bitte, noch einen Augenblick. Ich muß Ihnen zuvor in Ihrer Eigenschaft als Amtsvorsteher die Ausfertigung des Haftbefehls übergeben. Wendebühl machte ein paar unsichere

Schritte auf den Sprecher zu. Eine entseßliche Ahnung würgte an seiner Kehle.

„Nein,“ sagte er hilflos. „Das ist doch nicht möglich. Ich verbürge mich für ihn.“

„Es geht nicht anders, Herr Rittmeister. Unser persönliches Vertrauen darf absolut nicht mitsprechen. Sie werden für seine Einlieferung Sorge tragen!“

— Das Butterbrot und die letzte Flasche 64er Rheinwein blieben unberührt. — Die Herren fuhren hungrig von dannen.

Rittmeister Wendebühl stand zum zweitenmal in Wibersteins Zimmer. Diesmal machte ihn sein eigener Schmerz zu jeder Parteilichkeit unfähig. Er sagte es ihm gerade heraus, wozu er sich bereit machen sollte. Um 6 Uhr würde das Fuhrwerk vor der Tür stehen, das ihm nach Stulpe bringen sollte in Untersuchungs-

haft.

Es waren noch zwei Stunden Zeit bis dahin. Eine davon verbrachte Wiberstein mit schlaffen Händen und starrte vor sich nieder, keinen bewußten Gedanken hinter der Stirn. Erst als sie sich zu Ende neigte, kam er wieder und gab ihn nicht wieder frei. — Wie barmherzig vom Schicksal, daß die, deren Stolz er gewesen, dieses Tages Schläge nicht mehr zu fühlen hatten! Wie gut, daß er ganz allein in der Welt stand! Aber aus dem Quell dieser Empfindung, dessen hartes Wasser die äußere Kraft stählte und die innere ertrinken ließ, sprang ein eigener Strahl hinaus. Sehnsucht! Nichts als hungrige, bettelnde Sehnsucht nach ein bißchen Menschenliebe. Er ließ die Augen im Zimmer umhergehen und fand die unachtsam hingeworfene Decke, die Hut Wendebühls in der vergangenen Nacht gewärmt hatte.

Ihm genug. Es war kein Suchen mehr in ihm. Er wußte plötzlich, in dem Kind wuchs sich etwas für ihn groß, das niemand herausreißen konnte. — Das Kind war auch das einzige, das ihn bisher vor der Verzweiflung bewahrt hatte. Einst hatte er es in langen Nächten aus Mitleid vor Hunger und Ermüdung behütet — nicht zum mindesten auch vor dem eigenen Vater, der langsam zum Trinker geworden. — Dadurch nahm er freiwillig die Pflicht auf sich, ebenfalls für ihr späteres Leben einzutreten.

Was sollte aus ihr werden, wenn er fern war? Es war bestimmt, daß die kleine Nut mit den Kindern des Forsthauses daselbst vom Herbst an gemeinsamen Unterricht haben sollte. Sie

konnte bei gutem Wetter mit Leichtigkeit hin- und zurückwandern.

Nun, im Herbst würde er ja voraussichtlich wieder zurück sein. Aber bis dahin — und wenn es gar noch länger mit ihm dauerte? Er suchte aus den oberflächlich entleerten Schiebefächern des alten Schreibstisches einen Bogen heraus und tauchte die Feder in den blicklichen Rest der Tinte. Noch ein kurzes Besinnen. Dann schrieb er:

Sehr geehrter Herr Förster!

In einer Stunde entferne ich mich von Stechow, ohne zu wissen, wann ich zurückkehren werde. Erlassen Sie es mir, über das Ziel dieser traurigen Reise zu berichten. Sie werden ohnehin noch genug darüber hören müssen. Es ist Miß wegen, daß ich mich an Sie wende. Sie tun ein Werk der Barmherzigkeit, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin sich des Kindes annehmen. Wer soll sonst bis zum Schulanfang nach ihr sehen?

Erlauben Sie mir ein offenes Wort. Ich weiß, Ihr Gehalt ist nicht glänzend und Ihre kleine Schar kostet Ihnen ohnehin genug. Rittmeister Wendebühl aber kann doch nicht halten, was er Ihnen bereits zugesagt hat. Ich bin niemand Rechenschaft schuldig über mein Geld und habe das Kind sehr lieb. Was meine Hand auch Böses getan, Herr Förster, Sie können das Gebotene doch ruhig daraus entgegennehmen. Gestatten Sie mir, daß ich die Pension für Nut entrichte und geben Sie mir manchmal Nachricht, wie sich alles mit ihr gestaltet hat. Ich glaube nicht, daß der Rittmeister widerstrebt, wenn Sie Nut in Ihrem Haus eine wirkliche Heimat geben.

Mich eines muß ich mir von Ihnen erbitten. Sprechen Sie mit Nut zuweilen von mir. — Ich möchte nicht, daß sie meiner ganz vergäße.

Ihr ergebenster Wiberstein.



Ein am Abhänge der Vogesenberge gelegener und von unseren Truppen genommener französischer Schützengraben.

Unten auf der Kante hielt die alte Kalesche, in welcher vor zwanzig Jahren der junge Leutnant Wendebühl — nach den väterlichen Jagden — in seine Garnison zurückgefahren war.

Und der, welcher sie heute lenkte, war derselbe, der damals wohl ein Dugendmal am Ziel kräftig mit dem Peitschenstock an die Scheiben hatte schlagen müssen. —

„Herr Leutnant — Herr Leutnant, wir sind nun da —“ Aber der junge tolle Mensch, der seinen Rausch drinnen ausschloß, hatte nicht aufwachen wollen. Da war dem Kutscher nichts anderes übriggeblieben, als vom Bod zu klettern und den jungen Herrn auf den Rücken zu laden. So ging es dann die Treppe hinauf. Der Schlüssel in der Manteltasche wurde umständlich hervorgeholt — die Türe sprang auf und er lud seine Bürde auf das Bett ab, in Mantel und Säbel, wie er den jungen Herrn übernommen. Nur die Stiefel brachte er ihm von den Füßen herunter, — das hatte ihm seine Mutter so anerzogen.

„Seute hielt ein alter hagerer Mann da oben die Zügel, der sich nicht mehr über seinen Herrn freute, trotzdem der jetzt weniger des Schlafes bedurfte als vor zwanzig Jahren.“

„Rittmeister Wendebühl ließ es sich nicht nehmen, seinen Beamten nach dem Ort zu geleiten, von dem man in guter Gesellschaft nicht gerne spricht.“

Viberstein hatte schon einen Fuß auf dem Trittbrett — aber der Blick sah immer noch rückwärts. Und da flog es heran — mit ausgebreiteten Armen.

„Nimm mich mit, einziger Onkel Viberstein, ja? guck mal, ich hab ganz reine Hände.“ Er konnte nicht sprechen. Er nahm den Fuß zurück und hob das Kind, von dem er ja längst Abschied genommen, an sein Herz. — Neben ihm wieherte gramvoll der linke magere Schimmel auf. — Und das Kind schlang beide Arme um seinen Hals.

Da entfuhr dem, der auf dem mattgewordenen Koffler des jungen Begleiters harnte, ein Laut, der wie ein Schrei klang.

Viberstein ließ das Kind zur Erde gleiten und stieg zu ihm. Die Gänle zogen an.

Die beiden Frauen der Kalesche sprachen nicht miteinander. Sie schickten auch nicht die Blicke umher. Sonst hätten sie den Mann hinter dem Pflug gewahren müssen, der die Arme von der Stange hob und sich bereit machte, ihrem Wagen entgegenzuströmen. Es war Karl Rodemann, der hier ein wunderliches Stück Land zum drittenmal pflügen mußte. Er lief schon ein paar Schritte geradeaus, da zog ihn die Leine, die er um den Hals geschlungen und zu lösen vergessen hatte, zurück. Er schrie etwas heraus: „Halt, halt!“ Der Alte auf dem Bod hörte nicht mehr gut. Die Kalesche rollte auf dem holprigen Landweg weiter.

Karl Rodemann fierte ihr nach bis der junge Schwarze seines Gepannes mit ungeduldigem Sprung anzog. — Da riß ihn der Pflug vorwärts. — Der hungrige Sand floß in seine Pantoffeln. Es waren zahlreiche Steinchen darunter, die sich in die Sohlen der bloßen Füße gruben.

Bei dem Abschied zwischen den beiden Männern kam die Nahrung nicht auf.

„Wenn Sie die Geschichte hinter sich haben, hole ich Sie also wieder nach Stechow. Sie können mir ja den Tag mitteilen.“

Viberstein nickte.

„Bitte, lassen Sie jetzt halten. Ich möchte die letzten Schritte zu Fuß gehen.“

„Sie deuten es nicht falsch, daß ich Sie nicht bis — an die Türe geleite?“

„Nein, Herr Rittmeister, ich danke Ihnen tausendmal. Lassen Sie die fünf Jahre unseres Zusammenarbeitens nicht durch die beiden letzten Tage verfluchen —“

„Niemals, Viberstein. Ich müßte Ihnen noch viel mehr danken, aber es ist nicht meine Art —“

„Und nicht wahr, Herr Rittmeister, jetzt ist genug der Qual, — besuchen wollen Sie mich — da drinnen nicht. Wer weiß, ob wir das jemals wieder verzeihen könnten.“

„Gut, also auf Ihren ausdrücklichen Wunsch werde ichs unterlassen. Halten Sie es denn durch? Lassen Sie keinem merken, wie es tut. Auf Wiedersehen, Viberstein!“

Der Alte auf dem Kutschbod griff an den Kreisbewegungen. Die Kalesche ratterte nach Hause.

Die Zelle, in die Viberstein gebracht wurde, war weder schlechter noch besser, als eine der vier andern. Ihm erschien es aber unmöglich, darin zu atmen. Die Wertpapiere, die sein Vermögen ausmachten und das bare Geld der unverbrauchten Zinsen konnte er bis zur Vorführung am nächsten Tage behalten. Dagegen wurden ihm das Taschmesser und ein alter Nagel, von dessen Vorhandensein er gar nichts mehr wußte, abgenommen.

Der Gerichtskrieger war zugleich Gefängniswärter. Seine Dienstwohnung wurde nur durch einen Steingang von den Zellen getrennt. Er blieb noch ein wenig neben Viberstein stehen, machte ihn auf dies und jenes und schließlich auch auf das Vorhandensein einer Bibel aufmerksam. „Da lesen Sie man drin. Das ist gut gegen allen Graul.“

Viberstein sah sich nach dem Fenster um. Es war schmal und niedrig, wie eine der vielen Lutten des Stechower Kartoffelfellers und trug eine feste Vergitterung. Noch ließ es großmütig einen matten Tageschein herein.

Er setzte sich auf die Holzbank am braunen Kachelofen nieder. Geradeaus schwebte an drei eisernen Haken die Prüsche, deren Krampen nur gehoben zu werden brauchten, um das Nachlager

fertigzustellen. Der Tisch war weißgecheuert, der Fußboden reinlich, sogar ein sauberes Handtuch hing am Nagel. Darauf wies ihn der Gefängniswärter noch besonders hin, als er das Blatt mit dem Namen des Neuangewonnenen zwischen Türfüllung und Glasfensterchen schob. Auch ein hängendes Plakat berührte er mit dem ausgestreckten Zeigefinger:

„Was jedermann vom Alkohol wissen muß.“

Dann knirschte endlich der Schlüssel in dem äußeren Vorhängeschloß. Viberstein war allein. Die innere Aufregung hatte seine Zunge trocken und scharf gemacht. Mit dem Augenblick, wo ihm die unendliche Stille das Gefühl zurückgab, empfand er einen brennenden Durst. Seine suchenden Blicke fielen auf eine braune Steingutkanne, die mit Trinkwasser gefüllt war. Er hatte oft genug an glühenden Sommertagen aus einer ähnlichen getrunken. Auch heute wollte er seine Lippen daraus nagen. Aber ein Gefühl des Efels ließ ihn nicht dazu kommen. Er ertrug lieber den quälenden Brand, als daß er seinen Mund an den Rand legte, den auch seine Vorgänger berührt hatten.

Langsam sank er in sich zusammen. Trostloser Jammer durchwühlte ihn. Und er tappte nach der zerlesenen Bibel hin, die ihm der Wärter vorher angepriesen.

Hart an die Augen hob er die verbläuten Buchstaben. Doch das heilige Buch entglitt ihm, ehe er daraus Erquickung schöpfen konnte. Ein stärkeres Brausen schüttelte ihn, denn von den Seiten des Buches strömte ihm dicker Schmutz entgegen und ungetröstet senkte sich sein Kopf auf die Brust herab.

4. Kapitel.

Lachende, sonnentrunkene Maitage! Sogar von den kümmerlichen Tannen rechts und links neben dem Eingang zum Verriker Landgericht hatten sie den düsteren Ernst forsgewischt. Trotdem waren auch heute wieder viele sorgenvolle Leute an ihnen vorbei in das Haus der steinernen Gerechtigkeit gegangen. Die drinnen beginnende Schwurgerichtsperiode brachte als erste Sache Friedrich Wilhelm von Vibersteins Angelegenheit zur Verhandlung. Vor drei Wochen war der wegen Körperverletzung mit Todesfolge Angeklagte von Stulpe nach Verriker überführt worden. Nun harnte er bereits einen vollen Monat der Erdung durch das Urteil, und hob — wie ein Almosenempfänger — im Hunger nach Licht und Freiheit bettelnd die Hände, daß endlich die Entscheidung fallen möge.

Diese Wochen hatten ihn arg mitgenommen! Die Kleider wollten nicht mehr passen. Die gebräunte Gesichtsfarbe war einem fahlen Gelb gewichen und die Augen hatten einen anderen Ausdruck bekommen. Nichts Zwingendes und Fröhliches lebte mehr in ihm, nur der Jammer des geschlagenen Hundes, der



Frantzösische Truppen mit den neuen Schugmasken bei Kämpfen mit Gasbomben.

Nach einer englischen Darstellung.

von dem verdorbenen Leben nicht zum Tode finden kann. Er mußte sich Gewalt antun, um die Fragen des Vorsitzenden überhaupt zu verstehen. Seine leisen Antworten erregten zuerst Befremden. Wohl noch niemals an dieser Stelle hatte jemand so wenig Veracht, sich zu entschuldigen und reinzuwaschen, wie er es tat. Schließlich aber trug die schlechte Art seiner Darstellung gute Frucht. Das Mitleid war auf seiner Seite. Ein paar Frauen im Zuschauerraum, die hier ständige Gäste waren, tröneten verständlich die Augen, sie konnten deutlich sehen, wie krampfhaft seine Brust arbeitete. — Als Leumundszeugen waren Mitmeister Wendebühl und Förster Kohlschmidt geladen und erschienen. Wiberstein hörte gar nicht zu, was sie über ihn sagten. Nur sein Verteidiger machte eifrig Notizen. Es mußte wohl viel Nüchternes und Gutes in ihren Reden enthalten sein, denn er bekräftigte die einzelnen Sätze, indem er mit dem Kopf dazu nickte. — Von den Stechöhrer Leuten waren ein paar ordentliche, nüchterne Tagelöhner geladen, unter ihnen Karl Rodemann. Sie konnten nichts Wesentliches bekunden. Es war nur eine Wiederholung dessen, was sie bereits vor dem Amtsrichter Kranert in Stechow ausgesagt hatten.

Wiberstein saß wieder stumpf in seiner Bank.

Nur als das Plädoyer des Staatsanwaltes anhub, zuckte er zusammen. Sein Verteidiger hatte ihm gestern erzählt, daß ein junger, brillant angeschriebener Assessor den Ankläger mache. Die Stimme bereitete ihm Schmerzen Schriß und herrlich trug sie die Töne zu ihm. Sie wußte viel von Stokert und mißbrauchter Gewalt zu sagen — und verlangte ein Jahr Gefängnis.

Dann sprach der Verteidiger.

Seine Worte klangen wie Beschuldigungsformeln. Es war ein gut Teil theatralischer Auspuß dabei — aber trotzdem enthielten sie einen Unterton warmen, überzeugten Eintretens, welcher das Menschliche der Handlung — im Gegensatz zum Staatsanwalt — heraus hob.

Die Geschworenen zogen sich zurück.

Und wieder schlich eine Stunde zu den andern. Erst die nächste brachte ihren Spruch:

„Schuldig der Körperverletzung mit tödlichem Ausgang unter Zuhilfenahme milder Umstände.“

Es war lautlos im Saal.

Von der Zeugenreihe kam das erste Geräusch. Ein hastiges Hin und Her — ein unterdrückter Schreckensruf nach Wasser. Die heiße Luft des Saals hatte sich allzu schwer auf einen der Zeugen gelegt.

Karl Rodemann war von einem Schwindelanfall gepackt worden.

Jemand meinte, es sei kaum zu glauben, daß Leute, die ohne jede Beschwerde die schwülsten Erntetage durcharbeiten, sich plötzlich so empfindlich zeigten.

Dann wurde Rodemann hinausgebracht und der Zwischenfall war vergessen.

Noch einmal tritten Staatsanwalt und Verteidiger gegen einander.

Nun war das Ende nahe.

Mitmeister Wendebühl suchte Wibersteins Augen, Förster Kohlschmidt betrachtete Wiberstein mit besorgten Blicken. Nur Wiberstein selbst dachte in diesem Augenblick nicht an sein Schicksal. Ihm war es, als wenn ihn aus den Blicken des Vaters die kleine Rut ansehe und leise spräche:

„Ich habe dich sehr lieb gehabt.“

Die Fähigkeit des Geständnisses aber ging an dem letzten Worte zu Grunde.

„Gehabt! Vorbei!“

Und der Gerichtshof verkündete jetzt das Strafausmaß: Drei Monate Gefängnis, unter Anrechnung von einem Monat der Untersuchungshaft.

In der Begründung hieß es: Notwehr lag nicht vor. Selbst wenn aber Notwehr angenommen worden wäre, so ist der Verurteilte über die Grenzen weit hinausgegangen; der betrunkene Angreifer wäre leicht auf andere Weise unschädlich zu machen ge-

wesen und Furcht, Bestürzung oder Schreden spielten bei der Tat keine Rolle.

Auf Revision wurde Verzicht geleistet. Friedrich Wilhelm von Wiberstein erklärte, die Strafe sofort antreten zu wollen.

Der Wandkalender neben der alten Uhr im rotgebeizten Gehäuse zeigte den 8. Mai an.

Förster Kohlschmidt hatte sich vom Gefängnisvorsteher Besuchserlaubnis bei Wiberstein erwirkt. Eine Stunde nach beendeter Verhandlung ließ er sich dessen Zelle aufschließen. Er wollte ihm nur Grüße bringen und ein Päckchen, das zur Zeit den Platz ausfüllte, der sonst der geliebten kurzen Pfeife gehörte.

„Er scheint zu schlafen,“ meinte der Wärter mit einem Blick auf die geschlossenen Augen, die sich bei dem Eintritt der beiden Männer nicht öffnete. „Ein Wunder wärz nicht! Die letzten vier Nächte immer auf der Bank gehockt!“ Kohlschmidt dämpfte seine Stimme.

„Dann will ich ihn jetzt nicht stören. Kommen Sie, wir entfernen uns möglichst geräuschlos. In zwei Stunden spreche ich wieder vor.“

Wiberstein hatte nicht geschlafen. Er fühlte sich nur außer Stande, gerade jetzt einen Menschen wiederzusehen, der den glücklichsten Teil seiner Vergangenheit aufrollen würde. Er war fest entschlossen, die hinausgeschobene Unterredung, wenn auch nicht ganz unmöglich zu machen, so doch wenigstens kurz und oberflächlich zu gestalten.

Beinahe feindlich sah er der hohen, ein wenig nach vorn geneigten Gestalt entgegen, die pünktlich wieder in seiner Tür erschien.

Zögernd legte er die Hand in die herzlich ausgestreckte Rechte. Kohlschmidt hatte sich längst alle Empfindlichkeit abgewöhnt. Er überjah die Abwehr in Miene und Haltung und schlug den Ton an, der bei dem andern ein Echo finden mußte.

„Ich bringe viele Grüße, Herr von Wiberstein, von Rut. Meinen Brief werden Sie inzwischen erhalten haben. Es hat sich alles leichter gemacht, als ich anfangs dachte. Wendebühl war sofort einverstanden. Rut ist die Woche über bei uns, Samstag wandert sie nach Stechow, damit keine Entfremdung Platz greift, und Montags bringt sie uns Johann Peterow getreulich wieder.“

Da löste sich et-

was in den müden, schlaffen Zügen.

„Rut,“ sagte er leise, „liebe, kleine Rut.“ Und Förster Kohlschmidt ward von diesen Worten gerührt und mit weicher Stimme erzählte er von dem Kinde.

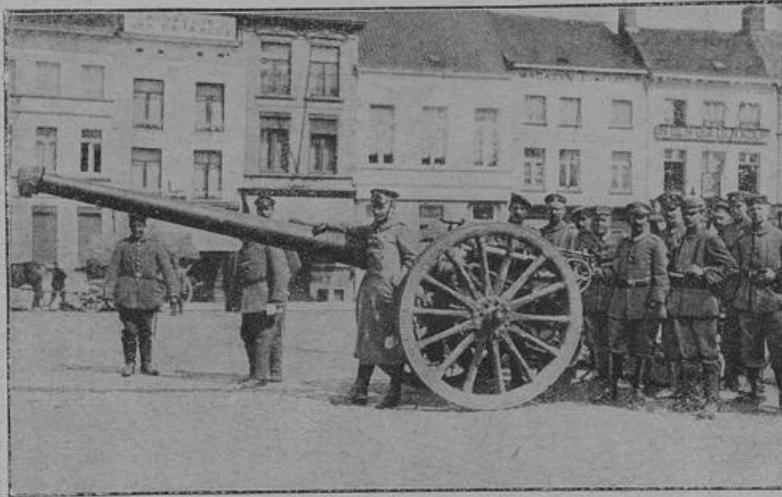
Es ist merkwürdig, wie sie an Ihnen hängt, Wiberstein. Ein Kind vergißt doch schließlich, aber die Rut nicht. Immer nur Sie — und wieder Sie. Meine Frau meint, das kommt davon, weil Sie ihr sozusagen Mutterdienste geleistet haben. Nun, die Frauen sehen darin wohl weiter als wir. Es kann schon sein.“

„Fragt sie, wo ich jetzt bin?“

„Natürlich, anfangs fast jede Minute des Tages; jetzt nicht mehr so oft, aber reichlich genug.“

„Was lagen Sie ihr dann, Herr Förster?“

„Ja, das hat viel Sorgen gemacht. Meine Frau war für das süßliche Märchen von der großen Keise und der Zunderdüte nachher. Ich habe nicht davon gewilligt. Sie sollen doch ihr Vertrauen behalten. Und wenn ich auch nicht so modern bin, daß ich die Aufklärung des Kindes in zartem Alter über familiäre Lebensgeschicknisse für bringend erforderlich halte, hier erachtete ich eine Annäherung zur Wahrheit für notwendig. Wir haben ihr gesagt, daß Sie einem Menschen ein Leid zugefügt und dafür eine Strafe empfangen hätten. Es war erschütternd, wie sie das aufgenommen hat. Den ganzen Tag verbrachte sie schweigend. Sie hörte in der Schule nicht zu, sie beteiligte sich nicht an den üblichen Spielen. Am Abend erst hatte sie herausgefunden, was Sie trösten konnte. Sie wollte Sie besuchen. — Nun, soweit durfte die Aufklärung denn doch nicht gehen. Ich habe ihr einen andern Weg vorgeschlagen. Wir haben einen Amateurphotographen gefunden, der hat ein Bild von ihr angefertigt. — Sehen Sie, hier,“ und er hob das Päckchen von dem Ehrenplatz — „da ist sie.“



Ein vor Hpern erbeutetes englisches Geschütz auf dem Marktplatz von Roulers.

Hiberstein hielt wortlos ihr Bild in den Händen. Es zeigte alle Fehler eines Anfängers in dieser Kunst und — dennoch — seine Freude war unbeschreiblich.

Es stieg ihm heiß in die Augen. — Da legte der Förster auch noch den Strauß wilder Veilchen, den sie heute in der Frühe für ihn gepflückt hatte, in seine Hand. — Es waren die hellblauen, großköpfigen Waldveilchen, die duftlos sind.

Hiberstein gab dem, das sich ihm in qualvollen Nächten geformt hatte, Gestalt.

„Wenn das Kind nicht in der Welt wäre, dann hätten Sie nicht nötig gehabt, mich hier zu besuchen, Herr Förster. Denn mit meiner Leidenschaft bin ich immer noch nicht fertig. — Als die unselige Tat geschehen war, hab ich's geglaubt. — Es ist mir wie eine Art Trost gewesen. Nun hast du dich im Zügel — nun können sie Fangball mit dir spielen, dein Blut wird nicht mehr so im Kopfe jausen. Und es hat doch nichts geholfen. Vor gestern kam es wieder über mich. Ich mußte mit den andern viermal um den Ge-

fängnisshof traben. Da war so ein elender, heruntergekommener Bicht hinter mir, der spottete über mich, und die andern lachten dazu. Sogar der Wärter verbarg mühsam ein Grinsen. — Wenn eine Senje zur Hand gewesen wäre, — ich hätte sie auch diesmal nicht können liegen sehen.“

„Es war schwer, in diesem Augenblick einen Trost zu finden.“

„Es gibt sich wohl, wenn man genug gebüßt hat, Hiberstein.“

„Aus der müden Brust schrie die Stimme der Dual.“

„Was soll ich denn tun?“

„Ich glaube, freiwillig Liebes aufgeben.“

Hiberstein stützte beide Hände auf den Tisch. Der einzige Ausdruck, der in der langen schweren Zeit niemals darin sichtbar gewesen, stand in seinen Augen — die Angst!

„Sie meinen — ich sollte nicht wieder —“

Der Förster legte die Hand auf sein Haupt.

(Fortsetzung folgt.)



Gebirgsartillerie vor dem Ausbruch.

Bei Arras.

Vom Siegeslauf unserer Heere im Osten
Wende, bewunderndes Vaterland,
Nach Westen den Blick zu den Graven,
Wo bei Arras immer noch unbezungen
Stehn unsre tapfern „Rheinischen Jungen“,
Und vereint mit den Bayern halten die Wacht
Gegen der Feinde vielfache Übermacht,
Und nicht wanken und weichen,
Wis der Wesschen Tritt
Stampft über ihre blutigen Leichen.

Sie kämpfen für Heim und Hof und Herd,
Für Vater und Mutter, für Weib und Kind,
Für den herrlichen deutschen Rhein:
Wie soll er des Feindes Beute sein!

So Tag für Tag und Stunde um Stunde
Wütet hier Angriff auf Angriff.

Stundenlang prasseln wie Hagelschloßen
In die Gräben hinein die Granaten,
Pischend und fauchend wie Ungetüme,
Zermalnen die Erde, zerlegen die Leiber.
Wühlen die Minen turmtiefe Trichter,
Als öffne die Hölle die schaurigen Schlünde
Und speie Tod und Verderben und Grauen.

Dann Feuerstille.

Und heraus aus den dräuenden Gründen
Springen die schwarzen Söhne der Wüste,
Huschen wie Katzen glutfängige Fuder,
Zähnefletschend und Messer schwingend,
Dampf wirbeln die Trommeln, Bajonette blitzen,
Und in dichten Kolonnen, vierfach gestaffelt
Stürmen mit Feuer heran die Franzosen

En avant, en avant!

Aber fest wie ein Wall
Stehen die Mauern der deutschen Streiter,
Und klar klingt die Stimme des Kommandeurs:
Seitengewehr pflanzt auf!
Und drauf!

Mann gegen Mann ein blutiges Ringen,
Wie Sturmeswehen das Vorwärtsbringen,
Schon wanken die Reihen, Hurra! Hurra!
Die Schlacht ist gewonnen, Vittoria!

Es ruhn die Toten, der Tag war schwer,
Auf Feld und Fluren sinkt die Nacht.
Leuchttugeln huschen hin und her,
Und weiter tobt die Lorettoschlacht.

Joseph Abel.

Was zu beweisen war.

Skizze von Wilhelm Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein gefürchteter Examinator einen armen Prüfling durch seine ungenierten Fragen in peinliche Verlegenheit bringt, ist gewiß nichts Seltenes; viel seltener ist die Umkehrung dieses Verhältnisses.

Der Schultat Professor Streumeier, ebenso beliebt wegen seiner jovialität, wie angesehen wegen seiner Gelehrsamkeit und gefürchtet wegen seiner Gründlichkeit im Ausfragen, reiste nach dem drei Meilen entfernten S., um als Mitglied der Prüfungskommission an den Wiederholungsprüfungen der nicht festangestellten Lehrer teilzunehmen. Im Gasthof „Zum Nordischen Löwen“, wo er am Nachmittage vor dem Prüfungstermin ablag, hatte zufällig auch einer der Prüflinge, nämlich der Schulamitandant Schnibbe, Quartier genommen.

Der Schultat und der Kandidat waren einander nicht unbekannt, denn erstens waren sie in eben derselben kleinen Provinzstadt zu Hause, und zweitens war der Professor Streumeier ein Studienfreund von Schnibbe's Vater und wiederholt in dessen Hause zu Gast gewesen. So war es kein Wunder, daß der alte Herr und der junge Mann sich zunächst sehr freundlich begrüßten und dann im Handumdrehen in eine lebhaft Unterhaltung gerieten.

„Nun, mein lieber Schnibbe,“ sagte endlich der Professor wohlwollend, „was Sie betrifft, so haben Sie ja, wie ich weiß, etwas Rechtes gelernt und pflegten es im Bedarfsfalle auch zur Hand zu haben. Brauchen also vor dem Examen keine Angst zu haben, nicht wahr?“

„Allerdings,“ entgegnete der Kandidat, „glaube ich, meine Zeit nicht verloren zu haben, indessen.“

„Nun? — In dessen?“ — „Aber?“

„Aber ich meine, es ist keine Kunst, eine an sich nicht allzuschwierige Frage so zu stellen, daß man leicht zwischen Frage und Antwort hindurchzusehen kann. Fragen ist, wie man zu sagen pflegt, eben leichter als antworten.“

„Junger Freund“ wandte Streumeier mit behaglichem Lächeln ein, „ich könnte Ihnen gar leicht das Gegenteil beweisen, aber freilich, das Beweisen ist in diesem Falle an Ihnen. Also Beispiele, wenn ich bitten darf, oder wenigstens ein diskutierbares Beispiel! — „Seh'n Sie, Sie finden teins!“ fuhr er mit triumphierender Miene fort, als der Kandidat eine Weile sinnend zum offenen Fenster hinausblickte, „Sie können Ihre Behauptung nicht beweisen!“

In diesem Augenblick ward eine ansehnliche Schafherde die Straße gegen den „Nordischen Löwen“ heraufgetrieben, und man vernahm schon das eigenartige Getrappel auf den Steinen, das sich anhörte, wie ein beginnender Gewitterregen in einem Gemütsfeld. An einer bestimmten Stelle des Rudens war die Wolle rot oder blau gemarckt. Einigen Wenigen, die schwarze Wolle trugen, hatte man mit einer Schere einen Buchstaben in den Kreuzsitz geschnitten.

„Niedlicher Anblick“, sagte Streumeier, „er erinnert mich immer an die Patriarchen. Wollen Sie wohl glauben?“

Er unterbrach sich und setzte dem Kandidaten den Zeigefinger auf den Nasenrücken — „Sie haben etwas, lieber Schnibbe, Sie glauben jetzt Ihre Behauptung von vorhin beweisen zu können. Also raus damit!“

„Ich bitte, Herr Professor, sich nicht unterbrechen zu lassen.“

„Raus damit, sage ich, raus mit dem Beweis, er ließ lange auf sich warten. Das geht mir allem vor, — na?“

„Ich möchte mir eine Frage erlauben, Herr Professor.“

„Na ja doch, nur los!“

„Welche Schafe fressen am meisten, die schwarzen oder die weißen?“

Streumeier sah ihn erstaunt an. Dann entschied er mit verständnisvollem Lächeln

„Völlig gleich, absolut gleich, — haha!“

„Verzeihen Sie! Das ist ganz zweifellos nicht der Fall.“

„Nein? — Nun sehen Sie, die Herde kommt näher. Stellen wir also vorerst fest, daß es sich gar nicht um schwarze, sondern um dunkelbraune handelt. Der Scherz —“

„Wenn ich bitten darf, Herr Professor, so war es nicht gemeint. Sagen wir also weiße und braune Schafe. Also welche?“

Der Professor blickte unter hochgezogenen Brauen auf die Straße. Dem Fenster gegenüber stand ein Tränktrog. Die Herde machte Halt, und der Schäfer setzte sich auf den Rand.

„Da müßte man also, hob der Professor von Neuem an, „auf experimentellem Wege —“

„Das wäre auszufliessen,“ warf der Kandidat schnell ein.

„Schön,“ sagte der Gelehrte gutgelaunt, wir kommen uns schon näher. Geheißt die Pigmentfärbung in der Rindensubstanz des Haarschaftes bewirkt, daß —“

„Verzeihen Sie die Unterbrechung, Herr Professor, aber daran liegt es in unserem Falle ebenfalls nicht.“

Ueber Streumeiers wohlwollende Züge flog ein ganz leichter Schatten. Plötzlich aber lachte er hell auf.

„Na ja, Sie Jüngling mit den Augen des Argus!“

Vor die Brille mit den großen kreisrunden funkelnden Gläsern klemmte er noch einen Kneifer auf.

„Aha,“ sagte er dann, „da haben wir's! Natürlich fressen die Braunen weniger, denn sie sind Schnuden aus dem Schnudenland und demgemäß kleiner als die andern, jetzt sehe ich schärfer.“

„Das muß nach meinem Dafürhalten eine durch die Farbewirkung erzeugte optische Täuschung sein, Herr Professor, ich sehe trotz meiner ungemein scharfen Augen keinen Unterschied in der Größe. Ja, wir wollen, wenn Sie gefatten, ohne weiteres annehmen, alle wären malhermäßig gleich groß.“

„Dann,“ rief Streumeier mit sehr merkbarer Bestimmtheit, „fressen die Braunen mehr und zwar zufolge ihrer Schnudenatur. Seh'n Sie mal: die magere Kost der Weißen, die fehlende Stallfütterung über den Winter und endlich —“

„Ich bedaure außerordentlich, Herr Professor,“ wandte Schnibbe mit sehr bescheidenem Tone ein, „Ihnen auch diesmal widerprechen zu müssen. Es ist nicht eine

einziges Schnude darunter; es sind sammt und sonders schwere Marischschafe, wie sie mein älterer Bruder in St. Peter auf Eibelsfeld züchtet.“

„So, so!“ sagte der Professor, indem er sich über die nunmehr ein wenig gefaltete Stirn strich, wie Sie wollen.“ Sehen wir dennoch von allen diesen Hypothesen ab! Betreten wir vielmehr den sicheren Weg wissenschaftlicher Beweisführung mit Hilfe der Physik und Physiologie, um festzustellen, daß in der Tat die Braunen das größere Quantum an Nahrungstoffen zu sich nehmen. Zweifelsohne besitzt die dunkle Wolle ein ungleich größeres Vermögen, Luft und Wärme zu absorbieren und festzuhalten, denn die weiße, analog unsern dunklen Winterkleidern. Die vermehrte Wärmeaufnahme aber hat im Organismus eine beschleunigte Säftezirkulation zur Folge, und diese hinwieder bedingt einen lebhafteren Stoffwechsel und damit eine stärkere Zufuhr von Nahrung — was zu beweisen war.“ — Man sah es unter dem Kandidaten auf den ersten Blick an, wie außerordentlich schwer es ihn ankam, seinem Lehrer und väterlichen Freunde noch einmal, und zudem in ausführlicherer Weise, mit einem Widerspruch entgegenzutreten zu müssen.

Fast schüchternes Zornes bemerkte er deswegen:

„Herr Professor, zürnen Sie nicht, wenn — ich nicht umhin kann, einwenden zu müssen.“

Aber da kam er nicht schlecht an.

„Herr Kandidat,“ rief Streumeier fast hitzig, „was hätte mein Zorn mit diesem äußerst interessanten Fall zu tun, und was hat die Wissenschaft im allgemeinen mit allen Gefühlen der Welt! Sagen Sie ohne Umschweife, was zu sagen ist!“



Russische Drahtverhau in Galizien,

die von den tapferen verbündeten österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen im Sturm überschritten wurden.

„Das wäre ein Zweifaches, Herr Professor.“
 „Gut denn, fangen wir nach der Ordnung der Dinge mit dem Ersten an — nun?“

Der Kandidat verbeugte sich, mit einem dankbaren Blick und leisem, offenbar zaghaftem Ton in der Stimme bemerkte er:

„Erstens also dürfte es äußerst zweifelhaft erscheinen, daß der Mehraufwand von Wärme, durch die dunkle Wolle gebunden, falls er überhaupt meßbare Größe besitzt, in eine Bewegung umgewandelt wird, die man gleichsam an der Haut-Muskulatur ablesen könnte.“

Der grunzende Ton, den Streumeier halb im Barte behielt, ließ es unklar, ob er ein Ausdruck der Zustimmung oder der Ablehnung sein sollte. Jedenfalls war es dem jungen Manne bekannt, daß Streumeier kein besonderer Freund von sogenannten witzigen Antworten seiner Hörer war. Er rühte ein paarmal am rechtsseitigen Brillenbügel und bedeutete:

„Zweitens?“
 „Zweitens“, fuhr Schnibbe erleichtert fort, „bin ich der festen Ueberzeugung, daß, falls die Temperaturerhöhung tatsächlich eine so bedeutende wäre, wie Sie, Herr Professor annehmen, nach aller landläufigen Beobachtung und gemäß den Lehren von den Krankheitserscheinungen gerade die entgegengesetzte Wirkung eintritt, nämlich Fieberzustand, Verminderung des Appetits und Abnahme der Nahrungszufuhr. Auf jeden Fall aber und abgesehen von der Stichhaltigkeit oder Unstichhaltigkeit Ihrer Beweisführung, Herr Professor, liegt das entscheidende Moment durchaus an einer ganz andern Stelle.“

Diese Stelle schien Streumeier plötzlich entdeckt zu haben, denn er sprang von seinem Sitze auf und eilte an die Flurtür, machte dann indes eine jähe Wendung und stand auf einmal wieder vor dem Kandidaten.

„Hören Sie, junger Mann“, sagte er, „ihnen über die Brille hinweg durchbohrend ansiehend, „dann muß ich sagen, daß Ihre Frage nicht zu beantworten ist. Das ist keine Frage. Denn welche Antwort könnte darauf gegeben werden? Das ist eben die Frage. Ich kann es nicht. Kein Professor der Welt kann es. Keine Fakultät ist dazu imstande und — ja, sagen Sie es doch, können Sie es denn? Wollen Sie etwa behaupten, mehr zu wissen als ich? Als alle Professoren der Welt? Als alle Fakultäten? Wie? Nun, in aller Welt, so sagen Sie's, wenn Sie so ein Teufelskerl sind, daß Sie es können, welche Schafe fressen am meisten, die weißen oder die braunen? Und vor allen Dingen: Warum?“

„Die weißen Schafe, Herr Professor, denn in der ganzen Herde befindet sich, wie Sie gütigst bemerken wollen, nicht mehr, als höchstens ein halbes Duzend braune. Was zu beweisen war.“

Streumeier jauchzte völlig sprach- und kraftlos auf seinen Sitz.
 „Ja, ja, Sie haben recht“, seufzte er nach einer Weile der Sammlung, „es ist nicht leicht mitunter, eine geschickte Antwort zu geben auf ein dumme Frage. Kommen Sie mit in die Gaststube, Schnibbe, ich muß etwas Stärkendes haben.“

Kriegs-Allerlei.

(Nachdruck verboten.)

Der Stellungskrieg und das damit verbundene lange Liegen an ein und derselben Stelle bringt naturgemäß viel weniger neue Geschehnisse für uns, als dies in den ersten Monaten der Fall war, wo man jeden Tag an einer andern Stelle sein müdes Haupt zur Ruhe legte. Und man betrachtet unwillkürlich die Dinge, die sich in nächster Umgebung abspielen, etwas schärfer als früher. Während im Anfang des Krieges ein Flieger eine Seltenheit

war, vergeht jetzt kein Tag, an dem wir hier nicht welche sehen — Freund und Feind, wies trifft. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, Menschen, Tiere und Wagen möglichst zu sichern und so kommt es, daß die Fahrten jetzt nur nach Eintritt der Dunkelheit ausgeführt werden. Eine auf dem Marsche befindliche Kolonne von 20 und mehr Wagen ist am Tage ein gutes Ziel für einen Flieger, — des Nachts vermag er ihr nichts anzuhängen. Da muß natürlich der Schlaf auf ein Mindestmaß beschränkt werden, aber man ist gar bald daran gewöhnt.

Auch die Flüge mit Munition usw. sind den Fliegern ein Dorn im Auge und die genaue Kenntnis des Geländes hätte manchen feindlichen Flieger wohl gereizt, unsern zur Entladung bereitstehenden Munitionszügen einen Besuch abzustatten. Da blieb nichts andres übrig, als ihm das Ziel unsichtbar zu machen und das hat man an unserer Stelle in gradezu idealer Weise erreicht. Ganz in der Nähe der Station an der die Munition für unsern Abschnitt ankommt, — es sind nebenbei gesagt ganz unheimliche Mengen — lief gleichlaufend eine nicht breite Straße, die beiderseits mit alten prachtvollen Bäumen bestanden ist. Zwischen diesen Baumreihen nun haben unsere Eisenbahner einen Schienenstrang mit Anschluß ans Hauptgleise gelegt. Etwa 30 Waggons lassen sich da aufstellen und die inzwischen völlig belaubten Bäume bilden nach oben und nach den Seiten einen so dichten Abschluß, daß man nur in allernächster Nähe die Waggons erkennen kann.

So oft mich mein Dienst dorthin führt, mache ich im Stillen eine Verbeugung vor den klugen und tüchtigen Soldaten — hohen und niederen — die das erfonnen und ausgeführt haben. Man ändert den alten Spruch des frommen Mitterteins unwillkürlich etwa so um: Eine Mauer um uns baue, Daß der Feind uns nicht mehr schaue.

Ein glücklicher Zufall brachte uns vor einem Monat mit mehreren Gesangmannschaften auch einen Musiklehrer, der im Zivil eine ganze Reihe von Gesangsvereinen dirigiert. Was lag näher, als daß wir ihn veranlaßten, auch uns singen zu lehren. Und er hat's gerne getan. So sitzen wir denn nun an dienstfreien Nachmittagen 1—2 Stunden um ihn versammelt zur Probe. Es ist ein gestrenger Herr, unser Dirigent, wenigstens dann, wenn er den Taktstock schwingt, aber das ist gut so, denn wir haben etwas gelernt bei ihm. 10 Lieder, 4stimmig, in der kurzen Zeit, das ist eine Leistung, die sich sehen oder hören lassen kann. Ist's auch nur zu unserm Vergnügen gedacht, so bietet sich doch auch Gelegenheit, unser Können im Dienste unserer Kameraden zu verwerten. So haben wir jüngst bei der Beerdigung eines im hiesigen Lazarett verstorbenen Kameraden ihm am Grabe 2 Lieder nachgesungen und das für diesen Zweck so passende „Morgenrot“ hat alle Teilnehmer tief ergriffen. Und wir sind einem schönen Beispiel der Gesangsvereine in der Heimat gefolgt, als wir ein paar Tage später den verwundeten Kameraden im Lazarett, die sich im Garten versammelt hatten, eine Anzahl unserer Lieder vorgesungen haben. Als wir uns verabschieden wollten, hat einer der Zuhörer uns in warmen Worten namens seiner Leidensgefährten gedankt und uns das Versprechen abgenommen, bald wiederzukommen. Zu den Proben stellen sich übrigens manchmal originelle Zwischenfälle ein. Da heißt es oft: Die Probe muß heute ausfallen, weil der Dirigent auf Wache ist. Oder: 3 Mann vom 1. Bataillon sind zum Juragieren kommandiert. Oder wenn der Dirigent den 2. Bataillon zur Mäßigung ermahnt, etwa mit folgenden Worten: Nicht so 21-Zentimeter-Mörserartig. Daß wir an den Belgiern eifrige Zuhörer haben, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Schr.



Fliegerbeobachtungsposten bei den deutschen Stellungen vor Verdun.

Dieser Posten hat die Aufgabe, die Wirkung der Beschießung französischer Flugzeuge festzustellen und mittels eines transportablen Feldtelephons an die Batterie weiterzugeben.



Sprüche.

Nein wie das feinste Gold, steif wie ein
Felsenstein,
Wanz lauter wie Kristall soll dein Ge-
müte sein.

Gemeine Menschen gleichen den Trom-
meln; sie sind leer im Innern, machen aber
viel Lärm.

Der Mörserdonner und seine Rätzel.

Die Beschädigung der Forts von Antwerpen durch die deutschen 42-cm-Mörser vom 28. September bis zum 9. Oktober 1914 hatte eine gewaltige Erschütterung des Luftmeeres zur Folge, nicht nur im engeren Bereiche des Operationsgebietes, sondern auch weit darüber hinaus im nördlichen Holland und westlichen Deutschland. Durch die in der „Meteorologischen Zeitschrift“ niedergelegten Beobachtungen des Königl. Niederländischen Meteorologischen Instituts zu De Bilt und anderweitig gewonnenes Material ist es jetzt ermöglicht, die ganz erstaunliche Hörweite dieses Mörserdonners ziffernmäßig genau anzugeben: Ihre äußersten Punkte liegen etwa in einer Entfernung von 225 bis 230 Kilometer Luftlinie. Aber es sind dabei, wie Dr. Dörr ausführt, höchst merkwürdige Einzelheiten zum Teil noch unerklärt. So unterscheidet man bis auf eine Entfernung von etwa 100 Kilometer das innere Schallgebiet, dem sich eine etwa 60 Kilometer breite (etwa der Abstand Rotterdam—Amsterdam) „Zone des Schweigens“ anschließt, in der nichts von den kolossalen Detonationen vernommen wurde, während dann bis 230 Kilometer ein äußeres Schallgebiet den Abschluß bildet. Und gerade an der inneren Grenze des äußeren Schallgebietes, also in rund 160—170 Kilometer Entfernung, war die Intensität des Kanonendonners besonders heftig. Da ist von einem „gewitterartigen, dumpfen Dröhnen“, von „einem Gefühl, daß der Erdboden unter uns erzittert“, von „irrenden Fenster scheiben und „etwas wie Wildenjäger Nächte“ die Rede. Besonders rätselhaft, aber auch ebenso wichtig ist die „Zone des Schweigens“, von deren Existenz man früher verhängnisvoller Weise lange keine Ahnung hatte. Mehrfach haben 1866 und 1870 Armees-Unterführer die Weisung erhalten, gegebenenfalls auf den Kanonendonner hin loszumarschieren und in die Schlacht einzugreifen. Sie blieben aus, und niemand glaubte ihnen, daß sie kein Geschützfeuer gehört haben wollten. Kein Mensch wußte eben damals etwas von der rätselhaften „Zone des Schweigens“. Sie hat in den Kriegen schon oft eine merkwürdige Rolle gespielt und u. a. Friedrich des Großen Sieg bei Liegnitz am 13. August 1760 ermöglicht, denn die österreichische Hauptmacht befand sich gerade in diesem Bereich der Stille, hörte nichts und griff nicht ein, während weit entfernte Detachements den Schlachtdonner sehr wohl vernahmen und anmarschierten. Nach allem läßt sich zusammenfassend sagen: „Dem Kanonendonner kommt als Angriffs- und Nichtigkeitsignal eine außerordentlich hohe Be-

deutung zu; seine Hörbarkeit beeinflusst Feldherren und Unterführer in ihren Schlüssen und Entschlüssen — allein seine Wahrnehmbarkeit kann durch Einflüsse geographischer und meteorologischer Natur bis zur völligen Unterdrückung unterbunden werden, obwohl oft nur verhältnismäßig geringe Entfernungen (bis zu dreißig, vierzig Kilometer) in Betracht kommen; demnach ist mit Bestimmtheit auf das Hörbarwerden des Geschützfeuers an allen Orten und zu jeder Zeit nicht zu rechnen.“ Es sind also recht wichtige Beobachtungen, zu denen der Mörserdonner von Antwerpen Anlaß ge-



Oesterreichisch-ungarische Infanterie in Deckung
Nach einer Aufnahme vom galizischen Kriegsschauplatz.

geben, und die Strategie des Weltkrieges wird damit rechnen müssen. Zudem wird die Fülle der artilleristischen Operationen neues Fortschrittsmaterial zu diesem interessanten atmosphärischen Problem liefern.

Nieder mit Beethoven, dem „Boche“!
Ein sonderbares Abenteuer, das zeigt, wie sehr die Franzosen den Kopf verloren haben, wird dem „Giornale di Sicilia“ aus Marseille berichtet. In dem Vernichtungskrieg, den die Franzosen gegen alle Deutschen, auch die Toten, unternommen haben, wurde Beethoven bisher noch immer ein wenig geachtet. Zur Beruhigung der Gewissen hatte ja der Figaro herausbekommen, daß dieser Beethoven eigentlich ein Belgier, mithin ein Verbündeter wäre. Ganz so sicher scheint den Franzosen aber dieser Nachweis doch nicht geführt worden zu sein; denn schließlich sind sie dazu übergegangen, auch Beethoven auf die Liste der Verdammten zu setzen. Ihre blinde Wut hat ihnen dabei einen kühnsten Streich gespielt. Am großen Rathonskaale von Mar-

seille, in dem auch Konzerte abgehalten werden, stand seit vielen Jahren eine Büste von Beethoven auf dem Podium. Als nun kürzlich wieder ein Konzert gegeben werden sollte, das nur Werke völlig unbedächtiger Franzosen enthalten durfte, hatten die Veranstalter in richtiger Voraussicht des Kommenden die Büste wegnehmen lassen, weil man sonst einen Zustand der in ihrem französischen Gefühl gekänkten Konzertbesucher zu befürchten hatte. Leer konnte man den Platz, wo die Büste gestanden hatte, aber doch auch nicht lassen, und so stellte das Komitee an die Stelle Beethovens eine Büste von Berlioz. Das sollte für den armen Berlioz, der so viel Ungemach im Leben erduldet hatte, verhängnisvoll werden. Kaum war das Publikum in den Saal hineingelassen, als es sich wild auf das Podium stürzte und unter Pfeifen, Seulen und Klatschen — die Büste des großen französischen Komponisten zu Boden warf und zerschmetterte. Keiner unter den Anwesenden hatte bemerkt, daß der gefährliche „Boche“ gar nicht mehr da war, und alle triumphierten über den glänzenden Sieg, der wieder über die deutsche Kultur davongetragen war.

Die Automobile der Welt sollen sich laut einer Zusammenstellung in einer Fachzeitschrift, nach den in Betracht kommenden 70 Ländern geordnet, auf 2501622 belaufen. Der Löwenanteil entfällt auf Nordamerika (ohne Kanada), das über 1 754 540 Autos verfügt. An zweiter Stelle folgt weit im Abstand England mit 341 420 vor Deutschland mit 95 341, Frankreich mit 90 959, Kanada mit 46 604 und Österreich-Ungarn mit 19 000. Italien besitzt 12 000, Rußland 10 000, Belgien 9048, Türkei 500, Serbien 98, während Montenegro gänzlich fehlt. Den Beschluß in der Liste bildet die Republik Liberia, die sich bisher nur ein Automobil geleistet hat.

Eine Köchin hat aus dem Osten einen Liebesbrief ihres selbigen Bräutigams erhalten, in dem folgender schöne Vers steht: „In meinem Zimmer ruht der Ofen, In meinem Herzen ruht (ruhst) nur Du!“

Abgerungen. „Welche von den fünf Meyerschen Töchtern willst du denn heiraten?“ — „Die jüngste natürlich!“ — „Geht denn der Alte darauf ein?“ — „Na — so leicht nicht; aber bis zur dritten habe ich ihn schon!“

Rätzel.

Ich bin die schönste der Gestalten,
Wie Plato spricht mit andern Alten,
Doch bring' ich oft im Flug Verderben,
Durch mich viel tausend Menschen sterben.
Bei Spielen darf ich selten fehlen;
Entscheidend bin ich, gilt's zu wählen.
Ich bin, wenn es euch so gefällt,
Die ganze, große, weite Welt.

Auflösung des Rätzels in voriger Nummer:
Augentrost.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Beleg vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
E. Kellen, Bredeben (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Herdeben & Kernen, Ess'n (Ruhr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



AD

Nr. 31

Sonntag, den 1. August

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich besaß einen einzigen Bruder. In den erinnerten Sie mich von jeher. Der tat noch viel Schlimmeres als Sie. Und wir waren doch bereit, ihm alles zu vergeben. Er nahm das Opfer nicht an. Er verließ die Braut, weil er sie zu lieb hatte, als daß er noch weiteres Unglück über sie hätte bringen mögen. Er verließ auch die Heimat. Es war ihm heiliger Ernst um seine Buße. Nur starb er wohl zu früh, als daß er sie hätte zu Ende führen können.“

„Nein,“ sagte Viberstein mit harter Entschlossenheit. „Ich bin jetzt genug gequält. Ich will ehrlich in der alten Umgebung ringen.“ — Kofschmidt hatte genau gewußt, daß sie sich darin nicht verstehen würden. Er brach das Thema ab.

Sie sprachen noch ein wenig über den Rittmeister. Er trieb es ärger denn jemals. Aus Johann Peterfows Munde ging zwar kein Wort darüber, aber die andern Leute waren schließlich keine Steine. Auch hatte Mut neulich erzählt, daß der Vater getan habe, als erkenne er sie nicht. Das Kind hatte freilich gemeint, er scherze.

So endete dieser Besuch, der licht und freundlich begonnen, im tiefen Dunkel. Aber etwas vorblieb dem Einsamen doch.

Das Kinderbild und die Beilichen, die aus der braunen Steingutkanne frisches Leben tranken.

Und dieses Leben erschien ihm als das Stückchen anvertrautes Gut, an dem er mit ganzer Seele hing. Um seinetwillen erbat er jeden Tag frisches Wasser, und doch, als ihre Zeit gekommen, wurden die Blüten well und blaß. — Er hatte es nicht länger aufhalten können, denn sie waren der Wurzelsfasern beraubt. Würde er die, welche sie ihm gepfückt, nicht auch schließlich aus dem Heimatsboden reißen und sie in den seinen verpflanzen? — Würde sie nicht mit seinen Augen sehen, mit seinen Ohren hören? Und war er würdig dazu?! Ihr Herz war weich. Er ganz allein hielt ihre Kinderfelle in der Hand. Wenn der Rittmeister aus der Welt ging, würde sie nur einen haben, ihn!

Es war ein seltsames Doppelspiel des Schicksals, daß sie beide keine Verwandten besaßen. — Wie hatte doch Kofschmidt gesagt? „Freiwillig Liebes aufgeben!“

Er schüttelte den Kopf und schloß die Augen. Es wäre nicht anders gewesen, als wenn jemand, der fliegenden Sand zu tragbarem Ackerland gekräftigt, zurzeit der Ernte die Sichel aus der Hand legt und zu einem andern sagt: „Nun scheidet du, Freund. Es sei alles dein!“

„O, Freund Kofschmidt, deine Füße sind wohl auf Erden, aber dein Kopf steht in blauen Wolken und kann das Natürliche nicht sehen.“

So dachte Viberstein am ersten Tage nach des Försters Besuch. Aber diesem folgten doch unaufhaltsam die emsigen Genossen. Und sämtliche trugen ein anderes Gesicht zur Schau.

Sie stritten mit fliegenden Stimmen wider einander.

Eine pfiß wie der Wind, der schauern macht: „Geh' nur zu deinen Leuten zurück. Aber wappne dich mit genügendem Mut. Es wird dich keiner von ihnen allzu hochwachsen lassen. Sie haben den Stab in der Hand, der auf dein Haupt schlägt, wenn du es allzu aufrecht trägst. Und, siehst du, die Scheune kannst du auch nicht aus der Welt schaffen. Sie ist aus Feldstein und schweren eisernen Balken und steht wohl noch hundert Jahre.“

Viberstein trogte der Stimme. Sie machte ihn nur kampflustiger. Der Lebenswille wachte auf, stemmte sich dagegen und hielt alle Müdigkeit fern. — Es war ja Matenzeit draußen. Der Wunsch zum Gedeihen pulsierte unter Kindern und Ackerkrummen. — Der Tag schuf die Lust. Die Nacht vergoß Freudentränen. — Auf der Gefängnismauer schlug ein Sprosser.

Es kam aber die Zeit, da die Sonne sich müde gelacht hatte und der Sprosser ein anderes Nachtquartier bezog. — Nur der Pfiß des Windes blieb treu!

Viberstein begann sich elend zu fühlen. Er hatte viele Nächte lausend verbracht. Das rächten die Tage. Alle Kampfeslust war dahin. Er sah überall Wendebühls Hand, die sich nicht von der seinen mochte lassen lassen.

— Der Gefängnisarzt wurde zu ihm geschickt. Ein blasser Herr aus einer anderen Provinz. Der verschrieb ihm Eisen und frische Milch. Im übrigen hatte er es eilig mit dem Fortkommen. —



Großherzogin Luise von Baden mit ihrer Tochter, der Königin von Schweden, und ihrem Urenkel Prinz Lennart.

Zu der Nacht darauf narrete Wiberstein ein böses Gesicht. Er sah, wie die kleine Mut — größer geworden — vor ihm zurückwich, weil sie — ihn fürchtete.

Mit diesem Traum verschwand auch die Wolkenswand um Förster Kohnschmidts Haupt. Wiberstein merkte, daß er sich nur weislicher gezeigt, als er selbst es begreifen konnte.

Anfang Juli ließ er sich vorführen. Er hatte eine Bitte in der Gerichtsschreibererei zu Protokoll zu geben, von welcher der weißbärtige Sekretär meinte, daß sie ihm zweifellos gewährt würde. —

5. Kapitel.

Rittmeister Wendebühl begann den heutigen Tag bereits mit der dritten Morgenstunde. Es hielt ihm nicht länger in dem dumpfigen Schlafzimmer. Er mußte ins Freie. — Die Wärme schon auf dem Kopfe stand er noch einen Augenblick vor dem Kalendarer und nickte dem dicken roten Strich zu, der diesen Tag besonders heraus hob.

„Heute hole ich ihn uns wieder. Ganz leicht ist mir dieser Entschluß nicht geworden. Aber man sitzt ja doch schon in der Dinte.“

Er ging in den Stall und sah nach den Pferden. Die Schimmel, welche sonst ein paarmal im Jahr die Kalesche gezogen hatten, waren dahin. Zwei hochbetagte Färsche, die wohl auch nicht ewig leben würden, standen an ihrer Stelle. Er klopfte ihnen mit der flachen Hand auf dem Rücken herum, als wollte er sie bitten, ihm später die 35 Kilometer bis Verritz nicht übel zu nehmen.

Denn mittelst Achse mußten sie auf jeden Fall zurückgelegt werden. Die Kalesche wurde heute nicht herausgehoben. Sie hinderte allzu sehr den freien Einblick. Wendebühl aber tat nicht gern etwas Halbes. — Der offene klapperige Landauer mußte eben noch mal aushalten. — Durch die zahlreichen Dörfer würden sie im Schritt fahren. — Alle Leute sollten wissen: „der Wiberstein sitzt wieder am Wendebühls Tisch und ein Hundsfott, wer ihn scheel ansieht.“ — Der kleine Umweg über den Damerower Gutshof durfte auch nicht gescheut werden. — Es galt dem Grünshabel, dem Friederich, der neulich so recht befriedigt gesagt hatte: „nun können wir ihn wenigstens beide nicht mehr gebrauchen,“ ein Licht aufzustecken.

Rittmeister Wendebühl war in diesem Augenblicke vollkommen überzeugt, daß er mit dem alten ein schweres Opfer brachte. Nun die wirtschaftliche Not der letzten Wochen zu Ende ging, wurde er gefühllos dagegen. Er hatte die zahlreichen in dieser Zeit eingelaufenen Rechnungen sowie die Verkaufsvorschläge gewiegender Unterhändler zusammen in einer geräumigen Zigarrentasche aufbewahrt. Diese stand bereits im Turmzimmer auf Wibersteins altem Schreibtisch. Damit glaubte er aber genug getan zu haben. An der Frühjahrseinstellung mochte freilich inzwischen mehr gesündigt worden sein, als sich wieder gutmachen ließ, die Kutnenen wußten nichts von Egge und Sämaschine. Der einzige, der das Zeug hatte, mit ihnen fertig zu werden — nämlich Karl Rodemann — hatte erst vor kurzem eine Axt Thyphus überstanden. Seit vierzehn Tagen war er wieder eingetreten. Er war zum Aufseher emporgestiegen und hatte nach der Hochzeit einen leerstehenden Kotten bezogen, der sonst zwei Familien Wohnung zu geben hatte. Es war gewiß purer Neid von den andern, wenn sie hinter seinem Rücken behaupteten, daß es seit der Krankheit „nicht mehr so ganz richtig“ mit ihm sei. — Herrgott, der Mann machte sich Sorgen! Soll einer in seiner Lage vielleicht noch weiter den Dudelsack spielen, nachdem ihm innerhalb acht Wochen Ruh und Schwein krepierten?! Es war ein Glück, daß er wenigstens nicht zu verwerflichen Mitteln griff. — Rittmeister Wendebühl loderte plötzlich den Kragen seiner Joppe, trotzdem derselbe ohnehin schon lose genug lag. Seines Lebens Jammer beengte ihn. Er gab keine Gelöbnisse vor sich ab. — Aber wenn der Wiberstein erst wieder da wäre und die Karre im Laufen, wollte er es noch einmal mit sich versuchen.

Um sieben Uhr ging die Reise vonstatten. Die Färsche hatten ein paar Tage gestanden und trabten flott an. Karl Rodemann, der auf dem Hof eine Wagendeichel zurechtgeschnitten, hielt mit der Arbeit inne und sah dem entschwindenden Gefährt nach. Es war, als ob dabei über sein ernstes Gesicht ein Lächeln der Freude schlich.

Diesmal ließ Wendebühl den Wagen nicht abseits halten. Er fuhr hart vor das Verritzer Landgericht. In beiden kimmerlichen Tannen war die Maifreude erst spät gekommen. Das helle Lachen des frischen Triebes hatte sich noch nicht verloren. — Wendebühl war stolz auf seine Pünktlichkeit. Soeben schlug eine Uhr zehnmal. Er stieg hastig aus und sprach einen Mann an, der gleich ihm dem Eingang zustrebte.

„Sind Sie vielleicht der Gefängniswärter?“

„Nein. Das ist mein Kollege. Gerade gegenüber wohnt er.“ Und er deutete zum Ueberflus mit dem Daumen geradeaus.

„Ich wollte Herrn von Wiberstein abholen,“ sagte Wendebühl, als er endlich den Inhabenden gefunden. Der Gesichtsausdruck des Angesprochenen erschien in diesem Augenblicke nicht sonderlich klug.

„Ich bin Rittmeister Wendebühl auf Stechow,“ erklärte er darauf in unsanftem Ton. Das stumme Anstarren verdroß ihn, aber es hörte auch jetzt nicht auf.

„Am 8. Juli um zehn Uhr vormittags — also jetzt auf der Stelle — muß er doch entlassen werden. Wollen Sie sich gefälligst darum bemühen. Ich habe nicht sehr lange Zeit.“

Da hatte sich der andere glücklich zurechtgefunden.

„Ach — der —“ machte er in erwachendem Verständnis, „Nummer 13 —“

der ist schon ein paar Tage raus. Er hat eine Eingabe an den König gemacht.

Wissen Sie, es paßte sonst nicht mit seinem Schiff —“

Wendebühl stotterte etwas. „Sein Schiff?!! Was für ein Schiff? Wann, Sie sind wohl nicht ganz klar.“ Die Würde des kleinen Beamten kam zum Durchbruch.

„Nun, ich hab' nicht so lange Zeit. Ade!“

Wendebühl ließ ihn gehen. Seine Hände hätten auch gar nicht die Kraft gehabt, ihn daran zu hindern. — Ein Weilchen stand er starr auf demselben Fleck. Dann stolperte er zurück, an den Tannen vorbei, durch den Haupteingang, in das kleinere Gebäude hinein. Ein Bote wies ihn zurecht. — Er wußte nicht, zu wem. Er wußte nur, daß er sich seines Herzens Angst herunterreden mußte.

Der, bei dem er Aufklärung suchte, war nicht mehr ganz jung. Er hatte daher schon die seine Arznei bei der Hand, einen Kranken ruhig von seinen Sorgen erzählen zu lassen.

„Ja,“ sagte er endlich, „es hat uns alle überrascht, Herr Rittmeister. Schließlich ist es doch aber verständlich. Einen Menschen mit altem Namen aus guter Familie trifft das doppelt hart. Ich wenigstens kann begreifen, daß er nicht weit genug fort kam. Und sein stummes Fortschleichen, das Sie ihm zum Vorwurf machen? Je nun, was soll man dazu sagen. Die Menschen reden nun doch mal alle mehr, als es unumgänglich notwendig wäre. Jetzt hatte er es nur mit sich allein zu tun. Ich habe mich daher auch jedes Ratichlages enthalten. Nur „gute Reise“ habe ich ihm gewünscht und „glückliche Heimkehr.“

„Wohin ging er?“ fragte Wendebühl mühsam.

„Das wußte er selbst noch nicht. Nur fort. Zuerst jedenfalls nach Hamburg. Dann weiter bis nach Newyork. Sein Schiff, es heißt Präsident Lincoln, geht, wenn ich nicht irre, heute mittag um 12 Uhr in See. Vorher wollte er noch mancherlei ordnen. Er hat das in seinem Immediatgesuch glaubhaft dargelegt.“

Nun fuhr Wendebühl wieder heimwärts. Vor dem Stolzenberger Krug ließ er halten. Er konnte sich seinen Leuten unmöglich so fassungslos zeigen.

„Herr Rittmeister, die Färsche sind etwas warm,“ sagte der Alte vom Bod herab warnend. Wendebühl nahm keine Notiz davon. Ja, er befahl nicht einmal, wie es doch eines guten Herrn



Zerschossene Häuser am Markt in Péronne, vorn das Denkmal der heldenmütigen Jungfrau von Véronne.

Pflicht gewesen wäre — „leg' wenigstens die Decken ein bißchen auf.“

Er sah hier geradeaus auf den weißgeschuerten Schenktisch, wie das Sonnenlicht in die Flasche kratzte und Goldkörner heraufsanzen ließ. — Nur vergessen, daß ihm das Schicksal den starken Menschen genommen hatte, seinen letzten Pakt! — Es war ja alles Blödsinn mit dem Opferbringen und was er sich sonst vorredet. Er war's doch, der das Opfer wieder hatte heranschleppen wollen, — festhalten — ausaugen.

Aber jeder will doch leben.
Er sah stumpf hinter dem Tisch und ließ sich bedienen. — Die Wirtin stellte nach einer Stunde fest, daß der Herr Rittmeister vollständig „voll“ war.

Es ging nicht anders. Der Alte mußte — fünf Stunden später — in Stechow vom Bod' herunter, denn sein Herr rührte sich nicht und machte keine Anstalt, aus dem Wagen zu steigen. Er schlief ganz fest. Den jungen Leutnant von damals hatte er mit Leichtigkeit auf den Rücken genommen. Den Rittmeister von heute trug er nicht. Johann Peterkow war auch nicht zur Hand. Er sammelte im Park das Ungeziefer von den Hochstämmen der Rosen herunter. — Da mußte denn Karl Rodemann, der sich trotz des Feierabends noch auf dem Gutshof aufhielt, mit zuspringen. Sie legten ihn auf das Bett und der Alte wollte sich gerade — wie er von seiner Mutter gelernt — an die Stiefel machen; aber Rodemann wollte zuvor die seltsame Geschichte von dem Schiff hören. — Nachher, als er zum zweitenmal dazugehen wollte, und sich zu diesem Zweck bereits die Handflächen befeuchtete, kam die kleine Nut in das Zimmer gestürzt. — So befehlt der Stechower Herr heute die schweren Stiefel an den Füßen.

Nut hatte ausnahmsweise die Erlaubnis erhalten, an diesem Mittwoch nach Stechow zu wandern, um Onkel Wiberstein einen Willkommengruß zu bringen. Nachdem sie nun einmal den Tag seiner Heimkehr erfahren, wäre es lieblos gewesen, ihre Sehnsucht noch länger im Zaume zu halten. Sie hatte die Augen weit geöffnet und die Arme, die goldenen Ginstler und blaue Kornblumen umklammerten, fest an den Körper gepreßt. — Nun sah sie von einem zum andern und ließ schließlich zu Karl Rodemann, als ob sie bei ihm Schutz suchte. — Sie fragte kein Wort. Wieviel stürmte auf sie ein. — Von dem schlafenden Vater hielt sie eine unerklärliche Scheu zurück. Sein rotes, gedunenes Gesicht erschien ihr fremd. Ein Wahn ging ihr auf, daß ein Feind auf der Lauer liege, und damit eine wehe, heiße Kinderangst. Wo blieb er, der sie allein schützen konnte? Möglich warf sie sich auf die abgetretenen, fleckigen Dieben und umklammerte mit beiden Händen Karl Rodemanns Arme. Nach allen Seiten flogen die Blumen umher. Der hob das zitternde Kind auf und trug es zu seiner Frau, die mit der kleinen Nut immer herzlich vertraut gewesen.

Am nächsten Morgen, als Wendebühl langsam begann, aus dem zerbrochenen „Gestern“ ein erträgliches „heute“ zu flicken, brachte Johann Peterkow einen Brief herein. Er trug Wibersteins Handschrift und war in Hamburg zur Post gegeben. Wendebühl hatte nicht mehr auf ihn gerechnet. Das Gefühl, in einen Abgrund zu fahren und mit zerbrochenen Gliedern darin hilflos zu verharren, beschlich ihn ein zweites Mal. Nur weil der Eigennutz allmählich eine zornige Aufwallung in ihm geschaffen, überwand er es schneller als gestern. Mit einem seltsamen Gemisch von Schwachheit und Verlangen, Born und Sehnsucht, riß er endlich den Umschlag herunter und las die engbedruckten Seiten.

Lieber, werter Herr Rittmeister!

Sie werden es über sich gewonnen haben, selbst nach Verriss zu kommen, und nun war ich nicht mehr da. Ohne Ihnen vorher ein Wort zu sagen, habe ich mir eine andere Heimat ausersehen. Wenn man das so faßl hört, muß es wie Undantbarkeit und Un-

abhängigkeit anmuten. Und doch ging ich, weil ich Ihnen dankbar bin. Meinen alten Platz konnte ich nach allem, was vorgefallen ist, nicht mehr ausfüllen. Mir ist etwas in den dunklen vier Wänden verloren gegangen, das mir dringend notwendig gewesen. Nun bin ich auf der Suche, um es wieder zu finden. Wer weiß, wo ich es mir holen werde. Ich habe noch keine bestimmten Pläne festgelegt. Daß ich in Neuhort bleibe, glaube ich kaum. Die amerikanische Großstadt hat genug „dutschman“ als Straßentelehrer. Vielleicht kaufe ich mir — möglichst tief im Land — eine Farm. Daß ich mein Leben darauf beschleße, kann ich mir nicht denken. Es gibt eins in der alten Heimat, das mich unwiderstehlich zurückziehen wird: Ihr Kind, Herr Rittmeister. Und weil dies auch eine Art Abschied zwischen uns sein soll, muß ich noch ein paar Worte über Ihre Nut sagen. Es ist mir, als könnte ich niemals meinen Anspruch auf ihre Liebe aufgeben. — Wo aber Ansprüche wachsen, muß auch eine Pflicht bestehen. — Und diese Pflicht habe ich heute ausgeübt. Sie wird Ihnen erst später offenbar werden. Dann soll sie weber überausend noch erdrückend auf Sie oder Nut wirken. Das Kind soll durch sie frei werden, sobald sich — nach menschlicher Berechnung — dieser Freiheit in ihr regt. Sie aber sollen der schwersten Zukunftsjorge damit überhoben sein.

Ihr Friedrich Wilhelm von
Wiberstein.

Wendebühl schüttelte den schmerzenden Kopf, als er zu Ende gelesen. Da gab ihm der junge Mensch wiederum ein Rätsel auf. Er war heute gar nicht auf das Klären verfaßt. Unschlüssig wog er die Seiten in der Hand. Es war sonst nicht seine Art, beschriebenes Papier aufzuheben. Aber diese hier sprach noch zu einer zweiten Person, zu seinem Kinde. Jetzt hätte Nut das alles nicht verstanden. Und wer konnte wissen, ob er ihre Reise erlebte. Da war es wohl am besten, er legte den Brief zu ihrer Mutter Bild, das er jahrelang nicht aus dem Dunkel gehoben hatte, weil er sich vor ihm schämte.

Es troch durch sein Herz wie eine Schlange, die längst ihr Gift verspricht, — mit währendem Wunsch, daß er noch einmal mutig und rein genug würde, um seine Augen darauf zu senken. Nicht heute und morgen — nur noch überhaupt einmal. Jetzt hätte ihm sein Anbläselötenqualen gebracht. — Das junge, vertrauende Gesicht, das längst die Würmer gefressen, die weichen Arme, die ihm das Kind — die kleine Nut — entgegenhielten.

„So gebe ich's dir, so rein, so fleckenlos, so verlange ich es auch einst von dir zurück.“

Er schloß einen Kasten auf und schob Wibersteins Zellen hastig hinein. Seine Hand bebte dabei. Es kam ihm wie eine Erlösung, daß jemand Einlaß begehrte.

Karl Rodemann drehte auf der Schwelle verlegen die Mühe zwischen den Fingern. Rittmeister Wendebühl lag zu dem Mittag herab und wappnete sich mit Härte. Er glaubte genau zu wissen, was der junge Mensch wollte.

„Den Weg hättest du dir sparen können, Rodemann. Vor-schub gebe ich nicht. Wenn ein Kind da ist, kann sich die Miete jeden Tag einen Liter Milch aus dem Herrenstall holen.“

„Herr Rittmeister, ich komme nicht um den Vor-schub.“

„Warum denn sonst wohl?“

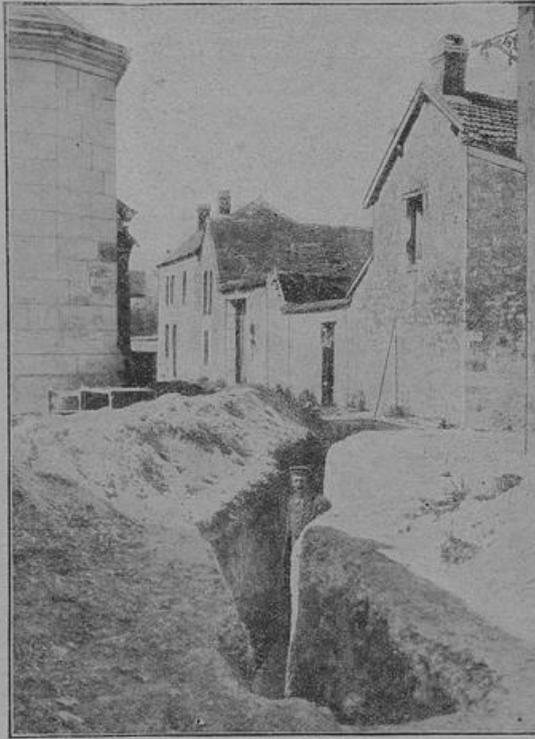
Hinter der kantigen Stirn formte sich der zähe Wille zu armseligen Worten.

„Vater war Hofmeister, Großvater hat was Eigenes gehabt — ich möchte nun wohl Inspektor werden.“

„Mensch, bei dir ist's wirklich nicht ganz klar.“

Der Wille ließ sich nicht tottreten.

„Ich habe Lust und Liebe dazu, Herr Rittmeister! Ich kenn' die niederlichsten Stellen auf unserm Feld, ich will nicht faulenzgen Mitadern will ich am Tag, und des Nachts aufpassen, daß sie nicht alles fortschleppen. Versuchen Sie's mit mir, Herr Rittmeister. Meine Hand soll verdorren, wenn sie sich an Ihrem Gut verunreinigt. Und die Miete wird's Kochen für den Herren



Ein von den Deutschen besetztes Dorf bei Arras, in welchem sich die deutschen Schützengräben durch alle Gassen ziehen.

lich besorgen. Hofmeisterich wird nicht wieder so gesund, Herr Rittermeister, hat schon drei Tage nichts Warmes gehabt."

In Wendebühls Schlafen pochte der gestrige Tag mit wilden Hammer schlägen. Aber auch noch etwas anderes gestellte sich hinzu.

Stand da wirklich ein Mensch vor ihm, der ihm helfen wollte? Nur nicht wieder eine Enttäuschung, ein Irrelaufen.

Er sah den andern an, als wenn er auf dem Grunde seiner Seele nach den Perlen spähen wollte, die einen Augenblick ihr Schimmern gezeigt. Er gewährte sie nicht. Aber er sah in den hartblauen Augen Tränen stehen. Da reichte er ihm die Hand entgegen.

Karl Rodemann neigte sich links darüber und preßte die Rippen darauf. Damit war der neue Kontrakt zwischen ihnen zustande gekommen.

6. Kapitel.

Auf der grünlichen Flut des bekannten Seewegs, der von Hamburg nach Newyork führt, lief in schillerndem Panzerleid ein stattliches Schiff, der Schraubendampfer „Präsident Lincoln“, der über Cherbourg und Plymouth ans Ziel ging. Die Reisenden der zweiten Kajüte standen auf dem hölzernen Garten ihres schwimmenden Wohnhauses in kleinen Gruppen beisammen und stellten fest, wie jedem einzelnen das Essen gemundet hatte. Nur einer hielt sich allein. Er hatte es bisher ängstlich ver-

mieiden, Bekannte zu werden. Es war Wiberstein. Er sah über das abwechslungsreiche Leben hier beständig in die Zukunft. Zuweilen störte ihn sogar die laute Vergnügungssucht der Mitreisenden. Der stumme Gast, mit dem er beständig in verweifeltem Ringen lag, konnte den Ton der Freude nicht ertragen. Da kam ihm — geradewegs aus dem lachenden surrenden Menschenstrom — ein Kampfgenosse zu Hilfe. Ein Fräuerschlag traf seine Schulter. Neben ihm tauchte die Gestalt von Mrs. Burdharth auf, neben welcher er die Ehre hatte, seine Mahlzeiten einzunehmen. Sie steckte in einem juftreien Kleid aus weißem englischem Leder, und trug ihre vierzig Jahre mit jugendlicher Leichtigkeit. Ob der wortfarge, muskulöse Mann, der während der Tafel zu ihrer Linken saß, im Eheverhältnis mit ihr stand, wußte Wiberstein nicht.

Jedenfalls hielten sie sich auch außerhalb des Essens zusammen. „Sie sollten nicht so lange ohne Schirmmütze in der Sonne herumstehen.“ redete sie Wiberstein in fließendem Deutsch an. Mit einem Nuck fuhr er zu ihr herum. Er hatte sie bisher nur das eigenartige Englisch einer halbgebildeten Amerikanerin sprechen hören. Sie weidete sich an seinem Erstaunen.

„Ja, ja, mein Herr, ich bin eine waischechte Deutsche. Sie hätten mich wirklich nicht so ganz links liegen lassen sollen. Ich habe wohl ganz dasselbe durchgemacht, wie Sie jetzt, als ich nämlich zum erstenmal von Berlin nach Newyork reiste. Sie redete sich auf die Fußspitzen. „Ich war damals für Mr. Wlants Zirkus engagiert. Meine hohe Schule war nämlich berüht.“

Sie war vertraulich nähergekommen. Wiberstein stand Schulter an Schulter mit ihr, ohne daß es ihm unangenehm war. Er suchte eine artige Frage zusammen.

„Ach — und da sind Sie dann natürlich sofort drüben geblieben.“ Sie lachte ein wenig.

„So ganz einfach war das nun eigentlich nicht. Aber schließlich jawohl.“

„In dem denkwürdigen Abend, als Mr. Burdharth vier Ladies und drei Zentner Eisen so leicht auf dem Kopfe balanciert hat, wie ich meine Mütze, entschloß ich mich, seine Frau zu werden.“

„So ist der Herr zu Ihrer Linken also Ihr Gatte?“

Ein stolzes Nicken gab die Bejahung.

„O, wissen Sie, die amerikanischen Männer sind engelgut. Von denen könnt Ihr lernen. Alle zwei Jahre fährt er mit mir in meine Heimat, trotzdem das eine gräßliche Zeit für ihn ist. Er kann die Berliner nicht ausstehen. Ich habe aber in der Rautenstraße noch eine Schwester. Sie sollten sehen, wie sich dat

olle Warm freut. — Da kommt er —.“ Sie hob den Fächer und winkte ihn heran.

„Henry, Henry.“ Der Mann sollte Engländer von Geburt sein, wie sie sagte. Er benahm sich wie ein Lord. Sie tuschelte eifrig auf ihn ein.

„Allright.“ sagte er, ohne den Hut zu lüften oder sich zu verneigen mit einem schnellen Blick auf Wiberstein und setzte dann für diesen in langsamer Entschuldigung hinzu:

„Sie ist etwas sehr lebhaft. Willst du mit uns sein?“

Wiberstein wollte sich gerade über die schnelle Vertraulichkeit, die im Widerspruch zu der steifen, würdevollen Haltung stand, wundern, aber Mrs. Nelly Burdharth klärte ihn bereits darüber auf.

„Das „you and du“ hält er nicht auseinander, wissen Sie. Ihm ist vor zehn Jahren die eiserne Balanzierstange auf den Kopf gefallen. Seitdem hat er das. Kommen Sie ruhig mit uns. Sie müssen sich rausreißen, lieber Herr. Sonst machen Sie drüben kein Money.“

Wiberstein ließ sich wirklich bei ihnen nieder und brachte es fertig, den stummen Gast für ein paar Stunden abzuschütteln.

Aus dem kurzen Beisammensein dieses ersten Tages entwickelten sich regelmäßig Zusammentreffen von zunehmender Dauer. Die Deutsch-Amerikanerin zeigte sich absolut nicht neugierig. Sie wartete ab, was Wiberstein aus seinem bisherigen Leben enthüllen wollte und gab ihm Ratschläge, ohne daß er darum bat. Wenn er auch mit dem Geschehnis seines Lebens zurückhielt, so enthüllte er doch in mehrerlei über seine Verhältnisse und Wünsche.

„In der Stadt ist das nichts für Sie.“ meinte sie eines Tages, „was käme da auch Großes in Frage? Im günstigsten Fall die Bar oder das Chape. Dann hat's aber geschnappt. Sie müßten auf's Land raus.“

„Das möchte ich auch am liebsten,“ sagte Wiberstein, „mir erst die Bäume schlagen, aus denen ich mein Haus baue. In dem wildesten Westen.“ Diese Neuerung ließ sie unverfälschte Berlinerin in ihr heftig zum Durchbruch gelangen.

„Quatsch,“ sagte sie so lakonisch. „Dat lesen Sie so in Deutschland. Da lassen Sie sich man gefälligst andere die Finger verbrennen. Ich wüßte schon was Passendes für Sie in Preston Ohio. Henry, your Brothers farm, hm?“

„D hes...“

„Ich glaube, die 160 Acker würden gerade für Sie passen.“ fuhr sie eifrig fort. „Unser Bruder hat genug „money“ geschafft und möchte in die Stadt. Ein sicherer Käufer wächst hier nicht so leicht, wie die Schweine draußen.“

„Mei Bruther ist ferr für Spaß,“ warf Henry Burdharth dazwischen und machte ein Gesicht dazu, mit dem er ihm ruhig die letzte Ehre hätte antun können.

„Mein Mann hat ganz recht. Sie sollten nur sehen, wie lustig es bei denen zugeht. Wir lachen uns halb krank, wenn so einer von Germany 'rübertommt und denkt, die Affen besorgen vielleicht aus Gefälligkeit alle Jahre 'mal die Postbestellung. — Da ist nämlich für alles gesorgt. Sogar Teleyphon im Haus. Aber Sie werden das wohl nicht übernehnen können.“

Wiberstein dachte, daß sie es des Geldes wegen meinte und machte ihr eine Andeutung, die sie darüber hatte beruhigen müssen.

Sie hob beschwichtigend die ringgeschmückten Hände.

„Darum nicht. Ich dachte mir gleich, daß Sie keiner von denen sind, die nadend 'rübergehen. Aber wenn einer farmen will, muß er vor allen Dingen eine Frau haben. Wollen Sie ernstlich, ist die bald zu haben. Es gibt eine Menge netter Greenhorns bei uns.“

Wiberstein horchte auf. „Ich würde niemals eine andere Frau als eine Deutsche heiraten.“

„Eben,“ nickte sie, „das sind ja die Mädchen, die aus Deutschland gekommen sind. Ich habe nun schon zwei Jahre ein properes Ding im Haus. Kommen Sie vom Schiff zu uns. Wir machen die Geschichte allright und in der nächsten Woche — oder doch, sobald ich ein anderes Greenhorn an ihrer Stelle habe — fahren Sie mit ihr nach Preston Ohio.“ (Fortsetzung folgt.)



Seltene Wirkung einer deutschen Granate.

Tobias Engelbert Kümmerlich.

Ein unerfreuliches Bildnis.
Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Wer kennt ihn nicht — ihn, den Tobias Engelbert Kümmerlich aus Zufahrtshausen?

Alle erinnern sich seiner, der sogleich bei Kriegsbeginn sein hägeres Leifetrettergesicht in überaus ernste Falten legte, einen anklagenden Blick zum Himmel schickte und mit den mageren Schultern auf eine Weise juckte, die zu sagen schien: Ich wasche meine Hände in Unschuld!

Und der, wenn ihn etwa jemand fragte: „Was haben Sie, Herr Kümmerlich? Machen Sie sich Sorgen?“ mit tragischer Miene zur Antwort gab: „Ich? O, ich habe gar nichts. Nein, gar nichts habe ich. Aber ich sage nur so viel . . .“

Was er sagte, wurde dann freilich niemand klar, denn er sagte ja im Grunde gar nichts, weil Leute seines Schlages nie etwas sagen, sondern immer nur vieles andeuten und deshalb nie faßbar sind.

„Wollen Sie damit ausdrücken, Herr Kümmerlich daß . . .?“ Eine lebhaft protestierende Handbewegung war die Antwort.

„Ausdrücken? Nichts will ich ausdrücken! Keine Sübe! Ich werde mich hüten. Aber . . .“

Und der Rest war wieder eine Geste, die nichts sagte, dafür aber unendlich viel andeutete.



Der von den Russen zerstörte Lemberger Bahnhof.

Denn Herr Tobias Engelbert Kümmerlich war ein Mann, der sich kein X für ein U machen ließ, ein Wissender, der alle geheimen Fäden kannte, ein Ahnungsvoller, der mit klaren Augen in die ferne Zukunft sah.

Und der dann, was sich immer ereignet haben mochte, augenzwinkernd und hämisch lächelnd festzustellen pflegte: „He — habe ich das nicht gleich gesagt?“

Es wird kaum jemand geben, der daran zweifelt, daß Tobias Engelbert Kümmerlich Geld hat.

Nicht übermäßig viel, aber doch genug, um von den Zinsen in Zufahrtshausen, ohne arbeiten zu müssen, bequem leben zu können.

Was tat der Herr Tobias Engelbert Kümmerlich mit seinem Gelde, als sich die ersten kriegerischen Verwicklungen zeigten?

Er hob es sogleich von der Sparkasse ab, wechselte es auf sehr geschickte Weise in Gold um, steckte dieses in einen Strumpf und nähte ihn in seine Bettmatratze ein, um allnächtlich auf ihn zu schlafen.

Ein Gefühl unendlicher Sicherheit bemächtigte sich seiner, als er dann vernahm, wie allmählich alles Gold im Verkehr rar wurde, und das Lächeln einer beträchtlich ordinären Schadenfreude trat immer auf seine schmalen Lippen, wenn er Leute sah, die ihr Gold zur Bank schafften.

„Was lächeln Sie, Herr Kümmerlich? Halten Sie es nicht für die Pflicht eines jeden anständigen Menschen, jetzt mit seinem Golde herauszurücken?“

„Ja. Gewiß. Aber . . .“

„Aber?“
„Aber — man kann nicht wissen!“
„Was kann man nicht wissen?“
Hier war wieder jenes ominöse Achselzucken die Antwort, mit dem Tobias Engelbert Kümmerlich sich zu verabschieden pflegte, wenn man Deutlichkeit von ihm verlangte.

Ihr Tölpel, dachte er bei sich, wißt ihr nicht, daß sich ein jeder selbst der Nächste ist? Vaterland hin, Vaterland her: ich bleibe ich!

Und innerlich lachend begab er sich auf seine Kammer, trennte die Matratze auf, entnahm ihr den Strumpf und zählte nach, ob von den goldenen Fächsen auch keiner selte.

Das Klingen des Goldes war lieblichste Musik für sein Ohr. — Hörte er es, daß irgendwo in der Ferne Kanonen donnerten, daß Sterbende und Verwundete wimmerten, daß Siegesjubiläum die Luft durchbrauste?

Er hörte es nicht.

Er zählte.

Tobias Engelbert Kümmerlich ist habgierig und geizig, das hindert ihn indessen nicht, seinen Körper in der gewohnten Weise zu hätscheln und zu pflegen.

Was scheeren ihn die Nahrungsmittelforgen, die das Reich hat, da er je selbst so vorsichtig war, gleich zu Beginn des Krieges so zu verproviantieren, als gelte es, eine Familie von zehn Köpfen zu ernähren?

Tobias Engelbert Kümmerlich hat reichlich von allem: Mehl, Reis, Fleisch, Fett, Kaffee und Obst!

Er frühstückt gut, er ißt pommes zu Mittag, und er hungert keineswegs am Abend.

Inzwischen geht er fleißig in sein Stammwirtschhaus zum gewohnten Schoppen mit Skat.

Liebesgaben? Er bedauert, er hat ja niemanden im Felde.

Notes Kreuz? Ach, man wird ja ohnedies so fürchtbar belästigt!

Eine Spende für notleidende Hinterbliebene?

Für die Hinterbliebenen sorg ja, Gott sei Dank der Staat!

Tobias Engelbert Kümmerlich mißt voll unerschütterlichen Gleichmuts die Karten, teilt auf und sagt triumphierend an:

„Grand mit Bieren!“

Weit gefehlt wäre es indessen, zu glauben, daß Tobias Engelbert Kümmerlich für den Krieg überhaupt kein Interesse aufbringe.

Zahlt Tobias Kümmerlich nicht Steuern?

Und hat der, der zahlt, nicht auch das Recht mitzureden, dreinzureden, zu kritisieren?

Tobias Engelbert Kümmerlich macht von diesem Recht Gebrauch.

Siege? Tobias Engelbert Kümmerlich zieht in vieltragender Weise die Schultern hoch, setzt eine Miene bekümmerten Zweifels auf und lächelt.

Dieses Lächeln! Es sagt nicht nein, aber es sagt noch viel weniger ja. Es sagt: Gewiß doch! Warum nicht? Zugegeben. Aber . . .

Auf diesem Aber liegt der Ton. Der Ton einer Niedertracht, die nicht faßbar ist. Der Ton der Feigheit, die dumpf fühlt, daß in jeder Zeit kein Platz für sie da ist, und die deshalb nur stichelt, da sie nicht stehen kann.

Immerhin findet auch dieses Stacheln zuweilen jene Würdigung, die es verdient.

„Sie,“ schreit etwa irgendein unbeherrschter Zuhörer den aalglatten Tobias Engelbert Kümmerlich an, „wissen Sie auch, was Sie sind?“

„?“

„Ein Schleicher sind Sie! Ein feiger Spießher! Ein Heuchler!“

„?!?“

„Jawohl, ein infamer Schuft!“

Der es kann vorkommen, daß ein zweiter Wildgeworbener aufspringt, dem sehr blaßgewordenen Tobias Engelbert Kümmerlich eine kräftige Maulschelle herunterhaut und ohne weitere Begründung sagt: „So, da haben Sie! Jetzt gehen Sie und verklagen mich!“

Vor auf Tobias Engelbert kümmerlich zwar geht, aber nicht klagt.

Wer kennt ihn nicht — ihn, den Tobias Engelbert kümmerlich aus Zufahrtshäusen?

Es kennt ihn wohl ein jeder von uns. Und es gibt sicher nur wenige, die nicht schon die Lust verspürt haben, ihm jene Ohrfeige zu verabreichen, die in so manchen Momenten der Beklemmung die wirksamste Befreiung ist.

Gott sei Dank aber ist Tobias Engelbert kümmerlich bei uns nur eine vereinzelte Erscheinung. Man sieht ihn da, und man sieht ihn dort, doch er hebt sich, wo immer man ihn sehen mag, von der Allgemeinheit kräftig ab, fordert zum Widerspruch heraus und wirkt auf diese indirekte Weise also sogar nützlich.

Er ist bei uns geradezu ein Original, wenn auch kein schönes. Geben wir seinem Bißbe, das wir in Karitätenkabinett aufhängen wollen, die Unterschrift: Ein wunderlicher Deutscher aus dem großen Kriege 1914/15!

Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Rost.

(Nachdruck verboten.)

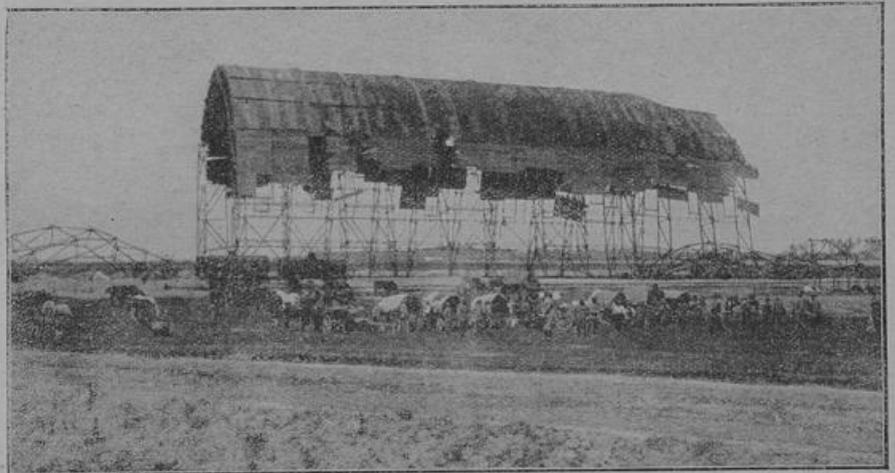
Die Fahrt mit der Tauernbahn soll sehr schön sein. Da aber in Salzburg, seinem Aulse getreu, der Regen wie unaufhörliche Bindsäden vom Himmel herabhing, mußte das Auge mit den jeweils sichtbaren Bahnstationen, und das Ohr mit den guten Wägen und faulen Späßen unserer Reisegeellschaft vorlieb nehmen. Da wir fast lauter Bekannte waren, entwickelte sich bald die angeregteste Unterhaltung. Einer stieg mit seiner gehobenen Stimmung immer weiter in die Höhe und wäre wohl mit seinem Idealismus von der Enge des Bahnkupées aus in die höchsten Regionen menschlicher Verzückung hinaufgeraten, wenn nicht rechtzeitig ein Pfälzer Professor mit seinem trodenen Witz ihn plötzlich mit den Worten ernüchtert hätte: Anuscht bleib hunne! Freilich sollte dies im Laufe unserer Reise noch ein humorvolles Nachspiel haben, denn der aus den Wolken herabgeholte andere trübselige Pfälzer sann auf Rache, die sich ihm bald erfüllen sollte.

Der Himmel hat allmählich ein Einsehen bekommen, bald erschauen wir weißbedeckte Schneeberge und Wolken, nichts als weiße Wolken. Auch die Fahrt gestaltete sich immer reizvoller. Namentlich die Strecke den S o n z o entlang mit seinen tiefen unterwässerten Felsenschnitten, seinem gekrümmten Laufe und seinem hellbläulichen Wasser bietet ständig neue Reize. Für den verregneten Reiseanfang sollten wir am gleichen Tage noch köstlich entschädigt werden.

T r i e s t mußte bald in die Nähe kommen. Die Abenddämmerung ist bereits dem Dunkel der Nacht gewichen. Am Himmel blinken vereinzelt einige Sternlein. Wir stehen an einem Gangfenster unseres Wagens. Der Zug, der sich lange Zeit mühselig keuchend durch das Karstgebirge geschleppt hat, eilt talabwärts Triest, seinem Endziele zu. Ein Tunnel wechselt mit dem anderen. Wir fahren immer noch in stattlicher Bergeshöhe. Ein langanhaltender Tunnel stellt unsere Geduld auf die Probe. Da mit einem Male rauschen wir aus dem Tunnel hinaus und vor uns liegt zu unseren Füßen in einem Gefunzel von vielen Tausenden von Lichtern Triest mit seinem Hafen. Auf den zahlreichen Mollis, auf den Wellenbrechern, am Hafenstrande, in den Straßen der Stadt, auf den umliegenden Hügeln, überall Lichter, nichts als Lichter. Dazwischen hinein flackern die farbigen Lampen der Leuchttürme auf. Und dann die hellerleuchteten Dampfer, teils im Hafen, teils draußen auf dem Meere. Es ist ein unbeschreiblich schöner Anblick. Wie ein Schwarm von Glühwürmchen leuchtet das Meeresgestade und die Stadt. Nur einmal in meinem Leben habe ich ein solches Lichtermeer in solch plötzlicher Ueberraschung in seiner vollen Schönheit empfunden. Unwillkürlich schweifte meine Phantasie zurück in die ersten Zeiten der Kindheit, wo wir Kinder in dem nur trübe beleuchteten Stübchen unseres Großvaters in zerstreutem Beten auf das Glöcklein warteten, das uns in das lichtdurchflutete Weihnachtszimmer stürzen lassen sollte, wo ein Christbaum mit vielen bren-

nenden Kerzen, ein Kinderaktchen im Lichterschmucke uns empfing, von der Fülle des Lichtes geblendet. In diese Kindheits-eindrücke erinnerte mich der läche Wechsel zwischen der dunklen Tunnelfahrt und dem glänzenden Lichtermeere im Hafen von Triest.

Die Lage von Triest ist nicht ganz so reizvoll wie jene von Genua. In Genua schiebt sich das Gebirge viel schroffer und steiler an das Meer hinaus vor. Daher ist Triest etwas breiter gelagert als die italienische Handelsstadt. Aber der Gesamteindruck ist doch herrlich. Wenn man vom hochgelegenen Dom San Giusio aus den Blick über den Golf von Triest gleiten läßt, so erkennt man sehr rasch die große Bedeutung der Stadt als Hafen- und Handelsplatz. Ein Wald von Masten und qualmenden Dampferschlotten starrt unserm Auge entgegen. Tausende von Fischerbooten mit weißen, gelben, roten Segeln lauter farbige Punkte in dem entzündenden Gemälde. Dazu die großen vornehmen Dampfer, die nach Afrika, Asien und Amerika fahren, den einen zur Lust und Augenweide, den anderen auf den Auswandererschiffen zum Herzleide, da sie die alte Heimat verlieren und nicht wissen, wo sie eine neue finden. An den zahlreichen Mollis erschaut das Auge zahlreiche Leuchttürme, deren einer bis zu 33 Meter emporragt, und zahlreiche Hafengebäude, Umladegänge usw. Von der Ferne drüben grüßt M r a m a r herüber, das weiße Schloß am Meer, ein zu Stein gewordenes Märchenraum, eine der schönsten Parkanlagen der Welt. Unser Blick schweift über das Meer in die blaue Adria hinaus und ist schier geblendet von dem großen glänzenden Spiegel des Meeres, mit dem die Sonnenstrahlen ihr buntes farbiges Spiel treiben.



Die große Luftschiffhalle, welche die Russen bei Lemberg erbauten und dann selbst wieder zerstörten.

Die Stadt selbst mit ihren prachtvollen Hotelbauten am Hafen, ihren großen Plätzen, ihren sauberen, mit großen Steinplatten gepflasterten Straßen, mit ihren Spaziergängen den Mollis entlang und ihren rebenbelränzten, obstrreichen Hügeln und Bergabhängen soll uns nicht weiter fesseln. Auch fehlt es an kunstreichen, hervorragenden kirchlichen Bauten wie in Mailand oder Genua. Eine hübsche Sehenswürdigkeit ist die Kirche San Antonio nuovo, deren Portal unmittelbar mit dem Meere verbunden ist, indem der Canal grande von der Reede her tief in das Stadttinnere hineindringt und vor dieser Kirche mündet. Zahlreiche kleinere Segelschiffe füllen diese Wasserzunge fast ganz aus. Still liegen sie im ruhigen Hafen. Es ist ja heute Palmsonntag. An den Türen von San Antonio nuovo halten schmutze Birnen Palmzweige fest, die natürlich mit irgend einem Wilschen oder mit roten, blauen, grünen Papierscheifchen versehen sind, denn wo der Südländer Farben anbringen kann, da läßt er sich diese Gelegenheit nicht entgehen.

An unser Ohr dringen italienische oder slowenische, kroatische Laute. Die deutsche Sprache wird zwar wohl verstanden, aber nur widerwillig in den Mund genommen. Sind wir ja doch im Hauptherde der irredentistischen Bewegung an der österreichischen Adria.

Die von Triest aus leicht erreichbare berühmte Welsberger Grotte hat seit einiger Zeit ihre Berühmtheit mit der Riesengrotte bei Dycina teilen müssen. Wir fahren von Triest aus mit der Zahnradbahn einen steilen Berg hinan, durch grüne Gärten hindurch. Von Minute zu Minute steigert sich die Fernsicht über das Panorama von Triest und auf das Meer hinaus. Bald biegt unsere Bahn landeinwärts, vom Meere ist nichts mehr zu sehen. Ein einständiger Fußweg führt uns zu der Grotte.

Das Landschaftsbild ist wie mit einem Schläge verändert. Wir befinden uns inmitten des Triestiner Karstes und haben damit eine Vorahnung vom Charakter einer Karstlandschaft erlangt. Das hier zutage tretende Gepräge der Boden-
gestaltung ist typisch für die ganze dalmatinische Küste bis nach Montenegro hinunter. Von Laibach her läuft das Dinarische Karstgebirge, ein breites, stark zerklüftetes Karstgebirge bis in die Nähe des Stutarijsee. Es ist doch zu merkwürdig, daß die italienische Ostküste von Ravenna bis Brindisi buchtenarm und glatt verläuft, wie wenn der Schöpfer auf dieser Seite der Adria das Land wie einen Papierbogen mit der Schere vom Meere abgetrennt, während er auf der dalmatinischen Seite drüben an recht vielen kleinen Inseln und Küstenzerklüftungen seine besondere Freude gehabt hätte. Diese Zerrissenheit rührt her von einer Senkung des ganzen Gebirgslaufes gegen das Adriatische Meer hin, wodurch zahlreiche Einbrüche und Inselbildungen entstanden sind. Der Kalkstein ist leicht löslich und läßt das Wasser in die Tiefe sickern, so daß der Karst trotz reichlicher Niederschläge wasserarm ist. Es liegt auf der Hand, daß der Karst infolge dieser Eigenschaften auch vegetationsfeindlich ist. Diese große Karstwüste von Triest bis hinunter nach Cetinje ist ein unfruchtbares Stück Erde, das nur in seinen Nischen anbaufähiges Erdreich aus Mergel, Sandstein und rotem Lehm besitzt, wech letzterer aus der Auflösung des Kalksteins übrig bleibt und sehr fruchtbar ist. Abgesehen von der Fruchtbarkeit bringt dieser rote Lehm ein sehr belebendes farbenreiches Moment in den Landschaftscharakter, indem die frisch angebaute Flächen im Frühjahr mit ihrer rötlich-schimmernden Farbe den Boden gleichsam bemalen, ein Anbild, etwa unsern hellgrünen Saatfeldern im Frühling oder den gelben Stoppelfeldern im Herbst vergleichbar, die ja ebenfalls von der übrigen Natur durch ihr malerisches Aussehen abstechen. In der Nähe von Zara sowohl wie auf dem Triester Karst und auf dem Wege nach den Herkafällen sah ich solche frisch angelegte Felder, die so farbig und saftig dalagen, daß man ihnen die künftige reiche Ernte wohl voraus-sagen konnte.

Für das Auge kommt bei der Beobachtung dieser Humusschichten noch ein Schönheitsmoment hinzu. Es ist nämlich eine in ganz Dalmatien anzutreffende Erscheinung, daß diese in der Regel kleinen Bodenausschnitte ringsum in ovaler oder kreisförmiger Form mit ziemlich hohen starken Steinmauern eingerahmt sind. Wo ein Fleckchen Erdboden eine landwirtschaftliche Nutzung verspricht, da haben die Bewohner alle Steine und Blöcke mühsam heraus-gelaut und ringsherum zu einer mehr oder minder kunstfertigen Mauer aufgeschichtet. Diese der Karstwüste abgerungenen Boden-kulturen werden Dolinen oder bei größeren Flächen Poljen ge-nannt. Sie schauen namentlich frisch gegraben oder im sanften Grün der eingesäten Frucht reizend aus, wobei fast immer der eine oder andere grünblättrige Feigenbaum über die Umfassungsmauern herausragt. Man stelle sich ein Vergelände in der weiß-grauen Farbe der Kalkformation vor, das von vielen, vielen solchen Dolinen unterbrochen wird, die wie kleine grüne Inselchen sich vom monotonen Bergesgrau abheben, und man hat ein echtes dalmatinisches Landschafts- und Landwirtschaftsbild vor Augen. Dazwischen hinein denke man sich malerisch gekleidete kroatische Bauern und Bäuerinnen, die auf ihren Eiern zu ihren Dolinen mit der Hacke auf dem Rücken hinausgeritten sind — die Bauern fleißig arbeitend, die Mädchen Nahrung suchend, schon drein-blickende Bübchen oder Mädchen die Schafe oder Ziegen hütend, das Ganze übergoßen von heißen Sonnenschein, und die Phanta-sie hat Nahrung genug, sich diese oft geschauten Bilder aus-malen zu können.

Wenn man diese baumarmen Inseln und Karstlandschaften in ihrer sehr oft völligen Vegetationslosigkeit und Unfruchtbarkeit vom Meere aus oder auf Fahrten auf den Landstraßen erblickt, da möchte sich einem das Herz zumamentkampfen über die Habgier und die Sorglosigkeit der Menschen, welche an dieser Bodengestaltung selbst schuld sind. Der Karst ist von Natur aus ein ausgesprochenes Waldgebiet, das sich z. B. in Albanien noch in reichen Beständen erhalten hat. Viele Teile des Karstes sind

schon durch die Römer, dann durch die Venetianer, vor allem aber durch die einheimische Bevölkerung entwaldet worden, ohne daß für die Wiederaufforstung jemand Sorge getragen hätte. Sturm und Regen konnten die dünne Humusschicht bald weg-fegen; der Kalk bildet wegen seiner Wasserlöslichkeit keine Ver-witterungsräume; schließlich bleibt eine felsige, bleiche, zerklüftete Steinwüste übrig; das wir heute den Karst nennen und der Dal-matiens landschaftliches Wahrzeichen ist.

Und doch ist Dalmatien schön und eigenartig in seinen Reizen. Um es kennen zu lernen, genügt eine Fahrt der in s e l r e i c h e n Küste entlang. Hier ist auch in üppigem Maße zu finden, ohne was die Sehnsucht des träumerischen Nordländers den Süden gar nicht vorzustellen vermag: Lorbeerwälder, Pinien- und Zypressenhaine, Feigen-, Granat-, Del-, Zitronen- und Orange-bäume. Diese Baumflora sind Lieblingskinder des klimatisch milden Meeres, die bereits weiter landeinwärts und in 200 bis 300 Meter Meereshöhe fast gänzlich ausgestorben sind, da die Steilheit der Küsten den wohlthuenden Einfluß des Meeres ver-hindert und die kalte Bora auf den fahlen Gebirgszügen auch keine Freundin der subtropischen Vegetation ist.

Bei der Eigenart der dalmatinischen Landschaft war es von Nutzen, diese kleine Beschreibung der natürlichen Verhältnisse in ihren hervorragenden Charaktereigenschaften einzuschalten. Um nicht viel Zeit mehr zu verlieren, steigen wir nun sofort in die erwähnte Riesengrotte bei Dycina. Wer etwa die prächtigen Tropfsteinhöhlen der fränkischen Schweiz kennt, ist zunächst überrascht, daß es nicht in einen Berg hinein, sondern an einer kleinen, mit Moos und Farnkräutern überzogenen Oeffnung tief in die Erde hinuntergeht. Der Besuch der Grotte ist sehr lohnend. Sie ist größer als die Adelsberger Grotte und hat etwa 140 Meter in der Höhe von 250 Meter in der Länge. Un-zählbare herabhängende und in die Höhe strebende Tropfstein-bildungen in den phantasiereichsten Formen treten uns vor Augen. Die Einbildungskraft braucht sich gar nicht anzustrengen, um wirklich prächtvolle, gleichsam gemeißelte Figuren, eine Kiesen-palme, eine Madonna mit Kind und andere Dinge sich vor Augen zu zaubern. Unser Pfälzer Professor — der eine mit dem trockenen Witz — kloppf unaufhörlich mit wahren Forscher-eifer die Stalat-titenwände ab, um klingende Gebilde zu entdecken und ihnen klangvolle Töne zu entlocken, eine Mühe, die ihm dann auch in reichlichem Maße belohnt wird. Die Grotte hat warme Temperatur und ist zum größten Teil weglam gemacht, in die Tiefe führt ein Stufen-geländer. Die Beleuchtung besorgt der Führer mit Hilfe eines Acetylen-scheinwerfers. (Fortsetzung folgt.)



Dr. Heinrich Dollmar †, der frühere katholische Armeebischof.

Das Reitergrab.

Auf stiller einsamer Heide
Liegt einsam ein Reitergrab.
Bist alles, was ich auf Erden
Am meisten geliebet hab'.

Ich kannte nicht Vater, noch Mutter,
Nun ist auch mein Liebster tot.
Ich weine vom Abend zum Morgen
Die Augen mir heiß und rot.

Auf stiller, einsamer Heide
Rittem drei Rößlein im Wind.
D wär' ich doch auch gestorben
Ich armes verlassenes Kind. Johanna Weistich.

Unsere Bilder.

Großherzogin Luise von Baden mit ihrer Tochter, der Königin von Schweden, und ihrem Urenkel Prinz Lennart. Die Aufnahme stammt vom jüngsten Besuch der Königin Viktoria von Schweden bei ihrer Mutter, der Großherzogin-Witwe Luise von Baden, in Karlsruhe. Der am 8. Mai 1909 geborene Prinz Lennart, der den Titel eines Herzogs von Smaland führt, ist der Sohn des Prinzen Wilhelm, Herzogs von Södermanland, des zweiten Sohnes des schwedischen Königspaares.

Seltene Wirkung einer deutschen Granate. Bei der Beschießung von Newport durch die Deutschen durchschlug eine Granate eine Mauer, während wunderbarerweise ein dahinter befindliches Kreuzifix vollständig unverfehrt blieb, was die Franzosen als ein gutes Zeichen betrachteten. (Wir auch!)

Ein von den Deutschen besetztes Dorf bei Arras, in welchem sich die deutschen Schützengräben durch die Gassen ziehen. Unsere Truppen befanden sich in den Häusern infolge des andauernden Bombardements in Gefahr, während sie in den Schützengräben verhältnismäßig sicher sind. Allerdings gewähren die Gassen des Dorfes mit diesem Labyrinth von Gräben einen eigenartigen Anblick.

Bischof Dr. Dollmar, der im Alter von 76 Jahren verstarb, ist von 1868 an über vier Jahrzehnte lang im Dienste der Militär-seelsorge tätig gewesen. Er nahm als Divisionspfarrer am Kriege von 1870/71 teil und hat später von 1904 bis 1913, wo er in den wohlverdienten Ruhestand trat, die Stellung eines katholischen Feldpropstes der Armee und Marine innegehabt

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Eingebildet ist nur der Ungebildete.

Der Stolz, eine edle Leidenschaft, ist nicht blind gegen eigene Fehler, aber der Hochmut ist es.

Wanderdünen in Deutsch-Südwestafrika. Wir zeigen hier eine der in unseren Kolonien berichtigten Wanderdünen, die in dem größten Teil der Kolonie in kolossalen Ausdehnungen vorhanden sind. Ueber diese Wanderdünen hinweg müssen nun die Truppen und Proviant. Man kann sich da eine Vorstellung machen, was für Schwierigkeiten einem Kampf sich auf diesem Terrain entgegenstellen.

Berühmt gewordene dumme Jungen. Auffallende Beschränktheit oder auffallende

Begabung in der Jugend erlauben keinen sicheren Schluß auf die Leistungen in reiferem Alter. Die Biographien berühmter Männer beweisen dies des öfteren. So zeigte der Forscher Alexander v. Humboldt als Kind im Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm eine so geringe Fassungs-gabe, daß sein Lehrer zu der Ueberzeugung kam, er eigne sich nicht zum Studieren. Aber es wurde ihm auf einmal „Licht im Kopfe“. Der berühmte Romanchriftsteller Walter Scott war in der Schule der Schreden aller Lehrer, und noch auf der Universität Edinburg prophe-

zeitete ihm Professor Delzell, daß er es nie zu etwas bringen würde. Ganz ähnlich erging es Wallenstein, dem Herzog von Friedland, auf der hohen Schule zu Goldberg in Schlesien. Ihm sprach der berühmte Pädagoge Trophendorf auch jede Befähigung ab. Justus v. Liebig sah auf dem letzten Platz und wurde von seinen Mitschülern nur der „dumme Justus“ genannt. Linné, der große Botaniker, galt bei seinen Lehrern für so wenig begabt, daß sie über den Mangel an Fähigkeiten den Kopf schüttelten. Sein Vater beschloß deshalb, ihn Schuhmacher werden zu lassen, und schon beschäftigte sich der Junge mit Psfrien und Anteriem, als ein seinem Vater befreundeter Arzt die eigentümliche Begabung des Jungen entdeckte und veranlaßte, daß Linné sich dem Studium der Naturwissenschaften widmen durfte. Auch der Gründer der Vorrigwerke, Johann Vorrig, der sich als Sohn eines Zimmermanns in Breslau aus kümmerlichen Anfängen durch eigene Kraft zu einem Großindustriellen von Bedeutung emporgeschungen, konnte als Zögling des Gewerbeinstituts in Berlin der krassen Lehrmethode seines Lehrers Beuth wenig Geschmack abgewinnen und daher auch keine

Vorbeeren erringen. Beuth hatte ihm sogar zu verstehen gegeben, daß er von ihm als Techniker wenig erwarte, und ihm geraten, eine andere Laufbahn einzuschlagen. Später machte Beuth oft mit Zöglingen des Gewerbeinstituts einen Rundgang durch die Vorrigische Fabrik, um die Musteranstalt zu zeigen. Mit Vergnügen konnte Vorrig feststellen, daß der Mann, der ihm gefügt hatte, er solle Schuster werden, seinen Jungen nun sein Lebenswerk vorführte.

Reichsbankpräsident Havenstein als Dichter. Die erfolgreiche Goldanleihe an der Volksschule in Pfließ gab den Schulkindern Anlaß, an den deutschen Reichsbankpräsidenten Havenstein ein auf den Goldsuchs bezügliches Gedicht zu senden. Als Antwort darauf schickte Havenstein ein Postpatet mit Schokoladen-Zwanzigmarkstücken und seine Photographie mit folgender Begleitschrift:

15 Prozent und bei einem höheren Einkommen 20 Prozent Zuschlag zur Einkommensteuer entrichten. Befreit von diesem Zuschlag sind die Personen, die bei einem Einkommen bis 4000 M. für unterstützungsbedürftige Verwandte zu sorgen haben. Die Besteuerung verwitweter Personen wurde abgelehnt.

Schweichelhaft. A.: „Ich hatte schon als Kind Talent zum Dichten!“ A.: „Mein Gott, warum hat man da nicht rechtzeitig vorgebeugt?“

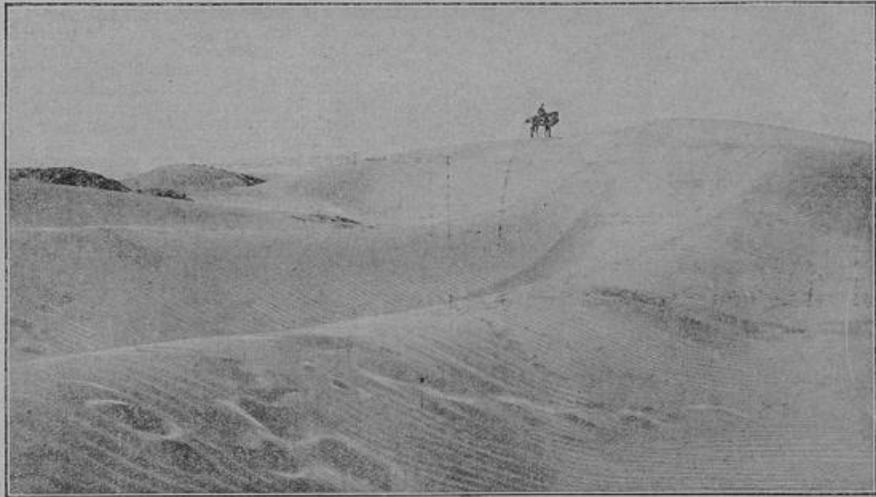
Entsprechende Liebe. „Der Affessor liebt seine Braut wirklich abgöttisch.“ — „Sie hat ja auch ein Heiden-Geld.“

Zur Erwägung. „Herr Leutnant, möchten Sie auf unserm Kostümfest nicht bei den lebenden Wildern mitwirken?“ — „Gern, Gnädigste; aber werden dann die beteiligten jungen Damen nicht die nötige Ruhe verlieren?“

Schwer zufried-

den zu stellen. Gattin: „Sage mal, Karl, wenn ich sterben würde, würdest du dich wieder verheiraten?“ Gatte: „Nein, natürlich nicht; so etwas würde mir nie in den Sinn kommen.“ Gattin: „So! Also nicht! Du findest die Ehe also unangenehm! Es tut dir gewiß leid, daß du mich geheiratet hast? Pfu!“

Gatte: „Aber Kind, du verstehst mich nicht; gewiß würde ich mich wieder verheiraten!“ Gattin (noch ärgerlicher): „Du hast es ja fürchterlich eilig! Vielleicht möchtest du, daß ich schon jetzt



Wanderdünen in Deutsch-Südwestafrika.

Habt Dank, ihr Jungen und Mädels,
Daß ihr mir helfen wollt,
Mit diesem Handgeld nehm' ich
Euch gern in meinen Sold.

Ihr reißt euch an den Kämpfern,
Die draußen in Waffen und Wehr
Für unser Vaterland ringen —
Glückauf, mein kleines Heer!

Wie sich für dieses Ringen
Das Gold dem Eisen gesellt,
Zeigt, daß auch deutsche Jugend
Mit Männern Wache hält.

Holt nur heraus die Fälsche
Die Fälsche von lauterem Gold!
Ihr jagt damit die Wölfe,
Die uns ans Leben gewollt.

Mit herzlichem Gruß an Euch und Eure
Lehrer.

Havenstein.

Eine kommunale Junggesellensteuer. Eine Steuer auf unverheiratete Personen beiderlei Geschlechts wurde in der Stadt Reichenbach im Vogtlande eingeführt. Unverheiratete Personen über 28 Jahre müssen bei einem Einkommen von 1400 bis 2200 M. 5 Prozent, bei 4000 M. 10 Prozent, bei 10 000 M. Einkommen

sterbe? Pfu, schäme dich!“

Rätsel.

Auf mir ruht der Müde von des Tages Last;
U n t e r mir vom Leben hält der Pilger
Kast,
Bis der große Morgen weckt den Schläfer
auf,
Daß er neu beginne seinen bessern Lauf. —
R e h r' mich um, so zeig' ich dir das
Häuschen klein,
Wo du, Pilger, einstmals wirst gebettet
sein.
Siehst du mich im Frühling frisch und grün
erblühn,
Denke, daß die Stunden rasch vorüber
flieh'n.
Denn gar schnell ich welke und ein Bild
dir bin,
Daß zum Himmel richte sich dein ird'ischer
Sinn.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.
Kugel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
L. Kellen, Bredeneu (Nabr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Herdebeul & Kornen, Ess-n (Nabr).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt.



Nr. 32

Sonntag, den 8. August

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wiberstein mußte wider Willen lachen. Es war das erste Mal, daß seit dem schrecklichen Abend ein lustiger Laut über seine Lippen ging.

„Verzeihen Sie, wenn ich mich dazu noch nicht genügend akklimatisiert habe. Ueberhaupt könnte ich mich niemals so überstürzt entschließen. Aber wenn es Ihnen ernst ist mit Ihrer Einladung, ohne weitere Verfolgung des angedeuteten Zielles, nehme ich herzlich gern Ihre Gastfreundschaft für ein paar Tage an.“

Ms. Kelly redete schon wieder eifrig auf ihren Gatten ein.

„Woll“, sagte der, und streckte dem jungen Deutschen nachlässig die Hand entgegen.

„Du sollst mit.“

So kam's, daß Wiberstein in der amerikanischen Millionenstadt das Gefühl der Verlassenheit vorerst nicht kennen lernte.

Sie gingen, nachdem das Gepäc verfügt war und Ms. Kelly einem besonders zu diesem Zweck bestellten Freunde heimlich vor der Kontrolle, ein — wie sie erzählte — in Berlin erstandenes Paket mit Tafelsilber übergeben hatte — zur „battery“ herüber. Von dem mit herrlichen Anlagen versehenen Platz genossen sie den Vollblick auf den Hafen. Das alte Castle Garden, das Henry Burcharth vor dreißig Jahren am Tage seiner Ankunft in Newyork durchqueren mußte, weil er Reisender des Zwischenbeds gewesen, diente längst anderen Zwecken. Nachdem sie das bunte, bewegte Bild genugsam in sich aufgenommen, bestiegen sie eine Kutsche und fuhren zur Houstonstraße, wohin die Burcharths vor ihrer letzten Reise nach Deutschland umgezogen waren. Die kleine, bewegliche Frau entwidelte während der Fahrt ein gut Teil angeborenes deutsches Hausfrauentum. Ihr Mund stand nicht einen Augenblick still.

„Ob die Zimmer wohl sauber sind? J, die Mary wird schon alles gefigt haben. Look, Mrs. Wiberstein, das ist unser Haus.“

Und schon war sie heraus, suchte vergebens mit den Augen den dienstbaren Geist, neigte sich schließlich zu einem zierlichen Mädchlein von kaum 12 Jahren und sprach eifrig im Flüsterton auf die Kleine ein. Mr. Burcharth und Wiberstein brachten indessen das reichliche Handgepäc in Sicherheit und erwarteten geduldig das Ende der Unterhaltung. Statt dessen ertönte

aus Ms. Kellys Mund ein greller Schrei. Sie fuhr fassungslös zu den Männern herum.

„Henry, weißt du, was Kitti Bill erzählt? Tell him, Kitti!“

Und das Kind sprudelte etwas hervor, das wie eine gut auswendig gelernte Geschichte anmutete. Wiberstein verstand natürlich kein Wort davon. Erst im Laufe der nächsten Viertelstunde reimte er sich aus Seufzern und Klagen die annähernde Uebersetzung zusammen.

Marie Schmidt, genannt Mary Smith, das Greenhorn, das Wiberstein beim farmen hatte zur Hand gehen sollen, war indessen anderweitig in den heiligen Ehestand getreten und hatte Kitti Bill, eines Woblaten Tochter, die aus eigenem Antrieb einen Straßenhandel mit bunten Broschen und Steinchen betrieb — diese Mitteilungen nebst den Hausschlüsseln zur Weiterbeförderung anvertraut. Ms. Kelly Burcharth begann bitterlich zu schluchzen, wiederum wie eine richtige deutsche Hausfrau, die ohne Dienstmädchen ist. Wiberstein hatte das Gefühl, daß seine Gegenwart noch mehr Arbeit und daher zurzeit eine Störung bringe, nur der Hausherr verzog keine Miene.

„Woll, wir werden Ihr ein Präsent geben müssen“, wandte er sich an Wiberstein. Der war im Begriff, nach den langen, trostlosen Tagen völliger Stumpfheit den früheren Humor wiederzufinden.

„Wenn ich noch weinen wollte, Ms. Kelly“, sagte er tröstend, „ich bin nun doch beinahe Witwer.“

Da lachte ihm die kleine Frau unter Tränen zu und schickte ihren Mann zum nächsten Traiktteur, damit er etwas Ordentliches zum Abendessen besorge.

Ms Wiberstein vier Tage bei den Burcharths gewesen und ganz oberflächlich in die ersten Anfänge der Sprache eingeweiht worden war, schob ihm eines Mittags Ms. Kelly mit einem besonders schelmischen Lächeln den dampfenden Teller Corn zu.

„Sie sind mir doch nicht böse, daß ich hinter Ihrem Rücken an den Schwager James Burcharth nach Preston Ohio geschrieben habe. Look, hier ist meine Antwort. Ich will Ihnen sein schauerliches Gemisch von Englisch und Deutsch lieber gleich übersehen. Er ist nicht abgeneigt, seine Farm an Sie abzugeben. Aber unter 5000 Dollars Anzahlung tut er's nicht. Ich bin nun mal so schön im Drehen, — wie war's, wenn wir beide uns die Geschichte ein bißchen näher besähen? Fondeln wir morgen früh los, dann können wir uns morgen abend schon ein Schwein bei ihm schlachten.“



Ein malerisches Kriegsbild.

Die Kirche von Messines durch ein Granatloch gesehen.

Viberstein hing zwar noch immer ein wenig an seinem Unwahrtraum, willigte aber trotzdem ein und dankte ihr herzlich für ihre Bereitwilligkeit. Mr. Henry wurde beauftragt, in dessen die ungelöschten Teppiche zu säubern. Er versprach das Beste. So fuhren sie denn tief ins Land, das irgendwo eine Heimat für Viberstein hergeben sollte.

Auf dem Bahnhofe der Station Casseroth erwartete sie ein Wägelchen. Den Kutscher machte James Burdharth in eigener Person und er entpuppte sich wirklich als ein außerordentlicher vergnügter Gentleman. Viberstein verhielt sich schweigsam. Es strömte allzuviel Neues auf ihn ein. Die Fahrt ging an üppigen Weisfeldern, die sie hier zu Lande mit dem Generalbegriff „corn“ bezeichnen, vorüber. Daser und Roggen gediehen indessen nur spärlich. Dazwischen lagen Feige, umfriedigte Höfe, in denen Massen von Schweinen grunzten.

James Burdharth belehrte ihn unter allerhand sprachlichen Schwierigkeiten, daß ihre Aufzucht eine Haupteinnahme des ordentlichen Farmers bilden müsse.

Die Preston Farm gefiel ihm ausnehmend gut. Mrs. James wie sich die gewandte Hausfrau zum Unterschied von ihrer Schwägerin nannte, begrüßte die Ankömmlinge schon vor der Türe des freundlichen Wohnhauses und zeigte zugleich mit großem Stolz die Scharen junger Enten und die 300 Schweine, welche die länglichen Schänzen behaglich in das vorgeworfene „Korn“ gruben. „Ich kann mich natürlich, so gut mir auch alles zuzagt, nicht im Handumdrehen zum Kauf entschließen,“ sagte Viberstein, nachdem er alles in Augenschein genommen hatte. „Mir fehlt bis jetzt noch jedes Urteil über den wirklichen Wert des Bodens hier. Wie wäre es, wenn Sie mich — natürlich gegen angemessenes Kostgeld — ein paar Monate bei sich behielten?“

Das Ehepaar Burdharth wechselte einen langen, scheinbar be- lustigenden Blick.

Der würdige Vieder- mann mit dem bestän- digen amüsierten Lächeln lehnte freundlich ab.

„Damit haben wir einmal eine böse Erfahrung gemacht,“ über- setzte Mrs. Kelly seine Worte. Schließlich sind wir doch auch Künstler in unserem Fach. Jeder einzelne pflegt seine Spezialität. Wer bürgt mir dafür, daß Sie sich bei mir belehren und hinter- her meine sorgsam aus- probierten Kniffe ein paar Meilen weiter an die Nachbarn ausplau- dern?“

Viberstein zuckte die Achseln. Der Mann war wohl schon zu lange in dieser Einsamkeit, um noch ein Verständnis für ein deutsches Ehrenwort zu haben. James Burdharths himmelblaue Laune schien unverwundlich. Mrs. Kelly mußte schon wieder die Dolmetscherin abgeben. „Darum keinen Horn, Mr. Viberstein. Ich zwingen niemand zu meinem Glid. Daß Sie sich bei uns behaglich fühlen, ist mir vorläufig die Hauptsache. Morgen kommt auch noch ein anderer Respektant, Kelly, du kennst ihn, Mr. Badboth.“

Die kleine Frau schmalzte mit der Zunge, als ob sie etwas sehr Gutes schmecke.

„Ah, der! Na, dann packen Sie man ein, Mr. Viberstein. Der nimmt die Farm, ohne daß etwas abgehandelt wird. Es ist ja auch schließlich ein Zuderhappen.“

Viberstein rechnete sich in aller Stille aus, daß die geforderten 60 Dollars für den Morgen Alder nach deutschen Begriffen eigentlich ein „Nichts“ darstellten. Aber er war doch zu vorsichtig, um den Handel kurzerhand abzuschließen. — Noch lange stand er sinnend am Fenster der ihm zum Uebernachten angewiesenen Kammer und starrte hinaus. Sein Blick fiel dabei auf zehn bis zwölf Steinchen, die Mrs. James „Bur-Dals“ genannt. Sie stredien genau so trozig und wetterhart die Zweige aus wie daheim. Und er stand und stand und konnte die schwere Last nicht vom Herzen wälzen, die so unbarmherzig darauf drückte. Da ging leise die Türe.

Er gewahrte nur eine Hand und ein etwas, das eine Nasen- spitze zu sein schien. Mrs. Kellys Stimme erklang dazu.

„Mir fiel ein, daß Sie vielleicht viel Wertpapiere bei sich tragen. Auf so einer einsamen Farm ist das ein eigenes Ding.“

Die Fenster sind klapprig. Wollen Sie Ihre Wertpapiere nicht lieber dem James geben, damit er sie bis morgen früh ins Familien- geldspsind legt?“

Einen Augenblick zauderte Viberstein. Dann schämte er sich. War er schon so weit, daß er der Frau, die ihn in uneigen- nützigster Weise aufgenommen und versorgt, mißtraute?

Dastig entnahm er seiner Brusttasche einen verschlossenen Umschlag und händigte ihn ihr aus. Die eingewechselten Bank- noten und das lose Geld behielt er bei sich in Portefeuille.

Sie machte noch im unverfälschten Berliner Jargon ein Wischen.

„Wenn it Ihnen nu aber mit dem ganzen Draht durchbrenne?“

Er zwang sich zu einem Ton, der ein Lachen sein sollte, in Wirklichkeit aber von der Ungebild erzählte, mit der er ihr Ver- schwinden erwartete und Frau Kelly merkte es.

„Nun, nun, ich gehe ja schon,“ jagte sie ein wenig beleidigt, „schlafen Sie wohl, Mister Viberstein.“

Durch die Bäume vor dem Fenster schlich ein Klüstern. Vielleicht redeten sie von den deutschen Schweinern und der Gastfreundschaft, die jenseits des Meeres noch unverbrüchlich heilig gehalten wird.

7. Kapitel.

Im strahlender Pracht brach der andere Morgen an. Der goldene Schein lief zu Vibersteins Lager. Es wahrte aber lange, bis er mit seinem Weckruf Erfolg hatte. Erst nach Stunden erwachte der Schläfer, rieb die Augen und erkannte langsam, daß er sich in Preston Ohio befand. Aus der Ferne drangen lange- zogene Töne an sein Ohr. Nach kurzem Hin- und- herlaufen verstand er sie zu deuten.

Die Schweine ver- langten hungrig nach ihrem Futter.

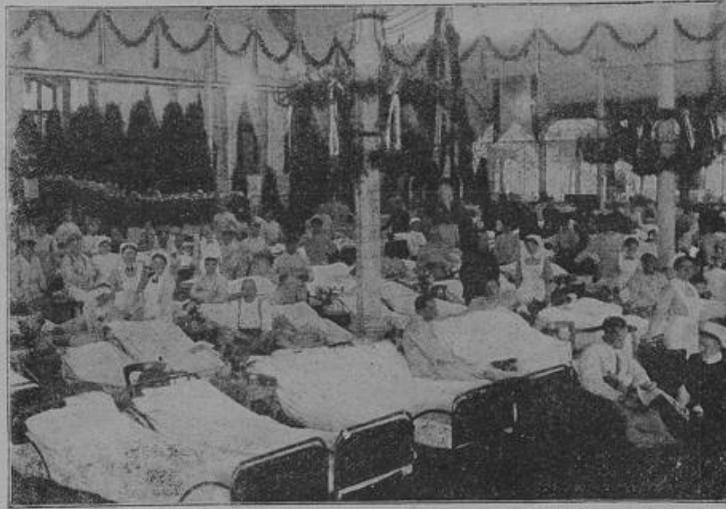
Er erhob sich und öff- nete das Fenster. Ein warmer Wind drang sogleich herein und fuhr über seine heißen Augen. — Daheim würden sie jetzt die Nähmaschinen richten. Es war ja Erntezzeit! Was würde mit ihm werden? Er mußte sich erst ein Stück neuen Lebens zimmern. Wie aber und in welcher Weise sollte dies geschehen? Etwas hier? Es wäre ja am ein- fachen und mühelose- sten gewesen, hier hätte er bereits geerbete Ge- leise gefunden. Allein, er kam zu keinem Ent- schluss. Sein früherer Schaffensdrang war in der düsteren Zelle zu- rückgeblieben. Er fand

kein rechtes Vertrauen mehr zu sich selbst. Verzagt suchte er nach dem alten, ungestümen Willen. Vielleicht, so hoffte er, würde sich im ersten Augenblick seine alte Energie wieder einstellen; aber jetzt quälte ihn die Sehnsucht nach alledem, was er in der Heimat ausgegeben hatte. So fand ihn der Morgen in einer recht trübseligen, weltjämerlichen Stimmung. Seine Glieder waren, trotz des langen, tiefen Schlafes, schwer und müde. Vor seinen Augen tanzte das Sonnenlicht in Schleiern.

Das Heimweh, jene eigentümliche, seelische Krankheit, für die der Amerikaner nicht einmal eine zutreffende Bezeichnung, geschweige denn ein richtiges Verständnis hat, schüttelte ihn mit harter Faust.

Aber der Werktag warf sich rettend dazwischen. Die Tiere schrien ängstlicher um ihres Lebens Notdurft. Viberstein stieg langsam in die Kleider und verließ die Kammer, um nach den anderen zu sehen.

Er lief durch alle Räume des sauberen Heims, ohne jemand zu finden. In der Küche war die Herdplatte kalt. Ein Weibchen stand er unauffällig und überlegte. Dann klang wieder das Ver- langen des Hungers zu ihm. Er schritt rüstig den schmalen Fußweg hinunter, der zu der gezäumten Koppel der Schweine führte. — Die aufgeregten Tiere lagen in wüstem Kampf um den zer- streuten weißen Rest des Kornes. Viberstein machte sich an den mächtigen Haufen Korn, das außerhalb des Gezüams aufgestapelt lag, und begann das Futter zu den Tieren hinüber zu schaufeln. Bieulich lange arbeitete er angestrengt, daß ihm der Schweiß herunterlief, und ein eigenes Frohgefühl durchflutete ihn. — Was



Im Austausch-Verwundetenlazarett Lochnergarten in Aachen.

Der Schlafsaal des Lazarets, der zum Empfang der heimkehrenden Krieger festlich geschmückt wurde.

würden die Besitzer sagen, wenn sie heimkehrten? Er glaubte sie auf dem Feld oder zum Besuch bei einem der Nachbarn. Ein Deutscher hätte seinen Gast wohl nicht so rüchichtslos allein gelassen — aber er kannte bereits zu viel von den bequemen amerikanischen Lebensansichten, als daß er sich irgendwie aufgeregt hätte. Nur daß sie die Tiere so gänzlich unverforgt zurückgelassen, befremdete ihn. — Es wurde Mittag, und er blieb noch immer allein. Ein gewisses Bangen begann sich in ihm zu regen. Seinen Hunger hatte er an gesottenem Korn und frischer Butter gestillt. — Jetzt stand er unschlüssig vor dem Telephon, das ihm eine sehr nützliche Einrichtung in dieser Einsamkeit ersahen, aber leider konnte sie ihm nicht dienen. Sprache und Leute waren ihm gleich fremd. Stunde um Stunde verann und sein banges Gefühl wuchs sich zur Angst aus.

Sie hatten doch sein Geld in Verwahrung. — Er schloß alle Fenster im Hause, ihn fröstelte plötzlich. Gegen Abend kam der Briefträger. Er brachte eine Zeitung und zwei Briefe, die an Herrn Gutband adressiert waren. Nur zögernd handigte er sie Wiberstein aus. Der atmete auf. Endlich ein Mensch, der ihm irgend einen Rat geben könnte. Aber diese Hoffnung erwies sich bald als trügerisch. Wibersteins dürftig eingelernte paar Broden der englischen Sprache halfen ihm nichts. Er blieb dem armen unverständlich. Auch die Zeichensprache verlagte. — Da entnahm er seiner Tasche einen Dollar und brängte den Boten zum Niederzihen. In fliegender Hast brachte er mit Bleistift das Erlebnis des letzten Tages zu Papier. Vielleicht verstand einer der benachbarten Farmer deutsch. Den unverschlossenen Brief und das Geld übergab er dann dem ungeduldig Wartenden und bedeutete ihm, daß das Geld ihm gehöre, daß er aber den Brief dem nächsten Nachbar bestellen solle. — Er mußte verstanden sein, denn der Bote ließ beides mit vergnügtem Grinsen in seine Tasche gleiten. Nun gab sich Wiberstein der schüchternen Hoffnung hin, daß sein geschriebener Hilferuf irgendein offenes Ohr finden würde.

Je mehr Stunden dahingingen, desto klarer wurde es dem Einsamen, daß er leichtgläubig in eine schlimme Falle gegangen, die damals bereits Mrs. Nelly Burdharth auf dem Schiff für ihn aufgestellt. Er war ja so unjagbar vertrauenselig gewesen. — Zwar hoffte er im geheimen immer noch auf eine glückliche Lösung der Sache, sein ehrlicher deutscher Sinn konnte auch jetzt noch nicht völlig an eine schmutzige Komödie glauben.

Die Farm mußte doch irgend jemand gehören. War sie wirklich das Eigentum dieser Burdharths, so müßten sie auch wiederkommen und es würde sich alles herausstellen und auflären. Und er wartete von neuem. Die folgende Nacht verbrachte er außer Bett. Er setzte sich in die Küche und legte den Revolver, den er sich in Hamburg gekauft, in erreichbare Nähe. — Ohne Zwischenfall graute der Morgen. Er verschloß seine Thüren gegen das verstärkte Toben der wiederum ausgehungerten Schweine. Vielleicht lockte das anwachsende Lärmen der Tiere einen guten Nachbarn herbei. Gegen Mittag des neuen Tages betraten drei Leute die Küche, ein breitschultriger Mann und zwei Frauen, von denen eine die Tochter zu sein schien. Sie führten etwas Gepäc mit sich und waren sauber und ordentlich angezogen. Als sie Wiberstein gewahr wurden, schrien die Frauen aus. Der Mann überschüttete ihn sogleich mit einer Flut von unverständlichen Fragen und — wie er an dem Tone merkte, — mit Vorwürfen, die er nur mit einem Achselzucken beantworten konnte. Instinktiv griff er nach dem Revolver. Da erfüllte von neuem lautes Schreien und Toben das kleine Haus und die Frauen, die sich von dem ersten Schreck noch nicht erholt hatten, zeigten sich sehr beunruhigt. Jetzt benutzte Wiberstein eine Pause, um sich auch seinerseits Gehör zu verschaffen. In seinen Heimmaklauten sprudelte er alles heraus. Unausfallsam tamen die Worte über seine Lippen und wenn sie auch kein Verständnis finden konnten, so bezweckten sie doch, daß die anderen ruhiger wurden und zu begreifen anfangen, daß jener — weil er nicht bei ihrem Erscheinen entflohen — kein allzu schwer belastendes Gewissen haben konnte. Wiberstein

hielt endlich erschöpft inne und deutete zu dem Telephon hinüber. Er hob die Hände und zeigte in die Ferne. Die Jüngere verstand scheinbar seinen Vorschlag und beriet sich leise mit dem Manne. Sie klingelte an, warteten, schalteten und riefen endlich etwas hinein. Eine Antwort kam auch zurück. Dann gingen sie hinaus und verschlossen sorgfältig die Küche, in welcher Wiberstein allein zurückblieb. Ein plötzlicher Wandel hatte sich in ihm vollzogen. Die miße Gleichgültigkeit war abgestreift, alle Nerven angespannt, saß er da und lauschte nach draußen.

Nach wenigen Stunden rollte ein leichter Wagen heran. Vor seiner Türe erhob sich ein Gewirr von Stämmen. Ein tiefer, wohlthuender Alt schien ihren Eifer zu dämpfen. Dann drehte sich der Schlüssel, die Türe sprang auf und allen voran trat eine schlanke, blonde Frau über die Schwelle.

„Guten Abend,“ sagte sie mit klingender Stimme. „Nun, wie ein Dieb oder noch Schlimmeres sehen Sie doch nicht aus. Gutbands haben mich zur Aufklärung herbeigeklingelt. Ich wäre aber im Laufe des Tages auch ohne diesen Ruf gekommen, denn Ihr Zettel ist richtig in meinen Besitz gelangt. Troßdem halte ich es für ratsam, wenn Sie mir die ganze Geschichte noch einmal ausführlich erzählen.“

Und Wiberstein erzählte bereitwillig, was er wußte. Sie hörte ihm mit zusammengefalteten Händen aufmerksam zu, ohne ihn ein einzigesmal zu unterbrechen. Als er zu Ende gekommen, unterrichtete sie die ungeduldige Familie Gutband. — Darauf besprachen sie sich wohl eine halbe Stunde lang in jenen schrecklichen Lauten, die Wiberstein während der letzten vierund-

zwanzig Stunden tausendmal verwünscht. Danach erst wandte sie sich wieder an ihn.

„Sie sind zweifellos wahrhaft genialen Schwindlern in die Hände gefallen, mein Herr. Dieser Gentleman — und sie zeigte auf Mr. Gutband“ — nebenbei der rechtmäßige Eigentümer der Preston Farm, weilte nämlich sechs Tage in Chicago bei seinen Eltern. Während dieser Zeit nahm er einen Vertreter, den lediglich Zeugnisse empfahlen. Das war reichlich leichtsinnig, denn er wußte nicht mehr von ihm, als daß er vorher vier Monate bei einem Nachbarn gearbeitet hatte. Allerdings wäre es dem Vertreter kaum möglich gewesen, großen Schaden anzurichten. Hätte er z. B. heimlich etwas von dem Vieh verkaufen wollen, so hätte er einen ganzen Wagnswagen mit etwa 70 Stück fehlen

müssen. Nun, das wäre aufgefallen, wir Nachbarn hätten uns ins Zeug gelegt und die Untreue verhindert. Das Korn stand noch auf dem Feld und das Geflügel hat hier keinen Verkaufswert. Aber trotzdem hat der Herr Gutband einen großen Fehler begangen. Freilich hat jetzt nicht er, sondern ein völlig Unschuldiger — einen empfindlichen Schaden davon. Sie, Herr von Wiberstein, sind der Leidtragende und ich habe leider die Ueberzeugung, daß Sie Ihr Geld nicht wiedersehen. War es eine große Summe?“

„28 000 Mark,“ sagte Wiberstein dumpf. „Ungefähr vier-tausend behielt ich zurück.“

Ihr frisches Gesicht wurde merklich blaß. „Um so besser werden sie sich bemüht haben, ihre Spuren zu verwischen. Jenes Greenhorn, von dem Sie sagten, die Frau habe es für Sie als Gattin ausgesucht, ist sicherlich durch den Komplizen, der das angebliche Tafelsilber in Empfang genommen, instruiert und nach Preston Ohio geschickt worden. Der ungetreue Verwalter kann ja wirklich ein Bruder des edlen Henry gewesen sein. Diese Schwindlergesellschaft hat sicherlich noch nie einen so leichten und ausgiebigen Fang gemacht. — Aber“ — sie erhob dabei die kräftige Hand, die Spuren harter Arbeit trug — „nicht um Vorwürfe zu machen, sondern um Ihnen zu helfen, bin ich jetzt hier. Sie müssen sofort nach Newyork zum zuständigen Richter, nachher auch zum deutschen Konsul. Es ist wahrscheinlich, daß auf dem Gericht ein Dolmetscher zur Stelle ist. Für alle Fälle bringe ich aber jetzt den ganzen Hergang für Sie in englischer Sprache zu Papier.“



Unsere blauen Jungs.
Marine-Infanterie im sandrischen Schützengraben.

Viberstein befand sich in arger Verlegenheit, war aber doch sehr froh, eine hilfreiche Hand gefunden zu haben. „Wäre es nicht besser, wenn ich mich zuerst nach dem Durchharth'schen Haus in der Goutfonstraße begeben würde?“

„Davon rate ich Ihnen entschieden ab. Der Gang würde völlig nutzlos sein, denn es ist völlig abgeschlossen, daß die Schwindler dort Spuren hinterlassen haben und später werden Sie noch Zeit genug haben, den beabsichtigten Besuch auszuführen. Vertrauen Sie mir nur, ich rate Ihnen das Beste. Jetzt wollen wir nicht länger säumen. Bitte, begleiten Sie mich in das kleine, anstoßende Zimmerchen. Am besten ist es, wenn Sie mir alles diktieren. Nachher fahre ich Sie sogleich zur Station.“

Viberstein zauderte. Sie sah ihn fest mit hellen ehrlichen Augen an.

„Ich bin nur ein Weib,“ sagte sie mit Nachdruck, „aber ich habe 27 Jahre drüben in Ihrem Land gelebt, ehe ich hierher kam. Ich war ein Offizierskind. Wenn Ihnen das Ehrenwort einer deutschen Frau genügen kann, so gebe ich es Ihnen in dem Sinn, daß mich keinerlei Hintergedanken bei meinen Vorschlägen geleitet haben.“

Ein dankbarer Blick lohnte ihre Worte. „Ich vertraue Ihnen. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir also anfangen, Frau —“ Er legte eine Frage in das letzte Wort.

„Tettenberg,“ sagte sie langsam. „Erna Tettenberg.“

Sie ließ mit leichter Hand die Peitsche auf dem Rücken des schwarzen Ponys spielen. Der Sand des losen Weges tief eilig

es dann so weit ist,“ . . . eine dunkle Wolke lagerte sich bei diesen Worten über ihre großen klaren Augen — „wie lieb erscheint es uns dann, wie hart das Opfer. Wir zögern und verschieben es, nicht ahnend, daß wir es mit diesem Augenblick fester wie je in die Hand des Schöpfers zurückgelegt haben.“

Er schloß, daß sie ihr eigenes Empfinden preisgab.

„Auch ich habe das unlängst durchgemacht,“ sagte er leise, bezwungen von ihrer Kraft, die sich fraglos aus dem Staub zur frühen Selbstbehauptung emporgezogen, „nun ich Sie aber höre, ist es mir, als sei es vorüber, als könne mich keine Schwäche mehr anwandeln.“

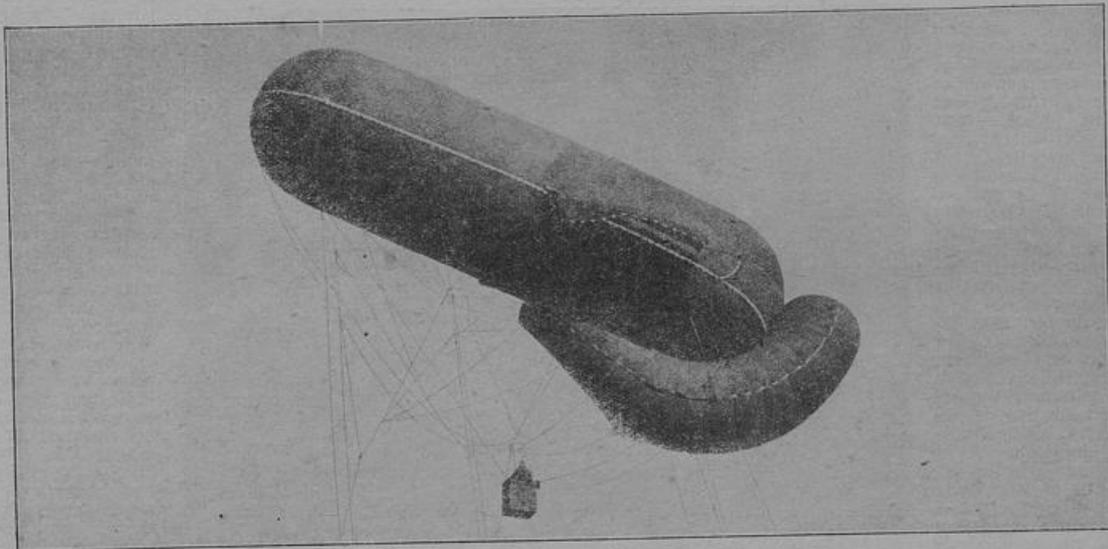
„Wenigstens keine, die Ihren Lebenswillen gänzlich unterjocht. Denn jede Tat vertieft allmählich ihr schreckliches Gesicht.“

„Was wissen Sie von mir und dem, das mich aus der Heimat gezwungen?“

„Nicht Eigentliches — ganz recht! Aber das ist doch auch nicht nötig. Im Grunde genommen hat jede große Verzweiflung ihre Ursache darin, daß man sich vergaß. Ist das „warum und womit“ nicht ganz gleichgültig?“

„Also auch du,“ dachte er mit heißem Mitleid, auch du.

„Sie werden mir später recht geben,“ fuhr sie fort, „ja, Sie werden vielleicht — an meinem Tisch sitzend — es mir beständigen, Auge in Auge. Denn ich glaube nicht, daß wir uns heute zum letztenmal sehen. Vergessen Sie nicht: Erna Tettenborn, Canning Ohio. Den Weg zu mir kennen Sie ja in der Hauptsache. Sie brauchen sich nur anzumelden. Ich hole Sie schon von der Station. Nicht wahr, Sie versprechen mir, daß Sie sich auch



Der Fesselballon in Beobachtungsstellung.

durch die Speichen der Räder. Das rote Haus der Preston Farm verschwand allmählich. Viberstein folgte ihren Blick unausgesetzt auf sich ruhen.

„Sie tragen Ihr Gesicht merkwürdig ruhig,“ meinte sie endlich.

Bei der lebhaften Frau, die ihm während der Ueberfahrt ihre Freundschaft angeboten, war ihm auch nicht ein leiser Wunsch gekommen, sie in sein Lebensschicksal einzuweißen und er hatte damals noch in ihr die gutherzige Landsmännin vermutet, die ihm gefällig sein wollte. — Die Frau, deren Nähe er jetzt empfand, wirkte ganz anders auf ihn ein. Er mußte sich förmlich zwingen, daß er nicht sein Leben vor ihr ausbreitete. Sie sah noch sehr jung aus. Nur die feinen Stricheln in den Augenwinkeln ließen ahnen, daß sie die dreißig schon eine Weile hinter sich habe. Eine warme Mütterlichkeit ging von ihr aus. Ihre vornehm geformten, ringlosen Hände, hielten Bügel und Peitsche mit einer Sicherheit, die sich nicht in ein paar Jahren erlernen läßt. Er nahm ihre Bemerkung auf und sagte sinnend:

„Ja, es ist sonderbar! So lange lebte eine Angst in mir, die meine Gedanken wie durcheinander warf. Ich wußte nicht, was ich mit meinem Leben beginnen sollte. Nun ich wirklich Ursache habe, verzweifelt zu sein, fühle ich mich ganz frei.“

Sie nickte, als bereite ihr dieses Geständnis keine Ueber-raschung.

„Weil Sie um Ihr Dasein werden ringen müssen, gewinnt es plötzlich einen ungeachteten Wert. Glauben Sie mir,“ fuhr sie leiser fort, „wir spielen wohl alle einmal im Leben mit dem Gedanken, das Leben fortzuwerfen, ja wir finden sogar einen gewissen Trost in diesem verwerflichen Gedanken. Ach, und wenn

meiner erinnern, wenn das Leben über Sie forstuln will, ohne Sie mitzutragen.“ Sie nahm die Bügel in die Linke und reichte ihm die handschuhlose Rechte hin.

Er konnte nicht anders, er mußte sie küssen. Sie wurde dunkelrot. Ihre feingewölbten Lippen begannen zu zittern. Es war wohl zehn Jahre her, daß ihr das zum letztenmal geschehen. Ein harter, alter Mann hatte ihr damals das Recht abgesprochen, solche Höflichkeits- oder Galanteriebeweise in seinem Haus entgegenzunehmen, derselbe, dem sie das Leben verbannte.

Gewaltfam zwang sie sich zum Gleichmut. Ihre Peitsche wies gerade aus.

„Sehen Sie, dort ist die Station.“ Noch eine kurze Strecke ging es in flotten Trab. Dann waren sie am Ziel.

Sie schrieb ihm die Adresse des Delikatessengeschäftes auf, das die Erzeugnisse ihrer Hauschlächtereien seit Jahren entgegen-nahm. Sie wußte, daß es eine große Zahl von Angestellten ernährte. Der Chef war ihr befreundet. Man konnte nicht wissen, ob Viberstein nicht eines Tages froh sein würde, einen Platz zu haben, der ihm Arbeit gab.

Als sie ihm den Bettel reichte, hatte sie ihre Sicherheit und ihr mütterliches Lächeln zurückgefunden.

Sie zwang sich sogar zu einem Scherzwort.

In Wahrheit wurde ihr — trotz der jungen Bekanntschaft — der Abschied genau so schwer wie Viberstein. Sie brachte ihn deshalb schnell zu Ende. Noch einmal faßte sie mit herzhaftem Druck seine Hand. Dann lenkte sie um und fuhr davon, ohne den Stopf zurückzuwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Paar wollene Socken.

Von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Der Schnellzug Leipzig—Dresden steht in der Halle des Leipziger Hauptbahnhof, stößt fauchend den Atem aus seinen Rungen und will abfahren. Da drängt sich im letzten Augenblick noch eine Dame durch die Sperre, atemlos, aufgeregter und rot. Hinter ihr ein Gepäckträger mit vier Taschen.

„Nach Dresden, bitte,“ sagt die Dame.

„Dritte?“ fragt der Schaffner.

„Zweite!“ antwortet die Dame empört.

Der Schaffner öffnet das Abteil, die Dame rafft die seidenen Röcke und erklimmt die Stufen, der Gepäckträger verstaubt die vier Taschen im Reg. „Hier!“ sagt die Dame.

Beglückt von dem reichen Trinkgeld, greift der Gepäckträger an die Mühe und verschwindet. Der Diensthabende gibt ein Zelchen. Der Zug zieht an.

Die Dame legt ihren fabelhaften Hut und ihren nicht minder erstklassigen Rejemantel ab und sinkt mit einem tiefen Seufzer in die Polster.

„Gottlob allein!“ sagte sie. —

Nachdem sich ihre Gesichtsfarbe einigermaßen gelegt hatte, fragte sie sich: „Was soll ich tun? Soll ich lesen?“ Leider hatte sie auf dem Bahnhofe keine Zeit mehr, sich mit Blättern zu versorgen. Und Romane liest sie in dieser Zeit keine

Gedanken bei sich fest, indem sie den Soldaten insgeheim mustert und dabei fleißig weiterstrickt. Jung, frisch, schön gewachsen und dabei anscheinend nicht unintelligent. Nur in seinem Äußern etwas mitgenommen. Ob er sich nicht in der Klasse geirrt hat? Er hat keine Charge, er ist nur ein Gemeiner. Auch reichlich abgemagert sieht er aus. Sicher ein ganz armer Junge.

Im diese Armut, die die Phantasie ins Märchenhafte hebt, klammern sich die Gedanken der Dame.

„Ach“, grübelt sie weiter, der Bedauernswerte trägt bei dieser Kälte nicht einmal einen Mantel. Ob er warme Wäsche hat? Warme Socken? Als ihre Vorstellung bei den Socken angelangt ist, durchsucht es sie, denn sie erinnert sich, daß sich in ihrer Tasche drei Paar fertige selbstgestrickte wollene Socken befinden. Ist das nicht gerade eine Zügung des Schicksals? Bisher hatte sie nie gewußt, wer die Socken, an denen sie so fleißig strickte, tragen würde.

Wie, wenn sie die Gelegenheit wahrnehme und dem armen Jungen hier die drei Paar Socken einfach zum Geschenk mache?

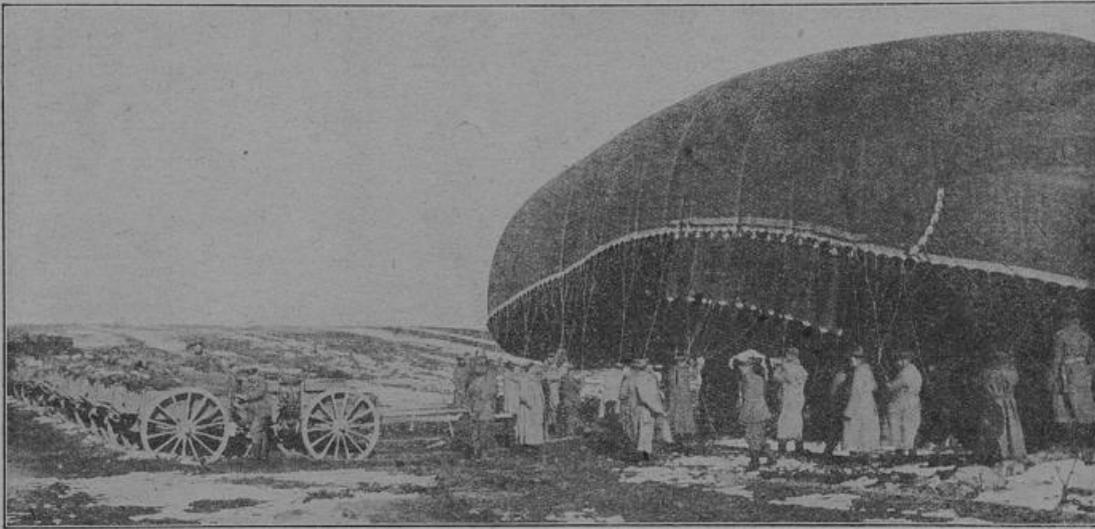
Sie hielt im Striden inne und musterte ungeschlüssig den stummen Krieger. Ob sie es wagt? —

Sie entschließt sich, es zu wagen.

Diese Entschließung gibt sie kund, indem sie ihre Arbeit beiseite legt, verlegen hustet und den Feldgrauen ansieht.

Dieser ist durch diese Mustering nicht weniger verlegen, streicht mit der Hand über seine Hosen hin und senkt die Augen.

„Um,“ nimmt die Dame einen Aufsat, kann aber plötzlich nicht mehr weiter. Der Feldgrau blickt wieder auf.



Das Füllen des Ballons aus Gaswagen.

mehr. Unter gar keinen Umständen aber französische Romane, obwohl sie noch ein reichliches Lager davon zu Hause hat.

Ob sie Pralines knabbert? Aber sie hat keinen Appetit.

„Nein, ich will mich schön machen,“ entschließt sie sich.

Und nervös holt sie aus ihrem Täschchen einen kleinen Spiegel hervor, betrachtet sich eingehend, ordnet ihr Haar, fährt mit kölnischem Wasser über ihre Augen und breitet schließlich alle jene Instrumente vor sich aus, die zur Pflege der Fingernägel dienen. Dazwischen gähnt sie.

„Gott, wo sind wir? Ach, erst in Wurzen! Welch eine langweilige Fahrt!“ Aber da kommt ihr ein Gedanke — kann sie nicht stricken?

Der Kriegsstrumpf! Wie erlöst greift sie nach der Tasche, die den Anäuel grauer Wolle und die fünf Nadeln mit dem schon fast bis zur Ferse gedehnten Strumpf enthält.

Es ist das achtzehnte Paar, denkt sie, das ich nun stricke. Wer wird sie wohl tragen? — Und während die Nadeln sinken und gränzlich ihre Arbeit tun, fällt sie in jene leis melancholische Träumerei die, wie sie herausgefunden hat, bei keiner Beschäftigung so gut gedeiht, wie gerade beim Stricken. —

Als der Zug in Döhaß hält, gibt es eine Ueberraschung: ein Soldat schiebt die Tür des Abteils zurück, grüßt höflich und nimmt Platz. Die Dame ist leicht rot geworden und hat sogar den Gruß freundlich erwidert.

Das hätte sie wohl kaum so freundlich getan, wenn der Eindringling nicht ein Feldgrauer gewesen wäre, und zwar einer, der offenbar schon an der Front gewesen ist, denn sein rechter Arm, den er fleißig hält, deutet auf eine erhaltene Verwundung hin. Eigentlich ein recht prächtiger Mensch, stellt die Dame in

Da lächelt die Dame ihn an, zerrt an der Tasche neben sich, öffnet sie, entnimmt ihr die drei Paar Socken und hält sie ihm mit einer Beste hin, als handle es sich um drei erlegte Hasen.

„Drei Paar Socken,“ stottert sie, „aus bester Wolle, von mir selbst gestrickt.“ —

Er ist rot geworden, bezieht sich die Finger und nickt: „So?“

„Ja,“ fährt sie mit trampfaster Tapferkeit fort, „wollen Sie sie haben?“

Auß höchste erstaunt, drückt er die Hand gegen die Brust.

„Ja?“

„Gewiß,“ lächelt sie. „Vielleicht können Sie sie brauchen?“

Da es ihm schwer wird, ihren Blick auszuhalten, wendet er den Kopf ein wenig zur Seite. „Aber —“ jagt er.

Sie ist endlich über die erste Befangenheit hinweg. Es ist ja nur ein armer Teufel, mit dem sie da redet. „O, Sie müssen sich nicht schämen,“ äußert sie voller Wohlwollen, „ich gebe Sie Ihnen gern. — Hier, nehmen Sie nur!“

„Aber —“

„Nein, Sie tun mir einen Gefallen!“

Er ist endlich besiegt und streckt die Hand nach den Strümpfen aus. „Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit tue, gnädige — Frau —“

Sie ist entzückt von ihm, da er so buhlig „gnädige Frau“ gesagt hat. Solche Feinheit des Benehmens hätte sie ihm gar nicht zugehört.

Und sie ist plötzlich wie umgewandelt und tut eine Menge von Fragen, die er sehr nett, wenn auch scheinbar sehr befangen, beantwortet. Die Zeit vergeht damit wie im Fluge.

Sie erfährt, daß er Kriegsfreiwilliger und noch sehr jung ist, erst 20 Jahre alt. Er hat bei Meins gekämpft und ist durch eine Kugel am rechten Arm verwundet worden. Jetzt ist er fast wieder hergestellt. Heute hat er sich in Dschah seiner militärischen Behörde vorgestellt, und nun wird er bald wieder zu seinem Regiment abgehen. In Dresden-Neustadt erwartet ihn auf dem Bahnsteig sein Vater.

Schon werden die Häuser der ersten Dresdener Vorstädte sichtbar.

„So,“ sagt die Dame mit größter Besorgnis und fingert an ihrem Gepäck, „da wären wir ja am Ziele. — Viel Glück also! Und bleiben Sie gesund!“

Der Feldgrauve erhebt sich und verbeugt sich sehr artig. „Und nochmals meinen Dank, gnädige Frau,“ sagt er verbindlich lächelnd.

„Bitte,“ sagt sie huldvoll und hat das Gefühl einer enormen Befriedigung, als der Soldat, während der Zug in die Halle von Dresden-Neustadt einfährt, mit den drei Paar Socken unter dem Arm sich draußen zum Abteilaustritt begibt. —

Der Zug steht. Die Dame, die erst in Dresden-Hauptbahnhof aussteigt, kann sich nicht enthalten, an das Fenster zu treten, um sich den Vater des feldgrauen Jungen anzusehen. — Da! —

Die Dame tritt hastig und aufs höchste erschreckt vom Fenster zurück, denn dieser Vater, den sie gesucht hat, hat sie vom Bahnsteig aus mit lustiger Miene gegrüßt.

Er trägt Uniform, dieser Vater, und ist ein aktiver Oberst. Sein Sohn, der feldgraue Junge, zeigt ihm soeben die erhaltenen Socken. Und sie nicken beide noch einmal lachend nach dem Fenster hin.

Die Dame betupft sich mit ihrem Taschentüchlein die Stirn.

„Das habe ich ja gut gemacht!“ denkt sie.

Aber im Innersten ist sie es doch zufrieden, daß sie nun weiß, wer ihre Socken tragen wird!

Sprüche.

Festlich Gewand macht
heitre Sinne,
Und heit'rer Sinn macht,
daß dir's glückt.

Zu eines neuen Werks
Beginne
Räum' auf bei dir und
sei geschmückt.

Der Krieg hat kein Er-
barmen.

Schweres Los.

In weichen Kissen ruht ein armer Tropf:
Granatensplitter trafen seinen Kopf
Und raubten ihm das süße Augenlicht . . .
Nun ist er blind und sieht und kennt uns nicht. —
Der Ärmste! Ach, auch seine rechte Hand,
Die opferte er für das Vaterland. —
Bellagener Mann, wie mag dir sein
In ew'ger Nacht? — Wird nie des Glückes Schein
Erhell'n dir den dunklen, schweren Tag . . . ?
Ein Engel naht mit leisem Flügelschlag
Und hüllt den Müden sanft in Schlummer ein;
Im Traum, da soll er wunschlos glücklich sein. —
Wie um des Schlafers Mund ein Lächeln fliegt . . .
Ein Leuchten auf dem blassen Antlitz liegt . . . !
Er träumt. — O still, daß nicht der Schmerz hab' Raum!
B. Petit.



Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Kofl.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Triestiner Markt ist ein Meer von Steinen. Es hat einen eigenen Reiz, das Auge über dieses bleichgraue Landschaftsbild gleiten zu lassen. Wie ganz anders freilich gerät unser Auge in Entzücken bei der Betrachtung des Meeres da unten, das sich in immer weitere Fernen verliert und stets neue Reize bietet. Am Molo S. Carlo liegt unser Dampfer „Brioni“, vom Oesterreichischen Lloyd, der eine Reihe großer vornehmer Dampfer zu Dalmatienfahrten auf Stapel hat. Es sind stolze Schiffe mit teilweise adeligen Namen, und es ist ein angenehmes, beruhigendes Gefühl, auf dem Dampfer „Baron Gautsch“ oder auf dem „Prinzen Hohenlohe“, der uns heimwärts brachte, durch die österreichische Adria hinuntergetragen zu werden.

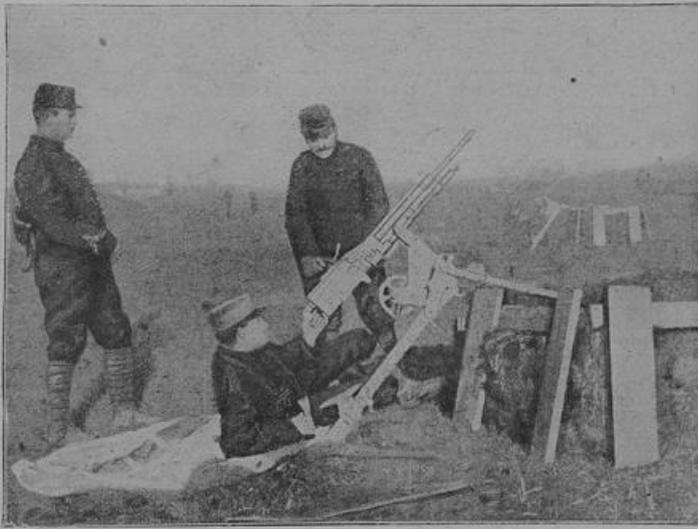
Es ist heller Sonnenschein am Morgen. Majestätisch fährt das Schiff hinaus auf die See. Das Weichbild von Triest schrumpft langsam vor unseren Augen zusammen. Im weiten Bogen umrahmen den Golf von Triest schneebedeckte Alpenriesen, die lange Zeit zusammen mit dem Blau des Himmels und dem Dunkelblau des Meeres ein so farbenprächtiges Bild in harmonischem Zusammenhang ergaben, daß wir trunken ob der Schönheitsfülle

stets von neuem an diesem herrlichen Schauspiel der Natur Auge und Seele sättigen. In solchen erhabenen Momenten, in denen ein herrliches Stück Erdenhöflichkeit von der Sehnsucht und dem Freudenbrange unserer Seele aufgezogen und einer bleibenden Erinnerung eingepreßt wird, da muß ich allein sein. Worte, oft so hohle Worte stören diesen Genuß. Am liebsten möchte ich selbst aus der Nähe des Dampfers mich flüchten können. So stehe ich denn allein ganz vorne auf dem Bug des Schiffes, der unten das Wasser zischend zerteilt und dem Leibe des Schiffes Platz macht. Ich schaue hinab in die Flut mit ihren leichten sonnenbeglänzten Wellen und ihrer prächtigen Bläue. Ab und zu schnell ein munterer Delfin aus dem Wasser. Dann gleitet der Blick wieder nach vorne, hinaus in die Unendlichkeit der See oder hinauf zum blauen Himmel mit seinen weißen Wolken. Eine gehobene Stimmung

der Stille und Ruhe, des sorglosen, frohen Genießens belebt unsere Sinne. Die Seele schweigt in Wonne, das Auge führt ihr stets neue Eindrücke von der Erhabenheit und Herrlichkeit des Meeres zu, die Brust aber trinkt die frische und doch milde Meeresluft in vollen Zügen und genießt die Wohlthat einer Meeresfahrt. Es sind das Augenblicke der höchsten irdischen Wonne. Nur die stille Einsamkeit auf Gebirgswanderungen gewährt der Seele ein ähnliches Labial.

Das Meer ist tief, das Meer ist weit, wie Ruffschalen erscheinen die Dampfer und Segler in einiger Entfernung, der Himmel spannt in hohem Bogen sein Riesenzelt darüber, es die Verkörperung der Unendlichkeit, der Abglanz der göttlichen Erhabenheit. Das Schiff gleitet in den Wellen immer weiter fort, schier ohne Hindernisse, ohne Ende, gleichmäßig schnell, immer weiter. Es ist ganz natürlich, wenn da in unserem Sinne der Gedanke der Unendlichkeit, der Ewigkeit sich auslöst.

Aus diesen Träumereien reißt uns ein Blick auf die herrlichen Küstenbilder, die von der einen Seite des Dampfers zu schauen sind. Leuchttürme, Dörfer, Städte in weißem Schimmer, grüne kleine Inseln, malerische Landschaften ziehen im bunten Wechsel langsam an uns vorüber, der Küste Istriens entlang. Da liegt oben auf schroffen Felsen das alte Pirano mit einer fahnigen Meer hineinragenden Landzunge, auf welcher sich auf hoher Terrasse der Dom von Pirano erhebt, der schon längst eine Beute der von der Bora anbrandenden Wogen geworden wäre, wenn ihn nicht die Venizianer mit starken Ketten gesichert hätten. Die Baden und Klanten der Pirano, der Domturm heben



Fransösisches Maschinengewehr,
das hauptsächlich zur Abwehr von Aeroplanen dient.

sich materisch ab vom azurblauen Himmel. Mit Hilfe des Fernglases erkennen wir auch den riesigen Engel aus Bronze, der statt der Windfahne auf dem Domturmhelm sich auf einer Drehscheibe bewegt, eine Vorrichtung, die wir auch in Rovigno wiederfinden, wo die Spitze des Campanile mit einer riesigen Erzfigur der heiligen Euphemia endet, die nun buchstäblich den Mantel nach dem Winde dreht, eine Eigenschaft, die sie sicher als Heilige im Leben nicht bejessen hat. Rovigno ist wundervoll gelegen und gewährt mit seinen weißen und roten sonnenbeschienenen Häusern, umspült vom blauen Meere, einen erfrischenden Anblick.

Unser Dampfer feuert an der Bucht von San Pelagio vorüber, wo das Maria-Theresia-Hospiz für arme sfropulose Kinder und der Pavillon der Stadt Wien für Kinder die segensreiche, soziale Tätigkeit eines Lueger auch draußen an der Adria verkündet. Allmählich kommen wir in die Nähe von Pola, dem größten österreichischen Kriegshafen. Diese Eigenschaft lassen schon die befestigten grünen Hügel auf den Driotonischen Inseln erkennen und gar vollends die uns entgegenstehenden Feuerbündel von den Höhen bei der Einfahrt in den Hafen von Pola, sowie die Werftanlagen und

ganze Anlage ist ein stolzer Beweis der römischen Baukunst. Ein Rundbau in riesenhafter Ausdehnung in drei Stockwerken mit mehreren Portalen und hohen Fensterbögen, faßt diese Arena 20 bis 25 000 Zuschauer. Wieviel Schweiß und Christenblut hat wohl dieser Boden getrunken, der jetzt von grünem Grafe überwachsen ist? Wo dereinst stolze Senatoren den leidenschaftlichen Tier- und Menschenkämpfen zuschauten oder entmenschetes Volk am Christenblut sich berauschte, da weht jetzt der Frieden der Ruine, und durch die verödeten Säulenloggien ergießt sich das blaue Licht des Himmels. Wir wollen den Geist vergangener Zeiten nicht heraufbeschwören, sondern uns dieses gigantischen Bauwerkes in seinen mächtigen Umfassen, in seinem Ebenmaß, in seiner überwältigenden Gesamtwirkung freuen, zumal, da es fast vollständig erhalten ist. Ueber das Ganze konnte zum Schutze gegen Regen und Sonne ein Riesenzeltdach gespannt werden. Die für die Zeltballen nötigen Mauerstücke sind heute noch am obersten Rande der Arena deutlich erkennbar. Man gäbe doch etwas darum, wenn man für einige Augenblicke einer Auf-führung im dichtgefüllten Amphitheater beiwohnen könnte, jollen ja doch selbst Wassergefächte zur Römerzeit haltgefunden haben. Keine Baulichkeit an der ganzen österreichischen Adria



Don Hindenburgs Vorkoß im Osten. Verpflegung gefangener Russen in Lausgargen.

die vielen grau angestrichenen Kriegsschiffe, die eines neben dem anderen so friedlich im Hafen geborgen sind. Im Hafen wimmelt es voller Leben. Matrosenboote fahren hin und her, in den Werften wird geklopft und gehämmert, und am Landungsstap warten viele Hände, um unserem Dampfer Lasten und Gepäck abzunehmen.

Wir benützen den Aufenthaltort kurz zur Besichtigung der Stadt. Gleich am Hafen inmitten eines Parks steht eine Bronze-statue der unglücklichen Kaiserin Elisabeth. Die Gesichtszüge sind vornehm und ansprechend gestaltet, das herabhängende Haargestlecht geht in den Niesenmantel über, der wie ein eiserner Panzer am Hals bis hinunter den ganzen Leib einschließt und nach unten in einer breiteren Ausladung in glodenartiger Form ausläuft. Eine ganz moderne, fast futuristische Auffassung. Natürlich dürfen, wie jemand meinte, unten keine Füße sichtbar werden, denn das wäre schrecklich unästhetisch und in diesem Falle unnatürlich, denn zum Tragen dieses Eisenkörpers wären Herkulesfüße, aber nicht zarte Frauenfüße erforderlich. Es wäre dann das Modell der wandelnden Glode, aber keiner Frauenstatue. Viel interessanter ist das Wahrzeichen von Pola, das vorzüglich erhaltene Amphitheater.

Schon auf der Einfahrt in den Hafen tritt diese Niesenruine in den Mittelpunkt des Interesses. Sie stammt aus der Zeit der römischen Kaiser Septimus Severus und Caracalla. Ihre

kann sich an Mächt und stimmungsvollem Eindruck mit der Arena von Pola messen, so daß wir beim Verlassen des Hafens diesen Niesenbau in seiner ganzen ruinenhaften Schönheit nochmals auf uns wirken lassen, dessen Umrisse auf dem Hintergrunde des blauen Horizonts, alles andere überwältigend, malerisch hervortreten. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Lausgargen ist ein ostpreussisches Grenzort nordöstlich von Tilsit. Nordostwärts von Lausgargen führt die große Reichsstraße nach Rußland hinein, eine der wenigen von der russischen Regierung unterhaltenen Chaussees, auf der ein Teil unserer gegen Kurland vortretenden Streitkräfte seinen Weg nahm. In dieser Straße, die übrigens von den Russen auf beträchtliche Strecken hin systematisch zerstört worden war, liegen u. a. die Orte Staudwile und Kleimh. Die ausgedehnten Waldungen bis zur Dubissa hin waren vom Feind an vielen Stellen in Brand gesteckt worden. Bei Rosjienie, einem wichtigen Straßennotenpunkt, kurz vor der Dubissalinie, erlitten die Widerstand ver suchenden Russen eine empfindliche Niederlage.



Sprüche.

Was ist so kühn, das Notwehr nicht entschuldigt?

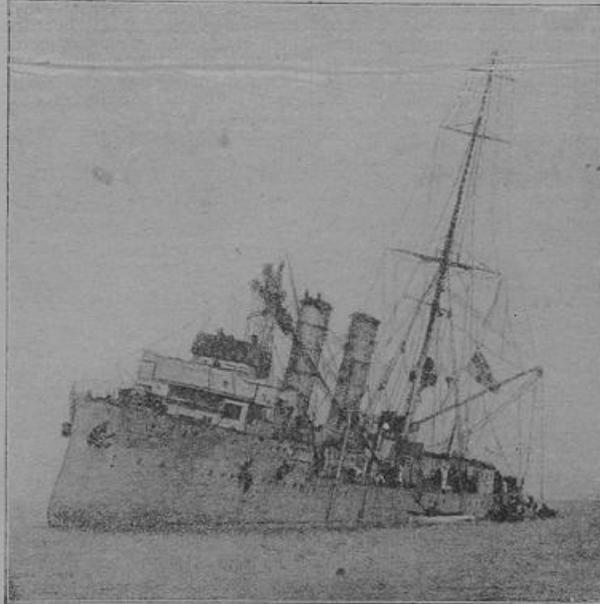
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.

Der älteste berlinische Roland, das Sinnbild der Bürgerrechte, wird im 14. Jahrhundert im Berliner Stadtbuch erwähnt. Leider ist von ihm nichts übriggeblieben als einige Sagen, die das Andenken an ihn noch immer wachhalten. So wird erzählt, Kurfürst Friedrich II. habe ihn, als er die Macht der Städte brach, vom Marktenmarkt fortnehmen und in seine neue Burg bringen lassen. Weil man aber dort nichts fand, das an einen Roland erinnerte, meinte man, der Zahn der Zeit habe ihn so zernagt, daß vollständig nichts mehr übrigblieb, als ein Schulterblatt und eine Rippe, die hingen noch heute am Hause Marktenmarkt 12/13. So erzählte man die Sache noch vor 60 Jahren. Freilich mußte man sich schließlich sagen, daß ein hölzernes oder steinernes Bildnis gewöhnlich keine Rippen hat. Darum sagten wieder andere, Kurfürst Friedrich habe ihn in die Spree gestürzt. Doch hat man schon so manches aus der Spree gezogen, aber noch niemals einen steinernen Roland oder ein Stück davon. Es wird also schon ein hölzerner gewesen sein, wie ja auch die Gelehrten annehmen; denn wenn man eine Holzguppe ins Wasser wirft, so schwimmt sie eben fort, und das ist das Vernünftigste, was der alte Roland tun konnte. Denn wenn er jetzt vielleicht bei der Anlage des Rolandufers zufällig zum Vorschein kommen sollte, so hätte man statt des einen ursprünglichen Rolands in Berlin ihrer drei; denn einer steht bereits vor dem Märkischen Museum und der andere draußen im Tiergarten. Die Berliner können also keinen mehr brauchen.

Die Feldpost einft und geht. Ein interessantes Beispiel der Feldpost-Einrichtungen im Siebenjährigen Kriege gibt folgender Befehl aus dem Hauptquartier des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, als dessen Truppen an der Lahn operierten: „Des Herzogs Durchlaucht haben mir befohlen, Euer Wohlgeboren zu schreiben, daß Sie eine Schildwache an den Ort zu plazieren möchten, wo die Brücke ge-
handen. Der Major von Schlieffen erhält

Order, ein Gleiches von seiner Seite zu tun. Dieses dient dazu, daß die Briefe, so zwischen des Herzogs Durchlaucht und dem General Putzmann oder dem Major von Schlieffen gewechselt werden, geschwinde an Ort und Stelle kommen können und nicht nötig haben, die Brücke von Wolfshausen zu passieren. Die gegenseitigen Schildwachen werfen sich die

die für ihre Nähe bezahlt werden sollen adroit Leute ausfinden, damit nicht etwa durch ungeschickte Leute die Briefe ins Wasser geworfen werden möchten. Sobald auf diese Art ein Brief von der einen Seite der Lahn zur anderen gebracht oder vielmehr geworfen wird, muß selbiger von Rittershausen ab allemal sofort durch einen Expressen anhero gesendet werden. Korfendorf, den 31. Dez. 1759. Westphale.



Das Seegefecht bei der schwedischen Insel Gotland.

Das deutsche Minenlegeschiff „Albatros“, das nach heldenmütigem Kampfe auf den Strand gesetzt wurde.



Das Bergen des Inventars vom „Albatros“ an der schwedischen Küste bei Visby.

Briefe einander über die Lahn zu. Sie müssen an solche einen Stein binden, den Brief aber vorher allemal wohl einwickeln, damit, wenn solcher bei dem jetzigen schlimmen Wetter in den Dreck fallen sollte, derselbe nicht mouilliert werden möge. Euer wohlgeboren werden zu den Schildwachen,

Abgestumpft. Stammgast: „Nein — die Gesichter, die der Komiker im Variete gestern schnitt — es war zum Totlachen!“ Wirt: „Ach, Herr Müller — da hab' ich schon ganz andere Gesichter schneiden seh'n!“ — „Ja — sie sind das gewöhnt; Sie haben täglich Ihre — Weingäste vor Augen!“ Sehr einfach. „Haben Sie denn bei Ihrer früheren Herrschaft auch so nachlässig Staub gewischt, Anna?“ — „Bei der gab es keinen.“

Der patriotische Gläubiger. Schuldner (im Felde): „n anständiger Herr, mein Schneider, das muß ich sagen! Schickt mir zwar gewohnheitsmäßig am Ersten noch immer die Rechnung, aber jedesmal fügt er 'ne kleine Liebesgabe bei!“

Summarisch. Hausfrau: „Aber Anna, Sie haben ja fast jeden Tag einen anderen Soldaten in der Küche, was soll das sein?“ — „Das ist die elfte Kompanie, gnä' Frau.“ Naiv. Advokat: „Das Gericht wird Ihren Angaben keinen Glauben schenken, und einen Zeugen haben Sie nicht?“ Klient: „Nein, haben Sie nicht einen?“

Vergeffen. Junge Professorin (weinend): „Ach, ich merk's immer deutlicher, daß ich nur ein Knoten in deinem Taschentuch war, dessen wirkliche Bedeutung du vergessen hast!“

Abgewinkt. Sie: „Du, Emil, mir hat heute Nacht geträumt, du hättest mir einen prächtigen Schmuck geschenkt.“ Er: „Na, so was würde mir nicht im Traum einfallen!“

Rätsel.

Vorwärts wie rückwärts beständig verkehrt es die Mitte der Sache; Nimmer erreichst du das Ziel, bleibst du dem Worte getren.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Gras, Sarg.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Befehl vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur L. Kellen, Bredeneß (Mübe). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Offen (Mübe).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 33

Sonntag, den 15. August

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowksi.

(Fortsetzung.)

8. Kapitel.

(Nachdruck verboten.)

Wiberstein hatte den größten Teil der Eisenbahnfahrt ver-schlafen. Seine geringen Gabeligkeiten, im schmalen Leder-sack geborgten, hielt er dabei fest zwischen den Knien. Jetzt galt es für ihn, doppelt achtam zu sein, damit ihm wenigstens der Rest seiner Habe nicht verloren ging. Noch immer ward kein eigentlich lauter Schmerz über das entwundene Geld in ihm wach. Allzuviel Hoffnung stand bereit und machte ihm Mut. Er hatte von Stechow geträumt. Zum ersten-mal, seitdem er sie verlassen, sah er die alte Heimat auf-wachsen, nicht in dem rosigten Lichte, das oft genug Verlorenes ver-klärt, sondern wie sie in Wahrheit gewesen, und dankbar und kraftverzehrend.

Der seit Jahrzehnten gemißhandelte und gewaltig aus-gesaugte Boden der Heimat konnte trotz aller Mühe und allen Fleißes von seitens Wiberstein keinen richtigen Ertrag mehr geben, alle seine Mü-he blieb ohne den ge-wünschten Erfolg. Nicht selten war er darüber müde und mutlos geworden, wie oft hatte er gegen die unselige Schwäche Wende-bühls geeifert, mit den Zähnen geknirscht, wenn wieder ein Hoffen zerbrach. Und doch — der Gedanke an einer anderen frucht-bareren Stelle zu schaffen, wo er bessere Früchte seiner Arbeit sah, war ihm niemals gekommen. Es war eben seine Heimat — wie er auch an dem Kinde des Mannes, der sich mehr und mehr dem Laster des Trunkes hingeeben — Pflichten und Rechte er-worben, die niemals aufhörten, so lange sein Herz schlug.

Nur etwas Gewaltiges hatte ihn von alledem losreißen können, die Erkenntnis eigener Unwürdigkeit, der brennende Wunsch nach Selbstbestrafung.

In dem Augenblick, als der Bahnzug in die Halle einfuhr, flammte ihm aus den dunklen, unruhigen Wünschen, die ihn bis jetzt hin und her geworfen, das Ziel entgegen, die verlorene Würdigkeit zurückzuerobern, die Selbstbestrafung erbarmungslos zu vollziehen, um als Sieger in die alte Heimat heimkehren zu können.

Es mochten sehr kluge Leute sein, die Herren Richter, die in dem Marmorhaus am Broadway das Recht suchten und ver-urteilten. Für Wiberstein konnten sie aber in der schwierigen

Angelegenheit nur den üblichen Weg der ruhigen Nachforschung beschreiten. Es wurde ihm noch als nützlich anbeingegeben, sich außerdem privatim einen tüchtigen Detektiv zu gewinnen. Gerade, als er überlegte, ob er sein zusammengeschnitztes Geld nicht besser unangetafst behielt und den Dingen ihren Lauf ge-währe, hörte er einen eiligen Schritt hinter sich.

Ein gut gekleideter Herr, dem er bereits im Lichthof des Marmorhauses begegnet war, lästete nach deutscher Sitte den Hut gegen ihn. Sein lustiges Gesicht strahlte vor Vergnügen.

„Ich hab' sofort den Deutschen in Ihnen erkannt! Wollen wir a Stückel zu-sammenwandern?! Sie kennen doch Berlin?“

„Nur ganz ober-flächlich,“ sagte Wi-berstein mit kühler Zurückhaltung. Der andere schien das nicht zu empfinden.

„Aber München kennen's doch? Gar net? O je, da trifft man endlich einen aus der alten Sphär' und kennt er die beiden schönsten Städte der Welt net. Ich bin geborner Münchner, müßens wissen, kam fünfzehnjährig mit den Eltern nach Ber-lin. Mein Vater war ein sehr hoher Be-amter. Ich hab' zu sibel gelebt, a bissel Schulden gemacht, da hat man mich ab-gehoben, weil ich den Schwestern die feinen Partien ver-borben hätt'. Nun

schaff' ich mir hier ein erträgliches Leben. Was haben Sie denn angestellt, daß ich die Ehre Ihrer Bekanntheit haben darf?“

Wiberstein wurde durch das ihm allzu offenherzig erchei-nende Klauen lebhaft an Mrs. Nelly erinnert. Er konnte sich nicht entschließen, auf das harmlos fröhliche Gespräch einzugehen. Fast brüsk fuhr es ihm heraus:

„Ich möchte das unbeantwortet lassen. Die Wunde, die mir erst kürzlich durch meine allzu große Vertrauensseligkeit geschlagen wurde, ist noch zu frisch, als daß ich mich leichtsinnig in eine neue Gefahr begeben möchte.“

Ein herzliches Lachen wurde ihm zur Antwort. Kein Schatten eines Beleidigungs trübte die beneidenswerte Heiterkeit des ge-müthlichen Bayern.

„Mit anderen Worten — ich soll gefälligst machen, daß Sie meine Stiefelhacken genau befehen können? Fällt mir gar nicht ein, Verehrtester. Ich weiß noch zu genau, wie's tut, wenn man hier so steht wie eine Kuhmagd in der Binakothek oder der märkische Bauer vor einer Kempinski'schen Austerküchle. Wenn eins in diesem verdamm't lustigen Land an Ihnen geündigt hat, well, schimpfen Sie sich's 'unter. Ich hab' dafür volles Ver-ständnis. Aber nicht 'runterwürgen! Manen's mir's getroßt,



Den Gefallenen zur Ehre.

Feierliche Einweihung eines Kriegerdenkmals in Bioclawet (Naf. Sch. Polen).

es kommt alles wieder zurück, gallenbitter, verdirbt Ihnen die Laune und den Magen. Los kommen Sie jetzt nicht von mir. Aber eine kleine Konzession will ich Ihnen machen. Gehen's in die Marmorstraße zurück, da können's Ihnen ein paar Beamte bescheinigen, daß ich der Sprachlehrer, Dolmetscher und Detektiv Polli Krause bin. Aber nicht der Krause aus dem Bilderbuch, leider nicht, sondern der andere, der Sohn vom Herrn Krause. Wollen's jetzt mit oder wolle'n's net?"

Ueber Viberstein war der Strom der Rede wider Willen gleich einer behaglich warmen Welle dahingeflutet. Er glaubte sich entschuldigen zu müssen.

„Sie würden mein Mißtrauen begreiflich finden, wenn Sie mein Erlebnis kennen würden.“

„Aber so schießen's doch los. Das ist noch das Wenigste, was Sie mir bieten können als Revanche.“

„Ich fürchte nur, es wird Ihre Zeit übermäßig in Anspruch nehmen.“

„Dann hätt' ich Sie gar net angesprochen. Mit der Rücksicht, wissen's, kommt man hier zu Land nicht weit, ich hab' heut' grad' fein Zeit, wollt' zum Essen gehen. Darf ich Sie vielleicht einladen?“

Wieder stieg in Viberstein ein Mißtrauen auf. —

„Danke sehr, ich habe noch allerhand Wichtiges zu erledigen.“

„Wasentrabe, Sie sind mit Ihrer Höflichkeit zu spassig. Sie kennen sich ja ganz konfus! Nehmen's doch Verstand an! Erst essen wir zusammen, meinetwegen blechen Sie auch nachher, wenn Sie von mir nichts annehmen wollen, und dabei erzählen Sie mir Ihre Geschichte, gelt?“

So wurde es denn auch, nur daß Herr von Krause ihn nicht in irgend ein Gasthaus, sondern in sein Junggesellenheim führte. Ueberhand Buntes u. Lustiges fand sich darin zusammengetragen.

Um den reichgeschmückten Tisch mit bunter Steineinlage standen vier hochbeinige Stühle. Auf einem derselben mußte Viberstein Platz nehmen, während der Gastgeber verschwand, um — wie er sagte — im Küchenlaboratorium die nötigen Mischungen für das Essen vorzunehmen. Kaum hatte es sich Viberstein bequem gemacht, als er auch schon wieder auffuhr, und mit entsetztem

Wid seinen Stuhl anstarrte, aus dessen Innern laut und fröhlich die altbekannte Melodie des lustigen Liedes erschallte: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage.“

Aus der geöffneten Tür sah Herrn von Krauses vergnügtes Gesicht der wohlgeklungenen Ueberraschung zu.

„Kennen's das net? Das ist mein ganzer Stolz; Musikstuhl von der Pariser Ausstellung, deutsches Fabrikat. Einer spielt sogar die Lore am Tore.“ Er kam langsam näher und machte, einen Topf in der Rechten schwenkend, Miene, sich ebenfalls auf einen der Stühle niederzulassen, als Viberstein die Hand auf seinen Arm legte:

„Bitte nicht auf den, der die „Lore am Tore“ spielt, das erinnert so sehr an die Heimat.“

Der andere pfliff ein paar kurze Töne.

„Nummer drei und vier sind noch gefährlicher,“ sagte er ein wenig leiser, „sie spielen nämlich: „Wenn ich mich nach der Heimat seh'n“. Ich wag' mich da alleweil auch noch nicht drauf.“ Schon war er wieder draußen.

Es gab genau so ein lustiges Allerlei zum Mittag, wie es sich für den Charakter von diesem Gastgeber und dessen Heim gebührte. Eine Schüssel Mühre mit Speck, aufgewärmtes Korn und frisches, noch unausgefülltes Brot, dazu eine Menge Reste, deren Namen sich nicht genau feststellen ließen. Ganz zuletzt schaffte Herr von Krause eine Flasche Selt herbei.

„Ich habe sie „nilbergeschmuggelt,“ erzählte er strahlend, und die Gelegenheit, ihr den Hals zu brechen, schon eine Ewigkeit abgelauert. Wissen's, darum habe ich Sie vorher auch bloß so festgehalten.“

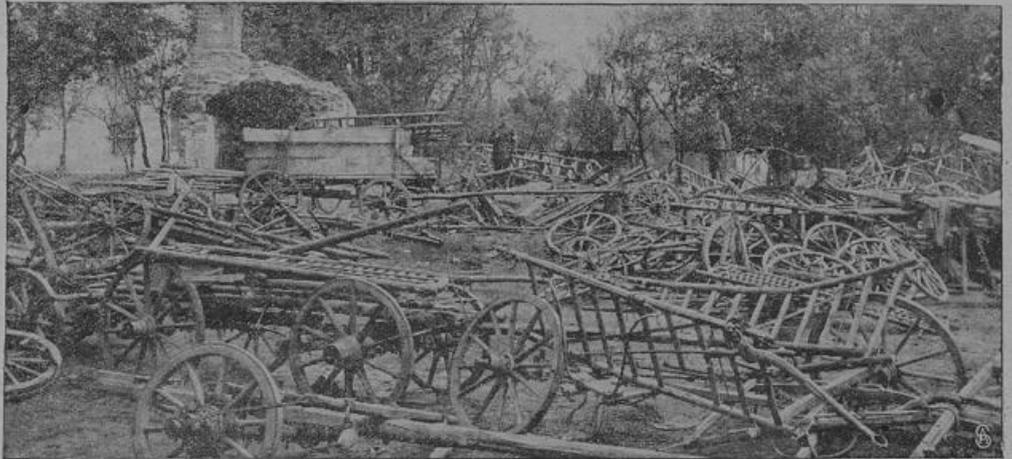
In den zusammenklingenden Gläsern stiegen und sanken die Perlen.

„Auf was stoßen wir an?“ fragte Herr von Krause. „Meine Leute sind für mich tot und die, welche gern wieder aufleben möchten, hat's Glas net verdient.“

„Auf das Heintommen, trotzdem,“ sagte Viberstein. Sie stießen miteinander an und leerten die Gläser mit einem Zug. Schweigend brachten sie das Mahl zu Ende.

„Eine Importe habe ich leider net,“ meinte Herr von Krause, als sie sich erhoben hatten. „Aber ich broch' uns eine Zigarette aus gutem Tabak, den ein bester Freund Farmer selbst gezogen hat.“ Viberstein sah ihm aufmerksam zu, wie er mit großer Gewandtheit statt der Papierhülle Maisstroh verwandte. Gemüthlich ruhten sie in den Schaukelstühlen, welche die Röhren der winterlichen Warmwasserheizung verdeckten. Als die blauen Ringe dichter und dichter zur Decke stiegen, erzählte Viberstein das Erlebnis, das ihn zum zweitenmal innerhalb einer Woche New York aufsuchen ließ. Der andere hatte sich anfangs mit ernsthaftem Gesicht zurechtgesetzt. Er erwartete eine trübe Geschichte. Im Laufe der Erzählung jedoch brach die alte Fröhlichkeit wieder siegreich durch. Als Viberstein von seiner Ankunft in Amerika erzählte und wie er von der abgefeimten Schwindlerin, der Frau Kelly, bestimmt worden war, nach der Farm zu reisen, da lachte Krause aus vollem Halse und meinte: „Es ist halt ein Jammer, wenn eins hieher kommt, ohne einen Ton von der Sprache zu verstehen. Hätten Sie die Leute verstanden, so hätten Sie wohl merken müssen, daß die Geschichte nicht richtig war.“

Als Viberstein dann zögernd von der Uebergabe seines Geldes an die Schwindlerin berichtete, mußte Krause fluchen. „Ihnen gehörten Prügel. Prügel, sag' ich.“



Was die Russen alles auf ihrer Flucht zurückließen: Ein Chaos von Wagentrümmern.

„Ich bin wahrhaftig genug gestraft!“ warf Viberstein mit traurigem Lächeln ein, „denken Sie nur, wenn ich das Geld nicht wiederbekomme! Meine paar Kröten sind ja im ersten Jahr verbraucht.“

„Wenn Sie feiern und gut leben, auch wohl noch schneller. Aber das dürfen Sie eben nicht. Ich werde umgehend sehen, was ich in Ihrer Sache machen kann. Hält sich das Gewürm hier auf, dann krieg' ich's schon. Nachher wollen wir hinausfahren in die Housfontstraße. Vorher aber will ich Ihnen etwas zeigen. Schauen Sie sich jetzt mal die Leute an, die schon vor Ihnen auf „der Lore vorm Tore“ oder ihren Nachbarn gefessen haben!“

Er erhob sich und schaffte ein schweres Album heran.

„Schauen's, die ganze Seite, lauter Deutsche.“ —

„Was ist mit ihnen geworden?“ fragte Viberstein gespannt.

Herr von Krause ließ einen besonders kunstvollen Ring aus seiner Zigarette steigen.

„Fünf haben sich nicht mehr gemeldet, nachdem ich ihnen die Sprache gründlich beigebracht habe. Sie werden wohl ihr Glück gemacht haben. Fünf haben die Hühner hier nicht ertragen können. Sie sind 'nüber. Der letzte — er stochte ein Weischen — 's war ein Kamerad von mir, hat's Goldfieber gekriegt. Dieß sich nicht halten, war wie toll und verrückt, — fount' hier net Wurzel schlagen und stahl sich weg. Wenn der net zu Grund gegangen wär, hätt' er mir geschrieben, der sicher, aber ich hab' nit mehr von ihm gehört.“

„Nun bin als zwölfter zu ihnen gekommen.“

„Ebenjogut könnten's auch der erste sein, denn noch keinen hab' ich an meinem Tisch gehabt, der seinen Namen so hartnäckig

verschwiegen hat, trotzdem Sie eigentlich keine Ursache dazu hätten."

Da sagte ihm Wiberstein bereitwillig Namen und Herkunft und so viel von seines Lebens dunkler Stunde, als ihm nach der gebotenen Herzlichkeit notwendig erschien. — — —

Das rote Backsteinhaus mit dem flachen Dach, vor dem Mrs. Kelly ihrem Greenhorn anscheinend so bitterlich nachgewein, sah mit blinden Augen auf die Straße und seine Türe war verschlossen.

"Das Nest ist leer," brummte Herr von Krause. "Warten's hier ein wenig, ich spring' mal ins Nachbarhaus. Vielleicht kennen sie die sauberen Vögel."

Aber man wußte dort nichts von dem verpusteten Nachbarn und ihrem Gewerbe.

"So kommen wir net weiter," sagte Polbi von Krause. "Ich geh' zur Polizei. Die nächste ist gleich hier in der 14. Straße. Ich bring' Sie derweil in den Zentralpark zu Columbus. Da können wir uns wenigstens net verfehlen. S' ist Ihnen doch recht, wenn Sie vorläufig bei mir wohnen? Sie lernen so die Sprache besser. Nachher fehr' ich Sie schon wieder hinaus. Nur keine Angst net!"

Herr von Krause hatte in Erfahrung gebracht, daß der rechtmäßige Besitzer des roten Hauses ein alter, reicher Herr sei, der erst im Spätherbst aus den Bergen zurückkomme. Ueber eine Familie Burdharth konnte ihm auch der Polizeimann keine Auskunft geben.

"Es ist, so wie ich's mir gleich gedacht hab'. Das verdamnte Greenhorn hat die Sache gedreht, das Weib, — die Kelly —

Sie können doch auch net eher fort, bis Ihre Geschichte im Klaren ist. Gleich morgen tun wir uns zusammen, um nach Arbeit für Sie. Abends lernen Sie dann wader bei mir die Sprache."

Wiberstein folgte ihm stumm.

Er dachte: Wie lange werde ich dich stillen, stolzen Menschen wohl halten können? Da wird's gehen, wie es meinem Kameraden ging.

Und sie fuhren schweigend in den Anney-Distrikt zurück, wo in einem der zusammengedrängten Mietshäuser der lustige Polbi von Krause wohnte.

Auf der Straße der Ewigkeit aber zogen die Jahre dahin und schufen Leid und Freud, wie Sommer und Winter.

9. Kapitel.

Im Siechower Gutshaus die Treppe empor gleich zur Linken, in einem der Stiebelstübchen stand Rut Wendebühl und verwahrte ihr Kommunionkleid. Sie war nun beinahe der Schule entwachsen. In ihr quoll seither ein stärkerer Strom von Fragen empor, brennende Wünsche nach Befähigung ihrer jungen, starken Kraft ließen ihr durch den Kopf. Sie war im Försterhause gemeinsam mit den Jungen erzogen, hatte Latein gelernt und verstand eine mittelmäßige mathematische Aufgabe zu lösen, aber von weiblichen Handfertigkeiten wußte sie nicht viel. Sie sollten jetzt an die Reihe kommen.

Förster Kohlschmidt wollte bisher nichts davon wissen. Er hatte seinen Jugendtraum, die Errichtung einer Schule, in der die Kinder beiderlei Geschlechts

stark und gesund in Freiheit und Natürlichkeit zu Menschen heranwachsen, in der Erziehung der eigenen Kinder und des anvertrauten Pflégelings endlich im Kleinen verwirklicht.

Die Kohlschmidtschen Jungen und Rut Wendebühl waren prächtig geblieben. Sie trugen ihre erpägten Wunder zu dem Vater und Lehrer und nahmen die Erklärungen entgegen, sie waren wie die Blumen, welche die Erde hervorbringt, weil sie geeignet ist.

Rut's stumme Fragen umspannen die Geheimnisse ihrer eigenen Zukunftsgestaltung. Sie konnte doch nicht den ganzen Tag am Fenster der Stiebelstube stehen und den Wind beobachten, wie er die Wolkenlammern auf der Wiese sammelte und auseinandertrieb. — In der Küche helfen? Die Miete brachte mit Leichtigkeit das Viehchen allein zustande. Wen sollte sie nur wegen ihrer Zukunft befragen? Den Vater? Bei diesem Gedanken verlor im Augenblick ihr weiches Gesicht alle Kindlichkeit. Der Kummer

ihres jungen Lebens wischte sie fort. Sie wußte längst, daß die Stunden völliger Mächtigkeit immer seltener in seinem Leben wurden. Einer freilich hätte ihr helfen können. Sie zwang sich nicht an ihn zu denken. Sie hob die Hände als bede sie etwas zu, ein Grab, dem Kreuz und Blumen fehlten, weil der Schläfer es so gewollt hat.

Wie lieb hatte sie ihn gehabt! Nun war er fortgegangen und hatte sie vergessen. Kein Wort war jemals zu ihr gekommen, trotzdem sie Jahr um Jahr darauf gewartet und so oft darum gebetet hatte. Ein Tropf stieg in ihr hoch, ein unbewußter Wäddenschloß, sich nicht aufzudrängen. Sie wußte längst, daß er den Stanislaus Nachtschel totesgeschlagen und nach verblühter Strafe ausgewandert war. Aber sie sah keinen Grund darin, ihn abzutun und bei Seite zu stellen. Sie fürchtete sich nicht vor ihm. Und plötzlich betamen die klaren, wundervollen Augen einen Ausdruck, als wenn sie gespannt in die Ferne sähen.

Sie wollte das Gesicht, das vor ihrem geistigen Auge aufstieg, abschütteln und bezweckte doch nur, daß es sich deutlicher hervorhob.

Dann fiel ihr Karl Rodemann ein auf der Wiese am Bach, sein Aermel voller Blut, seine Hand rot, ihr eigenes Rücken davon purpurn gefärbt. Und Karl Rodemann sah sie an, zu schweigen. Noch heute, trotzdem viele Jahre darüber vergangen waren, stand sie unter der Empfindung, als habe sich der große starke Mann damals unsagbar um etwas geängstigt, er, der doch unter die betrunkenen Mäulen ohne Stod oder Gewehr ging. Sie grub die Zähne in die Unterlippe und schloß die Augen. Sie kam nicht darüber hinaus. In ihre Träume stahl sich dies Bild, es griff auch in ihre Tage hinüber und reizte sie zum Grübeln.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Kinotheater für unsere Truppen in Feindesland.
Der Zuschauerraum des deutschen Soldatenkinos in Lille.

reißt sicherlich nur hin und her, um — nehmen's Sie es net trumm — Dumme einzufangen. Es war alles fix und fertig abgetarnt. Auch der dreißtündige Spaziergang auf der Battery mit Ihnen hat keinen Zweck gehabt. Sie wollten Zeit gewinnen. Welch vernünftiger Mensch tut wohl so etwas unmittelbar nach einer zehntägigen Seereise! Nun machen sie sicherlich miteinander eine Vergnügungsfahrt mit Ihrem Gelde."

"Ich muß sehen, daß ich es auf eine andere Weise wieder schaffe," sagte Wiberstein. "Was der Ekke in Ihrem Album getan hat, erscheint mir gar nicht so schrecklich. Ich habe als Knabe oft genug davon geträumt. Arbeiten, bis einem das Blut unter den Nägeln hervorpringt! Danach sehne ich mich förmlich. Wo soll ich aber in diesem erstickenden Häusermeer solche befreiende Arbeit bekommen? Es könnte kommen, daß ich dann auch bald hinüber wäre, wie die fünf, welche die Hitzwelle nicht vertragen konnten. Das möchte ich doch nicht. Ich will doch wieder nach Hause."

"So legen Sie doch Ihr letztes Geld darin an. Zu der Ueberfahrt langt's übergenuß."

"Jetzt noch nicht. Ich meinte nur, daß ich schließlich nicht hinter einer Mauer elendiglich sterben will, ohne mich dagegen zu wehren."

"Das könnte Ihnen höchstens da druffen passieren, wo einer den andern nicht so viel achtet, wie seine Hade, mit der er die Steine nach Gold auseinanderreißt. Was denken Sie wohl, was da der einzelne Mensch bedeutet? — Eine Nummer? Nehmen Sie einen sukzessive Gewinn in Anspruch, das Ihr Nachbar begehrt, so macht er Sie stumm. S' ist ja auch nur so hingeredet, von Ihnen im Born über die begangene Dummheit. Kommen's, wir gehen heim. So lange Sie Lust haben bleiben's bei mir."

Der Staderhofer.

Erzählung von Fise E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Die Besitzerin des Staderhofes machte immer ein bekümmertes Gesicht, wenn sie ihren Sohn heimlich beobachtete. Anstatt, daß er frisch drauf los unter den Knechten und Mägden hantierte, sah er träumend auf der blauen Enzianwiese. „An was mag er nun wohl wieder denken,“ sagte dann die Mutter, „der Herrgott mag's wissen. Wäre er ein richtiger Landwirt, dann täte er schon was anders, als wie den schönen langen Tag reinweg verträumen.“

„Du, Franz!“, rief sie zornig, „es wird Zeit, daß die Wiese endlich ihren Dung kriegt. Das Heu wird sonst wieder nichts taugen.“

Und der Franz hob den Kopf, schaute die Mutter ganz verwundert an, als erwache er aus einem Traum und dann glitten lange Blicke aus seinen großen blauen Augen über die Wiese.

„Daraus wird nix, Mutter. Der Enzian verträgt den Kall nicht, und meine schöne blaue Wiese muß' mir schon lassen. Ich geb' sie nicht her.“

Das verstand eben ein anderer. Sie wandte sich an eine Magd, die hinter ihr eifrig die Dieben schenerte.

„Hast' was schon gehört? Weil die Kall den Enzian vertreibt, drum soll er nicht auf die Wiese, ja, als ob's auf die Schönheit ankäme. Die Hauptsach' ist doch der Nutzen.“

Die Magd lachte ihr breites gesundes Lachen.

„Das versteht Ihr nicht und ich auch nicht, Staderhoferin. Der Franz wird schon wissen, wer die Wiese so schön findet wie er. Der ist ein ganz schlauer, der Franz!...“

Die Gutsbesitzerin wurde böse.

„Mach' daß dein Arbeit tan kriegt. Brauchst nicht deine Nase in ander Leuts Angelegenheit zu stecken.“

Die Magd stemmte ihre Arme kampfbereit in die Seite.

„Ich hab' ja nichts gesagt, was habt Ihr Euch denn? Ich bin doch nicht schuld daran, wenn der Franz' sich die Augen nach dem Stadfräulein von drüben beinahe blind schaut. Der Höl! Im Dorf gibt's genug hübsche Mädels, die ihn alle miteinander gern möchten.“

Die Staderhoferin trat so energisch auf das Pflaster des Hofes, daß ihre Schritte ordentlich unheilverkündend hallten.

„Das muß man sich noch obendrein sagen lassen, von so 'ner dummen Gans, die sich selber die Augen nach dem Burschen ausschaut. Na, es wird schon anders werden! Die Wiese wird gedüngt und mit der Träumerei ist's zu Ende.“

Sie rief den Joseph.

Der Knecht war von seiner frühesten Kindheit an auf dem Hofe. Als ihn der Franz eines Tages hungrig und weinend hinter einer Hecke gefunden hatte, da hatte sich die Mutter über das arme elternlose Wesen erbarmt, und weil sie kalkulierte, daß er später eine billige Arbeitskraft sein würde, ließ sie ihn bleiben.

Der arme Bursche war der Staderhoferin dankbar und hing mit rührender Treue an seinen Lebensretter, den Franz, und wenn die Menschen böshaft und häßlich zu ihm waren, dann entschädigte ihn ein gutes Wort des jungen Gutsjohnes reichlich für alle erlittenen Kränkungen.

„Was meinst', Joseph, wenn's Zeit hast, kannst' dich einmal an die Enzianwiese geben.“

Der Knecht nickte, trollte sich gemächlich zu seinem Herrn und bogte sich auf dessen Aufforderung hin neben ihn auf den Baumstamm nieder.

„Kannst' dir was Schöneres denken, Joseph, als dieses Fleckchen Erde? Baumst' von hier aus ganz über die Wiese schaut und über die Bäume sieht — so — dann winkt dir drüben die Zugspitze — und ringsum die Berge wie eine blaue Kette — manchmal rüden sie ganz nah' — und der See liegt so blau und so still — ach, Joseph — dann mein' ich öfter, ich müßt' so niederfallen und dem Schöpfer dafür danken, daß er die Welt so schön gemacht hat...“

Und der arme Joseph tauschte und versuchte mit seinem beschränkteren Geiste zu folgen und sagte nur: „Ja, schön ist's, und am schönsten ist's, wenn ich mit dir reden kann. Du allein verstehst mich. Und weißt, ich mein' immer, ich müßt' einmal etwas Großes für dich tun können — etwa — ja — was soll ich sagen — dich vom Tode erretten — oder vor einer großen Gefahr beschützen — oder mein Leben für das deine geben — nur weil du immer so gut mit mir gewesen bist...“

Franz hatte dem Knecht die Hand gereicht. „Der, schlag' ein. Wer weiß, was Gott bestimmt hat. Aber Freunde wollen wir sein, so lange wir noch einen Atemzug in der Brust haben.“

Und die beiden saßen fast Gleichaltrigen saßen und blickten über den Enzian zur Zugspitze hinüber und ihr Händedruck war wie ein Schwur.

In den Auftrag der Staderhoferin dachten sie beide nicht mehr.

In den Silberappeln rauschten die Winde, die von den Bergen kamen und über das bairische Hochland strichen und brachte ganze Wellen herbwürzigen Duft's mit. Erst der Bäuerin laute Stimme rief den Joseph wieder zu seinen Pflichten.

Lange ließ Franz Stader und träumte und allmählich fühlte er eine wohlige Müdigkeit — seine Gedanken wurden träge — seine Augenlider schwer — da nahte auf dem blumigen Wiesweg ein junges Mädchen und ihr weißes Kleid schimmerte schon von weitem durch das satte Grün der Bäume.

Nun wird er wieder ganz glücklich sein, dachte Joseph, der das junge Mädchen von der weißen Willa kommen sah — und um sich nicht länger mit seinen Gedanken befassen zu müssen, ging er schnell zu den Sähen, die darauf warteten, gemolken zu werden.

„Hab's mir doch gleich gedacht, der Franz schläft mit offenen Augen.“

Franz Stader fuhr auf. Die bekannte Stimme verschleuderte jede Müdigkeit in ihm. Er sprang auf die Füße.

„Entschuldigen Sie, Maile, ich war ganz in Sinnen.“

Sie drohte ihm.

„Ich kann mir's schon denken.“

„Ja, wirklich? Ach, Maile — wenn ich bloß nicht so ein stodbummer Bauer wäre — oder —“

Ihr helles Lachen klang über die Halbe.

„Oder Sie nicht solch ein feines Stadfräulein — Maile —“

„Ja, was wär' dann, Franz —?“

Er wurde verlegen und seufzte schwer.

„Dann — nun ja — dann könn' endlich einmal diese verflizte Freundschaft aufhören.“

„Das ist ja sehr nett. — Sie kündigen mir die Freundschaft?“

Sie machte ein trauriges Gesicht.

„Das ist schlecht, Franz, wo ich doch nur Sie hab'. Sie sind doch der einzige Mensch, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann, und wir haben doch immer so prachtvoll zusammen harmoniert. Ich freute mich in jedem Jahr auf den Sommer — und nun soll plötzlich alles aus sein?“

„Ja, es taucht nichts mehr, Maile.“



Transport von Sandfäden in einem eroberten Schützengraben.

„Mehr sagte er nicht. Und des Professors Tochter dachte: Wenn er doch nur ein wenig furagierter wäre, dann ließe ich es mir schon gefallen.“ —

In ihre Sommerfreundschaft fiel der Krieg. Der Professor verließ mit seiner Familie sein Landhaus, um zur Heimat zurückzukehren und von dem Franz hörten sie lange Zeit nichts. Bis eines Tages ein Feldpostbrief kam, in dem er mitteilte, daß er gegen die Russen kämpfte und daß der Joseph mit ihm im selben Regiment stände.

Von dieser Zeit an hörten sie öfter von ihm. Maria beantwortete seine Grüße, erkundigte sich nach Einzelheiten, hielt ihre Erinnerungen an den letzten Sommer wach und ein leidenschaftliches Wünschen schloß jeden ihrer Tage: Wenn er doch gesund wiederkäme. — — — — —

Franz Stader und Joseph Schmidt lagen im Schützengraben. Ihre Freundschaft hatte sich in den langen Kriegsmonaten reichlich bewährt. Sie richteten sich aneinander auf, wenn sie verzagen wollten und gaben sich Mut und Vertrauen, wenn düstere Tage über sie kamen.

„Weißt,“ sagte Joseph Schmidt einmal, „es ist schön, daß wir beieinander sind. Wir tragen jetzt zwar den gleichen Tod, aber ich vergeß nicht, was ich dir schuldig bin.“

„Ach, red' mir nit! Du bist nit schuldig. Du — wann wir heimkommen, weißt was ich möcht? Gleich einmal an den Rhein fahren möcht' ich. . . . Ich möcht' sehn, was sie für'n Gesicht macht — mein Maile.“

„Wird schon ein freudiges sein, drauf kannst Du dich verlassen.“ —

— Wo es gefährliche Patrouillengänge zu machen galt, meldete sich Franz Stader als erster. Er leistete dem Regiment durch seine Tapferkeit große Dienste, avancierte bald zum Unteroffizier und trug das Eiserne Kreuz stolz auf seiner Brust.

„Es ist nicht meint'wegen, mußt denken — aber sie sieht so über mir und wenn ich da gar nichts bin, wie soll ich vor sie hintreten können?“

„Ich versteh' dich schon, Franz, aber du mußt doch ein wenig an dich denken. Grad' rein in die Gefahr mußt auch nicht springen — oder glaubst, du wärst gefeit . . .?“

„Ich glaub's bald selber, Joseph, andern wär' der vermeintliche Schuß durchs Kreuz gegangen, aber mir hat er nur meinen guten Rock zerrissen. — Schau! — ein ordentlicher Kraker war's. Wenn ich mich im richtigen Moment nicht zufällig gebückt hätte — wär's passiert. Na — der Rock kriegt nachher daheim den Ehrenplaz — ich gib' ihn für fein Vermögen her.“ —

„Wenn ich nur 'mal was für dich tun könnt',“ meinte Joseph nachdenklich. „Weißt, das quält mich immer. Du hast mich noch nicht einmal nötig gehabt. Daß noch nie gesagt: „Joseph, geh' her, du mußt jetzt 'mal zeigen, daß ein ganzer Kerl in dir steckt. Glücklich würd' ich sein, wenn du 'mal so sprächst.“

Franz Stader seufzte. „Wir können für einander jetzt nichts tun. Unser ganzes Denken muß unserm König gelten. Wir müssen nur zeigen, daß wir wert sind, Deutsche zu sein. Wenn aber alles vorüber ist, dann kommen wir wieder an die Reihe — und wenn du dann mal anfragst, Joseph —“

Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden. Drüben, in den Russengräben wurde es lebendig. Lebhaftes Schießen setzte ein, und durch die deutschen Sappen ging der Befehl zum Sturm vorzugehen.

Wie die Teufel schossen die Soldaten, der langen Untätigkeit müde, aus dem lehmigen Erdreich. Sie stürzten mit aufgeflossenen Bajonetten oder erhobenen Kolben dahin und wo die Russen ein deutsches Herz trafen, da galt es, doppelt entschlossen, Mache zu nehmen. . . .

Wie durch ein Wunder waren die beiden Freunde unverfehrt durch den Regentregen gekommen. Wen sie angefaßt hatten, der erhob sich nicht wieder gegen die Deutschen.

Eines Tages kam der Befehl, daß sie zur Westfront verschoben werden würden.

Stader begrüßte die Nachricht mit Hurra. Brachte ihr die Fahrt doch der heimlich Geliebten näher und vielleicht fand er die Möglichkeit, sie aufzusuchen, wenn ihm ein kurzer Urlaub gewährt werden sollte. —

Und während Maria Ebers einmal ganz intensiv mit ihren Gedanken bei Franz Stader war, stand dieser plötzlich vor ihr, und helles Sonnenlicht umfloß seine kriegerische Gestalt. Seine Augen leuchteten so blau, wie wenn sie über seine geliebten Berge schauten. Aber sein Mund war stumm.

„Franz, wie schau'n Sie denn aus?!“ — Er kämpfte seine Verlegenheit nieder.



Ein Schlagende Granate, aus nächster Nähe aufgenommen.

„Ich hab' nicht lang' Zeit, Fräulein Maria — Maile — wollt' ich sagen. — Nur Mut' hat's mir nicht gelassen, bis ich Sie gesehn hab'. Ich wollt' auch fragen, ob alles wahr ist, was Sie mir geschrieben haben, daß Sie Sehnsucht nach mir gehabt haben und nach unsern blauen Bergen.“

Maria senkte den Kopf. Flammen des Rot zog über ihr Gesicht. Ihr Herz klopfte heftig.

Franz Stader sagte schüchtern ihre Hand.

„Maile!“ — — Da schlug sie die Augen auf.

„Franz — ich hab' so oft stark' Verlangen nach Ihnen gehabt, daß ich meinte, ich könnt's nimmer überleben, von Ihnen getrennt zu sein.“

Franz Stader wurde lebhaft.

„So — das ist wahrhaftig ge-“

sprochen? Und wann der Krieg vorbei ist, kommst mit auf den Staderhof, wenn du mich magst.“

Da schlang der große Soldat seine Arme um sein junges schlantes Maile und küßte sie ganz schüchtern auf den Mund.

„Soll denn doch der Henker — Mädel! Was magst du denn da?!“ . . . Ach — sieh' da — der Franz Stader.“ —

Der Professor trat auf das Paar zu.

„Das Maile hat mir soeben gesagt, daß sie Staderhoferin werden will und wenn der Herr Professor nichts dagegen hat, — Ich bin ja nur ein einfacher Landwirt und dürft meine Augen eigentlich nimmer zu Maile erheben, weil daß sie ein so berühmter Künstler sind — aber ich hab' halt das Maile so lieb. — Lieber als alles auf der Welt, Herr Professor — als die Mutter sogar.“ —

Der Professor lachte. Da warf sich sein Töchterlein an seinen Hals.

„Nicht wahr, Papa — wenn ich glücklich bin, dann bist du zufrieden?“ —

„Meinst du — Na, ich will deinen Glauben nicht mutwillig zerflören — Also willkommen, Franz!“ — — — — —

Als Franz Stader wieder zu seinem Regiment zurückkam, trug er einen schmalen goldenen Ring an seiner linken Hand. Die Kameraden befragten ihn mit Fragen, nur der Joseph Schmidt nicht. Der drückte ihm fest die Hand.

„Es ist schon gut, was du gemacht hast — Du weißt ja wenigstens, wofür du auf der Welt bist.“

Zu Franz Stader war ein seltsames Leuchten fortan. Aber sein Mund wollte nicht recht froh werden. Selten nur flog ein Lächeln um seine Züge.

„Mir ist's, als wär's bald zu Ende mit mir,“ meinte er einmal aus seinen Gedanken heraus. „Mich freut nichts mehr, ich wollt' nur der Krieg wäre vorüber.“

„Ja, ja — hast schon recht, damit du die Braut heimführen kannst. So mücht' schon mancher denken. Aber mit dem Ende da hat's noch gute Weile. Du warst doch sonst so frohen Mut's.“

„Ich weiß nicht, es will keine Freude in mir ersehen.“

„Du sollst dich schonen. Wozu bist' so tollkühn? — Dein Leben wird von deiner Braut heiß ersehnt — und du schlägst es achlos in die Schanzen.“

Solche Stimmungen durchlebte er, in denen er diese Gedanken hegte und dann kam es zu verächtlichen Nahlämpfen mit den Engländern, gerade, als Franz Stader am verzagtesten war. Es flog viel Blut, und Joseph Schmidt, der schon eine Armverwundung hatte, nicht wach von des Freundes Seite.

Ein baumlanger Engländer stürzte sich zähnefletschend auf Franz Stader und im gleichen Augenblick warf sich Joseph Schmidt zwischen die Ringenden. Schwere Dolchstiche trafen ihn und nach wenigen Sekunden brach er zusammen. Bald trafen bedeutende deutsche Verstärkungen ein, und nach furchtbaren Kämpfen war der Feind aus seinen Stellungen geworfen und überwunden.

Der Staderhofer erwachte im Lazarett aus tiefer Bewußtlosigkeit. Als er sich wie suchend aufrichten wollte, hielten ihn sorgliche Hände.

„Gott sei Dank, daß Sie endlich erwacht sind. Der Schuß ist Ihnen ordentlich in den Rücken gegangen.“

Staders Augen glänzten fiebrig.

„Wo ist Joseph Schmidt?“

„Ich werde nachforschen lassen.“

„Ein Mann des Namens ist mit Ihnen eingeliefert. Sie werden mit dem nächsten Lazarettzug nach Deutschland befördert.“

„Er lebt!“

Es war fast wie ein tiefinnerliches Jauchzen in ihm. — Und wieder umfieng ihn eine schwere Ohnmacht, und er träumte von einer süßduftenden Englianwiese, über die ein junges Weib im weißen Kleide mit ausgebreiteten Armen kam — und der Himmel strahlte so tiefblau und die Erde hauchte würzigen Atem und fern — fern — grühte die Jagdtiße. —

Und das junge Weib neigte sich über ihn, fuhr mit weichen Händen über sein Haar und küßte ihn.

„Maile — mein Maile —“ flüsterete er unbewußt.

Kaiser Karls Heerschau.

In Nachen auf dem Markte steht
Caroli Magni, wakt Bild;
Die Zeiten sind verrauscht verweht,
Des Kaisers Blick blieb ernst und mild.

Da braust ein Sturm durchs deutsche Land,
Ein greller Schrei: „Das Reich in Not!“
Und widerhallt's vom Fels zum Strand:
„Du, Deutschland, treu bis in den Tod!“

Und Deutschlands Ehne sind bereit;
Sie bringen gern ihr Leben dar.
Schon ziehen durch Nachens Herrlichkeit
Geißhülse, Fußvolk, Reiterfahar.

Sei, wie's von ihren Schritten hallt!
Gar schneidig klingt Musik daren,
Und wie's mit Männerkraft erschallt:
„Heil steht und treu die Wacht am Rhein!“

Ein Juden geht durch Karls Gesicht;
Der Kaiser ruft: „Das Volk ist stark —
Mein Volk ist das; weich ward es nicht.
Deutsch blieb sein Blut und deutsch sein Mark!“

Von Lüttich her dröhnt Schlag auf Schlag,
Wo seines Hauses Wiege stand.
Der Donner schweigt, und froh danach
Spricht Karl: „Deutsch ward mein Heimatland!“
Heinrich Schiffers

Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Koss.

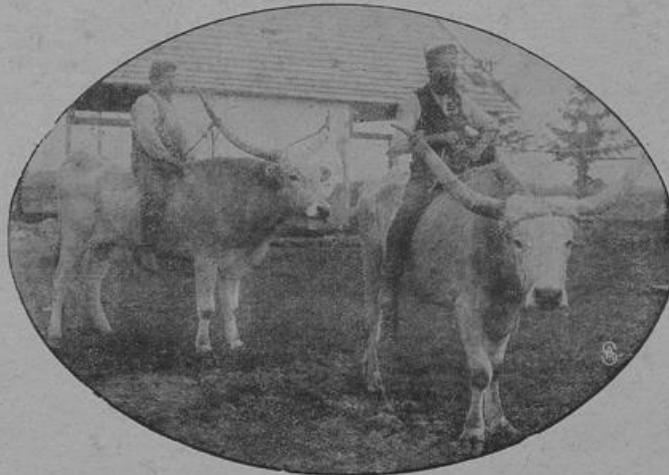
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Unser Dampfer gleitet wieder dahin und zerpreßt die Wogen unter seinem Riefenleibe, daß sie schäumen und wie ohnmächtige Tränen zerfließen, und noch lange hinter der Spur des Schiffes eine sächerförmige Schleppe bilden. Schneeweisse Möwen mit weichem Gefieder umlatern das Schiff von allen Seiten und bringen Abwechslung zwischen Wasser und Himmel. Die Fahrt geht an zahlreichen Inseln vorbei. Da drüben, weit ab von der Küste, erhebt sich auf einer Insel von einigen hundert Quadratmetern ein Leuchtturm und ein Wohnhaus für den Wärter, dessen zwei barfüßige Kinderchen eben auf einem Felsblock sitzen und ihre Füße in die Meeresswogen baumeln lassen. Von Zeit

zu Zeit vermittelt ein Boot die Lebensmittelbedürfnisse, sonst aber leben diese Leute ein einsames Robinsonbasen. Die Nachmittagssonne gießt ihre goldene Glut über Inseln und Meer. Sie zaubert ein neues Blau in den Meeressfluten und macht das Meer erglänzen und schimmern, für das Auge ein stetes Entzücken.

Gegen Abend gelangen wir nach Lussinpiccolo und landen am Folo der „Mia Francesco Ferdinando“, zur Erinnerung an den Erzherzog-Thronfolger so genannt, der hier Stellung suchte und fand. Die Stadt ist stoffförmig aufgebaut; ihre weißen und gelben Häuser machen in der Abendsonnenbeleuchtung einen feenhaften Eindruck. Durch die Insel Lussin geht ein Blühen und Düften und Grünen ohne Unterlaß das ganze Jahr hindurch. Sie hat subtropische Vegetation und ein äußerst gesundes Klima. Der unerträglich



Ein Kriegstrossum aus Galizien.

Galizische Ossen als Reittiere für deutsche Landwehrleute.

heiße Sommer an den Küsten Istriens und Dalmatiens unspült dieses Eiland mit kühlen Wogen und mit erquickender Meeresebrise, und im Winter zeigt das Thermometer um Weihnachten nicht selten die Temperaturgrade des Juli oder August. Die Grenzen der Jahreszeiten werden hier von der salzhaltigen, ozonreichen Meeresluft stark verwischt. Und auch der Schrecken der gefährlichsten Vora bricht sich an den zerklüfteten Felswänden der Insel Arbe. Kein Wunder also, daß also Lussinpiccolo, Lussingrande, Sansego und wie die herrlichen Punkte dieser Inselgruppe alle heißen, mit ihrem milden Klima und ihrer farbenprächtigen und duftgeschwängerten Vegetation zu den besuchtesten und wirkfamsten Kurorten der österreichischen Riviera gehören.

Wir sollten den an Naturgenüssen reichen Tag mit einer Mondscheinmeeresfahrt bis Zara beschließen. Die Sonne verfinstert rasch als große rote Scheibe hinter der Meeressfläche. Aber noch lange erglänzen die Küsten und die Berge und das ewig wogende Meer unter den letzten Lichtresten der scheidenden Sonne. Die Luft ist kühl und die Nacht dunkelt heran. Langsam steigt des Mondes Helle und der Sterne Gefunkel. Die Signale der Leuchttürme blitzen auf, um rasch wieder zu verschwinden und wieder aufzuleuchten. Das Meer liegt da wie eine schwere, bleierne Masse. Nur die vom Mondenschein in Silber getauchten, stets unruhigen Wellen lassen auch in der Nacht seine Pracht erkennen. Es ist keine hellleuchtende Mondennacht, aber der Sternenhimmel ist klar und unsere Nachtsicht ist stimmungsvoll und poesievoll. Am Hinterteile des Schiffes stehen schweigend und träumend dunkle Gestalten. Einer singt melancholische Lieder; Töne der Schwermut, Heimwehklänge sind darunter. Andere schlafen und verzichten auf den Zauber einer mondbelegten Meeresfahrt. So gelangen wir nach Zara

Diese Landeshauptstadt von Dalmatien ist prachtvoll auf einer meeresküstlichen Halbinsel gelegen. Sie ist von einer geradezu auffallenden Sauberkeit in den Straßen und Plätzen. Das Leben und Treiben gibt uns einen echten Begriff von der Farbenfülle dieser dalmatinischen Städte. Auf dem „Grünplatz“ konnten wir die malerischen Trachten der kroatischen Bauern und Bäuerinnen bewundern, deren Gemüse und Obst, Kapsel, Orangen, Geflügel, Fische, Krabbe, Krabben usw. in oft großartigen Exemplaren das buntfarbige Marktbild außerordentlich beleben. Mancher Stand, hinter dem eine schönhäutige buntgeleidete Verkäuferin steht, müßte in seiner reichen Abwechslung, überschattet von einem weißen oder roten Zelt, ein prachtvolles Stilleben abgeben. Aber von einer Stille ist da freilich nichts zu entdecken. Wie überall, so wird auch hier noch dazu in südländischer Lebhaftigkeit gefeilscht und gehandelt. Ein tüchtiger Gewerbsfuss scheint in Zara überhaupt zu Hause zu sein. Wo wir hinkommen, in den engen Gassen der Handwerker, überall ist Fleiß, Ordnungssinn, Sauberkeit und Gewerbstätigkeit zu spüren. Sehr bequem ist es den Weintrinkern gemacht, indem in den engen Gassen vor jeder Weinhalle ein mit einem roten oder gelben Papier behängener Steden wie ein Namensschild hervorsteht, auf welchem eine Zahl geschrieben steht, welche den Preis des Weines mitteilt. Gut und billig sind diese dalmatinischen Weine und schwer zugleich, so daß selbst unseren Pfälzer Weinfresser der Kopf manchmal ordentlich heiß wurde. Der Weinbau ist ja einer der wichtigsten Produktionszweige der dalmatinischen Landwirtschaft. Dalmatien hat Weine von anerkanntem Rufe, doch ist die Weinproduktion ebenso wie die Olivkultur infolge der heutigen primitiven Wirtschaftspflege einer großen Gebung und Vereinerlichung fähig. Zara ist übrigens der Produktionsort des berühmten Maraschino, eines aus sauren Kirschen bereiteten Likörs, und von Insektenpulver, das aus den zermalnten Blüten gewisser Chrysanthemarten gewonnen wird. Von dem Maraschino hat sich jeder aus unserer Reisegesellschaft eine mehr oder weniger große Flasche mitgenommen, und er wird nach glücklicher Schmutzgelung über die Grenze wohl Schlud für Schlud die Erinnerung an das schöne Zara haben aufleben lassen. Ob sich auch jemand Insektenpulver beigelegt hat, weiß ich nicht, in der Regel haben wir das — fern von Montenegro und Albanien auch gar nicht notwendig.

Zara ist eine stark besetzte Militär- und Beamtenstadt. Bei der Buntfarbigkeit der österreichischen Uniformen ist es begreiflich, daß das Militär außerordentlich zur Farbenfülle dieser schönen Stadt beiträgt. Hier sahen wir auch zum ersten Male einen t. k. Militärgeistlichen in Uniform: Kalor, goldene Litzen an den Ärmeln, Käppi und Mantel wie die Offiziere, aber auch stramm wie ein Soldat. Wenn dann das buntschneidige Volk, die schmucken Offiziere und Beamten mit ihren Damen beim Klänge einer Militärkapelle auf dem weißen Stempflaster der Piazza bei Signori auf und ab hummeln, so ist das ein farbenfrohes Bild, wie es unter den Linden in Berlin wohl großartiger, aber nie sounterbunt und interessant sich abwickeln kann. Diese Piazza dei Signori ist übrigens ein wundervoll geschlossener Marktplatz und wäre ein prächtiger Typus für die Musterbeispiele der Marktplätze in alten Städten, auf deren Schönheit und architektonische Vollendung (Schulze-Naumburg) in seinen Kulturarbeiten hinweist. Sehenswert sind auch die weißen Kirchen von Zara, sowie die Promenadenwege und der üppig vegetierende Giardini publico. Ein interessantes Ueberbleibsel der Strafjustiz vergangener Zeiten sind die an einer römischen Säule hängenden Prangerketten in der Nähe des erzbischöflichen Palastes. Als wir am anderen Morgen Zara verließen, peitschte ein



Ein bayerischer Pater als Geldgeißlicher.

starker Wind die See, was dann meist dazu führt, daß viele Passagiere an dem Geländer des Schiffsbodes hängen, aber nicht um ins Meer hinauszutäumen, sondern den Meeresgöttern den Tribut der Seekrankheit zu entrichten. Das war auch die Stunde der Rache für unseren auf der Fahrt von Salzburg her beleidigten Professor. Wir sahen unten im Speiseraum des Dampfers. Aber die verfluchte Seekrankheit treibt einen um den anderen nach oben aufs Deck, um Luft zu schnappen und sonstiges zu tun. Leise ergreift die Seekrankheit auch unseren immer blässer werdenden Mann mit dem trodenen Witz, und als auch er sich hinausbegeben will, da spottet der andere, der Idealist: „Kunrad, bleib hunne“ unter großem Gelächter der Eingeweichten. Unter solchem Zeitvertreib gelangen wir nach Sebenico, unserem nächsten Ziele.

Die Stadt ist amphitheatralisch aufgebaut. Sie hat viele enge Gassen, die treppenartig emporsteigen. Die größte Sehenswürdigkeit ist der altherwürdige Dom mit seinen prachtvollen Portalen und seiner sonstigen Ornamentik. Hinter der Stadt liegt tales, obes Felsland, über weldes wir mit Wagen hinüberfahren, vorbei an vereinzelt armeligen Gehöften und spärlichen Dolinen, welche kroatische Bauern mühsam bearbeiten. Wir sind wieder oben in einer typischen Karstlandschaft. Unser Ziel sind die sogenannten Krkafälle. Stundenlang fährt unser Wagen auf einer guten Straße durch ein Steinmeer hindurch, das von der großen Armutigkeit der ganzen Gegend Zeugnis ablegt. Am so überraschter sind wir, als sich nach monotoner Fahrt zu unseren Füßen plötzlich ein weites Tal öffnet, der Zusammenfluß der Krka und der Cikola, deren Wasser alsbald die Krkafälle hinunterläßt. Die Krkafälle sind kein einheitlicher Wasserfall. Auf einer Gesamthöhe von etwa 40 bis 50 Meter sind verschiedene stufenweise erfolgende Abstürze zu erblicken. Hier unterbricht ein kleines Felschen, dort ein Felsstrumm das schäumende und tosende Wasser, das seiner Empörung ob der zahlreichen Störungen durch starker Fischen und Rauschen lauten Ausdruck verleiht und weißen Gischt schäumt, weil es nicht rasend genug herunter und vorwärts stürzen kann. Es ist ein herrliches Naturchauspiel, dieses ewige Brausen und Branden sehen und hören zu können. Das heftig emporsprühende Wasser zerläßt sich in Tausend und aber Tausend Wasserbläschen und erzeugt jene Dunstfächer, die bei heißer Temperatur namentlich eine so wohlthuende, abkühlende Wirkung besitzen. Mit diesem Wasser- und Wogenspiele ist das herrliche Stück Naturschönheit noch lange nicht erschöpft. Wie eine grüne Dase liegen die Krkafälle da unten, während kahle Felswände den Ring bilden, in welchem die Naturperle eingefast ist. Eine reiche und prächtige Vegetation ist die zweite Augenweide der Krkafälle. Die Felsufer oberhalb der Fälle sind von frischen hohen Pappeln umsäumt, auf welchen ungezählte Nebelkränze sich herumtummeln und das Leben und Weben der Artwasserfälle nur noch voller gestalten. Wo aber inmitten der Krkafälle selbst ein wasserumspültes Plätzchen für Bäume und Sträucher übrig ist, da erfreut unser Auge ein üppiges Grün, eine satte Vegetation. Es ist in der Tat ein seltenes Naturchauspiel, dessen Schönheit um so mehr abstricht, als der Rahmen der grauen Bergringsumher den schweifigen Gegensatz zu diesem grünen Gelände bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Auf dem Hauptfriedhofe zu Wloclawek in Russisch-Polen hat kürzlich ein großes Kriegerdenkmal, das zu Ehren der in den dortigen Lazaretten gestorbenen deutschen und österreichischen Soldaten errichtet wurde, seine feierliche Weihe erhalten. Der Landsturmgefreite Bildhauer Ludwiger hat es im Auftrage der Stappentkommandantur Wloclawek geschaffen. Der Weihefeier wohnten die Spitzen der militärischen Behörden bei, es wurden Gedenksprachen gehalten, ein Landsturmquartett trug vaterländische Lieder vor, es wurden am Denkmal Kränze und Blumen niedergelegt. Das Denkmal ist in Form eines Tempels gehalten und hat die ansehnliche Höhe von 8,40 Meter. Von einem aus Granitblöcken verchiedenster Färbung zusammengestellten Unterbau streben vier Säulen empor, die die wuchtige, kufensörmige Ueberdachung tragen. Das Innere birgt ein über zwei Meter hohes Rolandbild.

Ein Soldatenkino für die deutschen Besatzungstruppen ist unlängst in Ville, der Hauptstadt Nordfrankreichs, eröffnet worden. Das Kiotheater ist in der Regel in den Nachmittagsstunden, Sonntags von 2 Uhr mittags an, geöffnet und findet regen Zuspruch.

Einschlagende Granate, aus nächster Nähe aufgenommen. Das Bild ist die Wiedergabe einer seltenen Zufallsaufnahme, bei der es gelang, die Explosionswirkung einer einschlagenden Granate aus nächster Nähe auf die photographische Platte zu bannen.



Sprüche.

So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben; willst du die andern verstehen, blick' in dein eigenes Herz.

Um die Erzeugnisse des Waldes, namentlich die essbaren Pilze, für die Volksernährung nutzbar zu machen, hat der Unterrichtsminister angeordnet, daß die erforderlichen Belehrungen im naturkundlichen Unterricht an der Hand des Pilzverfolltes und der Pilztafel gegeben und die naturkundlichen Spaziergänge und Wanderungen dazu benutzt werden, daß die Kinder die essbaren Pilze kennen lernen. Im Dunkel des Waldes

wächst uns ein billiges und doch wertvolles Nahrungsmittel zu, das von vielen Menschen nicht beachtet und nicht gewürdigt wird; die Pilze. Wir beziehen uns, wenn wir den Reichtum einer Fortpflanzung drastisch bezeichnen wollen, im Sprichwort auf die Pilze. In Deutschland gibt es über 200 Arten von Pilzen, von denen über ein Viertel gute Speisepilze sind, nur sieben Arten davon sind giftig. Diese sieben Arten voneinander unterscheiden lernen ist wirklich nicht sehr schwer, und die Schule gibt sich auch immer mehr Mühe, diese Kenntnis den jungen Sammlern zu vermitteln. Die Gefahr des Einjammels, die Spreu nicht recht von dem Weizen zu scheiden, ist wirklich nicht so groß, wie anglische Gemüter sich vorstellen, und die deshalb aus Furcht den Genuß aller Pilze meiden. Gerade jetzt, wo wir alle zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel heranziehen müssen, ist die Kenntnis der essbaren Pilze von sehr großem Werte. Alle schriftliche Belehrung ist aber nicht das, was ein „Einnalsehen“ darstellt. Unsere Wandervereine sollten diese Arbeit der Kenntnis unserer Natur übernehmen und tüchtige Kenner der Pilze aneignen, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten. In der Praxis lernt man rasch alle Eigentümlichkeiten und charakteristischen Zeichen der Giftpilze kennen, lernt die Speisepilze mit Sicherheit von ihnen unterscheiden. Auch wird man bei diesem Anschauungsunterrichte lernen, wie nicht auf Kosten der Zukunft gesündigt wird, daß nicht, wie es leider nur zu oft geschieht, die Pilze mit Stumpf und Stiel ausgerissen werden und so der folgenden Pilzgeneration der Nährboden entzogen wird. Jedenfalls wäre es sehr erwünscht, wenn die Kriegsnöte mit dazu beitragen möchten, das Interesse für die Schwämme zu wecken und die ungläubliche Unkenntnis auf diesem Gebiete zu beseitigen. Die deutsche Volksernährung würde dadurch wesentlich bereichert und mancher Grobian gespart werden können,

der jetzt für andere Nahrungsmittel ausgegeben werden muß.

Vater und Sohn. Ein Arzt schreibt: Als die Nachricht durch die deutsche Presse ging, daß auf dem von den Russen angegriffenen deutschen Schiffe „Albatros“ ein deutscher Arzt namens Karillon mit zerquetschtem Schädel seine Sorge für die Verwundeten betätigte und seine ärztlichen Anordnungen traf, bis der Tod über ihn kam — da schrieb ich an meinen Freund und Kollegen Wam Karillon, den Odenwaldsdichter, und Arzt in Weinheim in Baden, ich schrieb an ihn, banger Erwartung voll, ob von ihm selbst oder seinem Sohn eine Nachricht kommen würde. . . . Und die zitternde Hand des Vaters starillon schrieb mir heute folgenden Brief: Verehrter Herr Kollege!

Weinenden Auges, wenn auch nicht ohne Stolz, muß ich Ihnen gestehen: Ja, der Schiffsarzt des „Albatros“ war mein

„Och, es han fünf Franzose gefangenommen!“ „Donnerkeil, stöbes, et geit nit, se doch heröm!“ „Eve Jung, et geit nit, die verdammte Kähls halbe med fast!“

Keines Gehör. Der Gastwirt Feindrl ist zur Reserve eingezogen worden, hat den Feldzug bis jetzt mitgemacht und ist heute im vordersten Schützengraben als „Gorchposten“ aufgestellt. Er kommt mit seinem feinen Gehör, das ihm verlichen ist, seiner Pflicht auf das Gewissenhafteste nach. Da schleicht sich ein dinstrierender Offizier heran und fragt ihn flüsternd: „Feindrl, hören Sie etwas?“ „Jawohl, Herr Leutnant, im Schützengraben drüben — schloßt ein Franzos' beim Essen.“

Das, was noch fehlt. Ein Mähdener im Felde: „Ja, was is jetzt dö! Allweil haben's a Bouillomwürfel, a Supperwürfel, a Kakaowürfel, a Kaffeewürfel; ja, was soll man da dermit! Bierwürfel wären doch viel nöhtiger!“

Ein Zapherer. „Was, Sie wollen Mitkämpfer sein im Kriege jetzt? Wo haben Sie denn Ihre Uniform und Ihren Säbel mit Ihrer Klinte?“ — „Nichts da, ich kämpfe mit meinem Bauch!“ 18 Pfund habe ich zum Wohle des Vaterlandes schon abgenommen!“

Der willkommene Gast. Der Gast verfügte über einen geradezu herzerfrischenden Appetit und ließ dem ausgezeichneten Mahle höchste Gerechtigkeit widerfahren. Das kleine Töchterchen des Hauses sieht dem Geniessemer eine Welle mit offenerem Munde zu; dann lächelt es vergnügt und sagt: „Ach, Herr Meyer, ich wollte, Sie kämen jeden Tag zu uns zum Essen.“ — Herr Meyer fragte bei dem Gedanken: „Wirklich? Und warum denn?“ — „Well,“ erklärte die Kleine, „es dann nie morgens Aufgewärmtes gäbe.“

Der Detektiv. „Ich sage Ihnen, die hat das Zeug zu einem ganz großen Detektiv!“ — „Nein, glauben Sie wirklich?“ — „Ja, wir waren gestern abend zusammen in der Operette, und sie hat die ganze Handlung verstanden.“

Rätsel.

Ein dickes Matvieh liegt gebettet In niedrigem Stall und angekettet Am Boden durch gar manche Stränge, Ein Netz umstrickt es fest und enge. — Wo zu? Es wird davon nicht laufen; Ob du's willst schlachten, ob verkaufen, Es wird dir niemals widerstreben; Nur gut sich mähen, heißt ihm leben. — Wenn seine Rucht dir gut gelungen, Behagt kein Fleisch dann allen Zungen. Sieht schön wie Gold und duftet lieblich; Nur es zu braten, ist nicht üblich.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.
Neben.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Beich vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur L. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Ferdinand & Kornen, Ess n (Ruhr).



Was? England will uns aushungern? Ach nee!

einzig geliebter Sohn. Zwei Jahre ging er in der Bauernpraxis still neben mir her, war zufrieden und wünschte nicht, über den Vater hinauszuwachsen. Dies Genügen wollte mir zuweilen wie ein Mangel an Streben erscheinen, und nun hat mir sein Sterben gezeigt, was in dem stillen Menschen steckte. Eine Heldenseele ist mit samt seinem geliebten Leibe zugrunde gegangen.

Im Leben hat kein Halm vor ihm gezittert, Im Sterben hat er Deutschlands Herz erschütteret.

In diesen Versen liegt die Frucht meiner späten Erkenntnis, und sie sollen seine Grabinschrift werden.

In tiefer Trauer und alter Anhänglichkeit.

Ihr Wam Karillon.
Weinheim, 22. Juli 1915.

Kriegshumor. Bitters Freund Kobes ist bei dem Hin und Her des Schützengrabengescheses gefangenengenommen worden. Die Trauer um den Vermissten schwindet schnell, als Bitter bei Beginn der Dunkelheit seinen Freund rufen hört: „Witter, Witter, best noch do?“ — „Ja, eschen he, wo best du dann henkomme?“

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 34

Sonntag, den 22. August

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowsky.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Ruts Blicke wieder erwachten, suchten sie schon die kalte Schemme, die das Unglück gefehen. Dabei gewahrte sie den jetzigen Inspektor Rodemann auf dem Gutshof, band ein Täschlein gegen den Aprilregen und lief hinunter. Ein unerklärliches Gefühl zwang sie, jetzt neben ihm zu sein und seine Stimme zu hören. Sie meinte, daß sie nur der Reiz, Geheimnisvolles zu ergründen, dazu trieb. In Wahrheit war es die Sehnsucht nach dem Klang eines Namens, — das Paradies der Kindheit tat sich auf. Sie lief an Blumen und Sträuchern vorbei, wie von einer starken Hand geführt, von weichen Armen gehalten. Ein Schluchzen ließ allen Trost beiseite.

„Karl Rodemann,“ rief sie atemlos hinter ihm her.

Langsam wandte er sich nach ihr zurück. Sie hatte ihn sonst nur gesehen, wenn die Arbeit seine Wangen gerötet und ein straffer Wille ihn aufrecht gehalten hatte. Jetzt aber war Feierabend. Er wollte sich nach Haus zu Weib und Kind begeben. Seine Schultern hingen herab, als seien sie müde von des Tages Last. Sein Gesicht war vergrämt, das volle Haar an den Schläfen gebleicht. Es war etwas in seiner Erscheinung, das sie rührte, ein Schmerz, den sie mit seiner Seele verstand und würdigte. Er litt um sein kränkliches, geistig und körperlich zurückgebliebenes Kind. Die Sehnsucht, die sie herausgetrieben, schloß ein.

„Geht's dem Gustavchen schlechter?“ fragte sie leise.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Ich komme ein bißchen mit, Karl Rodemann.“ Das Herrchen und der Sohn aus dem Volke gingen nebeneinander durch den sanften, stillen Regen, welcher den Lenz weckte.

Auf dem Tisch der Inspektorat stand eine Laterne neben dampfender Grütze. Unter dem hohen Bett lodete eine Hünermutter ihre Küchlein. Frau Mele war nicht zu sehen. Sie war eine adrette Frau. Ihre Augen hatten nach reichlich vergossenen Tränen auch wieder das Lachen gelernt. Von ihrem Mann hielt sie sich in ängstlicher Scheu fern. Wie oft hatten sich ihre vollen Arme ihm entgegengestreckt und es war immer umsonst gewesen. Er sah über sie hinweg, das Kind stand zwischen ihnen trennend, warnend. Der elende Junge löste kein Gefühl der Mütterlichkeit bei ihr aus. Sie kam über ein Verwundern, dem ich schließlich ein Grauen zugesellte, nicht hinaus, sie konnte nicht begreifen, wie sie, die ferngesunde Mutter, einem so elenden Kind das Leben gegeben. Mit Wendebühl sah suchend in dem Stübchen umher

„Wo ist er denn nur?“

Der Mann war müde auf die Ofenbank gesunken. Schnurrend rieb sich die bunte Nase an seinem Rodärmel.

„Gustav, Gustavchen,“ rief Rut schmeichelnd in das Zwielicht. Ein Lallen antwortete ihr aus dem verdecktesten Winkel, wo zur Winterzeit das Spinnrad stand. Sie schraubte die Laterne höher und neigte sich über den rotgebeizten Krankenstuhl aus knorrigen Fichtenästen, den Rodemann an seinen Sonntagen gezimmert.

Ein schwerer Kopf wollte sich aufrichten, fiel aber müde wieder zurück. Zwei dürre Händchen griffen in der Luft herum.

Sie nahm den sechsjährigen Jungen heraus und trug ihn in der Stube auf und ab. Das Kind hatte das Gewicht eines dreijährigen. Seine Glieder waren gelähmt, seine Stimme umbüstert und dennoch, — seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Von der Ofenbank erklang es wie trodenes Weinen.

Da setzte sie sich mit dem Kinde zu dem einsamen Mann und versuchte ihn zu trösten.

„Das Gustavchen hat gelacht,“ meinte sie unsicher. Er hob die Hand.

„Auf Ihrem weichen Arm sieht er halt gut,“ sagte er hart, „Fichtenholz aber drückt. Sie fühlte den Vorwurf für die Mutter heraus und versuchte ihn zu mildern.

„Die Mele ist so fleißig,“ lobte sie, „auch wenn sie das Kind immer herumtrüge, würdest du doch nicht zufrieden sein.“

„Das verlang' ich gar nicht von ihr.“

„Karl Rodemann, du bist ein Griesgram.“

„Das sagen Sie, weil es die andern sagen, Fräulein.“

„Nein,“ entgegnete sie eifrig, „das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Denke nicht, daß ich dir Vorschriften machen will, dazu bin ich noch viel zu jung. Aber es ist eine Sünde, daß du in der schönen Welt herumläufst, als hättest du ein böses Gewissen.“ — Er zuckte

zusammen.

In sein Gesicht schlich wieder die Angst und vertiefte die Falten. Rut Wendebühl stand heute zum zweitenmal unter dem Einfluß der Vergangenheit und jetzt — wo sie weich und sanft das Kind — den Schmerz seines Lebens — auf dem Arm hielt, gab sie sich dem Einfluß völlig hin. Während sie das Kind auf und nieder wiegte, sagte sie lächelnd: „Du, Karl Rodemann, weißt du eigentlich, daß du mir immer noch mein Täschlein schuldig bist?“

Er legte die Hände kreuzweise über der Stirn zusammen, als dente er ernsthaft nach. Aber er tat es nur, damit sie die Röte nicht gewahr werden sollte, die darüber hinlief.

„Besinne dich nur,“ half sie nach, „ich gab es dir damals, wie du dir das Blut am Bache abwuschest. Es war doch an jenem Abend, der das Unglück gebracht hatte.“



Ein russisches Geschütz, das von einer im Lauf krepiererten Granate ausgeriffen wurde.

„Ich weiß es nicht mehr,“ sagte er dumpf. Da gab sie es auf, weiter in ihn zu dringen. Das Flämmchen der Laterne hatte das letzte Erdöl verbraucht, der Docht qualmte und drohte zu erlöschen. Das Kind war inzwischen eingeschlafen. Lieber Mühs Glieder schließlich ein leises Zittern. „Wenn der wortarme Mensch doch sprechen möchte“, dachte sie, von „damals — von —“ Und es kam über sie, es rief sie hin und her und drohte, ihr das Herz zu sprengen. Endlich sagte sie, getrieben von einem unwillkürlichen Zwang:

„Daß er uns so schnell vergessen hat!“
 Rodemann wußte sofort, wen sie meinte. Alle Tage hatte er diese Klage in ihren Augen gelesen und in beständiger Furcht gelebt, sie könnte sie in Worte kleiden. Jetzt war es geschehen. Die Einzige, die seinem elenden Jungen Liebes tat, saß neben ihm und begehrte Trost. Er vermochte ihr keinen zu geben. War es nicht genug, daß er für geringen Lohn seine Kräfte opferte, hier neben diesem Herrn ansieht, sich Jahr für Jahr abmarterte und zerbrach in nutzlosem Kampf. Nicht genug, daß er der Vater dieses unglücklichen Kindes war.

Seine Zähne säugten hörbar zusammen. Auf seine Stirn trat kalter Schweiß. An den zuckenden Bewegungen seiner Schultern merkte Mut, daß ihn fror. Wortlos stand sie auf und setzte das Kind in sein Stübchen zurück. Sie hatte von der Höflichkeit eine Flasche Wein für das Gustavchen bekommen. Die stand noch unangebrochen im Glaspind zwischen den bunten Tellern und sie nötigte Rodemann, ein großes Glas davon zu trinken, so viel er sich auch wehren mochte. Dann erst schied sie sich zum Gehen an.

„Du solltest deine Grütze essen,“ rief sie mütterlich, „sonst wird sie ganz kalt.“

In der Türe stieß sie mit Frau Niele zusammen, die sich in höchster Aufregung befand.

„Der Herr Rittmeister,“ leuchtete sie — „schnell, schnell!“

„Im Nu war Karl Rodemann auf den Beinen und neben Mut. Er schlüpfte hastig mit seiner Frau.

„Tot?“
 „Ich weiß nicht. Er schlug lang hin, Johann Peterkow war gerade bei ihm.“

„Dort, schnell den Doktor!“

„Die Leute sitzen alle im Krug.“

„Dann will ich selbst —“ Die Frau sah wie hilflos umher, durch die das leise Höcheln des schlummernden Kindes drang.

„Laß mich fahren, Karl —“ sprach sie zu Rodemann.
 „Du kommst erst in halber Nacht hin.“
 „Schadet nichts. Ich fahre sicher, spanne rasch die Schwarzen an.“

„Und dein Kind?“ — Sie sah unsicher an ihm vorüber.
 „Gustavchen schläft ja. Ich will ihn noch schnell ausziehen.“

So kam's, daß Frau Niele den alten Doktor herbeischaffte, während Johann Peterkow und Karl Rodemann dem Kranken die langen Stiefel heruntergeschnitten und Mut ihm die Schläfe mit nassen Tüchern kühlte.

„Es hat nicht viel auf sich,“ sagte der Sanitätsrat vier Stunden später. Nur ein Wörtchen ließ er fort. „Nicht mehr“ hätte es eigentlich heißen müssen. — Rittmeister Wendebühl war schon des öfteren unfreiwillig zusammengeunken, aber er hatte sich nach einiger Zeit immer wieder aus eigener Kraft emporgeworfen.

Jetzt war die Kraft aufgebraucht. Das Herz wurde müde und schwach. „Er soll etwas Champagner trinken,“ sagte der Arzt.

„Ich habe noch eine Flasche im Keller lagern,“ erklärte Rodemann und beugte sich, den belebenden Wein zu holen.

Aber Wendebühl wandte sich von dem schäumenden Glas ab, als ob ihn davor ekelte.

„Nicht — mehr — trinken,“ lallte er.
 Sein Kind saß neben ihm und hielt seine Hand. Zuweilen strich er zärtlich über das Tuch ihres Kleides.

„Diesel,“ nannte er sie auch wohl dann und wann in dem Wahne, sein totes Weib säße an seiner Seite. — Die Finger griffen nach den schweren hännaenden Rössen seines Kindes

und glaubten das goldene Gespinnst zu halten, das doch längst vermodert war.

Die Tage und Nächte schlichen träge dahin und der Zustand des Rittmeisters wollte sich nicht bessern. Es ward Mai wie alle Jahre, die Saaten lachten und der Werttag forderte sein Recht, die Aebeln nahmen alle verfügbaren Hände in Anspruch.

Im Gutshaus zu Stechow aber suchte ein müder, kriegelaufener Wandersmann nach der Heimat des Friedens. — Eines Tages stand ein Mann neben ihm, nicht um ihn zu richten, sondern um ihn beim Finten zu helfen. Es war der Geistliche des Ortes, der mit den heiligen Sakramenten gekommen war. Er sah die Schwachheit des Kranken und stellte seine eigene lebendige Kraft in den Schatten.

„Wir sind allzumal Sünder und es ist keiner geboren, den andern zu richten, sondern ihn zu stützen, der Starke den Schwachen.“ So Wendebühl ihn verstanden, wußte der Seelsorger nicht. Aber es war, als sei eine ruhige Klarheit über ihn gekommen, als die schwere Stunde der Beichte vorüber war. Er wußte jetzt auch, daß es sein Kind war, das die letzten Liebesdienste veranlaßt hatte.

Johann Peterkow und Karl Rodemann wollte er gern „ade“ sagen. Johann Peterkow war mit ihm zusammen angewachsen. Als dieser im Sonntagsstaat zu ihm trat, lächelte der Kranke. Er hatte sich nicht selten über den Alten geärgert, war dieser doch der schweren Arbeit stets aus dem Wege gegangen. Der Rittmeister dachte wohl daran und ein schwaches Lichtlein

des früheren derben Humors schien in das arme, schwache Herz, das seinen Dienst aufkündigte.

„Nicht überanstrengen, Johannken,“ sagte er leise und ließ sich von ihm den Handluf gefallen.

Wie Karl Rodemann das gleiche tun wollte, entzog er ihm die Rechte. Er sah ihn fest an, als habe er noch viel zu sagen, aber es konnte sich nicht mehr lösen, als die Bitte:

„Treu bleiben, nicht verlassen!“ Karl Rodemann neigte das Haupt und schweig. Da legte ihm Wendebühl seine zitternde, schwere Hand auf die grauen Haare und der Kontrakt war verlängert. — — —

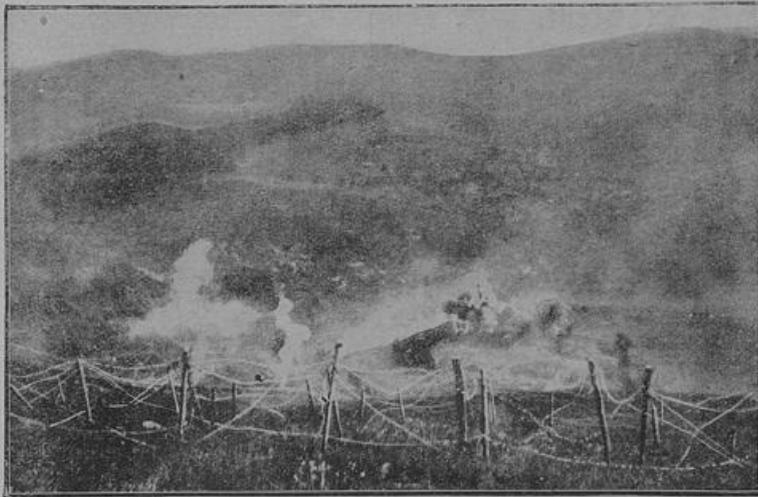
Der Schwerkrante äußerte jetzt keine Wünsche mehr, und doch war es augenscheinlich, daß ihm noch etwas auf dem Herzen lag, ein Verlangen

schien sich in ihm zu regen. Mut las aus seinen Blicken und den unruhig tastenden Händen. Sie holte dies und das herbei, aber das Nichtigste traf sie nicht. Das trostlose stumme Sehnen blieb ungestillt. Stundenlang konnte er danach auch wieder ruhig vor sich hinträumen, mit unendlicher Mattigkeit schlummernd, zu schwach, den Kopf zu heben, die brennenden Lippen mit der Zunge zu neken. Nur die Hände arbeiteten. Gleichmäßig schoben sie sich auseinander und wieder zusammen, als spannen sie Fäden. — Dann brach sich dazwischen das schlummernde Bewußtsein durch, die dumpfen Augen belebten sich. Mut sah die wachsende Qual seiner Unruhe und konnte ihm doch nicht helfen. Einmal ging sie, von matter Hoffnung belebt, endlich das Nichtigste getroffen zu haben, hinaus und stellte ihm einen Trunk zusammen, wie er ihn so oft gegen die äußere Not und innere Vereinnamung gebraucht hatte. Süß und schwer düftete er aus dem Glas empor. Der Kranke schüttelte sich. Er machte eine ungestüme, fast zornige Bewegung. — Da entglitt der Pokal Mut's Hand und zerbrach.

An demselben Abend begannen seine Gedanken sich zu verwirren. Mut's Kindheit nahm in diesen Stunden der höchsten Not Abschied. Und es war, als läme ihr ein Versehen und damit ein Verzeihen der unseligen Leidenschaft, die ihr den Vater im Leben entfremdet. Sie merkte auch endlich, daß es die Sehnsucht nach ihrer Mutter sei, die in ihm schrie. Leise sprach sie ihm von der Toten.

„Wir wollen denken, daß sie in dieser Stunde mit uns sei, Vater. Hier zwischen dir und mir. Wenn du doch ein Bild von ihr besähest!“

Da fornten die bläulichen Lippen mühsame Sätze.
 „Da — im Schreibtisch — oben“



Der Braunopf, der Meheral beherrscht, unter dem Geuer schwerer französischer Geschütze.
 Nach einer französischen Darstellung.

Sie erhob sich, tastete hin und her, riß die Schubfächer heraus, um sie eilig zu durchsuchen und fand nicht, was sie suchte. Seine müden, erschöpften Hände gingen unablässig mit ihren Händen. „Drüden“, lallte er, „da — ja.“

Ein verborgengewesenes Fach sprang heraus. Darin lag das Bild ihrer Mutter mit dem ihren zugleich. Sie ergriff es mit dem Brief, auf dem es ruhte und trug es zu ihm. Ein Schrei brach von seinen Rippen, ein Laut, der sie erschütterte. Er ließ das Bild nicht mehr aus den Händen. Der Brief war zu Boden gefallert, es war der Abschiedsbrief Wibersteins. Mechanisch hob sie ihn auf, erblickte die Schriftzüge und erkannte sogleich die Schrift, denn in ihrem ersten Bilderbuch stand vor derselben Hand ein Kinderweislein:

Mit vollen Händen teil und gib,

Behalt auch mich von Herzen lieb.

Sie las, was Friedrich Wilhelm von Wiberstein, ehe er die deutsche Heimat verlassen, noch zu sagen hatte, las es mehrmals und konnte nichts anderes von dem Inhalt fassen, als den Satz: „... es gibt etwas, das mich unwiderstehlich zurückführen wird ... Ihr Kind ...“

Als Johann Peterkow am nächsten Morgen — noch ehe die Sonne aufgegangen war — fragte, wie die Nacht gewesen sei, fand er kein ängstliches, zitterndes Kind mehr.

Ein hochaufgerichtetes, über Nacht gewachsenes Mädchen nahm ihn bei der Hand:

„Sieh' selbst, Johann Peterkow, wie still und tief er schläft.“ — Ihm bebten die Knie, denn er schaute in das Antlitz eines

Ihre Stimme sank zu geheimnisvollem Flüstern herab.

„D daß du es wieder in die Höhe bringen könntest, so, wie sie sagen, wie es schon einmal gewesen ist, früher — als — Dintel Wiberstein hier regierte.“

Mit dem Klang seines Namens wich die kindliche Bangigkeit von ihr; sie hatte so lange den Namen verwahrt wie ein verborgenes Heiligtum. Jetzt, da sie ihn ausgesprochen, schien es ihr viel leichter ums Herz und bedeutend frischer fuhr sie fort:

„Weißt-du, ich ertrüge es vielleicht irgendwo in einem Winkel, aber er — er! Wenn er wiederkommt!“

„Er kommt nicht wieder,“ murmelte der andere und es klang wie eine Beschwörung.

Ihre Stirn war wieder weiß und glatt. „Er wird kommen! Verlaß dich drauf! So gewiß, wie auch diesmal der Sommer zur rechten Zeit da sein wird! Und darum, Karl Rodemann, darum allein dürfen wir das Gut nicht hingeben. Es muß besser gehen als bisher. Ich brauche doch nichts. — Wir werden uns einrichten, ja, hungern, wenn's sein muß!“

Mit dem Egoismus des Kindes forderte sie auch von Rodemann, daß er teilnehme an ihrem Schicksal, an ihrem Fühlen. Der aber dachte an ganz andere Dinge, vor allem an sich selbst und die stets von neuem aufsteigende Qual, die er bereits ein Jahrzehnt mit sich geschleppt und mit tausend Gründen beschwichtigt hatte. Mit einer gewissen Auflehnung sagte er brüt: „Ich tu' nicht mehr mit! Ich hab' die Schinderei satt. Wie ein Tier hab' ich gelebt, wie eine Maus in der Falle und mit einem Gefühl, als ob die Klage immer über mir wäre.“

Sie verstand ihn nicht, sie fühlte nur, daß der Mensch, auf den sie gebaut in ihrer Not, sich nun auch von ihr loslöste. — Das kindliche Kam wieder zum Durchbruch bei ihr, ein Jammern nach Hilfe. Sie hob die Hände:

„Karl Rodemann, verlaß mich doch nicht.“ Er aber blieb ungerührt und entgegnete mit einer gehässigen Miene:

„Der Hund hat's ja besser gehabt als ich. Wenn er die Gän' aus der Saat hebt, kriegt er ein Stück Brot. Auch streichelt ihn mal jemand. Ich hab' hundertmal kein Stück Brot in der Tasche gehabt und bin hungrig ans Schufte gegangen.“

Im Nut Wendebühl zerrte die Angst ihres Herzens.

„Warum bist du denn so lange hier geblieben?“

Sein flackernder Blick verlor den fieberhaften Glanz. Er sank in sich zusammen.

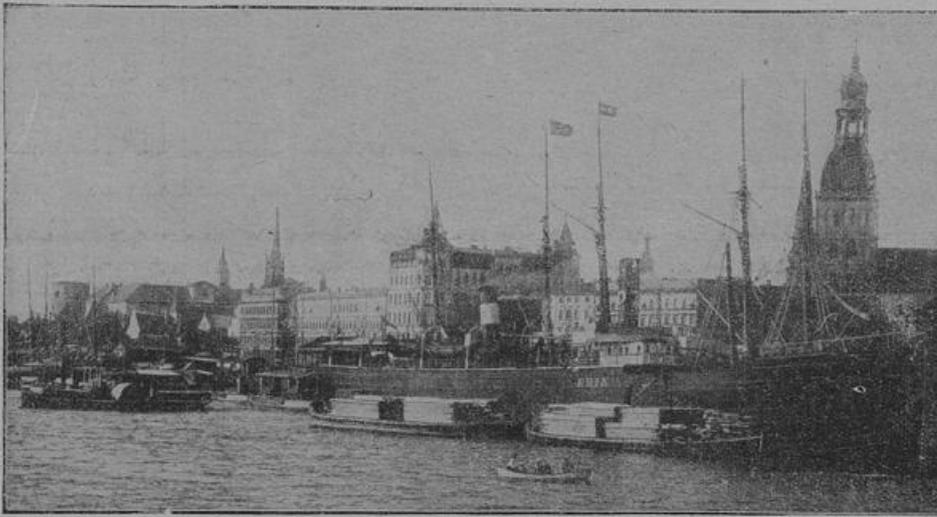
„Warum?“ wiederholte er tonlos, nahm die Mütze ab und griff sich an den Kopf. Mut sah nicht, wie seine Lippen zitterten und sein Auge um Verzeihung bat, stumm wandte sie sich ab und schritt an den Ställen vorbei auf die Inspektorate zu, vor der der kleine Gustav im hellen Sonnenschein vor der Türe in seinem Stühlchen saß.

Und wie das unglückliche Kind lassend nach ihr griff, konnte sie den Jörn gegen seinen Vater nicht länger festhalten. Sie kniete in den weißen Sand, den Frau Nieme hier reichlich zu Scheuerzwecken hielt und schob den Arm unter den schweren Kopf des Jungen. Ganz still saß sie so. Erst als sie fühlte, daß ihr Haar unter dem Strahl der Sonne glühte, erhob sie sich und trug den Stuhl samt dem Kind in den Schatten. Da blühten, vom Wind gesät, ein paar blaue Blümlein. Die pflückte sie und legte sie in des Kindes Hand. Langsam löste sich in ihr eine dumpfe Gefühllosigkeit aus. Sie merkte nicht, daß ihre Tränen flossen, hörte nicht den bittenden, bangen Ton Rodemanns, der durch das ruhende Bild erst wieder vollends zur Bestimmung kam.

„Fräulein — Fräuleinchen —“ rief er, — sie aber lief schwankend nach Hause. Vor dem alten Schreibtisch des toten Vaters fiel sie wie leblos in den Drehstuhl nieder. Kein erhellender Gedanke kam ihr, nur Angst und Beengung überliefen sie.

So saß sie stundenlang. Dann glitt ihre Hand nach der verborgenen Feder. Wieder sprang das Fach knirschend heraus. Sie griff nach Wibersteins Brief, breitete ihn auf das fahle, zerrißene Tuch der Platte und legte ihre Stirn darauf. — Die Dunkelheit zerfloß.

(Fortsetzung folgt.)



Sum Vormarsch unserer Truppen in Kurland: Gesamtansicht der Stadt Riga:

Toten, der ein Frauenbildnis auf der Brust und den Frieden im Gesicht trug. Peterkow konnte den Anfang des Vaterunfers nicht finden, er sammelte etwas und taumelte hinaus, um den andern zu sagen, daß Stechow keinen Herrn mehr habe.

10. Kapitel.

Die nächsten Wochen gestalteten sich für Mut Wendebühl ziemlich trostlos. Zwar durfte sie erfahren, daß es in der Stadt barschaft manche mitleidige Seele gab, die es gut mit ihr meinte, auch fehlte es nicht an guten Wünschen, aber sie stand doch eben jetzt ganz allein da und die große Frage war die: Was nun? Wie wird es mit Stechow weitergehen? Und diese schwierige Frage bewegte Mut vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Karl Rodemann war der einzige, zu dem sie sich in Stechow aussprach.

„Es muß etwas geschehen, sie sagen es alle. Der Frederici auf Damerkow, der doch ein tüchtiger Landwirt sein soll, ritt gestern über unsern Hof und redete allerhand Seltzames. Ich glaube, er hat Lust, Stechow zu kaufen.“

Die müden Schultern des Inspektors hoben sich, als wenn die Last einen Augenblick von ihnen genommen würde.

„Es wäre ein Glück für Sie, wenn er's wahr machte.“

Eine Blutwelle schob Mut bei diesen Worten ins Gesicht und färbte ihre blaffen Wangen dunkelrot. Sie erinnerte sich an den toten Vater, als der noch voller Willen und Hoffen gewesen.

„Ein Glück nennst du das? Für mich wäre es das Schwerkste. Hier fortgehen, das alles nicht mehr sehen, in der Stadt sitzen, zwischen hoher Mauern eingekengt und immer nur denken, daß die Stunden schnell laufen möchten, damit es Nacht wird. Und ich habe denken können, daß du es gut mit mir meinst.“

Anntje.

Novellette von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Als die Deutschen das kleine vertäunte Städtchen besetzt hatten, zogen die Einwohner es vor, sich ruhig zu verhalten und soweit als möglich, ihrer gewohnten Beschäftigung nachzugehen. Das Beispiel anderer heiliger Städte hatte sie gewarnt vor Widerstand und Ausfällen. Nun lebten sie den Umständen nach ruhig und sie hätten auch wohl kaum etwas vom Kriegsberieb geahnt, wenn nicht einige zerstörte Häuser vor der Stadt, zeitweise auftretende Flieger mit nicht mißzuverstehenden Absichten und nicht zum wenigsten der schwere hallende Tritt der deutschen Soldaten auf dem Pflaster der Straßen, zwischen dem Moos wucherte und Hüner herumspazierten, sie täglich daran erinnerten hätten. Die feidgrauen Uniformen tauchten überall auf und die Leute begannen schon mit den Deutschen als mit etwas Notwendigem zu rechnen.

Auch in Jean Doetsch's Stube hatte man sich mit der Anwesenheit der Deutschen abgefunden. Der alte Fischer laß hinter einem blankgeschuerten Tisch und rauchte seelenvergnügt sein Pfeifchen, wobei seine Augen wohlgefällig auf seine Tochter schauten, die still am Fenster saß und in den Tag hinaus traunte.

Ihre Hände ruhten gegen ihre Gewohnheit untätig in ihrem Schoße. — Das Köppelkissen lag vor ihr, aber sie schien völlig geistesabwesend.

Der alte Jean Doetsch machte sich jedoch nicht viel Gedanken um sein Kind, sondern erhob sich, dehnte und redete seine Glieder, daß sie in ihren Gelenken trachten und stampfte hinaus.

Anntje blinnte sich erschrocken um. Sie hatte gar nicht daran gedacht, daß der Vater in der Stube gewesen war. —

Was mochte er wohl von ihr denken? — Aber es war auch zu dumm, daß sie immer an den großen schlanken Soldaten denken mußte, der tagtäglich immer an ihrem Fenster vorbeiging.

Er mußte gleich in der nächsten Minute um die Ecke biegen. — Wichtig. Sie hörte schon seinen schweren gleichmäßigen Schritt. Ihr Herz begann schneller zu klopfen. Sie hob die Augen. Nun schaute auch er auf. Ihre Blide hielten sich einen Atemzug lang, sprangen dann verlegen ab.

Als Anntje wieder aufschaute, war die Straße leer. . . Bis zum nächsten Tag schlichen die Stunden endlos. Es war sonderbar. Sie hatte noch nie im Leben ein Wort mit jenem Soldaten gesprochen und doch lebte in ihr etwas Fremdes, das sie sich nicht erklären konnte. — Sie sehnte täglich den Augenblick herbei, wann er wieder am Fenster vorbeigehen mußte. Anntje nannte sich töricht und dumm, aber sie sehnte sich dennoch nach ihm.

Eines Tages ging der deutsche Soldat wieder durch den Ort. Diesmal langsamer, nachdenklicher als bisher. Ein Junge bot ihm für ein paar Fentimes ein Beilchensträußchen an. Er kaufte es, trug es vorichtig in der Hand und lachte plötzlich auf.

„Ja, das fehlt dir noch, daß du Blumen kaufst.“ sagte er zu sich selber. — „Wenn du sie ihr wenigstens schenken könntest,“ dachte er weiter in sich hinein, — vielleicht würde sie zu ihm aufschauen und ihn anlachen. Ach ja — anlachen sollte sie ihn einmal. — Das wünschte er ganz intensiv. Wie nett mußte sie dann aussehen mit ihren roten Waden und den großen Augen. Waren sie grau oder blau oder dunkel? Nein, sie konnten garnicht anders sein als blau und lachend. —

Der Soldat machte sich ernste Vorwürfe. Es war unrecht von ihm. Sie war immerhin eine Tochter der Feinde — und einer solchen durfte er nicht mit solchen Gedanken nachhängen.

Unterdess war er mit seinen Beilchen bis an ihr Haus gekommen, obwohl seine Schritte immer zögernder geworden waren.

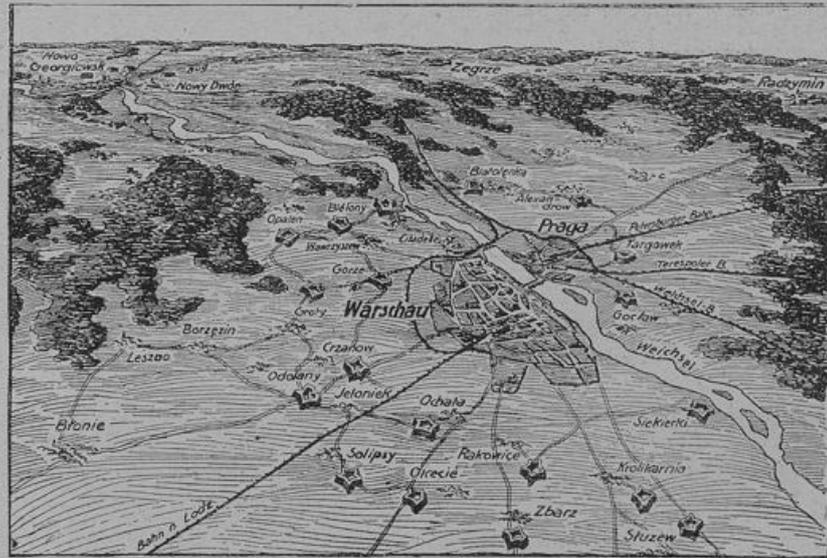
Ob sie wohl am Fenster saß? Mochte sie! Er würde diesmal nicht zu ihr hinüber schauen. — Er war ein Deutscher und er war stolz.

Da traf ihn ein sekundenlanger Blick aus ihren Augen. — Er fühlte es heiß durch seinen Körper gehen, dachte an die Weiden, an Anntjes süße blauen Augen, und in all seiner Herzensangst, weil er sie aber auch absolut nicht haßte, ließ er die kleinen zarten Blümchen aus seiner Hand auf die Erde fallen. Zugleich stieg ihm das Blut bis in die Schläfe hinauf und sein Herz begann so stark so klopfen, daß er glaubte, es würde im nächsten Augenblick stillstehen. — Seine Schritte wurden länger, bröhnender und er atmete erst wie erlöst auf, als er bestimmt wußte, daß ihre Blide ihn nicht mehr verfolgen konnten.

Und als Anntje dieselbe Gewißheit hatte, huschte sie behende wie ein Wieselfchen über die breiten Steinfliesen der Diele, öffnete die grüne schwere Haustüre, schaute sich spähdend um, und hob das Beilchensträußchen vom Boden auf. —

In der dämmerigen Diele, wo das blanke Messinggeschloß und die farbenfrendigen Steinqueller sich so anheimelnd von den dunklen Wänden abhoben, blieb sie stehen, und ehe sie sich recht bewußt war, was sie tat, drückte sie ihre Lippen auf die Blumen. —

Und Anntje errödete nicht. — Nur ein seltsames Leuchten trat in ihre Augen. —



Relieftarte der Festung Warschau.

Die Weiden standen in einem biden Wasserglase auf der Fensterbank, hinter der Anntje saß und auf den deutschen Soldaten wartete. — Er kam pünktlich auf die Minute vorüber, und als er seine Ahnung betreffs der Blumen bestätigt sah, fuhr er ganz unwillkürlich grüßend mit der Hand an seine Miße. — Er hätte einfach anders gar nicht gekonnt, als wie ihr danken, dafür, daß sie seinen kleinen bescheidenen Blumen solche große Ehre angetan, daß sie ihn so ganz verstanden hatte. —

Anntje schlug errötend die Augen nieder und schaute auch nicht mehr auf, als der Soldat sich an der Ecke umschaute. —

Am nächsten Tage wartete sie verweilt mit der Kopf schüttelnd betrachtete. Er fragte sogar, warum sie so verändert sei — meinte schließlich, der Krieg trüge Schuld an ihrer Verstimmung — und glaubte, die frohe Zuversicht habe sie nun für immer verlassen.

Ganz unglücklich war der alte Mann. Was sollte denn bloß aus ihm werden, wenn sie so betrübt war? Fischengehen konnte er doch jetzt nicht, weil die Deutschen hier eben gar keinen Kutter aufs Meer hinausließen und da sie nun einmal aufeinander angewiesen waren —

Jean Doetsch grübelte, aber er fand nicht, was er erforschte. Anntje war auch unglücklich. Sie gab es sich offen zu. Seit drei Tagen hatte sie den Deutschen nicht mehr gesehen. Die Augen hatte sie sich fast blind geschaut — aber, „Er“ war nicht an ihrem Fenster vorbeigegangen. Manchmal sprang sie unwillkürlich auf und horchte hinaus. Schwere Tritte hallten auf dem Pflaster, aber enttäuscht wandte sie sich jedesmal ab; es war nicht sein Schritt, er kam nicht.

Vielleicht ist er abkommandiert, vielleicht krank — kombinierte sie in steigender Unruhe — und ich habe nichts — gar nichts zu ihm sagen und für ihn tun können. — Ich habe nichts, als die Beilchen, die schon anfangen zu welken und die Erinnerung an seinen Gruß. —

Und weil heute so ein herrlicher klarer Frühlingssonntag war, darum hielt Anntje es nicht mehr in ihrer stillen friedlichen Häuslichkeit aus. — Im Vorjahr, da hatten die Mädchen des Ortes an den langen Sonntagnachmittagen plaudernd auf den Dünen gestanden, wie jetzt die alten Fischer auf dem Marktplatz um die kleine weißgetünchte Kirche, und sie hatten hinausgeschaut weit über das unruhig wogende Meer — und manche der Mädchen

sie ihre Sehnsucht mit den silberweißen Möven hinausfliegen — dahin, wo irgendwo ein Schiff fuhr, das das Liebste trug, was sie auf der schönen weiten Welt besaßen. —

Ach, Nuntje hatte nie gewußt, wie stark die Sehnsucht in den Herzen der Menschinder werden kann. Jetzt aber stand sie am Strande, hatte umflorte Blicke und fühlte ein so tiefes namenloses Weh in ihrem Herzen, daß sie am liebsten laut aufgeweint hätte.

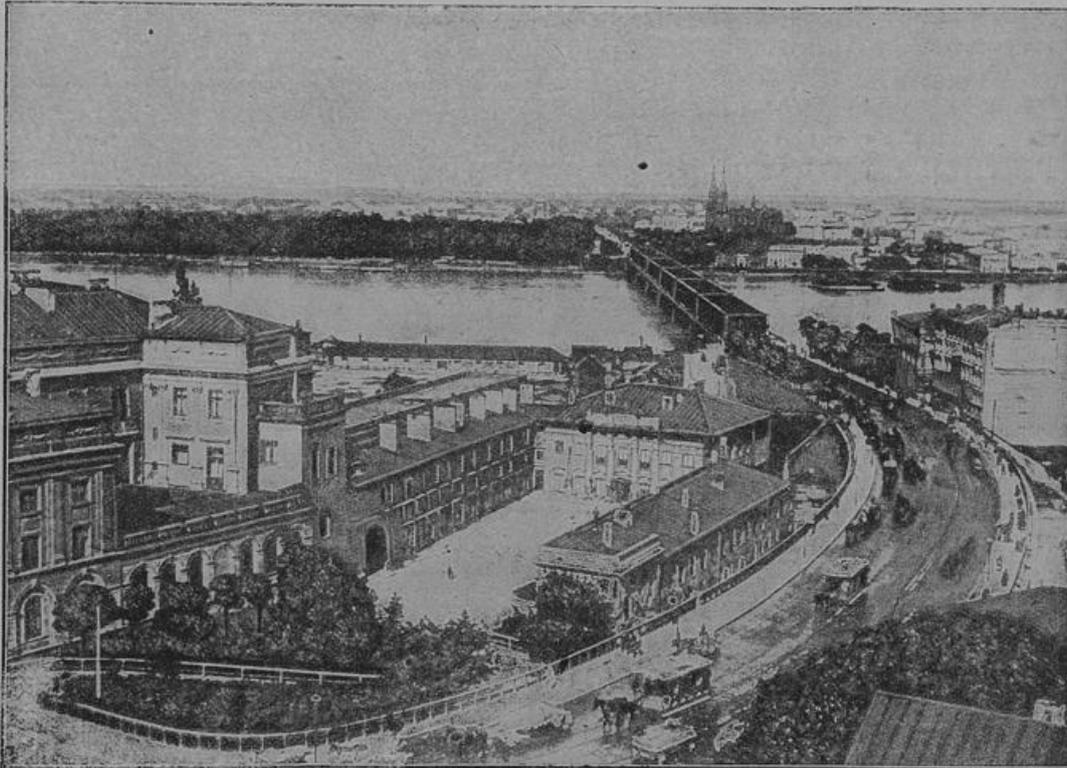
Sie setzte sich in den Sand und dachte an den deutschen Soldaten — an die Tage, an denen er an ihrem Fenster vorübergegangen war. —

Und als sie sich ganz mit diesen Erinnerungen beschäftigte, nahte von weither über den Teich ein Soldat. Das war an sich nichts Ungewöhnliches, denn am Strand waren Wachtposten aufgestellt, aber Nuntje wurde merkwürdig aufmerksam. Sahen es ihr doch, als ob ihr der Soldat nicht unbekannt wäre. Und plötzlich schlug ihr Herz schneller. — Im Augenblick war sie auf den Füßen, aber unfähig, einen Schritt voran zu gehen, stierte sie ihm mit weiten Augen entgegen.

war, als die Mädchen seiner Heimat, nur noch viel, viel schöner, schien es ihm.

Nun entspann sich ein Gespräch. Der deutsche Soldat beherrschte bald die Lage, und seine Worte, die von berebten Blicken begleitet waren, machten sichtlich Eindruck auf sie, wenngleich der Mebesstrom auch manchmal etwas ins Stoden geriet, weil der junge deutsche Soldat sich nur in seiner ländlichen Muttersprache unterhalten konnte, die zwar der flämischen annähernd gleichkam, aber in etlichen Ausdrücken doch abwich. Es entstanden nun kleine harmlose Mißverständnisse, die die Ursache zu herzhaftem Lachen boten und alle trüben Wolken an Nuntjes Stimmungshimmel schnell verwehten. Und als sie erst vernahm, daß er es selbst lebhaft bedauert hatte, ihr liebes Gesicht nicht mehr täglich an ihrem Fenster zu sehen, weil er auf einen andern Wachtposten kommandiert worden war, da war ihr Glück vollkommen.

Sie schlenderten in angeregter Unterhaltung dicht am Strande vorbei, und das Meer sandte seine Brandung oft bis dicht an ihre Füße, so daß sie manchmal schnell zur Seite springen mußten.



Die Stadt Warschau von der Vorstadt Praga aus gesehen.

In der Mitte die bekannte Alexanderbrücke, die über die an dieser Stelle mehr als 1000 Meter breite Weichsel fährt.

Der Soldat hatte sie, als er einige Schritte von ihr getrennt war, auch erkannt. Ein hilflos verlegener Ausdruck flog über sein Gesicht. Er wollte stehen bleiben, es zwang ihn geradezu von innen heraus dazu, aber gegen seinen Willen setzten sich seine Füße vorwärts. Nun war er vorüber. Er hatte sich vor den Kopf schlagen mögen und nannte sich den größten Esel der Welt. —

Nuntje hatte alle Farbe aus ihrem Gesicht verloren. Sie blickte ihn bis auf den Grund ihrer Seele enttäuscht nach, und alle ihre blühenden schönen Hoffnungen sanken in Nichts zusammen.

Als er aber ungefähr ein Dutzend Schritte gegangen war, blieb er plötzlich stehen, kämpfte einen Atemzug lang mit sich, ob er umkehren sollte und blieb Sieger über sich, indem er tapfer fecht machte und in wenigen Sekunden vor ihr stand.

Nuntje erglühte bis in die Stirn. — Sie strich sich verlegen die blonden Haare, die der Wind aus der Frisur hervorgeriet, aus dem heißen Gesicht und schlug die Augen nieder.

Diese weibliche Schüchternheit entsachte in ihm den Mut. — Er vergaß, daß er eine Flämänderin vor sich hatte und dachte nur an das liebreizende rotwangige Mädchen, das kaum anders

Nuntje Doetsch beobachtete ihn heimlich. Welch ein schöner Mann er war — so schlant und so gesund — und so lachende gute Augen hatte er — und einen Mund — mit so starken weißen Zähnen hinter blühenden roten Lippen — ach, ihr wurde ganz schmerzhaft selig zumute — so selig, daß sie am liebsten laut aufgeschluchzt hätte vor Freude und vor Qual.

Daß er aber auch gerade ein Deutscher sein mußte! — Und daß sie diesen Deutschen liebte, von dem sie nichts weiter wußte, als daß er ein schöner Mann war, der gute Augen hatte, die so recht zum Liebhaben geeignet waren.

Wenn die Leute sie hier sehen würden, dann würden sie sie verachten und kein Mensch würde mehr ein Wort mit ihr sprechen, denn die meisten trugen doch in ihrem Herzen einen heißen Haß gegen die Deutschen, die in ihr schönes, süßes Städtchen eingezogen waren.

Und erst ihr Vater! Er war nicht deutschfeindlich, aber wenn er wußte, daß seine Tochter hier mit einem deutschen Soldaten lachte —

Ach, sie wollte nicht daran denken, was werden konnte, nur diese Stunden voll genießen. Nur sorglos an seiner Seite weitergehen, in den sonnigen klaren Frühlingstag hinein. Das Meer



Ernst und Scherz.



Sprüche.

Zwei Dinge sollen tapfern Mann
Nicht mit Verdruss erfassen:
Die, die er nicht mehr ändern kann,
Und die sich ändern lassen.

Dahin, mein Kind, niemals die leichten
Schritte wende,
Wo du nicht wollen darfst, daß rascher
Tod dich fände.

Die Berliner Sparkasse im Kriege.

Die Veröffentlichung des Berliner Statistischen Amtes über die städtischen Sparkassen geben ein erfreuliches Bild von der fortschreitenden Hebung des Volkswohlstandes und damit des Wirtschaftslebens in Berlin.

In den Friedensmonaten des Vergleichsjahres März 1914 bis März 1915 fanden ziemlich gleichmäßige regelrechte Einzahlungen statt, denen solche Rückzahlungen gegenüberstanden, daß das Verhältnis von Ein- und Auszahlungen zwischen 79 und 61 Prozent schwankte. Im Juli machte sich die Verschärfung der politischen Lage bei den Einzahlungen noch gar nicht bemerkbar, sie stiegen vielmehr im Vergleich zum Juni; andererseits ließen sich aber ängstlichere Leute schon ihre Sparpfennige auszahlen, so daß die Rückzahlungen von etwa 5 1/2 Millionen Mark im Juni auf 9 1/4 Millionen Mark im Juli stiegen; das Verhältnis von Einzahlung zu Rückzahlung schnellte also von 74 auf 106 Prozent empor. Die ersten vier Kriegsmonate brachten dann noch erheblich weniger Einzahlungen, denen aber — abgesehen vom August, der ja einen großen Sturm auf die Sparkassen brachte — durchaus normale Rückzahlungen gegenüberstanden, ein Zeichen für das schnelle und tatkräftige Eingreifen der kommunalen und Wohlfahrtsfürsorgen. Die Höhe der absoluten Zahl der Auszahlungen und der Prozentzahlen von Rückzahlungen zu Einzahlungen in den Monaten Oktober und November (167 Prozent, 487 Prozent) gibt ein dem tatsächlichen Stande der Geldverhältnisse nicht entsprechendes Bild: Im Oktober fanden Rückzahlungen von mehr als vier Millionen Mark, im November mehr als 18 Millionen Mark für die von den Sparern gezeichnete Kriegsanleihe statt. In der Statistik erscheint gerade dieses Merkmal des günstigen Geldstandes im Volke als fallende Kurve, da diese Gelder, die eigentlich ja nur verschoben, nicht aber ausgegeben sind, als Rückzahlungen gebucht werden müssen.

In den Monaten Januar, Februar, März 1915 stiegen die Einzahlungen schnell und übertrafen sogar die der Friedensmonate; gleichzeitig nahmen die Rückzahlungen erfreulich ab, so daß die Prozentzahl von Rückzahlungen zu Einzahlungen von 72 im Dezember auf 28 im Januar sank und sich dann überaus günstig hielt. Als besonders bemerkenswert sei schließlich noch erwähnt, daß auch der Betrag der Einzahlungen der einzelnen Sparereinheiten höher geworden ist: während nämlich im April 1914 etwa 91 000 Sparereinheiten nur 10,8 Millionen Mark einzahlten, konnten im Januar 1915 etwa 80 900 Sparereinheiten fast 13 Millionen Mark

einzahlen, und ähnlich ist das Verhältnis der Menge der Sparereinheiten zu der Höhe des eingezahlten Betrages auch in den anderen Monaten gestiegen.

Entsprechend der hier für Berlin beschriebenen Kurve sind auch die der anderen Sparkassen des Reiches; sie sind ein Spiegel des gesteigerten Wohlstandes unseres Vaterlandes, das eine Welt von Feinden nicht zu erschüttern vermag.

Gebührliche in Ungarn. Es dürfte wenig bekannt sein, daß in einigen Teilen Ungarns, besonders auf dem Lande, noch der Brauch herrscht, die Ehe als Kaufgeschäft zu betrachten. Der Preis, der für ein ungarisches Mädchen bezahlt wird, schwankt zwischen 80 und 400 Kronen, je

auch im Karneval oder nach Ostern. Der bevorzugte Tag ist der Mittwoch.

Sereingefallen. v. Stephan, der verstorbene Post-Staatssekretär, befand sich einst auf einer Inspektionsreise und besuchte unangemeldet in einer ostpreussischen Provinzstadt das Postamt. Hier ging er auch in das Telegraphenzimmer, um eine Depesche an seine Frau aufzugeben. Plötzlich begann der Morse-Apparat, vor dem er stand, zu ticken, und ehe der Beamte den Streifen entnehmen konnte, las der überraschte Staatssekretär: „Achtung, Kollege! Stephan treibt sich hier irgendwo rum, wird seine Nase überall reinstecken!“ — Der Staatssekretär lächelte, beugte sich an den Apparat und tippte auf dem Hebel zurück: „Zu spät, hat hier keine Nase schon drin!“ Stephan.

Humor mit der Kränze im Auge. Der Erzherzog Leopold Salvator von Oesterreich besuchte ein Lazarett. Ein Zugführer vom Deutschmeister-Regiment wurde ihm vorgestellt, der nicht weniger als fünf Schrapnellsplitter im Kopfe hatte, von denen täglich einer operativ entfernt wurde. Trotzdem lief der Kranke umher und war guter Laune. „Und wie sind Sie denn um Ihren linken Arm gekommen?“ fragte der Erzherzog, auf den Stumpf deutend. „Den hat er sich schon im Felde mit seinem Messer selbst amputiert!“ meldete der Arzt. Der Erzherzog wandte sich erschüttert ab. Dann ergriff er die gesunde Hand des Soldaten und sagte: „Ich bin froh, daß Sie mit Ihrem Kopf noch gezügert haben.“

Ein Universitätsprofessor als Schachbitt. Der Deutsche Kaiser begegnete auf seinen Autofahrten im Gebiete des Hauptquartierers einer großen Schachherde, die nach und nach zur Schlachtung für die Armee requiriert war. Er hielt an, um keine Verwirrung in die Herde zu bringen, und rebete den Begleiter derselben leutselig an: „Sie sind gewiß Landwirt in Ruß?“ — „Nein, Majestät,“ antwortete der Gefragte, „ich bin Universitätsprofessor in Tübingen.“

Seine Gesellschaft. Professor (zu einem Primaner): „Seit einiger Zeit höre ich nichts als Klagen über Sie, Müller; wie kommt das? Mit wem verkehren Sie eigentlich?“ — „Mit Ihrem ältesten Sohne, Herr Professor.“

Rätsel.

Mein Erstes hofft mit frohem Sehnen
Der Jüngling, doch das Mädchen nie.
Mein Zweites findet sich nur selten,
Gewirbt sich nur mit schwerer Müh':
Ist ein bekanntes Schmeideckwürdchen
Und oft ein Ruf der Sympathie.
Mein Ganzes kommt in deine Hände,
Wenn du des Ersten Sieger bist.
Verachtung dem, der fast mein Erstes
Nach des Ganzen Umfang mißt!
Beglückt, wenn ohne jenes Ganze
Mein Erstes auch mein Zweites ist.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Melone.

Stadtdruck aus dem Inhabt dieses Hauses verboten.
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
L. Kellen, Breitenweg (Mühl). Gedruckt u. herausgegeben von Ferd. Debes & Co. in Köln.



Eine 42-cm-Granate,
das Werk einer Feldgrauen während ihrer Ansehunden.

nach der Beschaffenheit der Braut“, und er wird bezahlt, wie wenn es sich um eine Ware handelte. Allerdings bekommen nicht die Eltern des Mädchens das Geld, sondern die Braut selbst, die es zur Verbesserung ihrer Ausstattung verwendet. In den meisten Fällen werden übrigens die Eheverträge von Unterhändlern in die Wege geleitet, die in einigen Gegenden den wenig schmeichelhaften Beinamen führen „Satan zu Fuß“. Diese Hochzeitsbitter sind natürlich Meister der Diplomatie. Drei oder vier Tage vor der Verlobung macht sich der Hochzeitsbitter auf den Weg, zunächst zum Hause der Anserforenen, die seinen Stolz einem alten Brauch gemäß mit Rossmarin schmückt. Dann geht er die Häuser der Hochzeitsgäste ab und empfiehlt ihnen, die nötigen Geschenke mitzubringen. Die Töchter der Eingeladenen schmücken ebenfalls den Stolz des Hochzeitsbitters; denn man muß sich solch einen Mann geneigt erhalten. Die Hochzeit findet meist nach der Weinernte im Herbst statt, man muß

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 35

Sonntag, den 29. August

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Hilf mir doch, rate, was ich tun soll! Meine Hände, meine schwachen, dummen Kinderhände wissen nicht, wo ein und aus.“ Und Rut rang die feinen Finger ineinander, daß sie schmerzten.

Jetzt tat sich die Tür auf und ließ Johann Peterlow auf der Schwelle sehen. — Da hob sie die verweinten Augen.

„Willst du etwa auch gehen, Johann? Dann sage schnell, wieviel Lohn du noch bekommst.“

Er verstand sie nicht. Kopfschüttelnd kam er näher.

„Fräuleinchen, Sie müssen ein bißchen essen.“

Es klang so gut und wohlmeinend, wie wenn er vor Jahren sagte: „Ich, ich, mein Döbling, sonst fällst du in de Schwachheit.“

Sie blieb für alle Sanftmut und Güte taub. Legte sie bisher unbeschränktes Vertrauen zu der Hilfe guter Menschen, so verwandelte sich dieses Gefühl bei der ersten trüben Erfahrung in grenzenloses Mißtrauen.

„Ich kann doch nicht!“ entgegnete sie und der Brief krümmte sich mit seinem Knistern empor, als sie endlich ihr heißes Gesicht hob. Wie eine Mahnung war es.

„Ich komme wieder. Sei stark!“ Darüber schmolzen Zorn und Kränkung. Wenn Karl Rodemann wirklich ging, mußte sie eben versuchen, irgend einen Ersatz für ihn zu schaffen. Aufgeben durfte sie das Erbe hier nicht. Es fehlte nur an geeigneten Ratgebern. Försters stimmten für schleunigen Verkauf. Der Sanitätsrat wollte sogar einen Freund interessieren. Niemand sprach von der Möglichkeit, daß der, welcher aus freiem Willen seinen Platz hier aufgegeben, ihn ebenso wieder fordern könnte.

— Schon sank die Dämmerung, als Johann Peterlow zum zweitenmal hereinkam und meldete, daß Herr Frederici sie für ein paar Augenblicke zu sprechen wünsche.

Er war im Reitanzug. Seine hohe, nicht mehr allzu schlante Gestalt präsentierte sich in dem fleischigen Drilichjackett auf das Vorteilhafteste. Rut hatte keine Ahnung davon, daß sie gellern einen verblüffenden Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein paar Schritte ging sie ihm entgegen, unsicher, ob sie ihm sogleich sagen sollte, daß Stechow unverkäuflich

sei. Er aber schnitt das Thema über den Verkauf des Gutes sofort selbst an.

„Verzeihen Sie diesen Ueberfall,“ sagte er höflich, „aber ich bin nun mal keiner von denen, die sich lange Zeit geheimnisvoll mit einer Idee herumtreiben. Ich habe große Lust, Ihr Stechow zu kaufen. Mein Besitzum umschließt es ja völlig. Es paßt mir also famos für die Bestellung wie für die Ernte. Wenn man endlich mal was Ordentliches reinsteckt, wird es schon gut und ertragfähig werden.“

„Ich will aber gar nicht verkaufen!“

Der Versuch, sein vergnügtes Lächeln über ihre kindlicheit zu unterdrücken, mißlang vollständig.

„Aber Ihr Vormund, der Herr Förster, will, — das Gericht will und,“ setzte er ein wenig leiser hinzu, „vor allem wollen auch die Gläubiger.“

„Gläubiger?“ fragte sie ratlos.

„Nun ja. Sehen Sie mal, hier sind zwei Punkte, ein großer und ein kleiner. Wenn der große Luft hat, rutscht er ein bißchen nach links und von dem kleinen ist nichts mehr zu sehen. Er deckt ihn einfach zu.“

„Und Stechow ist der kleine Punkt?“

Sie hatte keinen Tropfen Mut im Gesicht, als sie das murmelte.

Ein sonderbares Ziehen lief durch seine muskulösen Arme bis in die Fingerspitzen hinunter, als er ihre zarte, blasse Farbe gewahrt wurde. Ein Gefühl, gegen das er sich längst gefeigt glaubte, lebte in ihm auf und er mußte an sich halten, um nicht die Hände zu heben, um das zitternde Mädchen zu umfassen und ihr einen Halt zu geben.

„Für einen Mann, — wie mich,“ hatte er eigentlich noch hinzusehen wollen, — bejaunt sich aber und sagte statt dessen: „von einigem Vermögen und guter Arbeitskraft ist es eine Bagatelle. Kaum zehntausend Mark Schulden zusammen. Sie haben doch aber keinen Kredit, Fräulein Rut. Wer gibt denn wohl etwas auch hin —“ er verschluckte wiederum das Beabsichtigte und geriet ins Stoden, weil er nicht gewöhnt war, sich zu beherrschen. „Na, kurz und gut,“ sagte er endlich, in seiner Verlegenheit noch lauter und selbstbewußter wie sonst: „Es geht hier oben ohne Kapital nicht“

länger. Karl Rodemann ist ja ein guter Ackerwirt. Alle Achtung, seine Bestellung imponiert mir sogar, aber, damit hat's auch geschnappt. Ich bin heute gekommen, damit Sie die vollendete Tatsache nachher nicht so unvorbereitet trifft.“

Sie dachte nicht daran, ihm diese Fürsorge zu danken.



Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern,
der Eroberer von Warschau.

„Wie viel bedürfte man wohl, um alles wieder flott zu machen, Herr Frederici?“

„Je nun, so schnell läßt sich das nicht ausrechnen. 20 bis 30 000 Mark immerhin und dann nebenher noch einen tüchtigen Acker, der nicht bloß schufte, sondern auch rechnen kann — über das Ganze disponieren, das ist auch mit eine Hauptsache.“

„Und Sie meinen, diese Summe leiht mir niemand?“ Er lachte geräuschvoll. „Ihnen — eine Million, aber der Klitsche — hier — so wie die Sachen zurzeit stehen und liegen — keinen roten Pfennig.“

Das plumpe Kompliment glitt an ihr ab, ohne sie zu berühren. Jaghaft hob die Hoffnung ihre zerbrochenen Flügel. Sie konnte diesem ihr fremden Mann unmöglich sagen, daß sie auf einen wartete, der gewiß kommen würde, daß sie sich gegen den Verkauf so lange wehren mußte, bis er es für sie tat. Die weibliche Klugheit erwachte und gab ihr einen guten Gedanken ein. Instinktiv fühlte sie heraus, daß der Nachbar ihr freundlich gesinnt war.

„Wenn ich nur noch eine Zeitlang, etwa ein Jahr, hier bleiben dürfte.“

Sie hatte die Augen voll zu ihm aufgeschlagen. Ihre Wangen röteten sich. Das junge, zarte Gesicht wirkte in seiner unbewußten Schönheit unwiderstehlich auf den gefunden, etwas verbunzelten Mann. Als sie merkte, daß er zögerte, legte sie ihre Hände den Rechenstift hin und her drehte. Wie ein Schlag durchfuhr es ihn.

Er ließ die Fider halb über die Augen sinken. Er zitterte gleich dem jungen Jagdhund, der die glücklich gefundene Fährte nicht aufnehmen darf. Noch nicht, sagte er zu sich. Langsam zog er das Taschentuch mit der Linken hervor und fuhr mit gleichmäßiger Bewegung — um sich zu beruhigen — über die Stirn. Nun meinte, er überlegte ihre Bitte.

Karl Rodemann wird sich vielleicht auch noch entschließen, so lange bei mir zu bleiben,“ warf sie zuversichtlich hin und hob ihre Hände langsam von der Lehne. Als er ihre fähle, weiche Hand nicht mehr spürte, fand er sich wieder.

„Ich werde ja gleich mit dem Herrn Förster deswegen sprechen,“ sagte er, mit merkwürdiger Bereitwilligkeit, „wenn Rodemann bleibt und das nehme ich nach der bewiesenen langjährigen Treue als sicher an, könnten wir ihm natürlich die Sorge für den Acker, wie bisher überlassen. Mit den Gläubigern würde ich ein paar begütigende Worte reden. Kauf- und Verkauf, An- und Abschaffungen aller Art müßten indes von sachkundiger Seite überwacht werden. Wenn es Ihnen recht ist, ich habe in Damerow seit Jahren einen alten Ontel, sozusagen ein kaufmännisches Genie. Den könnte ich Ihnen während dieser Zeit tagsüber schicken und ich selbst käme gern herübergeritten, um nach dem Rechten zu sehen. Es macht mir wirklich nichts.“

So schieden sie. Nun faltete die Hände und begann von neuem an die Güte und Selbstlosigkeit der Menschen zu glauben. Sie hatte keine Ahnung, weshalb der gute Rechner Frederici heute dem Menschen unterlegen war.

Der Rittergutsbesitzer Frederici hatte nicht in dem übertrieben, was er von seinem Ontel, dem früheren Wirtschaftsinспекtor, Molkereiverwalter und Buchhalter Walter Schmitt zu Rat Wendebühl gelagt hatte. Er war ein gewiegter Geschäftsmann. Zuweilen sich vom Asthma erholend, tappte er in den Stedower Ställen umher, notierte die Zahl der Kinder und rügte in seiner kurzen, unverbindlichen Art die Mängel der bisherigen Wirtschaftsleitung. Nun wick ihm nicht von der Seite. Die Handarbeitsstunden in der Försterei waren hinausgeschoben, bis Stedow ihr einmal nicht mehr gehörte. Dann hatte sie Zeit genug dafür. Einstweilen wußte sie ihre Tage besser auszufüllen. Sie lernte bei Herrn Schmitt die Buchführung, war zugegen, wenn er künstlichen Dünger für die Herbstbestellung erstand und sah beim Verwiegen des Stroh zu, das an die umherwohnenden Bauern für einen annehmbaren Preis abgegeben werden konnte. Sie vertrugen sich gut miteinander. Herrn Schmitt schmeichelte die Aufmerksamkeit und Lernbegier seiner Schülerin; er zeigte ihr manchen Kniff und ließ sie zuweilen selbständig einen kleinen

Handel abschließen. Nun war unermüdlich, wenn es Neues zu lernen gab. Die Erziehung in des Försters freiem Jugendgarten begann schon Früchte anzusehen. Ihr Geist war geschärft und ihr schlanker Körper hielt erstaunliches aus, ja es war zu befürchten, daß sie sich überanstrengte. Karl Rodemann schüttelte wohl manchmal den Kopf darüber, zu warnen aber wagte er nicht; dies Recht hatte er in jener Stunde, an der sie bisher nicht wieder rührten, verwirrt. Nun Wendebühl vergaß sie nicht, obwohl auch sie schwieg. Nun wußte, daß Karl Rodemann seit zwei Jahren außer freier Wohnung und Deputat keinen Pfennig Lohn erhalten hatte. Tag und Nacht sann sie darüber nach, wie dies Geld zu beschaffen sei. Herr Schmitt lachte sie aus.

„Wenn es weiter nichts ist. Nachher beim Verkauf wird er es schon kriegen. Wir legen ihm einfach ein paar Taler extra drauf. Soll ich ihn vielleicht darauf vertrusten?“

Nun wehrte entschieden ab. „Ich werde es selbst tun. Das ist das Wichtigste, was er verlangen kann.“

Eines abends, Karl Rodemann hatte gerade ein paar Häuflein ausgegwärmter Bienen eingefangen, gestellte sie sich zu ihm. Er trug noch die schützende Drahthaube vor dem Gesicht und die dicken Fausthandschuhe an den Fingern.

„Ich habe dir neulich in Gedanken bitteres Unrecht getan,“ fing sie leise an. „Dich im stillen wohl einen Augenblick sogar treulos genannt. Nun habe ich den Beweis, daß du es nicht bist, daß ein anderer an deiner Stelle längt auf und davon wäre.“

Aber, wie die Sachen hier stehen, kann ich dir das ganze, redlich verdiente Geld noch nicht geben. Ich habe mir den Kopf zermartert, um einen Ausweg zu finden. Es muß bei einer kleinen Abzahlung bleiben aus meiner Kinder-sparbüchse. — Nur 80 Mk. sind es freilich. — Nimm die einstweilen, es soll dir von dem übrigen kein Pfennig verloren gehen, das verspreche ich dir.“

Er befreite sich ungeschickt von dem steifen Gespinnst. Sein Atem ging kurz und schwer. Er sah, wie schmal und blaß sie geworden, wie hilflos und traurig der Blick ihrer Augen war.

„Ich kann das Geld nicht nehmen, ich schäme mich so sehr.“

Da ward sie beinahe fröhlich.

„Dein Geld?“ sagte sie, „das wäre ja noch schöner. Was soll ich wohl damit? Habe ich nicht alles in Fülle?“

Er sah weiter, wie dünn und abgetragen ihr Kleid war. Ein großer Jammer packte ihn da an. Ihre feinen schlanken Finger

preßten ihm das Geld in die Hand.

„Ich danke dir für alles, Karl Rodemann, nicht zuletzt dafür daß du noch ein wenig bei mir aushalten willst.“

Er konnte nicht länger neben ihr bleiben, ohne die Qual seines Lebens zu entschleiern. Seine Kraft, alles allein zu tragen, wurde täglich geringer. Er ging schwerfällig an ihr vorbei — nach Hause. Frau Kiefe stand am Herd und summt ein Liedchen:

Im Grund, wo dich der Wacholder steht

Ein Liebster mit seiner Lieben geht ...

Im Stühlfchen schlummerte das Kind. Karl Rodemann wurde gewahr, daß es einen neuen Mod trug. Ein weiches Gefühl für seine Frau stieg in ihm auf.

„Das ist gut von dir, Kiefe. Der alte Mod war doch zu sehr abgetragen.“

Sie hielt mit Singen inne und lachte ihn mit verträumten Augen an.

„Was denkst du bloß? Ich hab' doch zu so was keine Zeit gehabt. Das Fräulein hat's genäht.“

Sie summt und lachte weiter. Er verließ die Stube wieder und kauerte sich hinter den Fliederbusch, wo ihn niemand sehen konnte, er fühlte sich wohl in dem Dunkel, das breit und frohig auf der Erde stand und vergessen hatte, wie licht es wieder werden muß — ein wenig später!

11. Kapitel.

Die Lehren neigten sich im Augustwind mit schwellendem Segen. — Nun Wendebühls Willen aber hob sich, stieg zu den Wolken empor und erträumte große Dinge. Inmitten der eifrigsten Beschäftigung konnte sie plötzlich einen Ton ausstoßen



Das Vernichtungswert des Krieges.

Die Kirche von Kurowiec in Rußisch-Polen nach der Beschädigung des Ortes.

der den alten Schmitt an ungeeigneter Stelle einen Alex machen ließ. Er brachte zwar mit der Zunge das Ungehörige leiblich wieder in Ordnung, aber mit der ärgerlichen Aufwallung über die Sörung wurde er gewöhnlich nicht so schnell fertig. Immer häufiger flogen seine Augen zu ihrem Platz hinüber. Sein Mmut machte sich potternd Luft:

„Sie sind nicht viel anders, als die meisten Frauenzimmer, Fräulein Rut. Ein bißchen Sonnenschein und ein Quentchen Puffage schmelzen Sie gleich aus dem Sattel.“

Sie sah ihn fragend an. Ihre Stimme klang frisch und sicher. Nicht das leiseste Not einer Verlegenheit färbte ihr Gesicht.

„Wenn ich nicht zufällig vor ein paar Tagen Fritz Knochenschmidt nach der Bedeutung des gräßlichen Wortes gefragt hätte, wüßte ich nicht mal, was Sie damit sagen wollten.“

„War denn mein Nefse Frederici heute noch nicht hier?“ Ihre feingezichneten Brauen zogen sich eng zusammen. Etwas herb Abweisendes kam in ihr Gesicht.

„Allerdings, und ich weiß ihm auch heute nicht weniger Dank dafür als alle Tage. Ich fühle es ja, wie es bei uns vorwärts geht.“

Die helle Freude stieg langsam in ihre ausdrucksvollen Augen.

„Der Roggen steht ebenfogut wie in Damerow und die Milchwirtschaft bringt jetzt einen hübschen Posten.“

„Wem verdankt Ihr das, hm?“ Sie lachte, ohne seinen vertraulichen Ton zurückzuweisen.

„Ihnen! Ihnen ganz allein. Wie oft hat Vater darüber gescholten, daß sie uns die Genossenschaftsmollerei drei Meilen von der Grenze fortgebaut hatten. Nun ist das weit gemacht. Ich sage Ihnen, der Pohn schafft die Sache prachttvoll. Das Abbuttern hat heute kaum 40 Minuten gedauert. Die Befestigungen auf unser Fabrikat häufen sich. Es muß demnach sehr gut sein. Und ich bin es, die alles von A bis Z fertig machte. Ach, das ist so ein Gefühl! Das soviel Glück in der Arbeit liegen könnte, habe ich mir nicht träumen lassen.“

Der alte Schmitt verzog den breiten Mund zu einem Schmunzeln.

„Sie werden mal eine Landfrau, wie sie im Buche steht.“

Rut Wendebühl sah ganz still und starre auf die Nichtingel, welche die Sonne auf den Tisch streute. Von neuem begann eine bestimmte Hoffnung in ihr aufzusteigen.

„Ich will für heute mit meiner Arbeit aufhören, Herr Schmitt. Die Butterpatete müssen noch verschürt werden.“

Er sah ihr nach, wie sie mit leichten Schritten über den Hof lief. Das Licht schlüpfte in ihr Haar und ließ es ausglühen. Er schnalzte wohlgefällig mit der Zunge. Dann nickte er und sagte halblaut:

„Er war immer ein schlauer Fuchs, der Frederici, aber diesmal kann man sich aufrichtig über ihn freuen.“

Rut Wendebühl stand im Keller neben der mächtigen Masse unausgewogener Butter, aber sie arbeitete nicht darin. Ihre Gedanken liefen weit fort über die Felder bis an das blaue Meer und darüber hinweg, in Gegenden, die sie nur auf dem Atlas be- sahen.

Da war er! Sie schwiegen freilich alle dazu, wenn sie daran rührte. Noch keiner hatte ihr gesagt:

„Ja, du hast recht, er wird und muß wiederkommen, denn er hat es gesagt. In seinem Abschiedsbrief stand es ganz klar. Ach, dieser Brief! Es hatte lange gewährt, bis sie sich über den Jubel, daß sie ihm so viel bedeutete, zu dem Nüffel an dem Schluß getastet hatte. Er verhieß ihr etwas darin, ein Geschenk, das ihr Freiheit bringen sollte. Was aber konnte es anderes sein, als er selbst. Morgen war sein Geburtstag. Sie zählte an diesem Tage fünf Monate im einundzwanzigsten Jahr. Wenn er nun morgen käme!! Die Fesseln des Alleinseins drückten hart; sie fühlte lauter eiserne Ketten um Sand und Fuß und Herz. Was konnte ihr alles Arbeiten nutzen? Sobald Herr Frederici die Gläubiger nicht mehr zu beschwichtigen vermochte, mußte sie hier fort. Und wenn „er“ dann kam und keine Heimat mehr hatte — nach ihr Umschau hielt und sie nicht fand, überhaupt nichts, gar nichts aus der alten, schönen Zeit — nur die Scheune, ein halbzerfallenes und ein frisches Grab — was sollte dann mit ihm

werden? Er würde wiederum laufflos fortgehen und niemals erfahren, wie sie um ihn gebangt, an ihn geglaubt hatte.

In dieser Nacht fand sie keinen Schlaf. Sobald sie die Augen schloß, sah sie sich als Kind neben Karl Rodemann auf der Wiese stehen. Fremde Stimmen küßerten ihr zu: „Sieh! Ihn dir doch an! Geht so ein Mensch durch die Welt, der sich frei von Schuld weiß? In seinem Leben liegt ein Geheimnis. Werde nicht matt, es zu ergründen!“

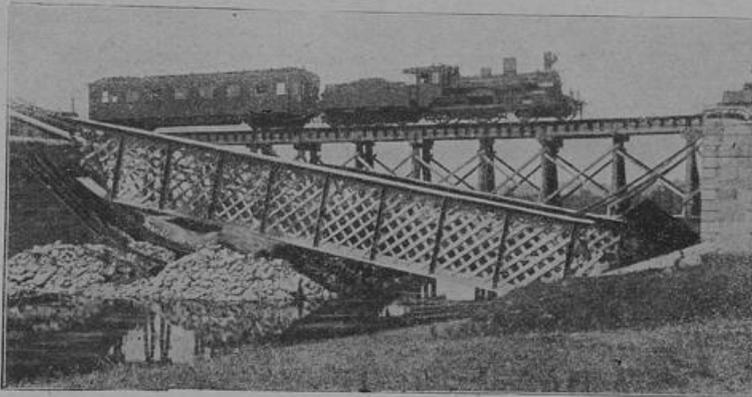
Immer häufiger mußte sie darauf hören. Immer fester fügten sich die eigenen Betrachtungen zu einem Verdacht, der sich freilich nicht fassen und halten ließ, ohne Grundlage auf- und niederschwebend, in einem Kindergefühl wurzelnd, aber mit tausend wachsenden Fäden.

Rut Wendebühl sprang von ihrem Lager auf und riß an dem Fenster. Mit dem ersten Sonnenstrahl zerföhen diese Vorhellen. Nur die Müdigkeit durchwachter Stunden machte ihre Glieder unruhig und träge für den neuen Werktag. Sie ging in den Garten und schnitt von den Feilrosen, die nur in der Knospe entzünden, einen vollen Strauß. Sorgsam gab sie acht, daß der Tau nicht verschüttet wurde. Dann stieg sie wieder die Treppe empor, ging aber nicht zu ihrem eigenen Zimmer, sondern zu dem verschlossenen Giebelstübchen, das einst Wiberstein bewohnt hatte. Der Schlüssel drehte sich schnell herum, denn sie war hier ein häufiger Gast. Auf dem alten Schreibtisch lag ein Momentbild, das ihn als Student darstellte. Das betete sie in die Kissen und ließ sich davor auf dem blanken Lehnstuhl nieder, in dem er sie oft belehrt, gescholten und geherzt hatte.

Lange saß sie da, in dem jungen Herzen ein Gefühl der Sehnsucht nach einem Zeichen des Lebens oder der Liebe von ihm, und doch gewisser und gläubiger denn jemals, daß auch er das alles nicht vergessen habe.

Draußen erhoben sich die Stimmen des neuen Tages. Mirrend fielen die Griffe der Milcherm auf den Holzrand. Eine Magd murmelte über das frühe Aufstehen. Der alte Hofhund, den Wiberstein mit der Flasche aufgezogen, schlug an. Der Blechbrunnen begann rasselnd seine Tätigkeit. Karl Rodemanns Stimme fuhr scheltend in die entferntesten Winkel der Kacheldecke, wo die Knechte über dem Nachfüllen der Futterleipen arbeitsfeindlich einge- nickt waren.

Rut Wendebühl er- schrak und fuhr in die Höhe. Der Werktag rief und sie wandte sich nach einem letzten Blick auf sein Bild zur Türe



Russische Zerkörungen und deutsche Aufbauarbeit in Polen.

Eine von den Russen zerhörte Brücke, daneben die von den deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

und folgte willig den mahnenden Lauten.

So flogen die Stunden zur Höhe des Tages. Die Butter- maschine sang mit seinem Schwirren ihre eifrige Melodie; ein Händler kam und feilschte um eine buntgefleckte Kuh; Rut Wendebühl ging hin und her, sie hatte den Kalender in der Hand und bezeichnete ihm die alte Kuh. Niemand bemerkte eine Ver- änderung an ihr und doch war sie nicht bei der Sache. Ihre Stimme lauschte auf jeden Tritt. Ihre Lippen waren trocken, die Schläfe pochten. Ihr lag nicht nur die wachend verbrachte Nacht in den Gliedern, sondern eine ins Krankhafte gesteigerte Erwartung, die doch jeder Grundlage entbehre. Frau Riele machte für gewöhnlich nicht viel Umstände mit dem Essen, sie bot einen Krug frischer Buttermilch und ein reichliches Stück Fleisch, wie es gerade die Jahreszeit in den Kochtopf warf. Heute gab sie Eiermudeln mit Zucker und Zimmel nach. Es stellte sich später als ihr Lieblingsgericht heraus, aber Rut nahm auch dies als etwas entgegen, das auf Außergewöhnliches hinwies. Sie konnte sich nach der Mahlzeit kaum noch auf den Füßen halten. Von einem fast unerträglichen Gefühl getrieben, das ihren Herzschlag beschleunigte, schlich sie in ihr Zimmer. Sie setzte sich auf den Bettrand des überdeckten Lagers nieder und suchte durch das Fenster in dem fließenden Sonnengold das graue Band der Landstraße. Tausend purpurne Flämmchen schienen sich zu ent- zünden und wieder erlöschen. Endlich wurden ihre Lider schwer und sie holte nach, was ihr die unruhige Nacht versagt hatte. Ihre Sehnsucht war still geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied in der Nacht.

Erzählung von Hise E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Eine traumschöne Sommernacht. Die Welt lag in seligstem Frieden, und die Menschen ahnten noch nichts von den schweren Vorständen.

Die Linde blühte und sandte berausende Düfte, und in den Gebüsch, den Kletter- und Jasminsträuchern erklang das sehnsuchtschluchzende Lied einer Nachtigall.

Unter der Linde saß der Rentmeister mit seiner Gattin, und ihre Gedanken schweiften erinnerungsfroh zu längst-entschwundenen Zeiten, da ihnen noch des Lebens Frühling blühte. Durch die schattendunklen Wege des Parks schimmerten weiße Kleider und helle Stimmen schollen herüber.

Jetzt traten die jungen Mädchen in den breiten Vorplatz vor der Kentei, den die Linde mit ihren weitausladenden Ästen schützte.

„Frau Rentmeister, denken Sie nur, wir bringen es nicht fertig, Fred zu veranlassen, ein Lied zu singen. Er ist eigensinnig wie alle großen Künstler. Wirklich, Fred, seitdem du das Engagement hast, bist du absolut unsympathisch geworden.“

Baroneß Bela machte ein ernsthaftes Gesicht, und ihre Freundin, des Rentmeisters Tochter Käte pflichtete ihr bei.

„Was er sich wohl einbildet . . . ! Er ist ganz anders als sonst.“

„Ihr müßt ihn schon lassen, wenn er keine Lust zum Singen hat.“

Käte setzte sich zu den Eltern und plaudernd ging Bela mit Fred weiter. Als sie außer Hörweite waren, wandte der junge Sänger sich brüsk an die Baronesse.

„Du bist ein Kindskopf, Bela — du weicht ganz gut, warum ich nicht singen mag. Wenn du nur nachdenken wolltest! Aber du bist falsch wie alle Frauen, du spielst mit meinem Herzen . . .“

„Werde nur nicht tragisch. Ich denke nicht daran, mit deinem Herzen zu spielen.“

„So sage mir, daß du mich liebst.“

Er ergriff ihre Hand und zog sie, die natürlich in diesem Augenblick wieder auf und davon wollte, an sich. Doch sie wand sich geschickt los.

„Ach, laß mich doch, immer verdirbst du mir die Freude.“

Sie waren unterdes ziemlich weit in den Park hineingegangen, so daß sie die Stimmen der anderen nicht mehr erreichten.

„Sieh' mal, Bela, jeder Mensch muß etwas haben, für das er lebt.“

„Sie nichte eifrig.“

„Das ist auch meine Ansicht. Du hast deine Kunst.“

„Ja — und du . . .?“

„Ich weiß noch nicht. Vorläufig bin ich einfach da.“

„So das genügt dir? Mir aber genügt meine Kunst allein nicht. Ich will einen Menschen, der mich lieb hat, zu dem ich mich flüchten kann, wenn mich der leere Glanz der Theaterwelt abtödt.“

„Das ist ja alles Unsinn, Fred. Du bist ein Phantist. Erst wolltest du absolut Sänger werden, hast jahrelang studiert, und jetzt tust du, als ob alles Nummy wäre — die Kunst und alles, was mit ihr zusammenhängt.“

„Man muß erst erkennen, Bela, eher glaubt man nicht. So ist's mit allen Dingen. Du bist ja kaum aus dem Schloß herausgekommen, aber wenn du wüßtest, wie es hinter den Kulissen ist, dann würdest du weniger spöttisch zu mir sein. Im Theater ist alles nur Schein. Selbst der

Applaus der Zuhörer. Der Vorhang fällt und die Menschen sind schon mit ihren Gedanken bei ganz anderen Dingen. Und wenn man da nicht etwas hat, wo man aufatmen kann, wo man im reinsten Sinn glücklich ist, dann ist's nicht der Mühe lohnend zu leben.“

Baronesse Bela war nachdenklich geworden.

„Du lernst doch genug Frauen kennen, Fred. Ich meine, eine von ihnen könntest du lieb haben, wenn du dir Mühe gibst.“

Er lachte auf.

„Du bist einzig. Ich hab' dich lieb, Bela, und nur deinetwegen bin ich Sänger geworden, weil ich dich sonst nie erreichen könnte. Die Natur gab mir die Kunst nur für dich. — Durch sie will ich deiner würdig sein.“

„Fred, sei doch vernünftig, es geht ja nicht. Du kennst doch Papa und ich als Veltete von acht Geschwistern darf doch nicht . . .“

„Eine Resalliance eingehen —“ warf er ein.

Sie blieb stehen.

„Fred, sei einmal wieder wie früher. Ich will dir ja gerne erklären, daß du mir ein guter Freund bist, daß ich stolz auf dich bin.“

Er zog sie stürmisch in seine Arme

„Mädel, Bela — ich hab' dich lieb, ganz unsagbar lieb. —“



Zur Einnahme Warschaws.

Strassenbild von Warschau rechts das königl. Schloß



Das Rathaus von Warschau im Mittelpunkte der Stadt.

Und sie schweig und ließ sich willig von ihm küssen und in ihrer seligen Verunkenheit sahen sie nicht, daß Mäte eilig herantrat. Erst als sie vor dem Paare stand, fuhren sie erschrocken auseinander.

„Bela — Fred — um Gottes willen, der Herr Baron ist da — kommt.“

Atemlos liefen die beiden jungen Mädchen zurück, während Fred ärgerlich folgte. Es ist fatal. Immer, wenn es am nettesten ist, kommt ein unvorhergesehenes Ereignis, dachte er.

„Na, wo stehst du denn, Bela?“

„Papa —“

Sie fand nicht sogleich eine passende Entschuldigung. „Es wird Zeit, daß du heimkommst.“

„Guten Abend, Herr Baron. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis begleite ich Baronesse Bela zum Schloß.“

„Gott bewahre! Ich gehe gleich mit ihr. Doch geben Sie mir mal die Hand. Wie ist's Ihnen denn ergangen? Machen ja schon glänzende Fortschritte in der Kunst. Man liest häufig von Ihnen.“

Der Baron setzte sich zu Rentmeisters und man kam ins Neben.

„Sagen Sie mal, Sie täten mir einen Gefallen, wenn Sie mir mein Lieblingslied einmal singen wollten. Das heißt, wenn Sie dazu disponiert sind, vorausgesetzt natürlich.“

„Gerne, Herr Baron. Sie meinen das Lied: Am Brunnen vor dem Tore.“

„Ganz recht. Sie haben also doch nicht vergessen.“

„Alles, was mich an die Heimat erinnert, wird mir ewig unvergesslich sein.“

Bald kamen die Töne in löstlicher Fülle durch den nachts stillen Park. Die Herzen der Zuhörer waren eigen bewegt. . .

Auf dem kurzen Wege zum Schloß wandte sich Baron Verber an seine Tochter.

„Es scheint mir, als ob Ihr Euch Klauen in den Kopf gesetzt hättet. Ich sage dir nur, ich dulde unter keinen Umständen, daß sich zwischen Euch irgendwelche Beziehungen anbahnen. Du darfst nicht vergessen, daß du vom Stande bist. Daß Ihr Jugendgepielen wart, ist doch kein ausreichender Grund, Euch jetzt ineinander zu verlieben. Das merke dir. Diese Theaterleute sind auch im Leben Skandallanten, Mädel, und es wird ihn schon reizen, eine Baronesse zur Gattin zu kriegen. Also kurz und gut, daraus wird nie etwas.“

„Und ganz überraschender Weise brach plötzlich aus Baronesse Belas Augen ein heftiger Tränenstrom. Der Vater war ratlos und wußte nichts Tröstliches zu sagen, das sie beruhigen konnte.“

„Da heult man doch nicht wie eine Magd, der der Schatz untreu geworden ist.“

Aber ihr Schluchzen wurde noch leidenschaftlicher, und als sie schon längst in den Rissen lag, versiegte ihr Tränenquell noch immer nicht.

Ein Jahr später. Baron Verber stand als Rittmeister irgendwo in Nordfrankreich, und sein Rentmeister war im selben Regiment als begeisterter Freiwilliger eingetreten. Sie hatten schon harte Wochen miteinander durchkostet und bisher wenig Zeit gefunden, sich mit Heimatsehnsucht zu quälen.

Des Rentmeisters Sohn, der bei Kriegsausbruch einjährig diente, hatte es bereits bis zum Unteroffizier gebracht. Er wußte, daß sich des Vaters Regiment in der Nähe befand, erbat sich Urlaub und traf in der Dämmerung eines Sommertages vor dem Schloß ein, in dem des Vaters Quartier war.

Der Rentmeister stand auf Posten, als der Sohn kam. Der Vater rief ihn pflichtgemäß an, da er ihn nicht sofort erkannte, und als der Ton des jungen Soldaten Ohr traf, löste sich ein jauchzender Aufschrei aus seiner Brust.

Erschrocken hätte der Posten beinahe sein Gewehr fallen lassen, aber er faßte sich schnell, erinnerte sich seiner Soldatenpflicht und drückte den Sohn in den linken und das Gewehr in den rechten Arm und konnte vor Freude nicht reden.

In diesem Augenblicke kam Rittmeister von Verber aus dem Schloß. Er blieb betroffen vor dem seltsamen Bild stehen.

„Das ist ja großartig! Wo kommen Sie denn plötzlich her? Sie müssen mit hineingehen. Sie werden abgelöst werden, Röder, denn diesen Abend wollen wir zusammen genießen. Das Eisene Kreuz haben Sie auch schon!“

Vater und Sohn gingen mit dem Rittmeister ins Schloß. Die Offiziere begrüßten den Gast erfreut, denn fast jeder von ihnen hatte bereits von der unvergleichbaren Kunst des jungen Sängers gehört, und jeder erhoffte einen Genuß von der Stunde. Der Schloßkeller mußte sein Bestes hergeben, und die Ordonanzen hatten genug zu tun, die Gläser der Herren zu füllen.

„Wie lange haben Sie Urlaub, Röder —?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister, zwei Tage.“

„Gut. Wir werden also öfter das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen. Trinken wir dieses Glas auf ein baldiges siegreiches Ende und auf Ihre Zukunft.“

Unteroffizier Röder nahm das Glas, das ihm der Rittmeister reichte und hielt es hoch.

„Ich trinke auf das Wohl unseres allerhöchsten Kriegsherrn —“ sprach er mit aufleuchtenden Blicken.

Brausendes Hurra erscholl, hallte von den Wänden wider.

„Junge, wenn du mir einen heißen Wunsch erfüllen willst, so singe einmal das Lied, das wir daheim so gerne hörten. Du zauberst uns allen ein Stück deutsche Heimat vor. Sieh', auch hier blühen Linden und auch hier steigt herber Duft aus der zerstampften Erde.“

Und es hoben sich die Töne, schwellen über die Lauschenden, hinweg, und atemlose Stille herrschte eine Weile unter den Anwesenden.

„Nun bin ich manche Stunde, entfernt von jenem Ort, Doch immer hör' ich's rauschen: Du fändest Ruhe dort.“

In den Herzen der Krieger erklangen Saiten und die Heimat erstand vor ihnen mit ihrem köstlichen deutschen Frühling und ihren Lieben — und aus vielen Augen rollten heimliche Sehnachtsstränen.

Plötzlich, in der ergreifenden Stille ein schrilles Signal. Alle sprangen auf. Der Heimatzauber war gebrochen, und jeder stand auf seinen Posten. Dann wieder atemloses Warten.

Fred Röder stand am Fenster und versuchte, mit seinen Augen die finstere Neumondnacht zu durchdringen. In der

Ferne lochte ein Brand, und ganz dumpf kam in langen Abständen Kanonendonner herüber. —

Fred Röder legte sich weit aus dem Fenster. Jeder Nerv in ihm war angespannt.

„Da — da — es schleicht heran — der Feind —!“ Ein Tumult. Stühle flogen, Türen wurden aufgerissen. Soldatentimmen. Das Hallen schwerer Stiefel — Schüsse —

„Eine Ueberfall — diese verfluchte Bande!“ „Herr Rittmeister, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte, grüßen Sie Bela, sagen Sie ihr, daß ich sie liebe bis zum letzten Atemzug.“

Unteroffizier Röder stieß die Worte hastig hervor. Ein langer bereedter Blick traf ihn.

Durch die hohen Fenster flogen Geschosse, schlugen trachend in die Spiegel — draußen wildes Geschrei und heftiges Gewehrfeuer.

Fred Röder hatte sein Bajonett aufgepflanzt und führte vor, lief in eine Horde Jüder hinein, die eben versuchte, sich den Eingang in das Schloß zu erzwingen. Von einigen gutgezielten Schüssen niedergestreckt, lagen bereits etliche der listigen Kerle in ihrem Blut.

Da schlich sich in geduckter Stellung mit fanatischen Blicken ein langer hagerer Jüder zu Rittmeister von Verber, und im letzten Augenblicke sprang Fred Röder zu Laum, daß er die Absicht des andern gemerkt hatte, schleuderte mit einer gewandten Bewegung den Rittmeister zur Seite und erstach den Jüder, der röhrend seinen Geist aufgab.



Zu den Kämpfen in Tirol.
Stattensche Trainkolonne in den Dolomiten.

Draußen kämpften einige Kompagnien deutscher Soldaten, die den Gegner nach kurzer Zeit überwanden, und nach genauer Durchsicht der ganzen Schloßumgebung konnte festgestellt werden, daß das Gelände frei von feindlichen Soldaten war. Der Ueberfall war völlig in sich zusammengebrochen.

Mittmeister von Berber rief eine Ordemannz.

„Bringen Sie mir den Pionier-Unteroffizier Röder.“

„Im Befehl, Herr Mittmeister, Unteroffizier Röder ist verwundet.“

Mittmeister von Berber ging hinüber zur Sanitätswache. Er reichte dem Unteroffizier die Hand.

„Ihnen hab' ich mein Leben zu verdanken, Röder —“

Ein helles Leuchten glitt über des Soldaten Gesicht.

„Es ist nicht der Rede wert, Herr Mittmeister. Ich tat nur meine Pflicht. Ihr Leben ist wertvoller als das meine. — Ihre Gattin daheim, Ihre Kinder ersehnen Ihre glückliche Heimkehr.“

Er konnte nicht weiter reden. Wie ein Knäuel sah es in seiner Kehle und seine Augen schmerzten.

„Sagen Sie das nicht, Röder. Ein junges Leben ist berechtigt. — Es wartet darauf, seine Mission zu erfüllen und außerdem — die Bata sendet täglich heiße Gebete gen Himmel . . .“

Fred Röder richtete sich auf.

„Bela — Herr Mittmeister?“

Der ältere Herr lachte gutmütig.

„Ja, natürlich, das können Sie sich doch denken. Lassen Sie sich daheim von Mutter und Schwester gesundpflegen, und wenn Sie dieses Mädel sehen,

dann sagen Sie ihr, der Papa wünschte, bei der Verlobungsböwle zugegen zu sein. So lange müsse sie ihr kleines Herz noch zügeln.“

Er gab ihm ein Bild seiner Tochter. Glückselig lächelnd, trotz der heftigen Schmerzen drückte Fred Röder es an seine Lippen.

„Vater — hörst du — sie wird mein — mein — Vater.“

Der Baron und der Rentmeister reichten sich die Hand und schauten sich ernst an.

„Das Leben ist kurz, und man muß der Jugend geben, was sie gläubig verlangt —“ sagte Baron Berber aufatmend.

Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Hof.
(Höf.) (Nachdr. verb.)

Unsere bisherige Reise hat bereits eine Fülle der herrlichsten Eindrücke in uns hinterlassen. Aber unser Schaulust treibt uns immer weiter hinunter nach dem Süden.

Zu den schönsten Genüssen gehören Fahrt und Aufenthalt in Mostar, der Hauptstadt der Herzegovina. Die schmalspurige Eisenbahn bringt uns in Schlangenwindungen wieder empor auf die Höhe der Karstlandschaft und gestattet nur kurze Zeit die Fernsicht über den Hafen von Gravosa. Tief unten im Tale der Dmbla liegen reizende kleine Fischerdörfer, Kirchen, Landhäuser in herrlich grüner Vegetation. Die Dmbla ist eine der häufigen Naturerscheinungen Dalmatiens, wonach die Quelle eines Flusses gleich so hart aus dem Boden strömt, daß sie einen ordentlichen Fluß bildet, Mühlen treibt und nutzbar gemacht werden kann. Ein solches interessantes Naturspiel ist auch die Lunaquelle bei Mostar. Wir gelangen nach langer Fahrt bei Mondenschein nach Mostar. Das Silberlicht auf den Türmen und Moscheen und Dächern zeigt uns diese fast orientalische Stadt wie in einem Traum aus Tausend und einer Nacht. Und als dann am frühen Morgen die Sonne hell und heiß über die Schneeberge herausgezogen kam, die dem Tale der Nerenta mit Mostar als Mittelpunkt einen so prächtigen Abschluß geben, da brach ein Tag unserer Reise an, der an Eindrücken und Seltsamkeiten seines gleichen nicht wieder hatte.

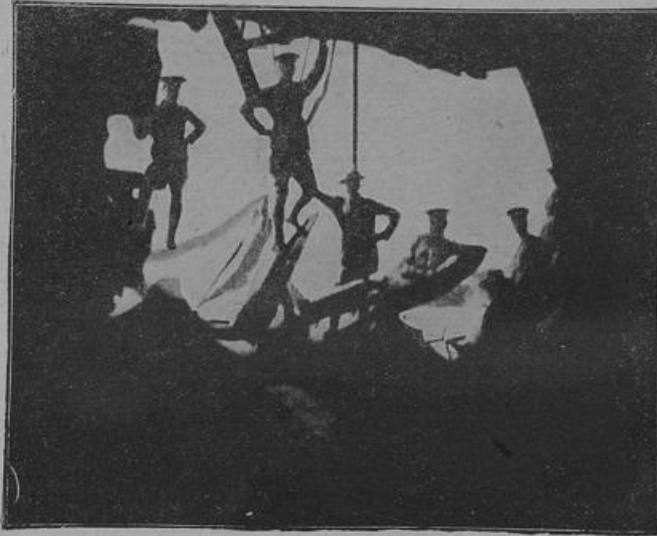
Mostar ist prächtig zu beiden Seiten der Nerenta mit ihren romantischen, unteripulken, moosbehangenen Ufern gelegen. Ein fruchtbares Tal mit subtropischem Klima, mit zahlreichen Weinberg- und Tabakanlagen, umrahmt das Reichbild der Stadt, die in immer größerem Umkreise von hohen blauen und grünen Bergen eingeschlossen wird, deren höchste Ausläufer mit Schnee bedeckt sind. Ueber den übermütig daherrauschenden Fluß führen zwei Brücken, von denen die alte Nerentabrücke mit ihrem mäch-

tigen steilen Bogen von 28 Meter Spannweite und 19 Meter Höhe die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist. Einen prächtigen Anblick der ganzen Stadt hat man von der auf einem hohen Abhänge gelegenen neuen serbisch-orthodoxen Kirche, welche in ihrer weißen Farbe von den hinter ihr befindlichen, bis zum fahlen Karstgebirge hinaufziehenden Weinbergen sehr hübsch absteht. Es ist eben Mittag. Warm scheint die Sonne. Die Bienen summen und farbenschimmernde Schmetterlinge tummeln durch die Luft. Wir sitzen auf einer Mauer und genießen den Mundblick auf die Stadt. Ein prächtiger Anblick. Zahlreiche Moscheen mit dünnen hohen Minarets sind über die Stadt verteilt. Eben ist das Karststaggeläute der katholischen Kirche verklungen, da erscheint auf den zu unseren Füßen liegenden Dächern der Moscheen der Gebetsrufer der Mohammedaner und mahnt unter gleichzeitiger viermaliger Verbeugung nach allen Himmelsrichtungen die Gläubigen zum Gebet. Wir hatten auch Gelegenheit, betende Türken in einer Moschee zu sehen. Die Moschee war ringsum demalt mit Inschriften und Figuren, allerdings ohne Bilder; buntgewirkte Teppiche lagen am Boden, welchen der betende Mohammedaner nur barfuß betritt. Außer der Gebetsnische, einer kanzelartigen Erhöhung und einigen herabhängenden Petroleumlampen war nichts von Interesse zu erblicken. Nicht geschmacklos inmitten dieser mohammedanischen Kunst nahm sich ein moderner Regulator aus, Duzendware, wie sie vermeintlich sparame Hausfrauen in Warenhäusern kaufen. Ein beispielloses Durcheinander herrschte auf dem umherliegenden mohammedanischen Friedhof, der mit seinen zahlreichen turbangeformten Steinen, seinen Trauerweiden und dem nahrungsuchenden Federvieh ein echt türkisches Bild der Verwahrlosung darbot.

Das Gesamtbild von Mostar von der erwähnten Höhe aus ist im Lichte der Sonnenstrahlen überwältigend schön. Die Stadt ist rings eingebettet von karstigen Bergen in violetter Schimmer. Die Garten- und Weinbergkultur dringt hoch hinauf auf die Anhöhen und Berge. Aus dem Häuserwirrwarr mit zahlreichen roten Ziegeldächern erheben sich die prächtigen modernen Bauten der Behörden und geben dem Ganzen den städtischen Charakter. Einige Duzend Minarets der Moscheen und sonstige Türme — bei fast völligem Mangel an Fabrik- und Schloten — wetteifern mit zahlreichen Kuppeln und dunklen hochgewachsenen Zypressen im Streben zur Höhe miteinander, ein Gesamtbild, das uns noch lange eine Gemütsruhe darbot.

Mostar ist ein getreues Abbild von orientalischem Leben und Treiben. Ein Gang über die Nerentabrücke durch den Bazar mit seinen tausendfältigen Gegenständen ist hochinteressant. In den meisten Buden wird gleichzeitig ein Handwerk ausgeübt und Waren zum Verkauf angeboten. Die große Masse menschlicher Bedürfnisse und menschlicher Eitelkeit, von Zwiebeln, Knoblauch, Orangen, türkischem Honig, bis zu Kleidungs- und Schmuckgegenständen aller Art ist hier aufgestellt. Dazu die Türken mit ihren weitbäuchigen herabhängenden Hosen, ihrem roten Fez, ihren unvermeidlichen Zigaretten und Kaffeeschalen, ferner die buntschneidigen Trachten der einlaufenden herzegowinischen Landleute, alles in orientalischer Lebhaftigkeit durcheinandergewürfelt, welsch ein charakteristisches Bild vom orientalischem Vorkleben. Die in der Regel glattrasierten Mohammedaner sind meist unschöne Menschen mit runzeligen Gesichtern und apathischem Ausdruck im Anblick. Zum Teil sitzen sie an den Mauern ihrer Häuser hingedrückt, schmachten ihre Pfeife und trinken aus kleinen Schälchen türkischen Kaffee. Er schmeckt ausgezeichnet und der Kaffeealkohol, den wir zu später Abendmunde im sogenannten Kaffee Luft, d. h. in einer kleinen Bude im Freien ohne Fenster und Seitenwände bei hellem Mondenschein uns leisteten, gehört jedenfalls zu unseren interessantesten Reiseerinnerungen.

Einen ungewohnten Anblick bieten die vermunten türkischen Frauen, die in Mostar viel undurchsichtiger verhüllt sind als in Konstantinopel. Bei der Eigenart der weit über den Kopf vorgeschobenen Kapuze hat man diese Trachten Maitäferkollum genannt, ein nicht unzutreffender Vergleich. Man möchte wohl auch diese Gestalten von Angesicht sehen, allein bei der strengen Sandhabung dieser Sitte des Verkleidens bleibt dies ein Wunsch



Die Arbeit unserer U-Boote.

Loch in einem torpedierten englischen Handelsschiffe.

ohne Erfüllung. Da muß man sich halt damit trösten, daß die Mostarer türkischen Frauen ebenso häßlich sein werden wie ihre Männer. So bleiben wir wenigstens vor Enttäuschungen bewahrt, und die Phantasie soll stets schönere Bilder zaubern, als die Wirklichkeit sie besitzt. Wenn die Mohammedanerinnen auch ihre Verhüllung nicht ablegen, mit der Mode gehen sie trotzdem, und es war ein zum Lachen reizender Anblick, als wir in Mostar wie in Ragusa vornehme Türkinnen mit langen Schleiern und moderedachten engen Röcken sahen, die den ohnehin schon trippelnden Gang nur noch japanischer gestalteten. Geradezu köstlich waren die mohammedanischen Kinder in ihren weiten, bis auf die Knöchel herabwallenden aufgebauhten farbigen Pumphosen und ihrem lebhaften Wesen.

Ostern in Mostar! Land und Leute haben wir jetzt kennen gelernt, aber die Ostertage brachten uns neue Ueberraschungen. Am Karfreitag feierten wir die Auferstehung des Herrn in der Franziskanerkirche in Mostar mit. Die Außenwelt nimmt in Dalmatien und der Herzegowina einen innigeren Anteil an Ostern als bei uns. Schon auf den Dampfern hatten die Flaggen seit Gründonnerstag auf Halbmast gehißt. Die heiligen Gräber sind mit gärtnerischem Schmuck geziert, zahlreiche künstlich getriebene junge Körnerhalme in Kistchen und Töpfen stehen umher als Verjüngbildlichung des Auferstehungsgedankens. Zwei Soldaten in ihrer farbenreichen österreichischen Uniform halten mit auf-gepflanztem Gewehr steif wie Marmorstatuen zu beiden Seiten Wache.

Nachmittags 4 Uhr ist Auferstehungsfeier. Die Generalität eine Unmasse von Offizieren aller Waffengattungen in ihrem Farbenschmuck, Behörden begleiten die Prozession, die das katholische Stadtviertel durchzieht. Völkerschüsse ertönen, die Glocken läuten zusammen. Das Bild vor der Kirche ist ungeheuer mannigfaltig. Soldatenmützen und -uniformen in allen Farben, türkische Feze, weißgekleidete Herzegowinerinnen mit Blumen im Haar, Offiziers- und Beamtinnen in moderner Mode, alles schimmert in Farben und Licht; man möchte Maler sein, um dieses reizende Bild süßlichen farbenprächtigen Lebens festhalten und an seiner Schönheit sich wieder heraussuchen zu können. Nach Beendigung der Feier spielt draußen auf dem Kirchplatz die Musik das Lied: Gott erhalte Franz den Kaiser, Gewehrhalben knattern in die Luft, und unter den Klängen eines Regimentsmarsches zieht das Militär ab. Diese Auferstehungsfeier in der Herzegowina werden wir nie vergessen.

Am Oster Sonntag wohnten wir dem vom Franziskanerbischof Mecic zelebrierten Hochamte bei. Aus nah und fern waren die katholischen Herzegowiner und -wonerinnen im Sonntagsstaat herbeigeeilt. Keine Tracht in Deutschlands Gauen kann sich mit dieser Pracht messen. Die herzegowinische Bevölkerung ist ein kräftiger, hochgewachsener Menschenschlag, ihre Frauen und Mädchen sind auch im Gesichte von allen Frauen Dalmatiens und Montenegros, die wir sahen, die schönsten. Weiß ist der Grundton ihrer Kleidung. Sie tragen weite weiße Hosen, weiße Mäntel, über den Schoß hängt eine Art Soutane herab. Frische Gretchenfrisuren umrahmen so manchen hübschen Kopf, der mit vergoldeten Spangen geschmückt ist, an denen Münzen und Medaillons herab hängt ein langwallender, bläulich weiß schimmernder Schleier. Wie eine Art Brünne wirken die gold- und silberdurchsetzten Niedersätze an beiden Seiten der Brust. Dazu kommen noch Kreuzgehänge, Medaillen auf der Brust, zwei- und dreifach ineinanderhängende Ohringe, Blüten und Blumen in den Haaren, auf der Brust, an der Taille. Die Männer haben ihren roten Fez auf dem Kopfe, blaue Pumphosen, weiße Kermet, graue oder schwarze halbgeöffnete Kittel. Diese Männer- und Frauen-trachten denke man sich vom hellsten Sonnenschein übergossen auf dem Kirchplatz oder enganeinander knieend in der Kirche. Ihre Haltung während des Hochamtes war andachtsvoll. (Fortf. folgt.)



Die letzte Marktedenterin.

Frau S. Doebl machte den Feldzug 1870-71 als Marktedenterin bei der 10. Kompanie des 67. Infanterie-Regiments mit. Die letzte Marktedenterin lebt jetzt in Quedlinburg.

Die Feldpost.

Nach stundenlangem Marsch durch Tagesglut, Wirft sich erschöpft der Krieger nieder! Das brave Kößlein läßt den müden Kopf Gar traurig schlafend niederhängen. Die Junge lebt am Gaumen beinahe fest, Denn schrecklich war des Staubes Dürre. Die ganze Batterie kennt nur den Wunsch, Im Abenddämmerung auszuruhn.

Und bald hört man auch schon den Schlafgesang Der sonst so froh gestimmten Krieger. — Auf einmal tönt der Ruf: „es kommt die Post!“ Hei seht, wie da die Mädchen springen! „Die Post!“ ruft jeder seinem Nachbar zu. Vergessen ist der Schlaf und alles drängt Sich um den heiß ersehnten Wagen 'rum, Der Kunde bringt aus fernem Heimat. Der Wächmeister ruft laut die Namen auf Der Glücklichen. Schnell schaut ein jeder auf die Gabe. Des alten Vaters Hand erkennt der Sohn Mit nassem Auge an den traurigen Zügen. Froh kündigt ihm ja schon der Umschlag an, Daß er noch lebt und seiner treu gedenket. Ein anderer ein Päckchen jubelnd hält, Das ihm die stets besorgte Mutter köstlich füllte, Damit der arme Junge in des Krieges Not Nicht noch bei allem Hunger leide. Und um die Pseife, Käse oder Wurst Ist sein gedreht ein Blatt mit guten Worten. — Ein Dritter zieht sich leise aus dem Ring Und läßt sich seitwärts freudig nieder. Ein glücklich Lächeln spielt um seinen Mund, Mit hellen Augen folget er den Zeilen: Es ist der Brief, den ihm die Braut gesandt. Er liest und liest ihn oft von neuem Und drückt vertohlen manchen Kuß darauf, Ihr holdes Bild, das auf der Brust wohl ruhet. Zieht er hervor und schaut es glücklich an. — Ein anderer Mann mit grauem Barte Betrachtet gleichfalls sich ein Heimatsbild, Das eben mit der Post gekommen. Sein Weib mit seinen kleinen Kindern, Die er so lange nicht im Arme hielt, Sieht er mit froher Ueberraschung Gesund und heiter vor sich stehn. „Wie hat der Kleine sich entwicelt! Ob er mich bei der Heimkehr wohl erkennt? — Hab' Dank, mein Weib, für die schöne Gabe.“

So herrscht ein frohes Leben wohl im Kreis, Und alles dankt den Lieben in der Heimat, Ihr treu Gedanken hat das Herz gestärkt. — Allmählich lehrt die Stille wieder, Der Mond bescheinet mild die Gelbenschar, Die durch den Schlaf sich für den Kampftag rüstet.

Nur einer sitzt noch aufrecht auf dem Stroß, Den Kopf gestützt auf beide Hände, Und durch die Finger rinnt das Tränenfalz. Schwer geht die Brust und leise Seufzer Trägt sanft der Abendwind der Heimat zu. Ein Brieflein krampft er in den Händen, Das ihm die Trauerbotschaft hat gebracht. Sein einz'ger Bruder fiel vorm Feinde, Es färbt sein Blut die welsche Erde rot. Wie hing er an dem jungen Kerle, Der freudig kam beim ersten Ruf, Der mutig stand im Schützengraben. Und stets beim Sturmangriff der erste war! Wie schwer trifft dieser Schlag die guten Eltern, Die Tag und Nacht nur sorgten für ihr Kind, Und alles sparten, um den lieben Söhnen Das Beste an Erziehung zu gewähren. „O Herr, gib Kraft den teuren Lieben, Daß sie das Schicksal nicht zu Boden schlägt! Mir aber gib den Mut, die Stärke, Daß ich das Blut des lieben Toten räch.“ Mit dem Gedanken an Vergeltung, Erhehnend heiß den neuen Waffentanz, Sinkt schließlich er ermattet nieder. — Schon schirrt Aurora leih' ihr Lichtgespann.

A. R u m p f,
3. St. Bizewachtmeister d. L. beim 60. Inf.-
Feldart.-Regt.



Sprüche.

Betrat erst Leidenschaft das unbewachte Haus,
Wißt sie vor allem die Vernunft zur Tür hinaus.

Flinke Füße, treue Hände,
Wahrer Mund und rüst'ger Fleiß;
Wer die vier vereint fände,
Gäbe aller Dinge Preis.

Kurische Städte. Ein Blick auf die Karte, ein Vergleich mit dem nahen Dürrenstein zeigt, daß Kurland nur sehr wenig Städte hat. Das mag darin begründet sein, daß dieses Land von vornherein, d. h. bei seiner Besiedlung durch die Deutschen, auf einen vorwiegend agrarischen Betrieb eingestellt wurde, so daß daneben städtisches Wesen nur schwer Raum gewann. So ist es auch heute noch Kurland ist ein ackerbaureiches Land, dessen Reichtum im Grund und Boden, in großen Wäldern steckt, dessen Kapitalkraft nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande zu suchen ist.

Mitau, Kurlands Hauptstadt, ist eine Kleinstadt in zierlichem Biedermeierstil: breite Straßen, niedrige Holzhäuser mit Säulchen oder Pfosten zierlich, geschmückt, schöne Türen mit vielgeschwungenen Koflogewinden, Geschmacksvoll und vornehm, in keiner Weise aus dem Kleinstadtrahmen fallend sind die Häuser des umwohnenden Landadels, der den Winter zum Teil in Mitau zubringt. Sie verkörpern manchen Zug baltischen Wesens: ruhige Schlichtheit, ein Abweisen jeden Prunkes, schöne Sicherheit und gesundes Selbstbewußtsein. Mitau hat ein ungeheuer großes Schloß aus herzoglicher Zeit. Es ist von dem Italiener Napoleoni erbaut, und jetzt in russischem Geschmack hellrosa angestrichen so wirkt es einigermaßen befremdlich, läßt aber doch ebenso wie die schönen Häuser des Landadels und die ruhige Vornehmheit der Straßenzüge die einstige Residenz noch fühlen.

Als Typus der ländlichen Kleinstadt in Kurland mag das kürzlich besetzte **Tuktum** gelten. Ein erster Blick zeigt wenig Unterschied gegen irgend ein polnisches oder litauisches Nest. Erst ein längeres Verweilen kann den deutschen Einschlag wohlthätig empfinden lassen, in einer gemütvollen echt deutschen Kleinstäderei, einem schönen und vertrauensvollen Zusammengehörigkeitsgefühl, das hier die Deutschen verbindet. Auch in dem äußeren Stadtbild wird das aufmerksame Auge unter sehr viel Verwahrlosung manche bescheidene Schönheit entdecken.

Noch vor einem Menschenalter war die Bevölkerung zum größten Teil deutsch, kleine Kaufleute und Handwerker waren die Hausbesitzer und verwalteten die Städte; sie haben heute der lettischen Konkurrenz weichen müssen. Der Russe ist hier eine

vereinzelte und fremde Erscheinung, desto selbstverständlicher gehört der Jude in das Bild der kurischen Kleinstadt hinein. Zwischen ihm und dem Deutschen besteht ein gutes, gemütvoll humoristisches Verhältnis.

Es ist weder ein buntes, noch ein lebensvolles Bild, die kurische Kleinstadt im Alltag: still und einformig liegt sie da, wie im Schlaf. Lettische Frauen in grauen Tüchern schleichen vorüber, dicke Jüdinnen sitzen vor den Haustüren; der lettische Bauer gehört in das Bild hinein, er läßt seinen Wagen vor der Monopolbude halten, wo er Branntwein kauft, den er nachher auf der Straße aus der Flasche trinkt; der Wagen des Gutsbesizers aus der Nachbarschaft gehört hinein, gewaltig dröhnt er über das holprige Pflaster, der Kutscher trägt eine Livree mit blauen Knöpfen, auf denen eine siebenzählige Krone prangt; neugierige Gesichter starren ihm nach.

sonstige von den feindlichen Geschossen herrührende Metalle zu schmelzen, tut es der Soldat ganz einfach in den neuen Schutzhelm, den der Soldat jetzt als Augenschutz in seinem Käppi zu tragen hat. Man setzt diesen improvisierten Schmelztiegel ans Feuer, eine Schmelze gibt es doch in jedem Graben, und die Gießerei kann losgehen. Die Gießform wird aus einer Kartoffel geschnitten. So gießt man Ringe, die hierauf mit Zelle und Taschenmesser ziselirt werden. Unser Schutzhelm findet also eine doppelte Verwendung. Er hält die Granatenplitter ab und dient dem Gusse von Fingerringen, die man, wenn ein Urlaub eintritt, den Frauen und Bräuten mitbringt. Urprung und Fabrikmethode geben solchen Schmuckstücken einen großen Wert.

Zeitrechnung. „Haben Sie dieses entzückende Teegeschirr schon lange?“ — „Nun, etwa vier und ein halbes Dienstmädchen lang.“

Auf der Elektrischen. Eine sehr energisch aussehende Dame steht auf der hinteren Plattform und hält ihre Schirmspitze in lebensgefährlicher Weise nach oben. „Entschuldigen Sie,“ sagt der Schaffner, „Sie werden mit Ihrem Schirm noch dem Herrn hinter Ihnen in die Augen fahren.“ — „Das ist mein Mann!“ verzieht die Dame schnippisch.

Zwei Schauspieler unterhielten sich. „Wenn wieder Frieden ist, möchte ich eine Gastspielfahrt durch Südafrika machen.“ — „Du,“ meinte der andere, „so'n Straußenet wiegte keine zwei bis drei Pfund!“

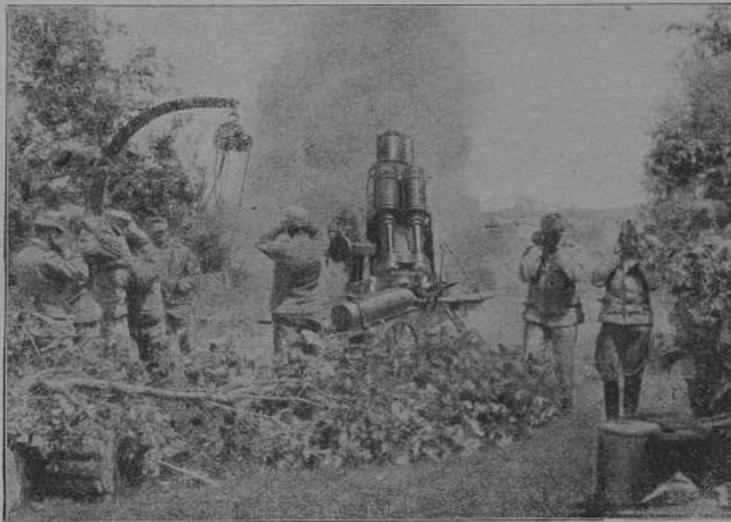
Der Berliner im Schützengraben. Ein deutscher Schützengraben im Osten. Die Russen machen einen Angriff. Ihnen voran führt mit furchtbarem Kampfesgeschrei ein baumlanger Kerl. Ein waschechter Berliner Landsturmmann richtet seinen Schießprügel auf ihn mit dem Rufe: „Mensch, brüll' doch nicht so, id seh' dir ja!“

Rätsel.

Gut und böse kann ich sein.
Bei manchem Spiel nennt man mich fein.
Beim Heere bin ich oft gar lang,
So wie desgleichen
Bei sogenannten großen Leiden,
Und auch bei einer Krönung Drang.
Wer kennt nicht beim Nischen mich;
Das Kreuz verbindet mit mir sich;
Beim Namen werd' ich auch genannt;
Der Feder bin ich stets bekannt.
Bei Klingeln, Flaschen, Feld und Bierden
Kann immer ich gefunden werden.
Auch mich noch aufzuweisen hat
Die Schweiz, als eine kleine Stadt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Braubach.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Herbede & Kornen, Essen (Ruhr).



Die Artillerie unserer Verbündeten.
Oesterreichische 305 Mörser im Feuer

Nein, nicht die Städte sind der Stolz des Baltenslandes! Wer seinen Zauber fühlen will, muß aufs Land hinaus.

Ernst und besetzt ist die Landschaft: weiter herrliche Wälder, mit dichtem Unterholz, gegen die die angepflanzten und gepflegten Waldungen des Westens wie die vorstiellosen Stockplantagen wirken, breite fruchtbare Felder, fetter Moräste, auf denen vereinzelte Birken stehen, hin und wieder ein Bauernhof, ein Krug an der Landstraße; feudale Herrensitze, an blauen Seen oder auf beherrschenden Hügeln gelegen, von herrlichen Gärten umgeben, alles wild, unberührt, naturgewachsen, ein schönes Lied der Einsamkeit, das ist Kurland, dessen größerer Teil heute schon von deutschen Soldaten besetzt ist!

Was die Franzosen in ihren Schützengräben machen. Die Zeitung „Le Progrès de Chalons“ erzählt folgendes: Unsere Kriegsverwaltung hat der Fabrikation von Schmuckstücken aus Aluminium in den Schützengräben einen großen Dienst erwiesen, indem sie an die Poilus („haarigen“, humoristische Bezeichnung für die Soldaten) Schmelzkeffel ausleihen ließ. Um das Aluminium oder

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 36

Sonntag, den 5. September

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowksi.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Um 7 Uhr am Spätnachmittag pochte jemand an Nuts Tür. Sie war sofort wach und schämte sich ein wenig ihrer Trägheit, obwohl sie das vor Johann Peterkow, der der Klopfer war, am wenigsten nötig gehabt hätte. Der Alte war merkwürdig beweglich. Eine Aufregung wühlte in sein beschauliches Leben gefahren sein. Der Schein, den soeben der Postbote zum Vollzug der Unterschrift für Nut abgegeben hatte, konnte das unmöglich bewirken.

So meinte Nut, als sie mühsam ein Lächeln unterdrückend, danach griff. Nun aber erging es ihr nicht viel besser. Sie geriet in nicht geringe Aufregung, als sie eine Reihe Zahlen erblickte, die stolz und steil auf dem Papier vor ihr standen. Dieses Papier war die Benachrichtigung des Lehrers und Postverwalters von der Ankunft eines Wertbriefs für Nut. Es währte lange, ehe sie vollends begriff, daß die Summe, welche auf dem Zettel genannt war, ihr gehörte, sobald sie dies Blatt Papier mit ihrem Namen versehen auf der Poststelle vorlegte. Als sie endlich ihren Irrtum für ausgeschlossen erachten mußte, kam es wie ein Hauch über sie, der nichts anderes erzwang, als die natürlichen Folgen des Besites. Sie brauchte Stechow nicht herzugeben und der, — er würde die Türe freundlich geöffnet und sein Stübchen bereitet finden, immer, heute wie alle Tage. Ihre Gestalt reckte sich. Wie ein Mauschen goldener Formwogen erhob es sich in ihren Ohren, drang in ihr Herz und hielt seinen Schlag eine Sekunde an. Johann Peterkow stürzte vor, um sie aufzufangen. Es war aber nicht nötig. Das Schwindelgefühl ging schnell vorüber. Sobald sie wieder fest auf den Beinen stand, war der Taumel der Freude vor der natürlichsten aller Fragen verflogen.

„Wer schickt mir diese große Summe? Muß da nicht ein Irrtum obwalten?“ Der Brief war laut Mitteilung auf 42 300 Mark deklariert. Der Postagent, der junge Lehrer, mußte sich geirrt haben! Natürlich. Es ist ja ein Unding, ein Wahnsinn, daß jemand an Nut mir nichts so viel Geld senden sollte! Daß sie auch nur einen Augenblick an diese Tatsache hatte glauben können!

Ihre Gedanken setzen wieder ruhig und klar ein.

„Daß den Pony anspannen, ich will zur Post fahren, Johann,“ sagte sie laut.

„Mit dem ist Herr Schmitt vor einer Stunde in die Stadt

gefahren, um die Tonne unbrauchbarer Serringe an den Kaufmann zurückzubringen.“

Sonst hätte sie das lebhaft interessiert. Heute begriff sie nicht, wie jemand einen andern Gedanken hegen konnte, als den brennender Ungeduld, um alles aufzuklären.

„Dann werde ich zu Fuß gehen. Es ist ja nicht so weit.“

„Das hilft Fräuleinchen nichts. Nach acht Uhr ist die Post geschlossen. Der Lehrer ist auf seinem Felde.“

Tropdem glättete sie ihr Haar und griff nach dem Basthut.

„Du bleibst auf, Johann, bis ich zurück bin.“

Er sprach noch mancherlei dagegen nach Art und Berechtigung alter Diensthöfen, die gewohnt sind, ihren Einfluß zu betätigen. Sie hörte ihn kaum. Den Zettel krampfhaft in der Hand, zog sie den Schlüssel aus der Tür und machte sich schlenkig auf den Weg.

Es war wie Johann Peterkow gefügt hatte. Sie fand die Tür der Lehrerwohnung verschlossen. Leppiges Pfeifenrausch nicht überall von den Lehmwänden herab, reichte sich über den niederen Fensterbänken die Hände und ließ kaum mehr von ihnen sehen, als hier und da ein tolettes Blinzeln. Das Bäntchen zur Linken hatte die Füße gebrochen und war nicht wieder geheilt. So lehnte Nut Wendebühl dem heiß die Straße hinauf und



Riga: Die Kathedrale.

und müde am Staket und sah hinunter.

Die kleinen Gehöfte der Bauern und Eigentümer reiften sich links und rechts an. Ueberall das gleiche Bild: das Wohnhaus zurückgebaut; vor der Tür zwei Linden oder Kastanien, unter denen eine Bank stand. Seitwärts auf gepflastertem Damm der flapperige Göpel vom Vater oder Großvater her mit einer neuen, groß gehauenen Bekleidung. Im Hintergrunde die Hundehütte mit dem Kläffer. Und überall auf Bänken, Steintreppen und an Wagendeichseln junges Volk, das sich reckte. Nut erkundigte sich nach dem Lehrer und Posthalter und erfuhr, daß derselbe so bald wohl nicht nach Hause käme.

Da machte sie sich enttäuscht und müde auf den Heimweg. Eine alte Frau, die auf der Suche nach ihrem schlächtigen Gänserich an ihr vorüberhumpelte, gab ihr die gleiche Auskunft wie die Jungen. Nut Wendebühl lief dahin, ohne die Augen von ihrem Weg zu nehmen. Dieser Gang bedeutete durchaus nichts Ungewöhnliches für sie. Schon als Kind war sie furchtlos auf den Feldern herumgestreift. Und hatte sie auch heute noch weniger erachtet als einst, wo sie die Kläfer in ihren Blütenwiegen und die Gästlein in ihren Vertiefungen belauschte — die Unruhe war doch von ihr gewichen. Der Schein knisterte jetzt in ihrer Tasche, das Herz ging regelmäßig. Sie würde wenigstens eine erträgliche Nacht haben.

Sie bog von der staubigen Landstraße ab, auf die Wiesen über, die schon ein wenig feucht waren. In den Gründen ließen bereits die Nebelgebilde ihre Schleier wehen.

Auf allen Ähren herrschte stille Einsamkeit und Mut wurde durch dieselbe ganz feierlich gestimmt. Schneller streifte ihr Fuß den blühenden Klee, in dem die Hummeln schliefen. Einen Augenblick überlegte sie. Dann durchquerte sie zu dem Fußweg hinüber, der hart an dem Fredericischen Gutshof vorbei wohl zehn Minuten schneller nach Stechow führte, als der, den sie auf dem Herweg gegangen.

An einem der Zaunpfosten, der Groß-Danerow von der Verkehrsstraße abschloß, stand Gustav Frederici in gebückter Stellung. Er schlug unbarmherzig auf den Jagdhund ein, der irgend eine Dummheit gemacht hatte. In anderen Tagen wäre sie wahrscheinlich stumm an ihm vorübergegangen, sich nicht zu einer Einmischung befugt haltend. Heute mußte sie die Mißhandlung kränken. Sie fühlte sich dieser leidenden Kreatur vielmehr in ihren Schmerzen verwandt — meinte zu wissen, wie es tat, wenn weit und breit keine Hilfe zu finden ist und erhob mit empörter Stimme dagegen Einspruch.

„Herr Frederici, schlagen und quälen Sie doch das arme Tier nicht so sehr.“

Er erschrak und lockerte seinen Griff. Im Nu sprang der Hund mit langen Sähen davon.

Verlegen lachend suchte er sich zu entschuldigen.

„Er hat mich zu sehr geärgert. Schade, daß ich nicht ein bißchen früher angefangen habe.“

„Blut“, sagte sie, „er blutete ja bereits.“

„Belustigt kam er näher.“

„Wie Sie sich für das Tier ins Zeug legen. Jamos! Wo kommen Sie übrigens so spät her?“

„Ich hatte auf der Post zu tun“, sagte sie kurz.

Sein Blick streifte sie von der Seite. Sie kam ihm so erwachsen, so ausgereift vor, sie war schnell erblüht. Ihre Schönheit tat sich auf und würde nicht mehr lange unbedeutend bleiben. Er sagte sich, daß er mit seinem Warten ein rechtler Tor gewesen sei.

„Sie können jetzt nicht so allein nach Haus gehen. Ich werde Sie begleiten.“

Ein ungemütliches Gefühl beschlich sie.

„Es sind ja nur zehn Minuten. Was sollte mir wohl geschehen?“

Ohne ihr zu antworten, trat er neben sie und blieb an ihrer Seite.

Der Mond trat hervor. Silberne Fischelein schwammen über dem Gold der Felder, das teilweise schon der Sichel zum Opfer gefallen war und in langen Reihen ausgeföhrt dalag. Er benutzte die seltene Gelegenheit und ohne Umschweife sagte ihr Gustav Frederici, warum er sich für sie und Stechow so sehr interessiert habe. Sie müsse bald sein Weib werden, sehr bald.

Mut Wendebühl fand keine andere Entgegnung darauf, als den Schrei der Verzweiflung:

„Gehen Sie — sofort“, rief sie aus Leibesträften und ein Grauen schüttelte sie.

Darum also sein Mitleid, seine Fürsorge.

In Schweiß gebadet kam sie zu Haus an und hatte über dem Abenteuer alles andere vergessen, auch den Schein in ihrer Tasche. Ihr einziger Gedanke war jetzt:

„Nun muß ich doch verlassen, was er lieb hatte. Wenn er heimkommt, findet er verschlossene Türen.“

12. Kapitel.

Am nächsten Morgen war sie verwundert, daß alles so ruhig im alten Geleise weiterlief. Erst allmählich kam ihr zum Bewußtsein, daß sich ja nur in ihrem Innenleben, in ihrem eigenen Gedankenkreis etwas Aufregendes vollzogen hatte. Sie schaute sich, in das Zimmer zu gehen, das sie für Herrn Schmitt eingerichtet hatte, weil sie fürchtete, daß derselbe von den Geschehnissen des gestrigen Abends unterrichtet sein könnte und vielleicht nicht unterlassen konnte, darauf anzuzupielen oder gar direkt die Rede darauf zu bringen. Mit äußerlicher Gleichgültigkeit vorrichtete sie die Morgenarbeit, fühlte, wie ihr der Schweiß von der Stirn rann, ohne eine Empfindung von Hitze zu haben. Als sich die Butterförmel in der entfalteten Milch zusammenfanden

und der Bony an der Maschine langsamer lief, dachte sie erleichtert, daß jetzt die siebente Morgenstunde beginnen müsse.

Die Magd schritt vorsichtig, mit der gefüllten Rolle auf der Schulter, dem Keller entgegen. Wie alle Tage folgte ihr Mut auf dem Fuße. Johann Peterow lief ihr in den Weg.

„Hat Fräuleinchen die Post gestern noch offen gefunden?“ Er war freundlich neugierig, wie alles abgelaufen und democh außerordentlich befriedigt über ihr stummes Kopfschütteln, weil er wieder einmal recht gehabt hatte.

„Ich werde ein paar Zeilen an den Postvorsteher schreiben, Johann. Du kannst mit meinem Brief und dem Schein zu ihm gehen. Die Sache mit dem Brief wird sich sicher als ein Irrtum auflären.“

Der Auftrag war ganz nach Johann Peterows Sinn. Er kam sich ungeheuer wichtig vor, als er eine halbe Stunde später den Hof verließ. Mut Wendebühl schrieb indessen noch einen zweiten Brief. Sie wollte keine Zweideutigkeiten in ihr bisheriges Verhältnis zu Frederici einschleichen lassen. Wenn sie seine vielfachen Freundlichkeiten nach seinem Geständnis am vorhergehenden Abend stumm weiter duldete, mußte er Schlüsse daraus ziehen, die ihr, wenn sie daran dachte, die Angst wie ein Fieber durch die Glieder jagten. Es sollte völlig klar zwischen ihnen werden. Was danach folgte, wollte sie in Gottes Namen ruhig tragen. Und sie schrieb nach einigem Ueberlegen, ohne abzuweichen:

Sehr geehrter Herr Frederici!

Nicht wahr, Sie haben sich das von gestern nicht überlegt? Ich stand so plötzlich vor Ihnen und mischte mich ohne weiteres in Ihre Angelegenheit, daß Sie daraus ein Recht entnahmen,

auch in die meinen — die inneren — einzugreifen. Das habe ich aber bei Gott nicht gewollt. Ich kann mir wohl denken, daß solche Versuchungen leicht über einen Mann kommen, wenn er einem kindlichen Mädchen, das nicht viel Schutz in der Welt hat, öfter begegnet. Sie haben es ganz gewiß sehr gut mit mir gemeint und darum muß ich Ihnen auf Ihre gestrige Erklärung und Anfrage eine klare Antwort gegeben. Den Jahren nach bin ich wohl noch ein halbes Kind, aber Schmerz und Sehnsucht haben mich frühzeitig ausgereift.

Ich könnte niemals Ihr Weib werden. Was ich an Liebe zu vergeben habe, besitzt längst — ein anderer und Gott allein hat zu bestimmen, ob er es jemals entgegennimmt. Und eine Frau mit der Liebe zu einem anderen im Herzen wäre gewiß nicht nach Ihrem Sinn. Ich könnte auch von jener Empfindung für den andern niemals etwas abgeben, weder an Sie noch an irgend jemand. Sie wissen nun, wie es um mich steht und daß die Liebe jedes anderen Mannes zu mir aussichtslos wäre. Zürnen Sie mir nicht. Ich will auch still hinnehmen, was jetzt kommt.

Mut Wendebühl.“

Sie wurde viel ruhiger, als sie dieses Schreiben befördert hatte. Der Hoffnung, trotz ihrer Abgabe weitere Hilfe von ihm zu empfangen, gab sie sich nicht hin. Sie war auf dem Standpunkt angelangt, daß sie an die Selbstlosigkeit der Menschen nicht mehr glaubte. Sie sagte sich: Es hilft keiner dem andern ohne Hintergedanken. Wer täte das wohl? Auch Karl Rodemann kam ihr wieder in den Sinn, sie dachte an brennende Reue und schleiernde Dual und mitten in ihre Gedanken hinein hörte sie, wie Herr Schmitt unter dem Fenster ihren Namen rief.

„Ach, kommen Sie doch mal runter, Fräulein Mut. Es ist ein Mann mit jungen Gänsen hier. Zwei Mark das Stück, unverschämt, was? Aber haben müssen wir doch welche.“

Langsam kam sie herab, um ihm nicht so schnell Rede stehen zu müssen. Sie fürchtete immer noch, Schmitt könnte um den Vorfall von gestern abend schon wissen. Ihre Angst war aber unbegründet. Frederici hatte augenscheinlich über jene Stunde geschwiegen. Sie redeten hin und her mit dem Verkäufer, feilschten um ein paar Groschen und machten von dem kleinlichen Alltagsgeschäft ein Aufhebens, als handle es sich um eine Entscheidung von größter Bedeutung. Als Mut den alten Schmitt näher betrachtete, bemerkte sie, daß er ein falsches Aussehen und einen blutroten Streifen über der Stirn hatte. Sie tat eine bedauernde



Riga: Handelschule und Museum.

Frage danach. Er lachte hart auf: „Haben Sie ein bißchen Zeit für mich? Ich möchte Ihnen dringend etwas Plästerliches erzählen.“

„Ein Viertelfündchen könnte ich wohl zuhören.“
„Das genügt vollkommen. Wie Sie mich hier sehen, verfüge ich ganz frei über mich, ich kann aber auch bis zum Abend mit meiner Geschichte warten.“

„Nein, nein,“ sagte sie nur und schritt ruhig voraus. Da folgte er so eilig, daß sein Atem in der kleinen Stube rasselnd und keuchend aus der Brust ging. Rut Wendebühl ergriff zuerst das Wort, um ihm Zeit zum Erholen zu geben.

„Ist etwas vorgefallen zwischen Ihnen und Ihrem Neffen?“
Er machte eine Bewegung mit der Hand, als würde er etwas weit von sich.

„Vorgefallen? Um! Wenn Sie es so nennen wollen, ja! Er hat gestern nachts, spät, den Hund — den Nero — totgeschlagen, um ein Nichts sage ich Ihnen. So infam, — gemein! Es war die niederträchtigste Tierquälerei! Da vergaß ich, daß ich kein Gnadenbrot esse, wenn ich auch genug dafür geschuftet habe. Ich sagte ihm meine Meinung und da mußte es heraus, was sich seit zehn Jahren aufgespeichert und was ich immer runtergewürgt hatte.“

„Das hat er sich natürlich nicht gefallen lassen.“
Der Alte legte den Kopf auf den hellpolierten Tisch.
„Er antwortete mit der — Meitpeisch, die klebrig und naß vom Hundeblood war. Da —“ seine Hand fuhr bebend über die schmale rote Furche auf der Stirn.

Rut Wendebühl griff der Zammer dieses scheinbar gefühllosen Menschen ans Herz.

„Wenn ich Ihnen doch helfen könnte!“ sagte sie leise und

Rut Wendebühl fühlte den Boden unter sich weichen, sie erschrak in heftigster Weise. Eine Ahnung stieg in ihr auf. Der schwere Brief zitterte in ihrer Hand.

„Laß mich jetzt allein, Johann,“ sagte sie. Er ging unwillig, und als er draußen war, nahm sie rasch eine Schere und schnitt den derben Umschlag auf. Ein unverschlossenes Schreiben fiel ihr entgegen.

Die Hamburger Bankfirma Steffenson sandte ihr laut Order des Herrn Friedrich Wilhelm von Viberstein die am 7. Juli 1896 von ihm und für sie eingezahlten und am 15. August 1908 abzuführenden 30 000 Mark nebst Zinsen von 12 300 Mark bar unter Beifügung seines ebenfalls zur Aushändigung übergebenen Schreibens.

Sie mußte sich zusammennehmen, um den etwas schwerfälligen und langatmigen Geschäftsstil zu verstehen. Mehrmals las sie das Schreiben, endlich begriff sie. Onkel Viberstein würde vielleicht niemals wiederkommen — aber er schickte ihr Geld, — Geld!

Wollte er sich damit von ihr loskaufen? War dies jenes Recht, das er aus einer freiwillig übernommenen Pflicht herleitete? Sie vergaß, die feisen braunem Scheinen zu zählen. Auch seinen Brief zu lesen überließ sie! Nur eines dachte sie: Er kommt nicht, er schickt Geld. Auf dem alten Stuhl nebenan hatte sie in seinen Armen ihr Kinderleid ausgeweint, ihre Kinderfreude herausgejubelt. Verband das nicht bis ans Lebensende? Konnte sich das ablösen lassen und mit Geld?

Eines nur gab ihm dies Recht — der Tod. Aber sie konnte nicht glauben, daß er gestorben sei. Sie, die den Tod, diesen gierigsten aller Schuldner, bei dem Vater gesehen und seine Härte gemilbert hatte, zitterte bei dem Gedanken, daß der Grausame auch nach Viberstein seine Hand ausgestreckt haben könnte.

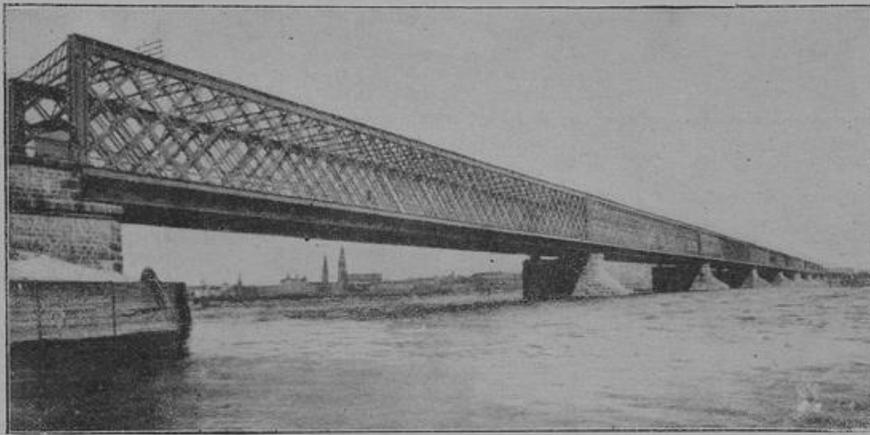
Alles in ihr empörte sich gegen diese Annahme, denn wenn er gestorben, wäre ja die ganze Hoffnung ihrer Jugend zerschmettert. Verzweifelt sann sie hin und her, aber nichts blieb, als der trostlose, von niemand zu beantwortende Seufzer: „Wo ist er? Warum kehrt er nicht zurück?“ Erst langsam zitterte ein schwacher Lichtschein in ihrer Seele auf. Wo war denn sein Brief, der gemäß der Mitteilung der Bankfirma bei der Sendung sein sollte. Sie tastete nach ihm und entfaltete ihn.

„Meine liebe, kleine Rut,“ fand da. Der Brief war ja auch schon vor zwölf Jahren geschrieben. „Wenn du meinen Brief und das andere erhältst, wirst du vielleicht mehr denn je eines Freundes bedürfen, denn mich hat in diesem Fall das fremde Land nicht herausgegeben. Wäre ich bei Dir, würdest Du beides nicht empfangen. Nicht wahr, das verstehst Du? Dann wäre ich ja wieder

würdig, für Dich einzutreten, Dir alle Schatten fernzuhalten, und Dein Leben zu lenken. Jetzt aber mußt Du es allein tun. Denke nicht, daß ich etwa Deinem Vater das Recht dazu abspreche. Der Arzt hat einmal bezüglich Deines Vaters eine Aeußerung zu mir getan, die mich mit Ernstem rechnen läßt. Wenn es eingetreten sein sollte, verliere nicht den Mut. Ich weiß, daß Du rein und tapfer bleiben wirst, so gewiß wie ich weiß, daß meine Liebe zu Dir erst mit mir stirbt. Dieses Bewußtsein wird Dich lehren, wie Du das Geld am richtigsten zu verwenden hast. Es soll Dich vor allen Dingen freimachen. Ob Du, wenn Du meinen Brief liest, schon empfunden, daß es Fesseln legen und Fallen stellen kann, weiß ich nicht. Dich soll keine Sorge quälen. Aus den Nächten, die ich an Deinem Bettchen gesehen habe — selbst noch mit Kindergefühlen —, aus den Tagen, die Dich mir janzend in die Arme getrieben, nehme ich mir das Recht zu einer Bitte! Werde niemals das Weib eines Mannes, den Du nicht von ganzer Seele liebst. Frage Dich zuvor, ob Du ihm allzeit willig Deine Sorgen gestehen, ob Du ihm Deine Freuden jubeln kannst, ehe Du Dich ihm zu eigen gibst. Dann erst, liebe, kleine Rut!

Diese Sendung soll Dir an meinem 37. Geburtstag zu gehen. Vielleicht, daß Du an ihn denkst und für mich beteest — weil Du sicherlich meines Lebens dunkelste Stunde kennst, — damit ich mich bezwingen lerne — und wenn es mir nicht anders bestimmt ist, auch in fremder Erde ohne die Blumen der Liebe sanft schlafe. Immer Dein Onkel Viberstein.“

Aus Morgen und Abend ward wiederum ein neuer Tag, ein Tag, an dem große Pläne geschmiedet und Zukunftsbrücken gebaut wurden.



Riga: Die eiserne Brücke.

erreichte seine Rechte, „wie gern täte ich's. Aber — — mich hat er ja auch in der Hand. Ich habe gestern etwas getan, was er mir gewiß nicht vergessen wird, weil er mich nicht darum schlagen darf.“

Der Alte hob die rotumranderten verwachten Augen mit einem Ausdruck heller Freude.

„Sie haben ihn abgewiesen?“ Rut nickte.

„Ich konnte nicht anders. Nun werden meine Tage hier in Stechow wohl gezählt sein.“

Er knirschte mit den Zähnen.

„Ich bleibe bei Ihnen. Wir schaffen es. Ich Sorge für Kredit.“

Rut konnte weder hoffen noch sich freuen. Da wollte ihr ein Mensch Gutes tun, um sein Rache zu fühlen, und außerdem zweifelte sie sehr daran, ob der alte Schmitt auch in der Lage war, seine Absicht zu verwirklichen, sein Versprechen einzulösen. Draußen vor der Tür erklang Frau Nietes helle Stimme: „Johann Peterkow ist von der Post zurück. Sie möchten doch mal in Herrn Rittmeisters Stube kommen, Fräuleinchen!“

So hatte es sich Johann Peterkow auf dem Wege hierher ausgemalt. Das sollte einmal eine Ueberraschung geben. Steif und feierlich sah er ihr entgegen.

„Nun, wie hat es sich aufgeklärt, Johann?“

Statt der Antwort knotete er umständlich an dem großen, rotgebläutem Tuch herum, das er vor sich auf dem Tisch hatte.

„Ich werde dir helfen,“ sagte sie ungeduldig. Er aber rief nun so heftig daran, daß die Lipfel auseinanderprangen. Mit beiden Händen hob er etwas heraus.

„Es hat seine Nichtigkeit gehabt, Fräuleinchen und ich gratuliere auch schon!“

Förster Kohlshmidt sah auf des verstorbenen Rittmeisters Arbeitsstuhl und vertrat Vaterstelle an dessen Tochter. Sie hatte nichts vor ihm zurückhalten. Aus dem Samen seiner Lehre war ihm die Kraft gewachsen, auch über das zu sprechen, was ihr innerstes Herz bewegte. Diese Stunde machte ihn froh und stolz und er erkannte ihr Herz mit seinen Wünschen und ward ihr Vater und Lehrer zugleich. Nut hatte nun den festen Vorsatz gefaßt, auf dem väterlichen Gute zu bleiben, es wieder hochzubringen und zu warten auf ihn — den Geliebten. Herr Schmitt hatte in Nuts Auftrag eine genaue Zusammenstellung aller zu begleichenden Forderungen angefertigt. Danach blieb immerhin noch eine hübsche Summe übrig, um das Nötigste für den Viehstand und die Gebäude zu tun. Wenn alle Kraft aufgewandt wurde, mußte es gehen. Trotzdem warnte Kohlshmidt:

„Verzich nicht zu bedenken, daß du nur ein Mädchen bist, Nut, daß du freiwillig Verzicht leistest auf mancherlei Vorrechte der Jugend. Du stellst dir eine schwere Aufgabe. Solche neue Aufgabe entflammt zur Tatkraft, stärkt gewiß die Flügel, aber, Nut, glaube es mir, die Flügel sitzen doch nur lose. Eines Tages zerbricht sie vielleicht der Sturm des Lebens. Und wie du sie auch nachher zusammenleimst, es bleibt doch nur Stückwerk und du kannst weder richtig fliegen noch gehen, — hast weder auf Erden noch in dir eine ruhige Heimat.“

Sie stand schlank und hochgewachsen neben ihm, tiefen Ernst im Antlitz.

„Keine Sorge, Herr Förster, ich will überhaupt nicht mit einemmal emporkriechen, sondern mich mühsam, Schritt für Schritt — emporarbeiten.“

„Wirst du das können, mein Kind? In deinen Jahren erscheint es mir als eine Unmöglichkeit, ohne flammende Begeisterung an ein schweres Werk zu gehen.“

„Sie vergessen, daß es anvertrautes Gut ist, das ich nur verwahre, es ist kein Geld. Wie darf ich da schwach werden? So lange ich atme, muß ich ihm die Heimat erhalten. Noch vor Tagen war nichts als Unschlüssigkeit in mir. Ich tat zu viel, um etwas gründlich zu machen, und die Zweifel rissen mich hin und her. Jetzt hat er mir eine Aufgabe gestellt. Lieber Herr Förster, glauben Sie, daß ich das jemals vergessen könnte? O, ich will langsam anfangen, gar nicht ans Denken denken. Mein einziger Lohn soll sein, daß ich daneben denken darf: Er hat mich frei und stark machen wollen und das ist ihm gelungen. Ich habe das selbe gefühlt — gestern und alle Tage — genau so, wie er es ausgesprochen hat. Lieber einsam wandeln, als in Herzensnot und bitterem Jammer in zwei ungeliebte Arme laufen, in denen man dann bis ans Lebensende gefangen ist. Nicht wahr, Sie werden mir nach dieser Stunde niemals zu einem „ja“ zureden?“

Sie hatte alle Kindlichkeit abgestreift. Dem schlichten Mann erschien sie wie eine Art Siegerin, welche still und fest ihres Weges ging und kein Respekt vor Nut und ihrer Willenskraft ließ um ein Bedeutendes. Er hätte ihr gern noch länger zugehört und mit ihr weiter beraten, aber die Zeit drängte; sie erschien ihm bereits ungeduldig. Draußen schwankten die Entenwagen in die Scheunen. Er legte sanft die Hand auf ihre vollen, blonden Flechten. Einen Augenblick neigte sie sich unter dem Druck, um ihm danach noch aufrechter zu erscheinen. Die heilige Stunde, wo der Schleier ihres Herzensheimnisses etwas gehoben wurde, war vorüber. Der Werktag verlangte helle Augen und feste Hände.

„Der alte Schmitt bleibt also in Stechow,“ sagte Nut nach einigen nachdenklichen Augenblicken. „Frederici hat ihm gestern seine Sachen geschickt. Aber ich fürchte, Karl Rodemann wird gehen wollen, und ich muß ihn doch um jeden Preis halten.“

Kohlshmidt machte ein bedenkliches Gesicht. „Es ist niemals rüsam, jemand wider seinen Willen zur Treue zu zwingen. Ueberlege es dir dreimal, Nut!“

„O, ich war neulich schon fest entschlossen, ihm aufzukündigen, aber inzwischen hat sich manches ereignet. Nun kann ich ihn nicht

mehr freilassen. Das klingt geheimnisvoll und Sie würden lachen, wollte ich meine Gedanken verraten. Ich kann für heute nur sagen, daß er elend und unfrei ist und daß ich ihm helfen muß, damit es anders werde. Gemeiner er sich wehrt, desto größere Liebe gebe ich seinem Kinde, umso schärfer fasse ich auf die Frau, die nach der Sonne verlangt. — Und jetzt kommen Sie bitte mit mir, Herr Förster, wir wollen dem alten Schmitt ein kleines Gehalt aussetzen, damit er nicht mehr in Johann Peterkows Priestertüchlein zu wohnen braucht.“

— Da gingen sie nebeneinander hin, — über ihnen die heiße Sonne eines wolkenlosen Ententages, unter ihren Füßen rinnende Körner, welche von verlorenen Lehren stammten, aber jedes Körnlein eine abgeschlossene Zukunft für sich.

Nut Wendebühl begann sich mit dieser Stunde die eigene Zukunft zu schaffen. Irigendwo in der Ferne ertönten die Glocken einer Dorfkirche. Sie klangen dem zitternden Hoffen und fruchtlosen Träumen einer Mädchenseele wie ein Sterbelied.

13. Kapitel.

Wenn nun in der folgenden Zeit die Feierabende herabsanken, arbeitsmüden Wanderern gleich, die zur Erholung ein wärmendes Herdfeuer und erquickenden Schlaf bedürfen, um von neuem ausbrechen zu können, da zog häufig doch die nie versiegende Hoffnung wieder in Nuts Wendebühl Herz.

„Laß mich nicht ewig vor der Türe stehen,“ betete sie dann leise und ihre Gedanken flogen in weite Ferne, um den einen, den Geliebten zu suchen. Zu solchen Zeiten prangte für sie die

Welt in Blütenschneien, tausend Stimmen tönten an ihr Ohr und alle jubelten. Aber es kamen wieder andere Tage, sturmburchpöckliche, tränenschwere. Die bunten Schleier verwehte der Wind, die fröhlichen Stimmen verlangten und besonders im Herbst, wenn die Natur sich zur Ruhe begab, bewegten sie traurige Gedanken. Wenn durch die Luft ein zerrissenes Stück Glockenlang drang, der Ton einer Sterbeglocke, dann neigte Nut Wendebühl das Haupt und seufzte: „Es ist wieder eins gestorben.“ Obwohl der geliebte Mann auch schon gestorben war?

Seit vier Jahren brauchte Nut alle innerliche Kraft für den selbstgeschaffenen Weg. In stetem Wechselspiel ging es bergauf und bergab. Ihre Füße traten

fester auf und ihre Schultern waren breiter geworden. Sie sprach nicht mehr so viel wie einst, sie half mehr; wo Taten wachen, werden die Worte spärlicher. Karl Rodemann stand wie bisher neben ihr auf seinem alten Platz. Auch Herr Schmitt war noch da. Für die Innenwirtschaft hatte sie ein Fräulein genommen, damit Frau Niese in ihrem eigenen Hause heimischer wurde. Das war jedoch ein Mißgriff. Die junge, starke Frau sah nun tagaus tagein nichts weiter wie den lallenden Jungen und seine feinen, blaffen Finger, die unaufhörlich in der Luft spielten. Himmel und Erde waren ihr fern gerückt. Mit den Leuten auf dem Felde zusammen sollte sie nicht arbeiten. Nut Wendebühl meinte, es nähme dem Mann den Respekt. So sah sie denn neben dem Krankenstuhl, setzte die Stube und wusch die Fenster, schob den Topf mit Efen tiefer in die Kohlen hinein und träumte vor sich hin. Es mußte aber beständig Feuer und Gut in ihren Träumen sein, denn sie erwachte mit brennenden Wangen zur Wirklichkeit.

Es kann einer ein Held sein und dennoch feige am Nächsten sündigen, täglich selbst auf Dornen gehen und andere neben sich verbluten lassen ohne die Hand helfend zu rühren, vor Durst nicht ein noch aus wissen und nicht ein einziges Mal aus der Quelle trinken, die ihm hell und sehnüchsig entgegensprudelt.

(Fortsetzung folgt.)



Die Einweihung des Kriegerdenkmals auf dem Friedhofe zu Wloclawek.

Unter dem Donner der Kanonen auf den nahen Schlachtfeldern fand die Einweihung des Denkmals, das dem Andenken deutscher und österrreicher Helden geweiht ist, und an den schönsten helden, die bisher im Kriege errichtet worden sind, statt.

Wie unsere tapferen Soldaten im Feld-Lazarett untergebracht sind.

Ich erhielt durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Chefarztes die Erlaubnis, meinen schwer verwundeten Bruder in einem Feldlazarett im Westen zu besuchen. Das Außerordentliche, was dort im Feldlazarett geleistet wird, vor allem aber die Absicht, allen Eltern, Frauen und Schwestern, die betrefis ihrer Verwundeten in Sorge sind, zu beruhigen, veranlaßt mich, meine Eindrücke zu veröffentlichen.

Am zweiten Pfingsttage wurde mein Bruder bei den entsetzlichen Kämpfen vor La Bassée, von denen die Zeitungen berichteten, durch einen Schrapnellschuß schwer verletzt. Trotzdem hatte er Kraft genug, den naheliegenden Verbandsplatz aufzusuchen, wo er den ersten Verband erhielt und in ausgiebigster Weise mit Wein, Schokolade und allen möglichen Erfrischungen gestärkt wurde. Unter dem Schutze der Dunkelheit wurde er dann in einem Kraftwagen mit anderen Verletzten in eines der vielen Feldlazarette geschafft, die nur wenige Kilometer hinter der Kampflinie eingerichtet sind.

Hier suchte ich meinen Bruder auf.

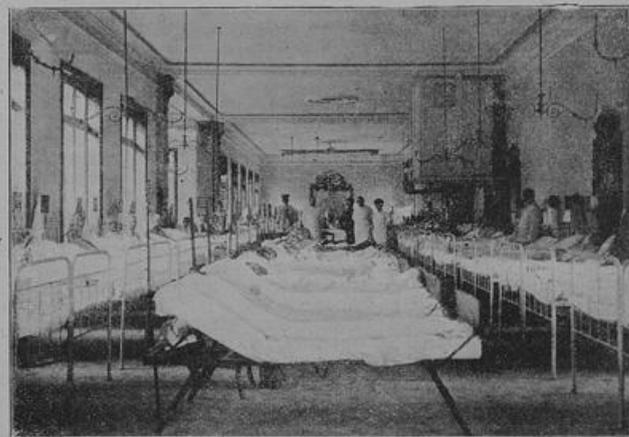
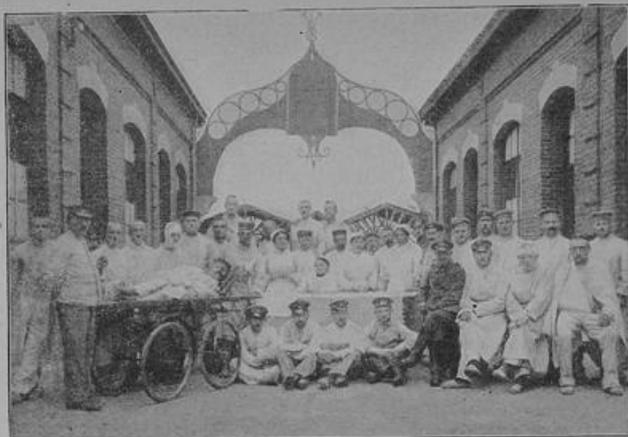
In furchtbarer Erregung legte ich die Reise zurück, da sich mir immer die Frage aufdrängte: Wie werde ich meinen Bruder vorfinden? Unwillkürlich malt man sich das Schrecklichste vor. So war ich überzeugt, meinen Bruder in einem großen Leinwandzelt, auf Strohh gebettet, zu finden, wohl in sorgfältiger Behandlung der Ärzte, aber doch nur unter primitiven Einrichtungen. Um so größer war nun meine Ueberraschung, daß ich ihn wohlgeborgen in einem wirklichen, nach jeder Richtung tadellosem Lazarett, vorfand. Während meines mehrtägigen Aufenthaltes dort bekam ich einen Einblick, mit welcher Umsicht und mit welchem Fleiße unser Sanitätskorps, Gebäude herzurichten versteht, die sich für Lazarette besonders eignen. So fanden die Schwerverletzten Aufnahme in einer Schule. Die wenigen Schwerverletzten in einem früheren Kino. Man erzählte mir, daß diese Gebäude vor Schmutz starrten, als man sie vierzehn Tage vor Pfingsten als Lazarette herrichtete.

Unerblich viel Mühe und großer Fleiß war notwendig, alles so einzurichten, daß es den hygienischen Ansprüchen, die wir alle in unserem lieben Vaterlande zu stellen gewohnt sind, genügte. So wurden sämtliche Wände und alle Gebrauchsgegenstände weiß gestrichen. Es wurden Zimmer abgeklappt, die für Operations- und Verbandszimmer usw. dienen sollten. Schier unfassbar ist es mir, daß man in so kurzer Zeit, wo schon täglich Verwundete eingeliefert werden, die nötigen Betten, Bettwerk, sämtliche Operations-Instrumente, Verbandstoffe usw. herbeschaffen konnte. In großen Schränken unter Glas sah man die Instrumente gleichsam wie zur Parade, aufgestellt, liegen. Mit dem großen bekannten Organisations-talent, um das uns unsere Feinde mit Recht beneiden, war die Arbeitsleistung verteilt. So hatte ein Sanitäts-Untersoffizier die Aufgabe, die Instrumente zu sterilisieren, was häufig bis nachts ein Uhr geschehen mußte, denn wohl täglich kam es vor, daß die Ärzte noch spät in der Nacht notwendige Operationen schnell vornahmen, um den tapferen Kriegern das Leben zu erhalten.

Davon, was die Ärzte leisten, macht man sich gar keinen Begriff. Pünktlich morgens um acht Uhr sind die Herren an der Arbeit, um mit kurzer Mittagspause bis zum Dunkelwerden und oft noch bis in die Nacht hinein, zu schaffen. Eines abends, es war 10½ Uhr, erschien noch der Stabsarzt mit seinem Unterarzt, um nach den Kranken zu sehen, die vormittags eingeliefert worden waren und deren Befinden Besorgnis erregte. Leider war diese Sorgfalt auch am Platze, denn in der Nacht noch, wurde dem einen Verwundeten, einem Reservemann aus dem Vippeschen, Vater von vier Kindern, der Arm amputiert, nur um sein Leben zu erhalten. Diese brave Pflichterfüllung erregte meine höchste Bewunderung.

Auch für das leibliche Wohl der Verwundeten wird vorzüglich gesorgt. Wenn auch kein weibliches Wesen in dem Lazarett schaffte, so unterzogen sich unsere Feldgrauen mit großem Geschick und in rührender Weise der Pflege der Verwundeten. Mütterlich erfüllten diese Männer die vielen Wünsche, die an sie gerichtet wurden. Und in Ermangelung einer Köchin löste der Sanitätsfeldwebel in sachkundigster Weise die schmachhaftesten Gerichte.

So war denn auch die Stimmung der Verwundeten, obgleich sie fast alle von Schmerzen arg geplagt waren, die denkbar beste. Es war rührend, wie sie sich gegenseitig trösteten und sich gegenseitig zur Geduld ermahnten.



Bilder aus einem deutschen Lazarett an der Front im Westen.

Bei schönem Wetter scheute man nicht die Mühe, die Verwundeten mit ihren sauberen Betten in die Sonne zu tragen. Die Sonnenstrahlen sollten bei den fast offen liegenden Wunden ihre Heilkraft betätigen. Mit dem Erfolg dieser Sonnenbestrahlung waren die Verzte, wie mir gesagt wurde, außerordentlich zufrieden. Wenn auch fast immer feindliche Flieger in den Lüften schwebten, so fürchte das unsere armen verwundeten Krieger gar nicht. Im Gegenteil diente dieses Schauspiel, wenn die Granaten in der Luft platzten, zur Zerstreuung und Ablenkung. Furcht und Angst sah ich bei keinem.

So spielte sich die Pflege in der friedlichen Art ab, und wenn man nicht wüßte, daß man in Feindesland war, so könnte man meinen, ein Reservelazarett in Deutschland zu sehen. Einen Unterschied würde man nicht merken können. Denn so sorgfältig war alles ausgearbeitet. Sogar eine fahrbare Verwundetenbahre hatte man dort im Lazarett mit Hilfe von requirierten Fahrrädern selbst zusammengebaut.

Zur Veranschaulichung mögen die Photographien dienen, die ein genaues Bild geben, wie gut unsere Krieger nach der Verwundung aufgehoben sind. Ich freue mich deshalb auch, mal einen Einblick in die Lazarettverhältnisse an der äußersten Front getan zu haben. Wir können allen Beteiligten nicht dankbar genug sein für die sorgsame Pflege und aufopfernde Behandlung für unsere verwundeten Krieger.

Reiseplaudereien aus Dalmatien.

Von Hans Kofst.
(Schluß.) (Nachdr. verb.)

Die Seelsorge in der Herzegovina obliegt den Franziskanern. Unter türkischer Herrschaft getriebelt und verfolgt, haben sie heute volle Kultusfreiheit. Der Verfolgungswut der Türken ist es auch zuzuschreiben, daß die Franziskaner heute noch Schnurrbärte tragen. Glattrasierte Priester hätte man leichter entdeckt und ihnen rascher die Köpfe abschneiden können. Mit dem Schnurrbart konnten die Priester sich in die Häuser der Katholiken flüchten, wo sie als zur Familie gehörig bezeichnet wurden. Darum heißen die Franziskaner heute noch im Volksmunde „Onkel“. Herzegovina zählt heute rund 150 000 Katholiken. Der Franziskanerbischof, der uns aufs liebenswürdigste empfing, ist ein Mann von seltener Herzengüte und selbst sein martialischer Schnurrbart vermag in seinem sanftes Antlitz keinen rauhen Zug hineinzuszeichnen. Dabei ist er flug und tatkraftig, und wie mir von deutschsprechenden Patres berichtet wurde, der schwierigen nationalen und politischen Gesamtlage seiner Diözese vollauf gewachsen. Die Franziskaner haben von Mostar aus eine weite Diaspora in oft ärmlichen und unzugänglichen Gegenden, insbesondere ihre Pfarrer draußen auf den Ästern haben eine schwierige Arbeit.

Der Ostermontag brachte uns wieder an die Gestade des Meeres nach Cravosa Ragusa. Die erstere Stadt mit ihrer pinienübersäten Bucht ist der Hafenplatz von Ragusa. Ragusa selbst ist mit allen Reizen des südlichen Himmels ausgestattet. Meer, Felsen, Vegetation und die bauliche Anlage der Stadt helfen sich zusammen, um einen der herrlichsten Flecken der ganzen dalmatinischen Küste zu bilden. Welch herrlichen Anblick bietet nicht schon der hochgelegene Weg zwischen Cravosa und Ragusa. Die Villen am Wege sind mit blauen Oleandern gleichsam überwuchert, hohe Felsen ragen ins tiefblaue Meer hinaus, breitblättrige Feigenbäume, Pinien, Palmen, dunkle Zypressen streben in den blauen Himmel hinauf. An den Abhängen zum Meere hinunter treiben Riesengäben ihre Blütenstengel bis zu fünf Meter Höhe empor. In den Gärten und Anlagen welch ein Blüten- und Duft! Dazu die würzige Seeluft, die Wohlgerüche von allen Seiten, der unbeschreiblich schöne Anblick etwa vom Fort Lorenzo aus aufs Meer, das alles zusammen ist die Vereinigung von Natur Schönheit und Farbenpracht, das ist die Erfüllung der Sehnsucht nach den Stimmen und Reizen des Südens, die die Seele des Nordländers so oft beschleicht, wenn kalte Winterfärme oder trübe Regentage in ihm das Verlangen nach der Sonne des Südens wecken. Namentlich das Meer hat

zwischen den verschiedenen Buchten und Inseln Ragusas eine so herrliche tiefblaue Färbung, daß auch der Pinfel eines Bödlin oder Müßigkühls nicht imstande wäre, dieses herrliche Farbenpiel auf die Leinwand hinzuzubringen. Zu dieser in Schönheit getauchten Lage Ragusas, das auf hohem Felsen weit ins Meer hinausgeschoben ist, so daß die Meereswellen in ständiger Brandung die Felsenblöcke umspülen, gesellt sich noch der Aufbau der Stadt mit ihren alten und neuen Befestigungen, mit ihren starken Mauern, Forts, Türmen, Toren und Kirchen, mit ihren romantischen engen stillen Gassen, die sich zu Tausenden links der Hauptstraße hoch den Berg hinauf erstrecken und, wie alle engen Gassen der Städte im Süden, der Stadt den Stempel des Geheimnisvollen, der Romantik stiller Gassen ausdrücken.

Die ehemalige stolze Republik Ragusa hat eine der schönsten Hauptstraßen ganz Dalmatiens aufzuweisen. Man gelangt an zahlreichen Läden und Handwerksstätten vorbei auf einen stillen traumhaften Platz, der die Hauptstraße wundervoll mit einer Anzahl alter schöner Gebäude abschließt, mit deren Mitte eine Rolandssäule steht zum Zeichen der Handelsfreiheit und kaiserlichen Gerichtsbarkeit der Republik Ragusa. Wenn der Mond des Nachts in diesen Stadtwinkel mit seinem weißen Pflaster, der traumverlorenen Rolandssäule, dem Uhrturn, der auf und ab bummelnden städtischen Schildwache, mit den kleinen Fenstern in den fassadenreichen Häusern sein Licht gießt, dann möchte man die Malmst eines Spitzweg besitzen, um sich dieses Idyll für immer festhalten zu können. Dieser träumerische Charakter Ragusas,

wohl der stillsten Stadt Dalmatiens, offenbart sich auch noch an vielen anderen Punkten, so im kunstreichen Kreuzgang des Franziskanerklosters mit seiner uralten Apotheke, seinen goldfrüchtigen Orangenbäumen, oder im lauschigen Kreuzgange des Dominikanerklosters mit seinen Arkaden, seinem Glockenturm. Oder man fahre mit einer Barke auf die berühmte Insel Lacrota hinüber mit ihren geheimnisvollen Lorbeerhainen, Orangenwäldern, Rosenlauben und den Dominikanermönchen, deren weiße Kutten dieses farbenprächtige Idyll noch vervollständigen.

Und nun noch hinunter in die Bucht von Cattaro! Es kann kaum eine herrlichere Wasserfahrt geben, als die langsame Einfahrt eines Schiffes durch die winkelige Bucht von Cattaro in der Glut der Mittagssonne. Schmude Dörferchen und Städtchen ziehen an uns vorüber. Was



Im polnischen Krämerladen. Deutsche Soldaten beim Einkauf.

aber das Auge immer wieder und am meisten fesselt, das sind die Berge ringsum, die in einen wunderbaren blauen Schimmer getaucht sind. Man vergißt ihre Kahlheit und Zerissenheit, die namentlich gegen Montenegro zu sehr augenfällig in die Erscheinung tritt, man sättigt sein Auge immer von neuem an ihren Farben und Linien, an ihrer Höhe und Majestät. Cattaro selbst ist von schroffen riesigen Bergwänden fast ganz eingeschlossen und macht mit seinen Türmen und Befestigungsmauern, sowie in seiner blühenden Vegetation einen reizenden Eindruck. Sehr interessant ist die fähne an den Felsenwänden in unzähligen Kriemungen und Biegungen emporsteigende Straße nach Cetinje, ein vollendetes Kunstwerk der modernen Straßenbaukunst.

Von Triest bis Cattaro, welch eine Welt von Schönheit in Natur und Leben! Die Erinnerung schweift nochmals über den weiten Weg zurück und als unverlöschliche Eindrücke treten vor das rückwärtschauende Auge Farben, viel Farben, zu Wasser und zu Lande, Palmen und Zypressen, Ägäen und Feigenbäume, ein Meer von Steinen, grau gebleicht von Wind und Sonnenschein, Meeresbläue und Mondscheinlandschaften, düstere Nächte, venezianische Erinnerungen, Schaf- und Ziegenherden, Volkstrachten und glänzende militärische Uniformen. Dalmatien ist das Land des Sonnenscheins und der Farbenpracht; denn mit Farben übergoßen ist die Natur, und die Menschen lieben die Farben in ihren Trachten mit ihrer bunten Mannigfaltigkeit, von den verführten gondelförmigen Schulen, den „Dyaken“, angefangen, bis zu den gestickten Hemden, blauen Bluderköfen, weißen Schleiern, dem goldgelben Metallgeschmiede und roten Klappen, die jung und alt am Kopfe tragen. Auch ein Stück Affen ist in der Herzegovina zu sehen, spitze Minarets, verkleidete Türkinnen und kräftige Kaffeebüchse. Mit Allgewalt aber bräut

sich das Meer in seinen vielen verschiedenen blauen Färbungen in den Vordergrund der Erinnerungen, und damit kommt leise die Sehnsucht des Wiedersehens all dieser Herrlichkeiten herangeschlichen, und aus dem Zusammenklang zwischen Sehnsucht und Erinnerung erwacht jener stille, bleibende Genuß, den eine so schöne Reise zeitweilig ins Gedächtnis einträgt.

Deutsche Frauen sollen denken:

Ich will den Pulsschlag meines Volkes fühlen,
Will mit erleben, sei es noch so schwer —
Damit ich auch an jenem großen Tage
Empfinden darf das Glück der Wiederkehr!

Und schweig mir nicht von all den Grausamkeiten,
Nein, rollt sie auf, die Bilder düster — groß —
Und laßt mich sehen eure tiefen Wunden —
Ich will erkennen auch das herbste Los.

O Deutschland, du hast solche Heldenjöhne!
Wie bin ich stolz auf dich, mein Vaterland!
Erst jetzt erkenn' ich deine ganze Größe,
Erst jetzt mit Würde reich' ich dir die Hand!

Ein Blick auf euch, ihr edlen tapfern Streiter,
Und wie ein Hochgefühl wird mir bewußt:
Es schlägt in mir voll Dankbarkeit und Liebe
Ein deutsches Herz in einer deutschen Brust!"

Sertha Benz.

Die Pflanzenwelt im Schützengraben.

Das waren harte Tage im vergangenen Winter im Schützengraben. Oft lief das Wasser in die hohen Stiefel hinein, und im Schlamm konnte man an einzelnen Stellen bis an den Leib versinken. Mit dem Herannahen des Frühlings ist es besser geworden und jetzt im trockenen Sommer erst recht. Man geht jetzt bequem im Aufgraben fast wie auf einem Bürgersteig der Straße. Leider ist einem der Weg in seinen zahlreichen Windungen vorgeschrieben und die Aussicht nur an einzelnen Stellen lohnend. Den Stopp herauszutreten ist nämlich gar gefährlich, denn drüben liegt der von den Wehrmännern „Pariser Blumenjakob“ genannte Schützengraben — wahrscheinlich sind's mehrere — auf der Lauer und schielt, sobald sich nur das Geringste zeigt, und oersteht das Zielen ganz ausgezeichnet.

Da muß man sich halt im Graben selbst umsehen; da gibt's außer den Gewehren, Schießscharten und Unterständen, die kontrolliert werden müssen, noch manches Interessante, vor allem die Wehrleute in ihrem Tun und Treiben selber. Aber auch die Pflanzenwelt im Schützengraben bietet dem gebildeten Beobachter manches Interessante.

Den Samen der sogenannten Unkrautpflanzen der benachbarten Acker hat der Wind hingeweht oder sie sind beim Umgraben dahingekommen. Auch haben die Wurzeln und Wurzelstöcke der Stauden durchgeschlagen und so finden wir denn dieselben Pflanzen droben wie auf dem Bauflande. In erster Linie ist der Mohn, der Klatschmohn vertreten. Hunderte und Hunderte von seinen blutroten Blüten erheben sich am Rande des Grabens. Eigentlich der passende Blumenschmuck, denn viel Blut wurde im Laufe des Winters hier schon vergossen. Der Klatschmohn bevorzugt die trockenen Stellen. An eben solchen Stellen befindet sich die Winde. Sie ist ebenso zahlreich vertreten wie der Mohn, hat sich aber merkwürdig im Graben als Hängepflanze entwickelt und fühlt sich scheinbar sehr wohl dabei. Es fehlt ihr eben an Pflanzen, an denen sie sich emporranken kann. Nur an ganz vereinzelten Stellen war ihr das möglich, nämlich wo ausgefallene Weizenkörner keimten und auf dem ungedüngten Boden dürrtrockne Salme trieben. Ganz reizend verkleiden diese Winden mit ihren weißen und rosaroten Blüten die Laufgrabenwand und bilden dort gleichsam einen Teppich. Nächst dem finden sich wieder Partien, die vom Hedrich oder Heddrich dicht bestanden sind. Dort ist die Böschung ganz gelb und grün.

In großen Mengen tritt endlich noch der Aderfachtelhalm auf, aber nur an Stellen, die feucht sind. Wo wir im Winter am meisten mit dem Schlamm zu kämpfen hatten, Umgehungsgraben machen mußten, da sind jetzt Schachtelhalmrasen.

In dichteren Beständen tritt noch die Luzerne auf, es ist dies an Stellen, wo ein solches Aderfeld vom Graben durchschnitten wird. Ähnlich ist's mit dem roten Stoppfleck, wenn auch nicht ganz so auffällig.

Sehr häufig, aber nicht in dichten Gruppen stehend, sondern mehr gleichmäßig verteilt, treten die verschiedenen Knapferarten, die Disteln und der Rettich auf. Ziemlich häufig sind echte Kamille und Schafgarbe vertreten, letztere auffallend spät blühend. Ebenso trifft man häufig den Spitzwegerich.

Dann folgen eingestreut die Flockenblume, Wolfsmilch, Gruchsel, Möhre und Nachtlichtnelke. Aber die Kornblume, die die Brachfelder in der Nähe blau färbte, war in den Schützengräben selten zu finden.

Löwenzahn, eine Pflanze, die sozusagen an allen Chausseegräben wächst, war im Schützengraben an der Vier wenig vorhanden. Nur ganz vereinzelt sah man Ochsenzunge, kriechender Klee, Hasenfuß und Labkraut. Eine der interessantesten Stellen war in der Nähe eines Wäldchens, wo ein Wasserlauf ins Tal zieht und ehemals wohl Sträucher und Bäume standen. Da waren Stodauschläge von Pappeln, Eichen, Hasel, Liguster und sogenannte Eichen, die den Graben in Gemeinschaft mit Kirschensträuchern beschatteten und verdeckten. Dieser letzte Punkt darf keineswegs gering angeschlagen werden. So malerisch und poetisch nämlich die Auslebung der Schützengraben- und Laufgrabenwand ist, so praktisch ist sie auch. Die scharfen Ränder unserer Gräben und die kalten Erdaufwürfe an diesen ließen unsere Befestigungsanlagen bisher außerordentlich gut erkennen, und sich die feindlichen Krieger sowohl beim Beobachten wie Photographieren wohl merken. Nun ist ihnen diese Freude durch den schönen Blumenschmuck etwas vergallt.

J. S.

Sprüche.

Man kann niemand helfen einen Starren ziehen, wenn er nicht auch selber am Starren zieht.

Um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden.

Moltke.

Es gibt Affen, die immer und überall die höchste Stelle erstreben. Sind sie im Walde, so erklimmen sie die höchsten Wipfel der Bäume; sind sie gefangen im Zimmer, so türmen sie Stühle und Tische, um von höchster Höhe herab auf alles mit Wohlbehagen herabzusehen. Diefem Tiere gleicht der hochmütige Mensch, der in jedweden Lebensbedingungen stets dahin trachtet, für sich selbst einen möglichst hohen Standpunkt zu gewinnen. Pflicht eines jeden Menschen ist es, das wüßte Ungetüm in Zucht zu halten

Die Trägheit macht den Menschen Gott vergessen,
Und er veräußt auch jede andere Pflicht;
Der Träge achtet auf die Mahnung nicht:
„Im Schweize sollst, o Mensch, dein Brot du essen.“
Doch weil er also sündigt vermessend
Und ohne Saat die Frucht vom Baume bricht,
So geht der Herr mit ihm auch ins Gericht
Und Klag' und Tränen wird er ihm expressen.

Überall sei auf deine Beiseerung bedacht, so daß die Beispiele des Guten, die du siehst und hörst, dich zur Nachfolge entzündet.



Zu den Kämpfen in Südtirol. Tiroler Landesjäger beim Aufstieg auf die Gletscher.



Ernst und Scherz.



Sprüche.

Sich der Gegenwart erfreuen,
Nichts Vergangenes bereuen,
Doch's in Zukunft besser machen —
Wiß, daß sind die rechten Sachen!

Wahrheit ist das Fundament aller sittlichen Erziehung.

Kulturträger. Auf einer Steinkohlenzeche im Bochumer Bezirk sind neben anderen Kriegsgefangenen auch achtzig Russen als Arbeiter beschäftigt. Von diesen achtzig Kämpfern für Kultur und Freiheit ist, wie eine Umfrage ergab, nicht ein einziger des Lesens und Schreibens kundig. Den Briefwechsel in die Heimat vermitteln zwei andere Russen, die vor Ausbruch des Krieges irgendwo in russischen Nestern als Dorfschreiber tätig gewesen sind. Das Mitteilungsbedürfnis der gefangenen Russen ist im Gegensatz zu den Gefangenen der anderen Nationalitäten sehr gering; in zwei Wochen ließen sie von den beiden Schriftgelehrten 26 Briefe und Karten an ihre Angehörigen „aufsetzen“. Die Antworten lassen sehr lange auf sich warten, weil die Adressaten ebenso wie die Absender der Briefe und Karten von der Schreib- und Lesekunst nicht die mindeste Ahnung haben. Sie gehen mit den Sendungen zum Popen oder sonst wem, der ihnen den Inhalt vorlesen und für die Beantwortung sorgen muß. Das erfordert natürlich Zeit, zumal recht viele mit dem gleichen Anliegen kommen werden.

Als dieser Tage die Russen in der Frühe zur Arbeit antraten, wurde einer von ihnen vermißt. Es stellte sich heraus, daß er in der Baracke zurückgeblieben war, weil er sich krank, sehr krank fühlte. Der Mann wälzte sich im Bett, hielt seinen Bauch und söhnte zum Steinerweichen. Die Aufklärung, die der Krankheitsfall fand, erweckte allgemeine Heiterkeit. Am Abend vorher hatte es in der Kantine Milchreisuppe gegeben. Die Mahlzeiten sind reichlich, was sich übrigens von selbst versteht, da die Bechenverwaltung schon im Interesse einer guten Arbeitsleistung auf gute und ausreichende Verpflegung der bei ihr beschäftigten Gefangenen sieht. Unser Russtowiat muß aber wohl mit einem selbst für russische Maßstäbe ungewöhnlichen Futtersack ausgestattet gewesen sein; vielleicht hat er sich auch einen besonderen Götterschmaus leisten wollen — genug, er kaufte sich in der Kantine noch ein Pfund Leberwurst, zerschchnitt sie in kleine Stücke, tat sie nebst einem halben Pfund Zucker und einem halben Pfund Salz in die Milchsuppe, füllte zur Streckung noch einige Liter Wasser hinzu und löffelte das greuliche Gemisch bis auf die Nagelprobe gewissenhaft aus. Das hatte selbst der Magen des Russen nicht vertragen können.

Daß diese Gefräßigkeit der Russen durchaus nicht vereinzelt dasteht, hörten wir

dieser Tage noch bei der Besichtigung des Gefangenenlagers in Friedrichsfeld. Dort hat man die Müllabfuhr ändern müssen, weil die Russen die aufgestellten großen Müllkästen nach weggeworfenen Heringsköpfen, die sie als große Delikatesse zu verehren scheinen, durchwühlten. Kulturträger.

Die Kleiderasche. Jetzt, wo die Mode sich endlich von dem häßlichen engen Rod abwendet und eine anmutige Faltenfalte gestattet, wäre es doch auch an der Zeit, die ganz unsinnige Taschenlosigkeit abzutun und wieder, wie früher, feste Taschen in die gelegten Rockfalten einzufügen. Die jetzige Frauenwelt ahnt ja gar nicht, wie viel bequemer und sicherer eine solche ist als das stets dem Verrauben, Vergessen und Verlieren ausgesetzte Handtäschchen, dieses wahre Symbol weiblicher Unselbständigkeit! Mag man es ferner als

lichen Väcker noch niemals aus dem ganz rückwärtsliegenden Stappenlager gekommen waren und überhaupt noch keinen einzigen deutschen Soldaten erblickt hatten. Der Offizier stellte also den phantasierenden Väcker zur Rede, worauf dieser antwortete: „Es ist allerdings wahr, daß ich noch nicht im Feuer gewesen bin. Aber wenn alle Frauen in meiner Heimatstadt über den Krieg sprechen und die Heldentaten ihrer Männer berichten, kann ich doch nicht meiner Frau zumuten, daß sie allein nichts zu sagen weiß.“

Begreiflich. A.: „Glauben Sie, daß ein Austausch von russischen Gefangenen stattfinden wird?“ — B.: „Das weiß ich nicht, aber ich glaube, daß Väterchen gern den Nikolajewitsch gegen Hindenburg austauschen würde.“

Hindenburg und der Zar. Der Zar soll eine Viertelmillion Rubel auf den Kopf Hindenburgs gezahlt haben. Als das Hindenburg erfuhr, hat er, so erzählen unsere Soldaten im Osten, geantwortet: „Und ich geb' ihm für seinen Kopf noch nicht einmal 25 Pfennige!“

Mensch, nimm den Kopf weg. Zwei Berliner Landwehrlente liegen im Schützengraben. Als sich der eine etwas unvorsichtig aufrichtet, meint sein Nebenmann: „Mensch, nimm den Kopf weg. Wenn se dir den weg-schießen, biste zeitlebens ein Krüppel!“

Traurig. Dame: „Wie, Herr Leutnant, Sie haben sich verheiratet?“ — „Ja, gnädige Frau — 's ist das Los des Schönen auf der Erde.“

Prämie. Sie: „Nicht einmal diesen lumpigen Hut willst du mir kaufen! Ich werde zu meinen Eltern zurückkehren!“ — Er: „Wenn du mir das versprichst, bekommt du ihn sofort!“

Moderne Kinder. Gattin: „Wir müssen ein Kinderfräulein nehmen, Artur! Von den Eltern will die Hande nichts mehr wissen!“

Drohung. Die schulpflichtigen Sprößlinge müssen Schwamm und Kamm über sich ergehen lassen, während die Reithodeer schadenfroh zuschauen. „Ja, ja, wartet nur,“ sagt die Mutter, „ihr müßt auch mal — in die Schule!“

Verwechslung. „Wie geht's?“ — „Schlecht! Der Konturschweib über meinem Haupte wie das Schwert des Columbus!“ — „Sie wollen sagen: Wie das Ei des Damokles.“

Rätsel.

Man kann mich vor- und rückwärts lesen,
Und nur ein Hauch verbindet mich.
In mir vereinigen zwei Wesen
Der Regel nach auf immer sich.
Zum Himmel kann ich hier auf Erden,
Höllenweilen auch zur Hölle werden!

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Zug.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
Z. Acken, Bredeneh (Mubr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredehne & Acken, Ess'n (Mubr).



Aus dem Tiroler Kampfgebiete. Im österreichischen Schützengraben.

nettes Schmuckstück, als Behältnis für Taschentuch und Notizbuch usw. tragen: Die Börse aber und die Schlüssel gehören in die Tasche, die völlig sicher ist und niemals zu Verlust gehen kann. Möchten doch die Schöpferinnen der „deutschen Mode“ auch hierauf ihr Augenmerk richten: die zweckmäßige und ganz unauffällige „Neuheit“ würde gewiß bald allgemein gerne angenommen werden.

Wie die Engländer ein Gefecht gewannen. Folgendes bezeichnende Geschehen wird im „Manchester Guardian“ erzählt: Ein englischer Stappenoffizier, der mit der Ueberprüfung der Soldatenbriefe betraut war, erkannte nicht wenig, als er auf die folgende Epistel stieß: „Soeben sind wir aus dem Granatenfeuer gekommen. Es ist das erstmal während der letzten zwei Monate. Die Deutschen wollten unsere Feldbäderei erobern, aber — bei Gott — wir haben sie ihnen nicht überlassen. Wir haben sie geradezu zu Tausenden getötet.“ Der Brief war von einem Väcker an seine Frau geschrieben; und das Erkennen des Offiziers war berechtigt, da seine Leute mitamt dem frag-

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 37

Sonntag, den 12. September

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowksi.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Karl Rodemann war so ein wunderliches Menschenkind. Rut Wendebühl wurde als erste gewahrt, daß in Frau Niese die Liebe zu ihrem Mann ertösch, daß sie sich nicht mehr um ihn kümmerte; das Weib in ihr erkannte das an mancherlei Zeichen. Nieses Augen sahen über ihren Mann fort, wenn er müde nach Hause kam, ihre Lippen lachten ohne Grund und ihre Blicke hingen an der Wanduhr. Nur er, dem es am nächsten anging, blieb taub und blind, er merkte es gar nicht, seine Sorgen nahmen ihn ganz in Beschlag. Lange hielt sich Rut zurück. Erst als sie merkte, daß Frau Niese ihr Hauswesen vernachlässigte, entschloß sie sich zum Neben.

Es war an einem stürmischen Oktobertag. Der arme krüppelhafte Junge schlief. Frau Niese stand mit hängenden Haaren am Fenster und sah hinaus. Ohne es recht zu wissen, summte sie wieder das alte Liedchen:

Im Grund, wo dicht der Wacholder steht

Da legte ihr Rut Wendebühl die Hand auf die Schulter.

„Du solltest dir eine andere Jacke anziehen! Dein Mann kommt doch bald heim, Niese!“

Die äppigen Lippen wurden schmal und blaß.

„Er sieht es doch nicht.“

„Trotzdem. Früher hättest du dich niemals so vernachlässigt, — früher, als du ihn lieb hattest.“

„Früher,“ so sprachen die zuckenden Lippen ihr nach.

„Warum ist das anders geworden, Niese?“

„Die junge Frau machte keinen Versuch, zu widersprechen.“

„Er hat die Schuld,“ sagte sie hart und trozig.

„Und du, du bist ganz ohne Schuld?“

Die Frau winnerte auf. Es war ein Schuldbekentnis.

„Kannst du nicht alles wieder gut machen, Niese?“

„Nein!“ — Da waltete Nieses Herz auf. Sie redete zu der Armen, wie zu einer Schwester.

„Ich will nicht richten, ich will auch nichts wissen — nur bitten will ich dich: Sieh' dein Kind an. Damals bist du doch glücklich gewesen mit deinem Mann, mit ihm — durch ihn! Hat er das jeht um dich verdient, daß du dich von ihm abwendest?“

„Ja,“ sagte sie ungerührt — „das hat er tausendmal.“

Rut Wendebühl rüttelte sie hin und her.

„Hat er nicht treu für euch gesorgt, sich geschunden und gerackert, damit Ihr es gut hättet?“

„Das bißchen Essen und Trinken.“

„Und seine Liebe, Niese, seine warme, starke Liebe? — Ich weiß doch, wie er an dir gehandelt hat.“

Das Eis brach. Zertretenes, zurückgestoßenes Empfinden wurde wieder lebendig und quoll hervor. „Seine Liebe?“ — Ueber ihren Körper ging ein Bittern. „Um die ist ja alles gekommen. Ich bin ihm auch gut gewesen, viel zu gut. Mein Leben hält' ich für ihn lassen können. Und zu jung war ich wohl. Erst kommt' ich's nicht glauben, daß sie weg sein sollte, die Liebe. Ich habe gemeint, sie müßte wieder kommen; Tag und Nacht keine Stunde, die ich nicht nach ihr aus gesehen hätte. Aber sie blieb weg. — In der ersten Zeit stand er bloß nachts öfters auf und ließ mich allein, später hat er sich auf den Boden ein Bünd Stroh geschmissen und dort geschlafen. Bloß das Kind blieb bei mir, und immer und immer allein mit dem kranken Kind! Ich kann ihm nun mal nicht mehr gut sein, mir graut förmlich vor ihm.“

Sie träumte sich wie in Schmerzen.

„Nun nahmen Sie mir auch noch die Arbeit auf dem Herrenhof.“

Rut Wendebühl empfand bei diesen Worten einen stechenden Schmerz, sie selbst war es ja, die — allerdings ohne Absicht — dieses Unrecht begangen. Ihr Wille zum Helfen wuchs immer mehr. „Soll ich mit deinem Mann sprechen, Niese?“

Sie hob die Hand.

„Nicht mehr, es ist zu spät, drei Stunden bin ich heute im Sturm herumgelaufen. Ich dachte, ein Baum würde herunterbrechen und mich totschlagen.“

„Du mußt es ihm sagen, Niese, du mußt wieder gut werden!“

Von der aus dem Herzen gerissenen heiligen Frauenliebe mußte doch wohl noch ein Würzelchen zurückgeblieben sein. Das schöne Gesicht der Frau verlor alle Farbe. Scharf traten die breiten Schatten unter den Augen hervor.

„Du hast ihn immer noch lieb, Niese,“ fuhr Rut fort und von Nieses Herzen sprang ein Keis nach dem andern, die Glirinde löste sich nach und nach.

„Alle Tage habe ich mich ihm in den ersten Tagen an den Hals geworfen. Ich wußte doch nicht, was mit ihm war, auch heute weiß ich es noch nicht. Es ist etwas Wertvolldiges mit ihm, als wenn ihn etwas verfolgt, als wenn er einen totgeschlagenen hätte. Zuletzt merkte ich doch, daß er mich nicht mehr leiden mochte. Erst kam's Grausen, dann die Wut. Wenn einer alle Liebe zurückstößt, das ist wohl das Schlimmste.“

„Er wird dir sicher auch wieder gut sein, wenn du Vertrauen zu ihm gewinnst. Er muß dir vergeben. Sei ganz ruhig, ich spreche doch mit ihm. Morgen, wenn die Aufregung nicht mehr so schrecklich in dir tobt, wenn du ruhiger sein wirst. Sieh', hier



Volvaiger Presse-Bureau.

Unsere Feldgrauen als Handwerker.

nehme ich deine beiden Hände. Versprich mir eins: daß du ihm stets die Treue halten und ihn wieder lieben willst wie früher.“ Die Frau war im Fieber.

„Ach, lassen Sie meine Hände los! Ob es etwas helfen wird?“

Rut Wendebühl flegten die Tränen in die Augen.

„Ich verlasse dich nicht! Du hast mir früher so oft geholfen, mich ins Bett getragen und mit mir gebetet. Wollen wir heute auch zusammen beten, Niece?“

Rut legte ihren Arm fest um die Wankende. Sie fühlte, wie alles an der jungen Frau bebte. Tiefes Erbarmen überkam sie. „Ich will dich zu Bett bringen, Niece. Du glückst ja. Und morgen — morgen geht ein neues Leben für dich an.“

In der folgenden Nacht wurde Rut Wendebühl aus tiefem, traumlosen Schlaf emporgeschreckt. Eine Faust pochte an ihr Fenster. Sie hatte die Stiebtür längst vertauscht mit der zur ebenen Erde belegenen, die einst ihr Vater bewohnte. In mondhellten Nächten ließ es sich von hier aus besser erkennen, wer von den Arbeitern die Hand nach fremdem Eigentum ausstreckte. Der Sturm ließ noch immer mit hellem Brausen über das Land. Er trug auch die ängstliche Stimme, die sich jetzt erhob, fort, so daß Rut nur ein Nechzen vernahm. Erst als sie, den Schlafrock übergeworfen, das Fenster öffnete, wurde sie gewahr, daß Karl Rodemann draußen stand. Er erschien ihr verändert. Sein sonst unbewegliches Gesicht sah wie verzerrt zu ihr herein. Sie erkannte, daß nicht der Sturm allein die Schuld daran trug, daß er unverstanden geblieben.

Noch zweimal mußte sie ihm nach seinem Begehrt fragen, bis sie endlich verstand, daß Frau Niece schwer erkrankt sei und unaufhörlich nach ihr verlange.

Schweigend hasteten sie nebeneinander durch die Nacht hin. Der Mann mit feuchendem Gittern, völlig verändert, als sei die steinerne Fassung, in der sein Empfinden zu schlafen schien, in Stücke gegangen. An der Schwelle des Hauses erzwang sich Rut seinen Blick.

„Hast du sie denn noch lieb, Karl Rodemann?“

Ein trodenes Schluchzen stieg aus seiner Brust.

Da merkte Rut Wendebühl, daß die unglückliche Frau neben einem gekämpft, der trotz allem nach ihr schrie. Und die Rätsel dieses Lebens erschienen ihr unlösbarer denn je.

Es wurde eine unruhige Nacht! Einige benachbarte Leute waren auf den Weiden, um Niece, die in Fieberphantasien lag und von Jüngling, Kranz und Schleier sprach, zu bedienen.

„Wenn Krankheit zur Läuterung und Besserung führt, sollte man sie nicht fürchten,“ dachte Rut Wendebühl, als sie Frau Niece von neuem in kalte Tücher hüllte. Ein Weichen hielt die Kranke danach friedlich den Kopf zur Seite geneigt, wie ein Kind, das im Begriff ist, einzuschlafen. Aber nicht lange währte es, dann hob sie auch den Kopf wieder und das Fieber stellte sich wieder ein. Die Kranke sah die ganze Stube voll Wiesenvergiftungsmittel und Reigras, das den blutig schneidet, der auf bloßen Füßen läuft. Ein irres Lachen kam von ihren Lippen und die schlachte Sprache der Kindheit legte sich auf ihre Zunge. „Mein Myrtenbäumchen in der Kammer blüht noch schön! Aber es ist alles aus! Die Nächte sind so düster! Dort steht er am Fenster, ich will nicht mitgehen!“

Rut Wendebühl wandte sich hastig an den hoch aufschauenden Mann.

„Hole mir Eis! Die nassen Tücher schaffen es nicht!“

Er sollte nicht hören, was die bebenden Lippen vielleicht verrieten, wenn es Winter und Eis und Schnee gab in ihren Träumen. Gegen Mittag kam der Arzt, nicht der alte Sanitätsrat, der Ruts Vater behandelt hatte, sondern ein junger Kollege, den die Nachtklingel noch nicht allzu häufig aus den Federn geschellt hatte. Er machte es wohl ein wenig wichtiger, als Rut es sonst gewohnt war.

„Eine schwere Lungenentzündung,“ meinte er endlich und gab allerhand Verordnungen, um nachdenklich hinzuzusetzen: „Wir werden eine Schwester verschreiben müssen.“

Karl Rodemann sagte etwas, wie daß er es lieber selbst tun wolle; aber der junge Arzt hörte nicht darauf. Er sah Rut Wendebühl an, die versonnen zugehört hatte.

„Wir brauchen keine Schwester,“ sagte sie jetzt leise. „Sch bringe die Kranke.“

Da stieg in den fahlen Zügen Karl Rodemanns ein heftiges Rot auf. Man sah, es kam von Herzen. Wenn die, welche das eben gesprochen, in diesem Augenblick sein Leben verlangt hätte, ohne Wimperzucken würde er es hingegeben haben.

Der Mann konnte sorgen, daß der Kutischer vorkäufte, damit die Rezepte gemacht werden,“ wandte sich der Arzt mit absichtlichem Augenzwinkern an Rut. Es war etwas in der Luft, das Karl Rodemann vorläufig noch ein Geheimnis bleiben sollte.

„Das Fieber ist bedenklich hoch,“ sagte er leise, sobald sich die Türe hinter dem Enteilenden geschlossen hatte. „Vierzig Grad. Jeder Strich höher hinauf, kann die Katastrophe bringen. Werden sie hart genug sein, gnädiges Fräulein?“

Rut nickte traurig.

Die Stärke kommt schon mit dem Anwachsen der Last, dachte sie. Aber sie sagte nur: „Keine Sorge. Kognal und Selt brauchen Sie übrigens nicht mitzuschicken. Es lagert noch ein Nest davon in meinem Keller.“

Der Wagen ratterte heran.

„Morgen im Laufe des Nachmittags werde ich wiederkommen,“ sagte der Arzt und fügte mit einem bedeutungsvollen Blick hinzu: „Wenn es noch nötig ist.“

Sie verstanden sich. Der Tag schlich träge dahin, noch schrecklicher war die Nacht. Es wurde langsam morgen und Gustavchen erwachte mit ungestümem Hunger. Der Mann hatte keine anderen Gedanken als für die Kranke. Rut Wendebühl ließ im Herrenhaus eine Suppe anrichten. Auch er mußte davon essen, sie gab nicht eher nach. Dem Jungen goß sie eigenhändig mit geschickter Hand Löffel um Löffel in das hungrige Mündchen.

Dann schloß er wieder ein. Die Kranke sah mit glänzenden Augen zu der geschwärzten Decke empor. Rut legte eben den Fiebermesser in das Bett zurück. Das Quecksilber war auf 42 Grad gestiegen. Karl Rodemann zog im Winkel schwerfällig seine Stiefel an. Rut rührte sich nicht von ihrem Plage. Sie wollte jetzt um seinen Preis die beiden allein lassen.

„Die Leute können heute wohl dreschen,“ sagte er stumpf.

„Zuwohl! Drei der Knechte holen den Karren von der Bahn. Der Pony aber bleibt im Stall, wenn abgefüttert ist, im Fall wir noch den Arzt holen müssen.“

Frau Niece tastete nach Rut Wendebühl. Sie hatte einen Augenblick klaren Denkens.

„Wenn er mir bloß mal die Hand geben möchte!“

Ihre Blicke hingen dabei starr an der Tür, durch welche Karl Rodemann hinausgegangen war.

„Du sollst schlafen, Niece!“

„Ist er fort? Kommt er nicht mehr wieder?“ fragte sie ängstlich.

Da merkte Rut, daß sie aufrichtige Sehnsucht nach ihrem Mann habe und sie wurde froh darüber, trotz der höchst kritischen Lage.

Als Karl Rodemann um die Vesperzeit über die Schwelle trat, nickte sie ihm zu:

„Das Fieber steigt! Geh' nicht wieder nach draußen. Sie hat so oft nach dir verlangt.“

Nun setzte er sich neben ihr Bett und wartete, daß ihre Augen auf ihn fielen. Drei Stunden hindurch, sah er unbeweglich und achtete mit traurigem Blick auf jede Bewegung der Kranken, ihre fieberheißen Hände in den seinen. Aber ihr Bewußtsein war getrübt, wilde Fieberphantasien sprachen aus ihren Worten.

Einmal fragte Karl Rodemann nach der Bedeutung eines Satzes, den die Kranke mehrmals hervorgestöhnt:

„Morgen geht ein neues Leben an.“

Sie konnte ihm nicht antworten. Da dachte er, daß sein Weib neue Hoffnungen in sich trüge um ihn und die Zukunft. Wieder vollendete der Zeiger mit zwölf langen Schritten eine Runde. Niece Rodemann richtete sich plötzlich im Bett empor.

„Karl,“ sagte sie hell und klar, „sah mich noch ein einziges Mal an!“

Mit beiden Armen warf sich der Mann über sie. Rut Wendebühl betete.



Leipziger Presse-Bureau.
Ein sächsischer Soldatenfriedhof hinter der Front bei Reims.

Die Sonne stieg empor. Nicht lange dauerte es und auch Frau Nietes Seele stieg hinauf zu den himmlischen Höhen.

Karl Rodemann sah mit weißem, starrem Gesicht neben ihr und gab ihre Hand nicht frei.

Das Gustavchen schrie laut. Da hob ihn Rut Wendebühl aus seinem Stuhl und trug ihn in das Herrenhaus.

Es kam zu Ende, wie alles. Der Ortsgeistliche segnete im Haus die Leiche ein. Dann hoben sie zwölf junge, starke Burschen auf die Schultern, wie es hier Brauch war.

14. Kapitel.

Das Leben pflanzte auf diesem Ereignis andere auf, die einzeln zwar klein und unscheinbar waren, aber in ihrer Gesamtheit dennoch ihre Schatten warfen über den frischen Hügel mit seinen bunten Georginen und Frau Nietes Tod nach und nach in den Hintergrund rückten.

So kam's, daß auch Karl Rodemann wieder essen und trinken, schelten und kommandieren konnte, obwohl es auf seinem Herzen wie ein Stein lag. Seine Schultern zogen sich sogar ein wenig empor. Als Rut Wendebühl eines Abends auf dem Brudenfeld an seiner Seite stand, sagte sie ihm das. Karl Rodemann ließ seine Augen auf einen besonders geratenen Exempel ruhen.

„Es kann schon sein,“ meinte er ruhig. „Wenn Herr Schmitt mal gut aufgelegt ist, erzählt er von einem traurigen Handwerksburschen, der alle Jahre durch ein solches Unglück ein Glied von seinem Körper verlor und, wie er so weit war, daß er als elender Krüppel angesehen werden mußte, heiter und lustig wurde.“

Sie stieß voller Staunen den Feldstock in das regenfeuchte Erdbreich und fragte endlich:

„Dachte er denn irgend etwas Schlimmes getan, daß er sich durch die Schmerzen entsühnt wähnte, der Handwerksbursche?“

Sie hörte jetzt Karl Rodemanns Atem härter gehen; auf der sonnverbrannten Stirn glühte ein Feuer auf und seine Augen schlossen sich; dann antwortete er:

„Er hatte beim Landstreichen einen Nameraden totgeschlagen, glaub' ich.“

„Und hat sich nicht einfach gestellt und seine Schuld aufgedeckt?“

„Nein, er ist nämlich der Sohn ordentlicher Eltern gewesen, erzählt Schmitt.“

„D, der Vermirte. Glaubst du nicht, daß es tausendmal härter ist, die Stimme des Gewissens zu ertragen, als das Gefängnis, ja sogar den Tod?“ Rut Wendebühl ließ zum erstenmal ein wenig Licht zu der dunklen Vermutung ihrer Jugend.

„Würdest du das dulden wollen, Karl?“

Er sah sie mit glanzlosem Blick an. Sie erwidert vor dem Ausdruck des Kummers darin. Er lachte etwas. „Alles rächt sich auf Erden,“ sagte er dann leise, „bei mir geht es Glied um Glied. Erst kam der Junge und dann die Niete.“

Rut Wendebühl fühlte, wie eine Art Frost, ein Entsetzen über ihren Körper lief. Sekundenlang war ihre Zunge wie gelähmt. Sie glaubte vor der Entscheidung zu stehen und konnte sie doch nicht erlangen. Da nahm sie alle Kraft und allen Mut zusammen und tat die schwere Frage an Rodemann:

„Hast du denn auch in deinem Leben einen Schatten, ein begangenes Unrecht, meine ich, das du stumm in dir trägst, weil du so eigentümliche Andeutungen machst?“

Sie hatte, während sie auf seine Antwort wartete, ein Gefühl, als stände sie hinter der Tür, die großes Geheimnis verbirgt. — Ein Wellchen nur noch und es würde Licht und Frieden werden, stiller, heiliger Frieden in einer dunkeln, verwirrten Seele — aber auch in einem ruhelosen Leben, das weit, weit gewandert war, weil es wähnte, ein anderes zerbrochen zu haben. Rut glaubte das Licht zu erblicken, das ein dunkles Geheimnis erhellen sollte und wartete gespannt auf die Enthüllung. Da kam Karl Rodemanns Antwort.

„Hab' ich Ihrem Vater und Ihnen vielleicht nicht treu gedient?“ Ich weiß nichts von seinem Unrecht.“

Er sah hart und trohig aus. Der Lichterglanz in Ruts Augen erlosch, — die Tür, die das Geheimnis erschließen sollte, fiel ins Schloß und Rut stand wieder in Finsternis und Ungewißheit. Langsam gingen sie heimwärts, Rut und Rodemann. Ihre Lippen blieben stumm. Erst als Rodemann an die Mühle griff seinem Säuschen zukrehte, legte sie die Hand auf seinen Arm.

„Du hast eine ganze Woche das Gustavchen nicht gesehen. Komm mit.“

Er gehorchte ohne Freudigkeit. — Sie sprach jetzt zu ihm, als zu dem Vater, der beständig zwischen Liebe und Qual bei dem Anblick seines Kindes hin und her gerissen wurde und nicht wußte, ob er das Kind suchen oder fliehen sollte. Sie fuhr mit einem Aufschrecken in ihren Augen fort: „Ich freue mich täglich, daß ich ihn bei mir habe. Glaube mir, er kennt mich. Wenn ich jetzt abends vom Feld heimkomme, weiß ich, es ist er da, das auf mich wartet, denn — wenn auch sein Verstand lange getrübt war, jetzt ist es mir zuweilen, als möchte er erwachen. So bald ich mich seinem Stühlchen nähere, ist es ein deutliches Lachen in seinen Augen. Er ist die Abendsuppe nur aus meiner Hand. Warte einen Augenblick, ich will ihm eine Sonnenblume mitnehmen.“

Der stille Mann sah ihr nach, wie sie leichtfüßig ein große, goldene Blume von dem starken Stengel brach. Sein Blick mußte dabei an der scheidenden Sonne vorüber, der sich die Blüten sehnsuchtsvoll zuneigten. Vielleicht füllte das flammende Rot der Wolfenkränze seine Augen mit Tränen, denn es gibt viele Leute, die nicht sehr lange das Licht schauen können. Vielleicht quoll aber auch ein Gefühl in ihm empor, das noch heißer brannte, wie jene purpurne Leuchte. Als Rut Wendebühl wieder neben ihm stand, sah sie, daß ein blanker Tropfen in seinen Bart rannte. Wieder begann sie zu hoffen, daß Rodemann noch sprechen würde über das Geheimnis seines Lebens.

In der kleinen überdachten Veranda des Stedover Gustavhauses brannte die alte Lampe, die bereits Ruts Wendebühls Mutter gedient, als diese die ersten Frauenträume spann. Sie war hoch und dünn und schwebte eigentlich in dauernder Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren. Trotzdem hatte sie schon hier im Haus zwei starke, junge Menschen überdauert, die bei ihrem Schein die ersten zärtlichen Wochen der Ehe genossen hatten.

Nun leuchtete sie deren Kind. Rut Wendebühl mußte daran denken, was wohl aus dem alten Erbsied werden sollte, wenn sie nicht mehr da wäre.

Dann kamen freundschaftliche Gedanken. Ihre Augen glitten über das blendende Licht und den Kefedastrauch hinüber zu dem Krankenstuhl, in dem der kleine Krüppel saß. Der Lichtschein traf voll sein Gesicht, das bei der kräftigen Pflege nicht mehr so blutleer und schmal erschien wie ehemals. Ein Ritzern der Freude lief durch ihre Glieder und zwang sie auf den nächsten Stuhl. Sie sah deutlich die Veränderung, die mit seinen glanzlosen Augen vor sich hing. Ein- oder zweimal hatte sie

das gleiche bei normalen Kindern beobachtet, die aus tiefem Schlaf gerissen, erst langsam Gefühl und Gehör zurückerlangten. Gustavs Pupillen zogen sich zusammen. Ungebuldig darüber, daß sie heute so lange säumte, krauste sich seine Stirn. Rut Wendebühl wandte den Kopf zu Karl Rodemann, der stumm im Hintergrund stand und sagte leise:

„Dabe ich zuviel gesagt? Siehst du, wie er mich erwartet?!“ Sie stand auf und lief zu ihm, die nidende Sonnenblume in der Hand. Da hob der unglückliche Junge seine schwachen Arme, als wollte er sie um ihren Hals legen.

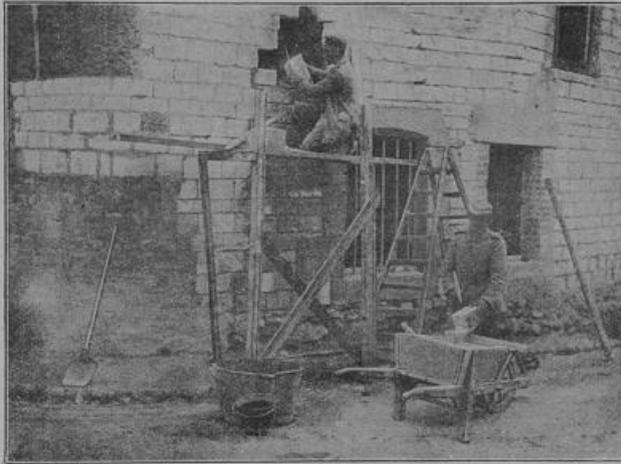
Sie empfand nicht das Abschreckende seines mageren Körpers, sie sah nur das Licht der Augen und die keimende Sehnsucht seines Herzens. Mit zarten Händen hob sie ihn heraus und bereitet ihm auf ihrem Schoß ein bequemes Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Den kann sein Leid vergehen,
Der insgeheim sich nagt;
Dem wird's den Räden lehren,
Der es von Herzen sagt.



Leipsaiger Presse-Bureau.

Unsere Soldaten beim Wiederaufbau der zerstörten französischen Ortschaften.

Da gibts ein Wiederseh'n.

Erzählung von Ilse C. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant Mehner war von einer langen anstrengenden Patrouille, zu der er mit 24 Mann ausgezogen war, mit wenigen Soldaten zurückgekehrt. Er hatte dem Regiment wertvolle Berichte erstattet, war dann erschöpft vor der Tür des Bauernhauses, in dem er Quartier hatte, zusammengefunken. Die Truppen ordneten sich marschbereit. Sie sollten in kurzer Zeit zum Sturm vorgehen.

Der junge Offizier schlief inmitten des lauten Durcheinanders wie ein Toter, bis ihn plötzlich die schmetternde Stimme des Hauptmanns zusammen riß. Im Augenblick war er auf den Füßen. Der Hauptmann trat zu ihm.

„Sie kommen mit Ihren Leuten als Nachhut — nein, warten Sie mal — wie sehen Sie denn aus?! Es ist unmöglich! Sie brauchen notwendig Ruhe. Wie lange hatten Sie keinen Ruhetag?“

Leutnant Mehner berichtete. Die Patrouille hatte sich tagelang unter den größten Entbehrungen im Walde verborgen gehalten, in dem sich starke feindliche Streitkräfte aufhielten, und daß etliche überhaupt den mörderischen Kugeln entronnen waren, war direkt als Wunder zu bezeichnen.

Der Hauptmann hörte zu. Ja, man hatte den Offizier mit seinen Mannschaften längst vermißt und aufgegeben, und nun, als man sie wieder hatte, brachten Sie Ruhe. Man sah ihnen ihre grenzenlose Erschöpfung an.

„Sie werden mit Ihren Leuten bleiben.“

Die andern ritten davon. Leutnant Mehner lag nun in der Dämmerfülle des Hauses und empfand vorläufig nichts anders, als die große wohlthuende Ruhe, die nur zeitweise vom Dröhnen ferner Kanonen und näherem Schrapnellknattern unterbrochen wurde. Dann kam sein Bursche mit der Feldpost. Behaglich wandte sich der junge Offizier nach dem Soldaten um.

„Haben Sie Post für mich?“

„Ja wohl, Herr Leutnant.“

Leutnant Mehner nahm einen Brief in Empfang. Ueber sein Gesicht flog ein freudiger Schein. Der Mutter Schriftzüge! Wie lange war es schon her, daß er ihren letzten Brief erhalten hatte. Sie mußten mehrmals die Quartiere wechseln, waren tief in die Operationsgebiete hineingeraten, wohin die Feldpost nicht vordringen konnte, aber dieser Brief entschädigte jetzt reichlich für die endlose Wartezeit.

Und beim Lesen der lieben Zeilen entstanden Bilder vor seinem Geist, an die zu denken ihm das ernste Soldatenleben keine Zeit mehr gelassen hatte. Er sah den Rhein vor sich, seine fruchtbaren Nebenberge burggekrönt und vom Sonnenlicht umfloßen, hörte fröhlicher Menschen Stimmen und Lachen und Gläserklingen. Und dann träumte er von der Weinlese.

Vor zwei Jahren war es gewesen. Damals hatte er Olga Dagen kennen gelernt. Es war etwas wie eine treue gute Kameradschaft zwischen ihnen gewesen, und jetzt erst wußte er, daß alle Sehnsucht, in der er gelebt und gelitten hatte, letzten Endes diesem stillen jungen Mädchen galt. — Im nächsten Jahr hatte sie wiederkommen wollen, aber da war der Krieg durchs Land gebrannt und an Weinlese und Wiederseh'n hatte kein Mensch mehr gedacht.

Leutnant Mehner ließ den Brief sinken. Wie merkwürdig war es, daß die Mutter in ihrem Schreiben so völlig mit seinen Gedanken übereinstimmte. Sie schrieb, der Vater sei wieder leidend und könne sich um nichts kümmern, ob es denn nicht möglich wäre, daß er einmal Urlaub bekäme. Die alten Arbeiter seien meist zum Militär, und auf die neuen sei kein Verlaß.

Otto Mehner lächelte.

So konnte nur ein grundgütiges Frauenherz denken! Was ahnte sie davon, daß der Krieg jeden Mann erforderte, daß er den Soldaten in der Front keine Zeit ließ, sich um Heimat und Weinlese zu kümmern, wenn auch die Sehnsucht sich noch so tief ins Herz hinein grub. Und als er an Sehnsucht dachte, da überkam sie ihn mit solcher Gewalt, daß er ein heißes Würgen

in seiner Kehle spürte. Und leise sagten seine Lippen ihren Namen: „Olga —“

Vielleicht war sie irgendwo Pflegerin. Vielleicht dachte sie auch manchmal an ihn, und nun wünschte er plötzlich, daß er verwundet würde und sie ihn mit ihren linden Händen gesund pflegen wollte.

Sein Bursche tappte mit seinen schweren Stiefeln über die Dielen und verschleuderte die Trümmereien. Nun mußte der Offizier lachen. Er war doch ein Phantast, konnte sich in Lagen hineinsetzen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren. Aber so war er schon immer gewesen. In der trassesten Wirklichkeit hatte ihm das Leben noch golden gelächelt und verheißungsvolle Träume geschenkt, die aus seiner Sehnsucht heraus geboren waren.

Am Abend hatte er mit seinem Oberst ein längeres Gespräch, in dessen Verlauf es geschah, daß der ältere Herr den jüngeren interessiert besah.

„Sie sehen schon seit Kriegsbeginn im Felde, da täte Ihnen eine Ausspannung not. Sie können vierzehn Tage in Urlaub gehen.“

Eine große Freude erfüllte ihn. Er sollte nach Hause, die Eltern wiedersehen, die sich um ihn sorgten, und den Rhein, die alte liebe Heimat. Ganz unjünnig war er vor Freude, und als am nächsten Morgen die Leute aus den Schützengräben kommen sollten, sprang er begeistert hinzu, führte seine Kompanie und unternahm einen starken Sturmangriff, der zu guten Erfolgen führte, ihn aber eine Verwundung des linken Armes einbrachte.

Dann fuhr er durch Deutschlands gesegnete Fluren, und in seinen Augen leuchtete frohe Erwartung. Wie seltsam einem der Kontrast anmutete. Draußen Schlachtgedröhn und Tod

und Sterben — und hier blühendes lachendes Leben. Man konnte den Gedanken kaum fassen, daß diese Menschen, die hier scheinbar sorglos ihre Tage lebten, Söhne und Gatten draußen vor dem Feinde wußten. Alles schien unwirklich — so, als erwachte man nach schweren bangen Traumgezeiten.

Der Eltern Gutshof leuchtete zwischen den grünen Hügeln, und als er dann neben Vater und Mutter saß und sich von Sorgfalt und Liebe umgeben wußte, da erfüllte ihn ein unendliches Glücksgesühl.

„A — es gab nichts Schöneres auf der Welt, als die Heimat. Wie die reiche blühende Landschaft vor ihnen lag, so voll duftenden verheißenden Herbstes, so erfüllt von Licht und Glanz — und unten zog sich grün-schillernd der Rhein dahin und bunte Fahnen heller Schiffe wehten grüßend herüber — und der Himmel

spannte sich so wolkenlos blau über der Erde, wie eine riesengroße Kuppel.“

Der Vater führte seinen Sohn stolz durch den Ort. Bewundernd schauten die Menschen zu dem gebräunten Offizier auf, dessen schwarz-weißes Band auf der Uniform von seiner Tapferkeit sprach, und sie konnten es kaum glauben, daß dieser Offizier der einfache Weingutsbesitzerssohn sei, mit dem sie vor dem Krieg reden konnten, als sei er einer der ihren.

Reinslager Presse-Bureau

Abends im Quartier.



spannte sich so wolkenlos blau über der Erde, wie eine riesengroße Kuppel.

Der Vater führte seinen Sohn stolz durch den Ort. Bewundernd schauten die Menschen zu dem gebräunten Offizier auf, dessen schwarz-weißes Band auf der Uniform von seiner Tapferkeit sprach, und sie konnten es kaum glauben, daß dieser Offizier der einfache Weingutsbesitzerssohn sei, mit dem sie vor dem Krieg reden konnten, als sei er einer der ihren.

In den Weinbergen war reges Leben. Man brachte die in der Sonnenglut gereiften Trauben singend zu Tal, und Annelies, Mehners Cousine, leitete den ganzen Betrieb so umsichtig, als stände sie hier auf der richtigen Stelle.

Ihre Blicke flogen oft sekundenlang zu ihm hinüber und ein Licht sprang dann in ihnen auf, das mehr verriet, als rein verwandtschaftliche Interessen. Seinen Spaziergängen schloß sie sich regelmäßig an und wenn sie ihre fetten runden Arme in den seinen legte, empfand er ein lebhaftes halb instinktives Unlustgefühl.

Die Mutter hegte offenbar Hoffnungen auf ein glückliches Finden des jungen Paares, und mehr als einmal pries sie Annelies in beredten Worten, ohne bei ihrem Sohn auch nur den geringsten Widerhall zu erwecken. Der Vater stand dieser Sache passiv gegenüber. Oft fühlte er des Sohnes Verlangen, diesen liebenden Frauen für eine kurze Spanne Zeit zu entgehen, und dann forderte er ihn auf, ihn auf einen Gang in den Ort zu begleiten.

Der Wirt vom „Goldenen Anker“ strahlte, als er den jungen Offizier sah.

„Et, sieh' da, der Herr Leutnant! Na, wie geht's denn?“

Und die beiden Herren reichten sich die Hände, aber es war eine gewisse Distanz zwischen ihnen, die der Wirt immer wieder dadurch hervorrief, weil er entgegen den Bitten des Offiziers diesen nur „Herr Leutnant“ anredete.

„Wir haben morgen ein Gartenkonzert, Herr Leutnant. Sie werden doch auch erscheinen?“

Otto Wegner sagte zu. Die Aussicht auf ein wenig Abwechslung war ihm sehr willkommen. Nach den langen Kriegsmonaten ertrag man einfach die Untätigkeit nicht mehr. Körper und Geist verlangte Anregung.

Und während sie bei einer Flasche 1911er saßen, dachte Wegner wieder an das junge Mädchen, dem seine Sehnsucht gehörte. Ob sie wohl im Vorjahre im „Anker“ war? Ob sie in diesem Jahr kam? Diese Fragen drängten sich ihm immer wieder auf die Lippen, aber wenn er sie aussprechen wollte, verschloß er sich innerlich wieder.

Spät lehrten Vater und Sohn heim. Sie gingen schweigend durch die schlafstillen Straßen. Das Mondlicht glitt an den schwarzen Schieferwänden nieder, und getirrt magisch über das Dachgewir bis zum Strom hinunter — spann zarte, geheimnisvolle Schleier um die Berge und tauchte die hochragende Burg in silbernen Glanz.

Bewirkt blieb der Offizier auf halbem Wege stehen. Die kleine Stadt lag bereits zu ihren Füßen. Einzelne Fensterleuchten blinkten auf, über den Weg hüpfte eine große, graue Kröte in den Weinberg hinein — Fledermäuse flatterten flügel-schlagend vorüber und aus der Ferne kam das rollende Geräusch eines fahrenden Eisenbahnguges.

„Ja, mein Junge — hier bei uns ist es schön. Hast dich wohl oft zurückgewünscht da draußen?“

Der Jüngere fuhr auf. „Ich habe nicht viel Zeit zum Wünschen gehabt, Vater. Der Krieg erfordert den allerletzten Gedanken. Da ist es wie ein heiliges Feuer in dem Soldaten, das antreibt. — Man ist beständig in Erwartung großer unerhörter Dinge. Man fühlt sich überhaupt als ein Glied einer endlosen Kette.“

Der Vater hörte schweigend zu. Es erfüllte ihn mit freudiger Zuerkennung, den Sohn zu reden zu hören. Wenn man selbst nicht mitmachen konnte, dann entschädigte das Geschick einen dadurch, daß ein opferfreudiger Sohn draußen dem Kaiser diente. Das allein lohnte zu leben. — Und wenn die, die im Lande blieben, auch bis zum letzten Menschen ihre Pflicht erfüllten, die tausend Wunden heilen halfen, mit welchen Mitteln auch immer es war, dann brauchte man die Augen vor den Soldaten nicht niederzuschlagen.

Und Otto Wegner dachte wieder an das Mädchen, das einst mit ihm in solcher Sternflimmernden Herbstnacht an dieser Stelle gestanden hatte, um ihn mit ihrem reichen Herzen die Schönheit der Heimat sehen zu lehren.

Die erwachsenen Einwohner des Ortes strebten fast vollzählig dem „Goldenen Anker“ zu. Jeder fühlte sich gewissermaßen verpflichtet, an diesem Abend sein Scherlein für die kriegsverwundeten beizutragen. Die Gesichter zeigten einen feierlich ernsten Ausdruck, der ihnen meist fremd war.

Annelies hielt sich dicht an Wegners Seite. Ihre Augen blickten triumphierend zu den Freundinnen hinüber, in die wiederum ein leiser Neid erwachte. Einen solchen stattlichen Offizier wünschte sich wohl ein jeder von ihnen.

Ein Einjähriger sprang auf und machte Front. Grüßend ging der Offizier vorüber. Die Musik spielte allerlei patriotische Weisen, und wenn gerade ein populäres Lied ertönte, fingen viele Gäste angeregt mit.

Ein Weingutsbesitzer aus der Nachbarschaft gesellte sich an den Wegnerschen Tisch, und da er sich nach den üblichen Redewendungen fast ansichtslos mit Annelies beschäftigte, fühlte Otto Wegner sich allmählich wie befreit. Sie hatte in der letzten

halben Stunde ununterbrochen auf ihn eingeredet, ohne daß er zu sagen vermocht hätte, von was sie gesprochen hatte.

Ein Lachen traf sein Ohr.

Sein Herzschlag setzte einen Atemzug lang aus. Das Lachen lebte seit zwei Jahren in seinem Blute — es konnte nur einer gehören. — Und in allen Tönen, in jedem Wort hörte er immer nur dieses Lachen — und er hatte nicht den Mut, sich umzuwenden, in der Befürchtung, irgend ein fremdes Gesicht zu sehen, das ihm gleichgültig war.

Aber dann trieb es ihn auf. Es war unmöglich, er konnte nicht sitzen und sich an den Gesprächen beteiligen. Er mußte allein sein, um wieder ruhig zu werden. Langsam ging er durch den Garten bis zum Rhein. Fern und verhalten kam die Musik. In ihm aber erwachte eine namenlose Traurigkeit.

So stand er und schaute mit verschleierten Blicken auf das silbergleisende Wasser, und der Wunsch erwachte in ihm, fort zu sein — wieder an der Front bei seinen Soldaten. Die brauchten ihn; dort konnte er etwas leisten. Dort hatte er noch nicht eine Minute lang das Gefühl gehabt, überflüssig zu sein, wie er sich jetzt in diesem Augenblick vorkam. Wie mochte jetzt draußen der Kampf toben? Wie manche der braven Jungen deckte die blutgetränkte Erde — und er stand hier wie ein nutzloser Träumer und fand nicht den Mut, sich loszureißen und fortzukürmen, dahin, wo man ihn brauchte.

Dann wieder das heiße Verlangen: säßt du sie nur einmal wieder — wüßtest du, daß sie an dich denkt, dann wärst du mit einemmal ein anderer Mensch, dann wüßtest du, für wen du auf der Welt bist. — Und der, der seinen Truppen ein leuchtendes Beispiel an Mut und Tapferkeit gewesen war, stand hier und litt wie ein Primaner an seiner unerfüllten Sehnsucht — Schritte nahen. Die Störung war ihm unangenehm. Die Musik spielte jetzt in brausenden Akkorden:

„In der Heimat, in der Heimat, Da gibt's ein Wiedersehn!“

„In der Heimat, in der Heimat, Da gibt's ein Wiedersehn!“

Die Schritte hielten hinter ihm. Plötzlich begann sein Herz ganz ungestüm zu klopfen. Er bezwang sich eine Sekunde, sog dann wie elektrifiziert herum und blickte in ein blaßes, von Mondlicht überglanztes Mädchen Gesicht, in große, lachende Augen.

„Olga — Fräulein Olga — sind Sie es? Oder träume ich —? Erlösen Sie mich —!“

Da legte sie ihre Hände in die seinen, die er bittend ausstreckte.

„Sie träumen nicht!“

Ein tiefes Aufatmen ging durch seine Brust.

„Sie haben mich nicht vergessen. Wie danke ich Ihnen!“ — Sie erröte.

„Mir war, als müßten wir uns hier finden,“ sagte sie leise, indem sie die Lider senkte.

Er zog sie impulsiv an sich.

„Du hast mich lieb? Mädel — ich bin ja so unsagbar glücklich.“

Sie lächelte unter seinen Küssen. Seltsame Minuten vergingen, stumm schauten sie sich in die Augen — nur ihre Herzen redeten miteinander.

Sie lehrten in den lichtdurchflutheten Garten zurück. Die ältere Dame schaute erstaunt auf, als sie ihre Tochter in Begleitung des Offiziers kommen sah. Der Einjährige, ihr Sohn, stellte sich in Positur.

„Wir haben uns soeben verlobt, gnädige Frau,“ sagte Otto Wegner, nachdem er sich vorgestellt hatte. „Ein Krieger ist gewohnt, eine Festung im Sturm zu nehmen.“

Die Mutter reichte ihm die Hand.

„Sie sind mir längst kein Fremder, Herr Leutnant. Olga hat so oft von Ihnen gesprochen, daß ich Sie kannte, ohne Sie gesehen zu haben.“



Angeordnetlicher Kriegsrat im russischen Hauptquartier angehts der schwerwiegenden Kriegereignisse.

Von links nach rechts: Verkehrsminister Roukoff, Großfürst Nikolaus Nikolaewitsch, der Zar, Goremukin, Graf Fröderics. Oben von links nach rechts: Der Minister des Innern Scherbatof, Minister der öffentlichen Angelegenheiten Graf Janatief, Minister des Aeußeren Jazonof, Ackerbauminister Kriwoisheine, Finanzminister Bark. Generalstabschef Janonchewitsch, Kriegsminister Wolwanof und Prinz Chatchoskoi.

Ein dankbarer Blick aus seinen Augen traf das junge Mädchen. „Oja — Liebste!“

Der Einjährige war stolz darauf, so kameradschaftlich mit einem Offizier am Tische zu sitzen, und vom Nachbartisch, an dem dessen Angehörige saßen, schaute man interessiert herüber. Der Weingutsbesitzer hatte vertraulich den Arm um Cousine Annelies gelegt, und sie schien sich durchaus nicht gegen dieses Beginnen zu sträuben. Die Wogen der Begeisterung gingen drüber überhaupt schon ziemlich hoch, und als der Vater ihn jetzt winkte, bat Wegner seine künftige Schwiegermutter, mit an seiner Eltern Tisch zu kommen.

Dann gab's ein lebhaftes Fragen.

„Kinder,“ rief der dicke Weingutsbesitzer, „wir feiern heute unsere Verlobung. Man kann nicht wissen, ob man mich nicht schließlich doch in den Krieg schickt, da will ich wenigstens wissen, daß daheim ein liebendes Weib für mich betet. Das ist ein starker Trost — nicht wahr, Annelies?“

Diese nickte.

„Wenn du es sagst, wird's so sein,“ sagte sie lachend und ihre gesunden roten Wangen waren noch röter als gewöhnlich. Die beiden Mütter saßen nebeneinander. Die Gläser klangen genau so, wie er es in der Front geträumt hatte, und nachdem die Freude wieder in gemäßigtere Bahnen gelenkt war, erhob sich Leutnant Wegner.

„Ein Glück kommt nie allein. Ich habe mich soeben mit Fräulein Hagen verlobt.“ Erneuter Jubel brach aus, und der Offizier hob sein Glas und leerte es bis zur Nagelprobe.

In der Heimat, in der

Heimat —

Da gibt's ein Wieder-

sehn —

sangen die Kinder, die drau-

ßen Krieg spielten.

Milliardäre.

Erzählung von

Werner Granville

Schmidt,

(Nachdruck verboten.)

Zerobeam Forterry, der berühmte, in Börsenkreisen berühmte Büchsenfleischkönig und Milliardär, tat einige Züge aus seiner schweren Nyman, lehnte sich in den behaglichen Klubstuhl zurück und sagte in entschiedenem Tone zu seinem Gegenüber, einem jungen, schlankgewachsenen Manne mit offenen, energischen Gesichtszügen: „Also, schlagen Sie sich die Sache aus dem Kopfe, junger Mann; denn meine Tochter ist nicht für Sie bestimmt. Kommen Sie mir mit solchen Humbug nicht wieder!“

Der junge Mann bohrte ärgerlich die Zähne in die Unterlippe; entgegnete aber nichtsdestoweniger in bescheidenem Tone: „Mister Forterry, ich bitte zu bedenken, daß ich Miß Violet wahrhaft liebe, und daß sie diese Gefühle erwidert. Uebrigens bin ich nicht ganz unbemittelt; denn ich habe letztes Jahr rund zehn Millionen Dollars von meinem verstorbenen Vater geerbt und vermag daher Ihrer Tochter eine sorgenfreie, wenn auch nur bescheidene Zukunft zu bieten.“

„Humbug!“ wiederholte Zerobeam Forterry noch einmal; fuhr dann aber in milderem Tone fort: „Es ehrt Sie in meinen Augen immerhin, daß Sie den Mut und die Dreistigkeit besitzen, mich um die Hand meiner einzigen Tochter und späteren Erbin zu bitten; denn das beweist mir, daß Sie ein smarter Geschäftsmann sind und es noch einmal zu etwas bringen können. Armut ist keine Schande; ich selbst habe auch nur mit ein paar lumpigen Millionen angefangen, und heute kontrolliere ich den Büchsenfleisch-Markt der ganzen Welt. — Mit meiner Tochter liegt die Sache aber nun so: selbst wenn ich mich nicht daran fetze, daß Violet durch eine Heirat mit Ihnen in ärmliche Verhältnisse käme; selbst wenn Sie mir persönlich nicht unsympathisch wären — und ich gestehe ruhig, daß Sie mir gefallen — müßte ich Ihnen dennoch die Hand meiner Tochter verweigern; denn sie ist bereits für meinen Freund, dem Seifenpulver-König Barnabas Hoppelpopple bestimmt!“

„Aber Sie werden Ihrer Tochter doch keinen ungeliebten Mann aufzwingen wollen?“ fuhr der junge Freier empört auf. „Humbug!“ wehrte Forterry zum drittenmal ab. „Hoppelpopple ist zwar vierzig Jahre älter, als Violet; aber er besitzt ein

Vermögen von fünfhundert Millionen Dollars und das ist doch wohl Grund genug, ihn zu lieben.“

Der junge Mann hatte sich erhoben; denn er sah, daß heute nichts mehr zu machen war. An der Türschwelle drehte er sich noch einmal um und sagte: „Und ich biete Ihnen jede Wette an, Mister Forterry, daß Violet doch meine Frau wird!“

Damit zog er die Tür hinter sich zu und war verschwunden. Der Milliardär war über diese Frechheit einige Minuten wie versteinert, aber endlich hatte er sich so weit gefaßt, daß er eine Priese aus seiner goldenen, diamantbesetzten Schnupftabakdose nehmen konnte.

In diesem Augenblicke betrat seine Tochter, ein allerliebste, stumpfnäsige Persönchen, mit einem ganz amerikanischen Wuschelkopf in das Zimmer.

„Hallo, Pa, wie siehst du bärbeißig aus?“ forschte sie und schmiegte ihre weiche Wange an seinen Stoppelpart.

„Da war wieder so ein Greenhorn, der mich um deine Hand bat!“ knurrte der Alte, schon etwas verärgert. „Die Bengels sollten lieber arbeiten, statt daß sie, wie die Fliegen um den Honigtopf, um eine reiche Erbin herumflarven!“

„Wie hieß denn der junge Mann?“ forschte Violet heuchlerisch und löste die etwas derbroten Baden des Vaters. Forterry schnurrte vor Wohlbehagen wie ein Kater, dem man den Hund kraut und meinte wegwerfend: „Hab' den Namen vergessen. Wenn ich alle die Namen der Greenhorns behalten wollte, die mir die Ehre angedeihen lassen wollten, mich zu ihrem Schwiegervater zu ernennen, müßte ich mindestens zwei Gedächtnisse haben. Na, Schwamm drüber, mein Kind; — ich glaube, es wird Zeit, daß wir uns zu dem chinesischen Festmahl umkleiden!“

Damit war der abgewinkelte Freier für Zerobeam Forterry erledigt.

Das chinesische Festmahl, das Forterry diesen Abend seinen Freunden gab, verlief zu allgemeiner Zufriedenheit. Der Milliardär hatte einzig seine Intimsinen mit ihren Damen geladen und es waren daher nur vierhundert Personen erschienen.

Dem Grundgedanken des Festes folgend, war chinesische Kleidung, und für die Herren außerdem Joppe vorge-schrieben.

Auch die Ausschmückung des Festraumes trug natürlich dem Charakter des Abends Rechnung. Statt der elektrischen Kronleuchter erhellten bunte Papierlaternen, die sich an dünnen Drähten von Wand zu Wand zogen den Saal, und eine wachstuche chinesische Hauskapelle sorgte mit ihren nationalen Instrumenten für eine ungläubliche Musik; die dafür aber

den Vorteil hatte, erschreckend natürlich zu klingen.

Fünzig Bediente, alles echte Söhne des himmlischen Reiches der Mitte, die der Milliardär extra für diesen Abend gewonnen hatte, halfen die Illusion noch erhöhen.

Zerobeam Forterry trug einen goldgestickten, gelbseidenen Ueberrod, der nach seiner eigenen Aussage dem kaiserlichen Palast zu Peking entstammte. Selbstverständlich erkundigte man sich aus Zartgefühl nicht, auf welche Weise er in den Besitz dieses kostbaren Stückes gelangt war.

Neben Violet Forterry, die in ihrem lichtblauen, großgefärbten Gewand reizend aussah, hockte ein alter Bonze, so ein richtiger Taperpreis mit träben Augen und ewig mümmelnden Kiefern. Dieser Bonze nannte sich im gewöhnlichen Leben Barnabas Hoppelpopple und galt als der aussichtsreichste Bewerber um die Hand Violet's — soweit es auf Forterry ankam.

Violet schien allerdings wenig Gefallen an seinen faden Schmeicheleien zu finden und ein scharfer Beobachter hätte bemerkt, daß ihre äußere Fröhlichkeit nur eine Maske war.

Zuerst wurden hundertzählige Eier aufgetragen und als Gemüße Schüsseln mit Trepang. Es gehörte eine ziemliche Ueberwindung dazu, diese dunkelgrünlich-schwarzen Eier zu verzehren; aber weil sie eben zum Programm gehörten, würgte man sie mit geschlossenen Augen herunter. Der zweite Gang bestand aus einem Ragout von Haifischflossen, dem wieder ein Dutzend fragwürdige Gemüße beigegeben waren. Unter Lachen und Scherzen bemühte man sich, die winzigen Stücken auf den Spitzen der Elfenbein-Gstättchen in den Mund zu jonglieren, was allerdings meistens vorbeizielte.



Österreichische Infanterie in Reservestellung in Polen.

Veustiner Presse-Bureau.

Danach kam ein Gemisch von allerlei Fleischstücken auf die Tafel, dessen unbestimmbarer Geruch die Teilnehmer stäubig machte. Erst als Forterry ehrenwörtlich versicherte, daß weder Matten- noch Hunde- oder Katzenfleisch dazwischen sei, bediente man sich zögernd. Während des Mahles eilten die schlüchzigen Bedienten auf ihren Strohschuhen geräuschlos umher und boten den Gästen zierliche Schälchen mit Tee und Reisbranntwein.

Den Clou dieses Festmahles bildete aber ein riesiger, drei Meter hoher und fast ebenso breiter Pudding, der zum Schluß unter Vorantritt eines Orchesters auf die Tafel getragen wurde. Als Violet nämlich mit einem eigens zu diesem Zwecke konstruierten Messer den Pudding anschnitt, erscholl aus seinem Innern ein zartes Singen und aus der zylindrischen Röhre, die die Mitte des Puddings bildete, tänzelten auf ihren Stöckelschuhen zwei junge Chinesinnen. Sie blieben auf der breiten Tischplatte stehen, drehten sich in einem langsamen Tanz und sangen dazu mit etwas näselnder Stimme die chinesische Nationalhymne.

Der Jubel wollte kein Ende nehmen und Jerobeam Forterry wurde von allen Seiten wegen seines ingeniösen Einfalles beglückwünscht.

Nachdem das eigentliche Festmahl beendet war, blieb man noch in ungewohnter Unterhaltung beisammen und da einer der „Mandarin“, ein Mister Applepie, Präsident der „Grand-Deum-Mailway“ war, kam man bald auf das Eisenbahnwesen zu sprechen.

Mister Applepie schilberte in begeisterter Rede die Vorzüge einer Eisenbahnfahrt auf der ihm unterstellten „Grand-Deum“ und schloß seine Lobpreisungen mit den Worten: „Zawohl, meine Damen und Herren; wir Amerikaner suchen die Schönheiten der Natur immer mehr in Europa, ohne zu ahnen, welche landschaftlichen Reize unser eigenes Vaterland selbst dem verwöhntesten Auge zu bieten hat. Ich hatte einmal Gelegenheit, die ganze Fahrt auf der Lokomotive neben dem Führerstand mitzumachen und ich werde das Eigenartige dieses Genusses nie wieder vergessen.“

Forterrys Mienen waren bei den letzten Worten des Präsidenten immer nachdenklicher geworden, und als jener geendet hatte, rief er, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, lebhaft: „Applepie, ich mache Ihnen einen Vorschlag! Ich denke es mir wundervoll, bei rasender Fahrt vorne auf der Maschine zu stehen, an der Spitze des Zuges, und zu beobachten, wie er bald in Tunnelgänge hineinfährt und dann wieder über schwindelnde Brücken poltert. — Also, ich miete mir einen ganzen Zug unter der Bedingung, daß ich die Fahrt auf der Lokomotive mitmachen darf; meine lieben Gäste, die heute hier versammelt sind, werden als Passagiere in den Wagen die Fahrt mitmachen. Wir alle haben dann ja Gelegenheit, Ihre gepriesenen Naturschönheiten mit eigenen Augen zu sehen und ich selbst habe ein Vergnügen genossen, das bisher nur unserm lieben Präsidenten vergönnt war. Ist die Sache gemacht, Applepie?“

„Allright!“ entgegnete der Präsident schmunzelnd, und damit war die Eisenbahnfahrt eine beschlossene Sache, denn der Zeitpunkt wurde als Bagatelle gar nicht erwähnt.

Forterrys Vorschlag wurde natürlich mit allgemeinem Jubel aufgenommen; man setzte einen bestimmten Zeitpunkt für die Fahrt fest, und als die Stunde des Aufbruches kam, waren die Gäste in dem Urteil einig, einen netten Abend verlebt zu haben.

Einige Tage später sah Violet Forterry mit einem schlanken jungen Mann auf der Terrasse des „Willflower Hotels“. Hier pflegte sich die Jugend der „oberen Vierhundert“ ein Stelldichein zu geben; hier wurde von den Dollarprinzessinnen nach allen Regeln der Kunst gekostet und manche zarte Wange knüpfen sich hier an.

Violet musterte die Sommertöchter der promovierenden Damen und nippte von Zeit zu Zeit unter Benutzung eines Strohhalmes an ihrer Eislimonade.

„Sag mal, Bob,“ nahm sie ein vorher abgebrochenes Gespräch wieder auf, „was hat Pa eigentlich gesagt, als du ihn um meine Hand batst?“

„Gumbug!“ entgegnete Robert Kingshall lakonisch und wahrheitsgetreu. Bitter fuhr er fort: „Und ich glaube, dein Vater hat recht; denn er wird nie in unsere Verbindung einwilligen. Barnabas Hoppelpopple ist ja kein Evangelium; — man könnte wahrhaftig den Mut verlieren!“

Die junge Dame schürzte verächtlich die Lippen. „Willst du die Waffen vor einem Hoppelpopple strecken, Bob? Du hast selbst gesagt, wenn ich treu zu dir hielte, müßten wir endlich den Sieg davontragen — nun sei auch ein Mann!“

Kingshall entrollte seiner Zigarette einige tabellose Ringe und blickte den verschwindenden Rauchschleiern hinter nach.

„Schade, daß ich nicht in eurem Hause verkehre,“ meinte er nach einer bedrückenden Pause. „Ich würde es dann schon zu verhindern wissen, daß Hoppelpopple sich dir immer aufdrängt.“

„Ja,“ stimmte die junge Dame leuzend bei; „dann hättest du nächsten Monat an unserer Eisenbahnfahrt teilnehmen können; ich hätte mich doppelt dazu gefreut.“

„Ihr wollt verreisen?“ forschte Kingshall betroffen und blickte sein Gegenüber in angustlicher Spannung an.

Violet schüttelte lächelnd den blonden Lockenkopf. „Es handelt sich nur um eine neue Grille von Pa. Applepie hat uns vorgeschwärmt, wie eigenartig genussreich es wäre, eine Eisenbahnfahrt auf der Lokomotive mitzumachen und du weißt wohl, nun ruht Pa nicht eher, bis er das auch probiert hat. Wir andern sind feierlichst eingeladen, als Passagiere mitzufahren. — Er mietet sich natürlich einen Sonderzug zu unserer alleinigen Benutzung.“

„Oh,“ bemerkte Kingshall zerstreut. Er schien über irgend etwas scharf nachzudenken.

Violet beobachtete ihn eine Weile schweigend. Sie sah, wie er im Selbstgespräche die Lippen bewegte und wie plötzlich ein heller Schein über seine ungewölkten Stirn flog.

Ehe sie neugierig geworden, fragen konnte, neigte er sich lebhaft zu ihr über den Tisch. „Darling, sagtest du nicht, ihr fahrt erst nächsten Monat?“

Verwundert stimmte die junge Dame zu. Der Geliebte kam ihr auf einmal so verändert vor. Eben war er noch so niedergeschlagen über die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe gewesen; jetzt straffte sich seine Gestalt und die alte Energie blühte wieder in seinen Augen auf.

„Violet,“ nahm Kingshall wieder das Wort, „ich habe einen Plan! Applepie ist ein Duzfreund von mir und er wird mir gerne zu Gefallen sein. Hör’ zu!“

Der junge Mann neigte sich dichter zu seiner lieblichen Nachbarin und redete lebhaft in flüsterndem Tone auf sie ein.

Als er sich endlich zukehrete und sie mit leuchtenden Augen erwartungsvoll ansah, lag eine unverhohlene Bewunderung in den Blicken der jungen Dame.

„Bob, das wolltest du tun — um unserer Liebe willen?“

Wie Kingshall ihr zärtlich bejahend zunickte, klatschte sie jubelnd in die Hände. Mit einem Male aber umwölkte sich ihre Stirn und bedrückt meinte sie: „Aber Bob, du Lieber, Tapferer, wirst du auch ausharren können? Du bist ja gar keine körperliche Arbeit noch dazu solch’ schmutzige gewöhnt.“

„Wahre Liebe bringt alles fertig,“ lächelte Kingshall und nedend fügte er hinzu: „Wenn sich meine kleine Prinzessin aber nur nicht an den rauhen Händen und der schmutzigen Arbeitsbluse stößt?“

„Bob, nun hab’ ich dich noch viel, viel lieber!“ jauchzte Violet begeistert und preßte seine aristokratischen Hände. „Du tust ja alles um mich und um unser Glück!“

Der junge Mann erhob sich elastisch.

„Entschuldige mich jetzt, Violet; mein Plan duldet kein Aufschub. Sollten wir uns in der nächsten Zeit nicht wiedersehen, brauchst du dich also nicht zu ängstigen. Nächsten Monat, bei eurer Eisenbahnfahrt, wirst du schon von mir hören und dann —“

Ein verheißungsvoller, beredter Blick sagte der jungen Dame mehr, als alle Worte und ihre Hände fanden sich in herzlich verabschiedendem Drud. — (Fortsetzung folgt.)



Ein modernes Pompeji.
Eine Straße in dem vollkommen zerstörten Städtchen Plesch in Russisch-Polen.



Sprüche.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat trägt
ihren eigenen Racheengel schon, die böse
Doffnung, unter ihrem Herzen.

Haushalten mit der Kraft, haushalten mit
der Zeit,
Mit solcher Kunst bringt man's im Leben
weit.

Der „Kölnische Bauer in Eisen“. Bekanntlich hat auch Köln sein Standbild in Eisen erhalten, das den Typ des Votahelden J. von Werth darstellt. Die erste Nagelung fand durch Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe, Schwester des Kaisers, statt. Der Erlös ist für Krieger-Witwen und Waisen bestimmt. Das am Gürzenich errichtete Standbild ist ein Werk des Kölner Bildhauers Wallner und eine Stiftung des Geh. Komm.-Rats von Guilleaume, Köln.

Körners Tod. In jüngster Zeit ist eine bei der Volkstümlichkeit des Sängers der Befreiungskriege auch weitere Kreise interessierende Streitfrage erörtert worden: ob Theodor Körner von einem Franzosen meuchlings erschossen wurde oder die Todeswunde im christlichen Gefecht erhielt. Privatdozent Dr. Ludwig Bergsträßer in Greifswald steuert nun im „Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde“ einen Brief von Lübow selbst bei, der nur einmal „an ganz entlegener Stelle“ abgedruckt und „bisher nicht beachtet worden ist“. Er ist an Lübows Braut, die Gräfin Elise Wlefeld, gerichtet und befindet sich jetzt in der Barnhagenschen Autographensammlung der Berliner königlichen Bibliothek. Das interessante Dokument lautet: „Wir haben, mehrere Gefechte gehabt, welche den ganzen Tag gedauert haben und wo ich die Bereitwilligkeit der armen Menschen, die übrigens von allen verlassen sind, nicht genug rühmen kann. Ein Konvoy von Wagen, den ich mit der Bedeckung genommen, ward die Ursache des Todes von einem Dichter Körner, der Adjutant bei mir war. Er blieb, nachdem er im Versteck, wo wir lagen, eine Viertelstunde vorher ein sehr schönes Gedicht gemacht hatte. Adios.“ Für die Streitfrage kommt, wie Bergsträßer betont, der Brief Lübows insofern in Betracht, als der Kommandant der „wilden verwegenen Jagd“ es doch sicher erwähnt hätte, wenn Körner von einem Franzosen meuchlings erschossen worden wäre; andererseits aber ist es für die Geschichte der öffentlichen Meinung und der Wertschätzung der freien Berufe interessant, daß selbst ein Lübow so etwas von oben herab von einem Dichter Körner spricht, der doch schon seit Jänner desselben Jahres mit 23 Jahren Hoftheaterdichter in Wien und durch zahlreiche Operntexte und dramatische Dichtungen bekannt war.

Sonnenblumen an der Eisenbahn. Bekanntlich sind bei den preussisch-hessischen Staatsbahnen die der Verwaltung gehörigen verkäuflichen Ländereien an den Eisenbahnstrecken in großem Umfang zum Anbau der Sonnenblume wirtschaftlich

ausgenutzt worden. Im Eisenbahndirektionsbezirk Breslau sind etwa 140 bis 150 Hektar Gelände mit der Sonnenblume angebaut und davon etwa zwei Drittel von der Verwaltung und ein Drittel von Bediensteten und anderen bestellt worden. Es handelt sich um 3 bis 4 000 000 Pflanzstellen.

Nicht nötig. A.: Glauben Sie, daß Hindenburg russisch sprechen kann? B.: „Das weiß ich nicht, aber die Russen verstehen ihn schon!“

Kompliment. Besucher: „... und was Sie für reizende kleine Ohren haben, Fräulein Anna... die müssen Sie ja gar nicht ordentlich waschen können.“

A.: „Nein, das nicht, aber als ich hinkam, entdeckte ich, daß ich mein Geld zu Hause gelassen hatte.“

Zu Gedanken. Ein Verwandter eines Fleischers sieht dem Betriebe in der Wurstküche zu und liest die zahlreichen Aufschritten am Gewürzschrank, während der Meister emsig bei der Arbeit ist. „Was doch da alles hineinkommt!“ sagte der Gast vor sich hin. — „Ja,“ entgegnet der Meister, ohne aufzusehen, „sonst könnten wir sie auch nicht so billig liefern!“

Aufgeräumt. Die Hausfrau kam in das Arbeitszimmer ihres Mannes. „Du mußt die Kinder bestrafen,“ rief sie, „sie sind zu ungezogen!“ — „Was haben sie denn getan?“ fragte der Vater. — „Sieh' Dir nur an, was sie an meinem Nähtisch angerichtet haben. Nadeln, Garnrollen, Scheren, alles liegt durcheinander, und kein Stück, wo es hingehört. Es ist ganz abscheulich!“ — Der Hausherr lächelte vergnügt. „Das hab' ich gemacht,“ sagt er ruhig, „stehst Du, Du hast gestern meinen Schreibtisch so wunderschön aufgeräumt, daß ich Dir doch eben solche Freude machen wollte!“

Merkwürdig. Reservist Friedrich Wilhelm Bock aus Frankfurt a. O. hat das Pech, gleich in seinem ersten Gefecht in französische Gefangenschaft zu geraten. Die Franzosen in den Ortschaften, durch die er später transportiert wird, beschimpfen die Gefangenen, und immer wieder ertönt es: „Boche! Boche!“ — „Merkwürdig,“ murmelt Reservist Bock, „woher die Franzosen bloß alle meinen Namen kennen!“

In der Klemme. „Warum stehen Sie so ratlos da?“ — „Meine Herrschaft will alles Deutsch reden, nun soll ich von der Gnädigen das Service verlangen und weiß nicht, wie das auf deutsch heißt.“

Der kleine Diplomat. Karlchen: „Mama, was ist schlimmer, wenn ich in 'n Baum runterfalle und den Arm b'ede, oder wenn ich mir nur die Nase zerreiße?“ Mama: „Natürlich ist ein Armbruch schlimmer.“ Karlchen: „Ach Mama, da kannst du 'mal froh sein; ich hab' mir nur die Hosen zerissen!“

Das besorgte Mutterherz. Soldat (zum Kameraden, der sich im Feindesland photographieren läßt): „Laß Dir doch 'n Brustbild machen.“ — „Aee, da hätt' meine Mutter keine Ruh'! Der muß ich die ganze Figur schicken, damit sie sieht, daß ich auch noch vollständig da bin!“

Soldatenhumor. Soldat (im Schützengraben ein Paket Schwere auspackend): „Heut is mei' Namenstag, dös is zum erstenmal, daß an mein Namenstag g'schoss'n wird.“

Rätsel.

Nach jenem Wort möchte ich dich fragen,
Das einst in Rom für unser „Iagen“
Gebraucht ward von dem Publikum
Und das, wenn man es dreht herum,
Dem, der das Positive liebt,
Auf deutsch die beste Antwort gibt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer

Che.

Abdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Ges. vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Bredeßel & Koenen, Essen (Ruhr).



Der „Kölnische Bauer in Eisen.“

Freundinnen. „Mein Bräutigam sagt immer er sei im siebenten Himmel.“ — „Vielleicht bist Du schon seine Siebente!“

Ein kleiner Patriot. Ein kleiner Junge unterhält sich mit einer jungen Dame wie folgt: „Du, Fräulein, ist Dein Mann auch im Krieg?“ — „Nein, mein Kind, ich habe keinen Mann.“ — „Dein Bruder auch nicht?“ — „Auch nicht!“ — „Auch nicht Dein Junge?“ — „Hab' auch keinen Jungen.“ — Da ruft der kleine Knirps entzückt: „Dann schäme Dir!“

Der Hinterwälder. Silas, im Laden seines Hinterwälderdorfes: „Ich fahre auf einen Monat nach New-York und brauche zwei Krügen.“ — Der Verkäufer zweifelnd: „Werden zwei auch für einen ganzen Monat ausreichen?“ M. Silas, großzügig: „Also schön, sagen wir drei!“

Glück. A.: „Ich habe gestern auf dem Rennen rafendes Glück gehabt.“ B.: „Wie? Hast Du soviel gewonnen?“

Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



AD

Nr. 38

Sonntag, den 19. September

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Karl Rodemann stand noch immer von ferne im Zwiespalt zwischen Freud' und Leid. Jetzt, da ihn Mut mit den Augen heranwinkte, kam er langsam näher. Das Gefühl, das ihn am

die ihn wenige Stunden vor ihrem Ende in den Werktag zurückgetragen, ging er auch jetzt seinen Pflichten nach. Sie ließ ihn gewähren. Sie reichte dem Kinde die Abendmahlzeit und genoss selbst mit dem gesunden Appetit der Jugend ein paar Teller von der säuerlichen Suppe, die aus frischer Buttermilch bereitet wurde. Dann brachte sie das Gustavchen zu Bett und legte sich an den Schreibtisch. Der alte Schmitt, der zu dem Begräbnis eines Freundes gefahren, hatte ihr zuvor die Kornrechnung und



Ein zerstörtes Stadtteil von Lublin.

Leipziger Presse-Bureau.

Sterbelager seines Weibes für sie befeelt, kamte wieder auf. Er sah auf sein Kind und merkte zum erstenmal, daß es dieselben feingezichneten Augenbrauen habe, wie sein totes Weib. Das machte ihm die letzte Stunde mit ihr wieder lebendig. Die Wunde war noch zu frisch, als daß sie sich nicht bei jeder Berührung aufs neue öffnete. Gewaltsam suchte er seine Gefühle niederzuzwingen und sagte deshalb nach einer Weile:

„Die Knechte sind beim Abfüttern. Ich muß hinschauen. Sie machen sonst Dummheiten.“ Mit Wendebühl nicht, ohne ihn anzusehen, sie fühlte, was in ihm vorging. Er sprach mit derselben Stimme zu ihr, wie in der Nacht, als er sie zu der todkranken Miete bat. — Und mit den gleichen müden Schritten,

das Lohnregister zurechtgelegt. Es war eingeführt, daß sie alles nachprüfte, bevor den Leuten Lohn und Deputat ausgezahlt wurden. — Heute konnte sie nicht mehr arbeiten. Der Abend war zu unruhig. Im Park schlug der alte Hofhund an, um dann statt des üblichen erzürnenden Gebells ein langgezogenes Winseln auszustößen, als wenn jemand heimkäme, dem er herzlich zugetan wäre. — Mit Wendebühl stellte sich an das Fenster und spähte in die Dunkelheit, die eigentlich viel zu früh herabgeunken war. Sie sah nichts Besonderliches. Der alte Schäfer mit dem Lämmerjad schürfte über den Gutshof. Sonst war niemand zu entdecken. Da nahm sie ihren Platz wieder ein. Sie fand aber keine Ruhe. In den Haselsträuchern schien es zu knaden und der Esen am

Haus rauschte wie von einer Hand auseinandergezogen. Ihr Herz wurde heiß und schwer. Wie oft hatte sie so gesehnen und hinausgelauscht mit törichtem Hoffen.

„Ob er nicht heimkäme — Onkel Viberstein — und wenn es auch nur wäre, damit sie ihm Rechenschaft ablegte über das Geld, mit dem sie wirkte — und wenn er auch nur sagte: „Ich bin mit dir zufrieden, liebe, kleine Rut.“

Sie war ja so bescheiden geworden. Nach einem verlaugte sie trotzdem, daß ihr Leben nicht zu Ende ginge, ohne daß sie noch einmal ihre Hand in die seine gelegt und ihm für alles gedankt hätte. Keine Nacht krieg zum Morgen, in der ihr Herz nicht darum gebetet, wenn sich selbst die Lippen schon müde schlossen.

Sie war auch zumeist von einer kraftvollen Zuversicht erfüllt. Nur heute lebte ein unerklärliches Angstgefühl in ihr. Sie riß ein paarmal an dem verenggesteckten Klingelzug, der zu Johann Peterow's Schlafkammer führte. Allein er kam nicht. Sie blieb ganz einsam mit dem schlafenden Jungen im Haus. Der Alte mochte mit dem Fräulein in die Nachbarschaft gegangen sein, um die ersten Weinbeeren zu probieren. Da tauchte sie endlich die Feder in die Tinte und begann an den langen, lauberrschriebenen Zahlenreihen auf und nieder zu fahren. Draußen rauschte der laute Abendwind sein liebliches Lied. Einmal hob sie den Kopf und lauschte aufmerksam hinaus. Sie hatte deutlich auf den Läufen der Diele einen rauschenden Schritt gehört.

„Johann.“ rief sie laut, „Johann Peterow!“

Die Türe tat sich auch auf, aber es erschien jemand anders auf der Schwelle. Rut erschrak, wurde rot und unsicher.

„Herr Frederici,“ sagte sie hastig. „Ach! Nun ist Ihr Onkel nicht einmal hier. Er kommt erst in einigen Tagen wieder.“

Der Eintretende verneigte sich tief.

„Ich komme nicht um ihn. Wir existieren nach wie vor nicht füreinander. Sollten Sie das vergessen haben? Ich möchte Sie nur um einen Trunk bitten. Ich war nämlich dabei, ein junges Pferd einzureiten. Den ganzen Nachmittag habe ich mich mit ihm abgequält. Jetzt habe ich nun noch zuletzt Pech gehabt. Das Pferd hat den Hals gebrochen.“

Sie machte unwillkürlich ein paar Schritte ihm entgegen.

„Sie sind doch unverletzt?“

„Ja,“ sagte er trocken, „gänzlich.“

„Das arme Tier,“ meinte sie mitteilig.

Ein hartes Lachen ging über sein Gesicht.

„Ihnen wäre es wohl lieber gewesen, wenn ich an seiner Stelle läge, denn Ihre Erbarmen mit dem Vieh wird ja weit und breit gerühmt.“

„Ich stelle das Menschenleben höher, Herr Frederici,“ sagte sie ruhig und schickte sich an, ihm den erbetenen Trunk zu holen. Als sie wieder eintrat, wurde sie gewahrt, daß seine Hände zitterten.

„Sehen Sie sich in den Lehnsstuhl,“ rief sie ihm freundlich —

„Jo. Kann ich Ihnen noch irgend etwas geben?“

Er empfand den brennenden Wunsch, ihre schlanken Hände in seiner Nähe zu haben.

„Ja,“ sagte er, „wenn Sie mir ein kaltes Tuch um die Stirn legen wollten. Sie schmerzt von dem Fall.“ Sie tat es ohne Fräulein. Wäghlich riß er ihre Hände an seine Lippen und bedeckte sie mit heißen Küssen.

„Drei Jahre habe ich mich zurückgehalten,“ rief er dazwischen hervor, „jetzt habe ich keine Lust, noch weiter zu hungern und zu dürsten. — Werden Sie mein Weib! Sie sollen meinewegen ganz über mich herrschen. Ich muß Sie besitzen. Mit dem Vergessen ist es nichts geworden.“

Sie entzog ihm mit ruhiger Kraft die Hände und sah ihm fest in die Augen.

„Ich bin ganz allein, Herr Frederici und ich bot Ihnen dennoch Trunk und Eis, weil ich glaubte, daß Sie ein Ehrenmann seien!“

„Beweist Ihnen meine Liebe vielleicht das Gegenteil?“

„Nur die Art, in der Sie sie mir wiederholen. Mein Schuß liegt in mir. Sie sollten das nicht vergessen. Ich kann Ihnen heute nichts anderes sagen, wie damals. Ihr Weib kann ich niemals sein!“

Er knirschte mit den Zähnen.

„Das verdanke ich dem elenden Schmarozer, dem Schmitt!“

„Weder ihm noch einem andern, Herr Frederici! Hätte ich Sie lieb, würde ich den Kampf mit den Mächten, die Gewalt über mich haben, aufnehmen.“

„Ich könnte Sie zwingen,“ keuchte er, überwältigt von seiner Aufregung, die durch ihren Widerstand zum Aeußersten gebracht wurde, „und dann müßten Sie froh sein, wenn ich Ihnen meinen Namen gäbe.“

Sie stand stolz und schlank vor ihm, keine Spur von Angst im Gesicht.

„Vielleicht könnten Sie das. Aber vergessen Sie nicht, — Sie haben einst hier mit meinem toten Vater an diesem Tisch gesehnen. Wenn die Kraft der Lebenden nicht ausreichen sollte, würde der Dote rächen. — Und jetzt verlassen Sie mein Haus. Auf der Stelle! Trotz allem, was ich selbst erlebte, glaube ich noch immer, daß ein Funke von Ehre in Ihnen schlummert, — denn auch Sie haben eine Mutter gehabt, die für Sie gebetet und um Sie gebangt hat.“

Jemand in der Nähe des Gutshofs schrie ein Klätzchen. Der alte Hund stieß dazu einen kurzen heiseren Kläffer aus.

Johann Peterow lehrte mit dem Fräulein vom Traubeneßsen zurück. — Da taumelte Frederici aus dem Zimmer über den Vorplatz an den beiden vorüber ins Freie. —

Rut Wendebühl sank mit einem Schlagen in sich zusammen. Ihr kam in diesem Augenblicke nicht das Bewußtsein ihres Sieges —, sie sahte nur, wie unbeschreiblich verlassen sie war.

15. Kapitel.

Drei Tage später lehrte der alte Schmitt von seiner Reise zurück. Noch ehe er die Schachtel mit dem altmodischen Zylinder aus der Hand gestellt hatte, unterrichtete ihn Johann Peterow über den stattgehabten seltener Besuch des Groß-Damerower Herrn. Die Tatsache von dessen Geschehen — mochte es nach den früheren Geschehnissen auch immerhin reichlich unverstören anmuten — überraschte den alten Schmitt keineswegs. Nur daß Frederici so augenscheinlich kopflos an Johann Peterow vorbeigestürzt war, gab ihm zu denken. Er brauchte Rut Wendebühl um nichts mehr zu befragen. Ursache und Ausgang ihrer Unterredung waren ihm ganz klar. Und darum wurde er ein Unglücksgefühl nicht los. Er sah, wie die andern auch, daß sich die junge Herrin von Stechow zu einer großen Schönheit entwickelt hatte und kannte — besser wie sie — Fredericis ungezügelter Charakter.

Dieser hatte ihn — den alten Schmitt — und den Hund nicht geschont. Wie käme er jetzt plötzlich dem zarten Dingelchen gegenüber zu einer Aufwallung von Großmut? — Umständlich schloß er einen Schubkasten der birkenen Kommode auf und entnahm ihm einen sorglich verhüllten Gegenstand. Den Zylinder, auf den er große Stücke hielt, verwahrte er zuvor. Aber Zeit, seinen Sonntagsrod abzulegen, ließ er sich nicht. Mit langen Schritten ging er über den Hof, um Rut Wendebühl aufzusuchen. Sie kam ihm — mit Regenrod und Gummifapfe angetan — entgegen, im Begriff, den entlegenen Acker Schlag, den die Knechte für die neue Saat umrissen, aufzusuchen. Er hielt sie mit einer ihm sonst fremden Hast zurück.

„Ich muß ein paar Worte mit Ihnen reden, Fräulein Wendebühl.“

Sie verfenkte die Hand, die sie ihm freundlich gereicht hatte, wieder in die Tasche des Paletots.

„Nachher beim Mittag, Herr Schmitt. Ich bin heute ohnehin schon nicht ganz pünktlich.“

Er beharrte aber eigeninnig auf seiner Forderung. „Nein, jetzt gleich. Die Sache läßt sich wirklich nicht aufschieben.“

Da schritt sie mit einem kleinen Seufzer vor ihm her, in das Gutshaus zurück. Er mußte nicht recht, wie er ihr seine Empfindungen und Rathschläge darzulegen sollte.

„Frederici war neulich bei Ihnen,“ begann er unsicher. Sie vernied es, ihn anzusehen, während sie antwortete.

„Jawohl, er hatte Unglück mit seinem Reitpferd gehabt. Es war sofort tot.“

„Glauben Sie mir, er hat einer unbrauchbaren alten Märe auf diese Weise das Genick gebrochen, nur um Sie unter einem passenden Vorwand sprechen zu können.“

„Nein,“ wehrte sie energisch ab. — „Er ist doch ein Mensch und keine Bestie.“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Der ist noch schlimmer als eine Bestie.“

Rut Wendebühl legte besänftigend die Hand auf die Schulter des Erregten. „Ich kann verstehen, daß Ihr Zorn gegen ihn immer noch sehr groß ist. Zorn aber macht taub und blind.“

Sonst hätte er wohl aufgebeht und ihr die alte Gesichtszwiederum mit allen Einzelheiten erzählt, heute aber hatte er es eilig. Zwar hatte er eine gewisse Scheu vor den Dingen, die mit ihren Privatangelegenheiten zusammenhingen, und war nun in großer Verlegenheit, wie er sein Vorhaben ausführen sollte. Endlich sagte er:

„Hat er, der Frederici, Sie verlassen, ohne Sie in irgend einer Weise beschimpft zu haben?“

Aus ihren Wangen wich bei dieser Frage die Farbe. Er las aber sofort ihre Gedanken ab und neben dem Ausdruck des Hasses keimte das Gefühl der Genugthuung, ihn richtig eingeklärt zu haben, in ihm auf.

„Ich kannte den sauberen Vogel doch. Und Sie dürfen nicht länger ohne Schutz auf dem Feld herumlaufen. Nehmen Sie das! Sie verstehen ja damit umzugehen!“ Damit reichte er ihr einen Revolver. Sie sah mit stillen Augen auf die blanke Waffe nieder, die er ihr entgegenhielt. Ein Lächeln erhellte ihren Wid.

„Seien Sie unbesorgt. Ich bin bereits versehen!“

Da ging er beruhigt an seine Arbeit.

Rut Wendebühl hatte allerdings eine andere Waffe, wie der alte Schmitt gemeint: den Schutz dessen, dem sie mit fester Innigkeit vertraute und ihre junge, stolze Reinheit. Aber sie waren beide gleich stark und sicher und genügt vollkommen für ihren Schutz. Sie schickte sich jetzt zum zweitenmal an diesen Morgen an, ihr Tagewerk fortzusetzen. Und wieder wurde sie aufgehalten, diesmal durch einen Brief. Ein fremder Bote hatte ihn loben gebracht. Johann Peterow erzählte, daß er sofort wieder gegangen sei, ohne den bereits für ihn eingegossenen Stornschnaps zu trinken.

Sie hielt den Umschlag in der Hand und starrte mit weit geöffneten Augen auf die roten Buchstaben, die zu schwanken schienen, als habe sie eine zitternde, malle Hand geschrieben. Sie wußte sofort, von wem sie kamen. Es war ein Brausen und Mägen in den Ohren und sie sank in die Knie. Eine geheime Gewalt schien sie niederzubalten, aber dann fuhr es wie ein störlischer Strahl in ihr Herz. Keulich, als der dunkle Abend so viel Stimmen hatte, während der alte Hund wiffelte und der Ofen knisterte, da war es ihr, als sei er in ihrer Nähe gewesen, er, er, auf den sie Tag und Nacht in gläubigem Hoffen gewartet hatte. Sie tastete sich empor und sank auf einen Stuhl. Gleich einem Hammer schlug die Frage an ihre Schläfe: „Warum kommt er nicht selbst, wozu denn schreiben?“ Endlich brachten es ihre Hände fertig, den Umschlag zu lösen. Sie hatte sich nicht getäuscht. Friedrich Wilhelm von Biberstein schrieb ihr, obwohl er bereits vor der Türe gestanden hatte, denn wirklich, ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, er war an jenem Abend in ihrer Nähe gewesen. Seine Zeilen trugen keine Heberschrift. Sie enthielten ein langes Bekenntnis von Kampf, Niederlagen und ertötetem Hoffen.

Trotz der Mühe eines in Newyork gewonnenen Freundes erlangte ich es nicht zurück. Ueberhaupt, die Freundschaft war die einzige Blüte, die auf meinem langen, entsetzlichen Leidensweg gedieh. Jener Freund und eine ältere Frau, Erna Lettenberg mit Namen, die sich meiner annahm, als ich eines Morgens hilflos, fast aller Mittel beraubt, auf einer einsamen Farm in Preston Ohio erwachte, gaben mir diese Blüten.

Bei dem Freund hielt ich mich nach der traurigen Erfahrung des Diebstahls ein paar Monate auf. Er war wie ein Bruder zu mir. Aber ich konnte mich in dem fremden, häßigen Land nur unvollkommen ernähren und fiel ihm zur Last, so sehr er auch dagegen stritt. Da wanderte ich denn weiter, zuerst bis Denver. Ich wollte um jeden Preis mir das verlorene Geld zurückverdienen. Dieser Wunsch hielt mich wie ein Fieber gepackt. In Denver sagte man mir, daß mein Vorhaben ganz leicht sei. Die Familien der Goldgräber wohnten hier zu vielen Dutzenden nebeneinander. Wenn man die freundlichen Häuser und die sauberen Läden, in denen sie ihre Bedürfnisse deckten, sah, verblaßte das Bild gequälter und gejagter Gier nach dem funkelnben Unsegen. Ich glaubte, daß das Goldsuchen ein christliches Handwerk wie jedes



Leben und Treiben auf einer Landstraße bei Lublin.

Leipsiger Presse-Bureau.

„Das Unfassbare ist Wirklichkeit geworden! Ich habe Deine Hand vor Augen gehabt und sie nicht nehmen können, Deine Nähe gefühlt und ihr wiederum freiwillig entsagt, trotzdem ich vierzehn Jahre nach Dir geschmachtet. Vier Stunden sind verflossen, seitdem ich Dich wieder gesehen habe. Das Heimweh nach Dir trieb mich zurück, obschon ich, nach außen hin, keinen Erfolg zu verzeichnen hatte. In meinen Gedanken warst Du das Kind geblieben, das mich liebte, wie ich Dich, das meiner harzte, weil es meines Schutzes bedurfte. Ich hatte vergessen, daß inzwischen so viel Dünne vorübergezogen waren, die Dir neue Triebe schenkten. Das war ein harter, ein schwerer Fehler. — Als ich mich das erstemal von Dir trennte, wuchs unter Schmerz und Qual dennoch eine scheue Hoffnung, mein erträumtes, neues Lebensziel zu erreichen. Ich wollte zunächst meine unselige Leidenschaft, den Rähzorn, der mich besaß, bekämpfen und danach unverzüglich heimkommen, entführt und rein, um mit Dir vereint zu leben, — genau wie einst, und gegenseitig vertrauend und liebend. Ich wollte meine Hände auf Deinen Weg breiten. Wenn ich Dich vor mir sah — und das geschah zu allen Zeiten, hattest Du Kinderhände und Kinderfüßchen, die zart und schwach waren, jetzt aber bist du erblüht und groß geworden und darauf hatte ich vergessen. — Ich habe drüben kein Glück gehabt. Das mitgenommene Geld hat man mir bis auf einen kläglichen Rest gestohlen. Ich komme später noch einmal darauf zurück.

andere sei und machte mich eines Tages auf den Weg, um das Glück zu suchen. In Colorado Spring und Creple Creef habe ich gearbeitet. Aber es ist alles nicht wahr, was man in unserer Heimat von der sauberen Arbeit unter der Erde erzählt, es ist erlogen, daß die Verhältnisse geordneter und die Goldjäger weniger brutal geworden sind. Die Kultur hat das Blut der Einzelnen nicht veredeln können. Wenn die Vergnügungsreisenden mit der neuen Bahn durch die gesprengten Felsen fahren, unterlassen sie niemals den Besuch der Goldminen. Sie bekommen ein Licht in die Hand und einen wasserdichten Rod über die Schultern und finden alles interessant und großartig.

Sie studieren aber niemals die Gesichter der Einzelnen, wie ich das in den langen Jahren getan habe, sonst würden Sie merken, daß die harmlosen Handwerker sämtlich die Lichter eines Naubtieres statt der Menschenanschauungen tragen und Hände, die wie Zangen arbeiten. — Ich war Zeuge, wie einer der Arbeitsgenossen seinen Bruder abfürzte, weil er nicht ein Stück Gold mit ihm teilen wollte. Sie standen bis dahin herzlich gut miteinander. Aber der rote Teufel machte den einen zum Tier. — So könnte ich Dir noch viel erzählen, ohne, daß Du auch nur annähernd das rechte Bild von der Grausamkeit jener Leute hättest. Es ist auch besser, daß es Dir verborgen bleibt. Nur wissen sollst Du, wie ich mein Leben all diese Zeit verbrachte und es trotzdem behielt und in Acht nahm, weil ich mir einbildete

es gehöre Dir. Darum allein war ich auch traurig, wie ich merkte, daß mir die Arbeit schwerer und die Glieder müder wurden. Eingestellt habe ich das Wirken erst viel später. Die andern pflegen zu arbeiten, bis sie eines Morgens tot sind. Dann wird der Leichnam an die äußerste Kante eines Felsens gebracht und sanft heruntergetragen — denn zu den Toten sind sie gut. Ich hatte mir aber vorgenommen, daß ich nach deutscher Sitte im Bett sterben wollte, wenn es so weit wäre. Darum nahm ich eines Tages meine Hacke und begab mich nach Denver zurück. Ich hatte noch die Kraft, mein letztes Gold einzuhandeln und mich in ein Gasthaus zu schleppen. (Schluß folgt.)

Polenblut.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Nach langer beschwerlicher Wanderung, die jetzt zu Kriegszeit nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins gehört, kommt

„Wart' ab, Freundchen, die Deutschen werden es dir noch lehren. Hörst du nicht des Nachts die Kanonen brüllen, mit denen sie Warschau eingenommen haben? — Was meint Ihr, Frau?“

Kaminski's Weib hochte träge und verschlafen auf dem Ofen. Teilnahmslos hörte sie das Gespräch der beiden Männer.

„Ich rate euch allen Ernstes, macht zu Geld, was ihr dazu machen könnt. Man kann nicht wissen, wann die Deutschen den Weg in diese gottverlassene Gegend finden. Wißt ihr, wenn der Wind manchmal scharf vom Westen herüber weht, bringt er Töne mit nach Radzyn, die einem schauernd durchs Blut gehen. . . .“

Nikola Kaminski tritt vor ein Madonnenbild und bekreuzt sich. —

„Die elenden Hunde — nein, ich bitt' euch, macht mir keine Angst. Ich weiß, daß die Soldaten des großen Zaren nach Berlin wollen — also macht mir nur keine Angst. . . .“

Der Händler zieht die Schultern hoch und schweigt. Kengflich forschet der Bauer in des Mannes Gesicht — und in seinen Ohren



Belgischer Presse-Bureau.

Eine deutsche Maschinengewehr-Abteilung beim Vormarsch quer durch die polnische Ebene

Kasimir Wolski von Radzyn her nach Domaszewo und tritt in die Hütte des Nikola Kaminski, der eben sein bescheidenes Abendessen verzehrt.

„Guten Tag, Nikola Kaminski — hm — ist heute hier ein Geschäftchen zu machen?“

Der Bauer ist seelenruhig weiter und schüttelt den Kopf. „Es ist Krieg, Kasimir Wolski. Ihr sollt Euch lieber Väterchen zur Verfügung stellen, anstatt auf den Viehhandel zu gehen. Wer hat heute noch ein Stück Vieh im Stall? Die Soldaten hatten hungrige Mäuler. — Warum seid Ihr nicht Soldat?“

Kasimir Wolski schaut wenig freundlich zu dem Bauer hinüber.

„Ihr redet seltsame Worte, Nikola Kaminski! Seit wann sorgt Ihr Euch um den Zaren — ha, ha —? Zieht ihr doch in den Krieg, wenn ihr Luft habt!“

„Oho — bei mir liegt die Sache anders, Freundchen. Soll ich etwa Haus und Hof den durchziehenden Soldaten überlassen — und Weib und Kind obendrein?“

Der andere lachte.

hört er Pferdetraben, das Rasseln schwerer Geschütze und sieht unabschätzbare Heere der verhassten Deutschen. Und zitternd kommt es über seine Lippen:

„Ein Kalb hätte ich schließlich.“ . . .

„Der Händler wendet sich um.

„Na ja, ich wußte, daß Ihr zu Verstand kommen würdet. Ein Kalb kommt mir gelegen. Gebt die Kuh dazu, Nikola.“

Der Bauer ist in Gedanken nur mit dem Kalb beschäftigt.

„Ein Prachttierchen — ein wahrhaft gut gemästetes Tierchen!“

„Ich gebe Euch zehn Rubel,“ sagt der Händler zögernd, nachdem er das Vieh gesehen hat.

„Oho — zehn Rubel! Wenn Ihr zwanzig Rubel gebt, könnt Ihr es mit Euch führen.“

Kasimir Wolski gerät in Empörung.

„Ihr seid nicht bei Sinnen! In dieser schweren Zeit verlangt Ihr zwanzig Rubel für ein Kalb?! Ich bitt' Euch, laßt es in Eurem Stall bis die Deutschen kommen. Vielleicht bieten sie Euch noch mehr — ha, ha.“ —

Nikola Kaminski führte das Kalb unentwegt hin und her.
„Sparr' Euch die Mühe, Kaminski. Ich geb' Euch zehn Rubel und keine Kopete drauf. — Also wollt Ihr?“
Langsam kommt die Bäuerin hinzu.

„Schämt Euch, Kasimir Wolski. In ganz Polen werdet Ihr kein schöneres Kalbchen finden, als wie dieses hier. Ich habe es lieb, wie mein eigenes Fleisch und Blut.“

Der Viehhändler zahlt nach langem Feilschen fünfzehn Rubel und wandert mit dem Kalb fort. Die Nacht ist bereits gekommen. Das öde Sumpfland scheint noch trauriger, als bei Tage. Der Sturm peitscht Regen vor sich her und die weichen Wege machen das Gehen schwer. Und plötzlich reißt das Kalb sich von dem Strick los, an dem es der Händler führt und rennt spornreichs davon.

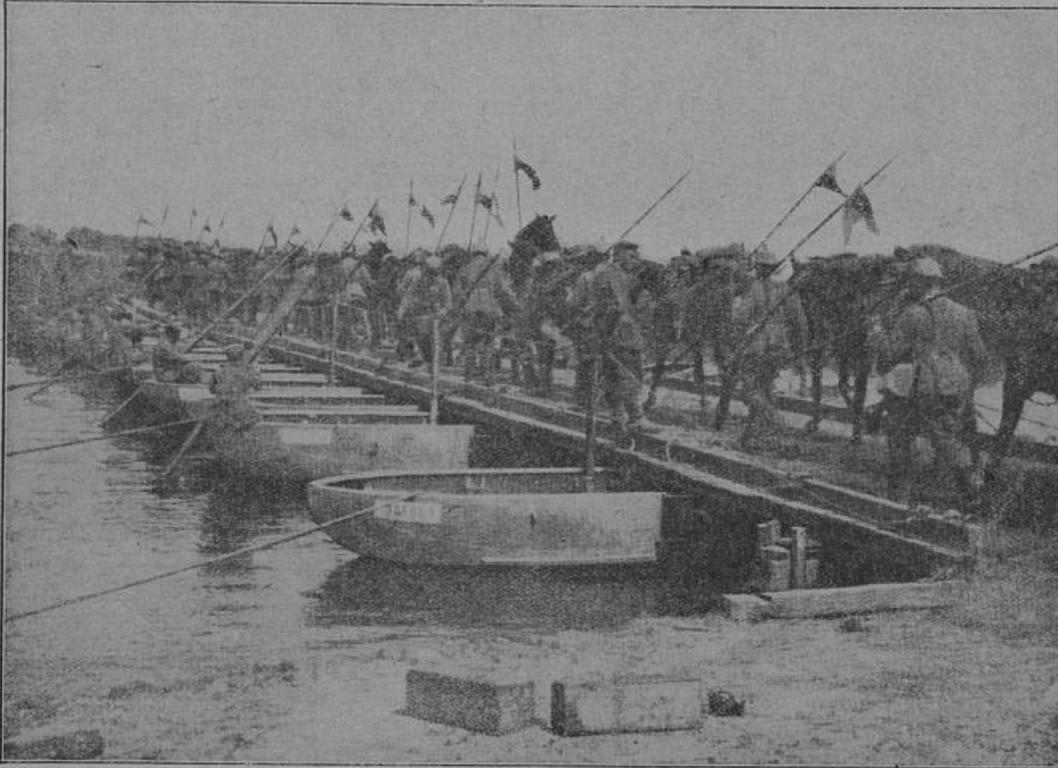
Kasimir Wolski verbringt die Nacht mit unruhigen Lügen Träumen in einer Herberge am Wege und macht sich am frühen Morgen auf, das Kalb, das wohl in seinen Stall zurückgelaufen ist, wieder an sich zu nehmen. Kaminski steht auf seinem mageren Acker, als Wolski kommt.

Das Regiment, in das er eingestellt ist, erleidet ungeheure Verluste. Immer neue Menschenmassen weichen gegen die Stellungen des Feindes herangeschleudert, und doch gewinnt dieser täglich mehr an Boden.

Da kommt Kasimir Wolski mit den Truppen nach Donatschewo, in dem sie Quartier nehmen müssen. Er ist hungrig und müde, und sein Herz schlägt höher, als er sieht, daß zwischen den Strohschindeln auf Kaminski's Haus Rauch aufsteigt. Wolski hat im Ernst der Lage den Haber vergessen. Er will dem Bauern freundlich begegnen, und wenn der ein Herz im Leibe hat, dann wird er ihm zu essen geben.

Der Soldat klinkt das Hofgatter auf. Der Hof liegt menschenleer. Draußen ziehen Truppen vorüber, suchen Quartiere und schlagen die Türen ein, wenn sie irgendwo eine verschlossene finden. Es kommen andere Soldaten auf Kaminski's Hof. Wolski drängt sie zurück.

Nikola Kaminski sitzt unter einer Stuh und melkt. Er hört die lauten Stimmen auf seinem Hofe, stellt den Holzseimer beiseite



Leipziger Presse-Bureau.

Uebergang deutscher Kavallerie über eine von unseren Pionieren hergestellte Kriegsbrücke in Polen.

„Hallo, Freund, das ist ein Späßchen! Das Kalb ist Euch wieder zugelaufen. Es scheint Euch eben so lieb zu haben, wie Ihr es habt.“

Gleichgültig stapfte der Bauer über die schweren Lhmigen Erdschollen.

„Was schwätzt Ihr? Mir soll ein Kalb zugelaufen sein? Ich glaube, Ihr seid nicht gescheit. Ich hab' nicht daran gedacht Euch ein Tier zu verkaufen.“

„Ihr scherzt. Seht, ich habe einen Strick mitgebracht. Es wird nicht zum zweitemal davonrennen.“

„Knüpft Euch nur selbst mit Eurem Strick auf. Ihr tütet Klüger daran.“

Kasimir Wolski ruft alle Heiligen zu Hilfe. Der Einwand, die Bäuerin sei bei dem Kauf zugegen gewesen, scheiterte an dem kategorischen Leugnen des Bauern. Voller Ingrimm begibt sich der Händler wieder von dannen.

Als die Reserven immer mehr in den aktiven Dienst herangezogen wurden, ereilte auch Kasimir Wolski das unabwendliche Los, in die Armee des großen Zaren einzutreten. Er ging nicht kriegsbegeistert, und sein Befinden war nicht derart, daß er die Strapazen eines Feldzuges ohne nachteilige Folgen überstehen konnte.

und tritt unter die Tür. Die Soldaten verlassen den Hof, nur Wolski bleibt.

„Guten Tag, Freundchen,“ ruft er.

Der Bauer erkennt ihn offenbar nicht. Er weiß, daß ihm dieser Mensch schon irgendwo einmal begegnet ist, aber die Uniform stört ihn im Nachdenken.

„Nanu — was soll denn das bedeuten?“

Wolski lacht.

„Die Deutschen werden bald kommen, Kaminski —“

Der Bauer wird weiß im Gesicht. Er hört nur immer in seinen Ohren: „Die Deutschen kommen!“ Unterdes ist der Soldat in den Stall gegangen.

„Ah — sieh' da — mein Kalbchen, mein Prachttierchen — ein freudiges Wiedersehen —“

Kaminski macht eine Bewegung, als wollte er den andern erwürgen. Aber die drohenden Augen des Soldaten lassen ihn perplex stehen.

„Es ist gut, daß ich dich wiedergefunden habe, mein gutes Tier. — Soldaten sind hungrige Menschen. Darum, Kaminski, tue deine Pflicht und brate uns das Vieh.“

Sein Bajonett trifft den Leib des Kalbes, das gellend aufschreit und blutüberströmt zusammen bricht. In diesem Augenblicke

läßt sich der Bauer in blinder Wut auf den Soldaten und krallt seine arbeitsgewohnten Hände um den Hals des Gegners. Ein rasendes Ringen entsteht und der von langen Entbehrungen entfrähtigte Körper des Soldaten unterliegt in diesem stummen Kampfe.

Es wird Marm geblasen. Unter dem sternstimmenden Nachthimmel wird's lebendig. Der Wind bringt Töne mit sich, die das Donnern der Kanonen verkünden. — Näher scheinen die Töne, näher und deutlicher kommen sie herüber.

Nikola Kaminski sitzt auf einer Bank vor dem Hause und friert mit leeren Augen vor sich hin. Jurko, der Knecht, geht über den Hof.

„Die Deutschen kommen, Herr.“ . . .

„Mach', daß du in die Kammer kommst, es ist Schlafenszeit.“

Die Schritte des Knechtes entfernen sich. Der Bauer erhebt sich, blickt sich spähend um, geht dann langsam, wie in Hypnose zum Stall. Das Mondlicht geistert über den Hof, wirft seinen Schein auf das entstellte Gesicht des toten Soldaten. Die beiden

gegenüber und da im Lande des Dollars selbst unter guten Freunden Zeit Geld ist, rückt Kingshall ohne Umschweife mit seinem Plan heraus. Als er geendet hatte, klopfte der ältere Applepie ihm lachend die Schulter und meinte wohlgefällig: „Bob, du bist ja ein Teufelskerl und hast das Mädchen verdient. Was in meiner Macht liegt, soll geschehen, obwohl ich eigentlich nicht die Hand zu solch einem tollen, gewagten Streich bieten darf. — Melde dich mit diesem Empfehlungsschreiben im Personalkontor. Man wird dir einen zuverlässigen Führer anweisen, der dich bis zum bestimmten Termin in die Geheimnisse des Dienstes einweiht.“

Der Präsident warf einige Zeilen auf einen Briefbogen, reichte ihn Kingshall und blickte nach der prächtig geschmückten Standuhr. „Bob, leider ist meine Zeit um. Mehr als fünfzehn Minuten kann ich selbst dem besten Freunde nicht gewähren. Viel Glück — und mach' gute Fortschritte im Dienst!“

Als Robert Kingshall die breiten Marmorstufen mit den vergoldeten Treppengeländern wieder herabstieg, leuchtete es wie verhaltene Siegesfreude aus seinen Zügen und halb laut murmelte er: „Jerobeam Forterry, — deine Tochter wird doch meine Frau!“



Vor der riesigen Siegesbeute in Rußland: Eine Anzahl erobelter russischer Geschütze.

Belgischer Presse-Bureau.

Nähe geben seltsame dumpfe Töne von sich. Durch des Bauern Hirn gehen viele Gedanken.

„Wenn die Feinde kommen,“ denkt er, werden sie rauben, plündern und morden, mich und mein Weib und die Kinder — und wenn die Kosaken den Toten hier sehen, wird mir daselbe Schicksal zuteil.“

Seine Augen sind dunkel und glühend. Er geht zum Stroh, zündet ein Streichholz an, legt es unter das Stroh. Leise knisternd züngeln Flammen auf, fressen gierig weiter, schießen lachend auf und werfen ihre Feuerkluten in Kaminskis lachendes Gesicht. —

Das verzweifelte angstvolle Brüllen der Kühe vermischt sich mit dem Brauseln der Flammen, die weithin über die Moskita-sümpfe leuchten.

Milliardäre.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ungefähr eine halbe Stunde später hielt ein Hansom vor dem Geschäftspalast der „Grand-Trunk-Railway“. Robert Kingshall sprang leichtfüßig heraus und betrat die hohe Marmor-Vorhalle, wo er sich durch einen Portier dem Präsidenten Winston Applepie melden ließ.

Wenige Minuten später fanden sich die beiden Freunde

In der weiten, glasgedeckten Bahnhofshalle stand der Sonderzug, den Forterry für sich und seine Gäste bestellt hatte. Fauchend, zischend stieß die mächtige Schnellzuglokomotive weiße Dampfwolken aus, als zürte sie der hämmenden Hand, die sie hinderte, hinauszuflürmen in den klaren Sommertag.

Der Lokomotivführer, ein noch junger Mensch mit rufgeschwärztem Gesicht und schmutzig-blauer Arbeitsbluse, vollerte mit einem wolkenen Lappen die metallenen Hebel und Rädchen, die später, bedient von einer geübten Hand, das schnaubende Eisenungeheuer dem Menschen gefügig machten. Endlich war die Arbeit beendigt. Der junge Mann warf noch einen Blick auf das Manometer, zog sich die schmierige Mütze tiefer ins Gesicht und lehnte sich zum Fenster hinaus.

Auf dem Bahnsteig herrschte reges Leben, obwohl er für eine halbe Stunde auf der einen Hälfte für den allgemeinen Personenverkehr gesperrt war. Diese Vergünstigung hatte Forterry ein kleines Vermögen gekostet; aber er hatte dafür auch die Genugthuung, daß sich kein Unberufener in den Kreis der bevorzugten Vierhundert drängen konnte. Nach und nach stellten sich alle Geladenen ein.

Rehn Minuten blieben noch bis zur fahrplanmäßigen Abfahrt des Sonderzuges.

Blötzlich zuckte der Lokomotivführer zusammen und zog instinktiv den Kopf vom Fenster zurück. Soben betrat nämlich

Zerobeam Foxterry in Begleitung seiner Tochter den Bahnsteig, von allen Seiten mit lautem Hallo begrüßt.

Foxterrys frischrotetes Gesicht strahlte vor eitel Genugtuung. Er grüßte nach allen Seiten, wechselte Händedrucke und schob dann seine Tochter in ein Abteil, in welchem natürlich durch puren Zufall auch Barnabas Hoppelpopple schon Platz genommen hatte.

Biolet hatte vorher einen schnellen Blick nach der Maschine geworfen; aber sie sah nur noch einen verschwindenden Wagenschirm.

Der jungen Dame klopfte das Herz bis zum Halse heraus; aber dennoch bemühte sie sich, den andern Gästen gegenüber unbefangener heiter zu erscheinen. Nur als Hoppelpopple seine Schmeicheleien immer dicker auftrug, warf sie ihm einen Blick zu, den er nicht mißverstehen konnte.

Zerobeam Foxterry eilte derweilen den Zug entlang auf die Maschine zu. Er nannte dem Lokomotivführer, der leicht grüßend an die Mäße griff, seinen Namen und zog eine kleine Karte hervor. „Hier, bitte, der Ausweis, daß ich berechtigt bin, die Fahrt auf der Maschine mitzumachen.“

„Allright!“ nickte der junge Führer, nachdem er die von

ihnen lagen, zwei gleisende Linien, die in der Ferne zusammenzuläufen schienen, die vom Sonnenlichte bestrahlten Schienen.

Der Zug hatte die Halle verlassen und fuhr nun, schneller und schneller werdend, in die lachende Landschaft hinaus. Streckenzeichen, Signal- und Telegraphenmasten huschten vorüber; ein paar Wärterbuden tauchten auf und verschwanden wieder — dann war die freie Strecke erreicht und bis zu dem eine Fahrstunde entfernten Simonstown wurde keine Station wieder passiert.

Der Milliardiär fühlte sich ziemlich befriedigt; nur wurde ihm das Stehen auf dem glatten Eisenboden der Plattform recht beschwerlich.

„Es ist wohl recht anstrengend, so stundenlang auf der Maschine ununterbrochen zu stehen?“ versuchte er ein Gespräch anzubahnen.

Der junge Führer murmelte etwas, was ebensogut eine Bejahung, wie eine Verneinung bedeuten konnte.

Ein unangenehmer Mensch, dachte Foxterry getränkt, denn er war es gewohnt, daß sich die Leute geehrt fühlten, wenn er, der Büchsenfleischkönig, sie überhaupt einer Anrede würdigte.

Während der Milliardiär zum Fenster hinausblitzte, wechselten Heizer und Führer einen schnellen Blick. Der Heizer feuerte



Leipziger Presse-Bureau.

Der Presenelkogel, der höchste Punkt der Adamellogruppe an der Grenze zwischen Süd-Tirol und Italien.

Applepie ausgestellte Erlaubnisakte flüchtig durchgelesen hatte. „Kommen Sie herauf, Sir! — Wir fahren sogleich.“ Mit einiger Anstrengung erklimmte Foxterry die kleine eiserne Leiter, die nach der Plattform hinaufführte. Die drei Sprossen standen weit auseinander und waren scheinbar nicht für torpulenten Leute mit kurzen Beinen berechnet.

Reizend langte der Milliardiär auf der Plattform an und wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

In diesem Augenblicke tönte vom Bahnsteig das elektrische Läutewerk, zum Zeichen, daß die Zeit der Abfahrt gekommen war.

Der junge Führer lehnte sich noch einmal zum Fenster hinaus; dann sah er seine Hand den Hebel — ein leiser, kaum verspürbarer Ruck und langsam setzte sich der Eisenlokomotiv mit seiner vielen Tonnen schweren Last hinter sich in Bewegung.

Zerobeam Foxterry beobachtete alles mit großem Interesse. Der Dienst scheint doch nicht gar zu schwer zu sein, dachte er, als er sah, daß die Hand des Führers zwar beschmutzt; aber dennoch schlanke und wohlgepflegt war.

Der junge Lokomotivführer beachtete seinen Fahrgast fast gar nicht. Er hielt den Geschwindigkeitshebel in der nervigen Hand und blickte mit starren Augen auf die Strecke hinaus. Vor

nach, als sollte für die ganze Marine der U. S. A. Brot gefaden werden und entfernte sich dann von der Plattform.

Minute auf Minute verging und allmählich beschleunigte sich das Tempo des Zuges. Die Maschine kam in eine leise, wiegende Bewegung, so daß Foxterry sich trampfhaft am Handgriff festhalten mußte, wollte er nicht Gefahr laufen, seinen Kopf an einem der vorstehenden Metallteile zu stoßen.

Mit einem Male horchte Zerobeam Foxterry hoch auf. Der junge Lokomotivführer begann nämlich leise vor sich hinzureden. Zuweilen lachte er leiser wie eine Hyäne, verzerrte sein schwarzes Gesicht zu einer Grimasse und rollte seine weißfunkelnden Augen nach der Seite, wo sein Fahrgast stand.

Foxterry fühlte, wie ihm eine lähmende Schwäche in die Knie kroch. Seine Rechte, die den Handgriff umflammerte, zitterte heftig. Ein entsetzlicher Gedanke tauchte in ihm auf. — Wie wenn der Führer plötzlich wahnsinnig geworden war? — Was sollte er dann beginnen; waffenlos und allein mit einem Irren auf der Plattform? —

(Schluß folgt.)



Ernst und Scherz.



Sprüche.

Von deiner Speise, deinem Trank
 Gib dem, der arm, und dem, der krank;
 Dann magst du weiblich selbst dich laben
 An allen guten Gottesgaben.

Der körperliche Zustand hängt sehr viel
 von der Seele ab. Man suche sich vor allem
 zu erheitern und von allen Seiten zu be-
 ruhigen.

Der Text der Wacht am „Rhein“.
 Max Schnedenburgers „Wacht am Rhein“

gische Bedenken in den Hintergrund treten.
 Zudem ist der Vers: „Der Deutsche, bieder,
 fromm und stark“ schon zum geflügelten
 Wort geworden. Den Anfang der dritten
 Strophe lesen wir in der Umschrift:

„Auf blidt er in des Himmels Blaun,
 Wo tote Helben niederschau“ usw.
 Der Dichter hat diese Stelle später selbst
 umgeändert. In seinen deutschen Liedern,
 die im Jahre 1870 in Stuttgart erschienen
 sind, lautet sie:

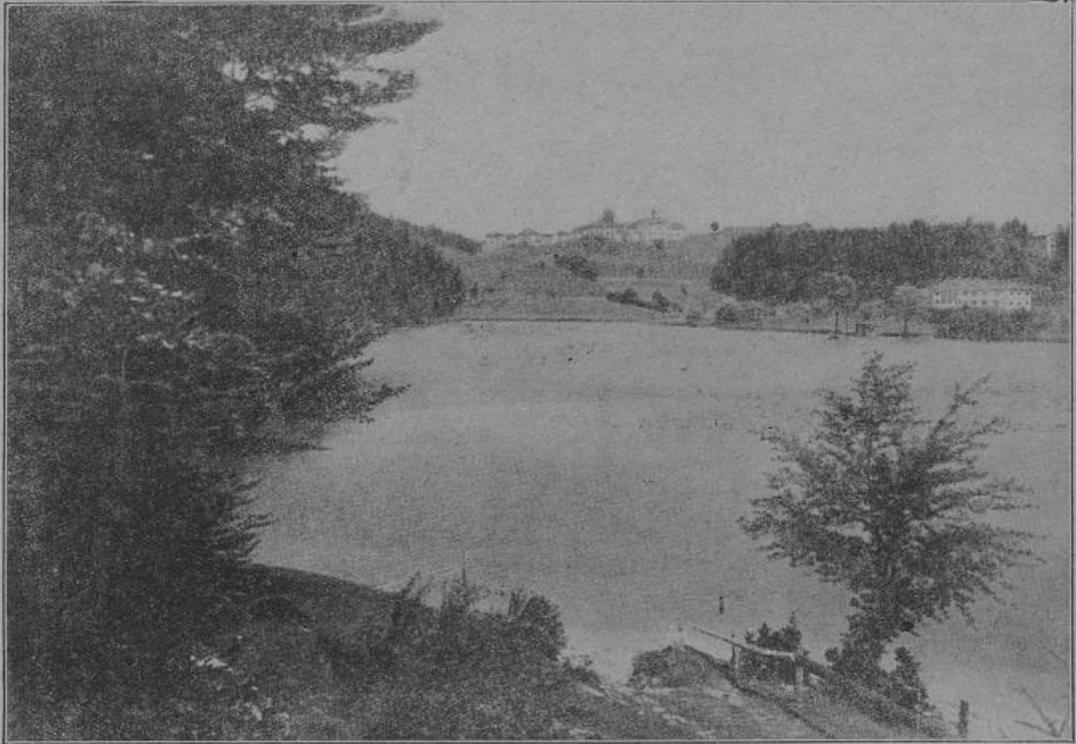
„Auf blidt er, wo der Himmel blaut
 Wo Vater Hermann niederschaut“ usw.
 Der Komponist aber hatte 1859 die Stelle
 abgeändert:

erscheinenden Schul-, Lehr- und Lieder-
 bücher herstellt.

Latonisch. „Wo werden Sie denn heuer
 Ihren Urlaub verbringen, Herr Schmitt?“
 — „Am Schützengraben.“

Kindlich. „Nur das Bild des ver-
 storbenen Großvaters betrachtend, der Offi-
 zier war: „Mama, kriegt der Großvater
 jetzt im Himmel auch eine feldgraue Uni-
 form?“

Ahnungsvoll. „Werden Sie nach dem
 Kriege wieder in Ihr altes Geschäft ein-
 treten?“ — „Ich glaube nicht. Mein
 Prinzipal ist jetzt Wehrmann in meiner
 Kompagnie.“



Leibziger Presse-Bureau.

Der vielfach genannte Ort Lavarone auf dem Lavaroneplateau an der Tiroler Grenze.

weist in den Liederfassungen an mehreren
 Stellen verschiedenartige Fassungen an f.
 In der königlichen Bibliothek in Berlin
 wird die eigenhändige Niederschrift des
 Liedes aufbewahrt, die der Dichter im
 Jahre 1840 an seinen Freund, den Ober-
 forster Manuel in Burgdorf geschickt hatte.
 Aus dieser Umschrift seien hier die Stellen
 wiedergegeben, die später eine Abänderung
 erfahren haben. In der Strophe heißt es:

„Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
 Beschirmt die heil'ge Landesmark.“

Der Komponist Karl Wilhelm, der seine
 Vertonung des Liedes im Jahre 1859 er-
 scheinen ließ, hatte diese Stelle abgeändert
 in: „Der Deutsche, bieder, fromm und stark“
 usw. Mit dieser Aenderung wird sich wohl
 jeder Deutsche einverstanden erklären, da die
 Verteidigung des Vaterlandes ja nicht den
 deutschen Jünglingen allein obliegt. In
 einem solchen Falle müssen bei einem Liede,
 das Allgemeingut geworden ist, philolo-

„Er blidt hinauf in Himmelsaun,
 Wo Heldenväter niederschau“ usw.
 Ganz fortgelassen hatte Karl Wilhelm
 die nachstehende vierte Strophe des Liedes:
 „Und ob mein Herz im Tode bricht,
 Wirst du (der Rhein) doch drum ein
 Welscher nicht!“

Reich wie an Wasser deine Blut
 Ist Deutschland ja an Helblut.
 Lieb Vaterland“ usw.
 Ferner hatte der Komponist in der fol-
 genden Strophe:

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
 Betritt kein Welscher deinen Strand“
 die Worte „kein Welscher“ ersetzt durch
 „kein Feind hier“. Diese Verschiedenheiten

erklären nun die verschiedenen Fassungen
 in den Liederbüchern. Da sich daraus
 namentlich in den Schulen manche Unzu-
 trüglichkeiten ergeben hatten, berief der
 preussische Kultusminister eine Kommission
 von Sachverständigen, die eine einheitliche
 Fassung des Liedes für alle in Preußen

Kaltblütig. „Geh', mach' a paar Schüss'
 nüber, damit die Franzosen mit'm Schein-
 werfer wieder herleuchten: Ich möcht' un-
 sere Siegesnachrichten fertig lesen.“

Rätsel.

Ein Sessel breitet auf der Flur
 Sich viele Meilen hin;
 Doch einer, der besitzt ihn nur,
 Viel Tausend sitzen drin.
 Die Schöpfung posterte ihn aus,
 Sticht ihn mit Feld und Wald,
 Mit Stadt und Landschaft, Hof und
 Haus,
 Ein Sitz nicht heiß, nicht kalt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Wo, O ja.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
 (Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur
 L. Kellen, Breiteney (Nürb.). Gedruckt u. herausg.
 von Tredebert & Söhnen (H. u. Nürb.).

-Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum
Düsseldorfer
Tageblatt



Nr. 40

Sonntag, den 3. Oktober

1915

Der Sieg der Treue.

Roman von Käthe Lubowski.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Unterwegs liefen meine Gedanken schon in die Ferne, denn das Fieber hatte mich schon gepackt. Mich quälte heftig die Frage, ob mein Fährjorn durch alles, was ich gelitten und erduldet, nun wohl endlich überwunden sei, ob ich heim dürfte zu Dir. Zu einer Antwort fand ich mich niemals. Du standest neben mir, mit verweinten Augen, wie damals, als ich den Polen erschlagen hatte und Du Dich in Deinem Bettchen fürchtetest. Ich soll im Fieber tagelang Deinen Namen geschrieben haben, erzählte mir viel später der deutsche Wirt, bei dem ich in Pflege war.

Eines Morgens, es waren indessen acht Wochen vergangen, erwachte ich aus dumpfer Betäubung. Mein Blick fiel auf ein elendes Weib, das zwischen Lumpen gebettet in einer Ecke meiner Kammer kauerte. Sie erschien mir bekannt. Allmählich sammelten sich meine Gedanken. Ich wurde inne, daß sie dieselbe war, die mich auf der Herreise vom Schiff aus in ihr Neuhortler Heim genommen und danach unter allerhand verlockenden Kaufausichten auf die angebliche Farm ihres Bruders gelockt, um dann mit meinem ihr zur Verwahrung übergebenen Gelde zu fliehen. Sie war wohl seit dieser Zeit noch mehr in den Schmutz geraten.

Da kam es wieder über mich, genau so gewaltig, wie einst daheim. Meine Hand zuckte nach dem scharfgeschliffenen Messer, das zu meiner Rechten im Reisstroh lag. Ich fühlte deutlich: „Jetzt stirbst du sie tot.“ Und sie winnerte und erwartete auch wohl nichts anderes. Und ich tat es doch nicht, konnte mich beherrschen. Ich gab ihr vier Dollars, damit sie aus den Lumpen läme.

In diesem Augenblicke stand es bei mir fest, daß ich zu Dir fahren würde, sobald ich dazu gesund genug wäre. An demselben

Tage befehlerte ich noch an Erna Lettenberg auf der Farm Gavnig meine Adresse und daß ich wieder hilflos wäre. Ich hatte ihr versprochen müssen, an sie zu denken, wenn meine Not groß sei. Sie hat mich bald zu sich geholt.

Vier Monate war ich bei ihr. Wenn wir meinten, die Krankheit beseitigt zu haben, kam sie wieder und warf mich wie einen Wurm zu Boden. Schließlich aber wurden wir ihrer doch Herr. Nicht nur mein Körper wurde geküßt, auch mein erlöschendes Selbstvertrauen hob sich. Ich wollte zu Dir. Sie bestärkte mich in diesem Vorhaben und gab mir den Glauben an die Menschen zurück. Nur eins hat sie vergessen mich zu lehren: Dich als Erwachsene anzusehen, meine Liebe in eine andere zu wandeln. Wir haben Dein Bild an kurzen Feierabenden zwischen uns gehabt, das blasse, verschwommene Kinderbild aus Försters Kochschmidts Apparat. Du hast es mir damals durch ihn in das Gefängnis geschickt mit den blauen Beilchen zusammen, weißt Du wohl noch? — Und Tage für Tag warst Du weiter für mich die Kleine, die sich an mich klammerte, die ich trug, wohin ich sie haben wollte.

So kam ich nach Deifland, zu Dir. Vor drei Tagen war es. Ich fand mich so gut in Stechors zurecht, als sei ich nur vierzehn Stunden statt ebensovielen Jahre fern gewesen. Durch die Lammleude schlich ich mich in den Park ein, um unbemerkt durch die Hintertüre zu schlüpfen. Der alte Hund erkannte mich sofort. Ich habe ihm damals wohl manchen Hieb gegeben, das hatte er vergessen. Nur das bißchen Streicheln war ihm im Gedächtnis geblieben. In der Küche stand ich bereits. Da kam die Verführung über mich, wider hinauszuweichen und zuvor in aller Heimlichkeit durch die Fenster zu spähen. Vielleicht, daß ich Dich sähe. Und ich sah Dich!!

Mir war's, als wenn der Himmel auf mich herabsänke. Meine alte Liebe Augenblick an nicht mehr, wie man ein herziges Kind liebt, sondern wie der Mann das Weib liebt, das sein Eigentum werden soll.



Der eiserne Hindenburg in Berlin. Zeitungs-Bureau.

verwandelte sich in eine neue. Ich liebe Dich von demselben Augenblick an nicht mehr, wie man ein herziges Kind liebt, sondern wie der Mann das Weib liebt, das sein Eigentum werden soll.

Kein Zweifel war in mir, daß Du mich ebenso innig lieben würdest, Du schienst ja dieselbe geblieben.

Wie Du den trüffelhaften Jungen in Deine Arme hobst und ihm die Blume gabst, wie Du Dich zu ihm neigtest, — Zug um Zug das treue, warmherzige Kind von einst.

Ein Hauch kam über mich. Ich stand wie gebannt und konnte mich nicht an Dir satt sehen. Ja, ich kühlte Dein Haar an meiner Stirn, Deine kühle, weiche Wange an der meinen. Da kam das Entsetzliche.

Der Mann, den ich am wenigsten neben Dir vertragen konnte, er war bei Dir in Deinem Zimmer. Ich sah, wie Du Dich zu ihm neigtest, wie er Deine Hände kühlte. Und ich erkannte, daß ich ein Totschläger blieb, auch wenn ich mich bezwungen, auch wenn ich Unmenschliches ertragen und genug gebüßt hatte, ein Mensch, der niemals wert ist, sich mit dem Geringsten im Kampf um Dich zu messen.

Darum ging ich wieder. In einem kleinen Gasthaus, wo man mich nicht kannte, fand ich Unterkunft. Hier schreibe ich Dir. Jetzt ist meine Kraft zu Ende. Ich bin doch wohl nicht ganz gesund und stark. Lebwohl! Dieser Brief wird erst nach drei Tagen an Dich besorgt werden. Wenn Du ihn erhältst, habe ich mein Vaterland zum zweitenmal verlassen. Nun lehre ich nicht wieder heim. Alles Glück sei mit Dir.

Friedrich Wilhelm von Viberstein.

Rut Wendebühl war zu Ende gekommen. Sie schien gewachsen zu sein, ihre Hand riß an dem Klingelzuge.

„Karl Rodemann soll sofort zu mir kommen!“ rief sie dem alten Petertow entgegen, „ich will etwas mit ihm besprechen.“

Ihre Gedanken fiebern dabei hin und her. Von allen häßlich aufgebauten Plänen behauptete sich nur die Gewißheit: „Ich gehöre ihm — und ich werde ihn suchen, — wenn Gott kein Wunder getan hat, — auch im fremden Land!“

16. Kapitel.

Rut Wendebühl hatte sich kurz gefaßt. Rodemann sollte Viberstein suchen. In möglicher Kürze erzählt sie ihm, was er wissen mußte, um helfen zu können. Ihre Hand stützte sich dabei auf den Sessel ihres Vaters. Rodemanns Augen hingen starr an den ihren und seinen Körper besiel ein leises Zittern. Aber in ihrer Aufregung merkte sie es nicht.

„Du wirst ihn finden, geh! Zuerst wollte ich ihn suchen, aber es ist wohl besser, daß ich hier bleibe, für den Fall er doch noch seiner Sehnsucht gehorcht und umkehrt. Erst wenn alles vergangen ist, will ich mich aufmachen.“

Das graue Licht des Oktobertags beleuchtete matt das Gesicht des Mannes.

„Schicken Sie lieber einen andern, Fräulein!“

„Wen? Ich wüßte niemand, zu dem ich so viel Vertrauen hätte, wie zu dir.“

„Ich weiß nicht mal, ob ich ihn noch kennen werde!“

„Du ihn nicht kennen? Ist das dein Ernst? Karl Rodemann, warum weichst du mir aus? Hast du einen Grund, ihn zu scheuen?“

Da brach sich das trotzige Aufbäumen wiederum Bahn.

„Ich habe niemanden etwas geraubt oder gestohlen, aber wo soll ich suchen? Wie ein Aufkäufer im Land so rumlaufen, das geniert mich.“

Sie trat einen Schritt näher zu ihm. Ihr Gesicht war dicht vor dem seinen. Dann legte sie die Hände zusammen, als wenn Kinder beten und sagte: „Wenn er nicht wiederkommt, geht es mir an das Leben!“

Er suchte zusammen. Es fiel ihm ein, daß er zuweilen hinter den Fenstern des früheren Vibersteinschen Zimmers einen Lichtschein gesehen hatte und ab und zu auch den Schatten einer schmalen Gestalt. Er erinnerte sich jetzt auch längst verklungener Worte seines toten Weibes: „Das Kutchen hat einen Schatz und weiß es noch nicht.“ Er hatte sich damals keine Gedanken darüber

gemacht, aber jetzt kam er nicht davon los. Eine Angst packte ihn. Wenn er ihr helfen konnte, und es nicht tat, sie umsonst bitten ließ — ohne den Finger zu rühren, so lud er eine neue Sünde auf sich. Aber der Selbsterhaltungstrieb drängte sich brutal vor und gewann die Oberhand. So sagte er endlich:

„Schicken Sie, wen Sie wollen. Ich will nicht!“

Da senkte sie stumm den Kopf.

Aus dem Nebenzimmer erhob sich jedoch in langgezogenen Jammertönen eine Stimme. Das Gustavchen schrie nach der Morgenhuppe, die Rut Wendebühl ob des großen Ereignisses vergessen hatte, ihm zu reichen. Der Mann glaubte nun mit zitterndem Bangen, daß sie sich jetzt zu ihm wenden und sagen würde: „Nimm dein Kind wieder zu dir! Ich habe mich genug mit ihm geplagt. Du bist mein Opfer nicht wert!“

Aber nichts dergleichen geschah!

Mit einer müden Bewegung lauschte sie nach den Tönen hin, als müsse sie sich erst langsam wieder in alles zurechtfinden. Dann nahm sie das Schüsselchen in beide Hände und nickte dem Krüppel zu:

„Ich hätte dich fast vergessen. Aber es soll gewiß nicht wieder vorkommen.“

Da verlor sich in Karl Rodemann alle Angst, er dachte nicht mehr an sich selbst. Ruts weiche Hand, das stille, treue Mädchenherz, hatte ihn besiegt. Er stürzte zu ihr.

„Ich will, ich will,“ schrie er heraus, „wenn er noch im Land ist, finde ich ihn.“

Sie nickte ihm zu. Ihre Hand suchte die seine.

„Noch nicht,“ sagte er tonlos, „es ist noch viel zu früh!“

Aber sie nahm die schwierige Rechte dennoch. Es kam ihm ein Dantesgefühl an, daß er die schlanken Finger für alles, was sie an ihm getan, wohl küssen möchte, wie einst die des toten Herrn. Er hatte aber nicht so viel Mut. Nur der brennende Wunsch blieb, daß sie es ihm erlauben möchte, wenn sie alles erfahren hätte — alles.

Sie besprachen nun noch mancherlei. Rut Wendebühl versah ihn mit reichlichen Geldmitteln. Allmählich wurde er wieder ruhig und wortfarg, wie zur Zeit der heftigsten Entsetzungen. So machte er sich auf den Weg. —

Eine Nacht war schon ertragen, seit dem Rodemann gegangen war. Rut Wendebühl wartete auf irgend einen Bescheid. Eine starke Stimme lebte in ihr, die ihren Mut aufrecht erhielt.

„Es darf nicht sein und es wird nicht sein, daß er wieder in die Fremde zieht! Er muß wiederkommen.“

Es war verabredet, daß Rodemann alle Gasthöfe der Umgegend besuchen sollte, um zu erkunden, wohin sich wohl der fremde Gast gewandt habe. Jemand eine Spur würde er doch hinterlassen haben. Sobald dieselbe gefunden, sollte sie ein Bote oder Telegramm dorthin rufen.

Alles weitere würde sich danach ergeben. — Das Garten ist ein Dornenbusch ohne Blätter und Blüten. Wer ihn in sein Herz gepflanzt und gar zu üppig darin werden läßt, kann langsam verbluten. Rut Wendebühl aber wand die Selde der Hoffnung um die spigen Dornen und stand fest in ihrem Glauben.

Nach zwei Tagen erhielt sie die erste kurze Nachricht von Karl Rodemann:

„Bei Karl Jusien im weißen Schwan, im Dorf Osterfelde das erste Haus, war einer von weither. Gesprochen hat er nur das Nötigste. Von einem Brief zum Besorgen wollen sie nichts wissen. Am Abend ist er gekommen, am frühen Morgen ist er schon wieder abgereist. Die Frau sagt, schlecht von Gesundheit. Ich will noch etwas hierbleiben. Vielleicht hat ihn jemand anders zu Gesicht gekriegt. Es ist immer viel Verkehr hier.“

Da riß sie doch die Geduld fort, sie konnte nicht länger tatentlos hier warten und wollte selbst auf die Suche gehen. Sie begab sich zu dem alten Schmitt hinüber



Zur Eroberung Grodnos. Gesamtansicht der Stadt Grodno am Njemen.

„Ich muß nun auch verreisen,“ sagte sie eilig. „Nicht sicher, auf wie lange. Rodemann aber wird in den nächsten Tagen zurück sein. Geben Sie neben dem andern auch auf das Gustavchen acht.“

Schmitt war feiner von den Reugierigen. Darum zerbrach er sich nicht den Kopf, was das alles wohl zu bedeuten habe. Er weitete sich vielmehr stillvergüht an Johann Peterföws wachsender Unruhe, der deutlich gesehen haben wollte, wie das Fräulein eine Handvoll Papiergeld zu sich gestedt hatte.

Karl Rodemann war wirklich noch im Weißen Schwan, als die jungen Schimmel Rut Wendebühl ebenfalls dorthin brachten. Sie verständigten sich schnell miteinander. Der Wagen wurde nach Stechow zurückgeschickt. Im Notfall gab es hier überall ein Bauernfuhrwerk zu mieten. Eine genaue Spur war noch nicht gefunden.

Ohne sich auszurüsten, begann sie sogleich ein gründliches Verhör mit den Wirtsleuten. Sie konnten auch ihr nichts weiter sagen, als daß vor fünf Tagen ein fremder Herr Nachtquartier von ihnen verlangt habe.

Ihr war ganz klar, daß er es gewesen sein mußte. Wer übernachtete hier wohl sonst. — Die Hoffnung, daß er sich noch in der Gegend aufhalte, schwand langsam dahin. Sie wollte verzweifeln. Nirgends winkte ein Fingerzeig, dem sie nachgehen konnte. Und dennoch brannte eine Flamme in ihr, die Mahnung, nicht zu ermitteln.

Feiner Herbstregen rieselte durch die bunten Blätter. Von dem Fenster der niederen Wirtsstube aus konnte sie den Wegweiser sehen, der nach drei Nachbardörfern wies. Rodemann schickte ebenfalls seine Blicke hinüber und meinte ungeduldig:

„Wir müssen nun zu Haus bald die Kartoffeln herausnehmen, sie faulen sonst. Was wollen wir noch hier? Ich bin ja überall gewesen. Es ist am besten, wir kehren nach Stechow zurück.“

„Noch nicht,“ sagte sie leise. Sie blieben stumpf nebeneinander, bis silbergraue Nebelschleier auf dem Wegweiser hingen. Da vollterten ein paar Landleute in die Schenke und riesen nach einem Korn. Rut Wendebühl war aufgestanden.

„Ich halte es hier nicht länger aus. Es ist jetzt sechs Uhr. Komm! Bis zum Bahnhof Rudstett kommen wir noch bequem. Vielleicht kann uns der Beamte eine Auskunft erteilen.“

Er maß sie mit einem langen Blick.

„Es sind noch reichlich anderthalb Meilen.“

„Gleichviel. Ich halte es aus. Er wird noch viel länger gewandert sein.“ Und sie machte eine Bewegung mit den Händen, als wolle sie noch nachträglich alle Steine aus dem Wege haben, an denen sich sein Fuß in der Dunkelheit des grauen Morgens gestoßen haben könnte. Seite an Seite wanderten sie fort.

Rut Wendebühl sagte sich bei jedem Schritt:

„Es ist ja so unsinnig, so aufs Geratewohl, ohne jeden Anhaltspunkt jemand zu suchen,“ — aber sie konnte doch nicht umkehren.

Und wenn es mein Tod wäre, ich muß — ich muß.“

Sie lief dahin, ohne den Blick zu heben. Obwohl die Luft kühl und feucht ging, empfand sie brennenden Durst. Ihre Lippen glühten. So mochte auch er nach einem Trunk frischen Heilmatwassers gestiebert haben. Ihre Hände falteten sich und leise betete sie zu Gott:

„Laß mich nicht umsonst suchen!“ Dabei schritt sie unentwegt in die Ferne.

Nicht weit von der Berchtesgarter Straße erblickte ihr Auge ein kleines Gehöft.

„Hier will ich um einen Trunk Wasser bitten,“ sagte sie halblaut. Vor dem mit offensichtlicher Hast neuangelegten Gärten, das noch des Jaunes entbehrte, stand ein halbwüchsiger Junge und warf etwas in die Luft, sich bemügend, es jedesmal mit dem Munde aufzufangen. Als Rut Wendebühl ihn um einen Trunk anzusprechen, erschrak er. Das kleine Spielzeug entfiel ihm und rollte zu ihren Füßen hin. Sie bückte sich danach. In ihrer Hand lagen ausländisches Geldstück.

„Woher hast du das,“ fragte sie in atemloser Angst und machte keine Miene, ihm sein Eigentum zurückzuerstatten. Der Junge verzog das Gesicht zu einem Weinen und lief hastig davon.

„Es ist ein Cent, ein amerikanisches Geldstück,“ sagte sie heiser vor Aufregung. „In Stechow ist ja noch meines Vaters kleine Münzensammlung mit den genauesten Bezeichnungen, ich kenne es — Rodemann, hast du gehört?“

„Wie soll der Junge wohl dazu kommen?“ meinte er schwerfällig. „Sterher hat sich der Herr v. Biberstein sicherlich nicht verirrt. Wir müssen weiter. Sonst wird es uns noch Nacht!“ drängte er unruhig. „Ich weiß den Weg nach der Bahn auch nicht ganz sicher.“

Sie suchte mit den Augen den Himmel, der seit Tagen grau und verhangen anzusehen gewesen. Jetzt lag über dem neuen roten Dach ein Strich rosigen Lichtes, wie der leitende Stern, der in der Christnacht über Bethlehem gestanden. Ein Jubel klang aus ihrer Stimme.

„Aber ich kenne ihn. Komm nur!“ Sie schritt den schmalen Fußweg zwischen dem Gartenhäuschen entlang und stieg die losen Steinstufen empor. Es machte hier alles noch einen unferlichen Eindruck. Lehm und Mörtel lagen umher. Die Mähren für den Ziehbrunnen starrten aufrecht empor zu beiden Seiten des Häuschens. Als sich niemand auf ihr Klopfen meldete, klinkte sie, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, die Tür auf. Dampf klangen ihre Schritte auf den Steine.

Drinnen zeigte eine verqualmte Lampe mit düsterrotem Licht nur unvollkommen helle Wände und rotgebeizten Hausrat. Eine Frau schlürfte auf sie zu und fragte misstrauisch nach ihrem Begehren.

Erst als sie Karl Rodemann in den Kleidern ihres Standes erblickte, wurde sie ein wenig freundlicher und achtete auf Rut Wendebühls Bitte um Wasser. Aber sie war schwerfällig und verschüchtert und verstand die hochdeutsche Sprache nur unvollkommen. So recht begriff sie nicht, was das Fräulein noch außerdem von ihr wollte. Nur, daß sie sehr durstig sei, wurde ihr klar. Sie war froh, daß sie sich ein Weilschen entfernen konnte, um von dem Nachbargehöft einen Eimer frischen Wassers herzuerschaffen.

Rut Wendebühl ließ sich ermüdet auf die Ofenbank sinken. Sie schämte sich ihrer Finlichkeit, die wiederum so vornehmlich

sich an eine Hoffnung geklammert hatte. Es war ja während des letzten Jahrzehnts so mancher junger Burche aus dieser Gegend übers Meer gewandert. Das Centstück machte wohl einer von ihnen nach Hause geschickt oder mitgebracht haben. Wie durfte sie in einem so umschriebenen Zeichen einen Rettungsanker erblicken?

Rut Wendebühl betete still, daß sie noch leben dürfe, um das Leben eines anderen zu schmücken und zu verschönen.

Karl Rodemann starrte indessen aus dem Fenster und dachte nur das eine: „Wenn es möglich wäre, daß es mir erspart bliebe.“ Er war wieder ruhiger.

So stritten die verschiedenen Hoffnungen gegeneinander, als sich die Tür von der anstoßenden Kammer öffnete und auf der Schwelle der niederen Stube eine Gestalt erschien, auf der sich der Schein des scheidenden Abendlichtes sammelte.

Damit tat sich auch die Tür auf, hinter der Rut Wendebühls Jugend in hoffender Sehnsucht gestanden hatte. Es war nichts dem Licht und Gold um sie und in ihr.

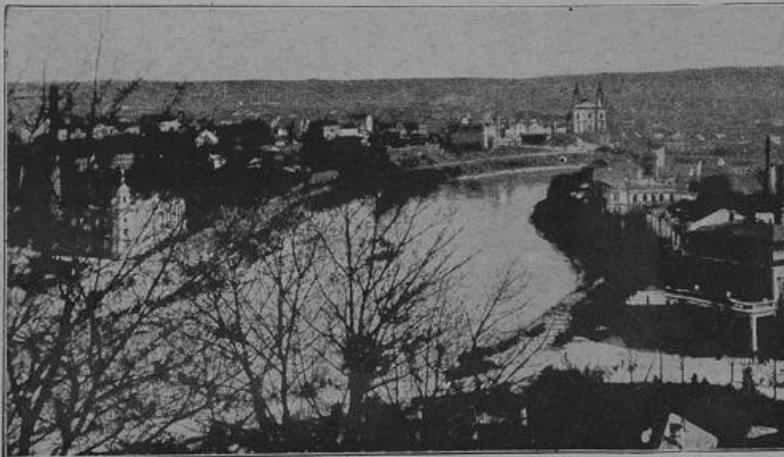
Sie sprach nichts, sie wunderte sich auch nicht, sie stürzte nur dem Manne, der wie erstarrt da stand, entgegen:

„Nun bist du bei mir!“

„Nur „Onkel Biberstein“ konnte sie ihn nicht nennen. Sie wartete, daß er sie küssen sollte, wie einst. Er tat es nicht.

Mühsam hielt er sich aufrecht. Ein Krampf fuhr durch seinen Körper. Seine Hände streckten sich nach ihr aus, trotzdem er dieselben mit der letzten Kraft an sich zu pressen suchte. Sie beugneten den ihren.

„Du, du!“ sagte er nur.



Die Stadt Wilna.

Gesamtansicht der an der Mündung der Wilka in die Wilja gelegenen Stadt.

Da ging wieder die Tür auf. Karl Rodemann schlich sich fort. Ihm schwindelte. Er wollte sich ein wenig auf die lose Stein-
treppe vor das Haus setzen, die Frau fernhalten und auf das Schid-
jal warten.

Nuts Augen hingen unverwandt an Wibersteins Lippen. Seine Stimme war wie gebrochen: „Ich dachte, daß mir dies Wiedersehen eripart bliebe. Vor drei Tagen verließ ich das Gast-
haus, in dem ich dir schrieb, mit der festen Absicht, sogleich wieder
das Meer zwischen uns zu legen. Aber meine Kraft reichte nicht
so weit. Unterwegs brach ich zusammen. Sie hätten mich
sollen liegen lassen. Es wäre auch für dich besser gewesen.“

„Für mich?“ sagte sie voller Staunen, „ich habe doch immer
auf dich gewartet, für dich gelebt! Um dich allein!“

Er glaubte ihr nicht.
„Es ist eine ernste Stunde, die soll entscheiden, ob ich drüben
weiterleben kann. Weißt du alles?“

„Alles,“ sagte sie fest.
„Und du empfindest keine Scheu vor mir, kein Grauen vor
meinen — Händen?“

„Nur Sehnsucht, daß sie wieder in den meinen liegen!“
„Dann bleib ich dir also nur zu lange aus?“

„Biel zu lange!“
„Darum verschentest du dich an den anderen?“
Sie schüttelte den Kopf und lächelte dabei.

„Ich hatte ja nichts mehr zu verschenten. Nur versagen
konnte ich und ein wenig Mitleid geben — vielleicht zu Unrecht.
Aber was schadet das? Du selbst hast mich ja doch gelehrt, daß
wir den Hand freicheln sollen, um ihm das Besten abzuge-
wöhnen.“

„Warum hast du
nichts mehr zu ver-
schenten?“ fragte er
in dumpfer Angst.

Das Licht und
Gold, das Nuts See-
le erfüllte, glitt zu
ihm und hüllte ihn
ein wie eine Wolke
Weihrauch.

„Weil alles dir
gehörte,“ sagte sie
schlicht. — Sein Ge-
fühl wollte sich ent-
fesseln, seine Arme
hoben sich, und den-
noch wagten sie
nicht, die Geliebte zu
umfassen!

Er söhnte etwas
in Dual und Not.

„Ich darf nicht,
ich würde dich be-
scheiden.“ Ihr Bild
lieblos sein dichtes,
blondes Haar, das
einen grauen Schim-
mer trug.

„Wenn du nicht
hier in Deutschland bleiben willst, dann nimm mich mit dir!“

„Wolltest du mir wirklich folgen?“
„Überall hin, wann du es verlangst. Ich habe unerschütter-
liches Vertrauen zu dir. Soll ich dich noch weiter bitten?“ Darf
denn ein Weib das überhaupt? Willst du mir nicht sagen, daß
ich es tun muß?“

„Vor einer Woche hätte ich es getan. Heute darf ich es nicht
mehr. Fühlst du nicht, daß ein Grauen in der Luft schwebt?
Drüben hatte ich es endlich überwunden, weil ich litt. Hier, wo
sich Seligkeiten nahen, erhebt es sich von neuem. Ich darf nicht!
Weil ich dich so über alles lieb habe!“

Das richtete sie wieder empor. Sie nahm den Kampf auf.
„Karl Rodemann ist draußen,“ sagte sie plötzlich mit klingender
Stimme. Sie lief durch die Tür und ergriff den stumpf Da-
stehenden beim Arm.

„Komm mit, er will wieder fort. Du darfst ihn nicht gehen
lassen!“

Er widerstrebe. Sie gab ihn nicht frei. Sie zog ihn fast
über die Schwelle.

„Guten Tag auch, junger Herr!“ sagte Rodemann dumpf.
Wiberstein reichte ihm die Hand. Seine Augen glitten
prüfend über den andern hin, der wie gebrochen vor ihm stand.
„Wir sind beide alt geworden!“
Mehr hatten sie sich nicht zu sagen.

„Ich bin ein Bild nicht losgeworden. Eine grüne Wiese,
auf der Karl Rodemann am Bach stand und Blut an der Hand
hatte — damals, als der Stanislaus Rachitschek aufhörte zu
stöhnen. — Karl Rodemann, heute frage ich dich wieder: Woher
ist in das Blut?“

Die blaffen, festgeschlossenen Lippen hinderten jeden
Laut.

„Du wirst die Wahrheit sagen!“ forderte sie ganz sanft!
Wiberstein verstand nicht, was das zu bedeuten habe. Er
wollte fragen, sich wundern, aber Nut Wendebühl ließ es nicht zu.
Sie sah Karl Rodemann fest an.

„Wenn du weiter schweigst, ist auch mein Leben vernichtet.“
Aber er konnte nicht sprechen.

Wiberstein machte eine ungeduldige Bewegung, als wenn
ein Kreuzträger sich gegen seine Last wehrt.

„Daß es genug sein. Wenn ich auch nicht verstehe, was das
heißen soll, unter meinen Augen darfst du niemand quälen. Und
Rodemann leidet bei deinen Worten. Es ist so weit. Ich will
jetzt ein zweitesmal von dir Abschied nehmen!“

Mit beiden Armen klammerte sie sich an ihn.
„Bleibe — bei — mir!“

Er versuchte sich von ihr zu lösen.
Ein Wimmern klang aus ihrem Mund.

„Hilf mir, Karl Rodemann, hilf mir doch!“
In den Erstarrten kam Leben und Bewegung. Er stürzte
vorwärts. Er schrie es fast heraus.

„Ich will es sagen. — Ich, ich habe damals den Polen tot-
geschlagen. Wir sind miteinander in Streit gekommen. Er kam
um die Miete, der er Schlimmes nachsagte. Da wußte ich nicht
mehr, was ich tat. Ich nahm die Sense und schlug ihn nieder.
Dann troch ich ins Stroh. Als Herr von Wiberstein in die Scheune
kam, taumelte er nochmal auf — ich hab' doch alles mitangesehen.“

Er dachte in seiner
Sterbestunde viel-
leicht, ich wär's, der
zurückkam! Und
Herr von Wiberstein
griff auch nach der
Sense und schlug zu,
aber bloß über die
Hand. Der Stanis-
laus hat wohl gar
nichts mehr gefühlt.
Ein paar Minuten
nachher war's schon
mit ihm aus. Der
Richter hat auch
zwei Diebe gesehen.
Er wird's schon ohne
Bücher wissen. Ich
dachte gar nicht da-
ran, daß Herr von
Wiberstein in Ver-
dacht kommen könn-
te. Erst nachher, wie
ich aus der Hinter-
tür ins Freie auf
die Wiese gelaufen
bin und mir das
Blut abwusch, kam
mir der Gedanke.
Und wie sie dann
alle nachher jagten,
daß er es gewesen
sei, da hab' ich nicht

gegritten. Ich mußte ja doch Hochzeit halten mit der Miete.

Wie nach einem Jahr der elende Junge kam, dachte ich,
das ist nun die Strafe! Wie sie dann nachher starb, dachte ich
wieder, das ist die gerechte Strafe. Aber es ist noch nicht genug
gewesen. Ich mußte es doch bekennen!

Nun will ich gleich aufs Gericht und die dritte Strafe tragen,
die wirklich richtige. Ich danke Ihnen, Fräulein, daß ich endlich
so weit bin. Sie haben mich mit Ihrer Güte weich gekriegt —
und verlassen Sie auch mein Kind nicht!“

Nut Wendebühl und Friedrich Wilhelm von Wiberstein waren
allein miteinander. Er lag zu ihren Füßen.

„Nut, meine Nut.“
Er suchte ihre Lippen.

Und sie schmiegte sich wieder an seine Brust wie in jener
Nacht der Kinderangst. Nur, daß sie es heute in vollbewußter
Frauenliebe tat.

Mit zarten Händen hoben sie den Schleier von den süßen
Geheimnissen der Herzen.

Mit starken Händen bauten sie an ihrer Zukunft.

Nut wollte sogleich in die Försterei übersiedeln, um erst als
sein Weib in ihr Vaterhaus zurückzukehren.

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen,“
„Wu du bleibst, da bleibe ich auch.“

Mit gefalteten Händen hoben sie sich empor. Das Glück
lentte ihre Augen zur Höhe. Es war kein Grollen und Seufzen
in ihnen, warum das alles vorher sein mußte!

Wann hätte auch wohl jemals ein Sieger um vergangener
Schmerzen willen geweint?



Ansicht von Luck, der eroberten Festung in Wolhynien.

Milliardäre.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Lange sollte Forterry nicht in Ungewißheit bleiben; denn nach sekundenlanger Pause drehte sich der Lokomotivführer halb herum und begann mit einer Ruhe, die doppelt unheimlich wirkte: „Was meinen Sie, wenn ich über Simonstowe und die nächste Weiche hinausfahre? Wir prallen dann mit dem „Northem-Express“ zusammen. Ah, was wird das für einen schönen Strach geben!“

Der junge Mensch sicherte halblaut vor sich hin und drehte den Geschwindigkeitshebel noch etwas weiter herum.

Forterry verlor der kalte Schweiß auf der Stirn. Kein Zweifel, der Mann da neben ihm war irrsinnig geworden und wollte den Zug ins Verderben führen.

Der Führer machte sich wieder am Hebel zu schaffen und ließ abgerissene, unverständliche Worte aus. Mit rasender Geschwindigkeit brauste der Zug durch die Landschaft. Die Maschine stieß und schwankte, daß Forterry beinahe seckkrank wurde und jeden Augenblick in Gefahr geriet, zu Boden geschleudert zu werden.

erwidert meine Gefühle; aber der Vater ist wohlhabend und obgleich ich ein festes Einkommen habe, will er uns nicht zusammengeben, weil seine Tochter einen seiner begüterten Freunde heiraten soll. — Ist das nicht schändlich gehandelt?“

„Das kann ich dem Vater nicht verdenken,“ dachte Forterry; laut aber antwortete er, um den Verrückten nicht noch mehr zu reizen: „Ja, das ist ja ein Erzhalunke, dieser Vater! Aber verlieren Sie deshalb doch nicht den Mut. Spielen Sie dem Alten einen Streich: — entführen Sie ihm doch die Tochter — aber machen Sie sich und uns nicht unglücklich.“

Der junge Mann schüttelte mutlos den Kopf; aber Forterry glaubte plötzlich einen rettenden Gedanken gefunden zu haben. Eindringlich bat er: „Fassen Sie doch noch einmal Mut. Ich werde ein gutes Wort für Sie bei diesem Rabenwater einlegen, und Sie können mir glauben, mein Einfluß ist nicht gering.“

Der Führer legte die Hand an den Hebel; aber noch verringerte er die Geschwindigkeit nicht.

„Sie wollten mir also wirklich helfen, das Mädchen meiner Liebe zu gewinnen?“ forschte er mißtrauisch.

— „Mein Ehrenwort! — Ich schwöre es Ihnen!“ bekräftigte Forterry hastig und zu seiner grenzenlosen Erleichterung bemerkte er, wie sich das Tempo des Zuges um eine Kleinigkeit verlangsamte.



Deutsche Truppen beim Bergen von Vorräten aus der brennenden Zitadelle von Brest-Litowsk.

Fieberhaft arbeiteten die Gedanken im Kopfe des Milliardärs. Eines war klar: er mußte versuchen, den Irnsinnigen zu beruhigen. „Was haben Sie denn für ein Vergnügen daran, mit einem andern Zuge zu kollidieren? Lieben Sie denn das Leben nicht?“ forschte er mit einem verzweiferten Versuch, den Irren in eine Unterhaltung zu verwickeln.

„Nein!“ entgegnete der junge Mann schroff; „ich verachte das Leben — ich hasse es!“

„Denken Sie denn gar nicht an all die unschuldigen Menschenleben, die Sie mit ins Verderben reißen wollen?“ faßte Forterry wieder nach und väterlich, beredend, fügte er hinzu: „Wenn Sie absolut den Tod suchen, bringen Sie sich doch wenigstens alleine um!“

Als keine Antwort ertönte, versuchte der Milliardär es auf andere Weise. Mitleidig meinte er: „Haben Sie vielleicht Sorgen? — Ich bin sehr reich und will Ihnen gerne helfen — nur fahren Sie nicht so schnell und machen Sie keine Dummheiten.“

„Nein, gerade die Reichen hasse ich!“ rief der Führer flammenden Auges hervor.

Forterry sah seine Hoffnung sinken; aber er war es gewohnt, einen Plan zähe zu verfolgen.

„Was haben Sie denn gegen die Reichen?“ inquirierte er weiter.

Der junge Mann wandte sein Gesicht etwas dem Frager zu und entgegnete mit weicher, trauriger Stimme, wie sie den Wahnsinnigen eigen ist: „Ich liebe ein junges Mädchen und sie

Der Irnsinnige schien einige Minuten angestrengt nachzudenken; dann jedoch meinte er traurig: „Sie wollen mich nur beruhigen und verweigern nachher, wenn wir in Simonstowe angekommen sind, Ihre Hilfe.“

„So wahr ich Jerobeam Forterry heiße, werde ich alles anbieten, um den Vater des jungen Mädchens gefügig zu machen — und so weit es auf mich ankommt, können Sie meinewegen schon nächste Woche heiraten,“ beteuerte der Milliardär und setzte sein grundehrliches Gesicht auf.

„Geben Sie es mir schriftlich; dann will ich Ihnen glauben,“ schlug der Lokomotivführer mit unerwachendem Mißtrauen vor.

„Ganz wie Sie wünschen!“ beeilte sich Forterry beizustimmen. Er hatte einmal gehört, man könne Wahnsinnige am besten dadurch beruhigen, daß man auf ihre Ideen eingeht. Warum sollte er schließlich diesem jungen Manne nicht durch seine Fürsprache zu einer Braut verhelfen. Die Hauptsache war, daß er selbst heil von der Lokomotive herunter war.

Der Führer hatte mittlerweile ein Blatt Papier und einen Füllfederhalter aus der Tasche gezogen und brückte dem Milliardär das Schreibzeug in die Hand.

„Hier, schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere!“ befahl er kurz. „Fahren Sie aber bitte langsamer. Bei dem heftigen Stoßen kann ich nicht schreiben, wandte Forterry ein.“

Der Irre kam seinem Wunsche nach und diktierte nun mit härterer Stimme:

„Ich, Endesunterzeichneter, verpflichte mich auf Ehrenwort, mit allen Kräften dafür Sorge zu tragen, daß Mr. Robert Kingshall das von ihm geliebte Mädchen zur Frau erhält.“ —

„So,“ meinte der junge Mann befriedigt, „dies dürfte wohl genügen. Jetzt unterschreiben Sie mit Ihrem vollen Namen!“
Gehorsam tat Fozterry was ihm befohlen. Hätte ihm nicht um sein milliardenschweres Leben gebangt, wäre ihm dies Abenteuer vielleicht ganz gelegen gekommen; denn nun durfte er sich rühmen, selbst vor Applepie etwas voraus zu haben — sei es nur eine Stunde furchtbarer Angst, nervenpeitschender Sensation. Plötzlich blinnte der Lokomotivführer sein Gegenüber durchbohrend an und forschte dumpf:

„Halten Sie sich auch an Ihr Ehrenwort gebunden? Werden Sie nicht etwas gegen mich unternehmen, wenn wir in Simonstown anlangen?“

Seine Hand langte wie unabsichtlich nach dem Geschwindigkeitshebel.

„Mein Wort gilt unter allen Umständen. — Ich will den bodenlosen Vater schon klein bekommen; verlassen Sie sich darauf!“ rief Fozterry hastig beschwörend; denn in der Ferne tauchten die Häuser von Simonstown auf und wenn der Ire bis dahin nicht beruhigt war, drohte ihnen allen ein furchtbarer Tod.

Der Lokomotivführer gab sich mit dieser Versicherung zufrieden. Er steckte das wichtige Schriftstück in die Binnentasche seiner schmierigen Arbeitsbluse und stellte dann die Luftdruckbremse an.

Kreisend, Irischend lehnten sich die Räder gegen die hemmende Macht der Bremse auf; aber sie fanden ihren Meister und ergaben sich nach kurzem Kampfe. Die Räder schlotterten dem Büchsenfleischkönig noch, als er wie gerädert die kleine Leiter auf dem Bahnsteig hinabstamm.

Hier in Simonstown sollte erst ein frugales Frühstück von siebenzehn Gängen eingenommen werden.

Mit einem Nu belebte sich die kleine Station wie von einem Bienenschwarm. Aus allen Abteilen drängten sich die Fahrgäste ins Freie und eilten, Violet Fozterry an der Spitze, nach der Lokomotive hin, um aus des Milliardärs eigenem Munde zu hören, wie ihm die Fahrt auf der Maschine gefiel.

Plötzlich hörte Fozterry neben sich wieder die Stimme des Wahnsinnigen, der seinen Posten verlassen hatte und nun harmlos neben dem Büchsenfleischkönig auf die ganze Reisegesellschaft zuschritt.

„Mister Fozterry,“ sagte er in höflichem Tone, „ich werde mich gleich überzeugen können, was ich von Ihrem Ehrenwort zu halten habe; denn die junge Dame, die ich liebe, ist hier auf dem Bahnhofe anwesend.“

Fozterry hörte kaum hin; er eilte auf seine Tochter zu und wollte sie gerade gerührt in seine Arme schließen, da hörte er neben sich wieder des Iren Stimme:

„Und hier ist die junge Dame, Mister Fozterry!“ Er griff nach der Hand des jungen Mädchens und rief so laut, daß die Umstehenden es hören konnten: „Violet, hurra! — Du bist mein! — Dem Vater hat es mir schriftlich gegeben, daß er alles daransetzen will, um uns miteinander glücklich zu machen.“

Fozterry glaubte, angesichts eines solchen Grades von Verdrüßtheit, einen Schlaganfall zu erleiden; aber sein Entsetzen kamte keine Grenzen, als sich Violet dem Lokomotivführer an die schmierige Bluse warf und jubelnd rief:

„Pa, kennst du ihn denn nicht? — Das ist ja Bob, der vorigen Monat um meine Hand anhielt — Bob Kingshall! — Komm, Pa, gebt Euch die Hand. — O, du lieber, guter Pa, mir solche Freude zu machen.“

„Mister Fozterry — ich habe ja Ihr Ehrenwort, nicht wahr?“ lächelte Kingshall und knitterte etwas mit dem bewußten Schriftstück in der Binnentasche

„Gannerbände! knurrte Fozterry, der plötzlich das ganze Komplott durchschaute.“

Doch auch die Umstehenden hatten bald gemerkt, um was es sich handelte. Einige erkannten Kingshall; sie lachten und gratulierten dem jungen Paar.

Da hielt Jerobeam Fozterry es für geraten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er umarmte seinen smarten Schwiegersohn und klopfte sich dann den Sommeranzug ab; denn Ruß und Schmiere der Bluse waren wirklich echt.

Echt war auch das wenig geistreiche Gesicht Barnabas Popples, der wie ein gehorsamer Affenpinscher hinter Violet hergetrottelt war und nun seine Hoffnungen mit Pauken und Trompeten beerbigten konnte.

Dramaturgische Glossen.

Von Alwin Kronacher.

Dr. Alwin Kronacher, der als Nachfolger von Wladimir Jürgens die Oberspielleitung im Bremer Stadttheater übernommen und mit einer Inszenierung des Tasso seine Tätigkeit begonnen hat, hat im Saturn-Verlag Hermann Meister (Heidelberg) ein fesselndes Büchlein „Dramaturgische Glossen“ veröffentlicht, dem die folgenden Proben entnommen sind.

I. Vom Drama.

Oft wird Langeweile für Stilleinheit gehalten. Wie „stillos“ war Shakespeare in seinem reichen Wechsel, in seiner steten Verquickung von Komik und Tragik.

Jeder Fortschritt ist nur ein Ueberwinden. Man kann Schiller überwunden haben und in anderer Form zu ihm zurückkehren.

Mancher „Dichter“ hilft sich mit „vaterländischer Gesinnung“ über seine mindere Geistigkeit hinweg.

Dem alten Begriff des Tragischen ist das ästhetische Mitfühlen mit einem schwachen Menschen fremd. Wer diesen Begriff heute noch vertritt, dem konnten die wissenschaftlichen Ergebnisse unferer Zeit vielleicht in den Kopf, aber sicher nicht ins Herz dringen.

Die Ausdrucksformen für dramatische Situationen sind mit steigender Kultur, mit dem neuerwachten Stilgefühl stillere, feinere geworden. Der lebendige Geist offenbart sich in seiner geringsten Gebärde.

Mit der Steigerung der Kenntnisse hat sich bei den gebildeten und gelehrten Menschen vielfach die Kraft der Anschauung verringert. Das Wissen war dem Können feindlich.

Die Mehrzahl der Menschen kann einen Gedanken nicht als Äußerung eines Geistes, wie ein Gemälde ästhetisch auf



In einer Dogesenkirche.
Retende Soldaten vor dem Abmarsch zur Front.

lich wirken lassen, sondern sie tritt ihm als Partei polemisch gegenüber. Damit hängt das geringe Kunstverständnis in unserer Zeit eng zusammen.

Geschäftsklage Autoren wissen es immer: auf Gefühlsdefekten und historische Erinnerungen fällt das Publikum stets herein und kommt sich dabei noch sehr gebildet vor.

Der Ueberfluß an schlechten Theaterstücken erklärt sich nicht nur aus einem Mangel an künstlerischen Fähigkeiten mancher Schriftsteller, sondern fast noch mehr aus ihrem Mangel an ethischen Qualitäten. Viele haben die Sucht, dem Publikum zu Gefallen zu schreiben, sie buhlen um populäre Wirkung. Und das ist fast noch widerwärtiger als alles andere.

II. Vom Regisseur.

Der Regisseur unserer Tage gibt das geheime seelische Fluidum, die Lust und das Licht des Wertes. Der Regisseur von gestern gibt Strich für Strich die pedantische Illustration des gedruckten Wortes.

Das künstlerisch Wesentliche liegt nie im Stoff, sondern in der Atmosphäre — in jeder Kunst: in der Musik am erkennbarsten, weil kein Stoff vorhanden ist; dann in der Malerei, in der Dichtung wie in der Bühnenkunst. Viele unserer modernen, auch so „fruchtbar“ Roman- und Schriftsteller, die von dieser Atmosphäre keine Ahnung haben, nennt man darum Kunstgewerbetler — der Nachdruck ist auf Gewerbe zu legen — und manche unserer Regisseure sind aus demselben Grunde Handwerker.

Scheinbare „Längen“ in einer dramatischen Dichtung beweisen nicht immer einen Mangel der Dichtung, sondern sehr häufig eine ungenügende Ausführung, vor allem eine mangelhafte Regie, die sich als unfähig erweist, das Auf- und Abschwellen der Rede, die Dynamik und ihr Tempo, kurz die Musik der Szene zu erfassen.

Die Frage, ob die Arbeit des Regisseurs erst auf den Proben beginne, scheint mir eben so sinnlos, wie die, ob die Arbeit des Architekten erst beim Bau des Hauses beginne. Sie tritt, wie diese, auf den Proben in die Erscheinung; innerlich für den Künstler abgeschlossen, ist sie — das versteht sich doch von selbst — schon vorher. Wo es anders ist, da ist Regie keine Kunst, sondern ein unehrliches Handwerk. Ein Handwerk weil mit Hilfe der Gewöhnung lediglich ein paar technische Einzelheiten gegeben werden; unehrlich, weil diese subalterne Arbeit sich als eine Kunstleistung aufzuspielen magt.

Mit den knappsten und einfachsten Mitteln die stärkste Wirkung und den höchsten Ausdruck zu erreichen, das ist für jeden Künstler in jeder Kunstgattung das große Ziel.

Oft gestaltet der Regisseur das zu inszenierende Werk in vielen wesentlichen Punkten überhaupt nicht, sondern er läßt die Worte des Dichters nur aufhängen. Wenn dieses Minus an Gestaltung nicht vermist wird, so liegt das nur daran, daß über die Grenzen des Darstellbaren keine Klarheit herrscht. Es gibt allerdings Gedanken und Empfindungen, die auf der Bühne nicht gestaltet, sondern nur gesprochen werden können. Aber das Darstellbare kennt doch keine bestimmten Grenzen. Sie können vom Regisseur erweitert werden; und wir dürfen den Satz aufstellen,

daß er um so bedeutender in seinem Fache sein wird, je weiter er diese Grenzen zu stecken befähigt ist.

Der „literarische Regisseur“ ist für jeden echten Theatermann ein Widerspruch in sich selbst; ebenso schlimm wie der „gelehrte“ Dichter.

Literarische Dramaturgie ist nur so zu verstehen, daß die tiefsten Absichten des Dichters (man mag das „Literatur“ nennen) auf der Bühne Gestalt und Leben gewinnen.

Das Charakteristikum des Provinzregisseurs ist Deutlichkeit und Indiskretion.

Das innere Erlebnis ist (wie in jeder Kunst) der Schlüssel auch zu jeder künstlerischen Inszenierung. Ist mit Mühe, oft fast von selbst, aber immer mit stilistischer Sicherheit, wird dann der Regisseur dem Erlebten die richtige Form, den ihm adäquaten Ausdruck finden.

Schwieriger als jede Neuinszenierung ist der Kampf, den der Regisseur gegen das Mitgebrachte zu führen hat.

Sprüche.

Halte das Glück wie den Vogel, so leicht und lose wie möglich! Dünkt er sich selber nur frei, bleibt er dir gern in der Hand.

Vom Unglück zum Glücke
Führt Steg nicht,
noch Brücke,
Muß wagen und springen,
Dann wird's dir gelingen.

Wahrheit ist der Siegel Gottes.



Schipp, Schipp, hurra!

Deutsche Armerungsstruppen in Paradeformation, wobei sie ihre Arbeitswaffen präsentieren.

Unsere Bilder.

Der eiserne Hindenburg in Berlin. Unter Beteiligung des Reichskanzlers, der Gattin Hindenburgs, sowie die Spitzen der Behörden, fand die Enthüllung der Riesenstatue und erste Nagelung derselben durch Prinzessin August Wilhelm auf dem Königsplatz statt.

Deutsche Truppen beim Bergen von Vorräten aus der brennenden Zitadelle von Brest-Litowsk. Von der grauenhaften und sinnlosen Zerstörung Brest-Litowsk durch die Russen entwirft der Kriegsberichterstatter des Berner Bundes, der kurz nach der Eroberung in die brennende Stadt kam, folgendes Bild: „Wie Vladimir-Wolynskij und Nowo-Alexandrija haben die Russen auch Brest-Litowsk vor der Preisgabe angezündet. Weitens der größte Teil der großen Stadt ist bis auf taube Trümmer niedergebrannt. Noch lohten, als wir einfuhren, an vielen Stellen die Flammen empor. Aus eben erst eingestürzten Mauern züngelte es rot empor, und gelbe heißende Qualmwolken hemmten den Weg in die ausgebrannte Zitadelle. Auf dem ganzen Weg ins Stadtzentrum sieht Ruine neben Ruine. Die Innenforts sind zerstört, der große schöne Bahnhof ein wüster Trümmerhaufen. Wo sich vorher Stadtviertel an Stadtviertel reihte, ist alles niedergebrannt, ein Chaos von rauchgeschwärzten Mauern und Kaminen. Dazwischen verendetes Vieh, vernichtete Warenstapel. Wo die Säulen von den Flammen verschont geblieben sind, hat die russische Solobeska alles kurz und klein geschlagen. Eine weite Stätte der Vernichtung, die gestern noch mehr als 50 000 Menschen Heimat und Obdach war . . .“



Sprüche.

Denke daran, daß wie dein Auge andere betrachtet, so wirst auch du wieder von anderen bemerkt.

*
Faß' die Gelegenheit nur beim Schopf;
Aber sieh', ob auch echt der Bopf!
Nächtlich sonst von dem ganzen Glücke
Fälst du in Händen die leere Perücke.

Ein durch den Krieg kräftig geförderter Wirtschaftszweig ist nach Schweizer Blättern die alkoholfreie Verwendung des Obstes. Die Genossenschaft für alkoholfreie Obst-

Vorzugspreisen geliefert. — Auch in Deutschland sind solche Obstverwertungsgenossenschaften teils schon vereinzelt begründet, teils geplant. Dieser nützlichen Art der Verwertung des Obstes, insbesondere auch der Herstellung solcher gelunden, natürlichen und wohlschmeckenden alkoholfreien Getränke kann man nur weiteste Ausbreitung auch im Deutschen Reiche wünschen.

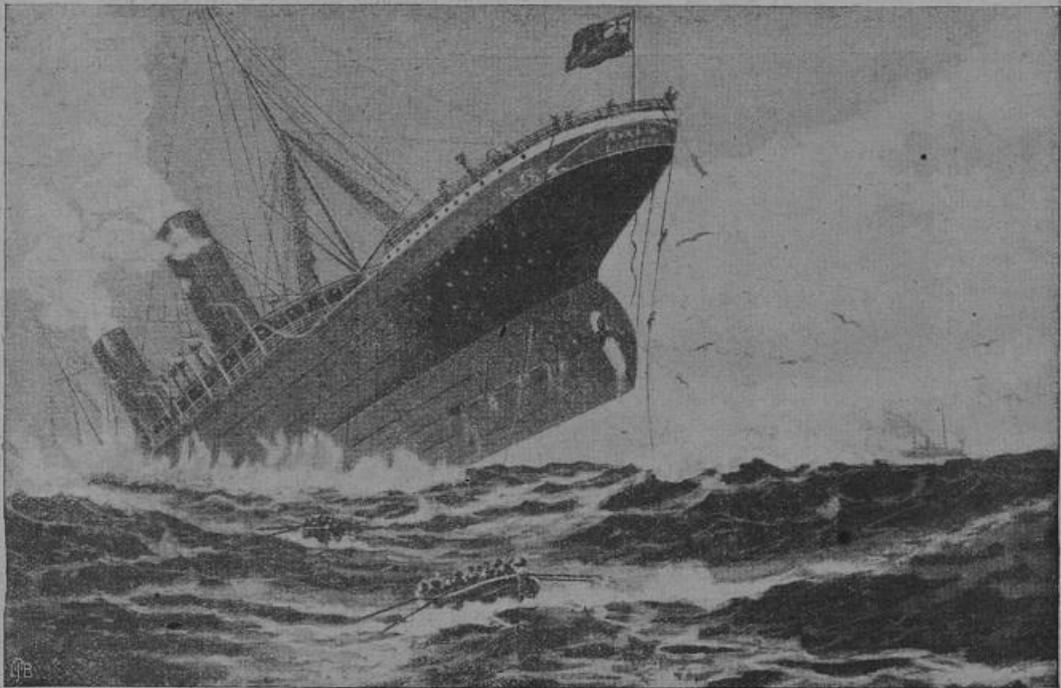
Sohlenertrag für Schuhe. Ein zweckmäßiger Ertrag für durchgelaufene Sohlen in dieser Zeit der Lederteuerung findet sich, so teilt die Kriegsvorlage mit, in allen Federn der Auto- und Fahrradräder. Sie werden in der Größe der Sohle

herausgeben. — „Das will ich tun, Herr,“ erwiderte die Bettlerin, „und Gott schenke Ihnen ein langes Leben bis dahin!“

Der kleine Klaus fragt seine Tante: „Wie sieht der liebe Gott aus?“ — Die Tante weiß nicht recht, was sie sagen soll, schließlich erklärt sie: „Denke dir den schönsten und liebsten Menschen, den du kennst in seinem besten Kleid.“ — Worauf Klaus strahlend ruft: „Ach so, ich weiß schon, wie Mutti ins Gelbide.“

Des Sextaners Klage: „So'n Pech! Ausgerechnet in den großen Ferien muß Warschau noch fallen!“

Bei der Musterung. Stabsarzt: „Haben Sie einen Fehler?“ Refrut: „Ja, ich kann



Leipziger Presse-Bureau

Der Untergang der Arabic.

Nach einer Zeichnung von Dr. Klamroth.)

verwertung in Dpplingen, Kanton Bern, die vor stark Jahresfrist gegründet wurde, hat sich die Aufgabe gestellt, die mancherlei Fragen der gährungslosen Obstverarbeitung (Verarbeitung des Obstes „zweiter Qualität“ zu Nahrungs- und Futtermitteln) in gemeinnütziger Weise lösen zu helfen. Der Weltkrieg und die mit Schwierigkeiten verbundene Nahrungsmittelzufuhr haben mächtig fördernd auf diese Bestrebungen eingewirkt, so daß trotz dem Kriege die genannte Genossenschaft die notwendigen Mittel erhielt und ihren Betrieb im letzten Herbst rechtzeitig aufnehmen konnte. Es wurden da rund 100 000 kg Obst angekauft. Der größte Teil wurde zu alkoholfreiem Most verarbeitet; daneben wurde viel gebört für die Bevölkerung der Umgegend und für eigene Rechnung. Dörrobst und Tafelobst wurden rasch verkauft. Der alkoholfreie Most der Genossenschaft findet beim Militär, in den Mannschaften und Soldatenstuben wachsenden Absatz und wird dorthin zu

ausgeschnitten und am Rande, der bei durchgetretenen Schuhen immer erhalten bleibt, aufgenäht. Auch der alte Gummi reißt nicht durch die Nägel, da die Decken mit einer Stofflage versehen sind. Auch für die Absätze ist das Material geeignet. In Frankfurt a. M. hat kürzlich Unterricht in der Herstellung solcher Sohlen stattgefunden.

Der Zar hat den verbürgten Ausspruch getan: „Wenn der letzte Müschel fallen und mein ganzes Volk auf der Strecke bleiben müßte, ich muß nach Berlin kommen.“ — Nun, warum nicht? Wenn wir ihn bloß rechtzeitig erwischen.

Ein langes Leben. Der Dichter Walter Scott wurde auf einer Wanderung durch Irland von einer Bettlerin angesprochen. Da er in der Tasche keine kleinere Münze als einen Schilling fand, gab er diesen der Frau mit den Worten: „Wenn Sie mich wieder treffen, werden Sie mir

das Schießen nicht hören.“ Stabsarzt: „Ah, da wird schon so laut geschossen, daß Sie's hören.“

Räffel.

Uns durchfrönt des Sonnenlichts Glanz von außen und von innen,
Aber der Regen benezt eine Seite uns nur
Weht uns der Nord ins Gesicht, so schwitz
uns am meisten der Rücken;
Starret die Wiefe von Eis, bieten wir
Blumen dir dar.
Maukt ein Sturm, ein Hagel, ein Stein
uns endlich das Leben,
So verschwinden wir frads, nicht ohne
Schwanengesang.

Auflösung des Räffels in voriger Nummer:
Lautjij.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten
Beleg vom 19. Juni 1901. Verantwortl. Redakteur
F. Keller, Breiteny (Ruhr). Gedruckt und heraus-
gegeben von Breideny & Söhnen in Essen (Ruhr)

Kriegsbilder

Düsseldorfer Tageblatt

Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf m. b. H.

Bezugspreis für Bezahler des „Düsseldorfer Tageblatt“ 10 Pfg. monatlich. Einzelpreis 5 Pfg.



Zum Geburtstag des Deutschen Kaisers.

Kaiser Wilhelm II. in der feldgrauen Uniform.

(Phot. B. L. G.)



Eine in der Kampf-
linie an der Aisne
aufgenommene
Photographie:
Die von den Fran-
zosen gesprengte
Brücke über die
Aisne. Auf dem

Der deutsche Sieg

Generaloberst
v. Kluck (1), dessen
Umgebungs-
operationen zum
Sieg bei Soissons
wesentlich bei-



Gelände jenseits
der Brücke (hinter
der Chaussee) die
feindlichen
Schützengräben,
die inzwischen ge-
nommen wurden.
(Phot. A. Grohs.)

bei Soissons.

trugen, mit seinen
Unterführern,
General von Kluck
(2) und Oberst
von Bergmann (3).
(Phot. A. Grohs.)



Ein künstlicher Wald, der von deutschen Soldaten zur Täuschung des Gegners aus abgeschlagenen Stämmen äußerst geschickt vor einem Schützengraben auf dem westlichen Kriegsschauplatz errichtet wurde. (Hofphot. Krajowski.)



Der Kaiser und Generalfeldmarschall
Graf von Saeferle.



Der Kaiser und Großadmiral von Tirpitz.

Kaiser
Wilhelm



und seine
Berater.

Der Kaiser mit dem Reichskanzler

v. Bethmann Hollweg.



Der Kaiser mit Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz.



Kaiser Wilhelm und sein Bruder, Prinz Heinrich von Preußen.



Eine Massen-Rundgebung der Einwohner von Jaffa (Palästina) für Deutschland und Oesterreich.

Moderne Nachrichtennittel im Kriege.

Je komplizierter der Apparat wird, mit dem heute die kriegerischen Operationen geführt werden, je größere Armeen für den Krieg in Betracht kommen, um so stärker wird die Ausnutzung aller Mittel sein müssen, durch die sich die Führer aller Grade Kenntnis von der Tätigkeit und den Maßnahmen des Feindes verschaffen. Inmitten aller Fortschritte auf dem Gebiete des militärischen Nachrichtensystems jedoch bleibt immer noch, und wohl für alle Zeiten, der



Türkische Reservisten und Freiwillige auf dem Bahnhof in Adrianopel.

Ungarn vor der deutschen Palästina-Bank in Jaffa.

Fußgänger als Überbringer von Nachrichten in seiner altererbten Bedeutung bestehen. Fußgänger sind langsam, sie können höchstens 4-5 km in der Stunde zurücklegen, aber sie sind, weil von jeder Maschine unabhängig, zuverlässig und in jedem Terrain brauchbar. Zumal in Kämpfen im Gebirge, wo hoher Schnee die Verbindung von Truppenteilen stört, wird der Fußgänger als Schneeschuhläufer unschätzbare Dienste leisten. Auch der Meldereiter hat von seiner Brauchbarkeit noch nichts verloren. Einen Kilometer vermag ein gut ausgebildeter Meldereiter in etwa 5-6 Minuten zurückzulegen, wenn es sich um Entfernungen von 15-20 km handelt. Auf größere Entfernungen verringert sich naturgemäß die



Ausbildung von Kriegsfreiwilligen auf dem öffentlichen Platze vor dem Kriegsministerium in Stambul.
(Phot. vom Leipz. Presse-Büro.)



Starkow. Requirieren eines Wagens. Im Hintergrund links die zerstörte katholische Kirche.



Lowicz. Deutsche Soldaten am Brunnen auf dem Altmarkt. (Phot. R. Sannock.)

Aus dem besetzten Polen.

Leistungsfähigkeit. Nämlich groß ist die Zuverlässigkeit der Radfahrer. Die Tagesleistung kann 100 km und noch darüber hinaus erreichen. Allerdings wird sie durch Gegenwind, Steigungen und überhaupt durch die Beschaffenheit der Straßen und Wege sehr stark beeinflusst. Das Kraftrad leistet Durchschnittsgeschwindigkeiten von 20–40 km in der Stunde und 200–250 km am Tage. An die Breite und Beschaffenheit der Wege stellt es keine größeren Anforderungen als das Fahrrad, ist aber in seiner Betriebsfähigkeit nicht durchaus zuverlässig. In dieser Beziehung ist ihm der Kraftwagen wesentlich überlegen. Gerade in dem gegenwärtigen Kriege hat ja die Ausnutzung des Kraftwagens eine bis dahin ungeahnte Vervollkommenung erfahren, und man weiß, daß der Kraftwagen zu militärischen Zwecken aller Art mit dem größten Erfolg verwendet worden ist. Auch von den Flugzeugen kann man sagen, daß sie als Nachrichtsmittel in diesem Kriege eine ganz gewaltige Bedeutung erlangt haben. Ihr Hauptvorteil ist, daß sie vom Gelände völlig unabhängig sind, so wie es andererseits für ihre Verwendung hinderlich



Pioniere legen eine Sprengladung unter eine Weiche, um durch deren Zerstörung den Russen den Rückzug abzuschneiden. (Photo-Union.)

ist, daß sie im Betriebe so sehr an die Witterung gebunden sind. Die Fluggeschwindigkeit, die bisher bei Systemen aller Art erreicht worden ist, beträgt 80–100 km in der Stunde, die Steiggeschwindigkeit 600 Meter in 15 Minuten. Die Fesselballons dienen in den Armeen zur Beobachtung von gegnerischen Stellungen. Ihre Steighöhe beträgt ungefähr 400 bis 500 Meter. Die Sichtweite ist aber selbstverständlich vom Gelände und vom Wetter sehr abhängig, und nur bei äußerst günstigen Verhältnissen erreicht sie mehr als 7 Kilometer. Ihr größter Nachteil ist, daß sie an den Ort gebunden sind, und daß sie dem Gegner die eigenen Stellungen und zumal den Standort der höheren Stäbe veraten. Häufig sind sie auch so ausgerüstet, daß sie in Form photographischer Aufnahmen ihre Meldungen nach

unten erstatten, die in Täschen am Kabel, das sie mit der Erde verbindet, heruntergelassen werden. Den Drahttelegraphen hat in der allerletzten Zeit der Fernsprecher aus seiner früheren Stellung als Nachrichtenmittel so ziemlich verdrängt. Für die Truppenführung ist besonders wichtig, die durch den Fernsprecher erreichte



Deutsche Soldaten helfen zurückgekehrten russischen Frauen beim Suchen nach ihren Habseligkeiten unter den Trümmern. (Photo-Union.)



In einer Kantine des Gefangeneneragers in Jossen. Den gefangenen Soldaten

Wie die Kriegsgefangenen in Deutschland

wird, wie die Preistafel beweist, zu niedrigen Preisen alles Zulässige verabreicht.

Möglichkeit des unmittelbaren mündlichen Verkehrs zwischen den miteinander verbundenen Stäben oder Truppen. Der Fernsprecher leistet gerade in dem gegenwärtigen Kriege in mannigfacher Beziehung, zumal in den Stellungskämpfen, unschätzbare Dienste. Die Funkentelegraphie ist zu einem Nachrichtenmittel allererster Ordnung geworden. In den meisten Armeen beträgt die Reichweite der fahrbaren Feldstationen für Funkentelegraphie 100 bis 200 km. Der Aufbau einer fahrbaren Station mit einem Mast in der Höhe von 15 bis 30 Meter dauert 7 bis 20 Minuten, und ebenso lange der Abbau. Stündlich können von einer solchen Station ungefähr 400 bis 800 Worte gegeben werden. Natürlich muß man damit



Ein französischer Bildhauer, der als Soldat gefangen genommen wurde, erhielt von dem Lagerkommandanten die Erlaubnis, in einem für ihn errichteten Atelier seine Kunst auszuüben.

rechnen, daß auch der Feind die Telegramme mitliest. Darum gelangen bei solchen Nachrichten gewöhnlich Geheimschriften zur Anwendung. Die Schnelligkeit, mit der Funkstationen heutzutage errichtet werden können, geben ihnen den Wert einer sicheren Uebermittlung von Meldungen und Nachrichten, welche die Leistung der Kavallerieausklärung überragt. Die Lichtsignalapparate sind nur in beschränktem Maße, beeinflusst durch die Witterung, anwendbar. Bei Nacht allerdings ist ihre Verwendungsmöglichkeit durch künstliches Licht etwas erhöht. Die Winterflaggen endlich dienen tattischen Zwecken im kleinern Rahmen, innerhalb von Abteilungen, die Fühlung miteinander besitzen.



Freiübungen der Gefangenen. Links, vor der Baracke, von einem kriegsgefangenen Kunstgärtner verfertigte Zieranlage.



Deutsche Soldaten beim Robeln an einem Ruhetage.



Eine friedliche Schlacht mit Schnee-„Schrapnell“. (Photothek.)

Winterfreuden und Leiden



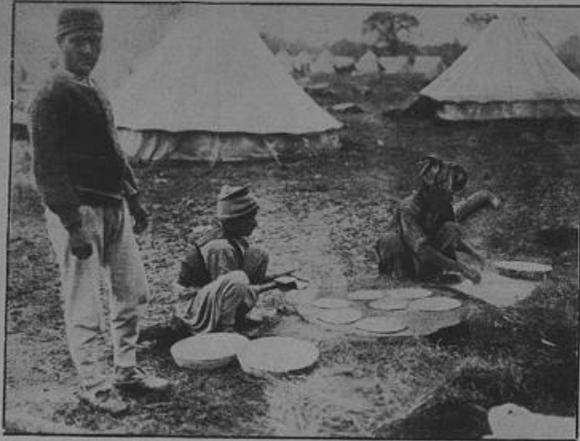
bei den Truppen im Osten.

Deutscher Kürassier, der bei einem Patrouillenritt in eine Schneewehe geraten ist, aus der sich

das Pferd, bis an den Bauch in der weichen Masse versinkend, nur schwer herausarbeiten kann.



Vom Schlachtfeld an der Rawka. Eine russische Feldbefestigung nach der Erstürmung durch die deutschen Truppen. (Phot. R. Sonnecke.)



Indische Soldaten beim Backen von Reisluchten. Die Indier essen nur von ihren Leuten unter genauer Beobachtung ritueller Vorschriften bereitete Speisen.



Französische Soldat beim Kaffeemahlen. Alles kann der Franzose entbehren, nur den Kaffee nicht.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

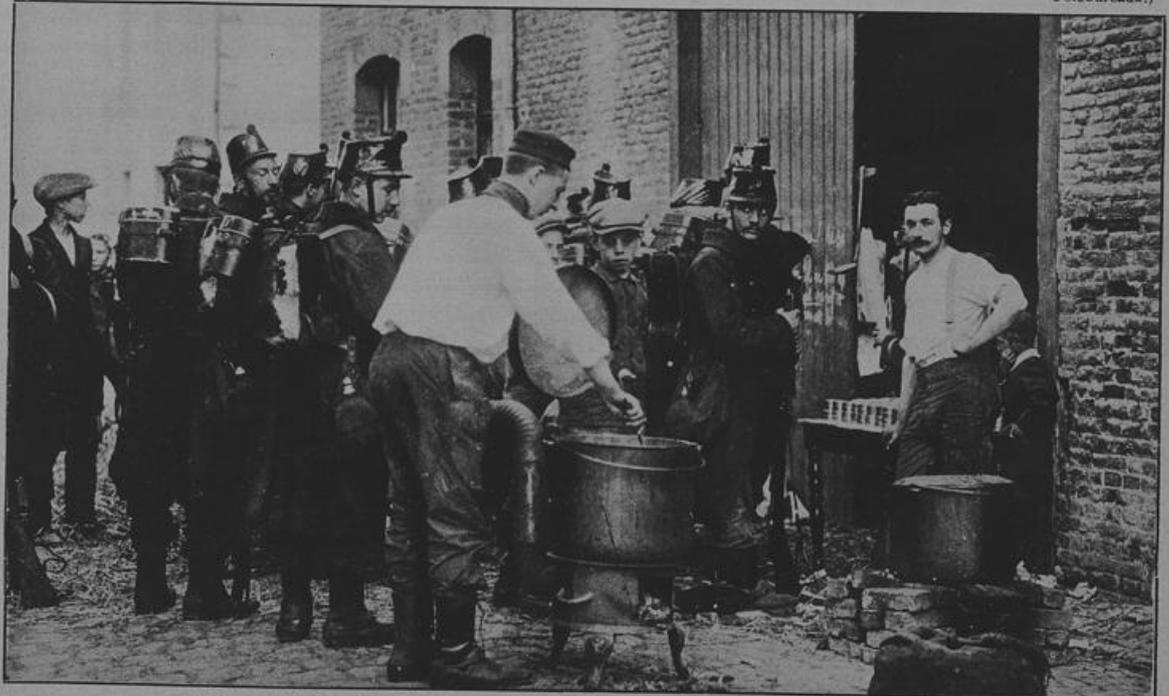


Eine Kriegslift: Französische Soldaten, die sich in einem mit Stroh

Aufnahmen vom Leben hinter der französischen Front.

beladenen Wagen versteckt haben.

(Vereinigte Fotobureaux.)



Speisung belgischer Soldaten in einem französischen Orte vor dem Abmarsch an die Front.

Kriegsbilder

Düsseldorfer Tageblatt

Verlag: Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag Düsseldorf-m. b. S.

Bezugspreis für Bezahler des „Düsseldorfer Tageblatt“ 10 Pfg. monatlich. Einzelpreis 5 Pfg.



Auszeichnung österreichisch-ungarischer Helden.

Mannschaften, die sich in den letzten Kämpfen besonders hervorgetan haben, empfangen vom Erzherzog Peter Ferdinand die Tapferkeitsmedaille. (Phot. Gebr. Haackel.)

Die zweite Kriegstagung des preussischen Abgeordnetenhauses.



Abgeordneter
Hammer-
Zehendorf
(Konf.)



Abgeordneter
Schrader
(Freikonf.)

Preussische
Abgeordnete



Neben-
stehendes Bild:
Die
Abgeordneten
Dr. Crämer
(Nat.-lib.) (1),

in
Feldgrau.

Kandler
(Nat.-lib.) (2)
und
Dümling
(Nat.-lib.) (3).
(Aufnahmen
von Hohlwein
und Gireke.)



Abgeordneter Dr. Liebmann
(Fortchr. Volksp.)



Die Abgeordneten von Prittwitz-Gaffron (Konf.) (1) und
Dr. Levy (Nat.-lib.) (2).



Abgeordneter Otto Andres
(Nat.-lib.)



E. M. Breitung, der jetzige Besitzer des früher deutschen Schiffes „Dacia“, das mit einer Baumwollladung nach Deutschland unterwegs ist.
(Photothek.)



Neueste Aufnahme des Kaisers anlässlich eines Besuches der Truppen in Douai. (Phot. Brämer.)



Admiral David Beatty, der kommandierende Admiral des englischen Geschwaders, das am letzten Gefecht in der Nordsee teilnahm.
(Photothek.)

Munition und Munitionsverbrauch.

Ursprünglich waren dem Verbrauch an Schießbedarf im Gefecht infolge der Konstruktion der Feuerwaffen enge Grenzen gezogen. Das Laden des Vorderladers war eine schwierige Operation, und selbst auch noch der Hinterlader mit der Einzelpatrone verursachte eine Beschränkung des Munitionsverbrauches. Erst das Magazingewehr mit seiner fertigen Patronenpackung und die durch das neue System völlig geänderte Art des Feuergefechtes haben auch hinsicht-

König Ludwig von



König Ludwig im Gespräch mit einem Feldgeistlichen, der sechs

Bayern im Felde.

Söhne im Felde hat, von denen zwei gefallen sind.

lich des Bedarfes an Schießmitteln große Veränderungen gebracht. Damit die Infanterie jederzeit die verbrauchte Munition ersetzen kann, werden der Truppe unmittelbar ins Gefecht die Kompanie- oder Bataillonspatronenwagen, in einigen Armeen auch Munitionstragtiere, nachgeführt. Die Statistik, die den Munitionsverbrauch in den großen Feldzügen der letzten Zeit festgestellt hat, bringt einige sehr interessante Daten über die Menge von Schießbedarf, die sich in verschiedenen Schlachten und Gefechten ergab. Die Preußen gingen in die Schlacht von Leipzig 1813 mit 60 Patronen pro Mann, jedes Gewehr aber verschöß



König Ludwig nimmt die Parade über das 47. (Pofensche) Infanterie-Regiment ab, dessen Inhaber er ist. (Phot. Hoffmann, München.)



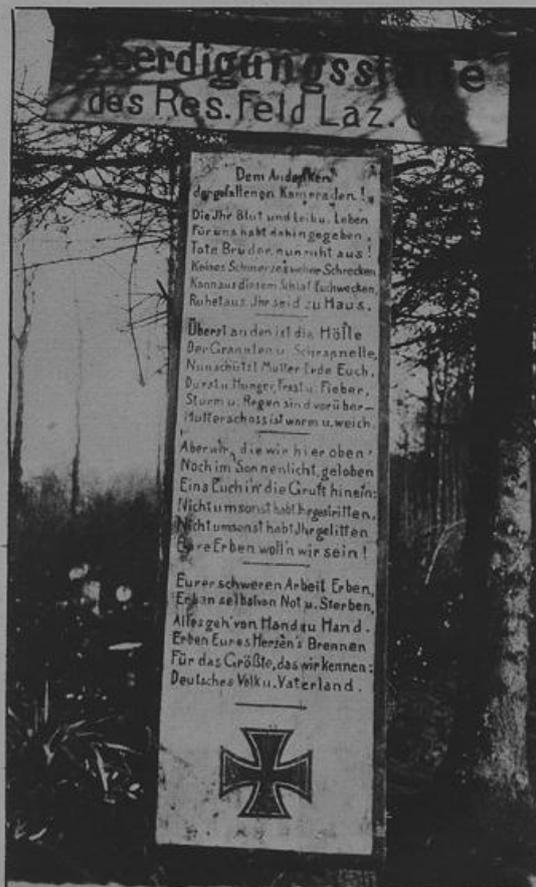
Eine Beerdigung in St. Benoit. Vorn rechts der Feldgeistliche (X) am Eingang zu dem von den

deutschen Truppen errichteten Friedhof.

(Phot. Hoffmann, München.)

nur 20 Patronen. Bei Bionville nahm der preussische Infanterist 80 Patronen mit, er verbrauchte nur 35. Bei Plewna trug der russische Infanterist 60 Patronen bei sich, er verfeuerte aber nur 43. Dafür aber mußten dem russischen Schützen, der in die Schlacht von Liaojan 1904 zog, zu seinen 120 Patronen noch 50 Stück pro Gewehr in die Feuerlinie nachgeliefert werden, und den Japanern wurden bei Kiautschou noch 43 Patronen pro Gewehr in die Feuerlinie nachgeschickt. Auch am Scha-ho 1904 verschossen die Russen viel mehr Munition als sie ursprünglich für das Feuergefecht bei sich hatten, das heißt, statt 120 Patronen 400 pro Gewehr. Alle diese Daten beziehen sich auf den Munitionsverbrauch an einem einzigen Tage der oft, zumal im Japanisch-Russischen Feldzuge wochenlang währenden Positionskämpfe. Bei der Artillerie ergeben sich mitunter noch größere Ziffern für den Munitionsverbrauch. Den größten Verbrauch an Artillerie-Schießmaterial in den letzten Kriegen hatte eine russische Batterie in der Schlacht von Muden im Jahre 1905. Sie verschoss nicht weniger als 504 Granaten an einem einzigen Tage. Auch die Buren brachten es einmal im Kriege gegen England zu 454 Geschossen aus einem Kruppgeschütz. Als Vergleich hierzu sei erwähnt, daß eine bayerische Batterie bei Sedan 156 und eine österreichische Batterie bei Königgrätz 217 Geschosse verfeuerte.

Der gegenwärtige Krieg sieht ungefähr zwölf Millionen Streiter auf den Kriegsschauplätzen versammelt. Wenn nun an einem



Dem Andenken der gefallenen Kameraden von deutschen Soldaten in Nordfrankreich errichtete Gedenktafel.

(Phot. B. J. G.)

einzigem Tage auch nur der zehnte Teil dieser gewaltigen Massen im Gefechte ist, und von diesem Teil nach Abrechnung aller Trains, Kolonnen und sonstiger Nichtstreitbarer nur etwa drei Viertel Millionen Infanteristen im Gefechte sich befinden, so würden nach dem bisherigen Durchschnitt an diesem Tage allein 75 Millionen Infanteriepatronen verschossen werden, nicht gerechnet die etwaige Wirkung der Artillerie in diesem Zeitraum. Eine gewaltige Steigerung des Munitionsverbrauches im Kriege bilden die bei allen Seeren in großer Zahl eingeführten Maschinengewehre, die in wenigen Minuten ganz gewaltige Massen von Infanteriemunition gegen den Feind zu schleudern vermögen.

Die Bestrebungen aller Heeresleitungen, mit der Munition zu sparen, gründen sich darauf, daß tatsächlich in den modernen Gefechten die Gefahr größer geworden ist, daß die Truppe ohne Munition bleibt und dadurch kampfunfähig wird.

Wie wichtig der Munitionsersatz ist, geht allein daraus hervor, daß das Zubringen neuer Munition an Truppen, die sich verschossen haben, in der Wirkung genau so viel bedeutet, wie wenn neue Kräfte in das Gefecht eingefest würden. Rechtzeitig und an richtiger Stelle bereitgestellte Munitionsvorräte tun sehr häufig denselben Dienst wie stark Reserven im Gefecht. Dies alles ist um so wichtiger, weil das Mitführen von Munition bei der Truppe seine natürlichen Grenzen hat.

S. C. Lufztig,
Sauptmann a. D.



In der schweizer Zentrale für
Gefangenenpost in Genf.

Einer der Räume, in denen
die Pakete sortiert werden.



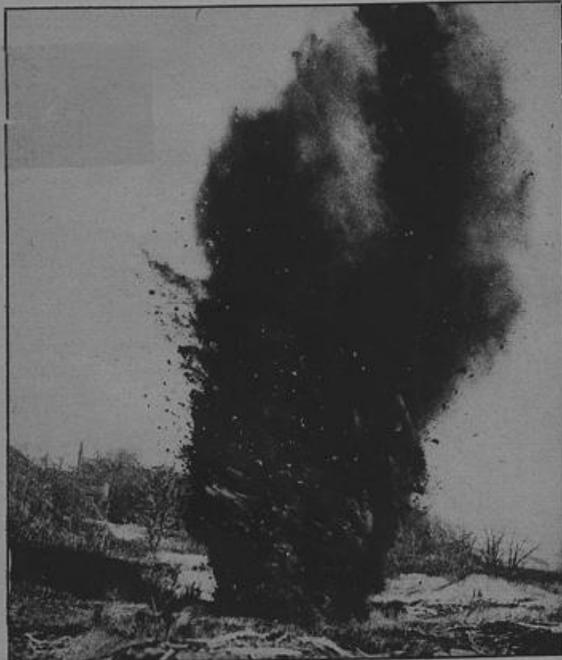
Der ungarische Feuermeister
Philipp Harich
von der Bedienungsmannschaft der
30,5-cm-Motorbatterien zeichnete sich
bei den Belagerungen von Lüttich,
Namur, Antwerpen usw. aus.



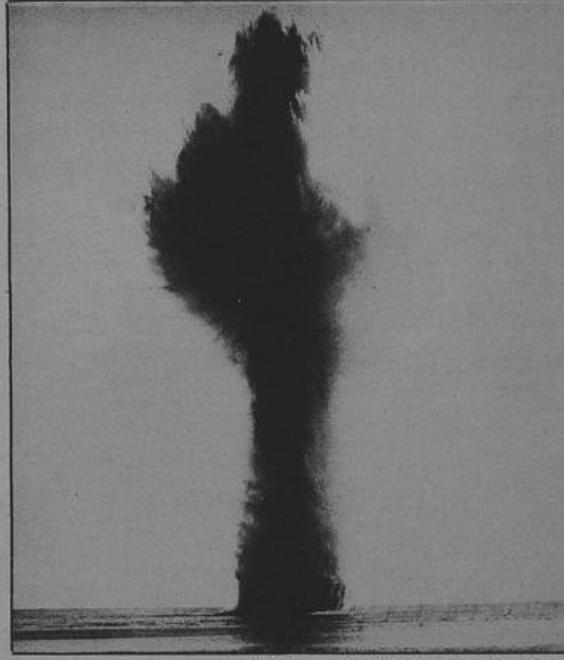
Der Erfinder des neuen Sprengstoffes Leutnant
Woodward (x), bei
der Zubereitung einer Spreng-
ladung.



Dr. Ernest von Roerber,
der als Nachfolger Bilinskis
die Leitung des österreichisch-
ungarischen Finanz-
ministeriums übernahm.



Explosierende Landmine, die mit 15
Pfund des neuen Explosivstoffes ge-
laden wurde. (Photothek.)



Ein neuer Sprengstoff von außerordentlicher
Wirksamkeit für Land- und Seeminen, die Er-
findung eines ameritanischen Pionieroffiziers.

Explosion einer Unterseemine (geladen
mit 173 Pfund). Diese Mine hielt eine
Wasserfäule von 350 Fuß Höhe eine Minute in
der Luft. Die Ladung genügte, um das größte
Schlachtschiff zu zerstören.



Von unseren türkischen Verbündeten. Aufstellung türkischer Maschinengewehre

an einem Waldeckrande auf dem Kriegsschauplatz im Kaukasus. (Phot. L. Pr.-B.)



Von unseren Soldaten gefangen-genommener Gurbha.



Minenwurfapparate und Gewehrgranaten im Schützengraben. Rechts vorn ein Minenwurfapparat (der Soldat, der hinter diesem steht, hält eine Minenbombe in der Hand). Im Hintergrunde ein auf ein Holzgestell montiertes Gewehr für Gewehrgranaten. Vorn sitzen zwei Soldaten mit Handgranaten. (Phot. L. P.-B.)



Ein gefangener Feldwebel der Gurbha.



Abschied vom Lazarett. Infanterist, der in einem Lazarett in Belgien Seilung gefunden, verabschiedet sich von seinen Pflegerinnen.



Belgischer
Knabe gibt
einem deutschen
Soldaten
Auskunft über
den Weg.

Aus dem
Heberschwem-
mungsgebiet:
Ein Ver-
wundeter wird
von seinen
Kameraden
geborgen.

Neue Bilder

Nach der letzten
großen Parade
in Brüssel.
Offiziere aller
Waffen-
stungen bei
Müdtehr



aus Belgien.

von der Parade.
(Im Hinter-
grunde das
Königliche
Schloß.)
(Vereinigtes
Fotobureauux.)



Die deutsche „Wachtparade“ in Brüssel. (Vereinigtes Fotobureauux.)



Der Beobachtungsoffizier eines 30,5 cm-Mörfers prüft durch das Fernglas die Schußwirkung.



Die Wirkung einer in einem vom Feinde besetzten Ortschaft einschlagenden Granate aus einem österreichischen 30,5 cm-Mörser.



Ereue Kameradschaft. Sanitätsoldaten der deutschen Truppen, die in den Karpathen gemeinsam mit den öster-

reichisch-ungarischen Truppen kämpfen, bringen einen verwundeten Österreicher zur Sanitätskolonne.



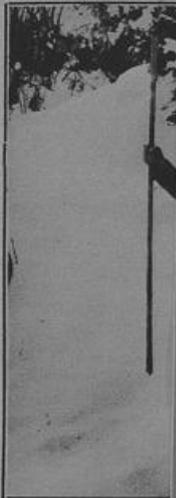
Was der Soldat im Felde braucht! Desinfektionsanstalt in Russisch-Polen. (Phot. Boedecker.)



Der Beobachtungsoffizier eines 30,5 cm-Mörfers prüft durch das Fernglas die Schußwirkung.



Die Wirkung einer in einem vom Feinde besetzten Ortlichkeit einschlagenden Granate aus einem österreichischen 30,5 cm-Mörser.



Ereue Kameradschaft. Sanitätsoldaten der deutschen Truppen, die in den Karpathen gemeinsam mit den öster-



reichisch-ungarischen Truppen kämpfen, bringen einen verwundeten Österreicher zur Sanitätskolonne.

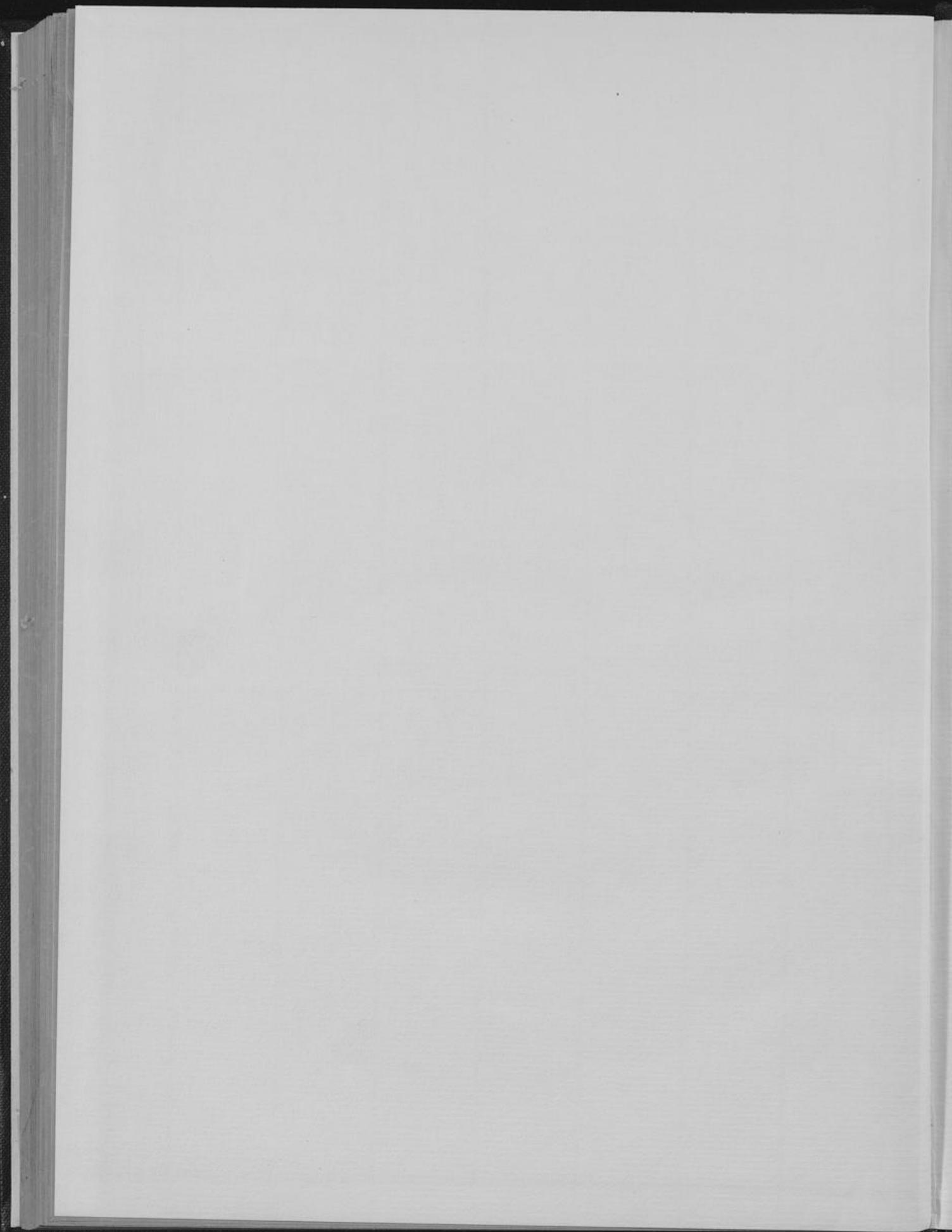


Was der Soldat im Felde braucht! Desinfektionsanstalt in Russisch-Polen. (Phot. Boedecker.)

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN Gray Scale

A	1	2	3	4	5	6	M	8	9	10	11	12	13	14	15	B	17	18	19
		R	G		B			W	G		K			C		Y		M	



TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007

